Es wird gebeten, die entliehenen Bücher innerhalb 3 Wochen zurückzugeben.

Bibliotheks-Ordnung.

1. Bücher werden nur gegen Lösung einer Jahreskarte zu Mk. 3.— und einer Lesekarte zu 25 Pfg. entliehen.
2. Die Leihzeit eines Buches darf die Frist von 3 Wochen nicht überschreiten; wird bei einem Buch wissenschaftlichen Inhalts, Verlängerung der Leihzeit gewünscht, so muß dies bei der Bibliotheksverwaltung angezeigt werden. Romane, Novellen ꝛc., werden nicht verlängert.
3. Wer ein Buch verliert oder beschädigt, hat für dasselbe Ersatz zu leisten; es ist verboten, die Bücher mit Randbemerkungen zu versehen.
4. Der rechtmäßige Eigentümer einer Leihkarte haftet für alle Bücher, die auf Grund derselben entliehen werden. Bücher an Dritte, die nicht demselben Haushalt angehören, weiter zu verleihen, ist strengstens untersagt.
5. Bücher können vorausbestellt werden; die vorgemerkten Bücher werden 3 Tage für den Besteller frei gehalten.
6. Leser, in deren Familie oder Haus eine ansteckende Krankheit herrscht, dürfen während dieser Zeit die Bibliothek nicht benutzen.
7. Etwaigen Wohnungswechsel hat der Leser sofort anzuzeigen.

46 O 116 II.

Die neue Rundschau

XXVIIter Jahrgang der freien Bühne

1916

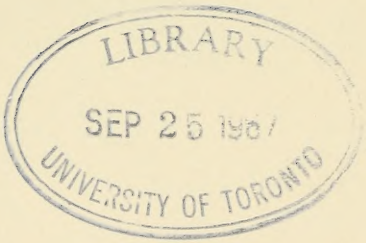
Band 2

Es wird gebeten, die entliehenen Bücher innerhalb 3 Wochen zurückzugeben.

Bibliothek u. Lesehalle des Bildungsvereins E.V. Düsseldorf, Jägerhofstr. 1.

Berlin / S. Fischer / Verlag

Bibl. 13339
707/12/17/18
AP
30
N5
1916
Bd. 2



Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Briefe, Reiſen, Gedichte:

Kaſimir Edſchmid, Der Bezwinger 1073
Otto Flake, In Brüſſel 1381
Irene Forbes-Moſſe, Wie es die Kinder erlebten 1362
Wilhelm von Humboldt, Über deutſche und franzöſiſche Geiſtigkeit 901
Johannes V. Jenſen, Das Bild 1533
Max Krell, Das Meer 1229
Hans Kyſer, Die Stunde des Thomas 955
Angela Langer, Deghina 1115
Wilhelm Lehmann, Der Bilderſtürmer 1327, 1451, 1607
Oskar Loerke, Algeriſche Reiſe 1653
Oskar Loerke, Gedichte 1257
Emil Lucka, Adam 1644
Chriſtian Morgenſtern, Acht Gedichte aus dem Nachlaß . . 1675
Peter Nanſen, Die Brüder Menthe 881, 1033, 1183
Hans Reiſiger, Abend 968
Alfred Wolfenſtein, Die Freundſchaft 1406
Hermann Stehr, Mutter und Tochter 1540
Auguſt Strindberg — Georg Brandes. Ein Briefwechſel . . . 1491

Aufsätze:

Hermann Bahr, Epimenides 1346
Franz Eulenburg, Weltwirtschaftliche Möglichkeiten . 1153, 1297
Edmund Fischer, Monopolismus 865
Ricarda Huch, Terra in aeternum stat 1253
Eugen Lerch, Don Quijote im Spiegel 1103
B. Lawrence Frhr. von Mackay, Jesiret el Arab 1213
Thomas Mann, Der Taugenichts 1478
Ludwig Quessel, Die deutschen Sozialisten und das Problem des Friedens 1441
Rudolf Requadt, Im Kriegsflugzeug 1510
Samuel Saenger, Der Geist vor und nach dem Kriege . . . 1585
Karl Scheffler, Deutsche Landschaften und Menschen 1009
Ernst Schultze, Das jiddische Theater 939
Emil Waldmann, Kunstauktionen 1629
Werner Weisbach, Die italienische Kulturkrisis und der Weltkrieg 1055

Rundschau:

Oskar Bie, Gedanken zur modernen Kunst 1569
Oskar Bie, Stadion 1138
Felix Braun, Geist und Volk 1426
Carl Brinkmann, Neues vom Neuen Reich 970
Friedrich Burschell, Über den Emanuel Quint 1267
Theodor Däubler, Expressionismus 1133
Albert Ehrenstein, Junges Drama 1711
Julius Elias, Deutsche Kunst 1916 975
Arthur Eloesser, Goethes Liebe und Ehe 1699
Willi Handl, Österreichische Menschheit 1128
Kurt Hiller, Über einen neuen Aktivismus 1679
Walter v. Hollander, Die Entwicklung der Kriegsliteratur . 1274

Ricarda Huch, Das Christentum und Nietzsche 1690
Johannes V. Jensen, Peter Nansen und Dänemark . . . 993
Hanns Johst, Alte und Neue Bücher 1279
Junius, Chronik: Kleindeutsche und Großdeutsche 996
Junius: Lesefrüchte 1431
Junius, Politische Chronik: Neue Ziele 1714
Junius, Chronik: Parlamentarisierung der Diplomatie . . . 1573
Junius, Vergeßt nicht 1141
Junius, Wagner—Schmoller—Brentano 1285
Karl Leuthner, Der deutsche, der sozialistische Krieg 1417
Oskar Loerke, Neue Dichtung 1560
Robert Müller, Phantasie 1421
Samuel Saenger, Aus Anlaß eines neuen Bismarckbuches . 1409
Albert Südekum, die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück 1263
Ferdinand Tönnies, Die Arbeiterschaft und der innere Friede 1122
Hans Vorst, Rußland und Europa 1547
Adolf Weißmann, Max Regers Lebenswerk 896

Anmerkungen:

Julius Bab, „Der Jude" 1438
Julius Bab, Ina Seidel 1149
Felix Braun, Grenzen der Seele 1582
Arthur Eloesser, Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse 1437
Gelegentliches (Aus dem Nachlaß Christian Morgensterns) 1151
Moritz Heimann, Reinhard Sorge 1292
Heinrich Eduard Jacob, Das Erlebnis der Neutralität 1726
Carl Jentsch, Ein Lutherbild 1722
Alfred Lemm, Religion als Wille 1148
Herbert Mhe, Palma Kunkel 1725
Max Schippel, Herkners „Arbeiterfrage" 1004
F. Tönnies, Das Gottesgericht 1294
Alfred Vierkandt, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre 1582
Emil Waldmann, Max Liebermanns Phantasie 1006

Monopolismus

von Edmund Fischer

Organisation, das ist Zusammenschluß und Planmäßigkeit, ist die Losung der Zeit auch im Wirtschaftsleben geworden. Gezeugt hat sie der Gemeinschaftsgeist, die Not hat sie geboren. Lebenskraft wird ihr die Vernunft verleihen. Ihr Ziel ist: durch Anwendung des höchsten wirtschaftlichen Prinzips und des Gedankens der Solidarität jedem einzelnen Individuum das möglichst größte Maß von Lebensgütern zu verschaffen. Als eine Tendenz der Entwicklung tritt sie in die Erscheinung. Im Schoße der Gesellschaft bereits herangereift waren die solidarischen wirtschaftlichen Gebilde, die in der Kriegszeit Nöten die Erkenntnis zum Leben erweckten. Ein sozialistisches Werden enthüllt sich unseren Blicken. Jaffé, der Volkswirtschaftslehrer in München, sieht in dieser Phase der Entwicklung zwar eine Militarisierung der Volkswirtschaft. Doktrinäre Marxisten sprechen von Staatskapitalismus. Wie man diese Erscheinung nennt, ist aber ziemlich gleichgültig. Entscheidend ist nur der Erfolg. Worte wechseln ihren Sinn und drücken zu verschiedenen Zeiten auch verschiedene Begriffe aus. Ludwig XIV. konnte mit einem gewissen Rechte sagen, der Staat bin ich. Heute ist der Staat nicht mehr die Herrschaft eines Einzelnen. Mit Worten läßt sich aber nun einmal trefflich streiten und auch ein System bereiten. Und eine jede Sache will ihren Namen haben, die gute wie die schlechte. Eine einheitliche planmäßige Regelung des Wirtschaftslebens kann Freibeuter nicht dulden, schafft also Monopole — der Name ist gegeben. Er ist zwar uralt. Und sein Sinn hat sich so gründlich verändert, wie das Wesen des Staates. Aber Freund und Feind drücken mit ihm den gleichen Gedanken aus. Wem Sozialismus zu ideal klingt, Militarismus zu häßlich, wird mindestens nicht bestreiten können, daß die Monopolisierung großer Gebiete des wirtschaftlichen Lebens zu den sichtbaren Tendenzen der augenblicklichen Entwicklung zählt.

Monopolbildungen sind nicht erst in der Neuzeit aufgetreten. Das Monopol untergrub die mittelalterliche Wirtschaft und war Geburtshelfer beim Entstehen der kapitalistischen Produktionsweise, dessen Grab es nun schaufeln

hilft, um wieder einer höheren Ökonomie die Wege zu ebnen. Seine Formen, in denen es sich auf der untersten und auf der obersten Stufe der kapitalistischen Gesellschaft zeigt, sind so verschieden wie die Formen des Staates. Monopolisten herrschten am Ausgange des Mittelalters und bei Beginn der Neuzeit mit absoluter Macht wie der Fürst im Staate. Nichtsdestoweniger bildeten die Handelsmonopole dieser Zeit gegenüber den mittelalterlichen Handwerks- und Handelsformen die höhere Organisation, was ihnen die Daseinsberechtigung verlieh und den Bestand sicherte. Nur der kapitalistische Großhandel konnte mit den deutschen Erzeugnissen, den Erzen, Metallen, Webwaren, auf dem Weltmarkte auftreten und ganze Schiffsladungen von Spezereien und anderen fremdländischen Produkten aufkaufen, um ihren Vertrieb im Lande zu organisieren. Er schuf so die Vorbedingungen und bildete die Einleitung des kapitalistischen Wirtschaftslebens. Wesensart des Monopols in allen seinen Formen und zu allen Zeiten ist aber die planmäßige und einheitliche Organisation. Das finanzielle Ziel, dem private und staatliche Monopole zustreben, ist ein Erfolg der Organisation, nicht aber die eigentliche Ursache der Monopolbildungen an sich, die stets aus der Notwendigkeit erwuchsen, eine höhere, größere und bessere Organisation der Produktion und des Konsums zu schaffen.

Die verschiedenen Formen des Monopols ergeben sich aus den verschiedenen Zwecken, zu denen das im Monopol verkörperte ökonomische Prinzip nutzbar gemacht wird. Am Ausgange des Mittelalters bildeten sich die Monopole nicht lediglich als Schöpfungen von Kaufleuten, sondern ebensoviel als Erzeugnisse einer staatlichen Finanzpolitik, die für sich die Berechtigung in Anspruch nahm, ein Regal, das ihr zustand, durch vertragsmäßigen Ausschluß einer lästigen Konkurrenz vor der Wertminderung zu bewahren. Als Regalherrn von Erzgruben und Salinen stand den Fürsten im Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit ein gewisses Verfügungsrecht über die begehrtesten Waren der damaligen Zeit, Erze und Salz, zu. Auf Grund ihrer Regalien konnten sie die Monopolbildungen fördern oder in die Wege leiten, was sie im finanzpolitischen Interesse auch getan haben. Sie überließen die Ausbeute der Gruben und Salinen und den Vertrieb der Metalle und Salze gegen hohe Pacht bestimmten Kapitalisten oder aber sie errichteten ein direktes Staatsmonopol. So sind schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auf süditalienischem Boden Salz- und Alaunmonopole entstanden. Das im Jahre 1470 vom Papste Paul II. durch Übereinkommen mit König Ferrante von Neapel gegründete Alaunmonopol brachte der apostolischen Kammer einen jährlichen Reingewinn von 100000 Dukaten. Neben dem Vertrieb der Erze und des Salzes hatten große Handelshäuser auch den alleinigen Handel mit Spezereien und Fischen, Woll- und anderen Waren an sich gerissen. In einem Gut-

achten Augsburger Bürger über Monopole aus jener Zeit wird geklagt: „Ja, torfte man's sagen, monopolia oder furkeff durch die großen heren gestuiert und verkauft, wie kondpar am tag liegt mit alon, specerei, gewand, merlo, metall und anderem usw." Die Fürsten waren nicht selten direkt an solchen Unternehmungen beteiligt, oder aber sie sahen in ihnen Finanzinstitute, die ihren großen und steten Geldbedarf befriedigen mußten. Bekannt sind die Darlehensgeschäfte der Fugger mit Karl V. Das Kupfersyndikat vom Jahre 1498 ist „auf kunigl. Majestät Will und Befehl" zwischen einigen Augsburger Großkaufleuten abgeschlossen worden und lief darauf hinaus, diesen Firmen eine Monopolstellung auf dem bedeutenden venezianischen Kupfermarkt zu sichern. Auch die sogenannten Silber- und Kupferkäufe, die Kaiser Maximilian in Tirol mit den Augsburger Kaufleuten, vor allem mit den Fuggern in großer Zahl abgeschlossen hatte, waren nichts anderes als Monopolisierungen großen Stils. Und es ließen sich die Beispiele einer führenden Anteilnahme der deutschen Könige und Kaiser bei der Entstehung von Monopolbildungen des endenden fünfzehnten und des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts mehren.

Das Neue hat sich zu allen Zeiten nur durchgerungen im Kampfe mit dem Alten. Daß den Monopolbildungen eine Antimonopolbewegung stets auf dem Fuße folgte, kann nicht wundernehmen. Von alters her steht das Monopol heute noch in keinem guten Rufe. Der Name drückt Alleinherrschaft, das ist Tyrannei, aus, die im Wirtschaftsleben am härtesten empfunden wird. Er weckt die Vorstellung von hohen Preisen und erinnert an die unermeßlichen Reichtümer, die den Monopolisten, früher und später, zugeflossen sind. Und hätten beschlossene und niedergeschriebene Gesetze kapitalistische Monopole verhindern können, wäre ihnen in Deutschland schon vor vierhundert Jahren der Boden für immer entzogen worden. Den lauten Klagen und dem unaufhörlichen Drängen des Volkes folgend, holte im Jahre 1512 der Reichstag des Heiligen Römischen Reiches teutscher Nation das erstemal zum Schlage gegen die Monopole aus. Also heißt es im Reichstagsabschied von Trier-Köln Anno M.D.XII: „Und nachdem etwa viel große Gesellschafft in Kauffmannsschafften in kurtzen Jahren im Reich aufgestanden, auch etliche sondere Personen sind, die allerley Waar und Kauffmanns-Güter, als Specerey, Ertz, Wöllen-Tuch und dergleichen in ihre Händ und Gewalt allein zu bringen unterstehen, Fürkauff damit zu treiben, setzen und machen ihnen zum Vortheil solcher Güter den Wehrt ihres Gefallens, fügen damit dem hl. Reich und allen Ständen desselbigen mercklichen Schaden zu, wider gemein beschriebene Kayserliche Recht und alle Erbarkeit: Haben Wir, zur Fürderung gemeines Nutz und der Nothdurfft nach, geordnet und gesetzt und thun das hiermit ernstlich und wollen, daß solche schädliche Handthierung hinführo verboten

und ab sey und sie niemands treiben oder üben soll. Welche aber wider solches thun würden, deren Haab und Güther sollen confiscirt und der Obrigkeit jeglichen Orts verfallen seyn."

Regiment, Reichstag und Reichskammergericht haben sich aber auch noch in den nächsten Jahrzehnten mit der Frage der Monopole lebhaft beschäftigt, ohne daß an dem Zustande irgend etwas geändert worden wäre. Zwar hat des Reiches Anwalt Caspar Marth im Jahre 1523 von der Gewalt Gebrauch machen wollen, die der Reichstag im Jahre 1512 dem Fiskal in die Hand gegeben hatte, und eine ganze Anzahl Augsburger Handelsherren, Jakob Fugger, Andreas Grander, Christoff Herwart, Ambrosius Höchstetter, Bartholome Weiser, Andreas Rem und ihre Mitgesellschafter, vor Gericht gezogen. Kaiser Karl V. befahl aber von Burgos in Kastilien aus, sofort das Verfahren gegen die Augsburger Kaufleute einzustellen. In dem Schreiben Karls V. an den kaiserlichen procurator fiscalgeneral und des reichs lieben getreuen Caspern Marth heißt es unter anderem: „Und wiewol wir des willens und endtlicher meinung sein, daß im heiligen reich in zeit unsrer regierung kein monopolien getriben, auch alle verpottne unzimlich kauf und verkauf abgethan werden, so khunnen wir doch diser zeit aus etlichen trefflichen und wolgegrunten ursachen (uns dazu bewegend) kainswegs zusehen noch gestatten, daß dermaßen wider obgemelt kaufleut gehandelt und procediert solt werden." Auch die Erben Jakob Fuggers hat Karl V. gegen jede Belästigung seitens des Reichsfiskals in Monopolangelegenheiten in Schutz genommen. Und im Jahre 1525 hat er bestimmt, daß die Kontrakte, die den Erzgroßhandel in die Hände weniger reicher Kaufleute auslieferten, nicht als monopolistisch im Sinne der Reichstagsverhandlungen über Monopole angesehen werden sollten und dürften.

Die Fürsten förderten und schützten die frühkapitalistischen Monopole zweifellos im eigenen und im finanziellen Interesse des Staates. Aber es lag auch ein großes Stück Wahrheit in der Behauptung, mit der Karl V. die Erlaubnis zu Monopolen im Erz-, besonders im Kupfer- und Queckſilbergroßhandel begründete, daß ohne die Monopolerlaubnis für den Erzgroßhandel die Bergwerke nicht in dem starken Maße wie mit derselben abgebaut, also Mangel an dem betreffenden Metall entstehen und die Preise erst recht in die Höhe getrieben würden. Das Monopol hat ja auch nicht erst den großen Handelsbetrieb geschaffen, die Monopolstellung ergab sich vielmehr in der Regel aus der Größe des Unternehmens von selbst, das den ganzen Handel mit gewissen Produkten an sich zu reißen verstand. Mit der Ausbreitung des Handels, der Entstehung zahlreicher großer Unternehmungen, der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise wurden die frühkapitalistischen Monopole von der Konkurrenz durchbrochen und sie verschwanden.

Als eine Form der indirekten Besteuerung haben sich die staatlichen

Produktions- und Handelsmonopole bis in die heutige Zeit hinein erhalten und gewinnen jetzt an Ausbreitung und Bedeutung. Noch besteht in Österreich-Ungarn das Salzmonopol, wie einstmals in Preußen. Frankreich, Spanien, Österreich-Ungarn und Japan haben ein Tabakmonopol, Frankreich außerdem ein Zündholzmonopol und Pulvermonopol. Während des Krieges sind in allen kriegführenden und auch in neutralen Staaten eine ganze Reihe staatliche Monopole geschaffen oder in Aussicht genommen worden, entweder als reine Kriegsmaßnahmen zur Sicherung und zweckmäßigen Verteilung gewisser Produkte, oder auch als dauernde finanzpolitische Einrichtung zur Deckung der Kriegskosten. Während aber das mittelalterliche Monopol die Entstehung des Großbetriebes auf kapitalistischer, individualistischer Grundlage darstellt, bedeutet das moderne Monopol das Ende des wirtschaftlichen Individualismus. Und die Monopole wachsen heute mit einer Art von Naturnotwendigkeit aus der ökonomischen Entwicklung heraus, als die wirtschaftlichen Organisationsformen der kommenden Zeit.

Der großartigen und rapiden Entwicklung der Technik ist es zu danken, daß die industrielle Produktivität in den höchstentwickelten Industrien heute schon größer ist als der Weltbedarf der in Frage kommenden Industrieprodukte. Wenige große Spinnereien Englands, von denen jede nur eine bestimmte Garnnummer erzeugt, decken den gesamten Weltbedarf an Feingarnen und müssen öfters den Betrieb ruhen lassen, weil Überproduktion eingetreten ist. Die mechanischen Seidenwebereien Deutschlands und Frankreichs vermochten bei schrankenloser Produktion solche Massen von Seidenwaren herzustellen, daß der Weltmarkt sie gar nicht aufnehmen konnte. Infolge der fortgesetzten Überproduktion herrschte in der Seidenindustrie eine permanente Krisis, unter der die Arbeiter wie die Unternehmer litten, bis eine einheitliche Regelung der Produktion und des Vertriebes in Organisationen (Kartelle) erfolgte, die den Charakter eines Monopols tragen. Ähnliche Wirkungen hat die technische Entwicklung in einer großen Reihe von Industriezweigen hervorgerufen, so daß schon vor Ausbruch des Krieges die Produktion oder der Vertrieb von Kohle und Stahl, Spiritus und Farben, Kautschuk und Guttapercha, Kali und Soda, Glühkörper und Akkumulatoren, Aluminium und Zink, Leim und Jute, Linoleum und Druckpapier, Flaschen und Spiegelglas, Steingut und Seide, Reis und Pulver monopolisiert waren, zum großen Teil lückenlos, zu einem kleineren Teil erst bis zu einem gewissen Grade. Daß diese Monopole in den Rahmen unserer Rechts- und Staatsordnung nicht passen, wie es in Dr. Fritz Kestners mutigem Buche über den Organisationszwang heißt, „daß sie Machtkörper darstellen, die die Staatshoheit übermäßig beschränken und daß sie das Privatrecht, das für alle anderen maßgebend ist, tatsächlich in wichtigen Teilen außer Kraft setzen, insbesondere Abhängigkeitsverhältnisse

schaffen, welche sich weder mit der allgemeinen Vorstellung der Rechtsgleichheit, noch mit den wirtschaftlichen Interessen der Beherrschten vertragen," ändert nichts an der Tatsache, daß diese Formen der Produktionsorganisation ein Stadium der ökonomischen Entwicklung bilden, das nicht umgangen werden konnte. Nicht über ein Für oder Wider ist in der Monopolfrage zu entscheiden, die Fragestellung lautet vielmehr: private oder staatliche Monopole?

Man trifft den Kern der Sache aber richtiger, wenn man die Frage so stellt: Sollen im Wirtschaftsleben einige wenige große Unternehmer monopolistisch herrschen, oder sollen die in Frage kommenden Zweige der Produktion und des Handels staatlich geregelt und verwaltet werden? Das Staatsmonopol ist heute keine Alleinherrschaft einzelner Machthaber mehr, keine Tyrannei, sondern eine wirtschaftliche Organisation und Verwaltung, an der das Volk mehr oder weniger, je nach dem Stand der demokratischen Entwicklung, Anteil nimmt. Nicht nur, daß vom Volke gewählte Körperschaften die Gesetze beschließen und die Verwaltung kontrollieren, es bilden sich die modernsten Monopole öffentlich-rechtlichen Charakters auch gar nicht mehr als reine staatliche Verwaltungseinrichtungen heraus. Zu den Trägern des geplanten Petroleummonopols sollten auch Organisationen des Volkes, Konsumvereine und Verkäuferverbände, gehören, denen auch ein Anteil an der Verwaltung zugesichert war, während der Reichstag die oberste und entscheidende Behörde gebildet hätte. Das während des Krieges errichtete Getreidemonopol stützt sich ganz auf die kommunalen Selbstverwaltungskörper und auf freie Organisationen, und es könnte auch in Friedenszeiten keine andere Form erhalten. Auf staatlicher, kommunaler und genossenschaftlicher Grundlage bildeten sich in den letzten Jahren die starken Anfänge eines Elektrizitätsmonopols heraus. Kommunale Milchzentralen, die Embryonen der kommenden gesellschaftlichen Regelung der Milchversorgung, entstehen als Genossenschaften, deren Mitglieder die Stadtgemeinde, der Kreis, Konsumvereine, Gewerkschaften, Frauenvereine und landwirtschaftliche Genossenschaften bilden.

Ursache, Gestalt und Zwecke der modernen Monopole auf öffentlich-rechtlicher Grundlage sind also grundverschieden von denen der frühkapitalistischen Monopole, mit welchen die heutigen nur noch den Namen gemeinsam haben. An dieser Tatsache wird dadurch nichts geändert, daß auch heute noch der Staat Monopolbildungen im fiskalischen Interesse vornimmt. Das finanzpolitische Ziel kann bei Staatsmonopolen auch erreicht werden ohne Verteuerung des Produktes. Man hat berechnet, daß bei einem staatlichen Zigarettenmonopol Millionen allein schon dadurch erspart würden, daß die Kosten der Reklame wegfielen. Post- und Eisenbahnen werfen hohe Gewinne für die Staatskasse ab, obwohl sich unter staatlicher Verwaltung der Verkehr verbesserte und verbilligte und auch die

Löhne der Arbeiter und die Gehälter der Angestellten erhöht worden sind. Monopole als eine besondere Form der indirekten Besteuerung sind nur eine Nebenerscheinung und bringen nicht die Wesensart des modernen Monopolismus zum reinen Ausdruck. Zweck des modernen Monopols öffentlich-rechtlichen Charakters ist stets die Anwendung des ökonomischen Prinzips im Interesse der Gesamtheit. Es können sich deshalb auch Monopole bilden ohne eine Gewinnabsicht, lediglich zu dem Zwecke, durch eine einheitliche, planmäßige zentralisierte Organisierung der Produktion oder des Vertriebes die Bevölkerung mit billigen und guten Nahrungsmitteln oder Bedarfsartikeln zu versorgen, wofür ja in der Kriegszeit der Beispiele genug geliefert worden sind.

Die Monopolstellung für ein kleineres abgegrenztes Gebiet oder für das ganze Land ergibt sich übrigens heute bei einer großen Anzahl von Unternehmungen aus der Natur des Betriebes ganz von selbst. So im Verkehrswesen bei der Post und den Eisenbahnen, der Telegraphie und den Fernsprecheinrichtungen, den Straßenbahnen und Autolinien. Aber auch bei der Versorgung mit Wasser, Gas und elektrischer Energie. Es hat die Praxis auch bereits die Entscheidung in der Streitfrage gefällt, ob diese monopolistischen Unternehmungen auf öffentlich-rechtliche Grundlage gestellt oder kapitalistischer Ausbeutung überlassen werden sollen. Im Eisenbahnwesen bestand in Europa bei Ausbruch des Krieges nur noch in England und Spanien reiner Privatbetrieb. Vor drei Jahren wurde aber bereits in England die Verstaatlichung der Eisenbahnen eingeleitet, die sich im Interesse des Verkehrs dringend notwendig machte und selbst von den Eisenbahngesellschaften gewünscht wurde. Die englischen Eisenbahngesellschaften zahlten in letzter Zeit nur noch geringe Dividenden. Die Kompliziertheit des vielfältigen Betriebs der mehr als siebzig Gesellschaften machte doppelte Schuppen, Bahnhöfe, Büros usw. und das große Abrechnungshaus in London nötig, wo mehrere tausend Beamte lediglich damit beschäftigt waren, den bei Durchgangskarten der Reisenden und bei Durchgangsfrachten für jede Gesellschaft entfallenden Gewinn herauszurechnen. Nach Ausbruch des Krieges hat die englische Regierung die Eisenbahnen unter staatliche Kontrolle gestellt, und mittlerweile dürfte sich die Verstaatlichung soweit vollzogen haben, daß sie nur noch der gesetzlichen Regelung bedarf. Auch in Amerika, wo Ende 1911 von 541028 Kilometer Bahnlänge nur 19970 Kilometer Staatsbahnen waren, hat in den letzten Jahren eine kräftige Bewegung für die Verstaatlichung der Post und der Eisenbahnen eingesetzt. Reinen Staatsbetrieb im Eisenbahnwesen haben in Europa, von unbedeutenden Nebenlinien abgesehen, Deutschland und Belgien. Dänemark, Italien, Niederlande, Norwegen, Österreich, Rußland und die Schweiz haben überwiegenden Staatsbetrieb, die

übrigen Länder gemischten Betrieb. Soweit in einzelnen Ländern die Post, das Telegraphen- und Fernsprechwesen noch nicht staatlich verwaltet werden, wird die Staatsregie erstrebt. Die Wasserversorgung liegt in den Städten überall in Händen der Stadtverwaltung, die Produktion und der Vertrieb von Gas sind zu einem großen Teil kommunalisiert. Ein Elektrizitätsmonopol auf öffentlich-rechtlicher Grundlage ist im Werden.

Ein Vierteljahrhundert nur ist verflossen, seit die erste elektrische Kraftübertragung von Lauffen am Neckar aus für die elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt a. M. vorgenommen worden ist. Und nun durchzieht bereits ein millionenmaschiges Leitungsnetz alle Gaue des großen Deutschen Reiches, der Elektronen Götterkraft von großen Zentralwerken aus in Städte und Dörfer, Fabriken und Bauernhöfe, Paläste und selbst in die entlegensten Hütten zu tragen, Arbeitskraft, Licht und Wärme spendend. Es drischt und buttert der kleinste Bauer im einsamen Tale mit Hilfe der elektrischen Energie, die ihm ein oft stundenweit entfernt liegendes Kraftwerk für geringes Entgelt liefert. Nicht nur die Straßen und die menschlichen Wohnungen, auch die Ställe des Viehs prangen abends in den hellen Strahlen des elektrischen Lichtes. Elektrisch betrieben werden die Straßenbahnen und auch schon Eisenbahnen, die Arbeitsmaschinen in Fabriken und Werkstätten, die kleine Waschmaschine im Haushalte des Arbeiters und der Haartrockner im Toilettenzimmer der Dame. Riesenwerke nur, die über das Ausmaß auch der bisher größten Kraftzentralen weit hinausgehen, können den Strom so billig liefern, wie er heute zu Kraft-, Heiz- und Leuchtzwecken unbedingt gebraucht wird. Veraltet, unbrauchbar geworden sind Elektrizitätswerke, die noch vor zehn Jahren riesengroß erschienen. Es werden nur noch Werke gebaut, die ganze Provinzen oder Länder mit Kraft und Licht versorgen können. Technisch wäre es heute schon möglich, die ungeheuren Wasserkräfte Norwegens, in elektrische Energie umgewandelt, nach Deutschland zu leiten, um hier von einem einzigen Zentralwerke aus den Strom an die 70 Millionen Bewohner des Deutschen Reiches abzugeben. Flüsse müssen reguliert, Talsperren angelegt, Kohlengruben erworben werden, um solche Riesenwerke errichten zu können. Deren größte Energiekonsumenten, die Eisenbahnen und Straßenbahnen, die Städte und Fabriken: Staat, Gemeinden, Verkehr, Produktion — das ganze Volk würde in die wirtschaftliche Abhängigkeit der zwei dominierenden Elektrizitätsgesellschaften, einer Handvoll Kapitalisten geraten, wenn der Staat ruhig zusehen würde, daß diese Zentralkraftwerke von privaten Unternehmern errichtet und betrieben werden. Am 1. April 1913 wurde von Deutschlands Bedarf an elektrischer Energie zwar erst der dritte Teil in 625 Werken erzeugt, die sich ausschließlich im Besitze und Betrieb öffentlich-rechtlicher Körperschaften befanden. Aber die neuen Zentralwerke,

auf die sich das kommende Monopol stützen muß, werden nun vom Staate und den Gemeinden direkt oder mit deren Beteiligung nach Verträgen gebaut, welche den öffentlich-rechtlichen Körperschaften den entscheidenden Einfluß in der Verwaltung sichern und die baldige Überführung des Unternehmens in öffentlichen Besitz ermöglichen. Des Königreichs Sachsen gesetzgebende Körperschaften sind mit der gesetzlichen Regelung des staatlichen Monopols in der Elektrizitätsversorgung beschäftigt. Im Großherzogtum Baden soll in diesem Jahre das staatliche Murgkraftwerk bei Forbach im Schwarzwalde in Betrieb genommen werden, das bei einem vorgesehenen weiteren Ausbau jährlich 130 Millionen Kilowattstunden Energie abgeben und ganz Baden, Teile von Württemberg, Elsaß-Lothringen und der Rheinpfalz mit Elektrizität versehen kann. Bei vollbelastetem Werk werden die Erzeugungskosten nur drei Pfennige für die Kilowattstunde betragen. Bayern errichtet ein großes Staatswerk am Walchensee, dessen gewaltige Wasserkräfte die Energie für den elektrischen Betrieb der bayerischen Staatsbahnen und darüber hinaus für Fabriken und Gemeinden erzeugen können. Im oberen Quellgebiet der Weser wird vom preußischen Staat eine große staatliche Kraftzentrale errichtet, die neunzehn Kreise in den Provinzen Hannover, Hessen-Nassau und im Fürstentum Waldeck mit elektrischer Kraft versorgen kann. Ein systematischer Ausbau der Elektrizitätsversorgung durch Errichtung größerer, das Gebiet mehrerer Kreise umfassender Überlandzentralen, deren Baukosten die Provinz, die Kreise und die Gemeinden trugen, wurde in Pommern bereits im Jahre 1912 in die Wege geleitet. Das von den Russen zerstörte Ostpreußen soll nach dem Kriege auf dieser öffentlich-rechtlichen Grundlage mit Elektrizität versorgt werden. Berlin hat bald nach Ausbruch des Krieges seine Elektrizitätswerke in eigene Regie genommen. Eine Vorstufe zum Staatsmonopol stellt auch der gemischte Betrieb dar, wie er in Hamburg seit April 1913 für die Versorgung des Gebiets mit elektrischer Energie besteht.

Eine große Zukunft wird das staatliche Elektrizitätsmonopol zu erwarten haben. Die Maschinenleistungsfähigkeit der bestehenden öffentlichen Elektrizitätswerke beträgt heute erst 2 Millionen Kilowatt mit einem Verbrauch von jährlich 2,8 Milliarden Kilowattstunden, während der gesamte Licht- und Kraftverbrauch Deutschlands, die Eisenbahnen eingerechnet, umgerechnet in Kilowattstunden, auf 40 Milliarden geschätzt wird. Und man rechnet damit, daß sich dieser Verbrauch in einem Zeitraum von zehn Jahren verdoppeln werde. Der gesetzlichen Durchführung des staatlichen Elektrizitätsmonopols für ganz Deutschland stehen keine großen Schwierigkeiten im Wege, weil die meisten Zentralkraftwerke erst noch errichtet werden müssen, die eigentliche elektrotechnische Industrie nicht in das Monopol eingezogen werden soll. Nur um die Erzeugung und Verteilung der elektrischen

Energie kann es sich zunächst beim Elektrizitätsmonopol handeln. Wird die Kraftverteilung den Gemeinden und Kommunalverbänden überlassen, während in den großen staatlichen Zentralstationen nur der Strom erzeugt wird, dann sind Tausende von Selbstverwaltungskörpern die Träger dieser bedeutungsvollsten wirtschaftlichen Organisation, die je die Welt gesehen hat. Das wesentlichste Produktionsmittel, die gewaltigsten Kräfte, die der Mensch der Natur abzuringen vermag — Aristoteles' Hoffnung erfüllend, daß einst die Götter vom Himmel steigen werden, um die Arbeit der Menschen zu verrichten! — gelangen in öffentlichen Besitz, in die Selbstverwaltung des Volkes. Arbeitskraft, Wärme, Licht werden Wucherhänden entzogen und von der Volksgemeinschaft an die Verbraucher abgegeben. Von dieser Zentralisation der Produktion und demokratischen Regelung der Verteilung nur ist die Erreichung des möglichen Mindestmaßes an Erzeugungskosten zu erwarten. Die Entwicklung bewegt sich auch nach dieser Richtung hin. Aber eine reichsgesetzliche Regelung des Monopols macht sich notwendig, damit die Verteilung der Zentralwerke über das Reich sich nicht partikularistisch nach den vielen Landesgrenzen gestaltet, sondern zweckmäßig nach dem Bedarf, und in ganz Deutschland für den Strombezug einheitliche Bedingungen geschaffen werden.

Das staatlich geregelte Elektrizitätsmonopol wird das Gasmonopol, das Petroleummonopol und das Stickstoffmonopol nach sich ziehen. Gas und Elektrizitätsmonopol ergänzen sich in der Versorgung der Gemeinden mit Licht und Heizkraft. Die Gasproduktion, die naturgemäß eine Monopolstellung einnimmt, ist heute schon zu einem großen Teil kommunalisiert, ihre staatliche Regelung bedeutet nur, daß das bestehende Monopol allgemein auf eine einheitliche öffentlichrechtliche Grundlage gestellt wird. Eine gesetzliche Regelung des Petroleummonopols stand bei Ausbruch des Krieges vor ihrem Abschluß, sie wird nach dem Kriege sich wesentlich einfacher vollziehen, weil an und für sich der Vertrieb von neuem organisiert werden muß. Das Stickstoffmonopol ergibt sich aus dem Elektrizitätsmonopol von selbst, sofern, wie man annimmt, der inländischen Stickstoffgewinnung auf elektrischem Wege die Zukunft gehört. Notwendig mit dem Elektrizitätsmonopol verknüpft ist aber auch das staatliche Monopol für den Steinkohlen- und Braunkohlenbergbau. Deutschlands Wasserkräfte genügen nicht im entferntesten zur Erzeugung des Bedarfs an elektrischer Energie, die auch in Zukunft zum größten Teile aus der Steinkohle und Braunkohle gewonnen werden muß. Staat und Gemeinden kaufen deshalb Gruben und Kohlenfelder auf, in deren Nähe sie die elektrischen Kraftzentralen errichten. Ein Elektrizitätsmonopol auf kommunaler Grundlage scheiterte in Sachsen hauptsächlich daran, daß es dem kommunalen Elektroverband nicht gelang, die erforderlichen Kohlengruben in seinen Besitz zu bringen.

In Abhängigkeit vom Grubenkapital könnte sich keine der Allgemeinheit dienende Einrichtung entwickeln. Durch die Verordnung des Bundesrats vom 12. Juli 1915 über die Errichtung von Vertriebsgesellschaften für den Steinkohlen- und Braunkohlenbergbau wird ja auch die Auffassung zum Ausdruck gebracht, daß die Produktion im Bergbau auf individualistischer Grundlage nicht mehr möglich sei, sie der staatlichen Regelung bedarf: der Überführung in den Besitz und die Verwaltung der Gesamtheit. Ein nicht geringer Teil des preußischen Bergbaues mit über 100000 Arbeitern ist auch bereits im Besitze des Staates, der sich fortgesetzt bemüht, neue Gruben zu erwerben.

Eine Revolutionierung des Staatswesens in sozialistischer Richtung vollzieht sich mit dieser Monopolisierung. Einst erschöpften sich die inneren Staatsaufgaben in der Pflege des Polizei- und Militärwesens. Nun nimmt die Verwaltung von Sachen einen immer größer werdenden Umfang an. Der Staat muß seinen ehemaligen Untertanen und nunmehrigen gleichberechtigten Mitgliedern Arbeitskraft und Rohmaterialien, Petroleum und Kohlen, Heizung und Licht, Wohnungen, Verkehrseinrichtungen und Lebensmittel verschaffen, er muß den Vertrieb regeln und verwalten. Die staatlich monopolisierte Lebensmittelversorgung hat die Kriegsnot ausgelöst. Mit der zunehmenden Industrialisierung Deutschlands mußte sie sich herausbilden. Aus Amerika und Australien, aus Afrika und Asien müssen notwendige Lebensmittel nach Deutschland geholt werden, damit die Bevölkerung leben kann: Getreide und Fleisch, Butter und andere Produkte. Städte und Industriezentren mit Millionen von Einwohnern bilden sich im Lande, denen bisher die Lebensmittel aus weiter Ferne und aus Tausenden von landwirtschaftlichen Quellen nur durch das Bindeglied eines preisverteuernden Zwischenhandels zufließen konnten. Der Großhandel in Lebensmitteln, teilweise auch der Kleinhandel, war vor dem Kriege das Monopol einer nicht großen Zahl kapitalistischer Spekulanten, welche die Preise diktierten und von deren Profitinteressen es abhing, ob genügend Nahrungsmittel herbeigeschafft werden, ob das Volk zu leben hat oder nicht. Hungersnöte entstanden, während Lebensmittel exportierende Länder im Überflusse erstickten. Die Preise stiegen und dennoch klagten die Landwirte. Der Antrag Kanitz im Reichstage verfolgte gewiß nur agrarische Ziele. Aber immer dringender wurde die Regelung des Getreidevertriebes. Staatliche, kommunale und genossenschaftliche Getreideläger wurden errichtet, um den Zwischenhandel auszuschalten und zu verhindern, daß Getreide vom Osten nach Westen und Westen nach Osten oder gar in das Ausland verschickt werde, während vom Auslande es wieder hereingeschafft werden muß. Gemeinden begannen, einen direkten Lebensmittelbezug für ihre Einwohner einzurichten, um der Preistreibung Einhalt zu gewähren. Der Kriegszustand hat nun das staatlich geregelte Getreidemonopol entstehen lassen. Ge-

treide und Mehl, Brot und alles andere aus Getreidemehl bereitete Gebäck ist Gemeingut, über das die Händler nicht mehr frei verfügen können. Die Reichsgetreidezentrale stellt die Getreidevorräte und den Bedarf des Volkes fest. Sie verteilt den Vorrat an die Kommunalverbände, welche das Getreide vermahlen lassen und die Verteilung in ihrem Verwaltungsgebiete vornehmen, und sie regelt den Bezug des Getreides vom inländischen Landwirt wie vom Auslande, soweit dies in der Kriegszeit möglich ist. Der Preis kann nicht durch einen Zwischenhandel verteuert werden und wird nach sachverständigen Gutachten von der Regierung festgesetzt. Ein vom Reichstage bestellter Ernährungsbeirat überwacht diese Einrichtung wie die Lebensmittelversorgung im allgemeinen.

Diese monopolistische Versorgung des Volkes mit dem täglichen Brote wird sich in der langen Kriegszeit so fest in das Wirtschaftsleben einfügen, daß eine Rückkehr zur ungeregelten, zur schrecklichen Zeit die größten Störungen in der Lebensmittelversorgung hervorrufen müßte. Staat und Gemeinden haben Lagerhäuser errichtet oder erworben, der ganze Verkehr mit Getreide und Mehl ist in neue Bahnen gelenkt worden, die nicht ohne weiteres verlassen werden dürfen. Nach dem Kriege wird die Reichsgetreidezentrale den Bezug des nötigen Getreides vom Auslande, von Ungarn und dem Balkan, aus Rußland und Argentinien, dem Bedarf entsprechend organisieren können. Der Ausbau des Monopols wird nach der Richtung hin erfolgen müssen, daß es auch das Vermahlen des Getreides in sich schließt. Von den Getreidemühlen ist seit drei Jahrzehnten schon die Hälfte verschwunden, nur wenige Großmühlen, Riesenbetriebe, die mit hohen Gewinnen arbeiten, können den ganzen Getreidevorrat Deutschlands vermahlen. Mit der Verstaatlichung dieser Getreidemühlen wird auch ein großer Teil der Brotbereitung in öffentliche Regie genommen, da mit vielen Großmühlen Brotfabriken verbunden sind. Auch kommunale und genossenschaftliche Brotfabriken bestehen bereits.

Die Regelung der Fleischversorgung vollzieht sich in der gleichen Richtung wie die des Brotes. Eine „Reichsstelle für Vieh- und Fleischversorgung" soll fürderhin, sich auf die in den einzelnen Bundesstaaten bestehenden Fleischversorgungsstellen stützend, für eine geregelte Heranschaffung des nötigen Schlachtviehs sorgen und den Verbrauch des vorhandenen Fleisches ordnen und überwachen. Durch Verordnungen der Regierungen ist in den einzelnen Bundesstaaten der gesamte Viehhandel in der Weise monopolisiert, daß die Viehhändler, die landwirtschaftlichen Genossenschaften und eventuell die Fleischer eines Regierungsbezirkes einen Verband bilden, dem der An- und Verkauf von Vieh nach einem Statut übertragen ist, das die Regierungsbehörde festsetzt. Dadurch läßt sich eine Preisregulierung ermöglichen und die Städte, die heute schon nicht nur Schlachthäuser größten

Stils, sondern auch Kühlräume und Räucherkammern zur Aufbewahrung großer Fleischvorräte besitzen, können in unmittelbare Geschäftsverbindung mit den Fleischproduzenten treten. Der wilde verteuernde Zwischenhandel wird verschwinden, und mit der Zeit wird die Vermittlung des Viehs an die städtischen Schlachthöfe in die Hände der landwirtschaftlichen Genossenschaften übergehen.

Was vor einem halben Jahrhundert eine kühne Phantasie war, beginnt eine feste Gestalt anzunehmen. Planmäßigkeit und Zweckmäßigkeit verdrängen im Wirtschaftsleben die Anarchie, wirtschaftliche und soziale, aber auch gesundheitliche Ziele verfolgend. Seit Jahren schon wird von der modernen Hygiene die staatliche Regelung der Milchproduktion und des Milchvertriebes verlangt. Ein Reichsmilchgesetz soll die Beschaffenheit und Reinlichkeit der Ställe, die Behandlung und Fütterung des Milchviehs, die Kleidung, Reinlichkeit und regelmäßige ärztliche Untersuchung des Melkpersonals, die Kühlung der Milch und die Art des Milchverkehrs in vielen Einzelheiten nach hygienischen Grundsätzen bestimmen. Weil sich die Verunreinigung und Verseuchung der Milch im Stalle, beim Melken, wie im Milchvertrieb vollzieht, müßte sich die staatliche Überwachung auf die Produktion und den Handel erstrecken. Nur eine großzügige Regelung der Milchversorgung, die einem Milchmonopol auf öffentlichrechtlicher Grundlage gleichkommt, könnte eine solche Kontrolle ermöglichen.

Die Milch dient der Aufzucht der Menschen, also der Fortpflanzung. Bei der heutigen Art ihrer Gewinnung und Behandlung ist sie aber auch die Verbreiterin zahlreicher Krankheiten, wie Typhus, Tuberkulose, Hautausschläge, Scharlach, Diphtheritis, und sie ist Zerstörerin Hunderttausender junger Menschenleben. Auf ihre Beschaffenheit ist die große Säuglingssterblichkeit zurückzuführen. Sie ist aber auch eines der wertvollsten Lebensmittel im allgemeinen. Und die Regelung der Milchversorgung macht sich auch dringend notwendig, um den Milchbedarf überhaupt decken zu können. In Preußen ist die Bevölkerung von 1900—1911 um 17,4 Prozent gestiegen, der Kuhbestand nur um 6,6 Prozent. Der Berliner kann jährlich nur 100,4 Liter Milch genießen, während in Freiburg in Baden jeder Einwohner jährlich noch 198,2 Liter Milch verzehrt. Im oberschlesischen Industriebezirk war auch vor dem Kriege schon in den frühen Morgenstunden oftmals keine Milch mehr zu erhalten, obwohl auf den Kopf der Bevölkerung nur ein Tageskonsum von 0,13—0,3 Liter kam. Von Entfernungen bis zu 250 Kilometer erhalten die Städte täglich die Milch aus Hunderten von Ortschaften. Bereits im Jahre 1910 mußten 1701600 Doppelzentner Rahm und Milch aus dem Auslande eingeführt werden gegen nur 150400 Doppelzentner im Jahre 1900. Ungefähr der siebente Teil des deutschen Butterbedarfes im Werte von weit über 100 Millionen Mark wurden vor dem Kriege durch Zufuhr aus

fremden Ländern, zum Teil schon aus Sibirien gedeckt. Kein Wunder, daß die monatlichen und jährlichen Schwankungen in der Milchzufuhr immer größer wurden. Die Milchgroßhändler, die in der Regel den Bahnbezug in Händen haben, diktieren die Preise, die zahlreichen kleinen Milchhändler, die den Vertrieb in der Stadt besorgen, verteuern nochmals in unmöglicher Weise die Ware, und auch die beste Kontrolle kann die Verschmutzung und Verfälschung der Milch nicht verhindern. Der Handelsgewinn beträgt in der Regel ein Drittel des Wertes der Milch. In Mannheim hat nun zuerst die Regelung der Milchversorgung auf öffentlichrechtlicher Grundlage eingesetzt. Stadtgemeinde, Kreisausschuß, Frauenverein, Gewerkschaftskartell, Konsumverein, einige Beamtenvereine und der Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften bilden eine Genossenschaft mit dem Ziele, eine Milchzentrale zu betreiben. Planmäßig ist der Milchbezug nun organisiert, der Zwischenhandel ist ausgeschlossen, in Wagen, die allen hygienischen Anforderungen entsprechen, wird den Konsumenten die Milch zugeführt, und der erste Erfolg dieser Einrichtung war, daß der Preis für die Milch guter Qualität in Mannheim sank. Die Zentrale verkauft auch Milchprodukte und gewinnt eine Monopolstellung in der Versorgung der Bevölkerung Mannheims mit Milch und Milcherzeugnissen. Bereits sind andere Städte diesem Beispiele gefolgt. Eine reichsgesetzliche Regelung kann nun diese Organisation des Milchverkehrs, die auch auf die einheimische Milchproduktion von nicht geringem Einfluß sein wird, zur allgemeinen Durchführung bringen. Und die Garantie für eine sichere und gleichmäßige Versorgung der Bevölkerung Deutschlands mit guter, hygienisch einwandfreier Milch, unter Ausschluß des verteuernden Zwischenhandels wird dann gegeben sein.

Wer nicht der Meinung ist, Zweck und Ziel der Volkswirtschaft sei die Reichtumsanhäufung einer Anzahl von Kapitalisten, wird in diesem Werden einer planmäßigen und solidarischen Regelung des Wirtschaftslebens ein soziales Aufwärtssteigen sehen, das der Gesellschaft ein größeres Wohlergehen und einen festeren Bestand sichert und auch die Freiheit des Individuums nicht beschränkt, sondern mehrt. Das moderne Monopol ist ja auch stets nur der Abschluß einer zentralistischen Entwicklung, das heißt der Herausbildung wirtschaftlicher Formen, die Einheitlichkeit und Planmäßigkeit verlangen oder mindestens möglich machen. Als noch eine jede Familie ihre Nahrung selbst erzeugte, war keine Organisation der Lebensmittelversorgung notwendig. Wie weit die Monopolisierung gehen kann oder muß, welche Gebiete des Wirtschaftslebens sie umfassen soll, ergibt sich in jedem Falle aus dem Grade der Entwicklung. Wo sie möglich ist, da ist sie aber auch notwendig, jedenfalls soweit die Ernährung des Volkes in Frage kommt. Von dem Stand der Ernährung hängt die

Gesundheit und Kraft, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und auch die geistige Energie eines Volkes ab. Mit dem Steigen und Fallen der Lebensmittelpreise steigen und sinken auch die Ziffern der Morbilität und Mortalität und nehmen die Verbrechen zu und ab. Die planmäßige Regelung der Versorgung aller Teile des Volkes mit Lebensmitteln, auch mit Licht und Wärme, Wasser und Wohnung unter Ausschaltung des preisverteuernden Zwischenhandels, durch staatliche und kommunale Monopole, Produzenten- und Konsumentengenossenschaften, die demokratisch verwaltet werden, ist in den modernen Industriestaaten eine Lebensfrage geworden. Sie ist Gesundheits- und Sozialpolitik, und diejenige Bevölkerungspolitik, die einen sicheren Erfolg verspricht. Daß sie zu den wertvollsten Mitteln der Kriegsrüstung und somit der Landesverteidigung gehört, hat sich im gegenwärtigen Krieg nur zu deutlich gezeigt.

Was der notwendige Lebensbedarf für die Menschen bedeutet, sind Arbeitskraft, Rohprodukte und Verkehrseinrichtungen für die Industrie. Nichts anderes war der industriellen Entwicklung so nachteilig wie die Machtentfaltung des Grubenkapitals, das fortgesetzt die Kohlenpreise in die Höhe trieb und Streike, mit der Stockung der Kohlenzufuhr in der Folge, hervorrief. In Zukunft wird der Fabrikant, statt Kohle von der fernliegenden Grube, direkt Energie vom staatlichen Zentralkraftwerk zu einem billigen, für ganz Deutschland einheitlich gestalteten Preise beziehen. Die heute überlasteten Eisenbahnen können entlastet werden, die Produktivität wird eine Steigerung erfahren, die Produktionskosten werden sich verringern, die deutsche Industrie wird auf dem Weltmarkte konkurrenzfähiger werden. Das Wirtschaftsleben erhält durch die Monopole aber auch eine größere Stabilität. Weil die monopolistische Regelung bereits eine gewisse Stufe erreicht hatte, konnte die deutsche Volkswirtschaft die starken Erschütterungen bei Ausbruch des Krieges relativ leicht überwinden. Mehr als zwei Millionen Personen, die etwa sechsundeinehalbe Million Köpfe mit ihren Angehörigen ausmachen, werden in staatlichen und kommunalen Betrieben und Verwaltungen beschäftigt, was bedeutet, daß eine Einwohnerzahl so groß wie die des Königreichs Bayern bereits eine von der kapitalistischen Spekulation unabhängige, in allen Fällen gesicherte Existenz hat. Einen ebenso großen Personenkreis umfassen die Konsumgenossenschaften, die zu den modernen Monopolbildungen zu zählen sind. Wäre das Getreide- und Milchmonopol, das Viehhandelsmonopol und der kommunale Lebensmittelvertrieb früher organisiert worden, hätte sich die Lebensmittelversorgung während des Krieges wesentlich einfacher und leichter vollzogen.

Die Lebensmittelmonopole dürfen natürlich nicht zu fiskalischen Zwecken nutzbar gemacht werden. Aber das Elektrizitätsmonopol kann auch bei fortgesetzter und starker Verbilligung der Energie mit der Zeit Hunderte von

Millionen, vielleicht einmal Milliarden abwerfen zur Erfüllung ſtaatlicher und kommunaler Aufgaben. Die ſtaatlichen Bergwerke Preußens werfen jährlich rund 55 Millionen Mark für die Staatskaſſe ab und ſtellen nur den ſiebenten Teil der Bergwerke Deutſchlands dar, welche demnach etwa 350 Millionen Reingewinn ergeben, der bei einer Monopoliſierung des Bergbaues der Staatskaſſe zufließen würde, alſo der Geſamtheit zugute käme. Weshalb die Hunderte von Millionen Mark, die von privaten Unternehmern aus dem Verſicherungsweſen herausgeholt werden, nicht Staatszwecken dienlich gemacht werden ſollen, iſt nicht einzuſehen. Die Verſicherung des deutſchen Volksvermögens, bei dem es ſich um Hunderte von Milliarden handelt, iſt eine öffentliche Angelegenheit wie die ſoziale Verſicherung, ihre ſtaatliche Regelung und Verwaltung liegt vor allem auch im Intereſſe der Verſicherten. Die Schweiz und Auſtralien haben die Verſtaatlichung des Verſicherungsweſens in Angriff genommen, in England und in Rußland iſt ſie geplant, Italien hat bereits im Jahre 1911 die Lebensverſicherung in ein ſtaatliches Monopol umgewandelt. Tabak und Spiritus werden hoch verſteuert, ein Tabakmonopol und ein Spiritusmonopol können hohe Erträge abwerfen, ohne daß ſie eine neue Belaſtung bringen. Alle dieſe Monopole ſind bereits in den Kreis der Erörterungen gerückt. Sie werden auch kommen müſſen, die enormen Anforderungen der Staatskaſſe werden ſie erzwingen.

Die alten Einwände des Liberalismus gegen die ſtaatlichen Monopole, daß ſie zu einer Unterdrückung der wirtſchaftlichen und politiſchen Freiheit führen, haben längſt ihren Sinn verloren. Wer iſt heute noch wirtſchaftlich frei? Nicht einmal mehr die großen Unternehmer, die ſich den Beſchlüſſen von Kartellen, Syndikaten oder anderen Organiſationen unterordnen müſſen und nicht frei in der eigenen Fabrik verfügen können. Unfreier als die Arbeiter und Angeſtellten in privaten Unternehmungen ſind auch die Angeſtellten öffentlicher Betriebe nicht. Deren Lebensbedingungen, Lohn, Gehalt, Arbeitszeit, Penſion uſw. werden von der Volksvertretung feſtgeſetzt, auf die ſie einen möglichſt großen Einfluß zu gewinnen ſuchen. Sie bilden heute ein treibendes Element in der Demokratiſierung des Staatsweſens. Ihre Freiheit wächſt mit ihrer Macht, mit der Zunahme ihrer Zahl. Demokratiſierend wirkt auch die monopoliſtiſche Entwicklung an ſich. Die bürokratiſche und zentraliſtiſche Verwaltung wird in dem Maße unmöglicher, in dem die Monopole wachſen und ſich vermehren. Auf die Kommunen und Genoſſenſchaften, auf die Parlamente und die lebendigen Organiſationen des Volkes müſſen ſich die modernen Monopole ſtützen, wenn ſie lebensfähig werden wollen. Das ſind die Anfänge einer demokratiſchen Selbſtverwaltung der Volkswirtſchaft, der ſozialen Demokratie — das iſt werdender Sozialismus!

Die Brüder Menthe

Roman von Peter Nansen

I

Eines Morgens, gerade als er in sein Büro gehen wollte, erhielt der Anwalt am Reichsgericht Ludwig Menthe den Besuch eines Geheimpolizisten in Zivil, der ihm mitteilte, daß sein Bruder, der Rechtsanwalt Carl Emil Menthe, spät in der Nacht in einem Restaurant verhaftet worden sei.

Die Veranlassung war ein verhältnismäßig unbedeutender Wechsel, gegen den die Bank, die ihn diskontierte, infolge eines reinen Zufalls sofort Verdacht geschöpft hatte. Der bekannte Geschäftsmann, dessen Name auf dem Wechsel stand, hatte eine halbe Stunde später, gerade vor Geschäftsschluß, auf der Bank zu tun gehabt, und als der Wechsel ihm von dem Direktor vorgelegt wurde, hatte er ihn augenblicklich für falsch erklärt, — obendrein war sein Name nicht einmal besonders geschickt nachgemacht.

Da es auf der Hand lag, daß eine so große und angesehene Firma wie C. E. Menthe nicht zu so verzweifelten Mitteln greifen würde, um eine Summe von wenigen tausend Kronen zu erheben, falls sie nicht schon länger tief in Schwindel und Betrügereien steckte, so wurde die Sache sofort der Polizei gemeldet.

Man suchte den Rechtsanwalt in seinem Büro wie in seiner Privatwohnung: das Büro war geschlossen, und in der Wohnung wurde nur seine alte Haushälterin angetroffen — C. E. Menthe war unverheiratet —; sie gab die Auskunft, daß der Rechtsanwalt um ein Uhr gefrühstückt habe, um zwei Uhr fortgegangen sei und wohl erst spät abends nach Hause kommen werde.

Sicherheitshalber hatte man Geheimpolizisten an alle Nachmittags- und Abendzüge, wie auch an alle abgehenden Fahren und Dampfer gesandt. Aber daß der Rechtsanwalt an Flucht gedacht haben sollte, war nicht wahrscheinlich. Sonst wäre der falsche Wechsel sicher größer gewesen. Und die eingezogenen Erkundigungen ergaben schnell, daß er in den letzten Tagen in den andern Banken keine Summen von Bedeutung erhoben hatte.

Die Verhaftung ging denn auch ganz glatt von statten. Zum Mittagessen war er in keinem der Restaurants gewesen, wo er sonst verkehrte, — es stellte sich später heraus, daß er bei einer Freundin in einer Nebenstraße der Ostvorstadt gegessen hatte, und gegen elf Uhr waren er und sie in das Nachtlokal gefahren, wo ihn ein Geheimpolizist in diskreter Weise bis drei Uhr, zu welcher Zeit das Lokal geschlossen wurde, im Auge behalten hatte.

Ohne daß jemand etwas Auffallendes darin gefunden, hatte der Geheimpolizist, während die junge Dame ein paar Minuten in der Toilette war, bei dem Rechtsanwalt Platz genommen, hatte sich ihm vorgestellt, seine Polizeimarke vorgezeigt und mit ihm verabredet, daß er, der Geheimpolizist, für einen alten Freund aus der Provinz ausgegeben werden solle, der etwas sehr Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Da es bereits spät und die junge Dame müde und schläfrig war, so war sie ohne Pikiertheit damit einverstanden, allein nach Hause geschickt zu werden, während die beiden Freunde in einem andern Automobil davon fuhren.

Der Rechtsanwalt hatte nach der ersten Bestürzung seine Rolle mit Kaltblütigkeit und guter Laune durchgeführt. Er scherzte ungezwungen mit dem Kellner, während die Rechnung beglichen wurde — er und der Geheimpolizist genehmigten beim Aufbruch noch einen Whisky —; er bezahlte flott und mit reichlichem Trinkgeld das Auto der Dame voraus; er war witzig und galant und entwarf Pläne, wie er und sie und der Freund aus der Provinz den nächsten Tag gemütlich miteinander verleben wollten. Dann war sie nach ihrer Seitenstraße in der Ostvorstadt gefahren und die beiden andern nach dem Gerichtsgebäude, wo ein Untersuchungsrichter, der junge Thorwald Thomsen, in Anbetracht der hervorragenden Bedeutung der Sache, getreulich gesessen und den hohen Gast erwartet hatte.

Sie hatten miteinander gesprochen, wie ein Gentleman mit dem andern spricht. Dem Rechtsanwalt kam die Überlegenheit zugute, die das Alter stets verleiht; außerdem wurde er in juristischen Kreisen um seines klaren Kopfes willen bewundert; endlich war er in gesellschaftlicher Beziehung ein Charmeur.

Der fünfzehn Jahre jüngere Untersuchungsrichter, der dem angesehenen Anwalt gelegentlich in der Gesellschaft begegnet war, ließ sich jetzt wie ehedem betören. Ganz ohne Pathos, ohne entschuldigende Redensarten und juristische Spiegelfechterei erstattete C. E. Menthe elegant, fast scherzend, Bericht über seine Angelegenheiten. Der Untersuchungsrichter, der tagtäglich redlich kämpfte, um sein Leben innerhalb der sechs- bis siebentausend Kronen zu ordnen, mit denen er in Form von Gehalt und den Zinsen der Mitgift als Jahreseinnahme rechnen konnte, war geblendet und entsetzt über die Welt, die sein berühmter Häftling ihm in hastigen, großen Zügen schilderte. Eine Welt, in der man mit Millionen wirtschaftete. Wo der Einsatz rücksichtslose Spekulation und der Gewinn ein Leben ohne kleinliche Berechnung war. Ein Leben in steter Gefahr, aber auch voll Farben und Festen. Ein Leben mit einem Passepartout zu aller fröhlichen Wollust des Erdenreiches.

Erst um fünf Uhr morgens trennten sich Menthe und der Untersuchungsrichter, und es war der Rechtsanwalt, der die Unterhaltung taktvoll zum Abschluß bringen mußte.

Er hatte seine Uhr herausgezogen und gesagt: „Es ist fünf Uhr, viel weiter kommen wir über Nacht wohl kaum, und Sie wie ich bedürfen des Schlafs. Sie können mich mit ruhigem Gewissen verhaften lassen, und dann reden wir morgen weiter, oder wann es Ihnen sonst paßt.“ Lächelnd fügte er hinzu: „Eine Gefahr, daß ich behindert sein sollte, besteht wohl kaum.“

Der Untersuchungsrichter ließ dem Protokoll hinzufügen, daß nach dem unumwundenen Geständnis des Rechtsanwalts der Haftbefehl über ihn verhängt worden sei. Worauf die beiden Herren einander Gutenacht wünschten und ein Gerichtsdiener den Rechtsanwalt höflich in die beste unbesetzte Zelle führte.

2

Die Verhaftung C. E. Menthes erregte Erstaunen und Bedauern. Alle hatten ihn für einen sehr wohlhabenden Mann gehalten, und seine Firma genoß das größte Ansehen.

Man wußte freilich, daß er viel Geld brauchte, aber seine Lebensführung war doch anscheinend in keiner Weise übertrieben verschwenderisch im Verhältnis zu seinen mutmaßlichen Einnahmen.

Hinzu kam noch, daß Rechtsanwalt Menthe, im Gegensatz zu seinem Bruder, allgemein beliebt war.

Beide galten für hervorragend tüchtig. Aber nur sehr wenige konnten den Anwalt am Reichsgericht leiden. Er hatte ein verschlossenes Wesen, gleichzeitig übertrieben höflich und kühl zurückhaltend.

Ursprünglich waren die beiden ungefähr gleichaltrigen Brüder — Carl Emil war zwei Jahre älter als Ludwig — Kompagnons gewesen, aber die Kompagnieschaft wurde bald aufgelöst, und länger als zwanzig Jahre hatten sie keinerlei geschäftliche Beziehungen gehabt. Selbst der gesellschaftliche Verkehr war denkbar eingeschränkt.

Daß Carl Emil niemals den Versuch gemacht hatte, beim Reichsgericht zugelassen zu werden, für das er durch seine Beredsamkeit, seinen gesunden Menschenverstand und seine witzige Schlagfertigkeit wie geschaffen erschien, hatte die juristischen Kreise jahrelang mit Verwunderung erfüllt. Es war, als fehle es ihm an Ehrgeiz. Ihm genügte es, daß seine Praxis wuchs. Namentlich bekam er eine riesige Kundschaft von alleinstehenden wohlhabenden Damen, deren Vermögen er verwaltete, während er zugleich ihr unermüdlicher, stets bereiter Ratgeber und Tröster war. Auch hatte er viele reiche Nachlässe zu ordnen, namentlich in adeligen Gutsbesitzerfamilien. Er war so fidel und angenehm im Umgang. Und er paßte ins Milieu. War ein tüchtiger Reiter und Jäger, in seinen jüngeren Jahren ein glänzender Tänzer. Er liebte eine wohlbesetzte Tafel und Frauen, verstand sich

auf all das Materielle, wodurch das Leben fein und festlich wird, hatte Form und Stil und Takt. Auch für Kunst und Literatur interessierte er sich hinreichend. Und ohne im Besitz tieferen Kunstverständnisses zu sein, hatte er einen sichern Instinkt für das Richtige. Die Bilder, die an seinen Wänden hingen, waren wirkliche Kunst und waren mit persönlichem Geschmack ausgewählt. Und er urteilte über Musik und Theater und Literatur ohne Anmaßung und ohne Vorurteil, ging vorsichtig allem aus dem Wege, was der Zukunft angehörte, ließ sich aber nie von wohlfeiler Publikumskunst betören.

Er war durch und durch eine sympathische und wackere Persönlichkeit.

Und nun war er als bösartiger Schwindler entlarvt. Seine Spekulationen hatten unter anderm den größten Teil der ihm anvertrauten Vermögen verschlungen.

Anfänglich ging die Stimmung dahin, dem Bruder die Schuld zu geben. Ja, zu allererst glaubten sogar viele, daß ein Mißverständnis vorliegen müsse: wenn Ludwig Menthe sich als Dieb entpuppt hätte, würde niemand sonderlich verwundert gewesen sein. Da sich jedoch leider schnell feststellen ließ, daß der Reichsgerichtsanwalt von dem Skandal ganz unberührt war, kam die Stimme des Volkes zu Worte — selbst in einigen Zeitungen — daß Ludwig Menthe doch indirekt an dem Unglück des Bruders und seiner Klienten Schuld trage, indem er ihm hartherzig seine Unterstützung verweigert habe, und daß Carl Emil erst allen Ernstes in seine wilden Spekulationen hineingeraten sei, als ihn der Bruder schonungslos abgewiesen hatte.

Die Angriffe wurden fortgesetzt, bis der Untersuchungsrichter Thorwald Thomsen eine kategorische Erklärung erließ, daß dies Gerücht jeder Grundlage entbehre und daß obendrein der Verhaftete auf das bestimmteste behaupte, sich niemals an seinen Bruder, den Reichsgerichtsanwalt, um Rat oder Hilfe gewendet zu haben. Vorher aber hatten die Angriffe Anlaß zu einer Reihe von Prozessen gegeben, bei denen Dutzende von Zeugen vorgeladen wurden. Ludwig Menthe ging schnell und hart vor. Und das Ergebnis war ein Haufe größerer und kleinerer Geldstrafen. Wenn man dem Anwalt keinen Schadenersatz zuerkannte, so geschah das nur, weil, wie es in einem der Urteilssprüche hieß, sein Ruf als korrekter Geschäftsmann so festbegründet sei, daß seine ökonomische Stellung von boshaften Zeitungsartikeln und privatem leichtfertigen Klatsch nicht angefochten werden könne.

3

Während die große Öffentlichkeit zur Vorsicht eingeschüchtert wurde, arbeitete sich gleichzeitig in den engeren eingeweihten Kreisen eine gewisse widerstrebende Sympathie für Ludwig Menthe empor.

Dieser scheinbar kalte und harte Mann verriet bei der Verteidigung seines Namens und seiner Ehre eine fanatische Empfindlichkeit, die Respekt heischte, wenn sie auch hin und wieder überspannt erscheinen konnte.

Eine Stunde, nachdem ihm der Geheimpolizist die Verhaftung seines Bruders mitgeteilt und noch bevor irgendeine Zeitung die Neuigkeit gebracht hatte, suchte er den Gerichtspräsidenten in seiner Privatwohnung, einer Villa in Frederiksberg, auf.

Der feine alte Jurist, der wie alle andern Fachleute Menthes Tüchtigkeit bewunderte, sich aber immer von seinem eckigen und kühlen Wesen abgestoßen gefühlt hatte, ahnte sofort ein Unglück, als der Anwalt gemeldet wurde und einen Augenblick später eintrat. Es lag etwas so Unheimliches über diesem gestrafften, bleichen Gesicht mit dem nervös flackernden Blick hinter der goldenen Brille, daß der Präsident sich unwillkürlich auf ein Geständnis präparierte und seine bereits ausgestreckte Hand zurückzog.

„Was verschafft mir die Ehre . . .?" fragte er und wies mit einer Handbewegung auf einen Stuhl.

„Danke, ich bleibe lieber stehen," sagte Menthe, sank aber im selben Moment zusammengebrochen auf den Stuhl nieder.

Einen Augenblick darauf erhob er sich jedoch wieder, aufrecht und verbissen. „Ich komme," sagte er, „um Euer Exzellenz zu melden, daß mein Bruder heute nacht verhaftet worden ist."

„Ihr Bruder, der Rechtsanwalt!" — es klang fast wie befreit, denn das betraf ja nicht direkt das Reichsgericht; gleichzeitig lag aufrichtige Sympathie in dem Ausruf, denn auch der Präsident hatte Carl Emil Menthe immer sehr geschätzt.

„Es handelt sich um Wechselfälschung. Und sicher um noch manches andre."

„Ich bin wirklich vollkommen sprachlos."

„Mir ist es nicht überraschend gekommen, ich bin lange vorbereitet gewesen . . ."

„Aber Ihr Bruder hatte doch eine ausgezeichnete Praxis?"

„Exzellenz, mir sind Geschäftsleute, die ihre Abende an öffentlichen Orten zubringen, immer verdächtig. Aber darüber wollen wir ja nicht sprechen. Ich komme zu Euer Exzellenz, um Sie zu bitten, mich bis auf weiteres von den Prozessen zu dispensieren, die mir von Amtswegen übergeben sind."

„Ich verstehe wirklich nicht . . ."

„Dem Reichsgericht kann nicht damit gedient sein, mich, den Bruder und ehemaligen Kompagnon eines Wechselfälschers, als Anwalt zu benutzen."

„Ja, aber bester Herr Menthe, das ist ja Wahnsinn. Sie können doch nicht für die Verfehlungen Ihres Bruders verantwortlich gemacht werden?"

„Ganz recht, das kann ich nicht. Aber, Exzellenz, mein Bruder war eben so, wie er war. Und ich bin so, wie ich bin. Er, geliebt, geachtet, allseitiges Vertrauen genießend. Ich . . . nun ja. Exzellenz brauchen nicht zu antworten — ich frage nur ins Blaue hinein: Wenn einer der beiden Brüder Menthe ins Zuchthaus sollte, welchem von beiden hätte man das zugetraut? . . . Nun also, ich bitte Sie, nicht zu antworten. Aber — nicht wahr? Nun liegt die Tatsache vor, daß mein Bruder dem Zuchthaus nicht entgehen kann. Und deswegen meine ich, daß das Reichsgericht von meiner Tätigkeit verschont bleiben müßte, bis selbst mein ärgster Feind nicht glauben kann, daß ich meinem Bruder Gesellschaft leisten müßte."

Der Präsident mußte im stillen Menthe darin recht geben, daß es nicht allzu angenehm sein würde, wenn er gerade in diesen Tagen als öffentlicher Ankläger oder Verteidiger in einer Zuchthaus-Angelegenheit auftreten sollte. Aber es ging doch auch nicht an, daß das Reichsgericht einen Anwalt disqualifizierte, weil er zufällig mit einem Gesetzesübertreter verwandt war.

Er erwiderte also:

„Ich danke Ihnen, Herr Rechtsanwalt, für Ihre taktvolle Fürsorge, die Würde des Reichsgerichts zu wahren. Aber ich als Präsident kann Ihr Opfer nicht annehmen. Und unser alter ruhmgekrönter Gerichtshof bedarf dessen auch nicht. Solange Sie persönlich unantastbar sind, ist es auch Ihre Stellung am Reichsgericht."

Über Ludwig Menthes scharfes Vogelgesicht glitt ein bleiches Lächeln:

„Ich habe diese Antwort erwartet," sagte er. „Es ist mir nicht einen Augenblick der Gedanke gekommen, daß das Reichsgericht einen alten treuen Diener im Stiche lassen würde. Aber ein Mensch kann nie so überirdisch werden wie eine Institution. Und ich kann vorläufig nicht im Reichsgericht amtieren. Exzellenz werden mir sicher recht geben. In einem der ersten größeren Prozesse, die vorliegen, bin ich Anklagevertreter. Ich soll gegen einen Gerichtsassessor vorgehen, der unter anderm Wechsel gefälscht hat. Vieles spricht zu seiner Entschuldigung. Selbstredend. Es spricht immer vieles zur Entschuldigung für die Verbrechen, die begangen werden. Sonst wäre es ja eine unmögliche Aufgabe, Verteidiger zu sein. Aber ich als Anklagevertreter muß bestrebt sein, ihm möglichst viele Jahre Zuchthaus zu verschaffen. Exzellenz werden verstehen, daß ich das nicht kann. Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Lassen Sie es mich gleich sagen, es würde für mich ebenso unmöglich sein, die Verteidigung zu übernehmen. Wenn ich nämlich meines Amtes so gewissenhaft waltete, wie es meine

Pflicht ist, müßte ich versuchen, die Strafe auf das geringste Maß herabzudrücken. Aber dann würden alle glauben, daß ich die Sache meines armen Bruders verteidigte.

Da nun also das Reichsgericht mich nicht suspendieren will, und da ich bis auf weiteres meines Amtes nicht walten kann, so bleiben nur zwei Auswege übrig: entweder muß mir das Reichsgericht einen Urlaub bewilligen, oder ich muß mein Amt niederlegen."

Wäre Menthe durch Tod oder Krankheit dem Reichsgericht entzogen worden, so würde der Präsident nicht getrauert haben. Wie die Verhältnisse lagen, hatte er ihm nur den gewünschten Urlaub zu bewilligen. Er mußte obendrein als gerechter Mann Menthes Feingefühl anerkennen. Nach dieser Unterredung zu urteilen, war Menthe ein ganz anderer, als er bisher angenommen hatte. In seinen Äußerungen war nicht ein Wort enthalten, das nicht vollkommen so war, wie es sein mußte.

Selbstredend blieb es in den juristischen Kreisen nicht ohne Wirkung, daß der Präsident hinfort von Ludwig Menthe nicht nur mit Hochachtung, sondern auch mit deutlich betonter Sympathie sprach.

4

Noch am selben Tage suchte Ludwig Menthe ferner den Direktor der Bank auf, mit der er seit seinen frühesten Rechtsanwalttagen gearbeitet hatte.

„Ich möchte Sie bitten, Herr Etatsrat," sagte Menthe, „eine genaue Aufstellung über meine Abrechnungen mit der Bank zwecks Veröffentlichung vornehmen zu lassen. Jetzt, wo mein Bruder als Schwindler entlarvt ist, liegt es nahe, auch mich zu verdächtigen."

Der Direktor sagte:

„Sie und wir haben jetzt seit — ja, im Dezember werden es fünfundzwanzig Jahre — in geschäftlicher Verbindung gestanden. Sie haben Ihre Verpflichtungen immer auf den Tag erfüllt, und es hat Zeiten gegeben, wo Sie Hunderttausende bei uns gutgehabt haben — außer den Werten, die Sie im Depot hatten. Soviel ich weiß, ist das auch jetzt der Fall. Ist es denn wirklich nötig, etwas so Ungewöhnliches zu unternehmen?"

Der Rechtsanwalt überlegte einige Sekunden. Dann sagte er:

„Herr Etatsrat werden begreifen, daß ich persönlich mich nicht darum kümmere, was Hinz und Kunz zu sagen belieben. Und ich verstehe, daß die Bank sich in noch höherem Maße über boshaften Klatsch erhaben fühlt. Aber ich habe Rücksichten auf meine Klienten zu nehmen. Es geht viel fremdes Geld durch meine Hände, große Unternehmungen beruhen auf dem Zutrauen zu mir. Schon allein als Verwalter der Holmschen Millionenlegate habe ich eine ungeheure Verantwortung."

Der Etatsrat, der ganz bei der Sache war, wandte sanft ein:

„Ja, aber bester Herr Rechtsanwalt — über die Obligationsbestände der Holmschen Legate kann die Bank ja nichts beglaubigen. Die liegen in der Box des Legatfonds und werden nicht von uns, sondern von den Revisoren des Fonds kontrolliert."

„Selbstverständlich — über das Legatvermögen haben die Revisoren des Fonds die Aufsicht. Die Sache ist in bester Ordnung. Wie Sie wissen, wird zweimal jährlich revidiert. Die letzte Revision hat glücklicherweise erst vor drei Wochen stattgefunden. Aber die Zinsen von den drei bis vier Millionen erhebe ich, und die werden auf ein besonderes Konto eingezahlt, über das ich verfüge. Das meiste Geld geht schnell wieder fort — an die Legatempfänger. Aber in jedem Jahr bleibt doch ein Überschuß, wovon ein Teil, sobald die Summe zu einem größeren Betrag angewachsen ist, als man verständigerweise zu laufenden Ausgaben stehen lassen kann, — je nach Zeit und Gelegenheit und Konjunkturen — zum Ankauf von neuen Obligationen benutzt wird."

„Das alles weiß ich selbstredend, Herr Rechtsanwalt. Sie haben mir ja außerdem oft die Ehre erwiesen, mich beim Ankauf der neuen Obligationen zu Rate zu ziehen."

„Nun ja. Aber dann wissen Sie sicher auch, daß ich wegen des hohen Kurses der Obligationen schon ziemlich lange keine Ankäufe mehr vorgenommen habe. Es war kein Vorteil dabei. Das Geld brachte uns mehr ein, wenn wir es auf der Bank stehen ließen. Dies ist unter anderm der Grund, weshalb mein Konto — das Konto also, das ich für den Legatfonds eingerichtet habe — augenblicklich so groß ist. Aus demselben Grunde ist übrigens auch mein Privatkonto etwas größer als sonst. Sie lächeln, Herr Etatsrat, Sie meinen wohl, daß ein Mann wie ich es nicht nötig hat, sein persönliches Geld in vier- oder viereinhalbprozentigen Obligationen anzulegen. Da will ich Ihnen denn ganz offen sagen, daß ich vorsichtig geworden bin. Vor ein paar Jahren war ich tief in Spekulationen hineingeraten. Ich hatte Glück, gerade in einem kritischen Augenblick: das Geld strömte mir zu. Und da ich von Natur viel mehr Sparer als Spekulant bin, zog ich es vor, in Zukunft mein Geld zu konsolidieren und andere — zum Beispiel die Bank — auf eigene Gefahr damit spekulieren zu lassen . . . Aber um auf das zurückzukommen, was für die Öffentlichkeit von Interesse ist: Sie werden sicher jetzt den Grund verstehen, weswegen ich eine von der Bank beglaubigte Aufstellung wünsche. Soundsoviele Menschen haben selbstverständlich die Abrechnung des Legatfonds für das letzte Jahr verfolgt. Die boshaft Gesinnten werden fragen: Wo ist das Geld geblieben? Warum sind im vergangenen Jahr keine Obligationen gekauft? Ist das Geld noch vorhanden, oder hat der Bruder des Be-

trügers uns darum betrogen? Was ich von Ihnen erbitte, ist also, mir einen beglaubigten Auszug meiner beiden Konten zu geben. In dem Umstand, daß mein Privatkonto gut steht, wird, wenn man gleichzeitig erfährt, daß das Konto des Legatfonds von Geld strotzt, eine Beruhigung für alle ängstlichen Seelen liegen. Ja, offen gestanden, Herr Etatsrat — finden Sie, daß mein Verlangen lächerlich ist?"

„O nein, Sie haben sicher recht. Falls wirklich die Menschen so mißtrauisch sind."

„Die Menschen, Herr Etatsrat, sind nicht mißtrauischer, als sie zu sein Grund haben. Sie sind es obendrein oft zu wenig. Sie und ich, Herr Etatsrat, wir zwingen die Leute, mißtrauisch zu sein. Jawohl, das ist meine Ansicht. Nehmen Sie nur einen Fall wie den meinen. Sie wissen, daß in den letzten fünf bis zehn Jahren die Rede davon gewesen ist, daß ich in den Bankrat aufgenommen werden müßte. Aber immer ist die Sache auf einen gewissen Widerstand gestoßen . . ."

„Nicht von meiner Seite — das versichere ich Ihnen."

„Nein, ich weiß, Herr Etatsrat, Sie haben immer den Standpunkt eingenommen, daß Sie sich dem nicht widersetzen wollten. Aber Sie haben nie geradeheraus gesagt: Ich wünsche es. In dem Falle wäre es nämlich durchgegangen. Und ich meinerseits war so töricht zu sagen: Ich will mich nicht aufdrängen. Denn das wissen Sie ja auch, Herr Etatsrat, daß ich meine Wahl hätte erzwingen können. Aber — nicht wahr — das Publikum, das die intimen Kulissenränke nicht beurteilen kann, macht Schlußfolgerungen und ich würde an Stelle des Publikums dasselbe tun —: Bei dem Reichsgerichtsanwalt Menthe muß etwas faul sein — sonst wäre seine Wahl doch glatt durchgegangen: ein bekannter Jurist, großer Geschäftsmann, an der Spitze von Millionenunternehmungen. Daß ich persönlich nicht das bin, was man populär nennt, spielt ja in diesem Zusammenhang keine Rolle. Zu einem Bankrat nimmt man doch nicht in erster Linie fromme Bählämmer oder honigsüße Waschlappen.

Und nicht wahr, Herr Etatsrat, wenn ich diesesmal, wo wieder ein Platz vakant ist, wieder übergangen werde, so werden alle sagen: Natürlich, man konnte Menthe ja doch nicht wählen, denn wer weiß . . .! Und nun das mit dem Bruder und dies und jenes . . . ja, Sie kennen den Rummel ja ebensogut wie ich. Dabei haben die Dänische Bank und ich, wie Sie selber vorhin erwähnten, fünfundzwanzig Jahre gut miteinander gearbeitet. Aber das sage ich Ihnen ganz aufrichtig, Herr Etatsrat . . ."

„Sie brauchen gar nichts zu sagen, Herr Menthe. Natürlich weiß ich, was in einer Lage wie dieser meine Pflicht ist. Und wenn ich in der Vorstandssitzung am Freitag die Frage zur Sprache bringe, möchte ich

gern ganz unbeeinflußt reden können. Um Ihret- wie um meinetwillen finde ich es so am würdigsten. Aber ich gehe davon aus, daß ich in der Versammlung berichten darf, was wir noch sonst heute besprochen haben."

„Selbstverständlich."

„Und dann schicke ich Ihnen also einen beglaubigten Kontenauszug, Herr Menthe. Es ist ja lediglich meine Pflicht, das zu tun, wenn Sie es wünschen. Wenn ich Ihnen aber einen Rat geben darf: benutzen Sie diesen Auszug nicht, ehe es absolut notwendig ist. Man soll — das ist meine Erfahrung — sich niemals von dem Pack einschüchtern lassen und seine Karten auf den Tisch legen. Je mehr Rücksicht man nimmt, desto abhängiger wird man. Das Pack will regieren. Aber die großen Geschäfte werden nur abgeschlossen, wenn die wenigen, die sich darauf verstehen, auch die Verantwortung zu übernehmen wagen. Und für die Gesellschaft ist es ja doch schließlich besser, daß die Schmerzen in ganz kleine Portionen verteilt werden, als daß einzelne einen Verlust von Millionen erleiden. Es handelt sich, meiner Meinung nach, immer darum, die kleinen Kapitalien aus ihren Höhlen herauszulocken. Ob ein Mann tausend oder zweitausend Kronen besitzt oder nichts, spielt keine Rolle. Weder für die Gesellschaft noch für ihn. Aber wenn ein paar tausend kleine Leute jeder ihre tausend oder zweitausend Kronen bringen — das nützt schon. Diese zwei bis drei Millionen können viele neue Millionen hervorbringen. Und können sie es nicht — nun ja, dann verlieren ein paar tausend Menschen fünfunddreißig bis siebzig Kronen im Jahr an Zinsen. Und das Unglück ist doch wirklich nicht groß. Was bekommt man für siebzig Kronen? Sehr wenig. Für fünfunddreißig Kronen? Eine Weckuhr vielleicht! Aber dafür ist es ja leider in der Regel zu spät."

Ein kleines Lächeln kräuselte die schmalen, scharfen Lippen des Anwalts, während er sich erhob und dem Etatsrat die Hand zum Abschied hinstreckte:

„Sie sind nicht nur ein kluger Mann, Herr Etatsrat, Sie sind auch munter und witzig. Und ich danke Ihnen für das Versprechen und für Ihren Rat. Nun werden wir ja sehen. Eine schwere Zeit wird es unter allen Umständen für mich und die Meinen."

„Ja, lieber Freund, Sie können mir glauben, ich habe daran gedacht. Nicht zum mindesten für Ihre Frau Gemahlin — mit ihren empfindlichen Nerven. Darf ich Sie bitten, ihr meine aufrichtige Teilnahme auszusprechen."

„Ihr Gruß, Herr Etatsrat, wird ihr eine Freude sein ... Was ich sagen wollte: Hat die Dänische Bank Verluste durch meinen Bruder?"

„Nein, Gott sei Dank, nicht. Er hat nur ganz gelegentlich mit uns gearbeitet. Die Kaufmannsbank ist die Betroffene. Der alte Fuchs, der Konferenzrat, soll ganz außer sich sein vor Wut"

„Das freut mich. Auf Wiedersehen, Herr Etatsrat."

Während der Prozeß gegen C. E. Menthe noch im Gange war, wurde in einer Aktiengesellschaft, deren Vorsitzender der Reichsgerichtsanwalt Menthe war, eine Generalversammlung abgehalten, die zu einer peinlichen Szene Veranlassung gab.

Es war im vergangenen Jahr in der Gesellschaft ein geringfügiger Betrug entdeckt worden, und zur allgemeinen Überraschung hatte sich herausgestellt, daß der Betrug von dem langjährigen Kassierer der Gesellschaft, einem alten, ehemaligen Stabssergeanten, ausgeführt worden war, der sich im Kriege 1864 durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte und als unantastbarer Ehrenmann sich allgemeiner Achtung erfreute. Als er aus der Armee austrat, erhielt er, der bereits Inhaber des Danebrogordens war, den Titel eines Kriegsrats. Er gehörte zu dem alten, soliden Stab von gut ausgebildeten und gut disziplinierten Unterbefehlshabern, zuverlässig, pflichttreu, genügsam in seinen Lebensansprüchen.

Mit seiner kleinen Pension und seinem bescheidenen Gehalt hatte Kriegsrat Emilius Frank eine musterhafte Häuslichkeit gehabt, peinlich sauber und ordentlich, immer sauber aufgeräumt, stets bereit zur Parade für irdische wie himmlische Vorgesetzte.

Seiner großen, tüchtigen Kinderschar hatten er und seine brave, vor einigen Jahren verstorbene Frau mit großer Aufopferung eine Erziehung gegeben, die über das gewöhnliche Maß des einfachen Mittelstandes hinausging. Zwei von den Söhnen hatte er studieren lassen, und sie waren jetzt schon im Amt, der eine als Arzt, der andere als Geistlicher. Ein dritter Sohn war ein tüchtiger Handwerker, und von den vier Töchtern war die eine Krankenpflegerin, zwei waren mit tüchtigen Geschäftsleuten verheiratet, und die Jüngste, Anna, hatte nach dem Tode der Mutter dem alten Kriegsrat die Wirtschaft geführt.

Der Fehlbetrag in der Kasse, eine Folge der während einiger Jahre zu großen Ausgaben für die Ausbildung der Kinder, belief sich auf fünf- bis sechstausend Kronen. Und die Kinder und die Schwiegersöhne erboten sich sofort, ihn zu decken.

Der Vorstand war infolgedessen darauf eingegangen, die Anklage gegen den Kriegsrat zurückzuziehen. Aber der Reichsgerichtsanwalt als Vorsitzender hatte es für unverantwortlich gehalten, ihm die Kassiererstellung zu belassen. Und an dem Tage vor seinem Austritt hatte sich der Kriegsrat in seinem Kontor erhängt. Er hatte sich, eine halbe Stunde bevor das Personal sonst kam, eingefunden, hatte sich mit seinem privaten Schlüssel Einlaß verschafft und sich in einer Schlinge aufgehängt, die an einem Haken in der Türfüllung zwischen dem Direktionszimmer und dem Kassiererkontor befestigt war. Auf seinem Pult lagen seine Kriegs- und

Veteranen-Medaillen, sowie das Ehrenzeichen der Inhaber des Danebrogs.

Eine Woche lang hatte dieser Selbstmord die Sensationspresse beschäftigt, und der Vorstand der Gesellschaft war wegen seiner Hartherzigkeit gegen den alten Kriegsrat heftig angegriffen worden. Nach dem Begräbnis, das unter Entfaltung der größten Teilnahme von seiten der Waffenbrüder stattfand, erstarb das Interesse für diese kleine Alltagstragödie jedoch schnell.

Aber nun war die erste Generalversammlung nach diesem Ereignis, und der Reichsgerichtsanwalt kam in seinem Jahresbericht mit folgenden schonenden Worten darauf zurück:

„Die Gesellschaft erlebte am Schluß des verflossenen Jahres den Kummer, ihren alten Kassierer, Kriegsrat Emilius Frank, zu verlieren. An seiner Stelle . . ."

Weiter kam der Anwalt nicht, denn vom Hintergrund des Saales her durchschnitt eine wild gellende Stimme den Raum:

„Der Bruder des Großschwindlers, Herr Reichsgerichtsanwalt Menthe, hat ihn gemordet."

Es währte einen Bruchteil einer Sekunde, ehe das Verständnis für die Worte gleichsam in das Bewußtsein der Versammlung eingedrungen war. In der kurzen gespenstischen Pause sah man, wie der Anwalt sich, wie von einer Kugel getroffen, an die Brust griff, während der Präsident leichenblaß auf die Rednertribüne zustürzte, um die Glocke zu ergreifen. Im selben Augenblick löste sich die Stimmung in einem gewaltigen Applaus aus, vermischt mit einem vorsichtigen Zischen, namentlich aus den vorderen Reihen des Saales. Dann läutete die Präsidentenglocke, und der Präsident, der alte Advokat Meyer, sagte mit lauter, vor Erregung bebender Stimme, während wieder lautlose Stille im Saal eingetreten war:

„Dies ist ungehörig. Und eine Roheit, für deren Verdammung ich, der ich seit fünfzehn Jahren die Versammlungen der Gesellschaft leite, nicht hinreichend starke Worte finde. Ich ersuche den Herrn, der sich eine so unerhörte Beleidigung gegen unsern hochgeachteten Vorsitzenden erlaubt hat, so viel moralischen Mut zu zeigen, daß er sich meldet."

Aller Augen richteten sich suchend nach dem Hintergrunde des Saales, dann ertönte abermals die Glocke und im selben Augenblick die Stimme des Anwalts, kalt, ruhig:

„Ich bitte den Herrn Präsidenten, seine Aufforderung fallen zu lassen."

Und mit einem Gesicht, das in Unerschütterlichkeit erstarrt war, und mit einer Stimme, die jetzt wie Axthiebe in einem winterlichen Walde klang, fuhr er fort:

„Ich habe allerdings einen Bruder, der als Betrüger entlarvt iſt. Das iſt ein Kummer und ein Schmerz, den ich tragen muß. Ich rufe weder für ihn noch für mich das Mitleid an. Wir leben in einer Zeit moraliſcher Verrottung. Die beſten Firmen ſind davon angeſteckt. Und es gibt nur ein Mittel zur Reinigung und Heilung: ſchonungsloſe Gerechtigkeit. Weniger denn je rufe ich die Sentimentalität an. Stärker als je fordere ich Gerechtigkeit.

Und jetzt werde ich mir erlauben, den Jahresbericht fortzuſetzen:

Nach Kriegsrat Franks Tode wurde eine der tüchtigſten weiblichen Gehilfen, Fräulein Laura Hemme, als Kaſſiererin angeſtellt. Durch dieſe Anerkennung von Fräulein Hemmes Wert für die Geſellſchaft haben wir zugleich gewünſcht, unſer Verſtändnis für die Gleichberechtigung der Frauen innerhalb des Erwerbslebens zu bekunden . . ."

Es wurde, ſonderbarerweiſe, niemals aufgeklärt, wer den Anwalt unterbrochen hatte. Mindeſtens zehn bis zwanzig Leute wurden bezichtigt; denn der Schreck war ſo ſtark geweſen, daß jeder einzelne unmittelbar in der Nähe des Demonſtranten geſtanden zu haben glaubte.

Auch die Familie Frank wußte nicht, wer es war.

Als am nächſten Abend Fritz Menthe, der Sohn des Reichsgerichtsanwalts, und Anna Frank, die jüngſte Tochter des Kriegsrats, ſich in ihrem kleinen Stammcafé in Frederiksberg trafen, war ſie ganz verweint.

„Liebes Kind, was iſt denn nur mit dir los?" fragte Fritz.

„Wir ſind alle ſo verzweifelt über das, was geſtern geſchehen iſt. Und ich am allermeiſten, das kannſt du doch wohl begreifen, Fritz. Denn es wäre ja gemein, wenn ich oder einer von uns etwas mit dieſem abſcheulichen Angriff auf deinen Vater zu tun hätte — ausſtehen kann ich ihn ja freilich nicht."

Fritz lachte und zog ſie an ſich:

„Törichtes Kind, der Alte hat wahrhaftig nur Grund, zufrieden zu ſein. Ich hab, wie du weißt, auch keine beſondere Sympathie für ihn. Aber verdammt tüchtig iſt er. Ich hab einen gewaltigen Reſpekt vor ihm . . . Was willſt du denn heute abend haben? Du brauchſt nicht beſcheiden zu ſein. Denn die Juſtiz war heut früh in ſo ſtrahlender Stimmung, daß ſie mir hundert Kronen geſchenkt hat."

6

Die peinlichſten Tage für den Reichsgerichtsanwalt Menthe kamen, als der Fall des Bruders ein Jahr nach der Verhaftung vor ſeinem eigenen Gericht öffentlich verhandelt wurde und die Zeitungen in den nicht ausſchließlich tragiſchen Verhandlungen Senſationsſtoff für drei Nummern fanden.

Carl Emil Menthe hatte sich jedenfalls in den zwanzig Jahren, in denen er, wie der witzige alte Staatsanwalt sagte: „Zuchthaus studierte," nicht gelangweilt. Nicht alles Geld war in unglücklichen Spekulationen draufgegangen. Wie der Staatsanwalt weiter sagte: „Auf C. E. Menthe paßt in ganz seltenem Maße das alte Sprichwort: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe. Dieser mein ehemaliger Kollege hat in aller Herren Ländern Siege gewonnen, die nicht allein seiner Freigebigkeit zuzuschreiben sind. Während seine Geschäftsbücher sich nicht immer durch Akkuratesse auszeichnen, sind seine erotischen Tagebücher von bewunderungswürdiger Klarheit und Genauigkeit. Bei jeder neuen Eroberung erfahren wir Namen, Stand, Datum, ja oft sogar die Stunde. Und eine allerliebst spezifizierte Rechnungslegung. Viele von diesen Damen haben, abgesehen von solchen Ausgaben, die wohl in der Regel dem männlichen Teil zufallen, wie die Bewirtung in Restaurants, Automobile, Wagen, Blumen, Trinkgelder usw. eigentlich keine Vorteile aus dem Verhältnis zu unserm Herzensbrecher gezogen. Sie haben sich sehr reizend revanchiert durch Liebesgaben von ausgleichendem Wert: kostbare Schlipsnadeln, Armbänder, Zigarettenetuis und dergleichen.

In den Aktiva der Konkursmasse figurieren diese Souvenirs nach der Abschätzung des Taxators mit fünfundvierzigtausenddreihundert Kronen. Die hochehrwürdigen Herren Richter werden also leicht einsehen, daß es sich hier nicht um ganz gewöhnliche Verlobungsringe handelt. Wenn nun aber auch oft Vergeltung geübt ist, so ist ein solcher Tauschhandel (wenn ich mich eines so profanen Ausdrucks für etwas so Erhabenes und Feines bedienen darf) an und für sich ein schlechtes Geschäft. Denn die Geschenke, die gewechselt werden, sind oft mit dem Zehnfachen von dem bezahlt, was sie beim Wiederverkauf einbringen. Er zum Beispiel schenkt seiner Angebeteten einen handgemalten Rokokofächer und bezahlt ihn in vertrauensseligem Glauben an seine Echtheit mit fünftausend Franken: am nächsten Tage schickt sie ihm eine goldene Schnupftabakdose, die der Antiquitätenhändler mit einem kaiserlichen N geschmückt hat und die deswegen ebenfalls mit fünftausend bezahlt wird. Hier haben wir also eine hübsche Schäferstunde zu zehntausend Franken, ausschließlich der üblichen zwei- bis dreihundert Franken, die auf seine Ritterkappe kommen. Findet aber — nach Beendigung des Festes — Auktion statt, ja, dann ist der Fächer vielleicht dreihundert Franken wert und die Dose vierhundert. Ich will nicht streng darüber urteilen, und ich bin kein Kenner: höchst wahrscheinlich werden die beiden Turteltauben meinen, daß die Schäferstunde den Unterschied — neuntausenddreihundert Franken — wert gewesen ist. Aber ganz spießbürgerlich gesehen, ist das natürlich kein gutes Geschäft.

Mag das nun sein, wie es will. Es wäre ja auch denkbar, daß unser Flottier hin und wieder einmal eine wirkliche Antiquität gekauft hätte und daß ein Liebhaber in der nächsten Generation es billig finden würde, wenn er sie für zehn- oder fünfzehntausend bekommt. Ich bin freilich Staatsanwalt, aber ich bin auf diesem Gebiet zu wenig sachverständig, um hier Ankläger sein zu können. Ich gebe auch zu, daß ich eine gewisse neidische Sympathie mit einem so unbürgerlichen Leichtsinn empfinde.

Ein Ausgabenposten ist aber da, der immer wiederkehrt und der — wenn man den Abschluß macht — bei weitem die größte Höhe erklettert. Dieser Posten — von recht delikater Art — scheint eine Art von Erotomanie in sich zu bergen, die nach dem Zeugnis berühmter Psychiater nicht ganz ungewöhnlich ist. Er kehrt in allen erotischen Tagebüchern wieder. Und er ist wirklich so absurd, daß man sich gezwungen sieht, auf jede andere Erklärung zu verzichten und die Auslegung der ärztlichen Wissenschaft zu überlassen: der Angeklagte hat selbst in den Fällen, wo er ebenbürtige Verhältnisse angeknüpft hat, immer, ohne Unterschied, in ganz rücksichtsloser Weise Geld für schöne Unterkleidung seiner Geliebten geopfert — in besseren Kreisen, glaube ich, pflegt man das Dessous zu nennen — auch für Schuhe und Stiefel. Dies könnte wohl allenfalls — wenn es nicht durch die ständige Wiederholung den Stempel der Monomanie erhielte — als galanter Scherz aufgefaßt werden. Aber der Komparent begnügte sich nicht damit, in jedem einzelnen Fall dergleichen Bekleidungs- (oder Entkleidungs-) Gegenstände für seine Freundinnen zu kaufen. Nein, er hatte ganze Lager davon vorrätig. Er stand mit französischen, englischen, deutschen, österreichischen und amerikanischen Häusern in Verbindung und erhielt von ihnen die neuesten Modelle. Ich alter Mann war vollkommen sprachlos, als mir in seiner Wohnung ein Zimmer voller Schränke vorgeführt wurde, die eine Auswahl der erlesensten Schuhe, Stiefel, Strümpfe, Strumpfbänder, Strumpfhalter und Korsette enthielt — gar nicht zu reden von den noch intimeren Kleidungsstücken.

Unser berühmter Psychiater, Professor Schmidt, der Gelegenheit gehabt hat, sich über die Sache zu äußern, hat die Erklärung abgegeben, daß es sich hier um einen „kombinierten Fall von Fetischismus und Paschaismus" handele. Für diejenigen der hohen Richter, die Krafft-Ebing, Forel und andere berühmte Spezialisten der bald tragischen, bald komischen Unregelmäßigkeiten des Geschlechtslebens nicht studiert haben, möge zur Erklärung dienen, daß Fetischismus das Lustgefühl beim Anblick bestimmter Körperteile oder Kleidungsstücke bezeichnet. Paschaismus ist eine von unserm hochverdienten Professor Schmidt erfundene Bezeichnung für die Herrschlust des Mannes in ihrer milderen Form, ehe sie zu Sadismus ausartet, der sich in Mißhandlungen äußert. Ein Paschaist will die Illusion haben,

daß seine Geliebte ihm als Sklavin gehört — deshalb muß sie mit den von ihm für die Liebeszusammenkunft gekauften Sachen ausgestattet sein. Erst wenn sie sich mit diesen Dingen bekleidet hat, kann er ihren Besitz ganz genießen.

So unglaublich es mir erschien, so unglaublich es vermutlich auch dem hohen Gerichtshof erscheinen mag, es ist Tatsache, daß C. E. Menthes wirtschaftlicher Zusammenbruch im wesentlichen eine Folge seiner hier berührten Geisteskrankheit ist. Es gibt nämlich, hochehrwürdige Richter, keine Grenzen für das, was seine Damenunterkleidung in den Luxusgeschäften der großen Weltstädte kostet. Ich habe mit eigenen Augen einige sogenannte Combinations aus den feinsten Spitzen, dünn wie Spinngewebe, gesehen — ja, man begreift nur nicht, daß die Damen, die so gekleidet gehen, lebendig davon kommen, die weibliche Natur muß von einer eigenartig abgehärteten Beschaffenheit sein — ich habe in der Mentheschen Konkursmasse solche, wenn ich mich so ausdrücken kann, Gebrauchsgegenstände gesehen, die pro Stück mit tausend Franken und mehr bezahlt waren.

Mir erscheint es unfaßlich, daß es für C. E. Menthe ein besonderer Genuß gewesen ist, daß die Spitzen echt waren. Er hätte, wie mir der Direktor eines unserer größten Warenhäuser erklärt hat, für zwanzig bis dreißig Kronen außerordentlich feine und schöne Sachen haben können, die nur besonders Sachverständige von den echten zu unterscheiden vermocht hätten, — Sachen, die zu tragen die verwöhntesten Damen unserer Aristokratie wie unserer reichen Bürgerkreise sich nicht schämen würden.

Meiner Meinung nach ist also C. E. Menthe unzurechnungsfähig — ja, mehr als das. Ich nehme kein Bedenken, ihn als glattweg verrückt zu bezeichnen.

Und ich, als Staatsanwalt, würde den Komparenten am liebsten einer Irrenanstalt überweisen. Da aber unser berühmter Professor Schmidt ihn nicht für unzurechnungsfähig erklären zu können geglaubt hat, muß ich die strengste Strafe des Gesetzes beantragen.

Denn . . ." Und der Staatsanwalt ging nun dazu über, das Sündenregister des Angeklagten durchzunehmen, seine Vergehen gegen Paragraph so und so des Strafgesetzes . . .

In den Tagen, als der Prozeß gegen C. E. Menthe verhandelt wurde, ging der Reichsgerichtsanwalt Menthe nicht über seine Schwelle. Seine Frau und seine Kinder sahen ihn kaum.

Aber an dem Morgen, als die Zeitungen das Plädoyer des Staatsanwalts mit pikanten Überschriften brachten, sagte Fräulein Anneliese, als sie mit ihrem Bruder Fritz am Teetisch zusammentraf:

„Gott, Fritz, wie intereſſant Onkel C. E. geweſen ſein muß. Und ich verſtehe ihn und ſeine Damen ſo ausgezeichnet.“

Fritz faßte ſie um die Taille, gab ihr einen Klaps hinter vor und ſagte lachend:

„Dummes kleines Mädel. Sei lieb und röſte mir ein paar Scheiben Weißbrot!“

„Ich meine es aber wirklich,“ entgegnete Anneliſe und legte mit ſchlanken, weißen Fingern zierlich ein Stück Brot auf den Roſt. „Ob wohl eine Verſteigerung ſtattfindet?“

„Nein, Kleines, all die zierlichen Höschen werden feierlich verbrannt, wie es ſich für ſolchen Teufelskram geziemt.“

„Das kann doch nicht dein Ernſt ſein, Fritz! Ich möchte ſo gern ein recht ſchönes Souvenir an unſern leichtſinnigen Onkel haben.“

7

Das Urteil über Carl Emil Menthe war geſprochen — Betrug, Mißbrauch anvertrauter Mittel und, was am ſchwerſten in die Wagſchale fiel: Wechſelfälſchung — er bekam im ganzen acht Jahre Zuchthaus.

Er kam aber leichter darüber hinweg als die meiſten. Der Gefängnisinſpektor war ein ehemaliger Büroworſteher von ihm, der Oberaufſeher ein früherer Kamerad aus der Militärzeit, der die flotte Freigebigkeit des „Referendars“ in dankbarer Erinnerung bewahrte. Der Pfarrer war mit einer ſeiner erſten Geliebten verheiratet, und der Arzt und Menthe hatten in ihrer Studentenzeit manchen luſtigen Streich zuſammen gemacht.

Menthe ward bald der Liebling der ganzen Anſtalt, ſelbſt die andern Gefangenen fanden es eigentlich ganz natürlich, daß er beſſer behandelt wurde. Sein ſicherer Inſtinkt, Menſchen zu verſtehen, ſie zu gewinnen und über ſie zu herrſchen, ließ ihn auch jetzt nicht im Stich. Er hielt ſich genau ſo gerade und vornehm wie immer, war ſtets guter Laune, liebenswürdig und hilfsbereit, hielt ſich nicht beleidigt zurück, machte ſich aber anderſeits niemals gemein, um auf kameradſchaftlichen Fuß mit dem Proletariat der Anſtalt zu kommen. Es kam ganz von ſelbſt, daß ihm eine Sonderſtellung eingeräumt wurde. Sie wußten ja alle, daß er kraft Gericht und Urteil Zuchthäusler war, genau ſo wie all die andern; es imponierte ihnen auch nicht, daß er aus beſſerer Familie war, denn es waren nicht wenige Kavaliere und vornehme Herren in der Anſtalt, die entweder bemitleidet oder verachtet wurden. Aber Menthe gegenüber hatten ſie unwillkürlich das Gefühl, daß er eigentlich nur auf Ferienbeſuch hier im Zuchthaus war und daß er ihnen allen eine Ehre antat und ein Vergnügen bereitete, indem er für eine Weile an ihrem einfachen, beſcheidenen Leben teilnahm.

Und Menthe genoß seine jetzige Popularität nicht minder als seine ehemalige.

Es lag jetzt gleichsam etwas Festliches über der ehedem so grauen, tristen Anstalt. Und er war, wie früher so oft, der Mittelpunkt des Festes.

Der Inspektor, mein Gott — er war immer ein äußerst angenehmer und menschenfreundlicher Mann gewesen, aber wirkliches Vergnügen hatte man nie von ihm gehabt. Jetzt aber, jetzt kam er jeden Augenblick in die Werkstätten und machte es sich bequem mit Binsenschuhen und Meerschaumpfeife, während er gleichsam verstohlen eine Rolle Kautabak die Runde machen ließ.

Es war jetzt auch allgemein Sitte geworden, daß bei allen festlichen Gelegenheiten die Räume mit Blumen — aus dem Pfarrgarten — geschmückt wurden. Und der Pfarrer, der seine Tätigkeit bisher auf die vorgeschriebenen Gottesdienste und die pflichtmäßigen Krankenbesuche beschränkt hatte, begann mit ministerieller Erlaubnis eine Reihe von Vortrags- und Vorleseabenden. Alle wußten, daß er das Programm vorher immer mit Menthe besprach.

Sogar das Essen, das übrigens stets tadellos gewesen war, wurde „kurzweiliger". Natürlich konnte nicht in nennenswertem Maße von der Vorschrift abgewichen werden. Aber wenn auf dem Speisezettel Salzhering mit Kartoffeln stand, war es doch immer ein Fest, wenn man im Frühsommer mit frischen Pellkartoffeln überrascht wurde. Und ein klein wenig rote Bete zum Schweinebraten an Königs Geburtstag und am Heiligen Abend verlieh dem Festessen einen leisen häuslichen Reiz.

Menthe ging mit Leib und Seele in dem Betrieb der Anstalt auf. Er wurde der eigentliche Leiter. Überall merkte man seine Initiative. Und allmählich trat er ja auch mehr und mehr in die Administration ein. Er wurde nach der vorgeschriebenen Probezeit im Büro beschäftigt. Unter anderm verfaßte er alle wichtigen Berichte an das Ministerium.

Eine Zeit des Friedens und des Glückes war für dies Zuchthaus angebrochen, in dem bisher Skandale an der Tagesordnung gewesen waren. Die Anstalt kam in den Ruf einer Musteranstalt. Das Ministerium ließ ein Buch über die merkwürdig guten Ergebnisse veröffentlichen, zu denen man dank liberalen Verständnisses gelangt war.

Das Buch war von dem Stolz des Zuchthauses, C. E. Menthe, geschrieben.

8

So war es denn Gott sei Dank überstanden. Leider hatte Carl Emil freilich nicht den Mut gezeigt, das zu wählen, was für seine Familie das Angenehmste und für ihn selbst das Würdigste gewesen wäre: Selbstmord zu begehen. Aber auf alle Fälle war es nun bis auf weiteres still um seinen Namen.

Und Ludwig Menthe war nach und nach in das öffentliche Leben zurückgekehrt.

Mit seiner Wahl in den Bankrat hatte es begonnen — nach einer meisterhaften Rede des Etatsrats: niemand hatte gewagt, Einspruch zu erheben. Denn, wie der Etatsrat mit bewegter Stimme feststellte: in schwierigen Situationen kam es darauf an, daß alle braven Leute Schulter an Schulter standen.

Aber auch im Reichsgericht trat Ludwig Menthe jetzt wieder auf. Der Präsident hatte es geradezu als moralische Pflicht empfunden, ihn dazu zu zwingen: es hatte ja doch keinen Sinn, daß Ludwig Menthe unter dem Joch der Verbrechen seines Bruders erdrückt wurde. Man stelle sich die Durchführung des Prinzips vor, daß die Schuld des einzelnen nicht nur von ihm, sondern von allen seinen Angehörigen gesühnt werden müsse. Das wäre ja noch entsetzlicher, als wenn in Indien eine Frau ihrem Gatten und Herrn in den Tod folgen mußte.

Allmählich lastete es gleichsam wie ein Druck auf dem Reichsgericht — auf Richtern wie auf Anwälten —, daß Ludwig Menthe sich selbst zur Passivität verdammt hatte. Es erschien ihnen allen allmählich als eine Pflicht, Menthe zurückzugewinnen.

Und es lag eine eigentümliche Feststimmung über dem Saal, als Menthe endlich wieder vor der Schranke stand. Die Richter hatten sich vollzählig eingefunden, und auf der Anwaltbank saßen die meisten der Kollegen.

Menthe war sichtlich bewegt, obwohl er sich bemühte, seine gewöhnliche kühle Unerschütterlichkeit zu bewahren. Und es wirkte eigentümlich ergreifend, wie dieser sonst so starke und harte Mann seinen Willen und seine Nerven anspannte, um nicht unter der Stimmung des Augenblicks zusammenzubrechen.

Selbst diejenigen, die eigentlich nur aus Neugier gekommen waren, fühlten ein wunderliches Rieseln von andachtsvoller Ergriffenheit, als Menthe vor die Schranke trat, aufrecht in seinem schwarzseidenen Talar, fast schön mit seinem farblosen, scharfen Profil, und ohne alle Salbung, aber mit einem ganz leisen Beben hinter dem schlichten Klang der Stimme, begann:

„Exzellenz, Sie und die andern hohen Richter dieses ruhmgekrönten Gerichtshofes werden es begreifen und verzeihen, wenn ich, ehe ich dazu übergehe, den Rechtsfall zu erörtern, für den ich als Staatsanwalt bestellt bin, das Bedürfnis empfinde, zu sagen, daß ich wohl kaum aus eigener Kraft zu einer Wiederaufnahme der Tätigkeit gelangt wäre, die zwanzig Jahre lang der Stolz und die Liebe meines Lebens gewesen ist ... Ich sehe die Mißbilligung des hohen Präsidenten über diese Verletzung der Form. Ich will auch nicht weiter gehen. Was ich angedeutet habe, wird

hinreichend sein. Aber ich mußte, wenngleich ich weiß, wie unkorrekt es ist, diese Worte sagen, die einem zerrissenen, aber durch Verständnis und Sympathie aufgerichteten und, soweit es möglich ist, geheilten Herzen entsprungen sind."

Der Präsident setzte sofort die Glocke in Bewegung, nickte und sagte geschäftsmäßig, aber mit sichtlichem Wohlwollen: „Ich bitte also den Herrn Staatsanwalt, zu dem vorliegenden Rechtsfall überzugehen."

Die Stimmung war ausgelöst. Und die meisten schlichen schnell von dannen; denn der Fall, der vorlag, war ohne alles Interesse. Ein oftmals bestrafter Gewalttäter und Einbrecher sollte nur die Bestätigung der höchsten Instanz für soundsoviele Jahre Zuchthaus haben.

In den Zeitungen wurde die Begebenheit ohne weitere Kommentare als „Eine bewegte Szene im Reichsgericht" erwähnt. Nur ein kleines Skandalblatt bediente sich der Bezeichnung „Unappetitlich".

Unter vier Augen wurden der Auftritt um so mehr besprochen. Und selbst wenn nicht wenige geneigt waren, sich über Menthes Debüt in der Rührsamkeit lustig zu machen, selbst wenn sogar einige der Anwälte, die dem Begebnis beigewohnt und sich im Augenblick ergriffen gefühlt hatten, selbst wenn einige von ihnen hinterher auf den „alten Fuchs" schimpften — so kam man doch nicht um die Tatsache herum, daß die Wirkung sehr bedeutend gewesen war, und daß Menthe seine Rolle ungemein hübsch gespielt hatte. Und schließlich! Er war doch am Ende auch ein Mensch. War es eigentlich so wunderbar, wenn er bewegt gewesen war? Vielleicht tat man dem Manne doch unrecht. Süßholzraspler und Speichellecker gab es weiß Gott zur Genüge. Und hart mußte es für Ludwig Menthe gewesen sein, wenn er wirklich ein redlicher Mann war, immer zu merken, wie er von seinem Bruder in den Schatten gestellt wurde. Von diesem Carl Emil, der nachweislich halb verrückt und obendrein ein großer Dieb war.

(Fortsetzung folgt)

Über deutsche und französische Geistigkeit

Aus unveröffentlichten Pariser Tagebüchern Wilhelm von Humboldts

mitgeteilt von Albert Leitzmann

Die Pariser Tagebücher Wilhelm von Humboldts aus den Jahren 1797 und 1798, die wir hier zum ersten Male veröffentlichen, geben einen wundervollen Einblick in die Werkstatt des großen deutschen Humanisten. Der ganze ungeteilte Mensch, in der Mannigfaltigkeit seiner Gaben und Neigungen und Schöpfungen, war von früh auf Gegenstand seines Interesses und seines systematischen Studiums; und der Erweiterung so begriffener Menschenkenntnis und Menschenbildung dienten auch die Reisen. Wilhelm war nicht zum ersten Male in Paris. Mit seinem Lehrer Campe hatte er 1789 den revolutionären Rausch in Versailles miterlebt, er hatte einigen Sitzungen der Nationalversammlung beiwohnen und in die Morgensonne der kommenden Bürgerherrlichkeit schauen dürfen; und nun, mündig geworden, verheiratet, durch allumfassendes Sichversenken gereift und durch den Umgang mit den großen Weimarern geadelt, konnte er schon einige Resultate der ungeheuren Bewegung sehen. Er hatte das Organ, sie besser als die meisten Verherrlicher oder Verkleinerer zu begreifen. Die Geschichte war inzwischen nicht stehen geblieben. Die Schreckenszeit der conquête Jacobine war vorüber; der Traum der démocratie égalitaire war für diesmal ausgeträumt; und hinfort rauschten die proletarischen Gewässer nur noch unterirdisch weiter. Nun bereiteten die bürgerlichen Instinkte unter dem Direktorium ihren Triumph und — ihren Verzicht in der Militärdiktatur vor. Die neue Ordnung stand schon, halb freiwillig, halb gezwungen, im Schatten Bonapartes, des Siegers von Lodi und Rivoli, der sich anschickte, das Schwert seiner modernen Ideen nach Ägypten und bis in die indische Herzkammer des britischen Imperiums zu tragen. In dieser Umwelt war es, in diesem beinahe schon vergessenen Schrecken und unter den neuen strahlenden Hoffnungen, wo Wilhelm von Humboldt sich mit seiner Familie ansiedelte; vorübergehend trat Bruder Alexander zu ihnen. Die Beziehungen des Humanisten reichen bis in die höchsten Spitzen. Bonaparte selbst hat er in seiner Intimität gesehen, aber über physiognomische Bemerkungen hinaus wagen die Tagebücher kein Urteil. Die hier, im Mittelpunkt der politischen und geistigen Bewegung jener Zeit, gemachten Erfahrungen sind für den späteren Staatsmann ganz sicher von entscheidender Bedeutung geworden; der aufmerkende Leser wird sie besonders in den berühmten Ideen, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, wiederfinden. Der junge Gelehrte erlebte den Versuch,

ein neues Staatswesen aus naturrechtlichen Grundbegriffen aufzubauen, an denen ein ganzes Jahrhundert intensivsten politischen Denkens gearbeitet hatte. Montesquieu und das englische Vorbild stehen im Hintergrunde, der Geist Rousseaus geht um, das Volk fühlt sich als Quelle aller Souveränität, als Ursprung und Gegenstand aller Regiererei, weiß aber nicht, wie es seine Allgewalt gegen die Überlieferung verkörpern, — wie es sich als Gott gestalten soll. Daher der rasende Wechsel in Entschlüssen und Entscheidungen, daher der wahnsinnige Versuch, in ein paar Jahren eine Entwicklung nachzuholen, wozu das germanische Volk jenseits des Kanals zwei bis drei Jahrhunderte nötig gehabt hatte. In der unruhigen Stadt sieht unser Reisender das Licht umherirren, das die Enzyklopädisten, die Philosophen, die Ökonomisten, die Ideologen angezündet hatten, um das Glück für Millionen zu suchen. Es leuchtet bis in diese Blätter hinein.

Von besonders nachhaltiger Wirkung waren die mehrfachen Berührungen mit Abbé Sieyès, dem legendenhaften Verfasser des „Qu'est-ce que le tiers état?" und der Abhandlung über die Vorrechte; dem Manne, dessen Fanfaren den allgemeinen Willen zur Tat verdichtet hatten. Was dieser wirklich begründen half, war die Theorie des bürgerlichen Demokratismus; und in der ersten Verfassung, die sich die konstituierende Versammlung gab, gewann sie auch Gestalt und Leben. Auf Sieyès ist die Unterscheidung von passiven und aktiven Bürgern zurückzuführen; und seine Lehre, die die Summe von Montesquieus Esprit des lois und Rousseaus krausem contrat social zieht, ruft die démocratie censitaire ins Leben. Humboldt findet in Sieyès' Schriften die beinah klassische Darstellung der Repräsentativverfassung, allerdings mit der Einschränkung, daß er die tiefere Begründung vermisse. Rechtsschutz, Anrecht auf jede Art Betreuung und Förderung soll jeder Franzose genießen; aber direkter Willensträger am Staate soll durch Wahlrecht und Wählbarkeit nur derjenige Bürger sein, der zu höheren Steuerleistungen befähigt sei. Das sind Grundforderungen des Liberalismus in seiner ursprünglichsten und reinsten Form. Also nicht eigentlich die Rechte, die mit uns geboren sind, verteidigt Sieyès: sie verstehen sich nun schon von selbst; und er fordert auch nicht eine klassenkampflose Gleichheit und Freiheit, sondern Rechte für die werkschaffenden, „nützlichen" Bürger; solche, die mit der Fähigkeit zum selbständigen Wirtschafter und Staatsbürger verknüpft sind. Geschieden wird also sehr scharf zwischen menschlicher und politischer Gleichheit, zwischen politischem Einfluß und allgemein menschlicher Geltung. Das englische Vorbild wird nach französischer Art systematisiert, und dieses Vorbild stand auch vor Wilhelm von Humboldts Auge, nur hat er das Klischee der worttrunkenen literarischen Phraseure verachtet und die Grundidee des englischen Freiheitsbegriffs aus dem rein Politischen, das schließlich nur die Oberfläche packt, in die Sphäre

der geistigen und persönlichen Lebensziele gehoben, so wie es später John Stuart Mill getan hat. Freiheit des Gewissens, Freiheit zur Bildung, Freiheit für das Talent, das durch die sinnlose Privilegienwirtschaft des ancien régime erdrosselt wurde, Befreiung von den Knebeln des Stände- und Polizeistaates: in solchen Forderungen erschöpfen sich die politischen Wünschbarkeiten der Zeit. Das Verfassungsideal, das Sieyès vorschwebt, hat ohne Zweifel einen kapitalistischen Schimmer, aber doch auch den Glanz, der in diesem Stadium der westeuropäischen Entwicklung auf jene Forderungen fällt, die die Entbindung aller geistigen und moralischen Energien verlangen. Und weiter: der Abbé ist theoretisch zunächst nicht einmal Republikaner gewesen, er bekannte sich zur konstitutionellen Monarchie: man erinnere sich, daß auch Rousseau und die Enzyklopädisten eine reine Demokratie in Frankreich für gefährlich, ja unmöglich gehalten hatten. In der Praxis aber war Sieyès glatter Opportunist. Wilhelm von Humboldt sieht das Problematische an ihm nicht, er ist vom politischen Denker und der Persönlichkeit fast kritiklos eingenommen. Er scheint nicht bemerkt zu haben, daß sich Sieyès stets auf die im Augenblick rettende politische Nuance verstanden hat. Der Lobsänger der beschränkten Monarchie hat sich ohne Gewissensbisse den Königsmördern beigesellt und war der Nachbar Marats, Dantons und Robespierres geworden, die er innerlich als roh, unwissend und maniakalisch verabscheute. Freilich galt es den Kopf an der Guillotine vorbeizutragen, um schließlich mit heilen Gliedern gesund in dem gräflichen Hafen des Empire zu landen.

Im Zusammenhange mit den politischen Reflexionen stehen die ungemein charakteristischen Einwürfe gegen die mechanistischen Neigungen des französischen Geistes, gegen seinen Hang, das Gleitende, Schattenhafte, an dem Einheitsgefühl des Selbstbewußtseins Haftende zu vernachlässigen, als gehörte es nicht zu den Bestimmungsfaktoren der Seele. Die französische Politik hat, so wenig wie die französische Metaphysik, Sinn für die Nüance; der Wille zur Klarheit ist allbeherrschend: was sie nicht fassen kann, hat für sie kein Gewicht. In den Einwürfen, die Wilhelm von Humboldt dagegen erhebt, liegt der besondere Wert unserer Aufzeichnungen. Er war als begeisterter Kantianer nach Paris gekommen, wo kaum mehr als der Name des großen Magus aus Königsberg bekannt war. Seine Versuche, ihm im Kreise der französischen Ideologen Anhänger zu werben, scheiterten kläglich. Selbst ein Mann wie Destutt de Tracy, ein erweiterter und vertiefter Condillac, der für die psychophysische Analyse der Empfindungen und der Ideen den Namen Ideologie eingeführt hatte, erscheint nach unseren Tagebüchern verständnislos. Da ihm später, wegen seiner berühmten der Akademie vorgelegten Denkschrift über Kant (1801), das Verdienst zugeschrieben wurde, den

deutschen Denker dem französischen Geist vorgestellt zu haben, so wird man der unter dem 27. Mai erwähnten Philosophenkonferenz über Kant eine historische Bedeutung zusprechen müssen.

Das letzte Wort der französischen Philosophie schien um diese Zeit der Sensualismus und Empirismus; Reiz, Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff, Idee: in dieser Stufenordnung faßt die Ideologie die Arbeit des Apparates zusammen, mit dem „sich", immer mit dem Zwang von außen als Ausgangspunkt, Erfahrung und Wissenschaft macht; die Sinnlichkeit ein Behälter, der Geist ein Ordner ohne Spontaneität, das Selbstbewußtsein eine bloße Gegebenheit ohne schöpferische Bedeutung. Darum konnte die Grundfrage der Kantischen Philosophie nach den Beziehungen zwischen der Vorstellung und ihrem Gegenstand von keinem der früheren französischen Denker in ihrem tiefsten Kern erfaßt werden: sie gingen sämtlich irgendwie von der naiven unkritischen Auffassung aus, zu einer Realität draußen ein Abbild drinnen zu suchen. Man sprach darum aneinander vorüber. Die Denkmotive, die Kant zu seinen Begriffen der Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit führten, zu seiner Stufenordnung der Wahrheitswerte, zu seiner Theorie der wissenschaftlichen Erfahrung, zu seiner These: daß selbst in den elementarsten Gemütsregungen Elemente und Funktionen des Verstandes — das was der kluge Zeitgenosse Tetens die Dichtkraft nannte — formgebend mitspielten: Kants Denkpulse wurden gründlichst verkannt. Wir wissen, wie von diesem theoretischen Gebiete sich der Meinungsgegensatz auch auf das sittliche, politische und ästhetische Gebiet übertragen hat und wie (nach meiner Überzeugung) von vornherein der ‚voraussetzungslosen' Erkenntniskritik sich allerhand Tendenzen beigemengt haben. Es ist der Glaube des deutschen Idealismus, daß ohne feste und von innen bestimmte Normen für Natur und Geschichte das menschliche Leben ein Taumel durch das Chaos des Zufalls sei, und daß unser Gemüt dem Druck dieser gegen unsere Werte gleichgültigen Kausalmaschine ohne Transcendenz erliegen müsse. Es ist gleichgültig, wieviel Wahrheit und Endgültigkeit in Kants Orientierung liegt; manches daran ist morsch geworden, vieles ist abgebröckelt und abgetan und hat neuen Fragestellungen und Antworten Platz machen müssen. Aber als Versuch, das Welt- und Lebensrätsel in einem das Gemüt beruhigenden und doch die wissenschaftliche Sauberkeit nicht verletzenden Sinn zu lösen, ist der Kantische Kritizismus eine unvergängliche Leistung deutschen Geistes. Hier ist die seelische Heimat Humboldts und Schillers, zum Teil aber auch des naturforschenden Alexander und Goethes, der französischer Art und Kunst so viel verdankt und ihr doch wieder meilenfern steht. "Je crains que vous ne brodiez la nature" ruft de Tracy dem Deutschen zu: Ihr „stickt" die Natur, Ihr baut sie, nach der Analyse, aus der Einbildungskraft

wieder auf. Man denkt an Goethes Bericht über den Straßburger Kreis in „Wahrheit und Dichtung". „Wenn wir von den Enzyklopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheueren Werkes aufschlugen, so war es uns zumute, als wenn man zwischen den unzählig bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigste ineinander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt." Jene zielen auf Berechnung der Wirkungen: die Natur ein System identischer Gleichungen; Goethe zielt auf Natur-Anschauung, auf Anschauung des „Urphänomens", das sich in unzählige Wirkungen spaltet..

Allerhand Beiwerk umrankt diese theoretischen Auseinandersetzungen. Humboldts Interesse kennt keine Genzen. Molière, der Theatraliker Marie Joseph Chénier, der schlüpfrige Rétif de la Bretonne, Kant, Destutt de Tracy, Condillac und ihre Schulen treten neben Bonaparte und Sièyes und die noch in brühwarmer Legendenbildung festgehaltenen Rousseau und Mirabeau; die typisch französische Schauspielerin Raucourt neben den gräflichen Sonderling Schlabberndorf; das Leben auf der Straße und im Salon neben hohe und höchste Wissenschaft. Der deutsche Neuhumanismus zeigt sich in dem späteren Schöpfer der Berliner Universität von seiner strahlendsten Seite. S. Saenger

1797

(Nationalakademie: Dusaulx liest weiter über Rousseau.) Wieder interessant, am auffallendsten folgende Anekdote: in dem Augenblick, als Ludwig XV. auf den Tod liegt, findet Rousseau'n einer seiner Freunde ungewöhnlich traurig. Er dringt in ihn um die Ursach, und Rousseau sagt: „Es gab in Frankreich zwei allgemein verabscheute Menschen, dies waren der König und ich. Der König stirbt jetzt; und sein ganzer Teil an diesem Haß fällt nunmehr auf mich zurück." Was Dusaulx' Umgang mit ihm betrifft, so ist es sehr deutlich, daß Dusaulx entweder mehr von Geist und Charakter, oder feiner in seinem Benehmen hätte sein müssen, um sich bei ihm zu halten. Der Schritt, durch den er eigentlich bei ihm sank, ihm eine Stelle eines Aufsatzes vorzulesen, worin er sagt, daß ein merkwürdiger Betrüger Apostrophen über die Tugend gehalten hätte, die an Stärke und Wahrheit Rousseaus Schriften gleichkämen, war äußerst ungeschickt. Der eigentliche Grund seines Falles war indes offenbar der, daß es Rousseau reute, ihm seine Konfessionen vorgelesen zu haben. Ich sah dabei Rousseaus eigenhändige Briefe. Es ist eine mühsam scheinende, sehr ordentliche, aber

weder schöne, noch männliche, noch ausgeschriebene Hand. Seine wunderbare Art das Datum zu schreiben $17\frac{9}{2}71$. 9. Februar 1771. Er hat zwei Siegel zur Bezeichnung seines Wohlwollens oder des Gegenteils gehabt.

Gesellschaft bei Bitaubé. Domergue, St. Pierre, Thibault. — Lafontaine und Molière, die einzigen französischen Schriftsteller, die unter den Alten keine ihnen den Rang streitig machende Nebenbuhler haben. Großes Lob des ersteren. Anekdote, wie er einmal auf dem pont-neuf ist beraubt worden, dann von dem Chef der Bande, der ihn erkannt, seine Sachen wieder erhalten hat, und in ihre Gesellschaft eingeladen worden ist, die er auch eine Zeitlang besucht hat. Er hat monatelang an einer Fabel gearbeitet. Friedrich II. hat sein und d'Aguesseaus Verdienst nicht anerkannt. — St. Pierre, ein alter, aber heitrer und gesprächiger Mann. Er ist viel gereist und in Isle de France gewesen. Die schöne Bildung der Männer aus Ludwigs XIV. Zeit sei großenteils durch die Schönheit des Königs entstanden, auf den alle Frauen gesehen, von dem überall Bilder gewesen. So seien, und in aller Unschuld, die Kinder eines Dorfs hübscher, das einen schönen Pfarrer habe.

25. Dez. Graf Schlabberndorf, ein sonderbarer Mensch, von bizarrem, wilden Außern. Züge eines scharfsinnigen Kopfs: ein Narr ist der, der seine Vorstellungen nicht mehr willkürlich, sondern zwangsweise assoziiert. — Die Franzosen sind kalt; die Kälte aber schließt die Leidenschaft nicht aus. Daher sind ihre Tragödien heftig, ihre Komödie bloß voll Esprit. Wärme und Innigkeit sind ihnen durchaus fremd. — Die französische Sprache hat keinen Silbenakzent. (Er meint damit, daß im Lesen weniger die einzelnen Worte akzentuiert, als der Akzent immer ans Ende der Phrase gelegt wird. Dies scheint ihm besonders anstößig und besonders wichtig.) Solange bis sie diesen bekommt, kann nichts aus ihr, vorzüglich für die Poesie, werden. Ein Volk, dessen Sprache keinen Silbenakzent hat, könnte man sagen, kann kein republikanisches sein. — Die Revolution hat doch auch im Theater wesentliche Veränderungen hervorgebracht. So tritt in der Tragödie „Neron und Epicharis" eine scherzhafte Person Petronius auf. — Er scheint, was er sagt und meint, selbst erdacht zu haben, und legt daher mehr Wert darauf. — Ist im bestmöglichen Verstande eine Art von Bielfeld.

26. Dez. Ich war in der Sitzung der ersten Klasse des Nationalinstituts, in welcher Bonaparte zum erstenmal, seitdem er gestern aufgenommen worden ist, erschien. Er kam ohngefähr in der Mitte der Sitzung mit Lacepede, dem Präsidenten, und es wurde seiner Gegenwart wegen nichts in der Sitzung verändert. Nur waren viel Zuschauer zugegen und aller Augen auf ihn gerichtet. Er ist klein und mager; hat einen kleinen Kopf und, wie ich zu bemerken glaubte, selbst für seine Figur kleine und feine Hände. Sein Gesicht ist mehr länglicht als rund, und sehr mager.

Das Haar braun und dünn; die Stirn, soviel sich vor den Haaren, die darauf hinunterhingen, sehen ließ, mehr gerade, als vorwärts gebogen; die Augenknochen stark und rein und schön gewölbt, also die Stirn über der Nase hervorstehend; die Augen groß, tiefliegend und gut geschnitten; die Nase etwas gebogen, doch nicht an der Spitze umgebogen, sehr scharf und fein geschnitten; der Mund und das Kinn sehr männlich, bestimmt, und das Kinn besonders sehr stark und rundlich geschnitten; die Oberlippe über der unteren vorstehend, und die Linie vom Mundwinkel bis zum Nasenübergang etwas aufrechts gezogen, doch ohne daß dies zur Härte oder zum Stolz wird. Wegen der Magerkeit stehen die Backenknochen vor, und im Sprechen sind alle Gesichtsmuskeln, vorzüglich auch die Nase in Bewegung. Mit den Augen macht er öfters so eine blinzelnde Bewegung, bei der sich das untere Augenlid in die Höhe zieht, die auch Jacobi, doch anders, hat, und die nie etwas Großes gibt, sondern immer klein aussieht. Angezogen war er sehr einfach, blauer Rock und Überrock, bis beinah auf die Finger heruntergehende Ärmel. Stiefeln und Spornen. Er trägt einen Zopf und ist gepudert. Das Ganze seiner Physiognomie hat nichts Großes, noch Heftiges, noch sehr Determiniertes, es drückt überhaupt mehr intellektuelle, als moralische Eigenschaften aus. Er sieht ruhig, überlegend, bescheiden, obgleich auch von festem und gerechtem Stolze, frei, scharfsehend und äußerst ernst, als wäre er einzig und ohne alle andere Neigung oder Rücksicht nur an seinen Beruf gebunden, aus. Manchmal bekommt indes sein Gesicht, vorzüglich, wenn er es in Bewegung setzt, auch etwas Hartes und Schneidendes. Es ist schwer sich ihn in Handlung, und noch schwerer in Enthusiasmus zu denken. Sein Gesicht ist durchaus modern, und meinem Urteil nach mehr französisch als italienisch. Von seiten des intellektuellen Ausdrucks könnte es zum modernen Ideale beitragen.

27. Dez. Besuch von Sandoz. — Bonaparte hat nicht bloß etwas sehr Überlegtes und Ernstes, sondern auch einen Zug von Melancholie in seinem Außern, und vorzüglich im Ton seiner Stimme. Dies hebt ihn hier noch mehr, wo dies sehr selten, hingegen ein Glänzen durch Witz und Geist sehr gewöhnlich ist. — Dies sagt die öffentliche Stimme über ihn.

Herrmann, der Deputierte. Ein offner Mann, der gern spricht; sehr deutsch. Er hat dem Direktorium einen Plan zum allgemeinen Frieden und ein Teilungsprojekt übergeben. — Anekdote von Eulogius Schneider. Er ist bekanntlich mit einer ambulanten Guillotine durch das ganze Departement gezogen. Unter andern ist er zu einem Mann in einer kleinen Stadt gekommen, der ihm denunziert gewesen ist. Da dieser sich eben mit seiner Familie zu Tische setzen wollen, hat er sich, auf dessen Einladung, mit hingesetzt. Man hat ihm sehr guten Wein gegeben. Gegen

das Ende der Mahlzeit hat er den Wirt gefragt, ob er noch viel von diesem Wein habe. Jener hat geantwortet, nicht sehr viel, aber was da sei, stehe ihm zu Diensten. — „So trinken Sie nur noch geschwind davon," hat Schneider erwidert, „denn in einer halben Stunde sind Sie guillotiniert." Wirklich ist er eine halbe Stunde darauf mit seinen drei Richtern, einem Barbouilleur, einem Bader und einem liederlichen Studenten, mit der Guillotine auf den Hof des Mannes gekommen, und hat ihn auf seinem eignen Hofe hinrichten lassen. — Schneider ist sonst ein feiner Gesellschafter gewesen und hat gute anakreontische Lieder gemacht. — Über alle in Straßburg zur Schreckenszeit verübte Greuel gibt es ein Buch: das sogenannte Blaue Buch.

28. Dez. Gespräch mit Mongez. — Bonaparte will sich nur von David malen lassen; er ist expreß zu ihm gegangen, um ihn dazu aufzufordern. Es wird ein historisches Stück sein.

Dusaulx las das Ende seiner Abhandlung über Rousseau. Noch ein paar Anekdoten: Ducis besucht einst Rousseaun und bleibt, bis dieser zu Tisch geht. Als er dann weggeht, bittet ihn Rousseau, indem er ihm nachkommt, um Verzeihung, ihn nicht eingeladen zu haben. „Aber," sagt er, „wenn Ihnen der mindeste Zufall zugestoßen wäre, würde man — Sie kennen meine Feinde — gewiß gesagt haben: Rousseau hat Ducis vergiftet." — Folgendes soll Jean Jacques oft erzählt haben: als er auf dem Lande gewesen, seien immer Vögel gekommen, die Brosamen von seinem Tisch zu essen. Er habe, da er gesehen, daß sie nicht genug gehabt hätten, sich etwas abgespart, und es ihnen hingegeben. Als er sie nun aber karessieren wollen, wären sie weggeflogen, als ob er ein Raubvogel wäre. „Les ingrats! Tausend Schritt entfernt haben sie gewiß pis que pendre von mir gesprochen." — Als Rousseau und Dusaulx sich lange Zeit nach ihrer Trennung einmal in den Elysäischen Feldern begegneten, fielen sie in der ersten Bewegung einander in die Arme. Da aber Rousseau zufällig am Rande eines Grabens stand, zitterte er plötzlich, wies auf den Graben, und zeigte so deutlich, daß er fürchtete, Dusaulx wollte ihn dort hineinwerfen, daß dieser sich schnell entfernte. — Das Resultat dieser ganzen Lesung bei mir war, daß Rousseau sich äußerst klein, närrisch und immer mit sich selbst beschäftigt betragen haben muß. Ob indes die Schuld nicht sehr daran lag, daß er keinen Menschen fand, der wert war, mit ihm umzugehen? Dusaulx war ihm offenbar beides, zu klein und zu leicht.

31. Dez. Théatre de la république. Fénelon, tragédie par Chénier. — Das Theater ist ganz von Stein, sehr hübsch, und unstreitig das hübscheste in Paris. — Den „Fénelon" hörte ich nur vom zweiten Akt an. Es ist die Bearbeitung einer wahren Geschichte, die aber nicht in Cambray und Fénelon, sondern in Nismes und Fléchier begegnet ist. Pougens hat daraus

ein Stück: La réligieuse de Nismes gemacht, das Chénier zum Teil beibehalten hat. Meinem Urteil nach zeichnet sich das Stück eigentlich nicht aus, aber es hat gute Verse und oratorische Schönheiten. Ich setze es doch weit über den „Agamemnon". Natürlich enthält es eine Menge von Sentenzen über Toleranz und Menschlichkeit und gegen den Fanatismus der Priester; lauter tausendmal gesagte Sprüche, aber weil sie klar und feierlich ausgedrückt sind und man einmal diese Gattung liebt, wurden sie doch außerordentlich beklatscht. Vorzüglich der Vers:

Dieu fit la liberté, mais l'homme l'esclavage.

— Das Spiel war nur mittelmäßig. Bloß Monvel als Fénelon spielte sehr gut. Vorzüglich studiert man sein Mienenspiel, wenn er, in entscheidenden Momenten, seine Worte gleichsam damit vorbereitete; auch war dann das sonst sehr unruhige Publikum durchaus still und ruhig. Doch sah es meist zu sehr studiert aus. — Auch hier ist mir wieder aufgefallen, daß die französischen Schauspieler ihre Rollen weit sorgfältiger studieren als unsere Deutschen, daß sie jede Stelle, jeden Moment, der irgend wichtig ist, mit allen Mienen, womit sie ihn begleiten wollen, auswendig wissen, und so ihre ganze Rolle, wie ein Ballettmeister die Pas seines Balletts, ausarbeiten. Die wahre Manier wäre doch eher die, sich im Ganzen in die Rolle hineinzuversetzen, sich im Augenblick des Spiels in eine gewisse Begeisterung zu bringen, und sich so dem Genie freier zu überlassen.

Schluß des Jahres. — Ein an merkwürdigen Ereignissen für mich reiches Jahr, auf das ich aber nicht gern zurücksehe, da ich es beinah ganz für verloren ansehen muß. — Der Tod meiner Mutter, dessen Folgen erst jetzt merklich wurden; Theodors Geburt; die Reise; die beständig abwechselnde, aber im ganzen fast beständig fortdauernde Kränklichkeit meiner Frau. Dunkle Aussichten in die Zukunft vom Tode meiner Mutter aus, als wäre mit ihr auch ein gewisses Glück zu Grabe gegangen; Sorgen für die Erhaltung des Vermögens; Plane zum Erwerb durch Beförderung. — In mir üble Stimmung zu wichtigen Produktionen und Untätigkeit. In Jena eine einzige Abhandlung. Aber dafür der Anfang des „Agamemnon" und die Ausführung bis gegen die Mitte hin. Er war mir eine sehr liebe Arbeit, er wird mich immer an die kurzen, aber süßen Morgenstunden in Jena erinnern; der Gedanke dazu kam mir plötzlich in der Nacht. In Berlin nichts, nicht einmal ein einziger ausgezeichneter Gedanke. In Dresden ein ziemlich unbedeutendes Stück einer Pindarischen Ode. Auf der Reise nach Wien die unfruchtbarste und unglücklichste Stimmung. In Wien die größte Zeit verloren; doch dämmerte gegen das Ende des Aufenthalts eine gewisse Tätigkeit auf. Der „Agamemnon" gewann einigen Fortschritt; die Arbeit über Goethes „Hermann" wurde angefangen. Auf der Reise bis Basel nur um weniges bessere Stimmung

als auf der vorigen Reise. Plötzliche und merkwürdige Umänderung mit der Abreise von Basel und dem Eintritt in Frankreich. Dennoch in Paris noch viele Wochen verloren. Erst mit dem Schlusse des Jahrs begann eine Epoche der Tätigkeit, die günstige Aussichten fürs künftige Jahr verspricht. Im ganzen also entstand in diesem ganzen Jahre nichts, gar nichts, als der fertige Teil des „Agamemnon". Die Idee des „Jahrhunderts" und der „Anthropologie" ist nun beinah ein Jahr alt, und noch ist nichts aufzuweisen! — Im Umgang verlor ich in diesem Jahr, statt zu gewinnen. Eine Trägheit, neuen interessanten zu suchen und schon vorhandenen zu benutzen, verdarb mir vieles. Der Umgang mit Schiller selbst war weniger gehaltreich als sonst. Das einzige, was ich hierin als Zuwachs ansehen kann, ist, daß ich mit Goethe vertrauter wurde und mit Körner in engere Verbindung trat. — Also im ganzen genommen eine schlechte und die schlimmste Periode meines Lebens von der Zeit an, da wir zu meiner Mutter von Jena nach Tegel gingen, bis zu den letzten Wochen dieses Jahrs, vom Sommer 1795 bis späten Herbst 1797. Nur der aufkeimende Gedanke des „Jahrhunderts" kann künftig diese Epoche für mich bezeichnen. — Doch jetzt fühle ich, daß es in jeder Rücksicht aufwärts geht; denn ich habe das unverkennbare Bewußtsein einer lebendigen und emporstrebenden Tätigkeit, in der sich das Gedeihen meiner äußern Lage, die Vollendung der schriftstellerischen Werke, die ich im Kopf trage, und die Benutzung eines ausgebreiteten und interessanten Umgangs notwendig zugleich vereinigen müssen.

1798

1. Jan. Abend bei der Meier. — Maler Sambat. Er ist Mirabeaun, als Sécretaire de Légation, bei seiner heimlichen Sendung nach Berlin beigegeben gewesen, hat nachher in der Konvention zugleich mit Robespierre gesessen, ist in der Geschichte des prairial gefangen gesetzt worden, weil man ihn beschuldigt hat, Robespierres Anhänger gewesen zu sein, ob er gleich versichert, ihn nicht nur verfolgt zu haben, sondern auch von ihm verfolgt gewesen zu sein. Er ist ein eifrig scheinender Patriot, beschützt Danton und seine Partei, ob er gleich seine Immoralität tadelt, will in der Konvention selbst Dantons Tod ein Assassinat genannt haben, hat aber Robespierres Hinrichtung, wie es schien, dennoch nicht gewollt. — Mirabeau soll Danton sehr gefürchtet und ihn den tribun du peuple genannt haben. Danton ist erstaunlich, indes doch, nach Sambats Behauptung, auf eine liebenswürdige Weise häßlich gewesen. Er habe das Gesicht eines Löwen, runde Lippen gehabt, die sich im Reden gänzlich umgeschlagen. Es soll aber weder ein Bild noch eine Büste von ihm geben, die ähnlich genannt werden könnten. — Er hatte ein Bild von Antonelle bei sich, der Maire, auch Repräsentant gewesen ist und in der Revolution mar-

kiert hat, einen ausgezeichnet schönen Mannskopf. Die offenste, freieste Stirn, klare und feurige Augen, eine herrliche Nase, das ganze Gepräge eines festen, redlichen, feurigen und dennoch ruhigen Mannes. — Dann das Porträt von Felix, ein langes, mageres, melancholisches, aber doch interessantes Gesicht mit schönen feurigen Augen. — Die Théophilanthropes halten ihre Versammlungen in mehreren Kirchen. Die Redner haben ein feierliches Kostüm. Ob sie unter den mehrern Kongregationen Gemeinschaft, ob sie Komitees haben, und ob sie eine Art Zensur ausüben, wußte man nicht recht, glaubt es indes. — Sambat scheint von sehr strengen Sitten und ist mit dem Vorwurf immoral sehr freigebig. — Nach Sambats Meinung gleicht Bonapartes Physiognomie der Gattung von Gesichtern, wie man sie von den ältesten Malern sieht, noch ein paar Jahrhunderte vor van Dyck. Ich finde, daß er mit einigen Gesichtern, die ich von diesem sah, Ähnlichkeit hat.

29. Jan. [Racines „Phèdre".] Die Raucourt spielt in der hier einmal angenommenen Gattung außerordentlich gut, und hat ihre Rolle tief studiert. Alles ist berechnet, und in der großen und gewaltigen Leidenschaft ist auch allerdings viel Wahrheit. Vorzüglich schön sagt sie einige Stellen, so den Ausbruch des Wahnsinns in ihrer ersten Szene mit Önone. Wenn sie nach solchen Augenblicken wieder zu sich selbst kam, so sprach sie mit einem zwar sehr natürlichen, aber etwas brüsken Ton. Überhaupt spielte sie bei weitem nicht idealisch genug und verfiel oft ins Gemeine und Unedle. Weder in der Ruhe noch in der Leidenschaft ging sie eigentlich in die Tiefe ihrer Seele, ins eigentlich Sentimentale; überall sah man nur bloße Wirklichkeit, nichts als Sinnlichkeit und bloße Heftigkeit. Der Ton (und dies ist überhaupt auf der französischen Bühne oft der Fall) ist manchmal im eigentlichsten Verstande perçant, in das Ohr und das Herz physisch einschneidend; und so auch der Schmerz in den Gesichtszügen. Es fehlt darin die Leichtigkeit, die Idealität der Kunst. —

An einer Straßenecke des Abends fand ich zwei Mädchen von mehrern Menschen aus dem gemeinen Volk umringt. Beide sangen Lieder, die eine hielt das Blatt, die andere begleitete sie und hielt das Licht hinter einem Papier dazu in der Hand. Eine sehr gute und charakteristische Gruppe. Es waren zwei Schwestern, die eine älter, abgenutzter, liederlicher, nicht hübsch gerade, aber sprechende mutwillige Augen, ein länglichtes mageres Gesicht, mit einem Ausdruck, der wie zum Kokettieren gemacht war. Die andre jünger, rundlich und dick, derb und frisch und grobe, aber nicht häßliche Züge, prächtige schwarze Augen. Beide waren wie die Hökerfrauen angezogen, eine Mütze dieser Art und ein solches blaues, bis oben unter dem Kinn zugemachtes Kamisol. Zwischen jedem Vers streute die älteste kleine Bonmots ihrer Art ein; in dem Geschwätz, wie die hiesigen Impro-

visatoren Thiemét und andre es treiben. Bei den zweideutigen Liedern, die sie sang, immer ein angenommenes Ansehn der Unschuld und eine Klage, daß man sie mit Fleiß mißdeutete. Nous sommes dans le quartier de la malice ici; je vois bien des méchans parmi Vous usw. Sehr viel Witz konnte in solchen Dingen nicht liegen, aber die Artigkeit und Zierlichkeit war merkwürdig. Sie wurde niemals unanständig, niemals grob, auch die Lieder selbst waren nicht alle schlecht. So sang sie das Vaudeville, womit das Theater derselben sein du centre l'Angleterre begleitet hatte, und das eine sehr hübsche Posse ist.

Mittagsessen bei Oelsner. — Ziemlich die gewöhnliche Gesellschaft. Renier, Schlabberndorf, Sauvage, Bobersheim, ein gewisser Pigeon, der im Büro des Ministers de l'extérieur ist und etwas über Pitt geschrieben hat. — Gespräch über die Tragödie, Racine, Corneille. Keine Spur wahrer Grundsätze, keine Ahndung, daß erst das Eigentliche in diesen Dingen erwartet werden muß. — Über Metaphysik und Kant, den sie alle dem Namen nach kannten. Renier erzählte mit vieler Feierlichkeit, eine Gesellschaft metaphysischer Köpfe habe den Kant neulich vorgenommen, seine Einleitung (es sei einer, der Deutsch gewußt, dabei gewesen) untersucht und entschieden, daß nichts Neues darin sei. Um nur einigen bessern Begriff unterzuschieben, sagte ich, daß Kant die übertriebenen Ansprüche der Metaphysik zurückgewiesen habe, daß er dies auf eine Weise getan, die nie erlaube, darauf zurückzukommen, und daß dadurch zugleich die Grenzen, innerhalb deren nun die Vernunft mit Fortgang arbeiten könne, genau bestimmt seien. Das erste billigten sie nun zwar sehr, obgleich sie hinzusetzten, daß dies hier schon längst geschehen sei; aber das Gewicht und die Größe, die in dem letzteren liegt, dafür hatten sie schlechterdings keinen Sinn. Garat soll nicht über Condillac hinausgehen. — Über Pappenheims kleine Schrift über England. Sie sei nicht ohne Feinheit vorzüglich für das, was er nicht gesagt habe. Auch enthalte sie einige gute Tatsachen, die man ihm wahrscheinlich suggeriert habe. Wo man nicht irre, sei auch eine ähnliche Schrift Lauderdales sehr darin benutzt. — „Les Anglais et les Français n'iront pas mieux plutôt qu'ils ne se seront dépités et debarrassés" hat einer auf einem Café gesagt.

31. Jan. Gespräch mit Garat und Besuch bei ihm. — Das erste Gespräch auf der Straße war ziemlich allgemein über Metaphysik, deren Fortschritte in Frankreich und Deutschland und die Notwendigkeit, sie zu treiben. In Rücksicht auf diese führte er namentlich die Wahrscheinlichkeit mehrerer Revolutionen an, auf die man sich gefaßt machen müsse, da man nun genug gesehen, wie sehr es an Einsichten selbst noch in Frankreich gefehlt habe. — Condillac hat eine Schrift über die Natur aller Kalküls, vom einfachsten an bis zu dem schwersten algebraischen, hinterlassen, an

welcher jetzt gedruckt wird. — Bei dem Besuch fand ich ihn noch im Bett. Er bewohnt, wie es scheint, mit seiner Frau nur eine einzige, noch dazu sehr kleine Stube. Auch blieb die Frau immer gegenwärtig. Daß er noch im Bett lag, schien beide, besonders ihn, nicht weiter zu genieren. Er sprach von seiner Lust am Landleben. Er sei von Jugend auf daran gewöhnt; aber freilich vermisse er hier seine Geburtsgegend, die Pyrenäen. Dort habe er auf der einen Seite das Gebirge, auf der andern den Ozean gehabt. „Ces grands objets portent l'ame vers les notions premières.“ Auch jetzt geht er, sooft er kann, aufs Land und hat neulich da ein Werk über die Geschichte der Metaphysik beendigt, das bald erscheinen wird. Wir kamen von diesem auf die Moral und Politik der Alten, und er fing eben an von der division des pouvoirs in der französischen Konstitution zu reden, als Ginguené hereintrat. Dies störte unser Gespräch und ich war eben im Begriff zu gehen, als Garat von neuem über Kant sprach. Ich glaubte nun etwas recht Sichres aufzustellen, wenn ich von Kants ersten Grundsätzen ausginge, aber wie ich darauf kam, daß die Mathematik ganz a priori sei, bestritt er das, und nun blieb unsere Unterredung bloß dabei stehen. Das Gespräch drehte sich nun ewig im Zirkel herum, indem ich behauptete, vor aller Mathematik müsse eine innere Form des Raums vorhergehen, er aber alle geometrische und mathematische Sätze bloß aus der Erfahrung abgezogen annahm. Daß zweimal zwei viere ist, ist an sich ein Erfahrungssatz, und daß man in diesem von einem Fall auf alle schließen kann, macht, daß man schlechterdings nur auf alle ähnliche schließt. Damit wird aber schon gesagt, daß in mehreren etwas ist, das nicht wechseln kann, also nicht innerhalb der Erfahrung liegt. Ich konnte ihn auf keine Weise überführen, und da er fortgehen mußte, so blieb der Streit ungeschlichtet und unbeigelegt. Während desselben war es merkwürdig, wie beide über diese Schwäche Kants, so etwas zu behaupten, triumphierten. „Non, je n'aurais pas crû,“ sagte Garat, „qu'il eût avancé une chose si facile à refuter, j'en suis fâché pour lui“ usw. und Ginguené: „Ah! l'on voit bien qu'ils ne connaissent pas encore en France notre méthode de raisonner sévère et rigoureuse“ usw. Garat sagte mir, niemand hätte sich noch gegen ihn so deutlich und klar über Kant ausgedrückt, als ich, und schien ordentlich erfreut, daß ich ihm den Propheten hübsch nah genug gebracht hatte, ihn widerlegen zu können.

10. Febr. Als Danton aufs Schafott mit Hérault de Séchelles geführt worden ist, hat dieser ihn umarmen wollen, und als man sie gestört, hat Danton mit einem brüsken Ton gesagt: „Vas, vas, nous nous embrasserons dans le sac.“ Danton soll niedergeschlagen gewesen sein und sich nur gewaltsam Mut gemacht haben. Fabre d'Eglantine hat den Kopf mutlos auf die Brust gesenkt gehabt. Aber Hérault de Séchelles ist voll

der größten Standhaftigkeit gewesen. — Philipp Egalité hat keine Mutlosigkeit gezeigt, wie einer sagte, der selbst dabei gewesen war. Ein Maurer und zwei Deputierte sind zugleich mit ihm guillotiniert worden. Der Maurer hat ihm gesagt: „Il est bien triste pour un Seigneur comme Vous d'être guillotiné avec des gens ainsi que nous.“ Worauf er nichts geantwortet hat. Von dem Saal der Jacobiner hat er gesagt: „Voilà une ville, où réside bien des gueux,“ worauf ihm einer geantwortet hat: „Vous devez bien le savoir, puisque Vous avez été leur chef.“ Auf dem Schafott selbst hat er nur dem Henker gesagt: „Dépèche-toi.“ Er ist zuerst guillotiniert worden, weil es eben hat Nacht werden wollen und man seinen Kopf doch dem Volke noch hat deutlich zeigen wollen. — Vor dem 18. Fructidor habe die herrschende Partei doch nur die Pluralität ihrer Anhänger den Kommissionen gegeben; jetzt aber nehme sie gar keinen aus der Opposition mit dazu.

11. Febr. Tee bei Madame Basse. — Sieyès. Ich sah ihn zum erstenmal. Er hat ein schlichtes, einfaches und ernstes Ansehn und eben dadurch etwas sehr Imposantes. Der Zug im Munde hat in der Tat etwas Böses, wie er denn überhaupt zu den strengen Naturen gehört, die nie zu verkennen, immer alles aufs Schärfste nehmen, immer bloß gerecht sind. So kam er mir wenigstens diesen Abend vor. Er hörte immer aus, half aber nie eine Idee entwickeln, kam nie entgegen, sondern entschied hernach immer kurz und schneidend. Er sprach nicht sehr viel mit mir, indes einiges ziemlich lebhaft. Vorzüglich von seiner Abneigung gegen alle Politik. Er sagte deutlich, es hälfe zu nichts, schlechterdings zu nichts, jeder folgte nur seiner Leidenschaft, keiner der Vernunft, selbst die Eigentümer, die das größeste Interesse hätten, täten dies, sie wollten lieber Menschen von Robespierres Anhang, als, was sie Philosophen nennten. (Sehr wahr. So setzten sie ja Tallien als Präsidenten 94 ihm entgegen.) Mit der Zeit aber werde es vielleicht anders werden. Er wenigstens sei überzeugt, daß die Könige selbst noch das repräsentative System einführen und fühlen würden, daß sie in demselben ihren Platz behaupten könnten. (Eine sonderbare Behauptung, die es nur nicht Zeit war, zu entwickeln.) Er gab mir recht, und dies war fast der einzige Punkt, in dem er es tat, „que les évènemens iraient en avant des idées et que c'était là un grand malheur“. Gegen die Geschichte erklärte er sich ganz, er glaube nur an die Wahrheit der Romane. Er studiere nur Metaphysik. Man sieht hieraus, daß das ganze Gespräch etwas Leidenschaftliches hatte. Indes scheint er dazu immer aufgelegt zu sein. Doch muß man drei Dinge hiebei bedenken, ehe man gegen ihn urteilt. 1. soll er den Tag nicht recht aufgelegt gewesen sein, und da man zugleich immer Musik machte, so war kein rechtes Entwickeln, nicht einmal ganz lautes Sprechen möglich. 2. in

ſeiner Miene liegt doch etwas Gutmütiges wieder. Seine Stirn und Augen haben etwas unendlich Helles und Strahlendes und die Herrſchaft der Vernunft iſt darin zu ſichtbar, als daß man nicht Vertrauen zu einem ſolchen Mann faſſen ſollte. z. verſichern doch andre, daß er ſogar ſehr gutmütig iſt, zum Beiſpiel Kinder außerordentlich liebt. Schreiben ſoll er jetzt gar nicht, auch nicht viel leſen, vorzüglich wegen ſeiner Augen.

Beſuch bei Gams. — Er iſt ſchwediſcher Geſandtſchaftsprediger und ſcheint mit Stael ſehr vertraut. Er iſt vierzehn Jahre in demſelben Poſten und ſelbſt ein geborner Franzoſe. Sein Äußeres iſt unangenehm, auf einem Auge ſcheint er blind; wenigſtens ſteht es ihm ganz unbeweglich ſtill. Übrigens iſt er aber nicht unintereſſant. — Frau von Stael wird entweder überhaupt nicht zurückkommen oder doch nicht wieder mit ihrem Mann zuſammenwohnen. Sie haben ſich beide gänzlich getrennt. Sie ſoll auch im Äußern und im Umgang ſehr virago ſein. Eine ſchlechte Mutter und Frau, aber ſehr treue und eifrige Freundin. — In der Schreckenszeit iſt Gams allein hier und in ununterbrochener Korreſpondenz mit ſeinem Hofe geweſen. Er hat mancherlei Stürme auszuſtehn gehabt, iſt aber nie eingeſetzt geweſen. Einmal iſt er in der Oper mit einer Menge andrer Leute arretiert worden. Aber ein Mitglied des comité révolutionnaire ſeiner Sektion iſt von ſelbſt unaufgefordert in der Nacht ins Gefängnis gelaufen und hat ihn reklamiert. Doch hat er dieſen Menſchen nicht genau gekannt und nur eine Konverſation mit ihm gehabt, aus welcher eben dieſer geſehen, daß er ein ehrlicher Mann ſei und gute Geſinnungen für die Revolution habe. Die Briefe, auf welche Couthon Hebert angeklagt hat und worauf dieſer guillotiniert worden iſt, ſind aufgefangene Briefe von Gams geweſen, die aber Couthon ſo gedreht hat, als wären ſie von einem Mitverſchwornen geſchrieben. Einmal hat man ſchlechterdings ſeine Kirchenbücher ausgeliefert haben wollen und mit Gewalt deshalb gedroht. Allein er hat ſich durch entſchloſſenen Mut und beharrliche Widerſetzlichkeit davon losgemacht. Hausſuchungen hat er indes mehrere erfahren. — Maſon, der reformierte Prediger hier und ehemals Prediger der holländiſchen Geſandtſchaft, ſoll ein guter Lateiner ſein, der noch gute lateiniſche Verſe macht. Er hat durch die Revolution viel Unannehmlichkeiten erfahren und würde ohne den neunten Thermidor guillotiniert worden ſein. Er iſt der einzige Prediger in ganz Paris geweſen, der ſeinen Gottesdienſt beſtändig ununterbrochen fortgeſetzt hat, und den Tag vor ſeinem Feſte der Vernunft hat ihn Robespierre einſtecken laſſen, weil der Tag des Feſtes gerade ein Sonntag geweſen iſt und Maſon an dieſem Tage gepredigt haben würde. —

Collection complette des écrits d'Emmanuel Sieyès publiée par Cramer. — Die Schriften vor und gleich zu Anfang der Revolution: sur les Etâts généraux; qu'est-ce que le tièrs-Etât? sur les privilégiés; über das,

was in den Versammlungen der baillages zu tun ist? – Alle diese Schriften sind für den Inhalt außerordentlich gut; sie stellen das système représentatif in einer Reinheit und Vollkommenheit auf, wie ich es noch nirgends aufgestellt fand. In den Beweisen geht er lange nicht so hoch hinauf, als unser deutsches Naturrecht; aber immer hinlänglich weit für den bon sens. Wieviel Gesundes und Gutes diese Schriften verbreitet haben müssen, bemerkt man sogleich, als man die besten Sachen, die man in den verschiednen hiesigen Konstitutionen antrifft, beinah hieraus geschöpft sieht. – Der Stil ist sehr gut, abhandelnd und doch nicht trocken, rein räsonierend, nirgends oberflächlich, nirgends epigrammatisch und bloß witzig, kurz und vor allem präzis und pertinent. Eine große Kunst ist in leichten und lichtvollen Einteilungen. So in der Abhandlung über den tiers-état. Qu'est-ce que le tiers-état doit être? Tout. Qu'est-ce qu'il est véritablement? Rien. Que prétend-il de devenir? Quelque chose, und ebenso in derselben Abhandlung eine Einteilung aller bürgerlichen Beschäftigungen. Diese Einteilungen haben immer das Ausgezeichnete, daß sie nicht gerade die scharfsinnigsten, die erschöpfendsten und bestimmt geschiedensten, aber immer die bequemsten und einfachsten sind. Man sieht, der Verfasser ist ganz von dem Gesichtspunkt ausgegangen, durch Einteilung die Übersicht zu erleichtern, er hat die Einteilung ad hoc, für diesen Gebrauch und keinen andern gemacht. – Witz enthalten alle diese Abhandlungen viel, besonders die über die privilegierten Stände, aber mehr beißenden als heitern, mehr bittern als leichten, mitunter auch sehr unbedeutende Einfälle, wie les princes de la lymphe, des muscles cet. nach Analogie der princes du sang. – In Rücksicht der rein abhandelnden Methode ist der Vortrag gar nicht französisch, sehr aber in Absicht der übrigen Behandlung, wie man selbst aus dieser Schilderung sieht.

1. März. Mittagessen bei der Vandeuil. – Ihr Mann war jetzt da. Er kam eben aus den Departements, aus der Champagne. Die Landleute wären sehr zufrieden und in guten Umständen; sie verkauften teuer, wendeten wenig auf und bezahlten wenig Kontribution, weil sie meist Pächter und auch als Eigentümer nicht hoch angesetzt wären. – Die Erleuchtung von Paris kostet täglich nebst dem noch erleuchteten Teil der Banlieue 3000 Livre, die auf die sous-additionnels der Kontribution der Kommune erhoben werden. Der Entrepreneur soll ein sehr ehrlicher Mann sein und beinah mehr als möglich ist tun. Bei Mondschein sind jetzt nicht alle Laternen erleuchtet. – Die Erleuchtung bis Versailles, die jetzt nicht mehr statt hat, hat täglich 1200 Livre gekostet. Da die Entrepreneurs dadurch sehr reichlich gesetzt gewesen sind, so hat man sie zugleich genötigt, die Bezahlung einiger Pensionen zu übernehmen, und da bei Mondschein nicht erleuchtet gewesen ist, so hat man dies scherzweise pensions sur le clair

de lune genannt. — Paris soll, und Vandeuil versichert, es genau gewußt zu haben, nie mehr als 800000 Einwohner mit der Banlieue gezählt haben, jetzt meinte er, nicht über 600000. — Das ganze Palais royal, erzählte mir der Baumeister Louis, hat 2300000 Livre zu bauen gekostet; der unterirdische Cirque noch 900000 Livre. Die Häuser rund herum unter den Arkaden hat der Herzog von Orléans für 12800000 Livre verkauft. Dieser Louis hat auch das jetzige Opernhaus gebaut.

20. März. Fête de la souveraineté du peuple. — Es war kein allgemeines Fest, bloß besondere in allen Arrondissements. Für das Arrondissement de l'unité war es vor dem Collège des quatre nations, also in einem sehr schönen Lokal. Keine konstituierte Autorität erschien dabei, außer den Munizipalitäten. Man wollte das Volk an diesem Tage nicht mit dem Anblick seiner Obern inkommodieren. Militär war ziemlich viel dabei. Vor dem Collège war eine Statue, ein Altar und ein Baum der Freiheit mit vielerlei andern Verzierungen aufgerichtet; von der Munizipalität aus ging der Zug dorthin; dort wurden die auf diesen Tag Bezug habenden Proklamationen vorgelesen, und ein Mensch, Morgana, der 28 Personen mit Schwimmen gerettet hat, soll (ich konnte es nicht sehn) gekrönt worden sein. Der Zug bestand außer dem Militär aus Leuten, die mit Tafeln mit Inschriften über die Volkssuveränität gingen, zwei trugen auf einer Tragbahre auf den Schultern ein Buch: Konstitution überschrieben. Hinter ihnen gingen Invaliden mit erbeuteten Fahnen, dann junge, aber erwachsene Mädchen mit Blumen in den Händen, von denen eine ein Weihrauchfaß trug, endlich eine Menge Kinder, beiderlei Geschlechts, mit Zweigen in den Händen. Das Volk nahm keinen großen Anteil an der Sache und spottete sogar über seine eigene Suveränität.

Odéon. — Les Horaces. Camille, Mademoiselle Raucour. Sabine, Monsieur Molé. Curiace, St. Phal. Horace, St. Prix. Der Vater, Vanhove. — Die Raucour spielte außerordentlich gut, aber ganz in ihrer alten Manier. Nichts im Herzen und in der Empfindung, alles nur aus sich heraus und mit Affekt. So mit Stimme und Gebärde. Sie ist in dieser Gattung Meister und muß sehr darin studiert werden. Die interessanten Fragen: kann sie in dieser Art nicht anders und manchmal angenehmer spielen? können diese Stücke anders behandelt werden? vertrügen die Franzosen darin andere Behandlung? wie verträgt es sich, daß auf der einen Seite dies Spiel Kunst statt Natur und auf der andern Wirklichkeit statt Kunst ist? können durch Beobachtung dieser Schauspielerin allein beantwortet werden. — Die Männer waren äußerst mittelmäßig. — Über das Stück selbst fiel mir viel ein. Es hat eine furchtbare, aber manchmal auch eine an Luftblasen grenzende Größe. So wenn Sabina sie zu töten ratet. Es ist immer rhetorisch, Euripides mehr sophistisch. Bei dem Wort

qu'il mourût ist es nicht gut, daß den récit, auf den es eine Antwort gibt, eine Frau macht, es hat dadurch zu wenig Gewicht. Den folgenden ermattenden Vers trennte der Schauspieler recht gut durch eine lange Pause. Das Interesse des Stücks ist doppelt, und das Familieninteresse ist nicht genug ans Herz gelegt. Es hat eigentlich keine rechte tragische Katastrophe. Die Schauspieler endigen hier mit Camillens Tod. Die Verse haben eine viel einförmigere Zäsur, als die Racineschen.

21. März. Erste Klasse des National-Instituts. — Bonaparte hörte ich heute zum erstenmal sprechen. Ein Mensch, der eine Menge von sogenannten Erfindungen bereit zu halten pflegt, schlug dem Institut eine Verbesserung der hydraulischen Maschine in Marly vor. Man wollte eine Kommission ernennen. Bonaparte aber sagte laut und in einem für den Menschen, der gegenwärtig war, sehr verächtlichen Ton, daß es nur Windbeutelei sei und man keine Kommission ernennen müsse. Der Mensch verantwortete sich ziemlich stark. Bonaparte warf ihm vor, daß er auch in einem Luftschiff 12000 Mann nach England übersetzen wolle. „Oui, citoyen Général," erwiderte er, „et vous le verrez dans l'air." Hier lachte alles, indes murrte man allgemein über Bonapartes Anmaßung und ernannte dennoch die Kommission. — Gleich darauf legte Bonaparte dem Institut eine gedruckte Karte von Haas als eine neue Erfindung vor. Man schrie von allen Seiten, daß es keine sei, und ließ ihn kaum zu Worte kommen. Er selbst drückte sich auch schlecht und ungeläufig aus. Da ich hinter ihm stand, sprach er einige Worte mit mir und zeigte mir eine Karte Italiens mit dem Titel „Carte d'Italie d'après les corrections et travaux de Buonaparte, Ingénieur-Geographe des Républicains."

Besuch von Dolomieu. — Das Gouvernement veranstaltet jetzt eine Reise von Gelehrten, die höchst geheim und sonderbar ist. Dazu ernannt sind: Berthollet als Haupt, Dolomieu und Geoffroi. Berthollet soll noch einen Mineralogen, Physiker, Antiquar und Botaniker ernennen. Er hat dazu Collet-Descoty, Courté und Leblond gewählt. Der Botaniker ist noch nicht bestimmt. Dolomieu nimmt noch einen jungen Menschen Cordier mit. Das Geheimnis ist, wohin und wozu diese Reise geschehen soll. Nur Berthollet ist bis jetzt unterrichtet. Man glaubt entweder nach Neapel, Sizilien und den Inseln des Ägäischen Meers oder nach Ägypten. Im letztern Fall würde eine Armee von 50000 Mann sie begleiten. Schon Choiseul hat auf eine Eroberung Ägyptens gedacht und Talleyrand soll das Projekt wieder hervorgezogen haben. Auch sprechen einige von einer Expedition durch Ägypten in die ostindischen Besitzungen Englands. Geoffroi ist nicht zu einer solchen Reise gemacht; er ist schwächlich und bequem und geht ungern mit. — Der Montmorenci, der die Aufhebung des Adels in der Constituante vorschlug, soll ein politischer Schüler Sieyès

ſein. Er iſt hernach emigriert, vor dem achtzehnten Fructidor radiiert, nur eben wieder arretiert. Er iſt damals etwa vierundzwanzig Jahre alt geweſen. — Der Herzog von Rochefaucault, der Chemiker, iſt Dolomieus vertrauter Freund geweſen und vor ſeinen Augen maſſakriert worden. Er iſt nämlich mit ihm und ſeiner Mutter und Frau einige zwanzig Lieues von Paris arretiert worden, und als man ſie in einem kleinen Orte übernachten laſſen, hat er im Wirtshaus einen Menſchen gefunden, der eben von Paris gekommen. Dieſer hat ihm erzählt, daß man in Paris die Gefangenen (es war der 4. September) maſſakriere, daß er ſelbſt einen ganzen Tag damit zugebracht, noch die Hände voll Blut habe, und weil er deſſen müde geworden, weggegangen ſei. Dies hat er alles mit ruhiger, kalter, aber finſterer Miene geſagt, als habe er eine notwendige, aber traurige Pflicht erfüllt. Dolomieu hat nun bald gemerkt, daß man mit ihm ein Gleiches vorhabe, und hat getrieben, daß man ſie von dieſem Ort weggeführt hat. Einige Strecken davon haben ſie einen Haufen Volks gefunden, und man hat Rochefaucault auszuſteigen befohlen. Nun hat er ſein Schickſal gemerkt, Dolomieu nur ſeine Frau und Mutter empfohlen, und wie er herausgekommen, iſt man über ihn hergefallen und hat ihn mit Säbeln und Steinen aſſommiert. Acht bis zehn Minuten lang nachher ſind die übrigen im Wagen nur in der Erwartung des gleichen Loſes geblieben; aber glücklicherweiſe iſt ein Platzregen gekommen, der das Volk, wie öfter geſchehn iſt, auseinandergetrieben; der Kutſcher hat die Pferde angepeitſcht, und ſo ſind ſie um ſo leichter entkommen, als das Volk einmal ſeine Hauptabſicht auf den Herzog erreicht gehabt hat. Seine Ermordung iſt übrigens nicht das Werk der Konvention, ſondern der Kommune geweſen, namentlich Pétions, den er als Maire in der Provinz abgeſetzt hat. — In Rom hat Dolomieu einen Italiener Seraſſi, der ein Leben des Taſſo geſchrieben, gekannt, der 1786 geweisſagt hat, daß am Schluß dieſes Jahrhunderts kein König mehr in Europa ſein würde, und bei dem Anfang der franzöſiſchen Revolution aus Gram darüber geſtorben iſt. — Zu den Mißhandlungen, welche die königliche Familie erfahren, gehört auch, daß man den Dauphin oft geſchlagen und die Königin, um ſie am Ende ihres Prozeſſes ſchwach und matt zu machen, Hunger hat ausſtehn laſſen. Den Tag ihrer Hinrichtung hat ſie einen Blutverluſt gehabt. Man hat ihr aber nicht einmal Leinwand gegeben, um ihn einigermaßen zu ſtillen, um ſie noch mehr zu entkräften, ſo daß das Blut ſichtbar von ihr gegangen iſt.

1. April. Mittagseſſen bei Reinhard. — Sieyès das einzige Merkwürdige. Er ſprach viel, aber nur ſo im Geſpräch über Menſchen, Vorfälle, Zeiten, meiſt ſcherzhaft und witzig. Er zeigt alsdann ganz den Franzoſen. Überhaupt ſoll er den ſehr, auch in der Fremdenverachtung, an ſich tragen.

Reinhard sagte sehr gut, die französische und deutsche Metaphysik unterscheide sich dadurch, daß die erste nur sensations (und Mechanismus muß man hinzusetzen), die letzte Spontaneität kenne. Auch Sieyès halte die letztere nur für Einbildung. Sieyès erzählte unter anderm, daß er in der Terreur aus dem Comité d'instruction publique gewiesen worden sei, und hernach, als er einmal darin zu tun gehabt, lauter Chemiker, unter andern auch Lavoisier, darin gefunden habe.

Jardin des plantes. — Wir fanden bei den Elefanten Bonaparte, seine Frau und seinen Sohn. Mit ihr sprachen wir viel, sie ist sehr höflich. Sie ist klein und ein hübscher feiner Wuchs, das Gesicht kann hübsch gewesen sein und verrät Verstand und feine Klugheit. Doch ists eins der Gesichter von Frauen aus der großen Welt und ziemlich abgenutzt. Der Teint gelb. Sie mag über vierzig Jahre alt sein. Sie freute sich sehr an den Kindern und glaubte, als der Bruder deutsch sprach, es sei englisch. Er bewunderte die Blondheit der Li, karessierte sie und ließ sie durch seinen Arm sehn. — Bréa erzählte mir, daß er eine Frau kenne, die auch eine Kreolin, aus einer Insel mit der Bonaparte sei. Beiden habe eine Weissagerin prophezeit, dieser Frau, sie werde einen Franzosen und zwar einen Pariser heiraten, der Bonaparte, sie werde reine de France sein. Auch habe sie dort überall im Scherz so geheißen. Das erstere sei erfüllt worden. — David führte die Bonaparte.

6. Mai. — In den Tuilerien begegnete uns Hardy: „Voyez-vous cet homme qui fait des convulsions, comme il s'agite! c'est Hardy." Dann kam er auf die jetzige herrschende Partei, mit der er sehr unzufrieden ist. Er beklagte sich bitter über die Verletzung aller Grundsätze. Man könne einzelne ihnen zuwiderlaufende Handlungen entschuldigen, sie könnten die Sache der Leidenschaft sein, mais de professer la violation des principes sei schrecklich und verderblich. Und noch dazu sei es möglich, mit Prinzipien zu denselben Zwecken, die man wolle, zu kommen. Aber das wolle man nicht. Man sollte es doch wenigstens wie die Spieler machen, die, wenn sie verlören, nur fluchten und das Schicksal anklagten, aber doch die Regeln des Spiels beobachteten. Aber es sei zuviel Militärgeist in Frankreich, man wolle ein régime militaire einführen, und das tauge nicht in Zivilsachen. (Soviel ich sehen konnte, ist er also gewiß auch schon antiterroristisch gesinnt und will viele jetzt Erwählte nicht im Rat sehn, aber er meint, man hätte eine andere mehr den Grundsätzen gemäße Weise wählen können.) — So interessant auch dies Gespräch schon war, so hätte es es doch viel mehr sein können. Die Materien wurden eigentlich nur angespielt, und über mehreres blieb mir seine Meinung dunkel. Aber dies kommt daher, daß er sich, nach Art aller Franzosen, immer nur mit einzelnen Phrasen, immer wie aus einer Gesellschaft heraus, die vieles halb

Gesagte versteht und als gehörte man auch zu ihr, ausspricht, dann leise redet, daß man vieles mißversteht, und daß man sich sehr in achtnehmen muß und nicht dem Gespräch beliebige Wendungen geben darf. Er ist nämlich reizbar und träge. Er will nicht angestrengt werden, es soll ihm gemütlich bleiben. Man muß ihn daher schonen wie ein Kind, wie eine Frau behandeln, wo man insistiert oder widerspricht, wo man ihn zwingt, sich Mühe zu geben, deutlich zu sein oder gar zu streiten, wird er leicht unlustig. Es ist unstreitig viel aus seinem Umgang zu ziehn, aber nicht aus einzelnen Unterredungen, nur aus vielem und öfterm Sehen. — In dieser gleichsam physischen Reizbarkeit hat er mit Engel Ähnlichkeit, nur daß er als Franzose noch schlimmer als jener ist. — Mit Goethe ist auch ungefähr der gleiche Fall, nur daß es da aus der Eigentümlichkeit seines Verstandes, nicht aus Charakterschwäche herkommt. — Man muß daher vielerlei anfangen, nur leise insistieren, nur behutsam widersprechen und immerfort auf ihn achten, daß er in behaglichem Sprechen fortfahre und nicht starrend auf einmal stocke. Alles das tat ich heute vielleicht mit übertriebener Vorsicht, weil mir alles daran lag, ihn nur erst zu gewinnen. Daß er eigentlich anhörte, daß er von andern etwas zu wissen verlangte, scheint nicht sein Fall. Er war heute sehr freundlich, artig, französisch höflich. Indes hat dies etwas nicht Natürliches, beinah Affektiertes. — Das eigentliche Herz und das Interesse an dem Gedanken habe ich noch nicht in ihm entdecken können.

7. Mai. Retif de la Bretonne ist, sagte mir Cramer, von einer unbeschreiblichen Unreinlichkeit und einer Armut, mit der er zum Teil Prahlerei treibt. Unter andern sammelt er auf den Straßen aus dem Kehricht und selbst den Rinnsteinen alle Schnippchen noch unbeschriebenen Papiers auf, trocknet sie zu Hause und schreibt dann seine Manuskripte darauf. Haufen solcher Papiere findet man bei ihm liegen.

8. Mai. Condillac, „Essai sur l'origine des connaissances humaines." — Condillac geht, wie fast alle neueren Metaphysiker, davon aus, die Metaphysik nur in dasjenige Gebiet einzuschließen, in welchem sie Gewißheit erlangen kann, sie vom Himmel auf die Erde zurückzuführen. Er stößt also erstens die ältere stolze Metaphysik über den Haufen und führt zweitens eine eigene sichere ein. — Bei dem ersten Geschäft hat ihn der Geist seiner Nation, verbunden mit seinem eigenen, die entschiedene Abneigung etwas anzunehmen, was verworren, unklar, von der Erfahrung entfernt ist, sehr richtig geleitet. Er sieht ein, daß die dogmatische Philosophie eigentlich auf gar keinem festen Grunde beruht. Er zeigt, daß, was man Prinzipien genannt hat, nur generelle Sätze sind, die aus der Erfahrung abgezogen sind und die man nur zu konstitutiven, zu Quellen der Erkenntnis erhebt, er sagt mit deutlichen Worten, daß die Analyse, da sie immer nur das schon Vorhandene entwickelt, nie zu etwas Neuem

führen kann. Er erklärt sich daher gegen die ganze Methode, mit vorausgeschickten Definitionen, Axiomen, Prinzipien (was man gemeinhin synthetisch nenne) zu verfahren; und hierin, so wie darin, daß er alle angeborene Ideen bestreitet, liegt sein Hauptverdienst in Umstürzung dessen, was sich in der Metaphysik in der Tat nicht zu halten imstande ist. Er zeigt ferner an mehr als einer Stelle, daß ein falscher Schluß von der Mathematik auf die Metaphysik von dieser letztern zu hohe Meinung gegeben und dadurch eine falsche Methode begünstigt hat. — Das zweite Geschäft seines eigenen Systems besteht nun teils in Festsetzung einer andern Methode, teils in Bestimmungen der Schranken unserer Erkenntnis. Alle unsere Kenntnis, ohne Ausnahme, ist in demjenigen eingeschlossen, was wir entweder unmittelbar durch die Sinne empfangen, oder aus den Sensationen ziehen (also alles nur a posteriori); was nicht dazu gehört, ist über unsere Vernunft. Um also die Wahrheit zu suchen, kommt es darauf an, die Operationen unserer Seele zu kennen, die Art, wie wir sinnliche Eindrücke bekommen, uns ihrer bewußt werden, sie erhalten, reproduzieren, aus ihnen Begriffe und Grundsätze ziehen. Auf diesem Wege findet sich nun, daß alle unsere höheren Fähigkeiten auf dem Zusammenhange der Ideen beruhen, welcher mithin das höchste Prinzip aller Erkenntnis ist, und dieser Zusammenhang von den Zeichen, die wir ihm beilegen, abhängt. Die richtige Methode nun besteht darin, jeden Begriff und jede Wahrheit bis zu ihrem Ursprung hin zu verfolgen und daraus zu rechtfertigen, für die einfachen Begriffe gleich den sinnlichen Beleg zu zeigen, die zusammengesetzten in die einfachen zu zerlegen und überall der Erzeugung der Erkenntnis nachzugehen. Dies nun ist die einzige wahre Analyse und die Quelle aller Wahrheit. Statt also Definitionen aufzustellen, die immer etwas Willkürliches haben, muß man die Stelle zeigen, wo der Begriff liegt (indem man nämlich den Gang verfolgt, wie man dazu kommt), und ihn dort bezeichnen; statt einen vorher aufgestellten Satz zu beweisen, die Gründe, auf denen er beruht, so vorausschicken, daß er nun von selbst folgt, überall von dem Sinnlichen anfangen und nur von da zum Abstrakten übergehn. — Diese Methode ist, sagt Condillac, durchaus neu, man hat sie in der Metaphysik sogar für unmöglich gehalten, nur Locke hat sich ihr einigermaßen genähert. — Was nun hier Condillac aufstellt, ist, genau zu reden, ganz und gar keine Metaphysik; es bleibt bloß innerhalb des Feldes der äußern Erfahrung stehen und geht nirgends über die Sinne hinaus. Der eigentlichen Frage aller Metaphysik, durch welche sich diese als eine erste und notwendige Wissenschaft ankündigt: was ist eigentlich der Grund aller Gewißheit unserer Erkenntnis? kommt er auch nicht einmal von weitem nahe. Er will die Grenzen des Verstandes ausmessen, seine Operationen bestimmen, der Erzeugung der Be-

griffe nachgehn, aber die eigentliche Erzeugung berührt er nicht einmal. Denn nirgends versucht er nur, was in unsern Begriffen Empfangenes und Selbsttätigkeit ist, die Verhältnisse des Ichs und Nicht-Ichs, zu bestimmen, daher kommt der Realismus und Idealismus nirgends einmal in Frage. Seine ganze Abhandlung ist bloße rationale Psychologie, die aber noch dazu sehr stark nach diesem Mangel nicht bloß eines wirklichen metaphysischen Grundes, sondern auch nur einer Ahndung desselben schmeckt. — Am sichtbarsten und auffallendsten ist dieses Unvermögen, etwas a priori einzusehen, bei der Frage, wodurch die unumstößliche Gewißheit der Metaphysik entsteht? Er berührt diese Frage an mehr als einer Stelle, einmal kommt er der wahren Auflösung wirklich nah, indem er sagt, daß vielleicht darin etwas liege, daß die Geometrie des signes particuliers habe, allein immer hält er doch alle mathematischen Sätze für analytische, sucht alles darin, daß die mit den mathematischen Zeichen verbundenen Begriffe durchaus bestimmt sind (ohne zu fragen, wodurch denn dies möglich wird?), glaubt, daß man dies in der Metaphysik auch erreichen könne, und erklärt den Begriff des Raumes für einen bloß diskursiven, der von den sinnlichen Erscheinungen abgezogen ist. Ja er sagt sogar ganz richtig, daß in allem, was Größe betreffe, das Wesen der Sache und ihr Begriff eins sei, ohne dennoch dem Grunde dieser wunderbaren Erscheinung auch nur nachzuforschen. — Der erste Teil des matériaux de nos connaissances et particulièrement des opérations de l'ame ist der eigentlich metaphysische. Er definiert und analysiert die Operationen unserer Seele. — Hier aber zeigt sich der große Fehler, daß alles als Erscheinung erklärt wird, daß die eigentliche Selbständigkeit, die nicht mehr erklärt werden kann, überall verkannt und also alles, was eigentlich aus ihr entspringt, gleichsam auf eine niedrigere Stufe herabgewürdigt ist. Beispiele: Vom Selbstbewußtsein hat er schlechterdings nichts gekannt. Er definiert la conscience durch das sentiment qui donne à l'âme la connaissance des perceptions, er sagt darauf, daß sie mit der Perzeption einerlei sei und nur verschieden in der Beziehung. Endlich, wie er von der reminiscence spricht, sagt er: afin de mieux analyser la reminiscence, il faudroit lui donner deux noms: l'un en tant qu'elle nous fait reconnoître notre être; l'autre en tant qu'elle nous fait reconnoître les perceptions qui s'y répètent. Mais la langue ne me fournit pas de terme et il est peu utile pour mon dessein d'en imaginer. Dies ist die einzige Stelle, wo allenfalls von Selbstbewußtsein die Rede ist, und da wird es mit der bloßen Wiedererinnerung verwechselt. — Der Instinkt soll sich auf Erfahrung gründen. — Aus eben diesem Grunde ist das ganze Kapitel der Einbildungskraft sehr seicht, bloß insofern sie Reiz hat, behandelt und das wahre Wesen der Vernunft, des Geschmacks, des Erhabenen verkannt.

Der zweite Teil handelt du langage et de la méthode. Er enthält nichts Tiefes und nichts Gelehrtes, aber viele, doch nicht üble Bemerkungen. — Über die Prosodie, Deklamation, Musik. — Die französische Deklamation ist nicht so variiert in Tönen, hat nicht so bestimmte Intervalle (meist nur einviertel Töne), ist nicht so musikalisch, als die der Alten und noch die Italienische. Die Sprache hat wenig Akzente und keine Quantität, der Deklamator muß die Verse verstecken. Daher scheint die französische Deklamation eintönig, aber sie ist natürlicher. Denn da sie einfacher ist, muß es auch die Gestikulation sein, und die Pantomime kann wenig Eingang finden. Daher ist das französische Theaterspiel feiner und schwieriger (in Italien sollen mehr gute Schauspieler sein). Dieser sinnliche Mangel bringt aber weniger Kunstgeschmack hervor, und daher sind die Franzosen den Alten, denen sie sich allein ähnlich glauben, unähnlich. Die Rezitative surchargieren die Franzosen mit Musik, weil sie doch nie natürlich zu ihrer unmusikalischen Deklamation passen könnten; da hingegen die Italiener sie einfacher lassen. Le défaut des Français c'est de borner les arts à force de les vouloir rendre simples. Par là ils se privent quelquefois du meilleur pour ne conserver que le bon. (Woher kommt es, daß die uneinfachen und unnatürlichen Franzosen sich so natürlich und einfach glauben? Was ist wahr? was falsch daran?) Der Begriff des Natürlichen ist nationweis verschieden und erlaubt kein allgemeines Urteil. — Über den Geist der französischen Sprache. Sie erlaubt fast keine sousentendus, se méfie de notre pénétration, gewöhnt, so wenig weit entfernte Worte zusammenzukonstruieren, daß nous ne voyons le rapport de deux mots, qu'autant qu'ils se suivent immédiatement. Daher ist sie schwer zu schreiben, aber gut geschrieben sehr schön. Es fehlt ihr an Einbildungskraft, aber dafür hat sie netteté und simplicité, folgt der natürlichsten Ideenverbindung, gewöhnt an genaues und klares Denken, woher der Vorzug der neuern Philosophen entstehen mag, und ist, als der Analyse vorteilhaft, vorzüglich gut ce qu'il y a de plus fin dans chaque objet zu entwickeln. Ihr Charakter in Quinault und Lafontaine beweist, daß sie keinen Milton haben kann, und umgekehrt aus Mangel an Stärke. — (Daß die Sprache gar nicht zur Philosophie, bloß höchstens zum Räsonieren taugt, hat er ganz übersehen.) — Nationenverschiedenheiten. Ein Römer, der heimlich reden will, läßt sich auch nicht sehen. Der englische Ausdruck des Zorns ist dem Italiener nur Verwunderung. In der lateinischen Sprache haben die Ackerbauausdrücke etwas vorzüglich Edles. — Bemerkungen: Eine nicht aus Trümmern entstandene Sprache ist besser, weil sie gleich Charakter hat. Les ministres et les généraux du premier ordre appartiennent au siècle des grands écrivains. Die vollkommenste Sprache wäre die, die alle Vorzüge in dem Grade ihrer Verträglichkeit

vereinte (dies wäre gerade eine mittelmäßige; schlechter Begriff vom Ideal). Corneille und Molière über alle Dichter des Altertums. L'ouvrage d'un homme étant donné, déterminer le caractère et l'étendue de son esprit, et dire non seulement quels sont les talens, qu'il possède déjà, mais encore quels sont ceux qu'il peut acquérir. Wahrer Begriff einer Charakteristik.

Resultate. In Condillac liegt der Ursprung noch aller heutigen Metaphysik in Frankreich. Zwei Dinge sind darin hauptsächlich charakteristisch. Erstens, sie nehmen keine angebornen Ideen an, und das mit Recht. Daher verwerfen sie alles a priori, weil sie keine andere Manier, als durch solche Ideen kennen. Sieyès erwähnte neulich der Reaktion. Daran müßte man sich festhalten und von da weiter bauen. Zweitens, da sie dies nicht annehmen, ist ihre Metaphysik bloß rationelle Psychologie. Drittens, sie legen unendlich viel Gewicht in die Verbindung der Begriffe mit Zeichen und daher scheint ihnen die allgemeine Grammatik ein so wesentlicher Teil der Metaphysik.

11. Mai. Retz' Memoiren. Die ganze Geschichte, die in diesen Memoiren erzählt wird, ist eigentlich ein bloßes Bild des Übermuts der großen Familien. Alle Triebfedern, die spielen, sind Hofkabalen, alle Leidenschaften Eifersucht der einzelnen und Parteien, alle Zwecke Beförderungen dieses oder jenes Privatanteils. Dafür wird Reich und Nation, das Leben der Teilnehmer selbst und der ruhigen Bürger, alles immerfort aufs Spiel gesetzt. In Vergleichung mit unserer Zeit hat es etwas Großes und Kleines. — Es herrscht der alte Rittergeist noch darin. Die Ehre, die Damen spielen eine wichtige Rolle und entscheiden eigentlich alles, man ist mitten im Ernst noch leicht und galant, mitten im Haß und in der Eifersucht noch höflich und liberal. Diese Zwistigkeiten werden als ordentliche Duelle behandelt, die Streitenden selbst reden nachher ruhig miteinander darüber, und Condé sagt Retzen selbst, daß er ihm, ohne gewisse Umstände, geradezu an die Gurgel gesprungen sein würde. Wunden, Mord, alles geht mit lustigem Mute und als wäre es nur ein Spiel aus. Dadurch bekommt es etwas Poetisches und dies — das eigentlich Aristokratische — ist es vielleicht, was jene Menschen größer erscheinen läßt als unsere Parteigänger. Sie kannten wirklich eine andere, obgleich falsche Erhebung der Seele. — Dagegen erscheint jene Zeit kleiner, weil die Leidenschaften der Menschen, die freilich jetzt noch ebenso herrschen, doch viel weniger gesunde und philosophische Ideen um sich hatten, die sie selbst entweder verfechten oder die sie bekämpfen mußten, weil das Glück und die Freiheit der Völker noch mutwilliger in Staub getreten wurde, und Retz zum Beispiel immer ganz Frankreich nur als den Tummelplatz dieser Leidenschaften betrachtet, nie von innerer Administration, Wohlstand oder Elend des Volkes spricht.

17. Mai. Besuch bei Tracy. Hernach hatten wir ein langes metaphysisches Gespräch. Ich suchte in demselben nur in dem ganzen Umfang der deutschen Philosophie herumzukommen, um alle die Punkte zu berühren, in welchen die beiden Philosophien auseinandergehn, und über die man sich erst verständigen müßte, wenn eine Vereinigung möglich sein sollte. Ich fing zuerst davon an, daß man nicht zu einer wahren Metaphysik gelangt, wenn man nichts a priori annimmt, daß man aber dies tun kann, ohne angeborene Ideen zu glauben. Ich machte ihn auf die Mathematik und den Unterschied mathematischer und metaphysischer Urteile aufmerksam; er gestand zu, daß die ersteren nicht aus der Erfahrung hergenommen sein könnten, aber meinte, sie seien nur immer Übersetzungen gleichsam der aufgestellten Begriffe, also schlechterdings nur analytisch und weiter nichts. Der Begriff des Raums und jeder Figur sei nur ein abstrahierter, der übrig bleibe, wenn man von allen andern Eigenschaften der Körper abstrahierte; er behauptete sogar, der allgemeine Begriff der Dose und der Begriff eines länglichten Vierecks, von der Figur eines Buches abstrahiert, wären ihrer Entstehungsart und ihrer Natur nach schlechterdings einerlei. Damit kamen wir nun freilich auf einen Punkt, über den sich mit Worten und Räsonieren nicht viel ausmachen läßt. — Zweitens berührte ich die Moral und das Gefühl, das Gute um des Guten willen zu tun. Dies Gefühl, sagte ich, sei seiner Natur nach unerklärlich. Er leugnete dies, erkannte das rein formale Gute gar nicht an und gab der Tugend drei verschiedene Bewegungsgründe: 1. das Vergnügen und das Glück, das sie befördert. 2. die Achtung andrer. 3. die eigne Achtung. In der letzten begegnete er sich nun allerdings mit Kant, aber um ihr von ihrer Reinheit zu nehmen erklärte er sie durch eine in Gedanken vorgestellte Achtung anderer. — Ich brachte ihn endlich noch auf das Schöne; ich behauptete auch da, daß es eine Empfindung und als solche und zwar als eine allgemeine und notwendige unerklärlich sei. Hierüber ließ er sich am wenigsten aus und hatte nicht gehörige Begriffe von dem distinktiven Charakter des Schönen, wodurch es sich von allem andern Gefallen unterscheidet. — Ich machte ihn endlich darauf aufmerksam, daß die Metaphysik in ihren letzten Tiefen immer auf unerklärbare Dinge kommt, aber gerade dies wollte er nicht zugestehn und sagte: je crains bien que Votre (der Deutschen) imagination ne travaille trop et que Vous ne brodiez la nature. Ich dankte ihm, daß er uns eine uns so oft versagte Eigenschaft zugestehe. Aber er erwiderte: mais, non, tous Vos grands hommes ont porté le cachet de l'imagination. — Außer der Bestätigung meiner bisherigen Meinungen über französische Metaphysik, die ich in diesem Gespräch fand, kam ich auf zwei Haupteigenheiten der französischen Köpfe: 1. wir Deutschen

reden immer von Notwendigkeit, die Franzoſen kennen in ihrer philoſophiſchen Sprache dies Wort ſchlechterdings nicht. Ich fand es in keinem Buch, Féraud hat dieſe Bedeutung gar nicht, und ſooft ich in dieſem Geſpräch das Wort brauchen wollte, ſchob mir Tracy évidence unter. — Iſt dieſe Bemerkung richtig, ſo fühlen ſie weniger das Bedürfnis einer Metaphyſik, die ja nur den Erklärungsgrund der Notwendigkeit in unſerer Erkenntnis angeben ſoll. Alsdann aber leidet ſie auch auf andere Dinge, ihre Poeſie, Politik uſf. Anwendung und erlaubt auf ihr inneres Sein, vorzüglich auf ihre Vernunft Rückſchlüſſe uſf. 2. Die Wörter abstraction, notion abstraite haben bei ihnen einen andern Sinn. Wir denken uns dabei ein Beiſeiteſetzen aller Erfahrung, alles Gegebnen; ſie bloß den willkürlichen Akt, unter mehreren Gegenſtänden innerhalb der Erfahrung bloß auf dieſen oder jenen die Aufmerkſamkeit zu richten. — Für beides dient in dieſem Geſpräch noch Folgendes zur ſichern Beſtätigung. Ich ſagte: daß der Grund, warum man über denjenigen, der das Schöne nicht als ſchön anerkennen wolle, ein Verdammungsurteil ausſpreche, der ſei, daß man die Regel des Schönen als eine loi générale anſehe, der jeder ſich unterwerfen müſſe. Er erwiderte ſehr richtig und mit Lebhaftigkeit, daß ſich hier gerade der Unterſchied zwiſchen uns zeige. Nicht vermöge einer loi générale, ſondern vermöge einer abstraction faite de faits antérieurs tue er dies, und als ich weiter nach dieſen factis fragte, nannte er mir die vernommenen Urteile anderer, wodurch er alſo unmittelbar das Urteil über das Schöne nur für ein komparativ-allgemeines erklärte. — Über die erſten Gründe der Metaphyſik kenne ich nunmehr die franzöſiſchen Ideen genug, aber noch freilich viel zu wenig in Rückſicht der pſychologiſchen Analyſe, worin ſie ſo viel getan zu haben meinen. Sie behaupten viel weiter zu ſein als Condillac; dies ſcheint aber nur von dieſer Analyſe verſtanden werden zu müſſen. — Tracy iſt nicht gerade ein äußerſt vorzüglicher, vielleicht nicht einmal überhaupt ein metaphyſiſcher Kopf. Aber er zeichnet ſich dadurch aus, daß er mit anhaltendem Eifer im Geſpräch einen Gegenſtand verfolgt, daß er anhört, nicht bloß leicht, ſondern wirklich richtig faßt. Es iſt das erſte Geſpräch, das ich hier hatte, worin man eigentlich der Sache nahe kam. Sonſt ſcheint er ein gutmütiger, empfindſamer Menſch, nur wohl nicht von großer Energie. Sein Geſicht annonciert nichts, verſchoben, abgenutzt, ſogar unangenehm, dabei hat er einen langen preußiſchen Zopf. — Sieyès nennt ihn einen homme d'esprit.

21. Mai. Spazierfahrt mit Sieyès in die Elyſäiſchen Felder. Er ſchien gefliſſentlich von ſich und ſeiner revolutionären Laufbahn zu reden. Er habe nicht den Ehrgeiz ſich vorzudrängen gekannt; er habe nie aus den Grenzen der ſtrengſten Ehrlichkeit weichen wollen. Daher bringe er aus der Revolution ein reines Gewiſſen mit. Er ſei allerdings in der

Lage gewesen, die meneurs zu gewissen Zeiten zu stürzen und sich an ihre Stelle zu setzen, aber er habe eingesehen, daß dies nur immer eine Zeitlang gehe, daß dann ein Punkt käme, wo man seinen Kopf hergeben oder selbst ungerecht handeln müsse. Sogar Robespierren habe er in diesem Punkt gesehn. — Er habe sich daher immer zurückgezogen gehalten, sei aber mit unbefangenem Stolz, den Hut in die Augen gedrückt und mit geschlungenen Armen einhergegangen, habe die Konvention immerfort besucht, sich nicht, niemals, neben Robespierre, Marat usw. gesetzt, nie mit dem erstern gesprochen, rechts und links über ihn und andere Sarkasmen gesagt und mit stoischer Entschlossenheit den Erfolg abgewartet. — Einige vom comité de salut public hätten ihm nachher gesagt: c'est une certaine superstition révolutionnaire qui nous a empêché de nous attaquer à toi, nous aurions fait trop de plaisir aux aristocrates, dies und daß man ihn als gar nicht gefährlich gekannt, habe ihn gerettet. Sonst hätten die Demokraten von ihm gesagt: il est foncièrement un aristocrate. Die Konvention habe er eigentlich in der tyrannischen Zeit nie anerkannt, und daher habe er nie darin gesprochen, er sei nur hineingegangen, um zu zeigen, daß er nicht emigriert sei; erst zur Zurückrufung der 73 Deputierten habe er seinen Mund wieder eröffnet. — In der Gründung der Freiheit gehörten ihm nur drei Dinge an: 1. das vollkommene repräsentative System. 2. die Einteilung in Départements. 3. die Unität der Nation, die Vermählung der drei politischen Stände. Als ein viertes könnte er die Teilung des gesetzgebenden Korps in zwei Sektionen anführen; allein dies sei nicht auf seinen Vorschlag, sondern später angenommen. — In wissenschaftlicher und administrativer Rücksicht wünscht er sehr mit Deutschland und Frankreich eine nähere Gemeinschaft zu eröffnen. Über die Metaphysik scheint er eigne Ideen zu haben, die auf Aktion und Reaktion hauptsächlich hinausgehn. Er versichert darüber seit dreißig Jahren Papiere zu haben. — Er spricht sehr gut und äußerst lebhaft in Ausdruck und Gebärden. Von Robespierre brauchte er heute fünf bis sechs Beiwörter hintereinander, l'atroce, l'ignorant, le puérile, l'absurde, le puant Robespierre.

22. Mai. Sieyès hat einen in Schwachheit ausartenden Haß gegen die Engländer; es hängt vielleicht mit seinem eignen echt französischen Charakter zusammen, oder ist wenigstens ein Zeichen davon. — Aus genauer Erkundigung versicherte mir Schlabberndorf, daß die Juden seit der Konstitution die Primär-Versammlungen nicht besucht und überhaupt, ein wenig im ersten Anfang ausgenommen, an der Revolution keinen Teil genommen hätten. Sie verlieren eigentlich ihre Universalität, wenn sie aus Juden Franzosen werden. — Der erste Unternehmer des Magazin encyclopédique ist ein Jude Israel Warens. Er hat zuerst seit der Re-

volution einen thé littéraire hier gehalten und Leute, Frauen und Männer, aller Stände bei sich gesehen. Indes hat man damals auch die Häuser, die gut zu essen gegeben, zählen können. — Neulich fand ich Schlabberndorf mit einem über ein Glied langen Bart. Heute sprachen wir von Erziehung der Geschlechter. Auf einmal erklärte er mir mit einer gewissen Feierlichkeit, daß der notwendige Kontrast, der zwischen ihnen herrsche, seine Liebe zum Tragen des Bartes hervorbringe. Das Weib müsse, soweit es sehen könne, sehen, daß der Mann Mann sei. Es gebe nur drei verschiedene Dinge im Menschengeschlecht: Mann, Weib und Kind, und diese müßten so geschieden, als möglich, nicht bloß sein, sondern auch erscheinen. Je weniger man den physiologischen Nutzen des Bartes kenne, desto mehr sehe man, daß es ein moralischer Pinselstrich der Natur sei. Auch gebe der Bart dem übrigen Gesicht mehr Leben und Stärke und sei für sich äußerst charakteristisch, durch Form, Dicke, Weichheit usw. Im Gefängnis habe er einen wirklich verächtlichen Menschen gekannt, der wie eine Ziege durch seinen Bart ausgesehen habe. Das Mienenspiel werde nur in gewisser Art durch den Bart verdeckt, in andrer aber, da die Lippen freier und stärker unter dem Wald von Haaren spielten, auffallender und schöner gemacht. Die einzige schlimme Seite sei, daß, durch den nur so bestimmten Unterschied des Mannes vom Knaben, die Knabenliebe befördert werden könne. (Eine gute Bemerkung. Wirklich mag die Knabenliebe darum bei uns gar nicht oder auf eine noch schändlichere Weise existieren, weil, auch ohne Rücksicht auf den Bart, unsere Männer weibischer und daher unsere Knaben, als weniger von ihnen unterschieden, wirklich männlicher erscheinen. Dies führt auf andere Betrachtungen über die Geschlechtsliebe. War der Unterschied der Geschlechter bei den Alten auffallender, hätte auch die Liebe stärker sein müssen. Inwiefern aber war sie es?) Man sah offenbar an der Begeisterung, mit der er redete, daß ihm die Sache am Herzen lag. Er sprach mit wahrem Entzücken, wie ein Maler ein Gemälde von sechs Weibern und sechs bärtigen Männern machen, wie er die Männer nach Alter und Charakter unterscheiden könne usw. — Schlabberndorfs Ideen grenzen offenbar ans Närrische und unstreitig führt die Heftigkeit und Festigkeit, mit der er sie hat, ihn noch zu wirklicher Narrheit. Auch hat er eine gewisse Unnatur in Komplimenten beim Kommen und Gehen, die dies schon andeutet. Aber diese Narrheit entsteht ganz aus Tätigkeit und Eingeschränktheit des Geistes. Er ist über das bloß angewandte Denken erhaben und des reinen nicht fähig. Daher ist er ganz moralisch, voll kosmopolitischer Grillen, und ob er gleich Kultur nicht verachtet, geht er doch immer von dem Begriff des bloß natürlichen Menschen aus. — Den Weibern wollte er gern alle bürgerlichen Rechte einräumen und hält

dies für den Zustand künftiger Vervollkommnung. — Die Wollstonecraft soll er anbeten.

26. Mai. Sieyès sagte, das große Unglück der Schul- so wie vieler andern Anstalten sei, daß man ihre Fundationen aufgehoben habe, wogegen er sich genug, aber vergeblich erklärt hätte. — Er hatte mit den hiesigen Metaphysikern eine Konferenz mit Stapfer über die Kantische Philosophie gehabt. Stapfer schien auf eine ungeschickte Weise in das System und seine Terminologie eingegangen zu sein. Sieyès hatte das prächtige Resultat davon zurückgebracht, daß die deutsche Metaphysik sich ebenso zu der wahren, als die Astrologie zur Astronomie verhalte. Er unterredete sich noch weiter über diesen Gegenstand, aber so höflich er auch gegen mich und Brinckmann, der sich dabei befand, war, so eigentlich unhöflich war er gegen die deutsche Nation und ihre Art zu philosophieren, die er doch schlechterdings nicht kennt.

27. Mai. Metaphysische Zusammenkunft zwischen Jacquemont, Cabanis, Tracy, La Romiguière, Le Breton, Sieyès einer- und Perret, Brinckmann und mir andrerseits. — Tracy, durch sein neuliches Gespräch mit mir veranlaßt, hatte dies veranstaltet, und wir versammelten uns sämtlich bei Jacquemont, in dem Hause, das für die bureaux de l'instruction publique bestimmt ist, und was das ehemalige Hotel von Minister Maurepas ist. Die Unterredung dauerte von zehn bis drei Uhr und nahm natürlich in dieser Zeit mannigfaltige Wendungen. Zuerst engagierte sie sich mehr mit allen, ging von einem Punkt zu dem andern, war sehr unfruchtbar, aber leicht zu führen, weil jeder Ideen äußerte, die sich ohne Mühe widerlegten. Darauf führte Sieyès das Wort und drang darauf, einige feste Resultate zu bekommen. Dies war der schwierigste, aber auch interessanteste Teil des Gesprächs. Zuletzt, nachdem Sieyès weggegangen war, ging man tiefer als zuerst und ruhiger, als mit Sieyès möglich ist, in die Sache ein. — Wir stellten die deutsche Metaphysik von zwei Seiten vor. 1. Ich ging vom Begriff der Metaphysik aus und stellte sie als die Wissenschaft auf, welche die Natur unseres intellektuellen Vermögens zum Behuf der Grenzbestimmung desselben und der Auffindung der Quelle aller Gewißheit untersucht. 2. Wir sagten, daß unsre Metaphysik von einem Faktum ausgehe, aber nicht von einem komplizierten, sondern dem einfachsten unter allen, der Anschauung, der Vorstellung, und daß sie von der Erzeugung dieser Rechenschaft zu geben versuche. 3. daß sie, indem sie dies tue, zwar einen Eindruck der Gegenstände auf uns, aber auch eine Reaktion von unsrer Seite wahrnehme, daß dies die Handlung des Ichs sei, und daß wir nun diese Handlungen des Ichs mit ihren Bedingungen zu erkennen suchten. Ich schloß damit, que notre métaphysique n'est autre chose qu'un développement parfait des actions de ce que nous nommons notre

moi. — Dies ſchien mir der leichteſte und einfachſte Weg. Als Ausführungen wählte ich hernach das Beiſpiel der Mathematik, als einer rein ſynthetiſchen Wiſſenſchaft, und durch die andern veranlaßt erwähnte ich auch der Moral. — Auf dieſe Vorſtellungsart ließ ſich doch noch am meiſten Sieyès ein. Im ganzen iſt es übel mit ihm ſtreiten. Er hat offenbar neue Ideen, aber er iſt ihrer noch nicht gewiß, er iſt zu präokkupiert von ihnen, um einen andern deutlich auszuhören, und beſitzt ſie nicht klar genug, um ſie nur ganz und gar exponieren zu wollen. Daher ſtreitet er nur zu oft bloß gleichſam en désesperé, nennt jeden irgend bildlichen Ausdruck (partir d'un principe, la base d'un raisonnement cet.) eine Metapher, ſagt bald, daß etwas unmöglich, bald überflüſſig ſei, und endigt meiſt damit, daß er nicht einſehe, was man eigentlich wolle. Hier drehte ſich das Geſpräch meiſtenteils darum, daß natürlich bei der Erzeugung der Vorſtellung eine Reaktion ſein müſſe, daß ſich das aber von ſelbſt verſtehe und längſt bekannt ſei. Warum es nun aber unmöglich oder überflüſſig ſein ſollte, dieſe Reaktion und ihre Geſetze zu unterſuchen, darauf ließ er ſich, ſo ſehr ich auch in ihn drang, nicht ein. Jedoch äußerte er bei dieſer Gelegenheit Ideen, die, wenn er ſie ganz ſo verſtände, den Kantiſchen und noch mehr den Fichtiſchen ſehr nahe kommen würden. Er ſagte: „Ich unterſcheide gar keine Aktion und Reaktion, alles iſt Aktion, alles iſt allein in uns.“ Aber ein andermal äußerte er, er fange nicht bei dieſer Aktion und Reaktion an, ſondern dies ſei das letzte, zu dem er komme, ſo daß es doch nur ein logiſch abſtrahierter Begriff ſcheint. Darauf, daß wir bei der Vorſtellung anfingen, ſagte er: „Vous commencez donc par la faîte de l'édifice et Vous ne parviendrez jamais à une philosophie véritable.“ Über die Mathematik äußerte er: $7 + 5 = 12$ ſei eben ſo analytiſch, als $12 = 12$. Indes ſetzte er hinzu, daß er über den Grund der mathematiſchen Evidenz Ideen habe, die er nur jetzt nicht ſagen könnte, und den folgenden Tag äußerte er überhaupt, daß er eigentlich nichts geſagt habe, und daß er dazu ſeine Gründe (die in den andern zu liegen ſchienen) gehabt. Noch eine Äußerung war, daß das Prinzip des zureichenden Grundes nur ein Teil unſrer Organiſation ſei. Perret verſuchte mit ihm von der Notwendigkeit eines Prinzips in den Wiſſenſchaften auszugehen. Aber er leugnete ganz die Notwendigkeit eines ſolchen Grundſatzes, aller eigentlich idealen Verbindung der Sätze, alſo eigentlich alle Wiſſenſchaft ab. Er ſchloß endlich mit der Äußerung, daß die Deutſchen vielleicht des efforts sublimes de la raison humaine gemacht hätten, vielleicht weit mehr, als nötig ſei, die Wahrheit zu finden. Nous qui sommes moins faits (unſtreitig ironiſch) feront moins d'efforts, mais j'ai un pressentiment que nous sommes destinés à établir le véritable système de Métaphysique. — Von den andern behaupteten la Romiguière und Jacquemont eine völlige Paſſivität

des Gemüts bei der Erzeugung der Vorstellung. Indes war ein großer Unterschied zwischen beiden. La Romiguière ist wirklich ein bloßer Grammatiker; der klarste und gewissesste in seinen Ideen, aber auch der absprechendste und seichteste. Jacquemont ist nach Sieyès der nachdenkendste. Er schien mir der einzige, den wir wenigstens einigermaßen zum Zweifel gebracht hatten. — Nach Sieyès Weggehn versuchte Perret den Weg von den synthetischen und analytischen Sätzen aus, und es kam wieder auf die Mathematik, aber mit gleich geringem Glück. Hier zeigte sich Tracy wenigstens als ein gewandter Kopf. Er erfand auf der Stelle eine Demonstration des Axioms, daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten sei, die zwar nicht hinlänglich, aber doch ingeniös genug war. — Empörend waren die Äußerungen über die Moral. Cabanis, der als Materialist bekannt sein soll, sagte geradezu, daß die Moralität auf einem bloßen Kalkül beruhe; Jacquemont, der ein eignes Werk über Moral und Politik jetzt schreibt, sprach zwar von Affektionen und Sentiments, aber sagte doch: eine gute Handlung geschehe nicht anders, als wie nach einem Diner man überlege, ob man mit Gefahr der Gesundheit ein Mädchen des Palais royal sehn wolle oder nicht. Perret nahm sich sehr gut, er ist sattelfest in seinen philosophischen Grundsätzen, aber er ist nicht gewandt, ja, was noch mehr ist, er spricht deutsch mit französischen Worten. Auch sagte er mir, daß er über Metaphysik (die Moral abgerechnet) immer deutsch denke. — Das Ende dieser Konferenz war also, daß sie von der Kantischen Philosophie nicht mehr als vorher erfuhren und nicht günstiger von ihr dachten. Höchstens sind sie mehr stutzig geworden, mehr zum Zweifeln gekommen. Sie sagten, daß dies nun der dritte Bericht sei, der zu ihnen gelange, einer durch einen Hamburger, ein zweiter durch Stapfer, der dritte durch uns. Sie sagten, daß dieser mit ihren Begriffen am meisten übereinstimme. Aber sie beschuldigten mich, die Philosophie franzisiert zu haben, was nicht wahr war. — Der Grund dessen, warum wir nicht überein kamen, war eigentlich der. Aller Philosophie liegt die reine Anschauung des Ichs, außer aller Erfahrung, zum Grunde; entweder ausdrücklich, so daß man von ihr direkt ausgeht, wie Fichte tut, oder nur stillschweigend, daß man zeigt, die Erklärung der Phänomene führt auf so etwas, wie in Kant. Die Franzosen kennen dies schlechterdings nicht, haben weder Sinn dafür noch Begriff davon, und so waren wir immer in zwei verschiednen Welten. Sieyès sagte einmal etwas davon: „Le Philosophe écarte les jugements des sens, il ferme les yeux“ etc. Ich glaube, er hat eine Fähigkeit in sich, dahin zu kommen, aber er gesteht es sich nicht, und insofern ist er, wie die andern, in bloß logischen Begriffen. Wer nicht da ist, den dahin zu bringen, ist durch Räsonnement unmöglich, und sehr schwer ist es nur zu erkennen, ob einer dort ist. Der

Nationalfehler der Deutſchen und Franzoſen iſt, dünkt mich, daß die letztern ſchwer dahin kommen, die erſteren ſich oft nur einbilden dort zu ſein. — Je Vous dirai ce que nous nommons à priori, nous autres, car nous avons aussi cela tout ainsi que Vous. Quand je dis, le feu doit causer de la fumée, et que je commence ainsi par la cause, c'est alors à priori. Dies iſt das a priori, wovon Kant in der „Kritik" S. 2 ſpricht. — Choses en elles mêmes brauchten die Franzoſen von ſelbſt, obgleich es noch kein franzöſiſcher Philoſoph hat.

31. Mai. Beſuch bei Sieyès. — Er war in der Nachtmütze und hatte Kopfweh, wie er ſagte. Daher kam es, daß er noch gereizter und lebhafter ſprach, als gewöhnlich. Er erzählte mir gleich beim Hereintreten, daß eine Frau, Madam Tauchgut (wenn ich nicht irre), ihn mit einer Überſetzung der Kantiſchen „Religionslehre" verfolge, und bei dieſer Gelegenheit fing er wieder von Kant zu reden an. Alles, was er gegen ihn ſagte, war von der gewöhnlichen Art, ſchlecht und ſelbſt abgeſchmackt. Mit großem Appareil ſagte er: „Je Vous dirai quelle est la différence entre la véritable métaphysique et la métaphysique allemande." Dann nahm er eine Baguette aus einem Schrank, und nachdem er, wie ſichs gehört, durchgeſehn hatte, drehte er ſie um und ſah ſo durch, daß die weite Öffnung dem Auge zunächſt war. „C'est," ſagte er, „la philosophie Allemande, au lieu de se rapprocher les objets, ils les éloignent, et ils s'imaginent pour lors d'être profonds." — Indes geſtand er und behauptete er ſelbſt, daß die Metaphyſik über alle Sinnlichkeit hinaus, in die partie invisible de nous mêmes, in das eigentliche Ich hineingehe, nur ſchien er doch zu meinen, daß wir von dieſem Teil nie etwas kennen können. Er gab implizite wenigſtens zu, daß er hierin ganz andrer Meinung ſei, als alle um ihn her. Er ſagte ferner, die Metaphyſik ſei eine ganz eigne Wiſſenſchaft, die ihre eigne Gewißheit habe, der Mathematik ähnlich, obgleich ſehr verſchieden von ihr. — Wenn er indes auf dieſe Weiſe auch einige Ahndung der wahren Metaphyſik hat, ſo zweifle ich doch, daß er ſie eigentlich wirklich fühle. Es kommt mir immer ſo vor, daß er dies reine Ich nur als etwas anſieht, das man freilich annehmen muß, woraus aber nichts zu ziehn iſt, und daß, wenn er alſo auch auf etwas zurückſchließt, das außer allen Phänomenen iſt, er dies immer müßig läßt und ſelbſt bloß in den letzteren bleibt. Denn gleich nachher nannte er die Metaphyſik une physiologie intellectuelle et morale. — Über die Moral äußerte er auch eigne, aber immer nicht rein die echten Ideen. Die Moral, ſagte er, ſei wieder eine ganz eigne Wiſſenſchaft, die eine ganz eigne Art der Gewißheit habe. Sie beruhe nicht auf Räſonnement, und ſei ganz in den Sentiments. Er ſchien auch hier nicht die Senſationen, ſondern etwas Tieferes zu verſtehen, denn er redete d'une morale intellectuelle. Aber

auch von der Metaphysik sei die Moral gänzlich verschieden. In Frankreich existiere schlechterdings keine Moral. Es gebe, dies waren seine eignen Worte, nicht zwei Zeilen gesunder Moral in allen französischen Büchern. Zuerst habe man immer an Nicoles theologischer Moral gehangen, und von da sei man geradesweges zu Helvetius übergegangen. — Sieyès ist offenbar ein zu guter, eindringender Kopf und ein zu energischer Mensch, um sich an der französischen Metaphysik zu begnügen; er äußert sogar einige helle Ideen, die ihn wirklich der Wahrheit nahe geführt zu haben scheinen. Aber daß er sie auch nur in einem Punkte eigentlich berühre, daß er ein wahrhaft metaphysischer Kopf sei, daran zweifle ich doch. Der bloße und eigentliche Verstand ist zu herrschend in ihm und sein Interesse an Metaphysik nicht einmal so groß, daß er die tiefsten Metaphysiker, Spinoza, Leibniz, auch nur Locke und Hume studiert hätte. Unter allen Metaphysikern lobte er heute am meisten Condillac und Bonnet, also gerade die seichtesten. Wer bei der Metaphysik zu sehr davon ausgeht, daß alles leicht, klar, luminös, ohne unnütze Spitzfindigkeiten sein soll, der verrät eben dadurch, daß eine zu große Scheu vor der Verirrung ihn nie auf den wahren Weg kommen lassen wird. Vielleicht ist Sieyès ein metaphysischer Kopf, verdorben durch den Nationalcharakter oder wenigstens durch Nationalgewohnheiten. — Zu streiten ist in keiner andern Absicht mit ihm, als um ihn selbst zum Reden zu bringen. Man muß ihn reiben, um Funken aus ihm zu ziehen. Er hört nicht, gibt sich keine Mühe zu verstehen, nie ist es mir begegnet, daß er einginge, etwas aus meiner Antwort genommen und nach einer weitern Erklärung gefragt hätte. Er hat überdies einen Geist des Widerspruchs. Ich sagte ihm: Selle sei gegen Kant. „C'est bon," sagte er, „cela me rendra peut-être Kantiste." — Beim Weggehn entschuldigte er sich über die Lebhaftigkeit, mit der er gesprochen. Mit einem Franzosen müsse man sich darüber nie erschrecken. Es sei ihm natürlich. —

Mittagsessen bei der Vandeuil. Die Perückenmacher sind fast alle sehr aristokratisch gewesen. Doch haben wenige auch viele Leute angegeben. Dies letztere haben vorzüglich die Schuster getan. Charandon, einer von ihnen, der noch lebt, ist der berühmteste dafür gewesen und hat manchmal vierzig bis fünfzig Leute in einem Tag arretiert. — Es waren da lauter Leute beisammen, die der Revolution, als solcher, nicht attachiert sind, einige dezidierte Aristokraten. Wenn man sie reden hörte, wenn man sah, wie keiner oder höchstens einige die Partei nahm, sich nun so gut als möglich an die neue Ordnung anzuschließen, wenn man sie über ihre Kinder reden hörte und sah, wie sie diese teils geradezu in ihren eignen nicht republikanischen Grundsätzen bestärken, teils, und dies ist vielleicht noch schlimmer, sie im Müßiggang herumgehen lassen, weil sie sie schlechterdings keinen

Teil am Gouvernement, den Büros und Armeen wollen nehmen laſſen, ſo muß man für die Zukunft zittern. Dazu kommt noch, daß die Erziehung immer ſchlecht war und jetzt abominabel iſt, daß die Zeit der terreur teils ein Verderben, teils doch ein Stillſtand in jeder Erziehung geweſen iſt. In der wahren terreur haben alle Kinder immer nur mit Guillotinen geſpielt, Scheußlichkeiten der Erziehung, daß Lehrer die Kinder auf ihre Eltern ſchimpfen gelehrt, wovon ſchreckliche und nur nicht genug authentiſche Anekdoten erzählt wurden, nicht zu gedenken. — Vandeuil, der ein vernünftiger Mann iſt, ſagte geradezu: mit der jetzigen Generation ſei keine Ruhe möglich, ohne nicht ſehr deſpotiſche Maßregeln zu nehmen; ſolange einer lebe, der 1789 gelebt habe, werde es immer ſo bleiben müſſen, und immer werde es noch viele geben, die ihre Kinder, wie den jungen Hannibal, Haß und Rache würden ſchwören laſſen.

2. Juni. Beſuch bei der Schweizer. — Eine Ducheſſe de la Trimouille hat, um ſich in der terreur zu retten, und aus Armut ſich als Magd in einem Wirtshaus vermietet und erſt jetzt dieſen Dienſt verlaſſen. — In Mirabeau ſind alle Frauen verliebt geweſen. Er hat ſelbſt geſagt: „On n'a jamais des sentiments médiocres pour moi. C'est ou de la haine ou de l'amour.“ — Dennoch iſt er ſehr ſchlecht mit ihnen umgegangen und hat ſie ſehr oft geſchlagen. Madame de Nera hat bei einer ſolchen Gelegenheit einmal geſagt: „J'aime mieux être battue par lui que d'être adorée par d'autres. Dieſer hat er indes noch am meiſten Anhänglichkeit bewieſen. Auch hat ſie ſich ganz für ihn aufgeopfert und viel an ſeinen Manuſkripten gearbeitet. Sie ſoll noch eine Schatulle ungedruckter und wichtiger Sachen beſitzen. Sie lebt jetzt in der größeſten Armut. — Mit ſeinem Kinde, das er von einer Mätreſſe gehabt hat und das jetzt noch hier erzogen wird, iſt er ebenſo umgegangen. Einmal hat die Schweizern es auf dem Schoß gehabt und es geküßt. Das Kind hat geweint. Wie dies der Vater geſehn, hat er es, ob es gleich, wie es gewöhnlich gegangen iſt, faſt ganz nackt geweſen iſt, auf die Erde geworfen und mit den Füßen fortgeſtoßen und geſagt: „Je ne veux pas avoir de fils qui pleure.“ Das Kind aber hat geantwortet: „Et moi je ne veux pas qu'une femme m'embrasse.“ — Bei ſeinem Tode hat Mirabeau in der Rue Tait-bout gewohnt. In ſeiner Krankheit hat immer eine ganze Schar von Frauen en queue weinend ſeine Tür belagert.

7. Juni. Geſpräch mit Alexander über die Franzoſen. — Sie haben einen ausgezeichneten Hang und ein entſchiednes Talent für Mathematik. Darin beſitzen auch junge Leute Aſſiduität, und ſie haben mehr mathematiſche Köpfe und Schriften, als Deutſchland. — Aber ſie bleiben zu ſehr bei dem Mathematiſchen ſtehen: ihre Chemie behandeln ſie jetzt durchaus mathematiſch und machen nur inſofern Entdeckungen und Fortſchritte.

— Sie sind nicht aufgelegt zu experimentieren, und die Wissenschaften, die dies verlangen, gelingen ihnen nicht. Sie haben gar keine Fortschritte in der Physiologie gemacht. — In der Naturgeschichte fehlt es ihnen an gehöriger und genauer Charakteristik. — In allen Naturwissenschaften aber haben sie für keine andre als mechanische und atomistische Erklärungsarten Sinn, nirgend aber für eigentliche Kraft und ihre Wirkung. Selbst die chemische Affinität verstehen sie nur mechanisch. Daher sind sie zwar von spiritualistischen Verirrungen frei, gehen aber nirgend bis auf den Grund und haben nirgend die volle natürliche Ansicht der Dinge. — Ihre Sprache hat zu viel Wörter, wie sensibilité, irritabilité usw. und ist für ihre Fortschritte schon zu fest bestimmt. Sie gehen daher mit den Zeichen um, ohne zu sehn, daß ihnen die Sachen fehlen. — Experimente räsonieren sie sich im voraus hinweg. — Um Verschiedenheit der Wirkungen und Beschaffenheiten zu erklären, nehmen sie immer Verschiedenheit auch der Materie, vorzüglich aber der Gestalt an. Daß der Geschmack bloß durch chemische Wirkungen (so daß also verschiedne Substanzen nur durch Verbindung derselben chemischen Stoffe einerlei Geschmack hervorbringen könnten) ohne Verschiedenheit der Gestalten erklärt werden könnte, wollten sie nicht einmal hören.

Man sieht deutlich, das Beste an Alexander, den eigentlichen naturforschenden Geist, der bis auf die erste Kraft zurückgeht, ohne doch aus dem rein physischen Wege herauszutreten, goutieren sie nicht. Sie haben keinen Begriff von eigentlicher Form, von der Verbindung der Kraft und ihrer Anschauung in einer Wirkung, und denken sich wieder unter Materie bloß die Gestalt. So ist alles leere und bloße Mechanik in ihnen. — Zum Erfinden taugen sie nicht, nämlich zum bloß theoretischen. Sie haben nicht die Freiheit, aufs Geratewohl hin Versuche zu machen, und nicht den Sinn, sie auf den rechten Fleck zu leiten, der nach dem Gelingen gewöhnlich Zufall genannt wird.

13. Juni. Molière war Komödiant, außerdem an Ludwigs XIV. Hof attachiert und bestimmt, für dessen Feste Stücke zu machen. Davon muß man bei seiner Beurteilung ausgehn. Er wollte lachen machen; er wollte die Lächerlichkeiten, die er im Leben sah, auf die Bühne bringen. Also Sittengemälde und komische Züge sind das erste, was er suchte. Dabei kommt es auf zweierlei an: 1. wie man den verdorbenen Menschen nimmt, ob in einem eingeschränkteren Sinn der Mode und des Augenblicks oder in einem allgemeineren der Menschennatur. 2. welchen Begriff man mit dem ihm gegenüberstehenden tugendhaften und vernünftigen verbindet. In der ersten Rücksicht nimmt Molière die Menschen ganz aus seiner Zeit, dadurch verliert seine Komposition für uns; Ludwig XIV. bedauerte einmal, daß in einem Stück ein gewisser Höfling, ein großer Jäger, nicht

aufgeführt war; gleich webte er ihn ein; in der zweiten ist es nicht die ernste und hohe Tugend, sondern die Amabilität des Lebens. Darum ist nach Molières Absicht der Misanthrop wirklich der lächerliche Charakter, Cleanthe wirklich der gebilligte. Indes ist der „Misanthrop" eigentlich ein höfisches Stück. Denn offenbar läßt er durch ihn Dinge sagen, die sein eigentlicher Ernst sind und die im Munde des Übertreibenden nicht sowohl an Wahrheit, als an Bitterkeit verlieren. Für seine Zeit ist er also recht eigentlich aus dem Leben und fürs Leben gewesen. — Was man Witz, Laune, komische Kraft in Aristophanes und Swifts Art nennt, hat er nicht. Er ist lächerlich durch die natürliche Darstellung lächerlicher Charaktere, und das Lächerliche selbst hat einen schwächern Charakter in ihm. — Er malt mit unglaublicher Wahrheit und Natur und ist echter Dichter. Denn er stellt, wie man sich am Effekt nicht verleugnen kann, echt durch die Einbildungskraft dar. — Er hat Sinn für die ganz einfache und derbe Natur, stellt gemeine Bürgerfrauen, Madame Jourdain, im „Bourgeois gentilhomme", einfache Bürger, in den „Femmes savantes", gescheute Mägde, Toinette, Nicole, gern, mit Liebe und mit Wahrheit dar. Er ist daher weniger ekel und konventionell, als die späteren Franzosen, aber er ist darum nicht variiert in den Charakteren, nicht reich. Nur beweist er, daß der bon sens in seiner Dichtung eine Hauptrolle spielt, was, durch das Reelle desselben und durch seine Entfernung vom Pathetischen, wahren Beruf zum komischen Dichter anzeigt. — Er nimmt die Charaktere und die Natur nur in ihren großen Zügen auf, die auf jedermann Eindruck machen müssen, nirgends hat er Subtilitäten, aber auch nirgends feine und vollendete charakteristische Zeichnung. Daher die Einförmigkeit aller seiner Nebenfiguren. — Am meisten läßt sich gegen seine Intrigen sagen. Seine Fabel ist fast nie mehr als cadre, die Charaktere spielen zu lassen. Sie ist nicht reich an für sich interessanten Charakteren, und auch künstlerisch nicht sonderlich komponiert. Sogar ist viel Typus und Einförmigkeit darin. Zum Teil hat ihn die alte Komödie verführt; ihr Einfluß auf ihn ist stark. Die Wiedererkennungen, die Wechselheiraten, die liederlichen Familiensöhne, die Bedientenrollen sind lediglich daher. — In komischen Situationen ist er nicht außerordentlich glücklich. Oft sind sie, wie in der „Ecole des femmes", daß der Mann immer vom Geliebten selbst die Konfidenzen hört, erzwungen. In den Situationen und der Fabel ist überhaupt die Wahrscheinlichkeit oft verletzt. Eine so gute, als der Onkel und Neffe in der „Metromanie" als Komödianten in demselben Stück, ist im ganzen Molière nicht. — Ernste, hohe Gesinnungen sind hie und da. Feinere und weichere Empfindungen fehlen durchaus. — Dialog und Sitten schmecken sehr nach der Roheit der Zeit. — Im ganzen ist also Molière ein echter Dichter, ein wahrer Naturmaler, voll Sinn für

die ungeschminkte Natur; aber er ist kein reiches Genie, kein eigentlicher Künstler im Zusammenfassen der Natur in ihrer Einheit, in der Schönheit und dem Ganzen der Komposition, kein tiefer Mensch; überhaupt für die Komödie eine nicht genug würdige, nur gute und leichte und gescheute Natur. Man kommt am besten auf sein Genre, wenn man davon ausgeht, daß er auf den Effekt rechnete, daß man das Publikum, vor dem er spielte, seine Zeit und seine Vorgänger in Betrachtung zieht. Er war kein unabhängiges Genie. — Sein Talent zur Farce ist vielleicht mit sein bestes und künstlerischstes. — Die Komödie erscheint in ihm nicht in ihrer höchsten Gestalt. Viel höher im „Philint". Nicht einmal als Gemälde des Lebens, aber als Gemälde einzelner Sitten. — Pirons „Metromanie" bleibt gegen alle Molièreschen Stücke ein Meisterstück durch Feinheit, Komposition, durch Verraten eines gutmütigen, gewissermaßen idealischen Charakters in dem Abandon aller menschlichen Dinge im Dichter. Aber wer wird anstehn, Molièren ein derberes und größeres Genie zu nennen?

Das jiddiſche Theater

von Ernſt Schultze

Die Geſchichte der jiddiſchen Theater umfaßt bisher faſt nur ein Menſchenalter. Sie haben ſich zu überraſchender Beliebtheit aufgeſchwungen; wie ihre Zukunft verlaufen wird, läßt ſich heute nicht im mindeſten ſagen. Ihre bisherige Entwicklung aber bildet eines der intereſſanteſten Kapitel der Theatergeſchichte der Welt.

Schon daß die jiddiſchen Theater nach dem kurzen Anlauf, den ſie in Europa genommen hatten, ihre Entwicklung zur Blüte in Nordamerika erlebten, iſt eigenartig. Zwar gibt es jiddiſche Stücke ſchon ſeit längerer Zeit, auch haben jiddiſche Schauſpielertruppen ſchon früher geſpielt. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erſchienen zwei jiddiſche Stücke im Druck: „Der Verkauf Joſefs" und „Ahasver". Ein drittes, damals häufig geſpieltes Stück, „David und Goliath", wurde nicht gedruckt. Urſprünglich waren die Stücke für das Purimfeſt beſtimmt, ſpäter wurden ſie auch von wandernden Truppen geſpielt, deren eine von dem Hauſe des Rabbiners in Mannheim ausging.

Über den ſprachlichen Charakter und die Entſtehungsgeſchichte des Jiddiſchen mögen wenige Worte genügen. Nach den Judenverfolgungen des Mittelalters wanderten von der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an zahlreiche Juden aus Deutſchland nach Oſten hin aus. Im fremden Lande, namentlich in Polen und Rußland, aber auch in Ungarn und Rumänien, hielten ſie mit treuer Liebe an ihrer deutſchen Mutterſprache feſt, die ſie indeſſen gleichzeitig mit hebräiſchen Ausdrücken und mit einzelnen Fremdworten durchſetzten. So entſtand eine Jargonſprache, die auch bei dem allmählich erfolgenden Zurückfluten eines Teils der jüdiſchen Bevölkerung nach Weſten hin nicht aufgegeben wurde, ſo daß ſie noch heute die Umgangsſprache vieler Juden in Polen und Rußland, Rumänien und Serbien, Ungarn und Bosnien bildet.

Eine Literatur in jiddiſcher Sprache entwickelte ſich beſonders in Polen und in Deutſchland vor der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Zunächſt hatte ſie nur den Zweck religiöſer Erbauung und Belehrung, aber auch der Verbreitung von Überſetzungen aus der Weltliteratur. Auch Übertragungen aus der Bibel ins Jiddiſche wurden unternommen, ebenſo wie Überſetzungen von Gebetbüchern, von Andachtsbüchlein und Ritualwerken. Selbſt hiſtoriſche Werke, Sagen- und Heldenbücher und ſchöne Literatur anderer Art übertrug man ins Jiddiſche. Ich erwähne als Beiſpiel die ganze Klaſſe der Rittergeſchichten des Mittelalters, namentlich den erſten und berühmteſten Ritterroman, den „Amadis von Gallien"; ferner die Erzählungen von „Tauſend und eine Nacht".

Ein schwerer Schlag traf das Jiddische, als durch Moses Mendelssohn das Interesse für die reine deutsche Sprache und für die deutsche Wissenschaft unter den Juden belebt wurde. So ist in Deutschland selbst unter ihnen das „Judendeutsch", wie man das Jiddische vielfach bezeichnet, zum größten Teil erstorben. Dagegen ist es heute in Polen und Rußland, in Galizien und Rumänien sowie in andern Teilen der Balkanhalbinsel im Verkehr noch allgemein im Gebrauch, wie es dort auch (unter Anwendung der jüdischen Kursivschrift) zu Briefen und schriftlichen Mitteilungen benutzt wird. Seitdem sich jedoch eine starke Auswanderung jüdischer Elemente aus Osteuropa nach England und in einzelne englische Kolonien, wie zum Beispiel Australien, ergossen hat, ganz besonders aber nach Nordamerika, gehört das Jiddische auch in diesen Ländern zu den Sprachen, die man nicht allzu selten hören kann. Schon wenn wir von Deutschland nach England hinüberfahren, schlagen häufig jiddische Laute an unser Ohr. Durchstreift man die Straßen Ostlondons, so hören wir es in einzelnen Gegenden mindestens ebenso häufig wie Englisch. Ähnliches gilt von der sogenannten East Side der Stadt New York.

Ein festes Theater entstand für jiddische Stücke erst durch einen merkwürdigen Zufall: es ist dem russisch-türkischen Kriege zu verdanken. Während der Aufstände gegen die türkische Herrschaft, die sich im Norden der Balkanhalbinsel in den Jahren 1876 und 1877 abspielten, und während des darauf folgenden russisch-türkischen Krieges hielten sich in Bukarest, das eine Zeitlang der Sitz des russischen Stabes war, viele Juden auf, um auf irgendeine Weise ihr Glück zu machen. Unter ihnen befand sich Abraham Goldenfudim, der in seinen Jahrmarktsbuden in dem sogenannten Balagan jiddische Theatervorstellungen bot. Die Schauspieler setzten sich aus jungen Leuten zusammen, die er irgendwo auf der Straße aufgesammelt hatte: aus Zündhölzchenverkäufern, aus entlassenen Lehrjungen, aus allerhand zweifelhaftem Gesindel. Auch einige Sänger aus Kaffeehäusern befanden sich darunter. Goldenfudim versuchte daraus eine Truppe zu bilden, was seiner großen Tatkraft und seinem bemerkenswerten Talent wirklich gelang. Er war alles in einem: Theaterdirektor, Regisseur, Instrukteur, Bühnenschriftsteller und, wenn es nottat, auch Schauspieler. Seine Truppe gab hauptsächlich Burlesken mit Gesang, den die Juden sehr lieben. Zwar stellte sich die jüdische Presse wie die öffentliche Meinung dem neuen Unternehmen feindlich gegenüber — indessen fand Goldenfudim während der Kriegsjahre immer genug Zuschauer, so daß er beschloß, das Unternehmen auch nach dem Feldzuge fortzusetzen.

So siedelte er denn 1878 mit seiner ganzen Truppe nach Odessa über; er nannte sich übrigens nun „Goldfaden". Die zahlreiche jüdische Bevölkerung dieser großen Hafen- und Handelsstadt schien ihm gute Aus-

sichten für die Zukunft des Unternehmens zu bieten. Zunächst täuschte er sich auch nicht. Entstand doch sogar neben seinem eine ganze Anzahl anderer jiddischer Theater, und seine eigene Bühne hatte so große Erfolge, daß er seine Truppe bald vermehren und in zwei Teile spalten konnte, deren einer unter der Führung Lerners in diejenigen Städte Rußlands zog, die eine starke jüdische Bevölkerung aufwiesen: zum Beispiel nach Charkow und Minsk, ja selbst nach Moskau und Petersburg. Oft wurden die jiddischen Vorstellungen dieser Truppe freudig begrüßt, andererseits aber auch von Juden der besseren Kreise, soweit sie sich russifizieren wollten, bei der Polizei angezeigt. Die Dichter, deren Stücke damals hauptsächlich auf dem jiddischen Theater gegeben wurden, waren außer Goldfaden und Lerner: Schaikewitsch, Lilienblum und namentlich Katzenellenbogen.

Da traf die jiddischen Theater ein harter Schlag. Im September 1883 verordnete die russische Regierung ihre Schließung. Einige der vorhandenen jiddischen Truppen versuchten noch als deutsche Theater ihr Dasein zu fristen; die meisten gingen jedoch ein — oder wanderten nach Nordamerika aus.

Wann hier die erste jiddische Bühne entstand, vermag ich nicht mit völliger Genauigkeit anzugeben. Jedenfalls steht das Emporkommen der jiddischen Bühne in Nordamerika in engem Zusammenhang mit dem Verbote der russischen Regierung vom Jahre 1883. Vielleicht waren jiddische Theatervorstellungen in New York schon in den Jahren vorher gegeben worden. Jedenfalls begründeten um das Jahr 1883 Tomaschewski, der seither eine große Rolle im jiddischen Theaterwesen spielte, und Golubok in der 4th Street Turner Hall ein jiddisches Theater. Auch gegen dieses richteten sich mancherlei Intrigen der jüdischen „Reformpartei"; jedoch vergebens, da sie in den Vereinigten Staaten natürlich keine Eingriffe der Regierung zu erzielen vermochten.

Bald siedelte das jiddische Theater in New York von seinem ursprünglichen Standort nach dem Bowery Garden über. An seine Seite trat einige Jahre später (1886) in 104/106 Bowery das „Roumania Opera House", das in seinem Namen doch wohl auf die Entstehungsgeschichte der modernen jiddischen Theater hinweist. Besitzer dieses neuen Theaters und gleichzeitig sein Hausdichter war Latteiner. Unter seinen Berufsgenossen aus derselben Zeit ist Hurwitz zu nennen — seines Einflusses, nicht seiner dichterischen Bedeutung halber. Man sagt beiden nach, daß sie den Geschmack der Theaterbesucher herunterbrachten, indem sie Übersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen dichterischer Meisterwerke herstellten, die furchtbar verballhornt waren. Wir werden noch sehen, daß die bedeutendsten Stücke der Weltliteratur dazu herhalten mußten. Damals fing man mit der „Maria Stuart", mit „Don Carlos" und ähnlichen Stücken an.

Auch beſſere jiddiſche Schriftſteller begannen nun für die Bühne zu ſchreiben und zu überſetzen. So lieferte zum Beiſpiel Gordin, bis in die Gegenwart einer der beliebteſten jiddiſchen Bühnendichter, Überſetzungen von „Nathan dem Weiſen", von „Kabale und Liebe" (unter dem Titel „Roſele"), von Grillparzers „Medea", von „Ruy Blas" und „Hernani" von Victor Hugo, ja ſogar von Ibſens „Nora".

Nach Rußland haben jiddiſche Theater erſt wieder nach dem Novembermanifeſt des Zaren im Jahre 1905 zurückkehren dürfen. In Galizien und Rumänien waren ſie wohl nie ganz zugrunde gegangen, haben dort aber keine bedeutende Rolle geſpielt. So hat ſich denn ihre Entwicklung vorwiegend in den Vereinigten Staaten und ganz beſonders in New York abgeſpielt, wohin ſich in den letzten zwanzig Jahren eine beiſpiellos ſtarke jüdiſche Auswanderung aus Oſteuropa gerichtet hat.

Die Ankündigungen der Theater und die Theaterzettel werden in hebräiſcher Schrift, aber in jiddiſcher Sprache hergeſtellt; daneben pflegt — wenigſtens auf den Theaterzetteln — eine engliſche Überſetzung gegeben zu werden.

1907 wurden jiddiſche Stücke in vier großen Theatern New Yorks gegeben: im Thalia-Theater, im Grand Theater, im Kaliſh Theater und im The Peoples Theater. Wie der Name des erſtgenannten zeigt, iſt es offenbar von Deutſchen begründet und urſprünglich von ihnen beſucht worden. Tatſächlich liegt dieſes Theater in einem Stadtteil New Yorks, der früher faſt ausſchließlich von Deutſchen bewohnt war und geradezu den Namen „Klein-Deutſchland" führte. Seit jedoch in der Mitte der 80er Jahre die deutſche Einwanderung plötzlich ſtark abnahm und gleichzeitig die jüdiſche anſchwoll, hat ſich der Charakter dieſes Stadtteils vollſtändig geändert: die Deutſchen ſind mehr und mehr fortgezogen, an ihre Stelle ſind die Neuankömmlinge getreten. So mußte das Thalia-Theater eines ſchönen Tages (1893) ſeine deutſchen Vorſtellungen aufgeben; ſtatt deſſen begann das jiddiſche Theater zu ſpielen.

Das erſte Theater, das geradezu für die Zwecke der jiddiſchen Bühne gebaut wurde, war das Grand Theater, das im Jahre 1902 entſtand. Auch andere Bühnen haben jiddiſche Stücke gegeben, haben dies aber infolge des ſtarken Wettbewerbes wieder aufgeben müſſen: ſo zum Beiſpiel das Windſor Theater, das ſchon genannte Roumania Opera Houſe, in welchem ich noch im Jahre 1905 jiddiſche Stücke ſah, und das Oriental Theater.

Die Zahl der Sitzplätze beträgt in manchen dieſer Theater etwa 1800 bis 2000. In den kleineren Theatern ſinkt ſie bis auf wenige Hundert herab. In den jiddiſchen Vaudevilles (auch ſolche gibt es in einer Zahl von mindeſtens 20) beträgt ſie zuweilen nur einige Dutzend.

Eine Eigentümlichkeit der jiddischen Theater ist es, daß sich ihre Besucher an den einzelnen Wochentagen stark voneinander unterscheiden. Von Montag bis Donnerstag pflegt das jiddische Theater vermietet zu werden. Gewerkvereine, sozialistische und anarchistische Vereine, Klubs, geheime Gesellschaften, Wohltätigkeitsvereine mieten es für einen bestimmten Tag. Es befinden sich viele Landsmannschafts-Vereine darunter; so haben z. B. die Einwanderer aus Wilna einen besonderen Wilna-Verein gegründet, der eines der Theater von Zeit zu Zeit für einen Abend mietet. Ein Verein bezahlt für den Abend etwa 2—300 Dollar. Ein Kartenverkauf an der Kasse findet dann in der Regel nicht statt. Die Eintrittskarten werden vielmehr von den Vereinen unter ihren Mitgliedern vertrieben. Jedes Mitglied ist gezwungen, eine oder mehrere Karten zu nehmen. Der Überschuß dieser Vorstellungen, die gewöhnlich als Benefizabende bezeichnet werden, fließt in die Kassen des Vereins. Es soll nicht zu den Seltenheiten gehören, daß an den genannten vier Wochentagen zusammen mehrere tausend Dollar als Überschuß für die Vereinszwecke verbleiben.

Vom Freitag bis zum Sonntag läßt dagegen die Theaterdirektion selbst spielen; meist nur bis zum Sonnabend, da die Gesetze des Staates New York weltliche Vergnügungen am Sonntag verbieten — wenngleich ich wiederholt sehr weltliche Theatervorstellungen mit angesehen habe, die, ein blutiger Hohn auf das Gesetz, als „sacred concerts“ bezeichnet wurden. Zunächst hatte es für die jiddischen Theater gewisse Schwierigkeiten, am Freitagabend, als am Vorabend des Sabbaths, überhaupt Vorstellungen veranstalten zu können. Die Besucher, die den strengen religiösen Vorschriften der Juden gemäß eigentlich nicht hätten kommen dürfen, die aber doch gar zu gern ins Theater gingen, halfen sich über die Gewissensbisse dadurch fort, daß sie die Vorgänge auf der Bühne in lärmender Weise verurteilten. Es kam häufig vor, daß ein Schauspieler, der an diesem Tage mit einer Zigarre im Munde erscheinen mußte, mit Zischen empfangen wurde, und daß von der Galerie entrüstete Rufe erschallten: „Schäme dich, am Sabbath zu rauchen!“ (Hutchins Hapgood: The spirit of the Ghetto. Studies of the jewish quarter in New York. New York und London: Funk and Wagnalls Comp., 1902. S. 121f.).

Unter den schauspielerischen Kräften der jiddischen Bühne sollen sich bald hervorragende Begabungen entwickelt haben. Heute verfügen sie zweifellos über eine Anzahl vorzüglicher Kräfte; Schildkraut war daher nicht der einzige große Schauspieler, sondern hatte sich neben Bühnenberühmtheiten zu stellen wie den alten Adler, Tomaschewski und Morris Morrison. Hat sich doch selbst der Fall ereignet, daß eine hervorragende jiddische Schauspielerin, Bertha Kalisch, die Gattin des Be-

gründers und Besitzers des Kalisch Theater, zur englischen Bühne übertreten konnte. Auch die Gattin des bedeutendsten jiddischen Schauspielers, Frau Agnes Adler, ist 1909 zur englischen Bühne übergegangen; wie auch ihr Mann manche seiner Glanzrollen gern in englischer Sprache gibt.

Frau Kalisch wurde von ihrem Publikum als „die jiddische Duse" bezeichnet. Auch sonst kargt das Publikum der jiddischen Theater nicht mit seinem Lob. Als in Whitechapel im Jahre 1909 eine neue jiddische Bühne eröffnet wurde, löste Frida Zwibel, die in der Oper „Bar Kochba" die Dinah sang, einen Sturm der Begeisterung aus; sie wurde fortan von ihren Bewunderern nur noch „die jiddische Melba" genannt. Auch einen „jiddischen Hamlet" und einen „jiddischen Mark Twain" gibt es, ja einen „jiddischen Shakespeare".

Das Publikum der jiddischen Bühne ist eben durchaus bereit, Lob und Beifall mit vollen Händen zu spenden. Die Schauspieler werden abgöttisch verehrt. Viele unter ihnen behandeln dafür die Menge mit suveräner Verachtung. Sie haben (nach dem verächtlichen Ausdruck Hapgoods „wie die Diebe") ihren eigenen Jargon, über dem sie eifersüchtig wachen. Auch den Bühnenschriftstellern machen sie es nicht leicht. Wenn von einem neuen Dichter, der noch keinen so „großen" Namen hat wie Jakob Gordin oder Hurwitz oder Josef Latteiner, ein Stück eingereicht wird, so pflegen ihm die Schauspieler manchen Possen zu spielen. Einmal muß er die Kostüme sämtlicher Personen des Stückes anziehen, damit er „die Charaktere besser verstehen lernt". Ein andermal lassen sie ihn von der Mitte der Bühne aus sein Stück rezitieren, während sie selbst sich in den Zuschauerraum begeben, um zu hören, „wie es klingt", dann aber verschwinden. Oder einer von ihnen ruft plötzlich: „Er kommt, der große Professor Hurwitz, und er wird Sie fressen" — und alle rücken dann aus.

Noch schwerer machen die Schauspieler es vielfach ihren Direktoren. Der größte Schauspieler der jiddischen Bühne, Jakob Adler, erklärte im Jahre 1909, nicht mehr in jiddischen Stücken auftreten und auch kein jiddisches Theater mehr leiten zu wollen. Ihn hatten die Forderungen der Schauspieler-Gewerkschaft, hinter der ferner die Theaterarbeiter und Musiker standen, verbittert, weil sie es ihm zeitweise fast unmöglich machten, den Theaterbetrieb fortzusetzen. Der jiddische Schauspielerverband hatte nämlich die Arbeitslosenfrage dadurch zu „lösen" versucht, daß er diktiert hatte, diejenigen Schauspieler, die bis zum Beginn der Spielzeit noch keine Stellung hätten, sollten einfach nach Maßgabe den einzelnen Theatern zugewiesen werden und dort die Mindestgage erhalten, ganz gleichgültig, ob Verwendung für sie sei oder nicht.

Schauspielerstreike sind in den jiddischen Theatern nicht selten. In „The Peoples Theater" ereignete sich im Jahre 1900 ein recht amüsanter Streik.

Gewöhnlich werden die Schauspieler nicht mit einem festen Gehalt, sondern mit Tantiemen bezahlt. Die berühmten Kräfte, wie Adler und seine Frau oder Tomaschewski und dessen Gattin, konnten dabei etwa je 250 Mark wöchentlich verdienen. Sie sind wohl durch diese Einnahmen in den Stand gesetzt worden, selbst Theaterdirektoren zu werden. Die Miete größerer Theater pflegt sich bis auf 200000 Dollar jährlich zu stellen, die wöchentlichen Ausgaben für die Vorstellungen auf etwa 1100 Dollar. Die Schauspieler erhalten durchschnittlich wöchentlich zwischen 14 und 75 Dollar. Im Jahre 1900 forderten sie nun statt der Honorierung nach Tantiemen ein festes Gehalt. Außerdem wollten sie nicht mehr gescholten und beschimpft werden, wenn sie ihre Rollen nicht genau auswendig wußten. Da die Direktoren nicht alle diese Forderungen erfüllen mochten, brach ein Streik aus. Die Direktoren holten neue Schauspieler von Chicago herüber. Indessen kam eine Versöhnung zustande, die Streikbrecher mußten nach Philadelphia abgeschoben werden, die wütenden Sieger aber entsandten dorthin einige Leute mit der Aufgabe, die Verhaßten während der Vorstellung mit Kohl zu bewerfen. Das Ergebnis des Streiks war, daß die Schauspieler durchschnittlich etwa 10–15 Dollar weniger Gage erhielten, nun aber von einem festen Lohn sprechen konnten — und daß sie nicht mehr „Hund" genannt werden durften. (Hapgood a. a. O. S. 19 f.)

In der ersten Zeit mußten auch sämtliche Frauenrollen von männlichen Schauspielern gegeben werden. Denn nach dem Talmud ist es den Männern verboten, den Gesang eines Mädchens zu hören. So spielte zum Beispiel Mogalesco in den beiden besten Stücken von Abraham Goldfaden, die 1876 und 1877 in Bukarest aufgeführt wurden, — der Titel des einen lautete „Die Großmutter und ihr Enkelkind" — die Großmutter; in einem anderen stellte er einen armen Knaben dar.

Goldfaden machte dann in Odessa 1878 zum ersten Male den Versuch, auch Schauspielerinnen auftreten zu lassen. Die erste jiddische Schauspielerin war ein Fräulein Karb, das noch vor wenigen Jahren als berühmte und gefeierte Schauspielerin in The Peoples Theater auftrat.

Das Publikum fühlt sich ganz unter sich und deshalb ganz zu Hause. Man unterhält sich ungestört nicht nur mit dem Nachbar, sondern selbst über vier oder fünf Bänke hinweg mit Bekannten und wirft sich Schokolade, Apfelsinen und andere Geschenke zu. Geht der Vorhang in die Höhe, so kann es sich in Stücken, die das Publikum stark erregen, ereignen, daß keine genügende Ruhe zu erzielen ist. Zuweilen — wie etwa

bei der ersten Aufführung der jiddischen Oper „Bar Kochba" in Whitechapel durch die Feinmannsche Opern- und Theatergesellschaft — kann während des Spiels die Erregung so hoch steigen, daß einzelne allzu enthusiastische Zuschauer entfernt werden müssen, damit das Spiel auf der Bühne nicht gar zu sehr gestört wird.

Welcher Art die Stücke sind, die auf den jiddischen Theatern gespielt werden, hängt viel von der Entwicklung des einzelnen Theaters ab. Die Abweichung der Geistesrichtungen unter den Juden läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß sehr verschiedenartige Stücke verlangt werden. Die konservativen Juden haben einen Geschmack, der von dem der sozialistischen oder gar der anarchistischen durchaus abweicht. Nur eins ist ihnen allen gemeinsam: die Vorliebe für historische Stücke. Episoden aus der Vergangenheit des jüdischen Volkes, insbesondere die glorreichsten Ereignisse, werden gern auf die Bühne gestellt. Die Geschichte der Juden ist nicht arm daran. Man denke an die Makkabäer oder an Bar Kochba. Die Geschichte des heroischen Aufstandes, den dieser „Sohn des Sterns" siebzig Jahre nach der Zerstörung Jerusalems gegen die Römer erregte, ist voller dramatischer und tragischer Momente. Fast hoffnungslos war dieses Aufbäumen gegen die fremde Übermacht. Aber die Juden waren verzweifelt über den Wiederaufbau Jerusalems als einer römischen Kolonie. Sie hatten sich zwar daran gewöhnt, daß die heilige Stadt in Trümmern lag; dennoch vermochten sie es nicht mit anzusehen, daß über deren Ruinen eine Heidenstadt und auf der Stätte Jehovas ein Zeustempel erbaut werden sollte. Fast wider Erwarten gelang es dem Sternensohn, Jerusalem zu besetzen, wo er Münzen mit seinem Namen prägen ließ. Kaiser Hadrian aber ließ den Aufstand durch seinen besten General, Julius Severus, mit einem starken Heere niederschlagen. Die Juden wurden in einem Kleinkriege, der mit größter Grausamkeit geführt wurde, zu Paaren getrieben. 580000 Menschen kamen um — bis endlich Bar Kochba bei der Erstürmung seiner Hauptburg Bether den Siegern in die Hände fiel. Er wurde ebenso wie der greise Ben Akiba, die Spitze des Hohen Rates der Judenschaft, hingerichtet. Die Überlebenden des jüdischen Volkes, soweit sie sich nicht durch Flucht hatten retten können, wurden verkauft.

Ein solcher Stoff reißt die Zuschauer fort: ähnlich wie „Sabbatai Zevi" eines der begabtesten jiddischen Dichter, Schalom Asch. Der jüdische Schwärmer Zevi stiftete im siebzehnten Jahrhundert die Sekte der Sabbatianer. Gezwungen, seine Vaterstadt Smyrna zu verlassen, ging er nach Jerusalem, von wo er im Triumph heimkehrte, von allen Juden enthusiastisch als Befreier begrüßt. Propheten begleiteten ihn und verkündeten seinen Ruhm. Aus allen Ländern Europas strömten ihm jüdische Anhänger zu. Da griff der Sultan ein, um dem Zevi die so gewonnene

Macht zu entwinden. Er ließ ihn gefangennehmen und bereitete damit der ganzen Bewegung ein Ende. Der neue Messias aber trat, um sein Leben zu retten, wenig heldenhaft zum Islam über und starb in der Verbannung.

Schalom Aschs „Sabbatai Zevi" ist in deutscher Übersetzung im Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen. Er stellt an die Bühnenleitung ungeheure szenische Anforderungen. Einerseits sollen die gewaltigsten szenischen Massenwirkungen erzielt, andererseits die intimsten Seelenerregungen hervorgerufen werden. Man hat mit Recht gesagt, Schalom Asch brauche „eine Bühne wie das größte Theater und ein Auditorium wie die kleinste Kirche" (Oswald Pander).

Die jiddischen Theater helfen sich über die szenischen Schwierigkeiten hinweg, so gut sie können; ihr Publikum ist darin nicht anspruchsvoll, auch läßt es sich durch jeden jüdischen Stoff in einen Rausch der Begeisterung versetzen. So war in Whitechapel das erste Stück, das man an der dort im Jahre 1909 eröffneten jiddischen Bühne aufführte, die Oper „Bar Kochba". Ja das Publikum schätzt es, falls ihm einmal ein anderer Stoff vorgeführt wird, wenn auch dieser in ein jüdisches Gewand gekleidet wird. Es will uns barbarisch dünken und hat doch vielleicht ein wenig innere Berechtigung, um zunächst eine gewisse Erziehung eines ganz theaterunkundigen Publikums für die dramatische Kunstform vorzubereiten, wenn der „König Lear" nicht als Übersetzung des Shakespeareschen Trauerspiels gegeben, sondern ins jiddische Milieu verballhornt wird. Denn „der jiddische König Lear" trägt keine Krone, sondern ist ein alter jüdischer Bankier, der sein Vermögen an seine zwei ältesten Töchter verteilt, während er die dritte verflucht, weil sie einen unbemittelten Mann nehmen will und weil sie es nicht versteht, dem Vater zu schmeicheln. — Eine weitere Eigentümlichkeit und zugleich eine noch schlimmere Barbarei ist es, daß alle diese Stücke gut enden müssen — auch der „Lear". Die verstoßene Tochter führt den greisen Vater in ihr Haus; es gelingt ihm, das Vermögen, das die beiden habgierigen Schwestern an sich gerissen haben, wieder in seine Gewalt zu bringen — und endlich macht ihn ein berühmter Augenarzt durch eine geschickte Operation wieder sehend!

Für jemand, der zu der Literatur auch nur in den bescheidensten Beziehungen steht, ist es eine Seelenmarter, derartiges zu hören oder zu sehen. Aber wie gesagt: vielleicht hat eine solche Übertragung hervorragender Dramen der Weltliteratur nicht nur in die jiddische Sprache, sondern auch in den gesamten Gedanken- und Anschauungskreis der Zuschauer eine gewisse leise Berechtigung. Allmählich ist es auf diesem Wege gelungen, die Abneigung der Zuschauer gegen einen tragischen Schluß abzuschwächen. Zuerst sehen sie am liebsten Tragödien mit fröhlichem Aus-

gang. Von Schritt zu Schritt lassen sie sich aber schon erziehen. Im Grunde genommen liegen ja die Dinge auf mancher andern Bühne, wie zum Beispiel auf dem englischen und amerikanischen Theater, auch nicht viel besser. Der Angelsachse liebt es ebenfalls ganz und gar nicht, durch einen tragischen Schluß betrübt zu werden, so daß selbst im Lande Shakespeares fast jedes Bühnenstück der Gegenwart, so sehr es seinem ganzen Wesen nach einem tragischen Schlusse zudrängt, durch einen letzten Akt verunstaltet zu werden pflegt, in welchem sich alles in Freude und Wohlgefallen auflöst.

Im jiddischen Theater findet sich diese Eigenart nur noch mehr vergröbert, noch mehr verzerrt. Und wenn es schon im englischen Spektakelstück – etwa im Drury Lane-Theater in London – keine Annehmlichkeit für den Schauspieler ist, den Bösewicht des Stückes zu spielen, so kann dies auf der jiddischen Bühne noch unangenehmer sein. In dem Goldfadenschen Stück „Bar Kochba" verrät der samaritische Diamantenhändler Papus, der dasselbe Mädchen wie Bar Kochba liebt, den Helden an den römischen Feldherrn. So wird der Sternensohn gefangen genommen, zerreißt aber seine Ketten, bricht sich Bahn durch die Wachen und vereinigt sich wieder mit der Geliebten. Der Schauspieler, der den Verräter zu spielen hat, ist mehr als einmal vom Publikum durch stürmische Mißfallensrufe gezwungen worden, von der Bühne abzutreten. Kenner des jiddischen Theaters behaupten daher, daß sich kein bedeutender Mime finden würde, um etwa den Franz in Schillers „Räubern" darzustellen, weil der Schauspieler trotz des glänzendsten Spiels niemals die Zustimmung des Publikums finden würde.

Allmählich ist es der jiddischen Bühne indessen doch gelungen, an Stelle des tragischen Stückes mit Lustspielendung die Tragik der Wirklichkeit, wenn auch noch nicht die der großen Kunst, zu setzen. So sieht zum Beispiel der „Hamlet" in jiddischer Bearbeitung folgendermaßen aus. Im ersten Akt findet die Hochzeit zwischen Hamlets Mutter und seinem Onkel statt, der Rabbiner in einem kleinen russischen Dorfe ist. Er hat Hamlets Vater nicht vergiftet, aber doch sein Herz gebrochen, indem er ihm die Frau abtrünnig machte. Hamlet selbst befindet sich außerhalb, um zum Rabbi erzogen zu werden. Sechs Wochen nach dem Tode des Vaters kommt er, gerade während der Hochzeit der Mutter, heim und verwandelt die Stimmung ins Düstere. Nun folgen schwülstige Szenen zwischen ihm und der Mutter, zwischen ihm und Ophelia, vermischt mit Späßen und Hohn über die Rabbis, die glauben, mit Engeln verkehren zu können. Der böse Rabbi will Hamlet entfernen und versucht, ihn in den Verdacht zu bringen, ein Nihilist zu sein. Aber der Anschlag wird entdeckt, und statt Hamlets wird der Rabbi nach Sibirien geschickt. Letzter Akt: Grab des Vaters, heftiger Schneefall, Ophelia wird auf einer Bahre gebracht,

Hamlet trauert an ihrer Seite und läßt sich ihr nach jüdischem Brauch antrauen, dann stirbt er an gebrochenem Herzen.

Während solche Übertragungen und Vergewaltigungen großer Dichterwerke abstoßend auf uns wirken, erreicht das jiddische Theater seine volle Größe, sobald es einen rein jüdischen Stoff ohne Anlehnung an einen Dichter behandelt. In einem vieraktigen Drama, „Das Gottesgericht", betrügt ein Geizhals seinen Freund um 9000 Dollar und bringt ihn dadurch an den Bettelstab. Der Wechsel, der über die Summe lautet, ist nicht zu finden, der Geizige leugnet, daß er überhaupt besteht. Nun soll er dies in der Synagoge vor den heiligen Gesetzestafeln beschwören. Dieser Schwur im Tempel wird in der ergreifendsten Weise und mit den einfachsten Mitteln dargestellt. „Die eindringliche Feierlichkeit des jüdischen Gottesdienstes, der helle Gesang der Chorknaben, der sich mit der tiefen Stimme des Kantors zeitweise vermischt, das schluchzende Gebet des Vorsängers, das halblaute Gemurmel der in weite Gebetmäntel gehüllten Männer, das Halbdunkel auf der Bühne — kurz es vereinigt sich hier alles, um das Gemüt für den feierlichen Akt des unerhörten Schwurs vorzubereiten und das Entsetzen über den falschen Schwur selbst um so gewaltiger empfinden zu lassen." Der Geizhals geht daran zugrunde, daß ihn die Reue über seine schändliche Tat in Wahnsinn verfallen läßt; er stirbt unter heftigen Selbstbeschuldigungen.

Außerordentlich beliebt sind ferner Darstellungen aus dem Leben und den Leiden der untersten jüdischen Bevölkerungsschichten in Rußland. Insbesondere Schalom Asch wählt seine Stoffe vielfach aus diesen Kreisen. Er behandelt sie zum Teil in einer Art, die an Maxim Gorki erinnert. Seine ersten Stücke können auf literarischen Wert kaum Anspruch machen, auch der „Gott der Rache" nicht — während sein „Sabbatai Zevi", wie schon erwähnt, wirkliche Dichtung ist. Manchen anderen jiddischen Bühnenschriftstellern ist es jedoch nicht wie diesem Manne gelungen, sich zum Dichter emporzuentwickeln. So sind zum Beispiel die Stücke von Schöner stets ebenso wertlos geblieben wie seine Romane, die als erbärmlicher Schund bezeichnet werden.

Ich führe noch einige Titel an: „König Salomo", „Jehuda und Elisa", „Die Verschwörung von Tisza Islar", „Esther und Haman", „Der Rechtsspruch König Salomons", „Das Kind von Israel", „Josef und seine Brüder", „Der Unbekannter" (so!).

Auch einige Schauspielernamen seien genannt; ich entnehme sie einigen Theaterzetteln des Roumania Opera House: Mr. Siegmund Feinmann, Mr. Israel Weinblatt, Mr. Casseler, Mr. Thornberg, Mr. Kahn, Mr. Moschkowitz, Madame Feuerstein, Pauline Edelstein, Ernestine Funkelstein, Miß Radolzky, Miß Gudinsky, Mrs. Wilensky.

Für den literarischen Wert oder Unwert der dargestellten Stücke sind häufig die Theaterdirektoren verantwortlich zu machen. Es gibt auch unter den Leitern der jiddischen Theater die allerverschiedensten Typen: insbesondere den reinen Geschäftsmann, der nur möglichst hohe Einnahmen herbeiwünscht, gleichgültig auf welche Weise sie erzielt werden, und den ideal denkenden, sich seiner volkserzieherischen Aufgabe bewußten Mann. So sagt man zum Beispiel Latteiner nach, daß er einer der besten Geschäftsleute des Ghetto sei und deshalb stets den Zuschauern zu Gefallen schreibe (Hapgood S. 157). Andererseits versuchte Adler noch in Rußland gute realistische Stücke über die Bühne gehen zu lassen. Er brachte dafür wirklich eine gute Gesellschaft zusammen, mit der er später nach New York ging. Allerdings war das beliebteste Stück, das sie hier aufführten, der oben geschilderte Gordinsche „König Lear".

Jakob M. Gordin wurde von seinen Verehrern mit dem Titel des „jiddischen Shakespeare" ausgezeichnet. Er starb im Sommer 1909 in der East Side in New York. Im Gouvernement Pultawa in Rußland geboren, zuerst als Lehrer in Odessa und anderwärts tätig, begann er seine Laufbahn als dramatischer Schriftsteller erst 1892, ein Jahr nach seiner Ankunft in Amerika. Ich sah von ihm im New Yorker Thalia-Theater ein Stück „Gott, Mensch und der Teufel"; der jiddische Titel lautet genau so. Auf Anregung Adlers schrieb er für diesen ein Drama „Sibirien", das, wie sich denken läßt, unter den Juden New Yorks ungeheuren Anklang fand. Im ganzen hat er 33 Dramen und 12 Einakter verfaßt, außerdem noch 43 Übersetzungen fertiggestellt. Er suchte dem jiddischen Theaterpublikum die Bekanntschaft mit den besten Werken Ibsens, Hauptmanns, Sudermanns, Strindbergs, Tolstois und Gorkis zu vermitteln.

Eine ähnliche Fruchtbarkeit kann man bei andern jiddischen Bühnenschriftstellern finden. Erklärlich wird sie hauptsächlich dadurch, daß es sich vielfach eben nicht um eigene Dichtungen handelt, sondern um Nachdichtungen hervorragender Bühnenwerke, die durch diesen Prozeß häufig furchtbar entstellt werden. Eine der ersten Übertragungen, die für die jiddische Bühne hergestellt wurden, waren solche von Shakespeares „Kaufmann von Venedig", ferner von Stücken von Korolenko, Dostojewski, Garschin, Daudet, Maupassant, Sienkiewicz, Victor Hugo (namentlich die „Misérables"). Die Fülle der Stücke erklärt sich ferner daraus, daß es für das jiddische Theater nicht möglich ist, wie etwa für das englisch-amerikanische, monate- oder jahrelang hintereinander dasselbe Stück zu spielen. Vielmehr ist die jiddische Bühne auf Repertoirspiel angewiesen, da sie doch nur für einen begrenzten Kreis von Menschen arbeitet. Die Stücke müssen also oft wechseln. Die Aufgabe der Schauspieler wird jedoch dadurch nicht

allzusehr erschwert. Wenigstens meinte einer von ihnen, daß Bühnendichter, wie Latteiner und Hurwitz, die ihre ersten Stücke aus fremden Quellen geschöpft hätten, sich seitdem beständig wiederholt hätten; er brauche deshalb seine Rolle in einem Latteinerschen Stücke nie auswendig zu lernen, da er von vornherein wisse, was darin stehe — er brauche nur den allgemeinen Gang des Stückes zu kennen.

Humoristische Stücke sind allgemein bei weitem nicht so beliebt wie tragische mit fröhlichem Ausgang. Immerhin werden doch wenigstens in den ersten Akten zuweilen Probleme auf die Bühne gestellt, was man von der englisch-amerikanischen Bühne nur selten behaupten kann. Die Freude des jüdischen Geistes an der Aufstellung und Lösung von Problemen kommt hier zum Ausdruck. Zudem steht das Leben der osteuropäischen Juden, auch nachdem sie in die Vereinigten Staaten eingewandert sind, oft genug unter dem Drucke schwerer, die Seele tief bewegender Fragen, die sie gern auf der Bühne gespiegelt sehn. Es kommt dazu der Gegensatz zwischen der alten frommen und der neuen aufgeklärten Generation. Stücke wie der „Uriel Acosta" werden daher stets eines großen Zulaufes sicher sein. Andererseits tritt die Vorliebe für mancherlei Dinge, die auf dem amerikanischen Theater eine große Rolle spielen, stark zurück. Auf der amerikanischen Bühne ist das wichtigste Requisitenstück der Revolver — auf der jiddischen kommt er nur selten in Anwendung.

Jiddische Theater bestanden letzthin in Rußland in Warschau und Odessa, in Lodz und in Wilna. Die gebildeten Juden dort ziehen es jedoch in der Regel vor, ein polnisches oder russisches Theater zu besuchen. Sie gehen wohl einmal aus Neugierde in das jiddische Theater, wie sie dies vor dreißig Jahren taten, bleiben aber alsdann wieder aus.

Das jiddische Theater hat sich von New York aus auch in anderen Städten festgesetzt. Der Direktor des Kalisch-Theaters, Leopold Spachner, entwarf den Plan, in allen großen Städten Amerikas jiddische Bühnen zu errichten. Eine der mächtigsten Immobiliengesellschaften interessierte sich dafür, weil man eine gute Kapitalanlage dahinter witterte. Zunächst wurden die Theater in Philadelphia und Baltimore eröffnet; auch in Chicago spielt ein jiddisches Theater.

Ferner haben die jiddischen Bühnen auch an einigen Stellen Westeuropas festen Fuß gefaßt. Da sie unter der jiddischen Bevölkerung von Whitechapel und Stepney ein genügendes Stammpublikum erwarten konnten, ward in London seit dem Jahre 1906/07 von zwei jiddischen Theatergesellschaften gespielt. Die eine mietete das Pavillion Theater in Mile End, die andere das Standard Theater in Shoreditch. Die erstgenannte Truppe kam aus Lemberg; ihre Primadonna war Madame Zwibel, die sich schon in New York Lorbeeren erspielt hatte. Das Re-

pertoir bestand aus etwa sechzig Schauspielen, Opern und Operetten. Die Schauspieler waren des Englischen nicht mächtig. Dagegen konnten die der zweiten Truppe Englisch sprechen; sie hatte kurz vorher eine Gastspielreise nach Johannesburg unternommen. Also auch in Afrika hat man bereits jiddische Stücke gegeben.

Ja selbst in Paris sind jiddische Stücke aufgeführt worden. Eine der New Yorker Truppen hat hier im Winter 1906/07 ein Gastspiel gegeben. Neben so beliebten jiddischen Stücken wie „König Lear" und „Hamlet" wurde eine Übersetzung der „Medea" von Catulle Mendès gegeben — und zwar ausnahmsweise eine völlig treue Übersetzung. Man gab jedoch auch ein modernes Stück, in welchem Hauptmann Dreyfuß als Held auftrat; natürlich durften in diesem Stücke Männer wie Picard nicht fehlen. Das Theater in der Rue St. Denis — in welchem früher das Eden-Theater seine Vorstellungen gab — soll bei den jiddischen Vorstellungen stets gut gefüllt gewesen sein, da die rumänischen, galizischen, polnischen und russischen Juden, die in Paris leben oder dort zu tun haben, es mit Leidenschaft besuchten.

Von den Anhängern des jiddischen Theaters wird zuweilen die Frage aufgeworfen, welche Zukunft ihm beschieden sei. Die Frage läßt sich schwer genug beantworten. Hier wie sonst ist Prophezeien ein unsicheres Ding, zumal da die wichtigsten Grundlagen dafür sich schnell verschieben können. Als Leo Wiener 1899 seine „History of Yiddish Literature in the 19th Century" erscheinen ließ (New York: Charles Scribners Sons), meinte er in dem Abschnitt über das jiddische Theater: „Es ist sehr zweifelhaft, ob das jiddische Theater noch weitere zehn Jahre in Amerika wird bestehen können". Allein nicht nur, daß es während dieser Zeit nicht zu grunde gegangen ist — es hat sich sogar, wie wir gesehen haben, in ungeahnter Weise entwickelt. In New York hat sich etwa ein halbes Dutzend Bühnen ganz auf diesen Geschäftszweig geworfen, in anderen amerikanischen Städten ist man diesem Beispiel gefolgt, und die Gastspielreisen nach Europa sowie die Errichtung eigener jiddischer Theater in London und in Osteuropa haben gezeigt, daß die jiddischen Bühnen im Augenblick zweifellos Lebenskraft besitzen.

Andererseits scheinen mir ihre Aussichten für die fernere Zukunft nicht günstig zu sein. Das jiddische Theater ist zur Blüte erst in Amerika gelangt. Auch heute noch wird es hauptsächlich nicht so sehr von den 3—4 Millionen jiddisch sprechender Juden in Osteuropa getragen, als von den 1,7 Millionen in den Vereinigten Staaten. Werden diese amerikanisiert, so ist es mit der Herrlichkeit des jiddischen Theaters vorbei. Und daß sie amerikanisiert werden, kann keinem Zweifel unterliegen; selbst wenn sie in geschlossenen Mengen zusammen sitzen, wie die 90000 ost-

europäischen Juden in Brownsville, so erhalten ihre Kinder doch den Unterricht der amerikanischen Volksschule. Diese versteht es ebenso meisterhaft, die Abkömmlinge aller Einwanderer zu assimilieren, sie nicht nur mit den Idealen des amerikanischen Volkes zu erfüllen, sondern ihnen auch die englische Sprache als die schönste, ja als die einzig und allein des Gebrauches würdige erscheinen zu lassen, daß trotz aller Tragödien, die sich infolgedessen im Schoße so mancher Einwandererfamilien zwischen Eltern und Kindern abspielen, der Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Das jiddische Theater wird daher auf eine genügende Menge von Zuschauern nur so lange rechnen können, als sich beständig aus Osteuropa ein Strom neuer Einwanderer nach Nordamerika ergießt. Nimmt dieser Zustrom aus irgendwelchen Gründen ab, so muß das Publikum der jiddischen Bühne nach einiger Zeit zusammenschrumpfen.

An dieser Entwicklung wird alle Liebe, die man auf die Pflege des jiddischen Jargons verwendet, nichts ändern können. Hat sich doch auch das Hebräische unter den Juden Europas nie wieder zu einer Nationalsprache auffrischen lassen. Gewiß gibt es ein paar Zeitungen, die in reinem Hebräisch erscheinen; in Deutschland kommt meines Wissens nur ein Blatt dieser Art, das „Hao lam", heraus. Ähnlich wird es dem Jiddischen ergehen, sobald es nicht mehr die Sprache eines durch tausendfache Not zusammengeschlossenen unterdrückten Volkes in Osteuropa darstellt, sondern die Sprache einiger Hunderttausende oder Millionen freier Bürger in Nordamerika. Man könnte einwenden, daß die spanischen Juden, die über die Balkanhalbinsel verstreut sind, noch heute an der spanischen Sprache festhalten und daß in Konstantinopel zwei jüdische Tageszeitungen in spanischer Sprache erscheinen — „El Tiempo" und „El Telegrafo" — die in hebräischen Lettern gedruckt werden. Daß aber auch hier der Odem einer neuen Zeit fühlbar wird, zeigt sich in dem vor einigen Jahren aufgetauchten Plane, dort noch eine dritte spanisch-jüdische Zeitung zu begründen, die jedoch in lateinischen Buchstaben gedruckt werden soll. Von den Balkanjuden wird das Spanische als die Sprache einer höheren Kultur betrachtet und gepflegt — ganz ähnlich wie die Juden Osteuropas ihre Sprache ansehen mögen. In Amerika aber werden sie mit dem umgekehrten Ideal erfüllt. Aus diesem Grunde muß das jiddische Theater dort meiner Ansicht nach zu grunde gehen.

Aller Kampf gegen diese Gefahr wird nutzlos bleiben. Einstweilen allerdings ist die Begeisterung der jiddischen Schriftsteller und Dichter, der Schauspieler und Redakteure für ihre plötzlich zur Geltung gelangte Sprache groß, obwohl diese im Grunde genommen doch ein entsetzlicher Mischmasch ist, dem man allerdings aus sprachhistorischen Gründen — sie ist eine wahre Fundgrube für mittelhochdeutsches Sprachgut — das

größte Interesse entgegenbringen muß. Auf der jiddischen Sprachkonferenz, die im Jahre 1908 in Czernowitz in der Bukowina stattfand, hielt Schalom Asch den Hauptvortrag über „Die Übertragung jüdischer Kulturgüter in die jiddische Sprache". Er ging soweit, zu beantragen, auch die Bibel ins Jiddische zu übersetzen. Zum Schluß wurde mit großer Mehrheit eine Entschließung angenommen, welche das Jiddische „als eine Nationalsprache des jüdischen Volkes" anerkannte und „ihre politische, gesellschaftliche und kulturelle Gleichberechtigung" forderte. Indessen erhob sich nach Annahme des Beschlusses einer der geachtetsten jiddischen Schriftsteller, J. L. Perez, — dessen mystisch-tragische Geschichten in deutscher Übersetzung in dem Bande „Aus einer stillen Welt. Erzählungen aus der modernen jüdischen Literatur" (Berlin, Verlag Winz & Co., 1910) erschienen sind, — um die Erklärung abzugeben, daß ihn keine Mehrheit der Welt davon überzeugen könne, daß Jiddisch die Nationalsprache der Juden sei; er halte es nur für eine Volkssprache.

Also selbst in den eigenen Reihen ist der Zweifel aufgetaucht. Gewiß konnten in jiddischer Sprache, auch bevor sie durch die Ereignisse der letzten Jahrzehnte bekannt wurde, Dichtungen geschaffen werden, und solche Dichtungen werden auch in Zukunft entstehen können. Die Bedeutung des Jiddischen als Theatersprache jedoch wird sich mit dem Augenblicke zur Rüste neigen, in welchem in Nordamerika die Tendenz der Amerikanisierung der jiddischen Bevölkerung den Sieg über die Beharrungskraft der ersten Generation der jüdischen Einwanderer davonträgt. Dann wird es nicht lange mehr dauern, bis das jiddische Theater der Vergangenheit angehört — falls ihm nicht etwa im östlichen Europa ein neues Morgenrot aufglüht.

Die Stunde des Thomas

Novelle von Hans Kyser

Eigentlich wußte Thomas ſchon auf dem Heimwege vom „Königlichen Hof", wo er eine halbe Flaſche Rotwein und mehrere Glas Bier getrunken hatte, daß er an dieſem Abend keine rechte Geſinnung gezeigt habe. Freilich hatte er zuweilen gewählte und ihm durchaus angemeſſene Anſchauungen ausgeſprochen und mit redlichem und feinem dialektiſchen Feuer verteidigt, aber grade dieſe Anſchauungen hatten nur ſehr wenig mit dem Unerklärlichen zu tun gehabt, das er ſeinen Tiſchgenoſſen immer völlig klarmachen wollte. Während er ſo noch eben einen beſonders treffenden Grund gegen die Meinung des ihm fremden jungen Amtsrichters ausſpielte, — ſeinen Namen hatte er bei der Vorſtellung nicht verſtanden, — ſprach neben ſeiner lauten Stimme eine andere ſtumme Stimme gegen ihn an: „Das hat nun gar nichts mehr mit dem zu tun, was du eigentlich ſagen willſt", — und obwohl er dieſe Stimme ganz unwiderſprechbar in ſich vernahm, fügte er noch ſchnell ein etwas hochmütiges Gelächter ſeiner Beweisführung hinzu, der Rechtsanwalt P. baute flugs ein Witzwort darüber, man ſchüttelte ſich die Hände und trennte ſich in dem Gefühl, einen ſehr unterhaltenden, vielleicht ſogar intereſſanten Abend gemeinſam verlebt zu haben. Nun hatte Thomas nur noch die Haustüre aufzuſchließen, die elektriſche Treppenbeleuchtung an- und abzudrehen, — man mußte ſie etagenweiſe ſelbſt bedienen, — drei Treppen hoch zu ſteigen, ſich in ſeinem kleinen Zimmer zu entkleiden und nach ſeiner Art ſchnell einzuſchlafen, um am Morgen friſch und von der leichten Nachwirkung des Alkohols belebter in ſeinen neugierigen Tag hineinzueilen.

Aber er tat zunächſt nichts von alledem. Er ſtand auf dem ſchmalen Trottoir vor ſeiner Haustür eine kleine Weile ganz ſtill, während ſein Ohr, ohne daß es ſich irgendwie Mühe gab aufzuhorchen, den Schall der davongehenden Tritte vernahm. Da Thomas die Abſicht hatte, am nächſten Tage aus G., ſeiner weſtpreußiſchen Heimatſtadt, wieder abzureiſen, und bei dieſer aufgeregten Zeit nicht wiſſen konnte, ob er noch jemals zu ihr zurückkehren würde, denn er hatte ſeinen Wohnſitz in einem öſterreichiſchen Gebirgsorte und war nur in die Heimat geeilt, um ſeine Eltern vor ſeiner Einberufung zum Landſturm noch einmal wiederzuſehen, — da er alſo ſich ſchon in einer leicht aufgeregten Abſchiedsſtimmung befand, erzeugte der Ton der nun kaum noch vernehmbaren Schritte eine Wehmut in ihm, die wie aus einer mehr und mehr ſich öffnenden Tür Erinnerungsgefühle an mancherlei Abſchied aus ſeinem Herzen entließ, nicht Erinnerungen an Menſchen oder beſondere Begebniſſe: es floß nur Empfindung um Emp-

findung aus ihm empor, und sie stießen, in ihrer Fülle leise würgend, von untenher gegen seine Kehle an, so daß er ein wenig den Mund öffnete, um freier Luft zu bekommen. Aber die Luft, die er mit kaum merklichem Seufzen einzog, schlug sich an seinem von Zigarrenrauch völlig vergifteten Gaumenspeichel nieder und vermehrte durch den Rauch, der noch in seinem Munde wölkte, die Bitterkeit seines Geschmackes um das winzige Maß, das nötig war, dieses Gift aus seinen Nerven in seine Seele überfließen zu machen. Es half nichts, daß er mit einer sofort reagierenden Bewegung die Zigarre, die ihm schon lange nicht mehr schmeckte, schnell fortwarf und sich auch die Worte: „Du hast wieder zuviel geraucht" wiederholte, dieselben stummen Warnungsworte, mit denen er sich diese Zigarre dennoch kurz vorher angesteckt hatte; das Gift war nun in seiner Seele und sog langsam aus all seinen Nerven, nicht nur des Mundes, aus der Haut, den Ohren, den Augen, — alle waren dazu noch von alkoholischen Dünsten erfüllt, — immer neues Gift in sich hinein.

Thomas spürte nur in dem Maße, wie sich sein körperliches Befinden nach einem leichten Schwindel fast wie zu entwölken schien, einen um so trüberen Nebel sich um alles legen, was er sekundenschnell dachte, sah, empfand. Jener Schatten von der Gaslaterne dort war wie um seinen eigenen Schatten voller, die nächtliche Stille, die grade in diesem Augenblick ihn anzuatmen schien, atmete tiefer aus, als würfe sie auch ihren Seufzer noch gegen ihn an, und der Gedanke, der ihn nicht losließ, daß alles, was er an diesem Abend mit soviel ausgespitzter Feinheit gesprochen hatte, nichts mit ihm zu tun habe, war kein Gedanke mehr, sondern saß schon, nun, da er nicht mehr sprach und sich selbst mit Worten betäubte, wie eine winzige Leere irgendwo in ihm fest, und er mußte dieses verborgene Loch vollstopfen... wer weiß womit.

Als könnte er noch ganz schnell, bevor er seine Haustür aufschloß, diese kleine aufgeplatzte Seelennaht zurechtflicken, versuchte er eiligst sich des Gespräches zu erinnern, das ihn in seiner Nachwirkung so peinlich, ja peinigend berührte. Aber wie das Sichtbare sich tiefer in uns eindrückt als das Gehörte oder Gesprochene, sah er zunächst nur die Gesichter der drei Menschen, mit denen er den wichtigeren Teil des Abends verbracht hatte. Da war sein viele Jahre nicht gesehener Jugendfreund Voß, ein fröhlicher Zecher aus seiner fröhlichsten Studentenzeit, plötzlich auf ihn zugetreten, während er noch am Tisch mit seinem Vater und dessen ihm gleichgültigen Bekannten saß, und Thomas hatte ihn auf das herzlichste begrüßt. Freilich hatte er ihn mit Sie angeredet, was seinen Jugendfreund, der nunmehr Landrichter in G. war, zuerst stutzig gemacht hatte; da aber dieser sofort diesen Fehler mit einer aufrichtigen Erinnerung an das früher zwischen ihnen übliche Du quittierte, war jede Peinlichkeit schnell überwunden und

diese brüderliche Ansprache Thomas den Abend über geläufig bis auf eine einzige Entgleisung, die den anderen freilich doch verletzte. Nachdem er noch seinem Vater eine Weile Gesellschaft geleistet hatte, nahm Thomas an dem Tisch seines Freundes Platz, an dem noch ein ihm unbekannter jüngerer Herr, der sich als Amtsrichter vorstellte, und ein ihm flüchtig bekannter Rechtsanwalt P. saßen. Man hatte sich zu vieren außer üblichen Redensarten zunächst nichts zu sagen, und Thomas hatte mit seinem Freunde eine mit halber Stimme gewechselte Unterhaltung über gemeinsame Jugendbekannte und altgewordene Erinnerungen aufgenommen, der Amtsrichter hatte sich vielleicht aus Höflichkeit, vielleicht aus Langerweile in eine Zeitung vertieft, wobei er zur Entschuldigung die besonderen Gesetze der Kriegszeit nahm, was ihm mit Lächeln bestätigt wurde, und der Rechtsanwalt, der etwas abgerückt von dem kleinen, runden Tisch dasaß, starrte nur wie einer, der gewöhnt ist, lange beim Bier zu sitzen, schweigend und sicher ohne Gedanken vor sich hin. Aber auch das Gespräch zwischen den beiden Freunden war nur ein vom Gemüt ganz losgelöstes Auf- und Abtauchen in Vergangenheiten gewesen, die für beide schon gänzlich unwirklich waren. Sie wußten sehr wohl, warum sie sich scheuten, von ihrem gegenwärtigen Zustand zu sprechen, obwohl grade dieser sie am meisten interessierte; denn Voß hatte in der Zeit ihrer Trennung seine junge Frau im ersten Kindbett verloren, wenige Tage später war ihr das Kind gefolgt, und er selbst wurde bald von einer niederträchtigen Haarkrankheit befallen, so daß ihm alle Haare ausgegangen waren, selbst die Augenbrauen, und sein Kopf, der sehr fleischig war, in unheimlicher Nacktheit leuchtete.

Thomas war von seinem Aussehen nicht sehr überrascht gewesen, weil er über diese Krankheit wie das schmerzliche Schicksal seines Freundes durch Bekannte bereits vorher etwas gehört hatte. Um also nicht völlig den Gleichgültigen zu spielen, erinnerte er, leicht lächelnd, Voß an den Verlust seiner Haare, indem er ein Scherzwort eines gemeinsamen Freundes über das Aussehen von Voß gelegentlich in das Gespräch einwarf. Es war aber ganz offensichtlich, daß dieser harmlose Scherz Voß sehr verwirrte und verletzte, denn er gab sofort über den abwesenden Bekannten recht derbe Bemerkungen zurück, so daß, um eine Verstimmung zu vermeiden, Thomas nun das Gespräch auf den Schicksalschlag seines Freundes mit herzlichen Worten hinlenkte, obwohl er gegen seinen besten Willen eine Ergriffenheit zunächst nicht spürte. Hiergegen aber fand er Voß völlig gewappnet. Nicht daß dieser ihm mit einer völligen Weltansicht klar und scharf entgegensprang, nur in zunächst knappen, bescheidenen, aber jeden Widerspruch gänzlich ausschließenden und also um so unbescheideneren Bemerkungen zeigte er ein Glied nach dem anderen von dem unverwund-

baren Schuppenpanzer, mit dem er sich gegen jeden weiteren Hieb des Schicksals gefeit hatte. Wenn er gelegentlich einer Bemerkung über das Göttliche, zu dem er eine nicht mittelbare Beziehung zu haben schien, sich den Kneifer fester in die Nasennarbe rückte, so sah Thomas genau, daß seine Hand nicht etwa vor Erregung zitterte, sondern daß es nur eine zufällige Bewegung war, die er nachher auch öfters beobachtete, wenn Voß sich fester auf seinen Stuhl zurechtsetzte. Er, Thomas selbst, wurde bei diesem Gespräch bald um vieles ergriffener als Voß, nicht weil er ihn etwa bedauerte, sondern weil er all seinen Worten die Vorstellung unterlegte, daß seine Frau und sein Kind ihm weggestorben wären, und er hätte sich dafür verbürgen können, daß kein Trost damals stark genug gewesen wäre, ihn einem solchen Schicksal gegenüber am Leben zu erhalten. Und Voß, der überdies noch auf eine lächerlich-unheimliche Art im Angesicht entstellt war, saß ihm hier ruhiger gegenüber, als er selbst es zu sein vermochte, begegnete seinen Fragen, die nur scheu das Rätsel des persönlichen Schmerzes anzutasten wagten, mit selbstverständlichen, fast sachlichen Antworten; er riegelte das Tor des Todes ruhig auf und ruhig zu und bestellte im Vorbeigehen des Kellners schnell noch ein Glas Bier, wobei er nicht vergaß, um einen Bierwärmer seines leichtverdorbenen Magens wegen zu bitten.

Dann war die Unterhaltung auf den gegenwärtigen Krieg abgesprungen, der in dem von Soldaten aller Waffengattungen überfüllten Lokal — die Stadt G. war eine Festung — als ein allgemeines Gespräch gleichsam wie eine merkwürdige, hin und wieder lautaufrauschende Wolke über den Köpfen aller hinschwebte, sich zu ihren Mündern und tiefer zu den schweigenden Herzen herabsenkte, um wieder, von diesem kummervoll abgestoßen, von jenem schmerzlich verlangend angezogen, ihr unbegreifliches Spiel weiterzutreiben. Jeder sprach nach der Art seines persönlichen Verhältnisses von ihm, indem er in die lastende Wolke die Gebilde seiner Wünsche, den Glanz seiner Hoffnungen, die tieferen Schatten seiner Wehmut hineinsah.

Thomas wußte vom Kriege nichts Erlebtes und er sah zunächst in ihm nur eine ungeheure Grabespforte, durch die auf Strömen von Tränen und Blut der unersättliche Tod Massen um Massen entsetzlich verstümmelter Menschenleiber hineinschifft. Aber dieses Wissen war durchaus nicht stark genug, ihn selbst als ein Opfer so ungeheuren Schmerzansturzes mit in seine Strudel hinabzureißen; kein Echo der klagenden Lüfte im Osten und Westen drang hinter seine knochenverhärtete Stirn; es war vielmehr nur gleichfalls ein ungreifbarer Dunst auch über ihm, und wie einer mitten im Nebel plötzlich gleichgültige Worte zu sprechen anfängt, nur um sich selbst nicht auch als Schatten verschweben zu fühlen, redete er Worte, die ihn nicht bewegten, Namen von Schlachten und gefallenen Forts und andere

Zeitungsmeldungen, und sofort setzte hier das Gespräch auch mit den beiden anderen Herren an seinem Tisch wie eine hochwillkommene Lösung des schon peinlich gewordenen Schweigens ein. Trotzdem jeder zuerst vorsichtig und von demselben Gefühl beherrscht, daß das einfachste Wissen um den Mechanismus einer Kanone, ja eines Militärgewehrs bei keinem durchaus sicher begründet war, in das immerfort stockende Gespräch eingriff, zog sich doch mit jedem Wort die schwermütige Dunstwolke dünner auseinander und die langsam angesponnene Gesprächskette fester um jeden einzelnen zu.

Schon während dieser Unterhaltung spürte Thomas, daß alles, was er zur Debatte stellte oder auf die Einwürfe der anderen entgegnete, nichts mit dem zu tun hatte, was er eigentlich sagen wollte. Vielleicht wäre es ihm noch am Anfang des Gespräches möglich gewesen, schnell zwischen allen anderen Worten hindurch die wichtigsten Worte, die ihm schon bis an die Zähne pochten, auszusprechen: „Ist es nicht jammervoll, daß wir hier am Biertisch sitzen und disputieren und im gleichen Augenblick dort Väter verbluten, Freunde sterben, einsame Menschen vor der letzten Vereinsamung des Todes nicht zittern wollen und dennoch bis in die letzte Faser ihrer Seele erschauern, und daß wir das alles nicht spüren? Daß von dem tausendfachen Erkalten glühender Menschenleiber nicht der leiseste kühlere Hauch zu uns hinüberweht, ein ganz kleiner, letzter ersterbender Seufzer mitten hinein in diese lauthinrauschende Gesprächswolke, – und sie steht plötzlich entsetzt still und Blut fängt aus ihr zu tropfen an, nur einen Tropfen für jeden, einen ungefährlichen, fremden, winzigen Blutstropfen, dem dort auf das weiße Oberhemde, dem dort ins frisch schäumende Bier, dem auf die Hand, die eben versucht, die Schlachtlinie des rechten, russischen Flügels auf den Tisch zu zeichnen." Dieses wollte Thomas sagen, und er wollte es nicht leise nur zu den dreien an seinem Tisch so wegsprechen, es war eine so starke Stimme in ihm, daß sie fähig gewesen wäre, über das volle Lokal, jedem vernehmbar, hinzuschallen, ja, wer hat die Gewalt solcher Stimme schon ermessen? Vielleicht hätten sich die Wände vor ihr auseinandergetan und sie wäre auf den stillen Markt gedrungen, die Lüfte hätten sie mit vollen Flügelschlägen zur nächsten Kirche getragen und die Glocken, die dunklen, die über Gräber hinläuten, hätten ihre metallenen, gefesselten Zungen gelöst und ein allgemeines Klagen und Fragen wäre über die Lande geirrt: Ist es nicht jammervoll!!? Ist es nicht jammervoll!!?? . . Und diese aus hunderttausend Glocken aufgestörte Stimme wäre nach Westen und Osten geeilt, und ein Erbarmen hätte die Krieger im Felde geschüttelt, und wie die Schläge der geschwungenen Klöppel an die ehernen Glockenwände hätten die Glocken selbst, von Schmerzen erglühend, an die ungeheure, nachtumfinsterte Himmelsglocke geschlagen: „Ist es nicht jammervoll, daß wir, Brüder einer Erde, so einsam in den Höhlen unserer Herzen hausen, daß dein Schmerz, Kamerad,

nicht mein Schmerz ist, daß die Wunde, die ich dir schlage, mich nicht kränker und nicht gesünder macht, und dennoch muß ich sie dir schlagen, und ich weiß nichts von all deinem Jammer und all deiner Liebe!?"

Aber diese Stimme schwieg in Thomas, wie sie in allen schwieg, und eben noch das Stärkste, was sein zusammengerissenes Herz empfinden konnte, wurde sie mit jedem gleichgültigen Wort schwächer, und all das Entsetzen, das fast bis zu seinen Lippen ihn erstickend umflutet hatte, das blutige Meer unter der bluttropfenden Wolke, aus der er seine Hand, ob sie auch eben nur zum Bierglas griff, dennoch immer blutig emporhob, es ebbte schnell ab; die Wolke wurde Zigarrenrauch und Alkoholdunst, Gelächter fiel aus ihr nieder, und Thomas selbst mußte auflachen, weil der Rechtsanwalt P. wieder einen famosen Witz, — er schien meist, während er schwieg, solche Witze vorzubereiten, — in seine Worte hineingespickt hatte. So war bald alles, was er wahrhaftig fühlte und aussprechen wollte, auf eine ihm unerklärliche Weise von allem, was er wirklich sprach, abgetrennt, und er redete dennoch weiter, weil auch Voß weiterredete und der Amtsrichter ihn mit einer überlegenen Miene und sicher und knapp angeworfenen Bemerkungen zum Reden reizte.

Diese Überlegenheit eines völlig fremden Menschen ihm gegenüber hatte für Thomas etwas mehr und mehr Verletzendes, denn er war in seiner Heimatstadt gewohnt, daß man seine Anschauungen als die eines im literarischen Deutschland respektierten Schriftstellers gleichfalls respektierte. Nun schien dieser junge Amtsrichter, der erst vor wenigen Wochen nach G. versetzt war, noch nie etwas von ihm gehört oder gelesen zu haben, gewiß hatte auch er nicht seinen Namen recht verstanden, und während Thomas sich mit dem Amtsrichter über Dinge, von denen sie beide nichts begriffen, wacker stritt, quälte ihn bald nur noch die wichtigste Frage, wie er es anstellen sollte, daß jener endlich und gründlich wisse, mit wem er eigentlich das Vergnügen habe, sich zu streiten. Gelegentliche Andeutungen über seine literarischen Verbindungen überhörte jener völlig, noch einmal vorstellen konnte Thomas sich nicht und die Aufklärung über seinen besonderen Wert erlaubte er noch immer am liebsten den anderen. Er verließ auch einmal den Tisch, um seinem Freunde die Möglichkeit zu geben, eine kleine scharfsitzende Bemerkung über Thomas' schriftstellerisches Talent in das Gespräch einzuschalten, aber als er zurückkehrte, schien jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt zu sein und nicht das geringste Aufleuchten oder nur ein besonders prüfend eingestellter Blick in den Augen des Amtsrichters verriet ihm, daß dieser nunmehr besser über ihn Bescheid weiß.

Es blieb also Thomas nichts anderes übrig, als mit recht scharf markierten Anschauungen den Fremden von dem besonderen Wert seiner Person

ſelbſt zu überzeugen. Hierbei ertappte er ſich aber, wie er Gedanken, die er zuvor am Tiſch ſeines Vaters geäußert und die dort Widerſpruch erfuhren, hier gleichfalls, allerdings um den Widerſpruch, den er jetzt ſelbſt hinzufügte, vermehrt, zur Debatte ſtellte, obwohl er ſchon vorher eingeſehen hatte, daß dieſer Widerſpruch im Grunde nicht haltbar war. Der Amtsrichter erkannte ſofort ſeine Gedanken wie eine Selbſtverſtändlichkeit an und lehnte den Widerſpruch als völlig nichtig ab, ſo daß Thomas ſich nunmehr gerade auf dieſen Widerſpruch feſtſetzte, ihn als durchaus berechtigt hinſtellte, — er fand wie an einem verborgenen Schnürchen aufgereiht die treffendſten Gründe für ihn, — und ſo erdroſſelte er ruhig ſelbſt ſeine eigenen Gedanken, die er eben noch am Tiſch ſeines Vaters lebhaft verteidigt hatte. Immer wieder ergriff er während des fortgeführten Geſpräches jede Gelegenheit, ſeinen ſcharfſichtigen Geiſt gegen die Wahrheit, die er unausgeſprochen ſpürte, die gewagteſten Sprünge machen zu laſſen, und wenn dieſer Selbſtverrat zuerſt nur aus einer gekränkten Eitelkeit geſchah und nicht ganz den Eindruck des Spieleriſchen verleugnen konnte, ſo wurde Thomas, je mehr er ſich in Widerſprüche verwickelte und ſeine wirkliche Exiſtenz hinter ſeinen Worten entgleiten fühlte, um ſo aufgeregter. Es galt hier, einem fremden Menſchen, vor dem all ſeine Arbeit, ſein jahrelanges geiſtiges Ringen wie nicht vorhanden waren, ſeine ganz beſondere und durchaus nicht gleichgültige Menſchenart zu beweiſen. Da noch immer der Krieg und nichts als der Krieg das einzige Geſprächsthema war, es auch keine Möglichkeit gab, auf ein perſönliches Gebiet überzuſpringen, ſo war Thomas gezwungen, den Krieg ſelbſt wie eine zufällig zur Hand liegende Billardkugel aufzunehmen und an der Art, wie er ſo oder ſo dieſe Kugel mit geſchickten Stößen ſich drehen und gegen die gleiche Kugel des Amtsrichters oder ſeines Freundes Voß karambolieren ließ, die Geſchicklichkeit ſeines Geiſtes zu beweiſen, während der Rechtsanwalt beſonders treffende Stöße mit ſeinen Witzen lachend markierte. So hatte man über die letzten Schlachten langſam ſeine Partien durchgeſpielt, unterſtützt von einem bald durchaus redlichen Kampffeuer der Herzen, und das ungeheure ferne Geſchehnis war ſchließlich hier nur ein ganz winziger und vom flinken Mechanismus des Geiſtes kunſtgerecht geübter Druck zwiſchen den Worten der Streitenden.

Thomas, dem bis zu dieſem Bewußtſein in jäheſter Bild- und Wortfolge die Erinnerung an den verfloſſenen Abend durch den Kopf gegangen war, fühlte, daß er nun ſofort von der leeren Straße ins Haus treten müſſe, denn die Leere ſeines Herzens griff, anſtatt daß es ihm gelungen war, ſie mit ſchneller Zuverſicht zuzudecken, auf eine geheimnisvolle Weiſe um ſich, ja außer ſich, und das Elternhaus mit ſeinen längſt ſchon müde gewordenen Erinnerungen ſchien ihm gerade noch groß genug zu ſein, den

dunklen Raum in seinem Innern auszufüllen. Wie er aber nach dem Schlüssel in seiner Tasche griff und ihn schon zwischen den Fingern hielt, überfiel seinen Arm eine solche Schwere, daß er die furchtbare Last dieses Armes nicht glaubte heben zu können, und er ließ ihn ganz hilflos tief herabhängen. Noch waren kaum einige Minuten vergangen, seit er sich von seinen Bekannten verabschiedet hatte, und wenn er sich nicht so maßlos vor sich selbst geschämt hätte, er würde noch in diesem Augenblick laut nach ihnen gerufen haben: „Helft mir, schnell, kommt noch einmal zurück, jetzt habe ich die Kraft, jetzt will ich euch die Wahrheit sagen, ich will euch mit keinem Wort mehr von mir belügen, ich will euch zugestehen, daß ich nicht der im literarischen Deutschland geschätzte Schriftsteller Thomas bin, daß ich nur ein eitler, ganz armseliger, ganz verlorener, von mir verratener und verkaufter, nichtswürdiger Mensch bin!"

Thomas hob schnell den Arm und es standen ihm Tränen in den Augen, wie einem Tränen kommen, der ein zu schweres Gewicht hebt, und dennoch weinte er über sich, nur über sich. Ganz sinnlos war es, — das wußte er, — in jene Tür dort den Schlüssel zu stecken, ihn im Schloß herumzudrehen, auch noch den durch einen mechanischen Schließer gegen ihn ausgeübten Druck der Tür mit einem stärkeren Gegendruck zu bezwingen; denn derselbe Druck, um nichts Spürbares vermindert, wird die Tür wieder schließen, und er wird in dieselbe Öffnung den Schlüssel zurückstoßen müssen, dieselbe kleine Kraft aufwenden, ihn im Schloß herumzudrehen; nichts aber wird stark genug sein, ihn außerhalb seines Selbst zu setzen, ob er nun im Hause ist, auf der Schwelle zögert oder vor der Tür noch wartet, und nur darauf, einzig darauf kam es ihm noch an. Ja, als er nun wirklich im Hause war, fühlte er die lastende Finsternis nur noch um die Schwere der umfassenden Mauern schwerer, und er wagte dennoch nicht Licht zu machen, weil er sich unter gar keinen Umständen die Kraft zutraute, am nächsten Treppenabsatz dasselbe Licht mit einem gleichen Druck der Finger wieder auszudrehen. So stieg er in der Sicherheit eines an seinen Schlupfwinkel tiefgewohnten Tieres langsam die dunklen Treppen hinauf und irrte sich beim Treppenabsatz um keine Stufe, obwohl ihm der Weg fast ohne Ende schien und eine völlig widersprechende Bewegung ihn sein Aufwärtssteigen als ein Abwärtsschreiten tiefer in die Dunkelheit empfinden ließ. Nur beim obersten Treppenabsatz hob er noch einmal höher den Fuß, als wollte er weitersteigen, und wunderte sich, so schnell bei seinem Zimmer zu sein. War er denn überhaupt schon gegangen? Stand er nicht immer noch unten auf dem schmalen Trottoir vor seiner Haustür und zergrübelte sich das Herz über ein zweckloses und wie der Bierschaum in den Gläsern luftig schnell verwehendes Gespräch? Da rann ihm ein Tropfen, der sich in seiner Augenhöhle gesammelt hatte, mit einer

süßen und zärtlichen Wärme über das Gesicht, und er griff jäh zu, als blute er und wußte nicht, aus welcher Wunde. Aber schon im selben Augenblick löste sich ein Schauer aus seinem ganzen Körper los und war in seiner Kehle ein tiefaufatmendes Schluchzen. Nun wußte er, daß er geweint hatte, und so einsam, wie er oben in der Dunkelheit seines Heimathauses stillstand, kam ihm ein Mitleid über sich selbst, und noch einmal füllten sich seine Augen mit Tränen, die er über seine Tränen weinte.

Er trat in seine Stube, schloß die Tür hinter sich, knipste schnell das elektrische Licht an und ließ sich schwer auf einen unbequemen Rohrstuhl, der vor dem kleinen Schreibtisch stand, nieder, und seine Hände fielen ganz müde, ganz vollgesogen mit der schweren Müdigkeit seines Blutes zwischen seinen Knien hindurch. Welch ein armseliger Raum, o Gott, welch ein trostloses Zimmer! — Licht aus! sagte er, dieses niederträchtige, zuckende, Seele und Hirn verbrennende Licht aus! Aber er stand nicht von seinem Stuhl auf, seine Hände, die sich hilflos aneinander klammerten, sanken nur tiefer herab. Wer hat ihn in diese Totenkammer gelockt, durch die oben schon der Dachsparren hinläuft, gerade hoch genug, um sich endlich, wenn auch nur fußbreit, schwebend über dieser jammervollen Erde zu erheben? Warum hat er den beseelten Schwung seiner Vorarlberger Hügel verlassen, auf denen bis zur Höhe seines freiumschauenden Sommersitzes hinauf die molkenschweren Kühe weiden und ihr friedlichstes Geläut bis in die schöpferische Stille seines Arbeitszimmers tragen? Nie, nie kommt er mehr lebend aus dieser qualvollen Heimathöhle heraus. Sie findet ja hinter dieser Tapete, — graue Streifen, nichts als graue Streifen, — kein Ende, sie stürzt sich gleich hinter jener Tür Stufe um Stufe hinab, jene endlosen Stufen, die er hinaufgeschritten war, weinend, ganz verlassen, ganz von Dunkelheit umballt. Durch das Schlüsselloch der Haustür greift sie hinaus und wächst durch die leeren Straßen, über die Felder hin, an deren Rand sich die Bäume vor der Finsternis krümmen und im Winde Lärm machen, um ihre gespenstische Einsamkeit nicht zu hören. Wer hat diese Höhle je ausgemessen, wo findet sie ein Ende? Sie ist wie der Kreis der Nacht über die ganze Erde hinweggeschlagen, und was er liebt, wandelt außerhalb dieses Kreises. Das ist gewiß.

Thomas dachte nicht mehr an das Elend, den Schrecken und die Schreie der Tausende, fern auf den Schlachtfeldern, mit denen er so entsetzlich gespielt hatte, dieses unbegriffene Geschehen hing da schon außer ihm wie ein verdunkeltes Bild über dem Schrank neben dem gipsernen Christus (eine verstaubte Erinnerung aus seiner Primanerzeit), und er gab sich gar keine Mühe, schärfer seine Augen anzustrengen, um die blutigen Farben und zerwühlten Formen dieses Bildes von neuem zu erkennen. Das hatte nichts mehr mit ihm zu tun, das war nicht sein Erschrecken, nicht seine

unauslöschbare Kümmernis. Nur daß es Menschen gab, die er bis zu dieser Stunde zu lieben wähnte, Eltern, Frau, Kinder und zwei, drei Freunde, und daß keiner von allen, so sehnsüchtig er auch nach ihnen im Innersten seines Herzens rief, in diesem Augenblick zu ihm hineintrat, mitten hinein in diese verfluchte Höhle des Schreckens, dieses Wissen, daß er von allen verraten war, fing an wie eine hellsichtige Wut ihn völlig zu ergreifen. Was ihm sonst in manchen Stunden nächtlicher Trübsal zuweilen geglückt war, sich das Bild seiner Frau, losgelöst von allen kleinlichen Schatten, ganz rein und voll einer sanftwohltuenden Verklärung — (o Eitelkeit der Liebenden!!) — vor die Seele zu zaubern, mit dieser freundlichsten Erscheinung stumme, getröstete Rede zu wechseln und bis in das aufgeregte Blut tief hinein zu spüren, wie Licht von ihrem Licht sich langsam in seine Melancholien ergoß, diesmal schwand ihm Bild und Angesicht und jede Erinnerung, wie der Kreis der Finsternis um ihn wuchs, ferner und ferner. Und ob er schon dennoch ihre schlanke Gestalt in buntseidenem Jackett, dessen Stoff er selbst so beglückt gekauft hatte, ob er die weißen Spitzen über ihrem Handrücken und nun auch schon das weiße Lächeln ihrer Zähne vor sich aufschimmern sah, so nah alles, was ihm sein dünkte, bis zum Blick dieser ganz absicht- und rätsellosen Augen, dennoch wandelte dieses fremde Menschenbildnis, durch eine unüberbrückbare Gefühlsferne von ihm abgeschieden, nur immer wieder wie hinter dem äußersten Zirkel seiner eigenen Existenz vorbei. Schreckt sie denn nichts in dieser Minute aus ihrem fernen Schlaf auf, daß sie das Licht anzündet und um sich schaut?! Oh, es war nur eine Spinne, die von der Decke ihres Zimmers auf ihr Bett gefallen, ein nichtiges Geräusch, von der lautlosen Nacht zu einem hämmernden Erschrecken verwandelt. Und sie schläft ruhiger ein. Wie er sie haßt um diesen ruhigen Schlaf, den er so an ihr geliebt hat.

Zwei einfache Verse aus einem Brief seines Freundes, die oft in ihm umgingen, klangen leise in sein Ohr:

„Und wenn du stürbest, sieh, ich weiß es nicht,
Und ich kann sterben und du weißt es nicht" —

Ja, konnte nicht ganz nah unter ihm in diesem Augenblick sein Vater — um ihn wiederzusehen hatte Thomas die lange Reise gemacht —, von jäher Übelkeit befallen, auf seinem Bettrand sitzen, konnte entsetzlich klar wissen, nun kommt der Schlag, der Henkerschlag, konnte noch versuchen, aufzustehen, zu ihm zu eilen, um im Bilde seines geliebtesten Sohnes die Tiefe der letzten Sekunde voll zu erfüllen, und da warf es ihn schon hin, brutal, so daß er mit seinem kahlen Kopf schrecklich gegen die Bettkante aufschlug, — ... und er, der geliebteste Sohn, weiß es nicht!! — Thomas stieß mit dem Fuß gegen die Diele, laut, daß es wie ein dunkler Schuß durchs Zimmer hinab ins Haus scholl: Ich weiß es, Vater! ...

und stieß noch einmal zu: Ich weiß es! . . . und dennoch wußte er es nicht. Denn sein Vater schlief ruhig wie seine Kinder schliefen, und es war vor der Verlassenheit seiner Seele kein Unterschied zwischen beiden.

Da sprachen Stimmen durch seine Stube, Schritte traten herein. Sie traten herein und gingen wieder hinaus und auch die Stimmen schwanden schnell. Thomas hob den Kopf und sah zur Tür hin, aber sie blieb geschlossen und das Fenster zeigte dieselbe glaskalte Dunkelheit wie zuvor. Nun wußte er, daß es Stimmen und Schritte gewesen, die von der engen, schachtartigen Straße her den Weg zu ihm hinauf gefunden hatten. Diese ihm unverständlichen Laute fremder vorübergehender Menschen waren die Antwort auf seine Antwort, sie hatten seine Beobachtung angeregt und gaben ihm die Kraft, sich ein wenig aus der abgeschlossenen Versunkenheit seiner Seele zu erheben. Er erhob zugleich die Hände von seinen Knien auf die Tischkante und seine Arme zogen seinen Körper mit, so daß er eine festere Haltung gewann. Wer hat ihn denn auch verflucht, mit krummem Rücken in diesem krummen Nachtloch schweigend dazusitzen? Er wird aufstehen, durch die Stube schreiten, laut vor sich hinsprechen, und wenn seine Worte auch wie Fledermäuse aus seinem Munde auffliegen, sie sind seiner Nacht Geschöpfe und sein Herz pocht auch in ihnen. Er wird es hören. So stand er auf, konnte aber in der engen Stube nicht recht ausschreiten und trat wieder an den kleinen Schreibtisch zurück. Hatte er gesprochen? Aber was soll er denn zu sich selbst sprechen? Wer hört seinen eigenen Worten zu, wenn niemand ihnen zuhört? Es lohnt sich nicht mehr der kleinsten Mühe, Worte zu machen. Oder soll er zu sich selbst sagen: Ich bin einsam? Soll er sagen: Ich bin traurig?! Schon wie er nur sich ausdenkt, er könnte so laut zu sich selbst sprechen, fühlt er nicht gleich, wie seine Traurigkeit um das Wort „traurig" noch wächst und seine Einsamkeit von dem Worte „einsam" nie erreicht wird? Soll er seine gutvertraute, vielgeübte, höchst verschlagene Kunst zu Hilfe rufen? Dort liegen Halter und Papier, sein gewohntes Quartformat, sein großer Beichtzettel, der immer auf seinen Tischen liegt. Soll er die Schwere seines Herzens wirklich aufriegeln und dort auf dem leichten, durchsichtigen Papier seine undurchsichtbare Last ausruhen lassen? Ich bin einsam und ich bin traurig: das, nur das und nichts darüber hinaus fühlte er in diesem Augenblick. Aber du fühlst es nicht — sprach seine leise Stimme, — du, der wie ein Schatten an seinen schreibenden Fingern klebt, du neugieriges, geheimnisvolles Ich, das ihn belauschen will, obwohl du alles weißt und tiefer weißt, als er, Thomas es je wissen wird, du stehst immer auf dem andern Ufer, und auch dich und mich, wohnend in demselben Leib und Geiste, trennt eine unendliche Kluft. Aber wenn er nun wirklich Netz um Netz und Faden um Faden dieses mörderischen Nachtgewandes, das man über seine Seele geworfen,

auflösen könnte, wenn es ihm im Schweiß der wahrhaftigsten Mühe wirklich gelänge, den ganzen Wurf dieses Gespinstes noch einmal um sich selbst herumzuschlagen, wird er deswegen heute abend mehr Charakter gezeigt haben, hätte er die Worte, die er sprechen wollte, wirklich gesprochen und hätte ein Schmerz aus den Schmerzen der Tausende seiner Brüder nur einen körperlichen Nerv von ihm brennend zerstört? Zu Bett, Thomas, zu Bett! Oder willst du völlig von deiner Welt abscheiden? Was kann dir aus dieser blutdurchkneteten, fremden Kugel noch Wundersames entkeimen? Wie du jetzt deinen Rock ausziehst, — Ich, dein geheimnisvolles, neugieriges, tiefschattendes Ich spreche vom anderen Ufer zu dir und sehe dir zu: du faßt ziemlich immer an derselben Stelle mit der Linken den einen Teil deines Rockes, hebst die linke Seite zuerst hoch und so streifst du ihn dir von der leicht zurückgebogenen Schulter, jeden Abend. Jeden Morgen hast du nach dem rechten Armelloch zuerst gesucht, aber der Rock wurde angezogen, jeden Morgen. Und jeden Abend wieder ausgezogen. Ob ich noch neugierig bin, Thomas? Du zählst noch die Jahre, die ich dir zusehe, aber ich finde in aller Ewigkeit kein Maß für diese Ewigkeit. Jetzt knöpfst du die Weste auf, von unten, nie von oben; jetzt die Schuhe aus, eine schwere Mühe! Ob es diese Mühe vor dem Schlafengehen immer noch lohnt? Und jetzt starrst du wieder auf das Loch in deinem Strumpfe. Barmherziger Gott! sagst du. (Du glaubst nicht an ihn, aber ich rufe dir vom anderen Ufer zu: der Strom deiner Tränen ist noch nicht versiegt und wir weinen alle nur um ihn.) Dieses gestern zugestopfte, heute wieder aufgerissene Loch, du wirst es morgen wieder zustopfen lassen, und es wird dennoch wieder aufreißen. Und solange auf der ganzen Erde der Faden noch nicht gewachsen und gewirbelt und gesponnen ist, der dieses Loch so stopfen könnte, daß es nimmermehr reißt, ist es ganz gleichgültig, ob du nun aus einer Nachtschublade einen Browning nimmst oder mit demselben Druck deiner Finger den kleinen Hebel des elektrischen Lichtes da umdrehst, daß es wieder dunkel wird vor dir, — ganz gleichgültig.

Und Thomas sah mit demselben Blick, der so oft ihm gleich einem gnädigen, langausglühenden Strahl die fernsten Horizonte seiner schöpferisch erträumten Welt erleuchtet hatte, so daß er nur noch in all seiner Arbeit den Spuren dieses Blickes nachzutrachten hatte, mit eben diesem Blick sah er in dieser Sekunde bis an den äußersten Rand seiner gelebten menschlichen Welt und fühlte (wie es heißt „mit Zähneklappen"): Hier gab es für ihn keine Rettung mehr. Der schwarze, eisige Strahl, der unterirdische, der vom Chaos angezogen aus dem Chaos aufspringt und zerschmettert, hatte ihn getroffen. Er stand ganz still, lange, die Augen halb geschlossen. Dann griff er ruhig in seine Brusttasche, entnahm seinem

Notizbuch den letzten Feldpostbrief seines Bruders, der in ungezählten Schlachten schon mitgekämpft, und las sich noch einmal laut und einprägsam die Sätze vor: „Furchtbar war die Erstürmung der Gr. G. Höhen. Die Leute fielen haufenweis rechts und links neben mir. In der Nacht ging ich das Schlachtfeld ab. Es war entsetzlich ...

Thomas horchte schnell von seinem Brief auf. Schon waren auch diese Worte wie sein gleichgültigster Hauch dahin. Vielleicht suchten seine Augen das verdunkelte Bild des ungeheuren, nie begriffenen, nie gefühlten Geschehens, das er da an die Wand neben die gipserne Christusstatue gehängt hatte, als es Wichtigeres gab, aus seiner Seele zu lesen; aber er sah plötzlich nur das Christusbild, ob es auch hinten auf dem Kleiderspind sehr verstaubt stand und Thomas genau die Verlegenheit spürte, mit der man diese fatale Gipsfigura, die man nicht zerschlagen wollte, in seinem wohleingerichteten Elternhaus versteckt hatte. Und mit lauter Stimme, die durch die letzte Prüfung nur noch schärfer geworden war (er tat dennoch nicht die Lippen auseinander), sprach er zu Christus hin: „Zeige deine Wundmale!" — Und Christus tat den Mantel und seine Hände auseinander und zeigte sie ihm, auf daß er seine Finger hineinlegen könnte. Und Thomas legte seine Finger in seine Seite und sprach zu ihm: „Ja, ich glaube dir, daß du bist Christus, der Gekreuzigte! Aber glaube auch mir, daß ich meine Finger noch tiefer in deine Seite bohren könnte, und ich fühle deinen Schmerz dennoch nicht! Und solange ich deinen Schmerz nicht fühle, bist du auch nicht für mich gestorben, wie meine Brüder auf den Schlachtfeldern nicht für mich gestorben sind: es sei denn, ich sterbe auch für sie!" — Und Christus antwortete nicht.

Abend

von Hans Reisiger

Glanzvoller, milder Abend im Februar:
Schwere, zerklüftete Wolken tief am Himmel rings,
Scharf, nah wie Berge,
Aber phantastisch aufgebauscht
In den grünlich glühenden,
Glasklaren Raum des Himmels.
In ihre graublauen Drachenklüfte
Hängen die magischen Lampen der Dämmerung,
Leuchten die ersten starken Gestirne,
Die vier gewaltigen Planeten des Februar:
Venus und Jupiter, mild strahlend dicht am Mond,
Der mit greller Sichel und sanft glühendem vollem Rund
Nah, greifbar klar im Raume hängt,
Tief an der Erde. — Jenseits aufsteigend,
Im Kreis des Löwen brennend,
Der rote Mars, und, hoch am Zwillingsgestirn,
Saturn,
Alles so leicht, so rein,
Kristallener Überschwang,
Lautloses Tönen,
Unnennbar schönes Licht der Ewigkeit,
Und doch so großer, kühner Trauer voll,
Die sich herniedergießt ins dunkelnde Feld.
Hier donnern am Wolkengebirge
Die unruhig-altgewohnten Stimmen der Dämmerung,
Zucken am gereinigten Blau die hastigen Scheine
Der Leuchtkugeln und goldig-rötlichen,
Gedämpften Feuer der vereinzelten Abschüsse.
Magisch durchglüht scheint auch die zerschlissene Tiefe,
Die lehmige Maulwurfswelt, der splittrige Grund,
Der hier mit Gräben, Kellern, Löchern und Gängen sich dehnt;
Und aufgetan, glasleuchtend aufgetan
Scheinen die Augen der zahllosen Toten rings im Grund,
Magisches Erdleuchten, glimmender Widerschein
Der Leuchtkraft des Weltenraumes.

O du, Natur!
Herrliche! hinreißend leuchtende!

Die du Geschmeide der Reinheit
In das makellose Nichts hängst,
So unantastbar anzuschauen,
So in allen Feuern der Schöpfung geläutert,
Dreimal geklärtes Gold dort im Raum:

O laß dich ansehn!
Mit zunderäugigem Blick
Dich einsaugen in unsere Seelen:
Mit heißer Liebe –
Und heißer noch mit Groll!
Du bist die Furchtbare,
Die wir nicht begreifen –
Du – Reine! – erstickst uns hier mit Verwesung,
Du wirfst uns wie Fliegengeschmeiß dahin
Und strahlst uns dann
Mit deinen wunderbaren Gestirnen
Wild, göttlich an!
In dir ist Verdammnis und Qual,
In dir der Schrei nach Klarheit, Freiheit,
Der lautlos in uns allen ringt –
O und in dir
(Denn leuchtkräftig ist unser Herz wie deine Sterne!)
Erlösung.

Rundschau

Neues vom Neuen Reich

von Carl Brinkmann

Der Hauptinhalt des deutschen neunzehnten Jahrhunderts, die Einigung, ist schon deshalb als geschichtlicher Gegenstand noch unerschöpft, weil er als wirklicher Vorgang in keinem Sinn abgeschlossen ist. Wann wäre diese Erkenntnis offener als eben jetzt. Aber eben jetzt versteht man auch die Versuchung jeder neuen entscheidenden Wendung solcher Abläufe, die vorläufige Summe gewachsener Einsicht und Erfahrung selbst auf das Unvollendete zurückzuwenden. Erst mitten in dem Unternehmen pflegt man dann mit Überraschung inne zu werden, in welchem neuen Geist die alten Zeiten sich bespiegeln, von wieviel alten Schwierigkeiten das Objekt befreit, mit wieviel neuen es beschwert erscheint.

Der deutsche Historiker, der, auch den wachsenden Kreisen der Geschichtsliebhaber außerhalb des Fachs bisher kaum bekannt, kurz vor dem Krieg die heutige Geschichte der Reichsgründung von der Bundesakte bis zur Reichsverfassung entworfen hat, (Erich Brandenburg, Die Reichsgründung. Zwei Bände. Leipzig 1916, Quelle und Meyer) tat es im Schatten großer Vorgänger und fast noch größerer historischer Wildnisse. Die erste Zeit staatlichen Auseinander- und gesellschaftlichen Zusammenstrebens ist dem Deutschen noch heute in der Darstellung Heinrich von Treitschkes, die Schlußepoche der preußischen Explosion in der Heinrich von Sybels lebendig und gegenwärtig. Dazwischen lag 1848 als ein Abgrund ungeschlichteter Streitigkeiten und Stimmungen, selbst vom Zufall der Forschung seltsam gemieden und umgangen. Das vornehmste Problem der Mitlebenden: daß dem demokratischen Stoff und der autokratischen Formung gleiches geschichtliches Recht werde, war somit von zwei begeisterten Neugläubigen, dem Bekehrten des Partikularismus und dem Bekehrten des Konfliktsliberalismus, mindestens sehr stark zugunsten der letzten großen äußern Erfolge gewendet worden. Daß hier das Leben des Neuen Reichs selbst langsam auch die geschichtliche Anschauung ausgleichen und berichtigen werde, war vorauszusehen. Merkwürdig ist nur, wie sich inzwischen das alte Problem als

Ganzes leise verschoben hat, wie der frühere nationale Gegensatz sich in demselben Maße beschwichtigt, indem hinter ihm ein neuer, damals keimhaft kaum bewußter, seine jugendlichen Riesenhäupter in die Welt streckt.

Bei Brandenburg ist schon äußerlich mehr die Beschwichtigung als die frische Unruhe, eher das Ergebnis als das Erringen des neuen Standpunkts. Seine Form ist gewiß nicht die vorsichtige, rücksichtsvolle des bevorzugten und verantwortlichen Historiographen, aber doch auch nicht die begeisterte, wirkungsgewohnte des Vertreters großer Schichten; weder die spröde des Urkundensammlers noch die lyrische einflußreicher Gruppen der neueren deutschen Geschichtsschreibung. Sie erinnert am meisten etwa an Denkschriften des höhern modernen Beamtentums mit der guten Erziehung zur Vermeidung begriffsloser Worte, der rechtlichen Durchbildung, der gelegentlichen Annehmlichkeit von Aufschwüngen ohne Pathos und Wirkungen, die der Nüchternheit das Unfreiwillige nehmen.

Dahinter steht eine Geschichtsauffassung, die ich ebenfalls etwa einen bürokratisch-diplomatischen Realismus nennen möchte: Dem nüchternen Stil entsprechend eine gewisse Skepsis gegen die ebenso fruchtbare wie gefährliche historische „Idee" und alle Fernwirkungen des Geistigen, aber auch eine, man kann nicht sagen wie weit willkürliche, Kurzsichtigkeit für die nur der Abstraktion zugängliche Materialität, für die weiten Zusammenhänge von Wirtschaft und Gesellschaft. Schon in der einführenden Übersicht über die Jahrhunderte des Alten Reichs fällt auf, wie gering im Unterschied von gangbaren Romantizismen Mächte wie das Volksbewußtsein des Mittelalters oder des Klassizismus bewertet werden: Erst mit den großen Erschütterungen der politischen Außenwelt komme Bewegung in die wartende Lösung von Zuständen und Neigungen. Schon hier möchte man sich das Bedenken vorbehalten, ob eine solche Bevorzugung des Greifbaren und des letzten Tropfens vor dem Überfließen wirklich den tiefsterreichbaren Ursachen der Erscheinung, den schweigend notwendigen Bedingungen der Ereignisse, den Quellen der ganzen Flut gerecht wird. War nicht in dem Gemeinschaftsleben des deutschen Bauern und Bürgers etwas dem russischen Dorf, der romanischen Stadt von heute Vergleichbares, das gerade um den engsten Daseinskreis die weitesten Horizonte volkstümlicher Staatlichkeit und Kirchlichkeit spannte? Und was für eine Bedeutung hat die (auch hier nicht verschmähte) Rede vom kategorischen Imperativ des Preußentums, wenn nicht die, daß die vielgescholtene Aufklärung noch in ihrer äußersten Verdünnung eine strahlende Kraft behielt, die man in der Überlieferung „organischer" Staatsauffassungen offenbar vergeblich suchte?

So sieht man mit einiger Spannung der Auseinandersetzung dessen entgegen, was unsere Großeltern die deutsche Frage nannten und wahr-

haftig in derselben Breite und Tiefe politischer, gesellschaftlicher, menschlicher Interessen fühlten, wie ihre Enkel die soziale oder irgendeine andere. Wie wird der diplomatische Realist das Burschenschafterliche eines Treitschke, das Kabinettsrätliche eines Sybel überwinden?

Da ist zunächst das Bemerkenswerteste der fast völlige Verzicht auf das einzige Stoffgebiet, das den Blick über die Bühne der Vorgänger hinaus grundsätzlich (nicht bloß in Ergebnissen gesteigerter Genauigkeit) zu erweitern erlaubt hätte. Der Sozialpolitiker wie der Mitteleuropäer der Gegenwart werden diese Rechenschaft über eine Zeit, die die Wurzeln ihrer jetzigen Tagesaufgaben enthalten haben muß, schwerlich ohne Enttäuschung aufschlagen. Denn darin besteht doch wohl die vornehmste Lockung jüngster Vergangenheit für den der Memoirenliteratur Entwachsenen, daß genug erfolgreiche Streifzüge der modernen Geschichtsspezialitäten, wie die Geschichte von Handel, Industrie und Landwirtschaft, die Genealogie der Parteien und Klassen, Künste und Wissenschaften, ihn gelehrt haben, den vollen Lebenszusammenhang aller dieser Gebiete mit staatlicher Entwicklung, der ihn umgibt, auch dort wiederzufinden, wo er von den Zeitgenossen noch kaum empfunden und totgeschwiegen wurde. Auch wer ohne Muße und Ehrgeiz zu selbständigen neuen Untersuchungen nur etwa, wie Ranke für das Deutschland der Reformation, die entlegeneren Daten der Orts- und Landschaftsgeschichte zu einem Gesellschaftsbild des neunzehnten Jahrhunderts zusammentrüge, wäre diese berechtigte und befruchtende Wißbegierde besser zu befriedigen imstande. Warum sollte man nicht auch ebensogut wie nach der Psychologie Friedrich Wilhelms IV. oder den Einzelheiten Bismarckscher Diplomatie danach fragen dürfen, was für Verbindungen zwischen dem politischen Radikalismus und der vorgeschrittenen Industrialisierung Südwestdeutschlands oder zwischen der Bruckschen Politik des österreichischen Zollanschlusses und ganz konkreten südosteuropäischen Handelsunternehmungen nachweisbar oder wahrscheinlich zu machen sind? Und weshalb ist die Berliner Märzrevolution oder die Kaiserproklamation von Versailles merkwürdiger als wie Frankfurt die englische Industrieherrschaft stützte oder Bleichroeder den Krieg von 1866 finanzierte?

Brandenburg würde dieser Neugierde entgegenhalten, was er gelegentlich gegen die vermeintliche Überschätzung des Zollvereins als deutschen Bindemittels vorbringt: Alle diese Wirtschaftsvorgänge hatten unmittelbar weder politische Ziele noch solche Wirkungen. Das versteht sich denn allerdings, sonst könnten sie ja niemals in diesem Grade unbeachtet geblieben sein, müßten lange in jedem Schulbuch stehen. Aber wirken Menschen und Bewegungen in der Geschichte nur immer, was sie bewußt wollen, und wirken sie durch die hundertfache Verflechtung gesellschaftlichen Lebens nicht unsäglich oft auf Verhältnisse, mit denen sie sich nie berührten? Es zu

leugnen bedeutete doch nichts weniger als die Rückkehr zu dem primitivsten historischen Aberglauben, die Ereignisse trügen ihre Ursachen gleichsam an der Stirn geschrieben. Allein es ist vielleicht selbst nicht ohne tiefere Ursache, daß gerade der Liberale Brandenburg dieser Gefahr verfällt. Ich sprach von den neuen Erfahrungen, die der heutige Deutsche auf die Tradition der Reichsgründung werde anwenden wollen: Wie es zu gehen pflegt, gehören zu den stärksten und umwälzendsten darunter die, die die gesellschaftlich und wirtschaftlich überflügelten Klassen an scharf beobachteten fremden Erfolgen gemacht haben. Klassenkampf ist nicht bloß in der Geschichte, sondern auch in der Geschichtsschreibung, und nicht umsonst haben gerade Konservative und Sozialisten wie die moderne Sozialpolitik auch die moderne Sozialhistorie begründet. Vor ihrer Skepsis haben sich die Politiker und Historiker des gesättigten Liberalismus stets gern auf die individualistische, juristisch-formale Schuldfrage zurückgezogen: Hat etwa die industrielle Interessengemeinschaft zwischen Preußen und Sachsen 1866 ihren Kampf verhindert oder waren Bennigsen und Miquel Bankiers? Aber wenn solche Erwägungen im Parteikampf um persönliche Integrität nicht zwecklos sein mögen, verraten sie in geschichtlicher Betrachtung doch ein völliges Mißverständnis des soziologischen Problems. Wem es gefällt, der soll die Agitation des Nationalvereins für einen größeren Schritt zur deutschen Einheit halten als die Institution des Zollvereins. Nur soll er sich dabei bewußt sein, auf ganz verschiedenen Ebenen des geschichtlichen Organismus eigentlich Inkommensurables zu vergleichen.

Nicht unbeeinflußt durch ähnliche Vereinfachungen erfährt auch die ältere große Gewissensfrage an die Geschichte der Einigung, die Beurteilung eben jenes vom Hochverrat zum Staatsverdienst gewandelten Liberalismus selbst, von Brandenburg eine in ihrer Selbstbeschränkung fast überraschende Lösung. Die beiden im Wesen des Liberalismus vereinigten begrifflichen Pole der reformatorischen Anpassung und der revolutionären Konstruktion werden von Anfang an in zwei getrennten Gedankengruppen, dem auszeichnend sogenannten „Liberalismus" und der „Demokratie", sozusagen hypostasiert: Der erste, ein im Grunde autokratisches, rechtlich und sozial vor allem freiheitliches, politisch weitherzig-unbestimmtes Gebilde, die unverkennbare Rückwärts-Projektion des späteren Nationalliberalismus, die zweite, mit ihrer so seltsam gespannten Propaganda der Gleichheit und Staatsallmacht unter rein materiell bewegten Klassen, die der späteren Sozialdemokratie. Nun scheint freilich auf den ersten Blick diese Scheidung nicht nur einen Bestandteil wahrer Genealogie, sondern namentlich (im Gegensatz zur allgemeinen Haltung des Buchs) gerade eine gewisse sozialgeschichtliche Begründung zu haben. Schon vor dem Bewußtsein der Achtundvierziger (etwa in Radowitzens „Gesprächen") war ja der

„liberale" Bürgermeister dem „demokratischen" Literaten scharf entgegengesetzt. Aber ist nicht für das Ganze der betrachteten Entwickelung der Verlust einer so dialektischen Gruppierung unendlich größer als der Gewinn? Wenn irgendwo, so wäre doch in der Geschichte der umfassendsten Geistesbewegung neuerer Zeit über die zufälligen Verkörperungen auf die notwendige Einheitlichkeit des Systems zu sehn. Und verdankt da nicht die Freiheitsforderung des „Liberalismus" alles Systematische ebenso sehr der Rechtsidee der „Demokratie" wie auf der anderen Seite die bürgerliche Aristokratie ihr Emporkommen den Köpfen der utopistischen Intelligenz und den Fäusten der materialistischen Masse? Persönlich: War nicht zum Beispiel ein Lasker einer der Haupttheoretiker des demokratischen Konfliktsliberalismus gewesen?

Was sonst von einer bürokratisch-diplomatischen Darstellung nur erwartet werden kann, bietet Brandenburg, der Herausgeber der Briefe Kaiser Wilhelms und der Akten zur Geschichte der Reichsgründung, auch sachlich mit der Solidität und dem Geschmack seiner Form — und das ist nichts Geringeres als ein ausgeglichener Gesamtbericht über die Männer und Verhandlungen des politischen Vordergrundes, die bei dem heutigen Zustand des historischen Interesses doch noch lange den Hauptinhalt unserer Vorstellungen von der Reichsgründung ausmachen werden. Brandenburgs letzte selbständige Forschung, der starke Band „Untersuchungen und Aktenstücke zur Geschichte der Reichsgründung", zeigt dem Fachmann die mühsamen Vorarbeiten, auf denen die bruchlose Leichtigkeit der Erzählung ruht. Der politische Teil des reichen, auch in andrer Richtung neuerdings endlich erschlossenen Nachlasses von Ludolf Camphausen hat hier dem Bilde des Kölner Handelskammerpräsidenten und preußischen Märzpremiers erstmals zu etwas wie einem historiographischen Denkmal verholfen, das diesen königlichen Spekulanten auf Preußens demokratische Führerschaft den feudalen Gestalten Friedrich Wilhelms und seines ungarischen Freundes ebenbürtig zur Seite stellt.

Auch das Antlitz Bismarcks gewinnt, so unwahrscheinlich das nach einem halben Menschenalter Bismarckliteratur klingen mag, namentlich durch Brandenburgs Erforschung der diplomatischen Vor- und Nebenspiele von 1866 nicht nur an Umriß, sondern an Tiefe. In der ganz sensationslosen Herausarbeitung der furchtbaren Gefahren und der vollen „Listigkeit und Gewaltsamkeit" (wie Brandenburg einmal sagt) Bismarckscher Politik möchte ich beinahe den Hauptfortschritt des ganzen Buchs auch für die künftige geschichtliche Bildung der Deutschen sehen. Es ist heute aus begreiflichen Gründen gerade in den Kreisen, die lange ihren Begriff von „Machtpolitik" Bismarck zu verdanken glaubten, Mode geworden, die bedeutendsten Inhalte seines politischen Systems als „welt-

politiſch" kurzſichtiges Europäer- oder gar Boruſſentum herabzuſetzen. In bekanntem Mangel an Wirklichkeitsſinn und handelndem Sichſelbſtbeſcheiden würden dieſe „realpolitiſchen" Theorien die Bismarckſche Geſte am liebſten ohne die Hilfen und auch ohne die Opfer nachmachen, die er mit der Kuliſſe der Öffentlichkeit verdeckte. Für alle ſolche nicht ungefährlichen Anſchauungen gibt es keine beſſere Kur als die geſchichtliche Einſicht, wie in einem doppelten Sinn ſchon Bismarcks Größe einmalig und unwiederholbar an ihre geſchichtliche Umgebung gebunden war, wie nur der Frühling der preußiſchen Großmacht mit der vollkommnen Lenkbarkeit der emporbringenden materiellen Kräfte und der Gunſt eines in andern Kämpfen begriffenen, auf die neue Erſcheinung zu wenig eingerichteten außerpolitiſchen Schachbretts im Grunde die ſiegreiche Miſchung höchſter Offenheit und Verſchlagenheit, Freiheit und Abhängigkeit in Bismarcks Diplomatie möglich machte. Wie die perſönliche Geſchichtsſchreibung auf dem Wege iſt, in der Einſamkeit und Zerriſſenheit des Menſchen Bismarck ganz etwas andres als das gangbare Ideal patriotiſcher Volkserziehung zu entdecken, ſo wird die lobende und tadelnde Kritik ſeines Werks erſt einmal dahinter zu kommen haben, daß jeder billige didaktiſche Seitenblick an ihm wie an allen andern geſchichtlichen Leiſtungen ſeines Maßes abgleiten muß. Die Klarheit und Geradheit, in der Brandenburgs Buch mit der ſchönen Abſichtsloſigkeit des Forſchers dieſen Eindruck vermittelt und verſtärkt, machen es zu einem Abſchnitt deutſcher Selbſterkenntnis.

Deutſche Kunſt 1916

Anmerkungen von Julius Elias

Während dieſer fürchterlichen Kriegswirrungen blieb die deutſche Kunſt rege, faſt zu rege — in einer etwas krampfhaften Art. Sie hatte das innere Bedürfnis, allerlei von ſich auszuſagen: daß ſie da ſei, werktätig; daß ſie gedeihe, trotz aller Trommelfeuer, wie in einem Frieden; daß ſie, eine korrigierende Macht, ſich berufen glaube, das Gleichgewicht in unſeren erſchütterten Seelen wiederherzuſtellen; daß ſie durch die Schrecken der Weltkataſtrophe wie durch einen läuternden Brand geſchritten, daß ſie reif genug ſei, um ſich dem Ausland gegenüber ſelbſtändig erklären zu können uſw. uſw. Der deutſche Kunſtbetrieb etabliert ſich; aber dieſer Nationalismus iſt gewiß nur ein äußerliches und vorläufiges Kennzeichen; jede Kunſt jeden Landes wird, wenn ſie Entwick-

lung und Bedeutung haben soll, europäisch oder gar nicht sein. Wir dürfen nicht in die mentalen Fehler unserer Feinde verfallen. Jener Herder, den Goethe schildert: „begierig zu ergründen, wie überall des Menschen Sinn ersprießt", ist der künstlerische Deutsche schlechthin.

Unsere Malerei wurde in einem fragmentarischen Dasein; sie hatte Epochen der Verwirrung und Erleuchtung; ihrem Fluß fehlten Antriebskräfte und Rhythmus, deshalb war sie auf das Ausland verwiesen. Ihre Bedeutung beruht nicht auf einer Evolution, sondern auf einzelnen Persönlichkeiten, die die Fackel des Wettlaufs nicht weitergaben, nicht weitergeben konnten an Folgegeschlechter. Eine gewiß nicht kurze Reihe. Aber alles Posten für sich, zumeist so wohlverwahrte Posten, daß für Schulen keine Annäherungsfreiheit da war. Jeder für sich, und keiner für alle. Geben wir uns Rechenschaft über deutsche Malerei in so erregten Tagen, so werden wir unsere Eigenart, den Wert, worauf wir stolz sein können, in den Individualitäten suchen, die hier von Zeit zu Zeit gediehen sind. Das Schönste an diesen Erinnerungsfesten in der Kriegszeit waren denn auch die kleinen, meinetwegen fanatischen Kulte der Persönlichkeit, die zumal in den Kunstsalons getrieben wurden: die runden und reichen Meisterausstellungen der Spitzweg, Leibl, Menzel, Liebermann, Thoma, Trübner, Slevogt, Corinth — dieser gloires aus unseren neueren Kunstabschnitten. Hier stimmte die Bilanz, die aufgemacht werden sollte, beinahe restlos.

Die Zeitlosigkeit künstlerischen Geschehens, die da sich offenbarte, konnte beschwichtigend wirken, Freuden schaffen. Nicht Übung, sondern Bewährung. Das große Thema des Tages dagegen: der Krieg, sah das deutsche Malertum durchaus nur im Zustand des Versuchs und der Vorbereitung. Ich denke nicht an die nur Strebsamen und Betriebsamen, die hinter den Ereignissen und den bedeutenden Führern herliefen, um durch eine neue, erhebende Stofflichkeit sich selbst größer zu machen; ich denke vielmehr an die ehrlichen, unromantischen Malernaturen, die den Krieg als ein Erlebnis suchten, wenn sie nicht selber schauend und erschaudernd im Kriegshandwerk standen und im blutigen Rausch der Stunde sich für knappe Fristen ihres friedlichen Metiers erinnerten, wie einer fast vergessenen Melodie. Aber für die Sache selbst war es gut, daß sie den alten Rhythmus ihrer Betätigungen nicht gleich wiederfanden, sondern ihrem zeichnerischen oder auch malerischen Stil die Kaprize ließen, die der spannende Augenblick ihnen schuf. Auf diese Art ist eine weite und weitläufige Stoffmasse von einer makabren Sprunghaftigkeit zustande gekommen, eine Masse, aus der es uns — in der Akademie wie in den beiden Sezessionen — wild und erschütternd entgegenklang, Stimmen der Höhe wie der Tiefe. Man war im wesentlichen nicht geneigt, den Kunstwert auf die Goldwage zu legen; der Kritiker ist auch nur ein Mensch sozusagen. Uns in der Heimat

war der Krieg hier zum ersten Male nahe, ganz nahe gerückt. Am entschiedensten durch die Blätter Dettmanns.

Als im Oktober 1870 die ansehnlich beschickte Berliner akademische Kunstausstellung eröffnet wurde, da zeigte sich die einigermaßen erstaunliche Tatsache, daß nur eine Handvoll Militärmalereien vorhanden war, und der Krieg war damals doch schon auf seinem Höhepunkt angelangt, ja, er war eigentlich entschieden. Die paar Soldatenschildereien betrafen längst vergangene Zeiten; an den Krieg, der draußen tobte, erinnerte kein Pinselstrich. Diese Diskretion beruhte nicht etwa auf der heiligen Scheu des Künstlers, auf einem Idealismus, der Distanz zu den unmittelbaren Erscheinungen des Grausens zu halten wünschte. Militärmaler waren ja angetreten: die Werner, Bleibtreu, Hünten waren sogar amtlich ins Feld berufen worden, damit sie, wie der Sänger, mit dem Könige gehen sollten. Und wie sie gegangen sind, zumal Werner, das weiß heut jeder. Ihr Werk beruhte letzten Endes auf klügelnder Synthese. Sie waren Schüler der Franzosen (Vernet, Meissonier, Detaille, Neuville, Regamey usw.), die vorangegangen waren mit dem Pathos ihrer patriotischen Maschinen oder auch mit einer rührsamen Genremalerei, — einem ziemlich flauen Zweig der Kunst, an dem die Technik das Bestechendste war. Ihnen stand die Komposition über der schönen Wallung; sie objektivierten den Krieg; der Krieg war im September-Oktober 1870 sozusagen ihrem Ideal nicht reif; er, der Krieg, hat noch verschiedenes für sie zu leisten, bis er ihres Pinsels würdig sei. Freiluftmut war vielleicht vorhanden; aber das Atelier war auch da, und ein gutes Atelier war die größte Sorge, selbst im Feld.

Dann kam der Impressionismus; die schwärmende Studie; die Bedeutung des „morceau“. Die Alleinherrschaft des Ateliers wird gebrochen. Der Krieg hatte an seinem ersten Tag auch seinen ersten Maler. Der Maler steht nicht nur unter dem körperlichen Druck, auch unter dem geistigen Eindruck der Stunde; er benutzt flüchtige Augenblicke der Entspannung zu flüchtigen Notizen, Konstatierungen: Zeichnungen, Skizzen, Studien, Krokis — manches zu schärferer Betonung des Erinnerungsbildes farbig gesteigert, mit einem flotten, handlichen Mittel wie Pastellstift, Wasserfarbe, Gouasche. Eine Materialfülle von ungewissem Schicksal — wie im Fieber entworfen, ohne die Berechnung künftigen Zusammenfassens. Bunt, kraus, funest. Hoffentlich werden aus dieser unberührten Fragmenthaftigkeit keine Staatsaktionen. Selbst Künstler der mittleren Linie erreichen in diesem Rausch einstürmenden Lebens persönliche Nüancen.

Denen, die sich den Ereignissen mit Haut und Haar auslieferten, als malerische Deuter, nicht als illustrierende Abenteurer, glänzt Ludwig

Dettmann voran. Er ist am weitesten und stärksten vorgegangen in dem Bemühen, den Krieg in bildnerischen Dokumenten festzulegen. Hier stellt sich zuerst die Frage der künstlerischen Gesinnung: Dettmann wirft sich den unheimlichsten Erfahrungen entgegen, um das Gefühl vom Kriege zu suchen durch Aufnahme sichtbarer Tatbestände (die hier zu analysieren nicht meine Absicht sein kann) — nicht aber um in Experimenten unbekannten Sensationen nachzugehen, nicht um seine Neugierde auf sich selbst und die märchenhaft furchtbaren Dinge zu befriedigen, die der Krieg in seinem Schoße birgt. Ein sorgloser Sturm lebte in ihm, in dem Fünfzigjährigen eine neue unbedenkliche Jugend und zugleich die kaltblütigste Gegenwart des Geistes. Dies zusammen ergab einen ernsten Enthusiasmus, der aus Dettmanns künstlerischer Ausdrucksfähigkeit das Letzte herauftrieb. Sein Stil liegt in seiner menschlichen Erregtheit und Bewegtheit, in jener Verzücktheit einstürmenden Tatsächlichkeiten gegenüber, die den Wahrheit und Treue suchenden Künstler (er suchte sie einst mit den Augen Liebermanns, Uhdes, Kuehls, ja Urys und Skarbinas und war ein redlicher Arbeiter aus zweiter Hand) zum unwillkürlich umschaffenden Neubildner macht. Seine taumelnde Bilderschrift wirkt ansteckend auf unsere Phantasie. Der Krieg wird unser inneres tragisches Eigentum. Wie Millet aus seinem heroischen, gespenstischen Walde, der doch phantomlose Realität ist, so kommt man aus diesem Brausen und Sausen, Dröhnen und Krachen, Jubel- und Jammergeschrei und dann wieder unheimlicher Stille, aus dieser Glut und Kälte, diesem Leidensglanz und Siegestaumel, diesem grellen Leuchten und atmosphärischen Pechschwarz „wie zerschlagen" zurück, „la rage au coeur". Von großer Einfachheit sind alle diese malerischen Gesichte von Kampf, Gewalt und Schmerz, und in ihr ist oft ein Symbol. Die Mauern einer ärmlichen Kirche; Schuttschichten; von Geschossen aufgepflügter Boden; ein der Zweige beraubter Baum; Gewölk, das drohend weiter zieht; eine Atmosphäre, die schwül drückt wie ein Leichenbegängnis; beklemmende Öde und Einsamkeit, — mit buntem Stift, in raschen Abkürzungen, rasch studiert, das ist der Krieg. Ganz anders ein Sinnbild als ein ähnliches Blatt Baluscheks (der übrigens charaktervollen Illustratorenseele), wo Symbolik gewissermaßen feuilletonistisch erstrebt wird: vom Gotteshaus ist eine einzelne Wand im Geschützkampf übriggeblieben, die Wand mit dem großen Kirchenfenster, einer Darstellung Christi; platzende Geschosse erhellen von hinten die Glasmalerei, so daß die Gestalt des Heilands in der Nacht etwas wie überirdisches Leben empfängt, als schritte sie mahnend, anklagend von ihrem Sitz herunter auf das Leichenfeld. Eine ironische Mystik.

Wesentlich ist, daß der Kriegsimpressionismus Dettmanns und der Seinigen in dieser aristokratisch eintönigen preußischen Akademie zur Aus-

stellung und auch zur Geltung kam. „Pulchritudo, quae est supra verum“ — das ist die Devise fast aller dieser akademischen Hochburgen. Unsere Zeit aber bringt die Wahrheit in ihren gräßlichsten Gestaltungen an alle und alles heran. Und diese Akademie, der die äußerliche Fertigkeit als oberstes Gesetz galt, mußte nun ein Studienmaterial aufnehmen, wie es fragmentarischer und krasser nicht ersonnen werden kann, und mußte überdies die Erfahrung machen, daß diese Studien- und Notizenfülle zu einer Art Zugstück wurde.

Kann sein, daß die Revolutionierung mittlerer Kräfte wie Dettmann mit dem großen aufrüttelnden Gegenstande verfliegen, und daß der Künstler sich wieder auf eine gediegene, doch belanglose Bildermache zurückziehen wird, — hier aber war er bedeutend und interessant. Vom Kampf auch lebt das zeichnerische Werk Max Liebermanns, obwohl es vom Krieg sehr wenig auszusagen hatte. Es ist der latente Kampf arbeitsamer persönlicher Entwickelung, einer ars militans beinah von Blatt zu Blatt, bis der eigene, d. i. neue, von Zeitempfindung durchsättigte Stil erreicht ist. Auch in der Zeichenkunst war Liebermann niemals der Mann des fröhlichen Metiers. Dinge, die wie aus dem Nichts gesprungen scheinen, sind in Sorge erstritten; jede Schöpfung ist für ihn eine schwere Geburt, ein sich Losringen aus den Eingeweiden, eine Enthüllung für den überraschten Künstler und die anderen. Der Maler hat sich, in heißer, ruckartiger Genese, bei ihm am Zeichner, der Zeichner am Maler entfaltet; Zeichner und Maler sind in ihm überhaupt nicht zu trennen. Und so ist er Typus, Wegebahner, Leitstern impressionistischer Zeichenkunst geworden. Das retrospektive Kabinett Liebermann-Zeichnungen, das Emil Waldmann und Paul Cassirer mit stärkstem Gefühl für die Qualität einrichteten, ist gegenüber dem vielen deutschen Kunstintentionismus von 1916 eine klassische Leistung, eine Erfüllung und Vollbringung. Ist Trost und Beruhigung für unsere zeitlich aufgeregte Seele. Diese Kunst hat mit meisterhafter Sicherheit und Bestimmtheit über fünf Jahrzehnte, in rätselhafter Simplifizierung der Ausdrucksmittel, das lebendigste Leben ausgedrückt und steht doch über der Zeit und allen Lebenstagen. In dieser Ausstellung konnte man hymnisch empfinden, und man kann auch nur hymnisch schreiben über sie: denn eine so stark zusammenfassende Daseinsleistung ist bloß alle fünfzig oder hundert Jahr einmal zu sehen, weil die Genialität, die sie so durchgängig schön vollführt, selten ist wie der Paradiesvogel.

Die alte Lüge, der Impressionismus sei unfähig der Zeichenkunst, er habe die Zeichnung „vernachlässigt“, brauche ich hier nicht zu widerlegen. Alle wirklich bedeutenden Meister, also auch die impressionistischen, waren und sind große Zeichner. „Herr Delacroix erreicht durch die Farbe die-

ſelben Wirkungen wie andere durch die Zeichnung," verſichert Th. Gautier. Und Claude Monet ſagte mir, als ich in ſeinen alten Mappen nach Zeichnungen, im weiteſten Wortſinn ſuchte, beharrlich: „Niemals konnt' ich zeichnen ohne die Farbe". Ich fand natürlich „Zeichnungen" für ein nun (bis zu welchem Auferſtehungstage?) ſchlummerndes Werk, aber das Wort bleibt darum doch beſtehen. Es ſind Wahrheiten über zwei große Meiſter zweier großer Schulen: das Maleriſche involviert das Zeichneriſche, und das Zeichneriſche erhält maleriſchen Ausdruck und exiſtiert durch ihn.

Und hier ſei eine kleine Erinnerung eingeſchoben. Als ich in meinen jungen Jahren (ſchon ein leidlicher Kenner ſeiner Kunſt) Liebermann kennen lernte, war er ein ſehr einſamer Mann. Es gab nur wenige, die an ihn glaubten. Er war bei ſeinen Bildern und ſeinen Büchern. Hier fand er die Aufrichtung ſtiller Kunſtdialoge, deren er ſo ſehr bedurfte. Er ſprach mit ſeinen Bildern und ſeinen Büchern, beſonders mit der Kunſtbibel der Goncourts, dem kunſterzieheriſchen Roman „Manette Salomon" (1867), der eine ganze Generation von Malern befruchtet hat. Ich las das Buch in ſeinem Atelier mit ihm ſtreckenweiſe, und als ich nach München zurückreiſte, gab er mir ein Blatt mit, auf das er Sätze der Goncourts franzöſiſch hingeſchrieben hatte. „Sehen Sie," ſagte Liebermann, „das iſt die Eſſenz, meine Eſſenz, nach der ich handle." Das Blatt habe ich noch. Es ſind die Worte des Coriolis (S. 325), dem ein Genoſſe entgegenhält: „Die Hand Michelangelos würde Dir nicht genügen?" Und Coriolis: „Die Hand Michelangelos? Erſtens iſt ſie nicht von Michelangelo ... Und dann: das mein' ich nicht. Man müßte eine Linie finden, die das Leben und nur das Leben gäbe, die ganz eng dem Individuum, der Eigenart auf den Leib rückte, eine lebendige, menſchliche, vertrauliche Linie ... Eine Zeichnung, die nicht zeichnen gelernt hätte, die vor der Natur daſtände wie ein Kind ... Eine Zeichnung, wahrer als alle Zeichnungen, die ich geſehen habe ... ja, menſchlicher. Das wollt ich ſagen."

Solcher Lehrüberzeugung entſprach die harmoniſche Lebensübertragung, die Liebermann nicht ſeiner Malerei nur, auch der Zeichnung, dieſem weglaſſenden, zuſammenfaſſenden, verſchmelzenden, beinahe phantaſtiſchen Spiel natürlicher Anſchauung erwirkte. Leben wurde in neues Leben hinübergeführt und umgeſetzt, in ein Leben von näherer, wärmerer Beleuchtung. Auch hier war es eine Art Verheiratung mit der Natur. Barbey d'Aurevilly hat von Manet geſchrieben: „Er tat wie der Doge von Venedig; er warf einen Ring ins Meer, und ich ſchwöre euch, es war ein Ring von Gold."

Liebermanns zeichneriſches Werk iſt an Echtheit, Originalität und Unbefangenheit etwas einziges; es rückt ihn Turner und Millet nahe. Er iſt frei, – ohne die Beſeſſenheit Menzels, deſſen Intelligenz, vom Zeichen-

teufel gejagt, Tag aus Tag ein, Stunde für Stunde Abbilder („images") der Natur in Massenhaftigkeit produzieren mußte, um sich schließlich in Kalligraphie auszurasen. Liebermanns Spaziergänge, in Holland beispielsweise, sind ein zeichnerisches Lustwandeln durch die Welt des Malbaren. Auf der Terrasse des Gasthofes in Nordwijk-Binnen. Ein armes Mädel geht vorbei, einen kleinen Jungen auf dem Arm. Der Junge ist beinahe nackt da, wo der Rücken anfängt, unanständig zu werden. Liebermann nimmt ein Blatt heraus, ruft dem Mädchen in einer Sprache, die angeblich Holländisch ist, zu, sie soll still stehen und den Bengel hochhalten, klappt nach einigen Minuten sein Buch befriedigt wieder zu und sagt: „So, — den Hintern hätt' ick."

Liebermanns zeichnerisches Wesen ist persönliche Kraft, beruht auf ursprünglichen Instinkten, ist Poesie, Glückempfindung, Freude, Laune, Entspannungstrieb, meinetwegen: das Vergnügen, feine und feinste Mittelchen zu erfinden und zu zeigen, allerlei intime Bewältigungsmethoden. Doch immer ist sie naiv, wie bei jenem andern großen Ingénu neuerer Zeichenkunst: van Gogh, der gleich Liebermann zum Zeichnen erwachte, wie er zum Malen erwachte. Sie hatten einmal zusammen ausgestellt und erschienen als brüderliche Rivalen. Sie sind die Traditionslosen, Die, die in eigenem Namen antreten, etwas ganz Natürliches und Schlichtes aussprechen müssen, das nur so und nicht anders ausgesprochen werden kann. Ihnen drückt die Natur sich ein, wo sie gehen und stehen; nichts tritt zwischen sie und die Natur. Liebermann gibt sich im Ausdrucksmittel vielleicht „geistreicher" als van Gogh. Doch nicht auf die paar Finessen kommt es an, sondern nur auf die ursprüngliche Leidenschaft, die im Innern glüht und unbewußt zum Werke treibt. Und diese Leidenschaft ist in der alten, reifen Künstlerorganisation Liebermanns, die, von Schicksals wegen, den Kreis ihres Könnens ganz durchlaufen durfte, ebenso stark, wenn nicht stärker als in der von Wahn und Todesangst gerüttelten und geschüttelten, fieberhaft von Arbeit zu Arbeit gejagten Neurasthenikerverfassung van Goghs. Beide nutzten die Zeichenkunst, um in möglichst gedrungener, in fast magischer Schrift ihrem Wirklichkeitsgefühl, ihren Visionsenergien Form und Gestalt zu geben, ohne (in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle) an das künftige Geschick dessen zu denken, was im schönen Augenblick ihr Zeichnen ihnen wesensrund abwirft. Manchmal ist es Vorstudie, bestimmt in einem größeren Ganzen aufzugehen; meistens aber zwecklos-aufrichtiges Dokument für sich, Dokument des im verkürzten Verfahren gewonnenen Verhältnisses zur Natur. Wie solche Eindrücke erreicht werden, bei Liebermann: diese atmosphärische Erregtheit, diese Poesie des Windes, diese schüchternen Dämmerungen, dieser nuancengesättigte Aufstieg und Abstieg des Lichts, diese salzige Luftfülle der Meeresniederungen, die Bewegung in Baum und Busch,

diese melancholische Sehnsucht, die über den tiefhorizontigen Ebenen liegt, die warme Heimlichkeit des bürgerlichen Gärtchens und in den Heimstätten das lebendige Walten der Kreatur; bei van Gogh: die Hoffnung aufbrechender Acker, der Heiligenschein des Morgens, der die erwachende Stadt jungfräulich verklärt, die fast hörbare Stille weitgestreckter, vielgegliederter Fluren, die glänzende Feuchtigkeit des Elements in einem Gewässer, die faulenzerische Bohemestimmung in einem Café der Bannmeile, die gobelinhafte Gebrochenheit einer von der Natur dekorativ erdachten, romantischen Felslandschaft, der breitausladende Prismenschimmer hochstehender Sonnen — — wie solche Eindrücke erreicht und vermittelt werden durch einen einfachen Wechsel von Schwarz und Weiß, das ist im letzten Grund ein Geheimnis. Nie wollen diese Künstler die Natur gleichsam nur überwinden: sie wollen sich sie zu eigen machen, ganz in ihr Kunstgefühl einsenken; es ist das unbefangene Herausstellen des ersten künstlerischen Erregungsmomentes.

Liebermann, der Zeichner, führt die Farbenwerte der Natur auf ein Licht- und Schattenspiel zurück. Er hat einmal von der Hieroglyphenschrift der Zeichnung gesprochen. Damit hat er das Andeutende, Übersetzende, Auslassende seiner Zeichenkunst charakterisiert; das Konzentriertsein auf einen künstlerischen Zweck, nach dessen Erfüllung ihn die Details des Naturbildes nichts weiter angehen. Vincent wird nicht allein vom wirklichen Spiel des Lichtes und der Luft angezogen, von der Gegensätzlichkeit dunkler und heller Partien: er hat eine Linienführung, deren kräftige sorglose Naivität und klare Vibration äußerst bestechend sind. Er macht fast nie den Versuch, mit dem Finger Schatten zu wischen. Mit einer dicken, breiten Gänsekiel- und Rohrkielfeder arbeitend (oder vielmehr: rasend), läßt er seine Linien weiter oder enger, voller oder schriller schwingen. Diese lineare Ausdrucksfähigkeit und Rhythmik ist das Merkwürdigste, was man sehen kann. Bald ist eine ganz neo-impressionistische Wirkung des Malerischen erreicht, bald die Erinnerung an die herbe und strenge Größe, die Holzschnitt-Urkraft alter Renaissancemeister aufgerufen.

Liebermann und van Gogh als Zeichner — zwei geniale Typen und eine Einheit. Das Wort „dessin“ heißt in der älteren Sprache nicht umsonst „dessein“, Vorsatz, Antrieb. Zeichnung war ihnen unmittelbarer, unbewußter Willensakt, Zeugnis persönlicher Bekennerschaft. Dank ihren Methoden konnten sie Saatensäer sein. Und sie waren es; sehr gründlich, besonders Liebermann und seine Lehre vom Ausscheiden und Weglassen. Die Ausstellungsperioden dieser Kriegsjahre standen im Zeichen der Zeichnung. Aber es war nicht kindhafter Trieb, sondern ein Metier, eine Virtuosität, die sich Selbstzweck ist, nicht „dessein“, sondern wirklich nur „dessin“. Beide Sezessionen, die alte neue wie die freie alte (warum es

eigentlich zwei gibt, ist noch heut ein Rätsel), haben sich im Wetteifer um die Schwarz-Weißkunst erschöpft und — das muß man zur Ehre ihrer Leiter sagen — die jüngeren und jüngsten Generationen zu ungebundenster Betätigung zugelassen. Diese Jugend ist sehr talentvoll (Uhde pflegte zu sagen: „Talent, Talent! Heutzutage hat jeder Talent"). Schlechte Zeichner scheint es überhaupt nicht zu geben. Stilsicher, fertig erzielt das Geschlecht, ob es nun aus der Wirklichkeit, ob es aus einem innern Bildervorrat überseße, schlagkräftige, interessante und oft auch schöne Ergebnisse. Aber dieses Zeichnerische führt kein eigenes Leben; der Suche nach Charakteristischem fehlt der Charakter, die Persönlichkeit. Die revolutionäre Gebärde allein ist noch nicht Persönlichkeit. Der Geist der Zeit kann frei und kann auch gebunden machen. Oppler zum Beispiel, der allerdings keiner der Jüngsten mehr ist, fällt, bei der Abwandlung des russischen Balletts, ganz in das Herkommen geschmäckleriſcher und koketter Reizsuche. Die Techniken blühen in flotter Anlehnung an die zeichnerische Skala von Daumier über Cézanne bis in die „Fauves" und den Kubismus hinein (sogar ein ans Mystische streifender Daumier der Plastik hatte zeichnerische Leitmotive beigebracht). Büttner, Heckendorf, Jäckel, Klossowski — sehr begabte Menschen, bieten feine, vielleicht auch erlebte Dinge; aber wer sind sie eigentlich? Sie spielen, oft wundervoll, ihr Instrument — doch ist es auch ihr Instrument? Schillernde Nachempfindsamkeit. Es bleiben uns die Meister, die Zeichnung wollen. In der alten Sezession war eine Slevogt-Sammlung zu sehen, voll der glücklichsten Launen und Einfälle. Realistische Phantastereien und phantastische Realitäten — in einer eigenartigen hastigen, suggestiven, außerordentlich weichen und tonigen Schrift, so lakonisch und unschwer, daß die Blätter und Blättchen wie improvisiert erscheinen. Schöne Lebenswahrheiten von einer naiven Einbildungskraft umleuchtet. Dies ist mehr als Esprit, mehr als technisches Spiel, ist malerische Erfindungskraft, aufs Zeichnerische reduziert, ist Ursprünglichkeit des künstlerischen Gefühls, ist Inspiriertheit.

Schon vorher hatte die ältere Sezession alle ihre Kräfte zusammengezogen, ihr Recht aufs Dasein mit allem Nachdruck zu bestätigen. Es war ein Bild zeitgenössischer deutscher Malergesinnung von weitestem Umriß. Der Rahmen war eigentlich das beste. Er war mit Sorgfalt, mit sicherem Kunstverstand entworfen und gezogen. Er bändigte sogar die neuesten Schulen, deren turbulente Sucher und Versucher sonst vielleicht das Ensemble gesprengt hätten. Durch geschickte Anordnung war eine Art Aufsicht über sie geschaffen worden. Um so weniger ist das Gezeter verständlich, das verschiedene Rezensenten im echoreichen Tagesblätterwalde über malerische Exzesse und Vergewaltigungen erhoben. Statt einfach festzustellen: die neue Wahrheit ist noch nicht schön, schreien diese Leute und

erklären ihr Gefühl für beleidigt. Als ob es nicht schwerer wiege, daß sie das Gefühl der anderen beleidigen. Goethe in den Sprüchen: „Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir beim ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen, und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen: an den Dingen werd' ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr." Das ist Demut vor der Kunst. Wieviele haben sie? Wahnsinn, exklamieren diese Hüter des Kunstgewissens und fühlen nicht, daß ihr eigener Sinn im Wahne (ihrer Selbstherrlichkeit) steckt. Für wahnsinnig wurden im Anfang alle neuen Schulen erklärt. Ingres hieß Delacroix einen Epileptiker; Manet und die Seinen wurden verdrehte Schmierer oder wilde Tiere genannt; van Gogh galt als lächerlicher Tollhäusler, Cézanne als ein unzurechnungsfähiger Anarchist; — nun sind Kubisten und Expressionisten an der Reihe. „Durch den Wahnsinn sind die großen Güter über Griechenland gekommen," lehrte Platon.

Hinzu kommt, daß gerade diese jüngste Aufschwungsbewegung, die von der Erde, von der gemeinen Deutlichkeit der Dinge, fort will, die das Zeichen will und nicht die Tat (nicht grundlos fließen Schillersche Ausdrücke hier in die Feder), außerordentlich bewußt verfährt. Von mathematischem Schematismus ja ist sie ausgegangen; ihn suchte sie neuen dekorativen Absichten dienstbar zu machen. Diese Gruppen bestehen fast ausschließlich aus zielbewußten, stilbewußten Romantikern des Dekorativen. Es sind Baumeister, die das lineare Element, das zeichnerische Gerippe betonen, von den Farben der Natur wenig wissen, in der Farbe, der Lokalfarbe, zwar schwelgen, sie jedoch nur als Umkleidung, Erhöhung, Steigerung benutzen. An die Stelle des Charakteristischen setzen sie das Allgemeingültige, das sie von den Vorstellungen des eigenen Gehirns, von ihrem höchst abgekühlten Empfindungsleben abziehen; sie übersehen die Natur der Nähe und schweifen am liebsten in unbekannte oder einst flüchtig durchstreifte Fernen. Gedankenlyriker. Eine andere Wissenschafts- und Literatenkunst.

Unsere deutschen Expressionisten sind bis jetzt nicht um Haaresbreite weiter gekommen als ihre französischen Genossen, ihre Lehrmeister und Muster. Auch sie sind bis heute nur „désireurs". Als der Impressionismus erstand, da war auch das Genie da; die Individualkunst hatte ihre Individuen. Hier aber ist nur ein Niveau; fast jeder will und kann, was der andere will und kann. Ich fürchte, alle diese gewiß bevorzugten Geister und rein strebenden Begabungen, die ursprünglich durch den von vielen geteilten Wunsch nach einer verjüngten Monumentalmalerei getrieben sind, werden in der Trockenheit und Lauheit eines neuen Herkommens ersticken. In dieser Ausstellung wenigstens, wo doch, wie gesagt, dem Nachwuchs die

größtmögliche Bewegungsfreiheit gelassen war, zeigte sich der Impressionismus, der überwunden werden soll, als die stärkste Kraft. Er brachte Persönlichkeit und Qualität, — in aller Malerei die entscheidenden Dinge. Die Schöpfer sind es, die bleiben. Und weil der Impressionismus eine so erstaunliche Zahl zeugungsstarker Naturen in sich schloß, so erscheint er nach wie vor als die triumphierende Schule. Liebermann blieb. Er hatte eine schöne und edle Palette; und er schuf aus der Wirklichkeit und nur aus ihr und schuf sie visionär um, so daß sie ist und von seinen Gnaden ist. Die Dauerhaftigkeit seines Werkes bestätigten in jener Ausstellung vierzehn Malereien, die sich auf alle Perioden seiner Arbeit verteilen. In dieser kleinen Sammlung lagen Kern und Wert des Unternehmens . . .

Vor einem Stich nach einem Bild Ostades sagte Goethe zu Eckermann: „Es ist der Reiz der Sinnlichkeit, den keine Kunst entbehren kann, und der in Gegenständen solcher Art in seiner ganzen Fülle herrscht. Bei Darstellungen höherer Richtung dagegen, wo der Künstler ins Ideelle geht, ist es schwer, daß die gehörige Sinnlichkeit mitgehe, und daß er nicht trocken und kalt werde." Dieser Hochwertung des holländischen Realismus widerspricht scheinbar, was Goethe in den „Propyläen" (III, 2, S. 167) über die Kunst geschrieben hatte, die in den kühlen Niederungen der nordischen Mark (wo es künstlerisch überhaupt erst dämmerte), heimisch war: „In Berlin scheint, außer dem individuellen Verdienst bekannter Meister, der Naturalismus mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung zu Hause zu sein und der prosaische Zeitgeist sich am meisten zu offenbaren." Goethe wollte sicherlich keine Kunstrichtung in Bausch und Bogen verurteilen; er dachte vielmehr nur an die mittelmäßigen und nüchternen Künstler, die — trotz Chodowiecki — damals die Kosten berlinischer Kunstbemühung bestritten. Unter „Naturalisten" verstand überdies die Zeit Künstler, die ohne Schule, ohne Lehrmeister aufgewachsen waren. Goethe wußte noch nichts oder doch nur sehr wenig von Johann Gottfried Schadow, der nunmehr temperamentvoll in die Schranken ritt („Eunomia" 1801, I, S. 487) und seinen geliebten Goethe mit recht unsanfter Frische anpackte. Seine glänzende Abwehr gipfelte in dem Satz: „Mich sollte es freuen, wenn wir einen *charakteristischen* Kunstsinn besäßen, und obwohl dieser in den Propyläen als ein solcher betrachtet wird, welcher auf die niedrigste Stufe gehört, so ist es doch der einzige, durch welchen wir Deutsche dahin kommen, Kunstwerke hervorzubringen, in *welchen man uns selbst sähe*." Und auf Zeichnungen zu den Türreliefen seines Hauses, eines Königsgeschenkes, schildert er später zwei Künstlerwerkstätten: die Epoche des Ausdrucks in der herben Gestaltungsarbeit der drei Laokoonbildner und die Epoche der Anmut in der Modellwahl des Praxiteles.

Sinnliches, dem der Charakter, Charakteristisches, dem die Sinnlichkeit

nicht fehlt, — das war die deutsche, also auch berlinische Prägung der Meister, die wir ehren: des Johann Gottfried Schadow, des jungen Menzel, des Max Liebermann. Und sollte immer die Prägung deutscher Kunst bleiben.

Max Regers Lebenswerk

von Adolf Weißmann

Ein Problem tritt mit dem Tode Regers von neuem in unseren Gesichtskreis. Es hatte aufgehört, uns zu beunruhigen. Er war, nach raschem, ja krampfhaftem Aufstieg, nach blitzhaftem Anschwellen der Clique zur Gemeinde, von der Straße abgebogen und schien an neuen, auch anderen erreichbaren Haltepunkten zu verweilen. Vor einem Jahrzehnt noch Schlachtruf, hatte sein Name allmählich milderen Klang gewonnen. Man ahnte, daß dieser Mann schwere Kämpfe zwischen seiner Natur und seinem Streben auszufechten hatte. Man begann etwas von gebrochener Kraft zu spüren. Und nun, da er früh vollendet ist, fragen wir uns, ob solcher Bruch noch fruchtbar werden konnte, oder ob begrenzte schöpferische Möglichkeiten sich erfüllt hatten. Die Totenklage wird von der Erkenntnis einer Wohltat des Geschickes aufgehalten.

Rückschauend finden wir nun das Aufrührerische in Reger: Widersprüche zwischen ihm und der Zeit, zwischen Werk und Werk, zwischen Bau und Inhalt seiner Kunst, zwischen dem Urempfinder und dem Anempfinder. Und da all dies naturkräftig aufbegehrte, sich in unheimlichem Tempo gärend erneute, mußte es befremden und verblüffen, Begeisterte und Entrüstete schaffen. Nun aber die Widersprüche sich zu lösen beginnen und die Leidenschaftslosigkeit des Urteils ihn gefährdet, tritt er ab und bleibt dem betrachtenden Blick die merkwürdigste Erscheinung der reinen Gegenwartsmusik.

Diese hat im Kampf mit dem Material und der Form, der nun bereits ein ganzes nachbeethovensches Jahrhundert füllt, einen Gipfel erreicht, auf dem sie sich zurückwendet. An der Romantik genährt, mit sinnlicher Anschauung vollgesogen, vom Programm vorwärtsgetrieben und dem Musikdrama verschwistert, hat sie alle Mittel des Glanzes in sich entwickelt und sehnt sich nach einem neuen Kern. Der Bachkultus, lange auf den Lippen geführt, will sich in die Herzen senken. Nicht umsonst hat man die Anbetung Brahms', der jenen Urgeist nachdenklich in sich wiederklingen läßt, in diesen Jahrzehnten maßlos übertrieben. Er war ein Gegengewicht, doch

nicht stark genug, um dauernd zu sein. In solcher Zeit der Sehnsucht, die sich an die Kammermusik hängt, hört man von einem Musiker, der Bach in zeitgenössischem Sinne fortsetzen soll. Niemand hätte gedacht, daß metaphysische Kunst einen ähnlichen Rausch verbreiten würde, wie es hier geschah. Und war auch die Industrie daran nicht ganz unbeteiligt, so erkannte man doch die treibende Macht der Innerlichkeit, die eine Sensation gebar.

Sie wuchs mit dem Staunen über die leichte Hand, die eine verloren geglaubte Mehrstimmigkeit bedenkenlos auf Notenpapier warf und ohne Pausen tief erregende Werke in die Welt setzte. Hier war einer, der die von Beethoven bis in die Gegenwart fortwirkenden Hemmungen des Gedankens nicht kannte. Mit dem Reiz des Persönlichen hatten sie sich ja in der modernen Musik sichtbar gesteigert. Programm, Literatur, Philosophie, die in den musikalischen Bau eingehen sollten, hatten mit den Anforderungen an die Technik zugleich die an die Selbsterkenntnis emporgeschraubt. Der Trieb zum Eigenen, das jedem Werk erst seinen Sinn gab, hatte das Tempo des Schaffens verlangsamt. Und Richard Strauß allein war, im Gegensatz zu Mahler, der an der Arbeit litt, sich an ihr zerrieb, von der Richtung, die er bestimmte, in seiner verhältnismäßigen Naivität nicht geschädigt. Doch war auch er durch sie zu selbstkritischem Zögern verpflichtet. Reger schien die Zeitgenossen als Urgenie zu verdunkeln. Denn er kam vom achtzehnten Jahrhundert und hatte, dachte man, die Eigenart des zwanzigsten.

Hatte er sie wirklich? Ihm fehlte zwar das Hemmende, aber auch das Befruchtende der Zwischenentwicklung des neunzehnten Jahrhunderts. Urbayer, in der Enge aufgewachsen, der Orgel vertraut, ungestört vom Bild und von der Über- oder Außenidee wird er von dem festen Gefüge der strengen Form so gebannt, daß er nur in ihr denken und leben kann. Aber die Herrschaft über sie wird grandiose Einseitigkeit, die den Händen die Macht über den Menschen einräumt. Dieser will auf seine Art, als reiner Musiker, an die moderne Bewegung anknüpfen und schafft naiv Wirrungen, die Bedeutung wie Begrenzung seines Werkes aussprechen.

Die Neuzeit hat die Bürde der strengen Form abgeworfen. Gewiß: Polyphonie ist, als deutsches Erbteil, als Kitt des Baues so unentbehrlich, daß sie immer wieder auch die Wege des Dramas kreuzt. Aber je weiter die gedankenschwere Musik vorrückt, desto mehr drängt sich die vertikale in den Verlauf der horizontalen Linie, das Kolorit gebietet der Stimmführung. So sehr, daß die Schar der Mitläufer den Wert des Handwerks mißkennt und grundlose Kunst treibt. In der Malerei finden wir die Parallele. Aber ein Meister wie Strauß zeigt die Möglichkeit eines Kompromisses zwischen der alten und der neudeutschen, im Vorzeichen

Wagners abgedämpften Mehrstimmigkeit: die Außenlinien stehen fest, aber die Zwischenlinien sind durch Gegenströmungen gebrochen. Es kommt zu Fugen, zur Doppelfuge der Domestika, die ja das Thema mit geschärftem Gewissen entwickelt. Hier ist die Anstrengung des Gestalters spürbar, er muß mehrmals Atem schöpfen und hat doch, bei vielfacher Steigerung, nicht alle Klippen umschifft.

Regers Mehrstimmigkeit ist, im Gegensatz zu dieser, bis ans Ende souverän durchgeführt. Sie zeigt die Folgerichtigkeit der horizontalen Linie, sie ist aus gesetzmäßiger Mit-, Nach-, Gegenbewegung erwachsen und Grundlage seiner Architektur. Zuweilen scheint sie nur unerhört gesteigertes Handwerk zu sein, dann aber bezeugt sie wiederum ein Genie der Technik, das auf dem Wege der Verknüpfung auch das ihrer Natur Fernliegende errafft und aufsaugt. Man weiß, daß auch er sein neudeutsches Erlebnis hat, wie Richard Strauß. Aber nirgends wird klarer, wie aus scheinbar ähnlichen Voraussetzungen eine völlig verschiedene Kunst als Endergebnis strömen kann. Dem jungen kammermusikalischen Strauß ist der Weg zur Höhe durch seine Klangphantasie vorgezeichnet, die nur auf das reichere Material des Orchesters und auf den bildhaften Vorwurf wartet, um ihn zum Bewußtsein seiner Sendung emporzuheben. Von der strengen Form als Selbstzweck kann Strauß nicht bezwungen werden, weil die Romantiker von Mendelssohn bis Brahms ihn besitzen. Regers Klangsinn dagegen hat sich zunächst im begrenzten Rahmen der Orgel geübt, haftet an ihm und kann dem Riesenschritt seiner gierigen Technik nicht folgen. In diesem Kontrapunktiker, der zwischen Handwerk und Mystik schwebt, klingt schon früh Lisztsches Kolorit an. Einer anderen Welt als der Regerschen entstammt, tritt es doch als mächtiger Hebel seiner Kunst auf. Seine Choralfantasien und Orgelfugen haben die zusammensetzenden Elemente zu einer höheren Einheit umgeschaffen: etwa die klavieristisch befruchtete B-a-c-h-Fuge, die eine klassische Reihe glanzvoll abschließt. Aber kaum greift seine Musik auf andere als auf Tasteninstrumente über, so verrät sich die Zielunsicherheit des Klangsinns. Auch die Theorie spricht zur Phantasie. Der Hugo Riemannschüler lernt das Zeitgenössische auf neuem analytischen Wege erkennen, um es abzuschwören und in einer eigenen Modulationslehre die letzte Rücksichtslosigkeit des Fortschreitens zu diktieren. Man jubelt dem Harmoniker Reger zu, der das Entfernteste mit Urplötzlichkeit aneinanderkettet und doch alles Überraschende, Verblüffende, Empörende vor den Gestrengen zu rechtfertigen weiß. Ein Triumph: der aus dem anderen Lager Gekommene scheint der neue Befruchter des Kolorits.

Aber es ist nicht zu übersehen, daß die Hemmungslosigkeit, die hinterher alles zum Gesetz erhebt, jenseits des künstlerischen Geschmackes gedeiht, der die Frucht durchgebildeter Reizsamkeit ist. Aus dem Möglichen das

im künſtleriſchen Sinne Brauchbare auszuſcheiden, iſt ihr Ziel. Bei Reger wohnt neben der genial erſpürten und geäußerten Stimmung das Wirre und Zufällige, neben dem Reizſamen das Reizloſe. Eine Seltſamkeit tritt ein: dieſer Meiſter der Form verliert ſich gegenüber drängenden Inhalten, die Linie wird unterbrochen, der Bau wird brüchig. Feingeiſtige Beweglichkeit würde ſich, wie es in der Programmuſik geſchah, eine neue Form ſchaffen. Reger wird in ſeiner Zielunſicherheit nur durch ſein überragendes Können geſtützt, das auch dem in ſeinen Maßverhältniſſen Geſtörten noch Halt gibt. Und die Widerſprüche innerhalb des Werkes, der Gegenſatz von unbeſtreitbaren und zweifelhaften Werten iſt ſtark genug, um ſeine Eigenart zu begründen.

Doch die Widerſprüche ſind tiefer verwurzelt: in der rhythmiſchen Schwäche, die den programmloſen Muſiker in einen Engpaß treibt, weil ſie ihm die Pfeiler des Gerüſtes weigert und ihn mit Eintönigkeit bedroht. Die Werte, die er vorſchiebt, die zwieſpältige Harmonik, die myſtiſche Stimmung zeugen die intereſſanten Krümmungen des Weges. Und wir erleben hier den tragiſchen Konflikt eines, der ſich als Eigner fühlt und doch von Krücke zu Krücke irrt. Wir fühlen auch, daß die Urkraft, die in der ſchöpferiſchen Haſt zu atmen ſchien, ſich an einem überempfindlichen Nervenſyſtem bricht; und alles Burleske, das in Scherzoſätzen auftaucht, kann dieſen Bruch nicht verſchleiern. Iſts ein Wunder, daß dieſer Reger immer wieder ſeine heimliche Liebe zu dem vorläufigen Endpunkt der reinen Muſik, zu dem düſtern Träumer Brahms bekennt? Nur hat er, dem ſchon die Sterne der Programmuſik leuchten und das Ziel verrücken, deſſen ſelbſtkritiſche Geradlinigkeit und rhythmiſche Verzweigtheit nicht geerbt. Er iſt teils reicher, teils ärmer als Brahms. Dieſer ſteht feſt. Eine durch Meiſterſchaft gehobene, ſchillernde Unſicherheit bezeichnet Regers Schaffensbahn.

Der Widerſpruch zwiſchen Werk und Werk, zwiſchen dem Urempfinder und dem Anempfinder, vorher ſchon geſtreift, iſt noch ſtärker zu beleuchten: weiteſte Abſtände werden mit einer Rapidität durchmeſſen, der wir bei den ſchaffenden Perſönlichkeiten unſerer Zeit ſonſt nicht begegnen. Faſſen wir das Ureigenſte in Reger: ſein lyriſches Dahinträumen, aus der Orgel geboren, eine Kreuzung des Adagio mit der Impreſſion. Aber wie ſelten bietet ſich dieſe phantaſievolle Koſtbarkeit rein dar! Sie iſt durch die Werke verſtreut und läßt ſich, wo ſie ſelbſtherrlich auftritt, nur ſchwer in irgendeine Form einfangen. Wo ſie, wie in den Choralfantaſien, am cantus firmus hängt, geht ſie in leicht gebundenem Schritt und gräbt ſich tief in die Herzen. Lebt auch als Adagio in der Kammermuſik. Doch ſehr wandelbar iſt die Lyrik, ſobald ſie als Lied der Einzelſtimme zu Dienſten iſt. Dreifach bedrängt es den naiven Muſiker Reger: als Dichtung, als Form,

als Klangproblem. Seine Unbedenklichkeit und Schreibfertigkeit macht ihn wahllos; dem Orgelton entrückt, dem Dichterwort und der Menschenstimme verpflichtet, auf Erfindungskraft im kleinsten Raum angewiesen, ist er hier phänomenal in der Anpassung. Das Zwiespältige in ihm, der Drang, Kultur zu beweisen, ohne dafür gerüstet zu sein, wirksam und doch ein Eigner zu sein, verbunden mit der Raschheit der Assoziation und dem technischen Genie schafft alle Spielarten des Liedes. Der Anschluß an die moderne Feinnervigkeit, aber auch an die alte Linie wird gesucht. Soll er im geschlossenen Melos die Stimmung oder rezitativisch die Windungen des Textes aussprechen? Soll der Klavierpart leitmotivisch oder nur ausdrucksvoll begleitend sein? Reger wird hier, äußerstens, grübeln oder, rascher, Mustern verfallen. Findet sie in Brahms, Hugo Wolf, Wagner, übertreibt aber auch in „Schlichten Weisen" die Schlichtheit bis zur Unpersönlichkeit, wie er die Verästelung bis zur Unsangbarkeit getrieben hat. Schubertisch ist die höchstmögliche Abkürzung des Denkprozesses; aber sie fließt aus einem völlig unschubertischen Instinkt für das Dagewesene. Und der Musiker, der an der Orgel träumte, gleitet mit feinen Fingern über die Klaviatur, schmiegt sich poesievoll an, ist Sachwalter der Stimmung und Erspürer von Klangzwischenstufen. So schauen sich im Regerschen Lied die Gegensätze an; es spottet jeder Charakterisierung, ohne doch hier und da ein Charakteristisches, ein Regersches, eine inbrünstige Annäherung an das Wesen der Dichtung zu verleugnen.

Betreten wir das Gebiet des Instrumentalen. Da klaffen Abgründe zwischen Werken wie den Solosonaten und der Chaconne für Violine hier, der E-dur Sonate für Geige und Klavier op. 72 und der Sinfonietta dort. In jener vollendete Bachnachahmung, die dem mehrstimmigen Spiel Dorniges und Dankbares bietet, in diesen ungezügelte Wildheit, die den Eigenwert mit dem Stacheldraht des Unklanges einzuzäunen scheint. Kritik hatte es nicht leicht, sich inmitten der entfesselten Leidenschaften zu behaupten. Sie stand vor einer Mischung der Elemente, die aller Erfahrung widersprach: dem aufregendsten Versuch eines Zeitgenossen, dem mindestens überragendes Können nicht abzustreiten war, der aber auch dieses durch ein Anderswollen dem Blick verhüllte. Wir wissen nun, daß diese Werke nicht leben werden. Aber fruchtbar an sich, sind sie es noch mehr durch die Erkenntnis des Weges, der zu ihnen führt. Jene zum Hohn vorzeichenlose Sonate von unbestimmbarer Tonalität sollte das Widersacherthema in den kammermusikalischen Rahmen spannen. Phantasiestürme toben gegen die Form wie den Klang. Der ist nicht von einem der Durchsichtigkeit bewußten Ohr gelenkt, jene ist nicht erwogen. Es sollte Ausdrucksmusik sein und wurde ein nur selten durchleuchtetes Chaos. Die Sinfonietta hatte einst ein sensationelles Schicksal: sie erschütterte die guten

Sitten des Konzertsaales. Auch sie ein Versuch, aber ohne geniale Keime. Der polyphone Reger hatte es in seiner Bedenkenlosigkeit gewagt, den Kampf mit einem ihm völlig neuen Klangmaterial, mit dem Orchester, öffentlich auszufechten; dies zu einer Zeit, die dem großen Klangkörper ihre besondere Reizempfindlichkeit dankt. Hier war auch seine Phantasie gescheitert, die uns in der Kammermusik, so im D-moll-Streichquartett, auch in Klavierstücken, zuweilen schwebende Zartheit geschenkt hatte.

Aber die Rastlosigkeit dieses Musikers will auch das Instrument seiner Epoche soweit bezwingen, daß es sich seinen Inhalten nicht weigert. Seine Klangphantasie wird sich nie am Orchester befruchten können wie die der andern, denen es Muttersprache ist. Er wird in dieser übertragenen Sprache nie eigentlich erfinderisch sein, wird sich aber auf das Registerwerk der Orgel besinnen und von ihm aus die Klangstarrheit zu bannen suchen. Mit der assoziativen Kraft seiner Technik gelingt es ihm, sich vom Vorwurf zu entlasten, daß er das Kunstmittel nicht beherrsche. Er schreibt eine Serenade, die wie ein schüchternes Sichemportasten an der einfachsten Empfindung mit geringem Aufwand, dem schattierten Streichkörper, ist. Bald ist er auch hier flügge geworden; und seine Variationen über ein lustiges Thema op. 100, sein sinfonischer Prolog zu einer Tragödie, seine Lustspielouvertüre leiden zwar alle, bei gedämpftem Neuheitstrieb, an Mißverhältnissen des Baues, haben aber äußerlich die Hemmungen des Kunstmittels überwunden. Mischt sich der Chor dem Orchester wie in dem groß gedachten 100. Psalm, dann gibt es Hypertrophien des Klanges, wenn, wie im Schlußsatz, ein Gipfel der Wirkung angestrebt wird. Und das Violin- wie das Klavierkonzert bringt gärende Masse, die den Solisten bedrängt. Überall blitzt es einmal auf, das Mystische wie das Burleske hebt sich heraus. Indes ist Reger als Dirigent der Meininger dem Orchester so nahegerückt, daß die ganze Gegenwartsmusik ihm durch Ohr und Phantasie strömt. Die Pflicht sie zu deuten, ist ihm nicht Bürde, sondern neuer Weg zur Entäußerung. Wie er am Pult reinmusikantisch nachschafft, ist das Erstaunen der Konzertbesucher in deutschen Landen. Aber schon wird er auch, als ein maßlos Anpassungsfähiger, als ein mit ungeheurer musikalischer Vorstellungskraft Begabter, rezeptiv, fast kapellmeisterlich. Man hört in seinen letzten Orchesterwerken den Nachklang des tanzseligen Richard Strauß, Debussy sucht ihn heim und wird in seinem Ganztonkolorit von ihm aufgefangen. Dieser Urdeutsche blickt nach dem neoimpressionistischen Westen. Reger hat den Mangel an Anmut in sich entdeckt; die hastig entlehnte Feinarbeit der Suite soll sie beweisen: Kunsthandwerk, das in einem Aufrührer dieses Schlages Erschöpfung bedeutet.

Suchen wir nun in der bis etwa anderthalb Hundert gewachsenen, planlosen Vielheit von Werken die stärksten auf, so ruft uns die Variation.

Wo das Schwankende das Bleibende ist, wo das eigene Thema in der Kreuzung von rhythmischer Schwäche und modulatorischer Rastlosigkeit sich selten zu festen Umrissen entschließt, wird der Lehngedanke zum Anker des Schaffens. Von hier aus kann das Spiel der Phantasie sich um so freier entfalten, als auch der Zwang des langen Atems, des baumeisterlichen Abmessens weniger auf ihr lastet. So wendet sich Reger, wie Strauß, nur mit andern Sinnen, zur Geradlinigkeit zurück, will sich an Bach, Adam Hiller, Mozart und auch Beethoven emporranken. Schon aber lösen auch sie sich ihm auf, fabulieren, lachen, höhnen, träumen, ja, träumen so ganz auf seine Art, daß der zeugende Gedanke zuweilen nur schwacher Nachhall ist. Mit gekrümmten Gliedern, doch verfeinerten Nerven langt er bei der Fuge an, die ihm das Rückgrat steift und ihn mit allen Mitteln des Satzes zur Riesengröße wachsen läßt. Die Bach-, die Beethoven-, die Hillervariationen sind ein reiches Erbe. Mögen sie sich an Brahms berauschen, im Rhythmus schwachbeweglich sein, in der Fuge einem leichten Schema gehorchen, ihre Abschweifungen können kostbar sein, und ihr Glanz ist, nach allen thematischen Abenteuern, hinreißend.

Dies alles will dienen, die Wurzeln des Problems Reger freizulegen, das Bild des Widerspruchsvollen zu fassen. Aber wenn je, sind hier letzte Geheimnisse in den Zusammenhängen zwischen dem Menschlichen und dem Künstlerischen begraben. Der rasche Tod des Meisters deutet soviel an wie sein Leben und Schaffen. Dieser anscheinend urkräftige Mann war körperlich krank, lebte im Banne dunkler Mächte, die ihn ebenso lähmten wie bereicherten, die ihn zu schöpferischer Hast vorwärtspeitschten. Aus Kernstarkem, Reizsamem, Krankem formte und entformte sich seine Kunst. Gestaltungsmeisterschaft und Gestaltungsschwäche, seltsam verknüpft, sprossen aus solchem Boden. Man kann, auf der Suche nach Parallelen, an Georg Philipp Telemann denken, den versunkenen Vielschreiber, den die Unzahl seiner Geisteskinder verwirrte; oder an Wilhelm Friedemann Bach, das ungezähmte Genie, dem die Ideen zuströmten, aber zerflossen. Doch den eben rückgewandten Sinn fesselt der Zeitgenosse. Reger, dieser ewig Suchende, dieser Erschaffer von Durchgangswerten, ist an die Gegenwart, ist durch sie gebunden, überbietet sie aber an Zerrissenheit. Modern ist die Sehnsucht nach Einklang zwischen dem Eigenwert und den Kunstmitteln; nur daß hier beide, wesensverschieden und gewaltig, mit Gewalt aufeinanderprallen; nur daß hier kein sichtender Kunstverstand, Frucht und Vorbedingung der Sammlung, versöhnen will. Und die Industrie begünstigt den Eilschritt des Problematikers. Man kann den rastlosen, weitschauenden Harmoniker, den kühnen Erneuerer der Orgel in ihm feiern. Man kann die einzigartige Verknüpfung zweier Jahrhunderte in ihm bestaunen. Gewiß aber ist: nicht der Vollkünstler, sondern der Anreger, der unaufhörlich Keime ausstreut,

wird fortleben. Im innerſten Kern Zukunftslyriker, aber zur Unplaſtik geboren, rückte er zuweilen in die Nachbarſchaft der Großen, denen er blutsverwandt war.

Peter Nanſen und Dänemark*

von Johannes V. Jenſen

Es iſt nicht meine Abſicht, Peter Nanſen als Verleger zu beurteilen; auch über ſeine Werke will ich mich nicht zum Richter aufwerfen. Auf dieſen beiden Gebieten iſt er von einer merkwürdigen Ungleichheit: als Schriftſteller exkluſiv, ſchroff, faſt bis zur Begrenzung, als Verleger umfaſſend, von einer faſt übermenſchlichen Geſchmeidigkeit; es gibt keine Facetten oder Eigenarten, auf Dutzende von Schriftſtellern der verſchiedenſten Klaſſen und Bildungsſtufen verteilt, denen er nicht eine Seite ſeines Weſens zuzukehren und etwas abzugewinnen vermochte, ſo daß beide Teile dadurch gewannen; keiner hat wie er die Fähigkeit beſeſſen, weſensverſchiedene und widerſtreitende Elemente unter demſelben poſitiven Geſichtskreis zu vereinigen: dem Intereſſe der Literatur, der Schriftſteller und des Verlags. Hier hat er hohe Kunſt geleiſtet, Lebenskunſt. Man würde es einfach nicht faſſen können, daß die beiden — der Schriftſteller und der Verlagsdichter — ein und derſelbe ſind, wenn man Nanſen nicht perſönlich kennt.

Und auf Peter Nanſen als Menſch will ich eine Lobrede halten. Keiner hat mich in Erſtaunen geſetzt wie er. Er iſt wirklich ein einzig daſtehender Menſch. Es iſt, als ob die Natur alle ihre Kräfte vereinigt hätte, um in ihm nicht eine Spezies, ſondern ein einzelnes Individuum hervorzubringen. Nachdem Hunderte von nur auserleſenen Frauen und Männern ſeit Jahrhunderten in einem Geſchlecht aufgegangen ſind, mit dem Blut der ganzen alten Welt in ihren Adern, den Mittelmeerländern und ihren alten Kulturen — Nanſen iſt häufig mit den römiſchen Kaiſern verglichen worden, und es iſt gar nicht unwahrſcheinlich, daß er einen von ihnen zu ſeinen Ahnen zählen kann — iſt das Geſchlecht quer durch das bunte Europa

* Peter Nanſen hat nach langer Pauſe wieder zur Feder gegriffen: wir beginnen in dieſem Hefte ſeine neueſte Erzählung zu veröffentlichen. Während ſeiner Schaffenspauſe leitete er den bekannten Gyldendalſchen Verlag in Kopenhagen, das Zentrum der geſamten modernen ſkandinaviſchen Literatur, ein kulturgeſchichtlich bedeutungsvolles Abbild des aufſteigenden Dänemarks. Johannes V. Jenſen widmet dem Freunde und Gönner obige Seiten aus Anlaß dieſer Lebenswendung.

gelangt, bis es sich in Kopenhagen zur Ruhe setzte. Und diese Wanderung, Auswahl und Anpassung hat schließlich alle auserlesenen Eigenschaften in Nansens Person vereinigt, während er gleichzeitig einen Selbsterhaltungstrieb geerbt hat, so groß, wie der aller seiner Ahnen zusammengenommen.

Eine Beschreibung von Nansen ist überflüssig, er soll nicht auf eine Stecknadel gespießt werden und in eine Sammlung kommen. Jeder kennt ihn und hat einen Eindruck von ihm als auffallende, formvollendete Erscheinung in Kopenhagen, ja, Kopenhagen selbst fast, jedenfalls die innere Stadt. Ausländer würden ihn für einen Diplomaten von südländischem Adel halten, bestärkt durch die leicht nasale Aussprache, mit der Nansen seine Maske vollendet und die eine Ausdrucksform für seine heimliche Ironie ist. Die Verfeinerung ist indessen Natur, er hat nun einmal die schönsten Glieder, auf denen ein Anzug wie gegossen sitzt; es ist nicht alles Schneiderkunst. Seine Physis ist vollendet, ohne daß er seinen Körper jemals selbst trainiert hat, er ist lauter Nerv und Grazie, jede Bewegung ist ein Charme.

In einem merkwürdigen Gegensatzverhältnis zu diesem graziösen Äußeren stehen Nansens bekannte, kräftige und ausgesprochen männliche Eigenschaften, seine Ausdauer beim Arbeiten, seine Klugheit, Klarheit und von allen anerkannte, seltene Rechtschaffenheit.

Nansen würde, wenn er dieses Wort persönlich anhören müßte, stark näseln, sein Blick würde müde werden und er würde vor Widerwillen gegen ein solches Wort vergehen — denn es ist ein unappetitliches Wort im Munde derer, die es nur als Phrase gebrauchen. Wer aber Nansen durch jahrelange Erfahrung kennt, dem drängt sich seine Rechtschaffenheit, seine selbstverständliche Geradheit in jeder bürgerlichen Beziehung auf, während man gleichzeitig daran gewöhnt ist, daß er die unmoralischsten und lockersten Grundsätze im Munde führt.

Hier ist ein rätselhafter Punkt in dem Charakter dieses Mannes, dem sonst jedes Mysterium so fern liegt: seine Neigung, sich mit allen Lastern zu schmücken, was ihn fast in den Ruf wirklicher Verderbtheit gebracht hat, während er sich gleichzeitig durch Bürgerlichkeit, das heißt Arbeitsamkeit und treues Aushalten auf seinem Posten so besonders auszeichnet. Die Veranlassung, weshalb Nansen dieses Doppelwesen gepflegt hat, mag teils eine gewisse Schwäche der Mode gegenüber gewesen sein, denn es war Mode, als Immoralist zu kokettieren, teils eine gewisse Politik; denn die Generation, der er angehörte und die gegen die damalige Bürgerlichkeit Front machte, mußte den Widerstand und das Ärgernis schüren, um selbst in Bewegung zu bleiben, es sogar noch schüren, als es nicht mehr existierte; und dabei kann es dann wohl geschehen, daß man noch fortgesetzt gegen

die gangbare Moral Front macht, wenn es auch inzwischen die eigene geworden ist, die die Gegenpartei akzeptiert hat.

Außerdem glaube ich noch an eine tiefere Ursache: es ist eine eigene verborgene Form von Schamhaftigkeit. Die meisten Menschen versuchen mehr zu scheinen als sie sind; aber mehr zu sein, als man sich den Anschein gibt, das sieht pervers aus, ist aber im Grunde eine starke und stolze Handlung. Nicht alle verbergen ihre Gefühle auf diese Weise vor der Menge. Es gibt Menschen, die durch Selbstbetrug ehrlich sind, Nansen ist es, wenn er auf die Probe gestellt wird.

Wenigen ist es wie ihm geglückt, grelle und verwickelte Gegensätze in ihrem Wesen zur Übereinstimmung zu bringen, niemand ist so umfassend und so liebenswürdig. Darum besaß er auch alle Bedingungen, einen großen Verlag zu leiten, er konnte die entferntesten Nüancen widerspiegeln und das Unverständlichste von dem, was durch Bücher an die Öffentlichkeit zu gelangen wünscht, verstehen. Er war selbst Künstler, kannte die seelische Traimierung und die Wehen des Schaffens, ist bis zu einem gewissen Grad Phantast, wie alle die, die den Trieb bekommen haben, zweimal zu leben: im Dasein und im Bilde. Als Verlagsdirektor aber hatte er auch den Respekt des verständigen Mannes vor der Literatur, vor geistigen Werten, er wußte, daß sie es letzten Endes sind, die das Materielle in Bewegung setzen.

Die Jahre, in denen Peter Nansen der Literatur seinen Geschmack aufgedrückt hat, soweit man das durch Leitung eines großen Verlags kann, fallen mit einem allgemeinen materiellen und sozialen Entwicklungsprozeß zusammen, Kopenhagen ist eine Großstadt geworden, eine neue, breite Gesellschaftsschicht ist in den Vordergrund getreten und hat sich politisches Übergewicht über eine früher privilegierte und begrenzte verschafft. Eine ähnliche Entwicklung hat auf dem Gebiet der Literatur stattgefunden. Das alte literarische Kopenhagen, dessen man sich jetzt nur noch schwach entsinnt, hatte einige Richtungen, die ihre Lebensberechtigung darin sahen, sich gegenseitig zu bekriegen, indem jede das Ziel erstrebte, daß nur eine da sein sollte. Jetzt gibt es viele Richtungen, die voneinander unabhängig sind. Das Ziel liegt eher in der Verschiedenartigkeit. Nansens Instinkt ging nach dieser Erweiterung und Vielfältigkeit, die wie Auflösung wirkt, wenn sie im Gange ist, sich aber nachher doch als Entwicklung erweist.

Die Zeit konnte keinen günstigeren Vermittler finden als Nansen. Obgleich selbst kräftiger Parteinehmer, besaß er dennoch ein angeborenes Gefühl für Dimensionen, so daß er jeder Bewegung, statt sie niederzuhalten, freien Lauf ließ, im Vertrauen darauf, daß sie sich entweder auslaufen, oder an Macht wachsen würde, je nach ihrem Wert — vielleicht auch, weil er der Erbärmlichkeit keinen Widerstand gönnte, sondern lieber sah,

daß sie sich von selbst zersetzte. Hierbei folgte er der Methode der Natur selbst, die in allen Dingen Überfluß verlangt, bevor eine Auswahl stattfinden kann; Qualität erreicht man nicht, indem man ausschließt, sondern indem man der Masse Gelegenheit gibt, sich zu setzen.

Dänemark ist in dem letzten Menschenalter von einem eingeschlossenen Kleinstadthorizont, der in der Alleinherrschaft wurzelte, zu einem international gültigen, demokratischen Niveau hinausgeleitet worden. Mancherlei Kräfte haben dazu beigetragen. Für Nansen wie für die Literatur hat es eine Entfaltung bedeutet. Nansens fremde, jüdische Abstammung und eine intime Trainierung in nationalen, dänischen Geistesformen — sein Vater war Geistlicher in der dänischen Kirche — haben ihn besonders für diese Richtung befähigt.

Völkerpsychologisch bedeutet die innere Entwicklung des letzten Jahrhunderts, daß Dänemark als Nation seinen Zusatz von jüdischen Einwanderern absorbiert und sich geistig von neuem mit einer entsprechenden Nüance abgerundet hat, dasselbe, was von den Stoffen in der Chemie gilt. Weil in Nansen die vorhandenen Ingredienzien am gleichmäßigsten verteilt sind, ist er vielleicht augenblicklich der dänischste von allen Dänen.

Jetzt ist er eine Stufe zurück und aufwärts gewichen, hat die tägliche Arbeit, die Audienzen, anderen überlassen; und wird sich nur hin und wieder wie der liebe Gott zu erkennen geben, wenn heilige Entscheidungen in den Wolken des Vorstandes getroffen werden sollen. Gleichzeitig hoffen seine Freunde, daß er seine wiedergewonnene Zeit dazu benutzen wird, nun auf die Erde herabzusteigen und sich wieder privat unter die Menschen zu mischen.

Für treue Zusammenarbeit und Freundschaft spreche ich ihm hier meinen Dank aus.

Chronik: Kleindeutsche und Großdeutsche/ von Junius

Friedrich Wilhelm Foerster, o. ö. Professor der Pädagogik an der Münchener Universität, ist wider seinen Willen und ganz gegen die objektive Tendenz seines Lebens und seiner Lehre in die breite Öffentlichkeit gezerrt worden. Der Gelehrte ist eine durchaus unproblematische Natur. Sehr früh schon wies der Zeiger seines Wollens in die ethische Richtung. Er gehört mit zu denen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Berliner Ethische Gesellschaft ins Leben gerufen haben, gepackt von der Schwere der sozialen Frage, beunruhigt von

dem drohenden Zusammenprall der Bourgeoisie und des Proletariats, geängstigt durch den satten Materialismus der erwerbenden Klassen und die revolutionäre Gebärde der Arbeiterführer. Ich entsinne mich noch deutlich des Eindrucks, den der Ernst dieses jungen Mannes auf seine Altersgenossen machte. Seine Orientierungen waren gewiß nicht überfliegend, seine Worte nicht sieghaft im Sinne des mitreißenden, des durch Klang der Stimme und ausbrechende Leidenschaftlichkeit betörenden Redners; aber die stille Gesammeltheit des Menschen, der sich einer Idee verschrieben hat und der aus dieser Idee heraus neugeboren wurde, erwärmte und rührte die Hörer. Dieser Ausgangspunkt ist bis auf diesen Tag der Kompaß seines Lebens geblieben. Der politische Radikalismus war schon in seiner damaligen Haltung im Grunde nur Äußerlichkeit. Auch der schien aufrichtig und echt, gewiß; aber er zog von vornherein seine Säfte aus der Überzeugung, daß eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Ordnung durch die politische Mechanik allein, durch soziale Gesetzgebung, durch langsam in die Gegenwart sich einbauenden Staatssozialismus doch vergebene Liebesmüh' sein würde, wenn nicht von innen heraus der Mensch in Privatleben und Erziehung neugeboren würde, wenn er nicht ins Seelische zurückgeführt und der ganze politische Überbau der Gesellschaft sittlich und religiös unterkellert würde. Eine Sehnsucht nach zentraler religiöser Lebensauffassung war schon damals der Grundakkord seiner Lehre, den nur oberflächliche Hörer und polizeilich zugespitzte Ohren nicht vernahmen . . .

So mündeten alle seine Gedanken und Bestrebungen in Pädagogik, und so wurde Pädagogik nicht nur ein Fach, das er lesend, sammelnd, vermittelnd, logisierend lehrte, sondern ein Lebensprogramm und ein Werbemittel. In diesem Sinne wirkte er an der Züricher Universität, und eine Reihe wertvoller Arbeiten ergänzte die Lehrtätigkeit: die „Jugendlehre", die „Lebenskunde", Schriften über „Sexualethik und Sexualpädagogik", über „Christentum und Klassenkampf" schufen ihm weitere Beachtung. Ein interessantes Büchlein über „Schule und Charakter" wird, neben der ins Christkatholische einmündenden „Autorität und Freiheit", seine Gönner in München wohl besonders veranlaßt haben, Foerster die ordentliche Professur für Pädagogik zu übertragen. Man muß sich die Tendenz und den Inhalt dieses Büchleins klarmachen, um zu verstehen, wie seltsam der jetzige Einspruch der Philosophenfakultät gegen Foersters friedenspolitische Orientierung ist — denn darum handelt es sich. Nicht neu an Foersters Pädagogik ist der Protest gegen den übertriebenen Intellektualismus der modernen Bildung und des höheren Lehrbetriebes in Deutschland. Daß sie eines festen Zentrums ermangele, daß die Allseitigkeit der Interessen und die systematische Weckung wissenschaftlicher Neu-

gierde nach allen Richtungen hin für die wachsende und werdende Seele Gefahren in sich berge, wissen wir seit langem. Nietzsches Glossen über die Gefahren der Historie als Bildungselement und Träger der Weltanschauung sind unvergessen. Neurasthenie, Unbeständigkeit im Urteilen und Werten, Unsicherheit der ästhetischen und moralischen Instinkte sind die unmittelbarsten Folgen, eine Ermattung der schöpferischen Funktionen des Geistes ist das unausbleibliche Resultat auf der einen Seite: bei denen nämlich, die sich diesem Betriebe verschrieben haben und an seine allein seligmachende Wirkung glauben. Was aber als Gegengewicht ins Spiel gesetzt wird, ist noch bedenklicher. Es ist ein starrer Konservativismus, das heißt ein eigensinniges Festhalten an überlebten Glaubens- und Organisierungsformen.

Daß auf solchem Boden verkrüppelte Ideale besonders gern gedeihen, ist eine triviale Erfahrung. Das eben macht den Befund so beängstigend. Wie sucht Foerster die Schwierigkeiten zu überwinden? Dadurch, daß er bewußt eine undogmatisch reine christliche Gesinnung ins Zentrum der Erziehung stellt und sie zum Aufbau des Charakters verwenden will. Das Christliche seiner Lehre hat die Taufrische der Primitivität und, um das gleich zu sagen, der mittelalterlichen Katholizität. Beim Individualleben sieht er das Vereinigende in der Vielfältigkeit der geistigen und materiellen Interessen, in lauterer christlicher Gesinnung und den Inspirationen der Liebe: intellektuelle Bildung, sagt schon Aristoteles, macht wild und maßlos. Man muß in diesem Punkte an die großen anglo-amerikanischen Reformer denken, an Carlyle, Emerson, Ruskin und ihre Schulen, denen Foerster bewußt zuneigt, weil auch sie die Charakterbildung in unserer Zeit bedroht sehen und den Menschen daran gewöhnen wollen, wieder an seinem sittlichen Zentrum zu bauen. Von diesem Ausgangspunkt entwickelt sich Foersters Pädagogik bis in entlegene Einzelheiten, für die er die moderne Forschung samt Psychopathologie und Kriminalpsychologie verwertet. Das interessiert hier nicht. Wichtig aber sind die unmittelbaren politischen Folgerungen.

Einmal kann vor diesem Standpunkt Bismarcks Kulturkampf nicht bestehen — noch weniger als vor manchem andern. Eine Staatskunst, die von Trennungen und Scheidungen lebt, statt von Vereinigungen und Ausgleichungen und Versöhnungen, ist danach verurteilt. Und dann wird das Schema auf die zwischenstaatlichen Beziehungen übertragen. Foersters Ideal mag man romantisch nennen, ich betrachte es sogar als gefährlichen Baugrund für Heutige und Zukünftige; aber wenn man seinen Ausgangspunkt gutheißt, hat man kein Recht, die logischen Folgerungen zu verwerfen und ihm zur Schuld anzurechnen. Im Mittelalter bestand ein christliches Europa, eine übernationale europäische Gemeinschaftlichkeit; aber

die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung hat diesen Zustand über den Haufen geworfen und getrennte nationale Einheiten neben- und gegeneinander gestellt. Das christliche Solidaritätsgefühl verblaßte, ja es wurde von nationalen Heißspornen ins Schattenreich verwiesen, als eine Sittlichkeit minderer Art, als Atavismus eines früheren und unentwickelteren Zustandes. Dagegen eben protestiert Foerster aus den Tiefen seines seelischen Empfindens und seiner geschichtlichen Orientierung. Er sieht in einer Entwicklung von dem mittelalterlichen Ideal christlicher Gemeinsamkeit hinweg einen Verrat an dem kostbarsten religiösen Besitze der Menschheit; und er sieht in einer Rückkehr zu ihm, mit Hilfe des ganzen modernen Organisationsapparates, eine Errettung, der er seine Lebensarbeit widmen will. Welcher unbefangene Mensch kann Foerster Inkonsequenz nachweisen? Der philosophischen Fakultät in München wird man eine solche Verkennung nicht unterschieben wollen. Foerster begeht ja kein Unrecht an dem nationalen Gedanken, wenn er sagt, daß dieser in allen kriegführenden Ländern sich durch Verzerrungen und Übertreibungen der irreligiösen Materialisierung schuldig gemacht habe. Er denkt gar nicht daran, etwa einen Frieden um jeden Preis zu wollen, weil der nur fremder Selbstgerechtigkeit und Pharisäerhaftigkeit und fremdem Machthunger zugute käme. Er stellt überhaupt gar keine unmittelbaren Kriegsziele auf. Er predigt ja nur, seiner Grundgesinnung gemäß, eine Rückkehr zum christlichen Erlösungsgedanken, als letztem regulativem Prinzip einer Staats- und Gesellschaftsphilosophie, die grundsätzlich die doppelte Buchführung der modernen Lebenspraxis verabscheut. Auf das europäische Problem angewendet, kommt das auf die Empfehlung zwischenstaatlicher Verständigung hinaus, unter Sicherungen, die eine erleuchtete Diplomatie für die nationale Selbständigkeit und Wohlfahrt zu suchen und zu finden wissen werde.

Nationale Isolierung ist kein politisches Programm. In Bismarcks Erbe läßt sich diese These, soviel ich sehe, nicht nachweisen. Seine Bündnispolitik widerspricht dieser Auffassung aufs schärfste. Der Grundfehler, den freiere Geister bei der Beurteilung des Bismarckischen Lebenswerkes begehen, scheint mir die Verwechslung von Staatstechnik und Staatsphilosophie. Der praktische Politiker, der am Steuer steht und die Verantwortung vor dem lebenden Geschlechte trägt, ist kaum je zu gleicher Zeit Staatsphilosoph gewesen: insofern dieser Grundsätze und nicht Kompromisse kennt und bekennt. Bismarcks Haß gegen jede Form der Ideologie gibt den Schlüssel zu der letzten Quelle seiner Leistungen, aber auch zur Grenze dieser Leistungen. Sein Genie lag in der bewußten Enge seiner politischen Vision; und lag zugleich in dem Glauben an die Notwendigkeit und die Wirksamkeit dieser Enge. Er hat Großpreußen

geschaffen, kann man sagen, das heißt er hat Deutschland konstruiert mit den überlieferten Machtmitteln des preußischen Staates und im vollen Glauben an die technisch-politische Überlegenheit der preußischen Prägung für dieses Ziel. Der Großdeutsche ist aber — der liberale Alldeutsche früherer Zeit: so paradox ist die Geschichte. Wenn heute ein mächtiger ideeller Strom im Einklang mit machtvollen Tatsachen der allerjüngsten Begebnisse in dieses alte großdeutsche Bett zurückflutet und der Föderativgedanke nach Gestaltung ringt, so wird man daraus nicht folgern dürfen, daß die Bismarckische Lösung des deutschen Problems eine Fälschung der Geschichte war, sondern ein von den Zeitverhältnissen und ihren Machtmitteln aufgezwungener Umweg — zum rechten Wege. Ich kann daher das Verhältnis Foersters und seiner großdeutschen Ahnen zu Bismarck verstehen, aber ich lehne ihre Kritik ab, weil sie nicht tief genug in das Wesen der historischen Realitäten und des großen Staatstechnikers eingeht. Aber ich sehe in dem Versuch des Föderalismus von Konstantin Frantz und seiner sich eben sammelnden Anhänger eher eine äußerst wertvolle Unterstützung als eine unsere gegenwärtigen Aufgaben hemmende Gefahr.

Foerster tut unrecht, kleindeutsche Fehler oder Unterlassungen der Bismarckanhänger dem Meister zu unterschieben. Er sieht aber ganz klar, daß die Alldeutschen, deren phantastischen Nonsens und gefährliche nationale Reizbarkeit er natürlich gründlich ablehnt, in diese Fehler nicht verfallen, wenigstens soweit sie maßvoll und politisch ernst sind. Ausdrücklich sagt er: Die besten Vertreter dieses Standpunkts leitet die richtige Ahnung, daß Deutschland weit über seine Grenzen hinaus weltorganisatorisch wirken müsse. In dieser Beziehung hätten sie dem alten germanischen Geiste näher gestanden als die nationalgesinnten Kleindeutschen. Es ist mehr als seltsam, daß der Aufsatz, in dem diese Anschauungen vertreten sind, die Münchener Philosophen zu so heftigem Protest veranlaßt hat. Foerster ist politisch und ideell stets Großdeutscher gewesen, und er ist durch den Krieg in dieser Gesinnung bestärkt, ja bestätigt worden. Er spricht heute, wie vor fünfzig Jahren Paul de Lagarde unter den deutschen Protestanten und Konstantin Frantz unter den deutschen Katholiken gesprochen haben. Sie sagen, Bismarcks Lösung der deutschen Frage war eine halbe Lösung. Es gibt heute unzählige Menschen in Mitteleuropa, die in ähnlichen Gedankengängen befangen sind — man braucht sie nicht weit zu suchen, wenn man sich bloß an die zustimmenden Leser von Naumanns „Mitteleuropa" und Karl Renners „Österreichs Erneuerung" hält. Die scharfe (doch keineswegs scharfsinnige) und nicht eben liebevolle Kritik an Bismarcks Werk hätte man ruhig übergehen sollen. Ich glaube, wir sind stark genug, um nicht von jedem denkenden Deutschen eine unbedingte Bejahung Bismarcks zu fordern und während des Krieges eine starre politische Orthodoxie aufzu-

richten, um so weniger, als gerade die Bismarckforschung im seltsamen Verein mit den alldeutschen Programmen gezeigt hat, in wievielen Punkten wir an Bismarck vorbei — und über Bismarck hinausgegangen sind.

Das Weltorganisatorische ist also nach Konstantin Frantz die heutige deutsche Mission; mit ihr will Foerster das junge Geschlecht von der Bezauberung frei machen, mit der nach ihm die falsche Romantik der neuen Reichsgründung die Seelen der älteren Generation umsponnen habe. Nicht Vergangenes soll restauriert werden, sondern der wahrhaft soziale, weltorganisatorische Geist, dessen Pflege das germanische Vorrecht war, soll wiedergewonnen und staatstechnisch wirksam gemacht werden. Der Abfall von dieser Mission — ich gebe den Gedankengang von Frantz und Foerster wieder — hat uns gerade in dem gelähmt, was unsere Alldeutschen so leidenschaftlich erstreben, nämlich in der Expansion deutschen Einflusses über unsere Stammesgrenzen hinaus. Man kann diesen Gedankengang so formulieren: der Zentralismus war schöpferischer als der Partikularismus, aber der Föderalismus ist schöpferischer als der Zentralismus; denn er allein ist den komplizierten Aufgaben unserer Tage gewachsen, weil er eine Synthese zwischen zwei gleich starken Lebensmächten darstellt: zwischen Organisation und Selbständigkeit. Darum muß Deutschland wieder der Mittelpunkt föderativer Völkerverbindung werden, und darum muß es in seiner eigenen Verfassung die föderativen Tendenzen stärken, um mit der eigenen die Weltnot zu überwinden. Und da Österreich-Ungarn, mit der Vielheit seiner Nationen und Partikularismen, sich in gleicher Lage befindet, wird es auf den gleichen Weg und an Deutschlands Seite getrieben. Vor dem historischen Blick blitzt in der Ferne das Heilige Deutsche Reich Deutscher Nation wieder auf; es war kein nationaler — es war ein übernationaler Verein von Staaten und Nationen; der deutsche Geist hatte die Führung, aber er zwang nicht, sondern übte Duldung. Und Duldung üben war deutsche Mission. Nur muß man in diesem Zusammenhange vor dem romantischen Gefühl auf der Hut sein. Die heftigste nationale Differenzierung hat sich als geschichtsbildender Faktor allerersten Ranges erwiesen: nun aber wird sie im Lebensprozeß der Großmächte ihrer Schranken bewußt. Der wohl verstandene Imperialismus ist übernational: er setzt neben die Differenzierung die Organisation und Föderation.

Wenn Konstantin Frantz das Großmachtsystem vom christlichen Standpunkt aus verwerflich erschien und der Föderalismus für die christliche Form der Staatengemeinschaft gefordert wird, so wollen wir uns bei dieser Auffassung nicht aufhalten. Foerster tritt der Forderung der Stunde und dem rein politischen Gesichtspunkt näher, indem er ausdrücklich erklärt: ganz gewiß habe innerhalb großer föderativer Ordnung auch die Zentrali-

sation ihre große Aufgabe, namentlich überall dort, wo es sich um technische Einheitsfunktionen menschlicher Staats- und Kulturgemeinschaften handelt, zum Beispiel auf militärischem Gebiete und bei ähnlichen Aufgaben der Massenkooperation. Er gibt in diesem Zusammenhang die außerordentliche Leistungsfähigkeit des preußischen Dienstes zu und betont ausdrücklich, daß sie berufen sei, in der ganzen Welt Schule zu machen. Aber er schließt daraus, daß diese welthistorische deutsche Mission sich in keiner Hinsicht mit der zentralisierenden Gewalttätigkeit nach Bismarcks Art vertrage, und daß diese Bismarckische Technik bei der Behandlung konfessioneller Probleme, der Arbeiterfrage und der Einordnung der Fremdvölker in den kleindeutschen Rahmen versagt habe. Da man heute auf Friedrich List und Rodbertus und Lagarde zurückgreift und Naumann von einer Flut offizieller Zustimmungen getragen wird, so sehe ich nicht ein, mit welchem Recht man Foerster verurteilt. Zeigt denn nicht auch Naumann die Schranken des deutschen Nationalstaates in seiner bisherigen Form auf? Lehrt er nicht auch, daß unsere neue Weltstellung uns ganz von selbst in die Richtung treiben wird, von der wir durch die starke und einseitige nationale Konzentration abgedrängt sind? Gewiß, Naumann wertet diese starke nationale Konzentration anders als Foerster und seine großdeutschen Ahnen. Sein Liberalismus scheint heute unter der Wucht der kriegerischen Revolutionen, die unser elementares nationales Dasein gefährden, zusammengeschrumpft, und seine Organisationsvergottung geht bis zur äußersten Grenze des Erträglichen, weil sie die Wand einzustoßen droht, die zwischen dem unaustilgbaren Freiheitsbedürfnis des modernen Menschen und den Anforderungen der rücksichtslosen Staats- und Gesellschaftsmaschine besteht. Er verherrlicht natürlich, und mit allem Grund, das rettende Element in unserer preußisch-deutschen Organisation. Aber ich glaube: ist einmal die Not der Stunde vorüber, so wird seine alte Leidenschaft für den seit Jahrhunderten gewachsenen Persönlichkeitsdrang wieder rege werden, und er wird dann gegenüber den Pflichten zur Einordnung und Organisation dem Rechte der Differenzierung und der Differenziertheit wieder mehr Geltung einräumen. Denn das ist der Punkt, in dem deutsches und westländisches Ideal heute schroff gegeneinander stehen, aber das ist zugleich auch der Punkt, in dem eine An- und Ausgleichung wird eintreten müssen, damit ein Nebeneinander zwischen den europäischen Nationen und Staaten möglich werde. Trotz dieser und anderer Einwendungen, die gegen Naumanns Konstruktion im einzelnen zu machen sind, betont er an mehr als einer Stelle ja doch auch, daß der Föderalismus, dem wir entgegenstreben, sich mit dem Zwange zu nationaler Uniformität ein für allemal nicht vertrage. Es wird freimütig zugegeben, daß nationale Materialisierung ebenso wie Germanisierung totgelaufene Methoden seien; daß Eigenart sich sehr wohl

mit Einheit vertrage. Foerſter meint, unſere Zentrale werde ſich, was die öſtlichen und weſtlichen Grenzbevölkerungen betrifft, einer größeren Reſerve befleißigen und in großmütigeren Zugeſtändniſſen an abweichende Überlieferungen und Erinnerungen kundgeben müſſen: ich finde faſt wortgetreue Äußerungen ähnlicher Art bei Naumann. Daß ſie nicht ſchärfer hervortreten, liegt an der wirtſchaftspolitiſchen Befangenheit des Verfaſſers, die ihr Gutes hat, weil ſie zwingt, die mitteleuropäiſchen Vorſtellungen techniſch bis zu Ende zu denken. Das iſt und bleibt ein großes Verdienſt dieſes Buches. Da Foerſter von dieſer wirtſchaftstechniſchen Befangenheit aber weit entfernt iſt und ihm die Gewöhnung an die Durcharbeitung wirtſchaftspolitiſcher Fragen fehlt, ſo unterſchätzt er die ungeheure Macht dieſes Motivs; aber deſto ſchärfer tritt bei ihm der Gedanke an das hervor, was er die weltorganiſatoriſche deutſche Miſſion nennt. Ja er verſteigt ſich da zu Äußerungen, die in blutsfremden Kreiſen höchſtes Wohlgefallen erwecken müßten. Wenn der Krieg, meint er, zur Angliederung fremder nationaler Gruppen führen ſollte, ſo wird man von ſelbſt auf das alte föderative Prinzip zurückgreifen müſſen, — ſchon um nicht von vornherein die andern an uns grenzenden kleinen Gemeinweſen von jeder Art der Angliederung abzuſchrecken. Er bezieht ſich dabei auf das Urteil ſeines Frantz, der es für kaum denkbar hielt, daß Holland, Skandinavien und die Schweiz ſich einem national ſo ſtark abgeſchloſſene Reiche eingliedern könnten und möchten; wäre hingegen der Reichskörper mehr übernational, das heißt föderativ organiſiert, ſo würde dieſe Angliederung auf weniger Schwierigkeiten ſtoßen.

Alſo faßt Friedrich Wilhelm Foerſter die welthiſtoriſche Miſſion der deutſchen Nation in dieſer Stunde auf. Der Leſer ſoll ſelbſt entſcheiden, ob die Münchener philoſophiſche Fakultät ein Recht hat, ſie ihm als Verbrechen anzurechnen. Von einem Gelehrten ſeiner Art wird niemand ein realpolitiſch münzbares Programm erwarten, ſeine Idealpolitik aber gehört mindeſtens ſo gut in den Schmelztiegel unſerer Hoffnungen und Entwürfe wie die ſeiner Widerſacher. Sie ſcheinen vergeſſen zu haben, daß in der Geburtsſtunde der deutſchen Nation die patriotiſchen Vorſtellungen und Forderungen von Stein, Humboldt und Fichte ſich in ‚Widerſprüchen manifeſtierten‘, — wie Goethe, der Vertraute der dämoniſchen Schickſalsmächte, ſich auszudrücken pflegte.

Anmerkungen

Herkners „Arbeiterfrage"*

Auch unter den Vorurteilen gegen die Arbeiterbewegung und die Arbeiterorganisationen hat der Krieg gewaltig aufgeräumt. Wir erlebten nach dem Falle des Sozialistengesetzes, in der Ära Berlepsch und Posadowsky, immerhin anerkennenswerte Gesinnungswandlungen und tatsächliche politische Fortschritte. Aber gerade in den letzten Jahren vor Kriegsausbruch begann abermals eine tiefere Abneigung gegen alle Sozialpolitik sich auszubreiten. Mit wachsender Vorliebe wurden die unerträglichen „sozialen Lasten" und die „unerwünschten Folgen der Sozialpolitik" hervorgehoben. Eine ganze nationalökonomische Schule der Heldenverehrung, mit ausgeprägten antidemokratischen Neigungen, begann im Wagemut und Herrensinn des ungezügeltesten Unternehmertums die Haupttriebkraft des nationalwirtschaftlichen Aufstieges zu erblicken. Die Sozialpolitik, verkündeten sie einem stetig zunehmenden Anhang, zöge ein unmännliches, verweichlichtes, hysterisches, simulierendes, von maßlosen Ansprüchen erfülltes Geschlecht groß. Und trotz der gewaltigen Opfer, die man den besitzenden Klassen zugemutet habe, sei es doch nicht gelungen, die „vaterlandslose, revolutionäre Gesinnung" der Arbeiterklassen auszurotten. Am liebsten hätte man gleich das ganze Koalitionsrecht aufgehoben, um nur ja allen sozialdemokratischen „Ausschreitungen" bei Streiken mit unbedingter Sicherheit vorzubeugen.

Der Krieg hat uns nicht bloß von der zaghaften Schüchternheit auf dem Gebiete der Staatseingriffe wieder geheilt. Er hat uns die Bedeutung einer verständnisvollen Massenmitarbeit eindringlichst vor Augen gerückt und noch mehr die Bedeutung von vermittelnden und stützenden, aus sich selber ein reiches Leben entfaltenden Arbeiterorganisationen, die ihre freie Selbstverwaltung genau so wohlverdient haben wie etwa nach den napoleonischen Kriegen die städtischen Gemeinwesen. Vielleicht ein Drittel unserer Heere setzte sich aus sozialdemokratischen Wählern zusammen, mehr als eine Million „freier" Gewerkschafter stand und steht im Felde, und die allgemeinen Heeresleistungen beweisen, wie sehr die Sozialpolitik die Zahl und Tüchtigkeit der wehrfähigen Massen gehoben, nicht vermindert und untergraben hat. Die Heilstätten, Genesungsheime und sonstigen Schöpfungen unserer Arbeiterversicherung, die Kassen unserer Gewerkschaften, die vielgliedrigen Verbindungen und Einrichtungen unserer Genossenschaften sind aus den erhebenden Erfahrungen der Kriegszeit ebensowenig wegzudenken wie die staatlichen und kommunalen Anstalten und Leistungen im Sanitäts-, Unterstützungs- und Versorgungswesen. Und hätte der Opfermut der „revolutionären und vaterlandslosen" Massen der gleiche sein können, wenn nicht, um mit Legien, dem hervorragendsten Führer der freien Gewerkschaften zu reden, in Deutschland „eine Arbeiterkultur geschaffen worden wäre, wie sie in keinem anderen Lande zu finden ist"?

So hoffen wir, daß die vor dem Kriege sich ankündende Rückbildung der Sozial-

*Heinrich Herkner, Die Arbeiterfrage. Eine Einführung. Sechste erweiterte und umgearbeitete Auflage. J. Guttentag, Berlin 1916.

politik wieder von einer liberalen Reformperiode abgelöst werden wird. Eine bessere Orientierung hierfür wird man sich kaum denken können als Herkners Arbeiterfrage, deren 6. Auflage soeben in zwei handlichen Bänden erschienen ist (1. Band Arbeiterfrage und Sozialreform, 2. Band Soziale Theorien und Parteien). Seit seinem ersten Werk über die oberelsässische Baumwollindustrie (1887) und noch mehr seit der ersten Auflage seiner Arbeiterfrage selber (1894) ist Herkners wissenschaftliche und publizistische Tätigkeit so eng mit der Ausbildung der deutschen Sozialreform in allen ihren Einzelstadien und Einzelfragen verwachsen, daß man kaum einem sachkundigeren Führer begegnen kann: handle es sich nun um eine geschichtliche Darstellung des Werdens und Ausreifens der Probleme und ihrer Inangriffnahme, oder um die mehr theoretische Würdigung der kapitalistischen Klassengegensätze und Arbeitsverhältnisse, des Arbeiterschutzes, der Arbeiterversicherung, der Gewerkschaften, der Konsumgenossenschaften, der sozialpolitischen Bestrebungen der Gemeinden und gemeinnützigen Vereine, der Organisation gesetzlicher Arbeiterinteressenvertretungen, der Arbeitgeberverbände, der „gelben" Arbeitervereine, der Tarifverträge, des Schiedsgerichts- und Einigungswesens. Was dem Sozialpolitiker für die fortlaufende Unterrichtung die Francke-Zimmermannsche Soziale Praxis, das ist für die geschichtlich und sachlich zusammenfassende Darstellung das Herknersche Buch, und darüber hinaus bietet der zweite Band noch ein reichhaltiges Gegenstück zu Sombarts „Sozialismus und soziale Bewegung". Wie unablässig der Verfasser an der Ausgestaltung seines Werkes gearbeitet hat, beweisen bei der Neuausgabe die anziehenden und sachlich gründlichen Abschnitte über die Auslandspolitik der sozialistischen Parteien und ihre Stellungnahme im Kriege, über die soziale Bewegung in Belgien und Rußland, über die jüngsten Stufen des Gewerkschaftaufstieges, über die deutsche Reichsversicherungsordnung und die angenommene englische Zwangsversicherung, über Marx, Engels und Schweitzer auf Grund der Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Marx und Engels und der Studien Gustavus Myers'. Dies alles ist, wie früher, von dankenswerten eingehenden Literaturnachweisen begleitet, während die fesselnde Darstellungsweise nichts mehr von der Spröde und Ungleichartigkeit des zu bewältigenden Stoffes verrät. Das Werk schließt mit einem warmherzigen Plädoyer für eine aufgeklärte Sozialreformpolitik, in dem sich der ganze Charakter des Buches auf das glücklichste ausprägt:

„Mit dem Kriege geht der Burgfriede zu Ende. Die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Parteien werden wieder um ihre Geltung miteinander in heißen Kämpfen stehen. Wenn sie sich dabei immer den Untergrund des im Kriege erworbenen vaterländischen Gemeinschaftsgefühls, den Sinn für das gemeinsame große Ganze bewahren, einander die Aufrichtigkeit ihrer Liebe zum Vaterlande nicht mehr bestreiten und keine vergifteten Waffen mehr verwenden, so sind solche Kämpfe nur zu begrüßen. Sie bedeuten Lebenskraft und Fortschritt. Es darf erwartet werden, daß dabei die Staatsgewalt der Arbeiterklasse in Zukunft mit derselben Unbefangenheit und demselben Verständnis gegenübertritt wie den übrigen Gesellschaftsklassen. Die Nachteile, die der Arbeiterschaft früher aus dem staatlichen und kommunalen Wahlrecht in Preußen, aus dem von überwundenen Anschauungen ausgehenden, gänzlich veralteten Koalitionsrecht unserer Gewerbeordnung, aus der prekären Rechtsstellung der Berufsvereine und der Arbeitstarifverträge, aus den mittelstandspolitischen Neigungen einzelner Regierungen und ähnlichem mehr erwuchsen, wird eine neue Ära, die diesen Namen verdienen will, ohne Engherzigkeit und subalterne Bedenklichkeiten aufheben. Wenn in der Vergangenheit diese Rückständigkeiten noch einigermaßen mit dem

Hinweise darauf entschuldigt werden konnten, daß die vaterländische Pflichterfüllung der sozialdemokratischen Kreise noch nicht hinreichend erprobt worden sei, so wäre in Zukunft die Erneuerung dieses kalten Mißtrauens ein zum Himmel schreiender Frevel. Fast täglich haben die tüchtigsten Führer der Arbeiterschaft ihren guten Willen bekundet. Mit derselben Begeisterung und Hingabe wie alle anderen Bevölkerungsschichten ist auch unsere Arbeiterschaft in den Kampf gezogen. Außer den furchtbaren Opfern an Blut und Leben, welche die minderbesitzenden Klassen so gut wie die besitzenden bringen mußten, haben sie aber auch noch eine Fülle harter Entbehrungen erdulden müssen, vor denen die oberen Klassen eben durch die Höhe ihres Einkommens und ihres Vermögens bewahrt geblieben sind. Die Sozialdemokratie hat darauf verzichtet, während des Krieges Reformen zu fordern. Es ist eine nationale Ehrenpflicht, ihre Geduld nicht weiter mehr auf die Probe zu stellen, sobald der Frieden gesichert sein wird. Mag ein kleiner Bruchteil der Sozialdemokratie andere Wege wandeln, mag selbst die Mehrheit noch nicht in allen Beziehungen ihre Stellungnahme verändert haben, die Erfüllung dieser Pflicht kann dadurch nicht in Frage gestellt werden. Diese Massenpartei mit einer großen Geschichte kann nicht mit einem Schlage ihre ganze Vergangenheit verleugnen. Man darf zufrieden sein, wenn der Umwandlungsprozeß unaufhaltsam vorwärts schreitet. Er kann diese Fortschritte aber nur machen, wenn man auch auf der andern Seite umzulernen und Vorurteile aufzugeben versteht."

Max Schippel

Max Liebermanns Phantasie

Es gibt zwei Sorten von schreibenden Malern: junge und alte. Wenn ein junger Künstler literarisch sehr tätig ist, so hat das immer etwas Bedenkliches, und für ihn gilt Goethes Wort vom Künstler, der bilden, aber nicht reden solle. Denn was er schreibt, sind Programme oder Theorien, die zu gar nichts nütze sind. Oder, noch schlimmer, Entschuldigungen oder Erklärungen seines Schaffens. Ihn drückt dann immer irgendwo der Schuh an einer Stelle, die mit seiner Kunst nichts zu tun hat; der (meistens sehr große) Rest, den er im künstlerischen Schaffen nicht losgeworden ist, soll mit Literatur hinuntergespült werden. Wenn dagegen ein großer Künstler in den Jahren seiner Reife oder gar seines Alters zu reden beginnt, dann hat das andre Gründe und höhere Bedeutung. Es handelt sich dann nicht mehr um Theorie, sondern um Erfahrung, und das sind nun allerdings oft Äußerungen von höchstem Wert. Hildebrands Formproblem konnte so revolutionierend auf unsre gesamte Anschauung vom Wesen der Plastik wirken, weil sie das Ergebnis langjähriger schöpferischer Erfahrung war, ebenso wie Rodins Gespräche über Kunst, ebenso wie Trübners in bitterstem Erleben gewonnene Stellungnahme zu seinen „Prinzipien".

Wir sind glücklich daran, daß Max Liebermanns regsamer Geist das Bedürfnis empfindet, sich jetzt, wo er im Höhepunkt seines Schaffens steht, schriftlich mitzuteilen. Als er seinen ersten Aufsatz schrieb, den im „Pan" erschienenen über Degas, war er fünfzig Jahre alt. Er wußte, was er wollte und war mit sich ins reine gekommen, und der äußere Anlaß dieser mehr ästhetischen als biographischen Schrift (Liebermann schrieb über dieses Thema in der von ihm mit gegründeten Zeitschrift, weil gerade kein anderes zur Hand war) hatte ernsthafte Folgen — die prinzipiellen Fragen ließen ihn nun nicht mehr los, der Gedanke bohrte in ihm weiter. Der Gedanke, denn es handelt sich bei Liebermanns Schreiben eigentlich immer um ein und denselben Grundgedanken, er will sich klar werden über die eine große Frage: Was ist Phantasie in

der Malerei? Schon jenes kleine Opus über Degas, verfaßt in jenen Jahren, in denen Liebermann sich in seiner Kunst zuerst gründlich dem Impressionismus zuwendet, war ein Auftakt für dieses Thema, und auch in dem zwei Jahre später entstandenen Essai über Josef Israels, der in dem Augenblick der Niederschrift für Liebermann innerlich schon veraltet war, spürt man diesen Gedankengang als Widerstand und als Unterton heimlich mitschwingen — bis er dann in dem großen Aufsatz über „die Phantasie in der Malerei" der im Jahre 1903 in diesen Blättern gedruckt wurde, zum entscheidenden Schlage ausholte. Was er seither in Aufsätzen für „Kunst und Künstler" unter dem Titel „Empfindung und Erfindung in der Malerei" und „Phantasie und Technik" gesagt hat, sind Variationen und weiter Gesponnenes über das alte große Thema.*

Der Aufsatz in der „Rundschau" schlug seiner Zeit ein wie ein Blitz. Hier war endlich einmal ein grundlegendes Wort zur modernen praktischen Ästhetik gesagt, Ästhetik von unten auf (nicht von oben herunter, mit Deduktionen und Erklärungen „des Schönen"), geschrieben aus persönlichster langjähriger Erfahrung und, natürlich, pro domo, als Eintreten für die eigene Sache. Wenn die Menschen immer noch den Naturalismus für eine dem Idealismus untergeordnete Kunstgattung hielten, so lag das an einem Denkfehler und Sinnenmanko auf seiten des Publikums und der schulmäßigen Ästhetik, die, von Gelehrten gemacht, vom Gedanken ausging. Der Naturalismus galt als phantasielos, ohne daß man eine klare Vorstellung davon besaß, was denn Phantasie in der Malerei wohl sein könne. Literarisches, gedankliches Erfinden von Ideen? Aber dann brauchte man ja eigentlich gar nicht zu malen, sondern könnte sich mit dem Dichten begnügen, und Lessings ohne Hände geborener Raffael (ein Wort, das Liebermann offenbar böse gemacht hat und auf dessen Unhaltbarkeit er immer wieder zurückkommt) wäre denkbar. Malerische Phantasie ist etwas ganz andres. Sie liegt nicht in der Vorstellung von der Idee, sondern in der Vor-Stellung (dem Vor-sich-Hinstellen) von der Wirklichkeit, und der realistische Künstler arbeitet mit ihr genau so gut, wie der idealistische, ja, er braucht noch mehr Phantasie als dieser, weil mehr geistige Arbeit dazu gehört, etwas sinnlich Gesehenes in restlose malerische Form aufgehen zu lassen, als etwas nur mit dem geistigen Auge Wahrgenommenes. Der berühmte Satz von der gutgemalten Rübe, die besser sei als eine schlechtgemalte Madonna, ist nicht nur falsch (was an sich ja ganz interessant sein könnte), sondern er ist von einer geradezu trivialen selbstverständlichen Richtigkeit. Oder muß man erst beweisen, daß Manets Spargelbündel besser ist als eine Madonna von Piglhein? Der Satz muß heißen: „Die gutgemalte Rübe ist im malerischen Sinne ebensogut wie die gutgemalte Madonna — weil es bei beiden, wie in aller Kunst, nur auf die Stärke der Phantasie ankommt, die eine Vorstellung in anschaubare Erscheinung umsetzt. Die Erscheinungskraft eines Dinges realisieren und wiedergeben, das ists. Ob der Künstler sklavisch Strich für Strich vor dem Modell malt, wie Leibl, der den „Jäger", seinen Freund Perfall, mit körperlicher Züchtigung bedrohte, wenn er seine Haltung veränderte, oder ob er, wie Böcklin, das Modell im Nebenzimmer hat, zur etwa nötig werdenden Unterstützung seines Formgedächtnisses, ist vollkommen gleichgültig für den Wert des Schaffens — wenn die Vorstellung nur Form gewinnt.

Heute, im Jahre 1916, ist diese Definition der malerischen Phantasie fast etwas Selbstverständliches geworden. Anno 1903 war sie eine befreiende Tat, und

* „Die Phantasie in der Malerei." Gesammelte Aufsätze, jetzt als Buch bei Bruno Cassirer, Berlin.

wenn diese Wahrheiten uns in Fleisch und Blut übergegangen sind und wenn heutzutage über Kunstfragen nicht mehr der gröbste ästhetische Unsinn geschrieben wird, so ist das eine Folge dieses Liebermannschen Aufsatzes, dessen Inhalt sich langsam in die geistigen Poren aller über Kunst Nachdenkenden eingefiltert hat. Ihn heute wiederlesen ist fast schon ein historischer Akt. Aber auch, wer sein Erscheinen damals innerlich erlebt hat, ist überrascht, wie fruchtbar der Gedanke nach jeder Richtung hin war. Von dieser Formel aus findet der Künstler eine Reihe andrer Wahrheiten über die verschiedensten Fragen, die damals auch hoffnungslos verwirrt schienen: über das Verhältnis von Zeichnung zu Malerei, über gedankliches und instinktives Komponieren, über lineare und malerische Vorstellung. Ferner, in neueren Aufsätzen weitergeführt, über den Unterschied von Erfindung und Empfindung in der Malerei und vor allem über die Bedeutung der Technik in ihrem Verhältnis zur malerischen Phantasie. Das ewige Gerede der Kunstkritiker von dem technisch gutgemalten Bilde, das aber sonst nichts tauge, wird ja nun wohl aufhören, wie denn gerade diese beiden neueren Aufsätze wieder dazu berufen scheinen, eine Menge weiteren ästhetischen Schuttes wegzuräumen.

Auch kunsthistorisch ist viel von Liebermann zu lernen. Auf die Künstler, die er liebt, Tizian und Velasquez, Rembrandt und Franz Hals, fällt manches neue Schlaglicht. Wie Velasquez, in noch tieferem Sinne als Degas, mit dem Raum komponiert! Auch zu Widersprüchen fordern Liebermanns kunsthistorische Bemerkungen gelegentlich heraus. Für ihn ist Raffael, der Vertreter der linearen Phantasie, kein guter Maler, seine Bilder seien höchstens koloriert. Aber hat das Bildnis des Grafen Castiglione im Louvre nicht doch eine wundervolle malerische Atmosphäre und scheint es nicht von vornherein als Form im farbe- und lufterfüllten Raume gesehen? Liebermann sagt nein und Scheffler ist gewiß seiner Meinung. Aber wenn man die Dinge so sieht, als kennte man Raffael nicht und tritt nur vor das einzelne Bild — ist das vom Kolorieren nicht doch etwas hart? Aber dies ist nur eine Anmerkung mit Fragezeichen. Muß man an dieser Stelle ausdrücklich betonen, daß Liebermann ausgezeichnet schreibt? Da er so klar denkt, schreibt er selbstverständlich auch sehr gut, und hinter der weltmännisch eleganten Art, die gerne fein zugespitzte Anekdoten erzählt und damit immer den Nagel auf den Kopf trifft, verbirgt der Künstler vielleicht absichtlich die Tiefe seiner Gedanken. Als Schriftsteller legt er mehr Wert auf die schöne Oberfläche und den eleganten Vortrag, denn als Maler — weil er mit dem Wort die überzeugende Klarheit der Struktur nicht so leicht schädigt.

Emil Waldmann

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Deutſche Landſchaften und Menſchen

von Karl Scheffler

In einer deutſchen Armeezeitung wurde neulich eine hübſche Anekdote erzählt. Irgendwo in Frankreich arbeitet eine Truppe von Armierungsſoldaten, die aus plattredenden Niederdeutſchen zuſammengeſetzt iſt. Sie ſchickt zu einer in der Nähe beſchäftigten, aus Oberbayern gebildeten Kompanie hinüber, um einige Schaufeln zu leihen. Die Bayern helfen willig aus und es entſpinnt ſich folgendes Geſpräch:

Die Bayern: „Müaßt's aber glei umibringa."
Die Niederdeutſchen: „Wat ſeggt ji?"
Die Bayern: „Z'ruck bringa ſollt's."
Die Niederdeutſchen: „Wat ſölt wi dauhn?"
Die Bayern: „Tut's wied retour."
Die Niederdeutſchen: „Ah, retour! oui, oui, oui."

Dieſe Schnurre iſt nicht übel geeignet, eine Betrachtung über die deutſchen Lande und ihre Bewohner einzuleiten. Die darin gutmütig perſiflierte Tatſache, daß deutſche Soldaten aus Nord und Süd ſich mittels ihrer Mutterſprache nicht verſtändigen können und daß ihnen ſchließlich ein verdeutſchter franzöſiſcher Ausdruck zum Stichwort wird, weiſt heiter darauf hin, wie fremd ſich während all der Jahrhunderte die im Norden und Süden wohnenden Stämme geblieben ſein müſſen, daß die Dialekte von dem gemeinſamen Sprachſtamm ſo weit und eigenwillig fortwachſen konnten. Dieſem Sonderleben der Sprache müſſen notwendig Unterſchiede in den Bedürfniſſen, den Gebräuchen und Sitten entſprechen. Und dieſe ſtarke Unterſchiedlichkeit innerhalb eines Volkes weiſt dann weiter zurück auf langdauernde Einflüſſe der Umwelt, auf geographiſche Urſachen. Man möchte ſagen: in den Mundarten ihrer Bewohner ſtoßen die Landſchaften ſelbſt hart aufeinander. Und das beſchränkt ſich nicht nur auf Oberbayern und Niederdeutſche. Der Schwabe verſtändigt ſich nicht viel leichter mit dem Sachſen, der Schleſier nicht bequemer mit dem Weſtfalen. Deutſchland ſcheint ein Land mit mehreren Sprachen zu ſein, trotzdem ſeine Bewohner faſt alle deutſch reden; es iſt recht eigentlich das Land der Dialekte.

Deutschland ist, geographisch betrachtet, keine natürliche Einheit, es ist vielmehr eine kunstvoll zusammengefügte und zusammengehaltene Vielheit; es ist nicht von der Natur abgeschlossen, sondern ein zur politischen Ganzheit gewordener Teil. Die deutsche Landschaft ist ein Stück der mitteleuropäischen Landschaft und hat ziemlich willkürliche Grenzen. Ideale Naturgrenzen hat ein Land wie England. Darauf ist zu großen Teilen seine Weltstellung und seine in diesem Krieg wieder erwiesene Unangreifbarkeit zurückzuführen. Auch Frankreich, Italien und Spanien erfreuen sich guter natürlicher Grenzen. Es ist diesen Ländern zu Zeiten von großem Vorteil gewesen, daß die politischen Grenzen nur den geographischen zu folgen brauchten; denn es hat die Politik stetig, die Interessen eindeutig, die Entscheidungen in wichtigen Fragen verhältnismäßig leicht gemacht und ist der Kulturentwicklung nützlich geworden. Im Gegensatz zu diesen Ländern hat Deutschland fortgesetzt darunter gelitten, daß seine Grenzen, nach zwei Seiten wenigstens, ganz offen sind. Die große norddeutsche Ebene, die sich nach Westen zuspitzt, ist ein Ausläufer des asiatisch-russischen Tieflandes. Unsere Ostgrenze geht mitten durch diese Tiefebene, von nichts bestimmt als von einer Geschichte, die sehr wohl auch anders hätte entscheiden können. Im Westen schneidet die politische Grenze sodann Gebietsteile vom Reiche ab, die geographisch durchaus dazu gehören. Naturgrenzen sind nur die Alpen im Süden und Nord- und Ostsee im Norden. Doch ist die Nordgrenze auf der dänischen Halbinsel wieder nur politisch, das heißt halb willkürlich gezogen. Geographisch — und auch ethnisch — gehört Dänemark ebenso zu Deutschland wie Holland und ein Teil Belgiens. Die Folgen dieser unsicheren Umgrenzung sind von den Blättern der deutschen Geschichte abzulesen. Deutschland ist das an Nachbarn reichste Land Europas. Es ist in Wahrheit das „Land der Mitte", wie Nietzsche es genannt hat. Darum ist es nicht nur fortgesetzt von vielen Seiten bedrängt und angegriffen worden, sondern es ist auch ununterbrochen fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen. Auch haben die vielen Möglichkeiten der Ausdehnung die Politik verführt, immer mehreren Plänen zugleich nachzugehen. Die eine Zeit hat nach Süden, die andere nach Osten, die eine übers Meer, die andere über die Alpen geblickt. Auch dadurch sind die Deutschen dann nicht zur Ruhe gekommen, und es hat unendlich lange gedauert, bis sie zu einer kompakten Volksmasse wenigstens politisch zusammengewachsen sind. Um so länger, als es Grenzscheiden, wie sie am Rande des Reiches fehlen, im Innern genug gibt. Jahrhundertelang sind die Gebirgszüge im Innern Deutschlands wie Scheidemauern gewesen und haben dem Stammeshaften, dem Partikularistischen mächtig Vorschub geleistet. Schwieriger als in jedem andern Land haben sich die Volksgenossen mischen, haben

sie zu einer bewußten Einheit verschmelzen können. Ein Volk wie das englische hat es leicht gehabt, sich zu beschränken und zugleich über die Welt fort zu blicken; uns hat die geographische Gestalt des Landes nach zwei verschiedenen Seiten gewiesen, sie hat uns zugleich schrankenlos und eigenbrötlerisch, hat uns in der Theorie weltbürgerlich und in der Praxis absonderlich gemacht. Wie die deutsche Landschaft eigentlich die mitteleuropäische Landschaft ist, so ist der Deutsche der Mitteleuropäer überhaupt. Nord und Süd begegnen sich in seiner Seele, Östliches und Westliches ist darin. In seiner Natur ist der Einfluß des Meeres, der Ebene und des Gebirges. Er ist eine noch heute nicht fest zusammengewachsene Vielheit. In ihm liegen Gegensätze so eng beieinander, wie sie in der deutschen Landschaft nebeneinander stehen. Nirgends in dieser Landschaft kann man eigentlich sagen: dieses ist Deutschland, oder: so wie es hier ist, so ist Deutschland. Das Reich hat geographisch keinen bestimmten Mittelpunkt, darum hat es auch nicht von vornherein eine anerkannte Hauptstadt gehabt. Die deutsche Dezentralisation des Lebens, die es nirgends sonstwo in diesem Maße gibt, liegt tief im Geographischen begründet. Darauf ist alles irgendwie zurückzuführen. Auch die merkwürdige konfessionelle Spaltung der Deutschen, die ja immerhin eine Kulturspaltung ist, weist letzten Endes auf Berg und Ebene, auf Einflüsse der landschaftlichen Umwelt zurück.

Es gibt Völker, die bergartig sind, und andere, die der Ebene oder dem Meere angehören. Sie unterscheiden sich scharf voneinander, weil vom ersten Tage des Stammeslebens an die Art des Kampfes mit der Natur und der Einfluß der Umwelt zu wirken beginnen, weil sich im Leben der Geschlechterfolgen am Meer, in der Ebene oder im Gebirge Charakterzüge ausbilden, die sich später kaum wieder verwischen lassen. Es ist so, wie Goethe einmal zu Eckermann sagte, „daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirken, um den Charakter eines Volkes zu vollenden. Auch ist zu bedenken, daß die frühesten Stämme meistenteils von einem Boden Besitz nahmen, wo es ihnen gefiel und wo also die Gegend mit dem angeborenen Charakter der Menschen bereits in Harmonie stand."

Die Gebirgsbewohner leben gemeinhin auf engem Gebiet in verhältnismäßig kleinen Stämmen. Sie halten sich so streng in den Grenzen ihrer Bergwelt, daß ihnen mit der Zeit der Expansionsdrang verloren geht. Gebirgsvölker sind politisch nie sehr aktiv, weil sie sich nicht weit in die Ebene vorwagen. Im Kampf mit einer wilden Natur werden sie hart und widerstandsfähig, und fast immer haben sie den Ruf der Tapferkeit. Schweizer, Oberbayern, Tiroler, Schotten, Norweger oder Serben sind

kriegerisch veranlagte Stämme; doch sind sie es mehr defensiv als offensiv. Solche Völker stoßen selten nur pionierend ins Talgelände vor, und darum übernehmen sie eigentlich nie eine große weltgeschichtliche Mission. Das Gebirge wird ihnen zu einer natürlichen Festung. Ihre Helden sind Verteidiger der bedrohten Freiheit, von dem Schweizer Tell und dem Tiroler Andreas Hofer bis zu den schottischen Clanhäuptlingen und den serbischen Bandenführern. Der Individualismus der Bergvölker äußert sich als Unabhängigkeitsgefühl, ihre Vaterlandsliebe verbeißt sich gern partikularistisch. Es ist als ob das Leben in einer von Bergen umschränkten Welt die Denkweise verengt. Bergbewohner sind stets ausgesprochen religiös; doch sind sie es in puritanischer Art — in den Alpen, in den Pyrenäen, in Schottland und Norwegen. Alten Gebräuchen sind sie eigensinnig treu, doch haben sie zugleich liberale Neigungen. Sie sind unruhig und infolgedessen geistig lebendig, ja geistreich. Das Temperament neigt zum melancholisch Cholerischen. Der Körper ist sehnig, mager, schlank und behende; der Seele aber fehlt meistens was dem Lande fehlt: Weiträumigkeit.

Tapfer und hart werden auch die Meervölker im Kampf mit den Elementen. Aber sie haben obendrein den Fernblick. Die Erfahrungen der Geschichte zeigen, daß die Meere verbinden, die sumpfigen Wälder, die öden Ebenen oder Berge aber trennen. Die Bewohner der Meeresküste sind weit früher über See gefahren, bevor sie in das Innere des Landes drangen. Die Römer beherrschten das Mittelmeer früher als die Poebene, die Hanseaten fuhren bis Holland, England, Norwegen und Riga, bevor eine feste Verbindung mit Berlin oder gar mit Süddeutschland gefunden war. Meervölker werden wie von selbst zu Kolonisatoren. Dadurch fällt ihnen eine wichtige weltgeschichtliche Mission zu. Oder sie bringen aus der Ferne Waren, Sitten und neue Ideen heim. Das macht sie weltläufig. Die Seele wird gebildet angesichts des unendlichen Meeres und durch den Zwang, es praktisch zu beherrschen. Das macht den Bewohner der Küste zu einem Menschen der Weite; und dieses läßt ihn ruhig und sicher werden bis zum Phlegma. Die Gemütsart ist phlegmatisch-sanguinisch. Charakteristisch ist ein starker Wille zum Besitz. Die Wesenszüge sind andere, wie Bodenbau, Landkultur, Bergbau und die Arbeit des Rodens sie erzeugen, es sind die Wesenszüge des unternehmerhaften Handels. In dem Maße, wie sie zu Besitz und Macht kommen, werden die Meervölker dann patrizierhaft, die hervorragenden Individuen sind alle mehr oder weniger Herrennaturen. In den höheren Kreisen herrschen Besitz, Wohlleben und eine gewisse sinnliche Breite der Lebensführung. Alle aber bleiben dabei Menschen des Wagnisses. Die Helden sind Entdecker, Kolonisatoren und kühne Seefahrer; sie haben die Phantasie der Tat und arbeiten dem Kaufmann vor.

Der entscheidende Schauplatz der Geschichte freilich bleibt die Ebene. Die großen Reiche werden gewonnen und verloren, wenn sich die Völker des Flachlandes regen. In der Ebene wohnen die großen und darum expansionsbedürftigen Völker. Sie entwickeln sich verhältnismäßig langsam, weil die Rodung der Urwälder, der Bau der Straßen, die Verbindung und Staatenbildung großen Schwierigkeiten begegnet. Die Ebene ist aber die einzige Landschaft, wo ein Volk ins Unendliche wachsen kann, in ihr entstehen und leben die Millionenvölker. In der Ebene verliert die Landschaft am ehesten den Charakter des Elementaren, sie wird allmählich ganz zur Kulturlandschaft. Dadurch kommt eine gleichmäßige Kultur auch ins Volk. Sitte, Religion, Kunst und Wissenschaft, soweit sie staatenbildende Kraft haben, gehen vor allem von Völkern der Ebene aus. Diese sind die eigentlich schöpferischen Völker. Sie haben die Tendenz, verschiedenartige Stämme zu vereinigen, sie sind nicht partikularistisch, sondern haben den Trieb zur Zentralisation. „Kein Land," sagt Fontane in einem seiner Romane, „wird von den Bergen aus regiert. Rom, als es Rom zu werden gedachte, stieg von der Höhe freiwillig an das Tiberufer nieder. Keine Hauptstadt liegt im Gebirge; aus großen Flachlandsterritorien wachsen die regierenden Zentren auf und in und mit ihnen die Feldherrn und die Helden, von Hannibal und Cäsar bis auf Gustav Adolf und Friedrich." Man kann hinzufügen, daß diese Helden Staatenbildner sind. Sie sind Unternehmer, Organisatoren oder, solange die Verhältnisse noch primitiv sind, Despoten. Völker der Ebene sind auf Aktivität gestellt, weil sie immer bedroht und zugleich auch immer erweiterungsbedürftig sind. Die Interessen sind vielseitig; im Charakter ist etwas Grenzenloses. Auch diesen Völkern ist ein starkes Raumgefühl eigen, doch ist es bestimmter und realer als bei den Meervölkern. Die Bewohner der Ebene sind berufen, die Zukunft vorzudenken; nirgends fordert aber auch der Tag so sehr sein Recht wie auf dem flachen Land, wo der Mensch seinen Unterhalt mit dem Pflug oder mit Handwerksarbeit erwerben muß.

Absolut rein treten diese drei Arten nicht eben häufig auf. Irgendwie finden immer, vor allem in größeren Staaten, Mischungen statt und zwar in demselben Maße wie die Natur die Landschaften abwechseln läßt. Eben diese Mischungen führen oft zu den schönsten Resultaten. Art und Grad der Mischung sind sogar sehr wichtig, wenn die höchste staatenbildende Kraft, wenn eine gewisse allgemeine Volksgenialität erreicht werden sollen. Ein unverbundenes Nebeneinander aber wird in der Regel zersplitternd, partikularisierend und hemmend wirken. Es wird ein Volk reich machen an Charakterzügen, wird es aber auch verhindern, daß es sich zu höchster Mächtigkeit erhebt.

Dieses nun ist durch viele Jahrhunderte das Schicksal der Deutschen

gewesen, ja, ist im gewissen Sinne noch heute ihr Schicksal. Deutschland beherbergt zu annähernd gleichen Teilen Berg-, Meer- und Flachlandbewohner. Diese drei Volksarten aber haben während der längsten Zeit unserer Geschichte nicht recht zusammenkommen, sie haben sich nicht lebendig mischen können, sondern haben fremd, oft einander feind und ganz selten nur alle Kräfte vereinigend, nebeneinander hingelebt, weil sie wie in drei abgesonderten Plänen, wie isolierte Schichten beisammen wohnen. Die ganze deutsche Geschichte ist nichts anderes als eine Selbstauseinandersetzung des vielgestaltigen deutschen Volkscharakters mit sich selbst; sie ist ein Kampf darum, wo das Schwergewicht des nationalen Interesses eigentlich liege. Zuerst war der Südwesten das Zentrum der deutschen Geschichte, die Bewohner des Mittelgebirges (ein schon gemischter Typus) dominierten, und der Expansionsdrang war nach Süden, auf das Mittelmeer, gerichtet. Dann ging die Macht auf die hanseatischen Küstenbewohner des Nordens über, und es wurden die politischen Ziele in einer nordischen Handels- und Überseepolitik gesucht. Endlich ergriffen die preußischen Bewohner der norddeutschen Tiefebene die Initiative; sie schufen neben dem alten Kaisertum ein neues Kräftezentrum, ein Eroberervolk stand auf, und der Wille richtete sich nun mit aller Klarheit auf die Kolonisation der weiten östlichen Landgebiete. Die Jahre der Reichseinigung, 1870—1871, brachten dann eine nach Westen, auf den Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen zielende Politik; es folgte in den vier Friedensjahrzehnten, in der Epoche einer bedeutenden wirtschaftlichen Entwicklung, eine neue Überseepolitik, ein Versuch, weltwirtschaftliche Geltung zu erlangen, und heute, mitten in dem größten aller Kriege, stehen sich in Deutschland verschiedene Parteien gegenüber, die hier die volle Kraft nach Westen und aufs Meer, dort auf die Kolonialgebiete des Ostens und Südostens gerichtet sehen wollen. Auch jetzt, während im Osten und Westen wichtige Landstrecken von deutschen Truppen besetzt sind, ist sich der Deutsche über das Ziel seiner nationalen Politik nicht klar; zweifelnd steht er wieder vor der Landkarte und sucht der schwierigen geographischen Lage seines Landes ein eindeutiges politisches Programm abzugewinnen, ohne aber zu einem entschiedenen: so muß es sein! kommen zu können.

Die Deutschen sind seit vier Jahrzehnten politisch geeint. Innerlich, geistig aber sind sie noch nicht zu einer kompakten Einheit geworden; es sei denn, daß dieser Krieg vollendet, was die Väter begonnen haben. Was die Natur in vielen Jahrhunderten hat auseinanderwachsen lassen, können Politik und Kultur nicht in wenigen Jahrzehnten zusammenschweißen. Die Not kann es vielleicht. Noch heute lebt die alte Stammeseigenheit in Nord und Süd, in Ost und West partikularistischer oft fort, als es

für den Bestand des Ganzen wünschenswert ist. Die politische Einigung, die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung, das Weltwirtschaftsinteresse, die Verkehrserleichterungen und die damit verbundenen Mischungen haben vieles schon gebessert, zu einer ganz einheitlichen Masse sind aber die Deutschen noch nicht geworden. Die innere Verschmelzung ist um so schwieriger, als die stammhaften Sonderzüge keineswegs leichtherzig aufgegeben werden dürfen, als eine äußerliche Gleichmacherei nicht das Ziel sein darf. Noch immer haben wir mit uns selbst zu tun, während wir uns, wieder einmal, gegen ganz Europa wehren müssen. Die beste Zeit seines Lebens hat unser Volk damit hinbringen müssen, sich mit sich selbst auseinander zu setzen. Bis heute ist es noch nicht zum vollen Genuß seiner selbst gekommen. Uns hat die Einigung, die andern Völkern verhältnismäßig leicht geworden ist, die beste Kraft gekostet. Die Einigung! Das will sagen: die Überwindung der Ungunst der mitteleuropäischen Landschaft, die wir bewohnen.

Nur wenn man die Karte Deutschlands vor sich hat und sie lebendig zu lesen versteht, entdeckt man in der Vielfältigkeit der deutschen Landschaft die Planmäßigkeit, die jedem Werk der Natur zugrunde liegt. Als Hauptmotiv wirkt der große Abfall des Landes von der Höhe der Alpen, über viele Mittelgebirge fort, bis zur Ebene und zum Meeresspiegel hinab. Sodann bemerkt man eine Ordnung in den Gebirgszügen zwischen Alpen und Tiefland. Was zuerst wirr durcheinander zu laufen scheint, ist zwei Hauptrichtungen unterworfen. Die eine Gebirge bildende Kraft hat von Südosten nach Nordwesten gewirkt. Sie hat das Riesengebirge emporgehoben, die Sudeten, den Böhmerwald, den Bayrischen Wald, den Thüringer Wald, den Harz, den Teutoburger Wald und viele kleinere Gebirgsbildungen. Die andere Kraft ist von Südwesten nach Nordosten gerichtet, so daß die von ihr gebildeten Bergketten zu jenen anderen im rechten Winkel stehen. Gebirge dieser Richtung sind das Erzgebirge, die Juragebirge, die Vogesen, der Schwarzwald, der Taunus mit seinen westlichen Ausläufern, die Eifel und andere. Diese beiden sich verflechtenden Faltenwürfe der Erdrinde, diese doppelte Parallelität, bringen in die Karte Deutschlands einen gewissen Rhythmus. Dieser Eindruck einer verborgenen Gesetzmäßigkeit, die man sich nur vor der verkleinernden Landkarte, nur begrifflich klar machen kann, wird noch verstärkt, wenn man die Richtungsdominante innerhalb der ausgedehnten norddeutschen Seengebiete wahrnimmt. Man erkennt deutlich, wie die Riesenegge der Eiszeit, von Norden nach Süden grabend, über das Tiefland dahingegangen ist. Die vielen kleinen und großen Seen der Preußischen, Pommerschen und Mecklenburgisch-Märkischen Seenplatten sind absichtsvoll von Norden

nach Süden gerichtet, sie sind wie parallele Furchen, man ahnt die modellierende, abschleifende und aushöhlende Arbeit des von Norden vordringenden Eises, und wieder wird diese gleichmäßig arbeitende Kraft dem begreifenden Auge zu einem fast ornamentalen Motiv. Weiterhin wird es deutlich, daß die Hauptströme alle derselben Richtung folgen müssen, so eigensinnig sie davon auch abzuirren suchen. Rhein und Ems, Weser und Elbe, Oder und Weichsel folgen alle im wesentlichen der Richtung von Südost gegen Nordwest. Dasselbe tun sogar die großen Nebenflüsse, mit Ausnahme der links in den Rhein mündenden Mosel. Dadurch kommt in das Kartenbild ein seltsam gleichmäßiges Ziehen und Fließen, dem eine gewisse stilisierende Kraft innewohnt. Verstärkt wird dieser Eindruck noch, weil die Hauptströme: Rhein, Elbe und Oder, tiefe von Nordwest nach Südost gerichtete Tieflandbecken in das Mittelgebirge vortreiben, dergestalt, daß die Grenze der Mittelgebirge einer Meeresküste gleicht, die tiefe Meerbusen bildet, wo Ströme münden. Dieser Vergleich paßt um so besser, weil bis an den Rand der Mittelgebirge, die Reste von Urgebirgen sind, die Eiszone gereicht hat und weil dort in der Tat einst Wassermassen aufgestaut gewesen sind. Man nimmt bei genauem Hinsehen auf der Karte breite Senken wahr, die von Ost nach West ziehen, Bruch- und Luchgebiete, die die Elbe über die Havel fort mit der Oder und die Oder über Warthe und Netze mit der Weichsel verbinden. Die Geographen belehren uns, daß in diesen uralten Senken, in denen heute die künstlichen Kanäle ihren Weg gesucht haben, die Wasser der Weichsel, Oder und Elbe gemeinsam an den Eisgrenzen entlang geflossen sind, daß es alte Flußbetten sind, die sich stellenweise seenartig erweiterten, um schließlich gegen die Mündung der Elbe hin durchzubrechen. Das Walten von formenden Urkräften liest man von der Karte auch ab, wenn man höher hinaufblickt und der Küstenbildung nachgeht. Die Inselkette, die von der holländischen Küste bis zur Wesermündung in schönem Bogen dahinzieht und deutlich noch die alte Festlandsküste durchschimmern läßt, erzählt von ungeheuren Sturmfluten und Durchbrüchen. Doch sind die zerstörenden Elemente gleich auch wieder gestaltend gewesen. Das Meer hat sich selber, indem es zerstörte, in den Dünengebirgen auch wieder Schranken erbaut, es hat, während es das Festland benagte, die Küsten so geformt, daß sie nun in geschwungenen, langgestreckten Buchten dahinziehen. In der ganzen Küstenbildung, von den Nordseeinseln der friesischen und schleswigschen Küste bis zu den Nehrungen und Haffen der Ostseeküste ist wieder ein sehr deutlicher Rhythmus, und jene feine, gebrochene Ornamentalität, die überall dort ist, wo anschaulich Kraft gegen Kraft gewirkt hat, wo dieselben Ursachen, mögen sie nun bekannt oder unbekannt sein, gleiche oder ähnliche Wirkungen erzeugen.

Mehr als tausend Jahre hat der deutsche Mensch nun schon an der so von den Naturkräften geformten Landschaft gebildet. Heute liegt sie da, als sei sie sein Werk. Wenn sie als Wildnis und solange sie noch elementarisch war, den Menschen aufs mannigfaltigste beeinflußt hat, so ist der Mensch in der Folge langsam aber stetig ihrer Herr geworden. So sehr, daß es heute kaum noch irgendwo, vom Hochgebirge und dem Meer abgesehen, eine reine Naturlandschaft gibt. Die deutsche Landschaft ist jetzt ganz eine Kulturlandschaft. Überall spürt man es, daß Millionen von Menschenfüßen seit Jahrhunderten über die Erde dahingegangen sind und daß Menschenhände durch viele Geschlechter an dem Antlitz der Erde geformt haben. Darum gibt es in dieser Landschaft nicht mehr die große Einsamkeit, nichts mystisch Elementares, ja, kaum noch die weltferne Romantik. Der Mensch hat in die Landschaft den Rhythmus seines Lebens, er hat seine Ordnung, seine Systematik hineingebracht und hat sie damit so stilisiert, daß sie ein Spiegel seiner Kultur ist. Es gibt in dieser Landschaft so unendlich viele „malerische Motive", so viele Bilder, weil die menschliche Ordnung, in ähnlicher Weise wie der Künstler es tut, komponiert. Es geschieht um so mehr, je dichter der Boden besiedelt ist, je mehr die Arbeit der Menschen ineinandergreift, je intensiver das Land genutzt wird.

Die Urwälder sind gerodet. Deutschland, das früher ganz ein Waldland war — die Gebirgszüge heißen noch heute in vielen Fällen „Wald" — ist jetzt nur noch zu einem Viertel von Wald bedeckt. Den Vorgang der Rodung kann man anschaulich noch in Gebirgsgegenden verfolgen. Die Dörfer liegen in freigeschlagenen Tallichtungen da, so daß gleich hinter den letzten Häusern der ansteigende Wald schon beginnt. Auch die Art, wie die Acker und Wiesen dem Walde abgewonnen worden sind, kann man deutlich erkennen, wenn man die über die Höhen dahinziehenden schnurgeraden Waldgrenzen verfolgt. Und der Wald selbst zeigt in allen Teilen die Pflege des Menschen. Es kommt selten nur noch der gemischte Laubwald vor, der in alter Zeit die Ebenen und vor allem die der Waldbildung so günstigen Gesteine der Berge bedeckte. Eiche, Esche, Ulme, Erle, Birke, Buche und Linde wachsen nicht mehr willkürlich durcheinander. Die Arten sind gesondert, es ist System ins Wachstum der Natur gebracht worden. Vor allem weisen die weiten Anpflanzungen des Nadelholzes darauf hin. Worte wie Waldkultur, Baumschulen, Anpflanzungen, Schonungen deuten die Art der Waldpflege an. Die Bäume sind in gerade Linien gezwungen und in regelmäßige Abstände; sie kämpfen nicht mehr miteinander, sondern jedes einzelne Baumindividuum hat Licht und Luft genug zur Entfaltung. Der Wald wird sozial behandelt. Das aber wirkt stark auf das Landschaftsbild. Das Auge sieht große, gleichmäßige Massen, selten nur einzelne bedeutende Exemplare. Innerhalb

dieser Massen, die sich von Berg zu Tal senken oder in der Ebene breit daliegen, ist ein Geäder von Parallelen wahrnehmbar; das Gereihte zeichnet sich ab, Schneisen und Wege laufen schnurgerade dahin. Selbst wenn man in den Wald eintritt, verliert sich nie ganz der Eindruck menschlicher Ordnung. In alle Waldromantik mischt sich leise die Mathematik, die Stämme ordnen sich zu Alleen, sie stehen im Forst wie die Ähren im Kornfeld. Die Natur erscheint kulturell gemäßigt. Steht man irgendwo auf einem Berg im deutschen Mittelgebirge, so ziehen die gleichmäßig bewaldeten Höhen sanft und wellig hintereinander dahin, wie geglättet von der menschlichen Arbeit, bis sie am Horizont mit dem Gewölk blau zusammenfließen.

Noch deutlicher tritt die menschliche Ordnung als rhythmisierende Form hervor auf dem weiten Ackergelände. Die Grenzscheiden der Äcker und Felder teilen das ganze Land auf, es fügen sich die verschiedenartig bepflanzten Felderbreiten wie zu einem farbigen Teppich aneinander und geben, während sie dem Auge den Raum malen, das schönste Muster aus grünen, gelben und violetten Tönen. „Jene Linien sieh! die des Landmanns Eigentum scheiden, in den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt." Aus dieser „freundlichen Schrift des Gesetzes" läßt sich vieles herauslesen. Die Art der Ackeraufteilung verändert sich, zum Beispiel, wenn man von Norden nach Süden fährt. Im Norden, vor allem östlich der Elbe, strecken sich die Felder mächtig in Breite und Tiefe. Es ist die Gegend der großen Domänen und Güter. Dort herrscht eine feierliche Eintönigkeit, die fruchtbare Landschaft hat eine gewisse Leere, nur hier und dort ragen aus Bauminseln die Dächer eines Dorfes, um den Kirchturm gruppiert, die Gutshäuser und Scheunen hervor; endlose Landstraßen ziehen mit niedrigen Baumreihen über die rationell bestellte, unermeßlich scheinende Fläche dahin. Das wogende Korn reicht bis zum Horizont hinab, die Kartoffelfelder erstrecken sich kilometerweit: die Riesenfläche ist in großzügigster Weise aufgeteilt. Im Mittelgebirge dagegen ist der mühsam dem Wald und dem Felsen abgerungene Boden in viele kleine Äcker, Felder und Weinbergstreifen geteilt. Die Flächen schieben sich eigenwillig und bunt durcheinander. Es handelt sich nicht mehr um einheitlich bewirtschaftete große Güter, sondern um einen eng verschachtelten Kleinbesitz. Zudem zwingt die Bodenformation oft, am Hügel im Zickzack hinauf und hinab zu pflügen. Infolgedessen erscheint die Landschaft wie gesprenkelt von farbigen Rechtecken, die Flächen ordnen sich wie zu einem Mosaik, und ein Gespinst von geraden Linien zieht über Berg und Tal dahin, den Raum in einer fast schulmäßigen Weise veranschaulichend. Jedes Feld, in der Ebene wie auf den Bergen, zeigt deutlich die Furchen des Pfluges oder die Linien der Egge, alle Gewächse werden in parallelen Reihen neben-

einander gepflanzt, selbst die Weinstöcke und Obstbäume folgen immer schnurgeraden Linien. So entsteht der Eindruck, als sei über das ganze Land ein ordnender Rechen gegangen. Alles trägt dazu bei, die fruchtbare Landschaft zu stilisieren. Die Zäune tun es, die umfriedigenden Hecken und die mit Strauchwerk bewachsenen Erdwälle; es stilisieren in dieser Weise die in regelmäßigen Abständen bepflanzten Chausseen, die Wege mit den tief eingefahrenen Räderspuren und die mit Telegraphenstangen und Schienenwegen durch die Landschaft dahinziehenden Eisenbahndämme; die von Weiden eingefaßten Gräben wirken ordnend, die kanalisierten Flüsse, die Mauern um Garten und Gehöft und nicht zuletzt die Häuser und die zu Ortschaften sinnvoll zusammengefaßten Häusergruppen. Durch alles dieses hat sich der Mensch die vielfältige Natur faßlich gemacht.

Der Anschauung der menschlichen Tätigkeit in der Landschaft folgt wie von selbst die Empfindung für die Geschichte. Denn die Wohnstätten der Menschen erscheinen fast wie Organismen, die der Boden, die die Zeit hervorgebracht hat. Die Kirchen, die in Deutschland wie nirgends sonstwo die Landschaft beherrschen, sind aus Steinen erbaut, die in den Bergen der Umgegend gebrochen worden sind, oder es ist zu ihrem Bau die Ziegelerde gebrannt worden, auf der sie sich mächtig erheben. Die Gesteinsfarben der Berge, die Tönungen der Erde kehren in den Bauten der Menschen wieder. Im nordischen Tiefland deutet der Backsteinbau auf das Lehmgemenge des Diluviums, im Bergland hat die Kirche die Farbe des frischen Steinbruchs drüben am Bergwald. So wächst das Gebilde des Menschen natürlich mit der Landschaft zusammen; die alten Dome erscheinen fast wie Teile des Urgebirges. Nicht anders ist es mit den alten Burgen, die als Ruinen die Höhen akzentuieren. Sie wachsen unmittelbar aus dem Fels heraus, als seien sie ein Teil davon, als hätte die Natur sie mitgeschaffen, als seien sie idealisierte Gipfel der Bergarchitektur. Gleichmäßig überziehen Schmarotzerpflanzen das Gemäuer und den Fels. Bis hinab zur Profanarchitektur kann man dieses Zusammenwachsen von Natur und Menschenwerk verfolgen; vor allem dort, wo die Gebäude alt sind, wo die Eisenbahn noch nicht dem Modebedürfnis des Menschen gedient und von weit her fremde Materialien herbeigebracht hat. Es gibt auch architektonisch Gebiete des roten oder des gelben Sandsteins, des Muschelkalkes oder des Schiefers. Die Farben der Felsen und Häuser werden dann von den chaussierten Straßen und den ihnen eingebauten Brücken aufgenommen und durch die ganze Landschaft geführt.

Aber auch die Formen der Bauwerke stehen nicht fremd und isoliert da in der Landschaft, seit diese selbst der Linie unterworfen worden ist. Überall herrschen die Horizontalen, die Vertikalen und die im Winkel von 45 Grad etwa ansteigenden und abfallenden Schrägen. Auf diese Linien

bringt der Mensch allmählich alles, was er bildend berührt. Er schult die Bäume des Waldes und die Pflanzen des Feldes, bis sie kerzengerade emporwachsen, er beackert die Ebene, bis sie als glatte Fläche daliegt, und er modelliert mit dem Pflug die Höhe, bis sie sanft und gemäßigt ansteigt. Er richtet am Hause die Pfosten, legt Querbalken und stützt die Giebelhölzer gegeneinander. Wie groß im einzelnen die Verschiedenheit sei, wie sehr alles auch individuell abzuirren sucht: auf diese drei Richtungsabsichten weist alles irgendwie zurück. Und auch das hilft dazu, die Landschaft bis ins letzte zu ordnen und ihr den Rhythmus des menschlichen Wesens zu verleihen.

Diese Stilisierung, diese auf Gewohnheit, Überlieferung und angeborene Eigenart deutende Kultivierung bewirkt es nun, daß die mitteleuropäische, im wahren Wortsinne grenzenlose Landschaft innerhalb der politischen Grenzen Deutschlands dennoch in charakteristischer Weise zu einer deutschen Landschaft wird. Die deutsche Kultur hat diese Landschaft verdeutscht, die Geschichte hat es getan. Man kann die Grenzen überall fast überschreiten, ohne daß sich die Bodenformation, die natürliche Flora irgendwie verändern; die Kultur aber ändert sich gleich in wichtigen Punkten und mit ihr das Landschaftsbild. Die Kulturgeschichte ist es darum recht eigentlich, die unserm Lande die geographischen Grenzen zieht. Vor allem ist es die Zivilisation der letzten zwei Jahrhunderte, der stetige wirtschaftliche Aufstieg, die konsequente Demokratisierung der Landwirtschaft, wie man sagen darf, der Ausbau der Verkehrsmittel, die immer dichter werdende Besiedelung, das Anwachsen der Städte, das Steigen des Nationalreichtums und die Staatspflege der landwirtschaftlichen Arbeit, was bildend auf die Landschaft eingewirkt hat. Da nun diese immer mehr oder weniger uniformierende Kultur mit einer in ihren Formen vielfältigen Natur zusammentrifft, mit einer Natur, die schnellen Schritts vom Hochgebirge bis zum Meer niedersteigt und auf ihrem Wege viele Möglichkeiten der geologischen Architektur abwandelt, so entsteht eine große Fülle verschiedenartiger und doch immer formal verbundener Landschaftsbilder. Diese Fülle tritt um so nachdrücklicher in Erscheinung, als ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz alle deutschen Gegenden aufgeschlossen hat. Wenn das Betrachten der Landschaft von der Eisenbahn aus auch den Nachteil hat, daß man zu schnell vorbeieilt, wenn es der Kenntnis des einzelnen nicht günstig ist, so kommt es doch dem Blick für die großen Zusammenhänge zugute, es erleichtert den Begriff von der Konstruktion der Landschaft. Die Bewegung ist so schnell, daß man lehrreich vergleichen kann. Das Fremdartige erscheint in Raum und Zeit näher zusammengerückt. Man fährt durch Stadt, Dorf und Land, vorbei an Flüssen und Bergen, sieht anschaulich, wie sich Industriegebiet und Ackerwirtschaft

scheiden, eilt in wenigen Stunden durch mehrere Provinzen, Marsch und Geestland steigen langsam zur bergigen Gegend empor, man durchfährt einen Tunnel und eine Wasserscheide ist überschritten, man folgt uralten Völkerstraßen und sieht ehrwürdige Bauwerke wie Leichensteine der Geschichte vorüberziehen: die papierene Geographie wird, in Teilen wenigstens, lebendig.

Am besten orientieren wohl in der Mannigfaltigkeit der deutschen Landschaft die fünf großen Flußgebiete. Denn indem die Flußläufe mit dem ganzen System ihrer Nebenflüsse auf die Wasserscheiden hinweisen, umschreiben sie wie von selbst Gebiete, die von Gebirgen umgrenzt sind und die in vielen Fällen mit alten Stammeswohnsitzen zusammenfallen. In diesem Sinne bezeichnet die obere Donau mit ihren von den Alpen kommenden Zuflüssen das alte Bayernland; der obere Rhein ist der Strom des alten Schwaben und der Mittelrhein mit dem Main gehört dem Gebiete der Franken zu. Die Elbe durchfließt das alte Sachsenland; Oder und Weichsel teilen das weite östliche Kolonialland auf. Von je waren die Flußtäler auch die natürlichen Verbindungs- und Wanderstraßen. Die Stämme sind sowohl von der Mündung stromauf wie von den Quellen talabwärts vorgedrungen, schneller und weiter als zu Lande. Es ist nicht zufällig, daß das wichtigste deutsche Flußtal, das Tal des Rheins, die reichsten und wichtigsten Zeugnisse von der Gegenwart der alten Römer aufweist. Die ersten Mischungen der Stämme, die ersten Tendenzen zur Einigung sind in der Gegend der großen Flußläufe bemerkbar. Darum sind die Ströme alle vom Volke auch mit poetischer Bedeutung umkleidet worden. Was die Poesie meint, ist das Lebendige, dessen Träger der Strom ist. Zudem ist das Flußsystem Deutschlands der Orientierung auch darum günstig, weil es ziemlich gleichmäßig das ganze Land überzieht. Überall im Gebirge plätschert und rieselt es zwischen dem Gestein, überall in der Ebene fließt es zwischen Gras und Strauchwerk still dahin. Jedes Rinnsal aber weist in eine bestimmte Richtung und wird dadurch geographisch zu einem freundlichen Wegweiser. —

Einer der wichtigsten Punkte der deutschen Landschaft und zugleich der deutschen Geschichte ist der Bodensee. Er liegt im Mittelpunkt des alten Schwabenlandes und heißt mit Recht das „Schwäbische Meer". An seiner weiten stillen Schönheit haften viele alten Sagen und Sänge. Fünf Staaten stoßen heute an seinen Ufern zusammen. An diesen sanften Wiesenufern ohne Steilheit, die lange Landzungen ins Wasser hinausstrecken und von Obstbäumen dicht bestanden sind, die an andern Stellen waldig zum Gebirgsland emporsteigen und dann wieder mit Ried und Rohr unmerklich im klaren Wasser verschwinden. Jeder Quadratkilometer

dieses Landes hat seine geschichtliche Bedeutung; Schlösser und Klöster, Burgen und Türme, alle die bewohnten Inseln, die reichen alten Städte, die reinlichen Dörfer und wohlgehaltenen einzelnen Gehöfte zeugen davon. Im Mittelalter waren diese Ufer am dichtesten von allen deutschen Landschaften besiedelt und am besten kultiviert. Darum sind die Bauwerke mit der Natur wie verwachsen und es spricht die Vergangenheit mit tausend Zungen. Aber nicht aufdringlich. Nirgends fügt sich das Alte so natürlich dem Lebendigen. In reicher Fruchtbarkeit heben sich die Hügel empor, mit dichten Graswiesen, die bunt sind von Blumen, mit Weinbergen, sauberen Obstgärten und schönen alten Baumgruppen, ganz aufgeteilt als Kleinbesitz. Es ist fast ein Gartenland, das Auge wird ständig in die schöne Enge gelockt, und dann öffnen sich ihm gleich auch wieder große Fernblicke. Das Heroische erscheint idyllisch; das Idyllische aber hat stets einen leisen Unterton von heroischer Bedeutung. —

Nordwestlich des Bodensees, im Schwarzwald, ist der Punkt, wo die Wasser der Donau entspringen und lange zögern, ob sie nicht lieber ins Rheintal fließen sollen. Die beiden großen deutschen Grenzströme, Rhein und Donau, sind dort im Winkelpunkt ganz nahe beieinander, bevor sie nach Norden und Osten auseinanderstreben und mit ihren Wassern die Deutschen einerseits zur Nordsee hin, und andererseits zum Orient hinüber weisen. Indem die Donau an den hohen bewaldeten Kuppen der Juragebirge und des Bayrischen Waldes entlangfließt, dann wieder auf altem Seeboden große moorige, sumpfige Ebenen bildet, und im „Ried" und im „Moos" torfige, wasserreiche Landschaften schafft, die langsam nur der Ackerwirtschaft gewonnen wurden, wird sie zum Grenzfluß für Oberbayern. In vielen eiligen Rinnsalen wird die bayerische Hochebene durchflossen; sie ist reich an Seen, die, ebenso wie die Gewässer der norddeutschen Seenplatten, durchweg vom Gletschereis in süd-nördlicher Richtung gegraben worden sind, und sie weist auch sonst vielfach eine ähnliche Moränenbildung auf wie der Norden. Flußbetten voller Kies und Geröll, uralter Alpenschutt, Hochmoore, dunkle Bergwaldungen, dazwischen Triften mit weidendem Vieh, die auf eine rege Almkultur weisen, stattliche, hell gekalkte Bauernhäuser, die dem Südwestregen eine geschlossene Mauer zukehren, deren Dach nach Osten weit vorgezogen ist und an deren Mauern lange Galerien laufen. Hinter jeder Garten- und Hauslandschaft blaut, wie ein Gewitter, das Hochgebirge mit seinen wolkenartigen Lichtern und Schatten.

Außerordentlich mannigfaltig in ihrer landschaftlichen Bildung sind die schwäbischen Lande, die der obere Rhein durchfließt. Es gibt hohe Berge darin und fruchtbare Ebenen, sie umfassen die dunkle Schönheit des Schwarzwaldes und die Grenzromantik der Vogesen, dazwischen dehnt sich breit die fruchtbare, verkehrs- und städtereiche Rheinebene; zum schwäbischen

Gebiet gehören die mit dichtem Laubwald bedeckten Juraberge, und es gehört dazu vor allem das heiter sonnige „Ländle", in dem alles so heimlich und eng beieinanderliegt. Überall ist in dieser vielfältigen Landschaft das Geschichtliche gegenwärtig. Burgen wie die der Staufer oder der Zollern, weltlich angelegte Klöster, stattliche Schlösser und uralte Kirchen, wie die auf der Reichenau, deuten darauf hin, daß diese Lande eine Urzelle deutscher Geschichte sind. Der Rhein fließt vom Bodensee durch die heiterste, wechselvollste Landschaft bis Schaffhausen, springt dort mit prachtvollem Getöse vom Felsen herab und eilt dann, unendlich anmutig, zwischen bewaldeten Felsenufern, nach Westen. Bei Basel biegt er endgültig nach Norden ab und schafft sich ein herrlich weites Tal. Überall in diesem Tal zwischen Vogesen und Schwarzwald, zwischen Hardt und Odenwald, ragen die Doppeltürme mit den knaufartigen Zwiebelhauben auf, helle Kirchen- und Klostergebäude schließen sich an, schöne alte Brücken führen über die Gewässer, weit dehnt sich, von Gehöften und Baumgruppen gesprenkelt, das flache Tal, sanft steigen die beackerten Hänge zum Wald empor, die Pläne des Hügelgeländes schwingen hintereinander bis zu dem steil aufsteigenden Waldgebirge mit seinen mächtigen Tannen, dem feuchten grünen Moosboden und dem ewigen Geplätscher unter grün übersponnenen Felstrümmern. Weiter nach Norden führt die alte Bergstraße, das Tal beherrschend, am Odenwald entlang. Dort wächst und wuchert es im Frühling fast südlich üppig im Schutze der Berge, es blüht wie in einem Treibhause. Die Dunkelheiten des Schwarzwaldgebietes sind mit einem Schlage einer reichen und weichen Farbigkeit und einer heiteren Anmut gewichen. Es ist als scheide der Neckar zwei Landschaftsstimmungen. Heidelberg liegt mit wahrhaft königlicher Heiterkeit im herrlichsten Tal. Vor ihm öffnet sich unabsehbar, als sei es eine einzige zusammenhängende Stadt, das industriereiche, von Arbeit erfüllte Rheintal.

Franken, vor allem das Gebiet des Mains, ist von einer undefinierbaren Lebendigkeit erfüllt. Das Temperament der lebensfrohen Bewohner spiegelt sich darin. Es gibt nichts Anregenderes als eine Wanderung durch das in seiner Enge unendlich bilderreiche Maintal mit seinen regelmäßig gefurchten Rebenhügeln, den kleinen mittelalterlichen Städtchen, die mit ihren Türmen, Toren und Mauern noch daliegen, als sei die neue Zeit an ihnen vorübergegangen, mit den alten Brücken über dem stark strömenden Fluß und der naiv ehrwürdigen katholischen Kultur in den Gegenden von Bamberg und Würzburg. Fichtelgebirge, Steiger Wald, Spessart, Odenwald und Taunus begleiten den wild gekrümmten Fluß mit der Romantik des Wechsels von geschlossener und offener Landschaft. Auf den erhöhten Ebenen liegen die alten Städtchen, die wie Museen der deutschen Geschichte sind. Mit Stadtmauern, Wehrgang, Toren, vielen Kirchtürmen,

Rathäusern, Marktplätzen, krummen Gassen, alten Brunnen und spitzgiebeligen Bürgerhäusern, liegen sie in tiefer Stille da. Aber nicht tot, sondern erfüllt von dem lebendigsten Alltagsleben. Es ist ein von altersher dynastisch zerstückeltes Land, Bürgerstadt und Fürstenstadt gehen bunt durcheinander. Bambergs mittelalterlich barocke Silhouettenpracht taucht auf, Würzburg liegt repräsentativ im engen Maintal da, Ansbach gibt sich kokett mit seinen barocken Seltsamkeiten, seiner strengen Schloßarchitektur und der regelmäßigen Anlage seiner Straßen als fürstliche Gründung, und Städte wie das reizende Dinkelsbühl oder wie Rothenburg deuten dann wieder einseitig auf den willkürlicheren, bunteren, vom Festungsrund aber fest zusammengehaltenen Vielerlei der alten Bürgerstadt. Mittelalter und Klassizismus liegen friedlich nebeneinander. In den Tälern schlängeln sich Flüßchen, begleitet von Landstraßen und Reihen schlanker Pappeln. Kanäle ziehen mit schützenden Dämmen quer über die Flächen dahin. In reichem Wechsel wandelt die Landschaft die Reize des Mittelgebirges ab, von dem industriereichen Nürnberg über Bamberg nach Aschaffenburg und Frankfurt, von Bayreuth bis zu den Quellen der Fulda, bis herab in die hessischen Lande, in diese alte, kaum schon großstädtisch berührte Märchenwelt Deutschlands.

Zwischen Mainz und Köln sind des Reiches berühmteste Landschaften. Indem der Rhein die Eifel und den Westerwald gewaltsam durchbricht, schafft er eine Fülle wechselreicher Bilder, die unendlich oft schon besungen worden sind. Diese Landschaften haben bei all ihrer bedeutenden und im gewundenen engen Tal an immer neuen Ansichten reichen Formenpracht einen seltsam dunklen Ernst. Weinberglandschaften haben überhaupt immer etwas Nacktes, etwas Knochiges, etwas altdeutsch Lineares möchte man sagen. „Romantisch" erscheint die Rheinlandschaft, weil dort das Gegensätzliche nahe beieinanderliegt. Die Berge steigen schroff empor, der kahle Fels tritt hart ans Wasser und die Städte und Dörfer liegen gedrückt da im engen Korridor des Tals, nur die Flußfront dem Auge darbietend. Die Formen der Berge, der Vegetation und der menschlichen Kultur sind auf kleinem Raum beieinander. Und da der Rhein eine uralte Straße der Geschichte ist, so drängen sich die alten Bauwerke verwirrend fast zusammen. So ist es auch in den wunderschönen Nebentälern der Mosel, der Nahe, der Saar oder der Lahn. Kraus bewachsene Berge drängen einander, die schmalen Täler sind wie eine ansichtsreiche Straße und jeder Fels wird zum Aussichtspunkt.

Bei Coblenz treten die Berge weiter zurück, das Auge kann Distanz nehmen und den herrlichsten Wechsel von horizontaler Wasserfläche und edel geschwungenen Berglinien rein genießen. Hinter Bonn tritt der Rhein endlich breit und beruhigt ins flache Land. Köln liegt im Schutze

der Gebirge, wie um alles Leben, das von den Bergen kommt, zu sammeln und weiter, bis zum Meer, zu leiten. Es beginnt dann westlich und östlich des Stroms die Industrielandschaft, die wieder einen ganz eigenen, vom Menschen geprägten Charakter hat. Häßlich im einzelnen, von einer merkwürdigen Grandiosität im ganzen. Neben den natürlichen Höhen erheben sich nun die künstlichen der Schutthalden. Wälder von Schornsteinen stehen in der rauchgrauen Luft. Die Flüsse müssen arbeiten, die Berge werden ausgehöhlt und ihr Reichtum wird mittels langer Seilbahnen zu Tal gefördert. Die Landschaft ist am Tage voller Dampf und des Nachts voller Feuer, das unmittelbar aus dem Bauch der Erde zu kommen scheint; sie selbst scheint zu dröhnen und zu rauschen von der menschlichen Arbeit, sie ist ganz Bauwerk geworden und das Grün ist dem Grau gewichen.

In der Aachener Gegend liegen die dunkeln violetten Ziegelsteinmassen der Städte und Dörfer mit bleierner Schwere unter einem weiten Himmel da; es ist als ob der Sturm und Staub der Jahrhunderte die Farben gedunkelt und alle Weichheit von den Formen abgewaschen hätte, die von Erzen und Kohlen schwangere Erde verbreitet eine Stimmung, als führe man über vulkanischen Boden, trotzdem dort, in des „heiligen römischen Reiches Kornkammer", die Felder in reicher Fruchtbarkeit über Hügel und Ebene dahinziehen. Hinter Düsseldorf aber geht die Rheinlandschaft langsam ins Holländische über. Die Erde ist ganz flach und der Himmel mit seinem zerfließenden Gewölk gewinnt Macht über das weite Land, das sich nur bei Cleve noch einmal wirkungsvoll — so etwa wie man es von Landschaftsbildern Rembrandts kennt — burgartig erhebt. —

Die beiden Quellströme der Weser erschließen einige der lieblichsten Gegenden Deutschlands. Vom ernsten Rhöngebirge herab fließt die Fulda durch ein fruchtbares, formen- und farbenreiches Tal, das in der Gegend Kassels von bewaldeten Höhen dann mehr und mehr eingeengt wird, bis es bei Münden das ähnlich gestaltete Werratal aufnimmt. Von der stillen Schönheit dieser Täler, die sich weiterhin im oberen Wesertal fortsetzt, möchte man paradox sagen, daß sie etwas Gedichtetes hat. Sie hat die klare, gar nicht verworrene Romantik einer Landschaft, in der eine lebhafte Natur und eine stetige Kultur sich wechselweis bestimmen und steigern. Östlich der Weser liegt der Harz wie eine an Bildern reiche Berginsel im sich abflachenden Lande. Dieser Gebirgszug zeigt auf kleinem Gebiete mannigfaltigen landschaftlichen Charakter. Im Oberharz gibt es große Fichtenwälder und im Umkreis der Städtchen und Dörfer Wiesenland. Die Bevölkerung lebt vor allem vom Bergbau. Im Südharz herrscht der Laubwald, und das gerodete Land dient dem Ackerbau. Im Brockengebiet finden sich Moore, jähe Felsbildungen, kahle Kuppen und Nadel-

holz. Im Westen haben die jäh emporsteigenden Berge stellenweis Hochgebirgscharakter; in den südlichen Teilen, bis hinab zu dem aus altem Seeboden des Helmetales, aus der „goldenen Aue" isoliert aufragenden Kyffhäuser, hat die sanft gewellte Landschaft etwas ungemein Anmutiges, und im Nordosten wird man schon an die Rauheit einer Hochebene erinnert. Nach Norden flacht das Land sich dann in breiten Erdwellen ab, und nach dem Durchbruch des Wesergebirges, der noch einmal zu einem Effekt besonderer Art wird, öffnet sich dem Blick die weite nordwestdeutsche Tiefebene. Westlich bleibt der wallartig dahinziehende, buchenreiche Teutoburger Wald, bleibt Westfalen, das Land der fetten Ackererde, der Eichen und einer regen Industrietätigkeit, die über die Städte große Nebelglocken wölbt, zurück. Im Tieflande nimmt die Landschaft bald den Charakter der Heide und weiter nördlich den einer wasserreichen Niederung an. Das Land ist von Kanälen durchschnitten, durch die mit großen roten Segeln die Schuten still dahinziehen. Auf dem moorigen Grund steht das Wasser in Tümpeln, Torfhaufen sind aufgeschichtet und Binsengras beugt sich im Wind. Mit geduldiger Mühe sind dem Schwemmland Felder, Wiesen und Acker abgewonnen, die die Arbeit des Landmannes aufs reichste lohnen. —

Das alte Sachsenland, das von der Elbe durchflossen wird, reichte im Westen bis nahe an den Rhein, es stieß im Süden an Franken, grenzte im Norden an das Meer und verteidigte im Osten in dauerndem Kampf die Grenzen gegen die Slawen. Diese Ostgrenze bildete lange Zeit die der Elbe von Westen zufließende Saale, deren schöne gebirgige Ufer darum reich sind an alten Burgen und Wehrtürmen, und an denen sich festungsartig angelegte Städte in langer Reihe mit all dem Reiz, den eine bedeutende Vergangenheit gibt, erheben. Namen wie Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Rudolstadt, Saalburg legen noch heute Zeugnis ab von der Heftigkeit des germanisch-slawischen Rassenkampfes. Das Saaletal gehört landschaftlich zu den formenreichsten und schönsten aller deutschen Flußtäler; und die Zeichen der alten geschichtlichen Bedeutung vertiefen diese Schönheit. Alle deutschen Kriege fast haben das Berg- und Waldland Thüringens, dessen Fluß recht eigentlich die Saale ist, irgendwie berührt. Quer über den bewaldeten Kamm des Gebirges läuft die uralte Heerstraße des Rennstiegs, auf klar beherrschter Höhe erhebt sich die Wartburg wie ein Signum der ganzen Landschaft. Neben den Denkmalen auf den Höhen erblickt man in den engen Flußtälern tausendfältig die Zeichen einer rastlosen kleinbürgerlichen Betriebsamkeit, der Hausindustrie einer bedürfnislosen, erfindungsreichen Bevölkerung. In den Tallichtungen des Nadelwaldes werden von eiligen Bächen die Räder der Schneidemühlen getrieben, das Volk geht in seinen alten Trachten über Land und

alles deutet auf ein Festhalten am Überkommenen. Thüringen, mit seinem Saaletal, ist ein rechtes deutsches Touristenland geworden; es ist bis in den letzten Winkel erschlossen. Rings am Gebirge entlang liegen eine Menge belebter, industriereicher Städte; durch sie, unmittelbar vorüber an diesem im Herzen Deutschlands gelegenen Waldgebirge, führen einige der Hauptverkehrswege von Nord nach Süd.

Die Elbe nimmt — nachdem sie das Elbsandsteingebirge durchbrochen und dabei ein enges, tiefes, mit seltsamen und überraschenden Felsbildungen dicht angefülltes Tal gegraben hat, nachdem ihre jetzt so zahmen Wasser vor vielen tausend Jahren einer Landschaft den pittoresken Charakter einer Miniaturschweiz gegeben haben und nachdem sie breiter und bequemer die am dichtesten besiedelten Gegenden Deutschlands im Königreich Sachsen berührt haben — von Osten her einen Nebenfluß auf, der einer anders gearteten Landschaft zur Lebensader geworden ist: die Havel. Sie ist ganz ein Tieflandfluß; wenn man ihren Namen nennt, so meint man zugleich die Mark. Durch Luch und Bruch fließt die Havel langsam dahin, sie erweitert sich seenartig, schleicht dann still weiter zwischen hohen Sandufern und dunkeln Kieferwaldungen und zieht endlich durch ein flaches Wiesenland der Elbe zu. Die Landschaft der Mark erscheint stellenweis weniger als die andern deutschen Landschaften — mit Ausnahme der Lüneburger Heide — von der Hand des Menschen berührt. Es ist in ihr noch leise etwas Prähistorisches. Die auf einer Düne der Eiszeit entstandene Vegetation ist ernst und dunkel. Die Stimmung ist elegisch, aber in all ihrer Melancholie von herbem Reiz. Im Ufersand der Havel und Spree, herabsteigend von hügeligem Kiefernwald, kann man sich ohne Gewaltsamkeit noch in die Zeit versetzen, wo die ersten Kolonisten herbeikamen, um dort eine Siedelung zu gründen, wo sich heute die Millionenstadt Berlin gewaltsam ausgebreitet hat. Dem sandigen Boden, der Heide, dem Wald hat der Mensch nicht allzuviel Bodenkultur abzugewinnen vermocht. Die Bahnlinien laufen streckenweis, in der Nähe Berlins sogar, durch den Wald, als wäre man im westlichen Amerika. Es ist immer ein Etwas da, das an die alten Einsamkeiten des östlichen Koloniallandes noch heute denken macht. Heiterkeit und Schönheit bringt nur das Wasser, bringen die hell blinkenden Seenspiegel in das leise drohende Landschaftsbild. Kommt aber, wie in der Umgebung Potsdams, die ordnende Kultur eines fürstlichen Bauwillens hinzu, so erhebt sich die Landschaft, durch den einfachen Kontrast von Waldmassen, Seenflächen und klassizistischen Bauwerken, zu einer zwar etwas künstlichen, doch geistreichen Feinheit, die in Deutschland ihresgleichen sucht.

Auf ihrem Wege trennt die Elbe weiter nördlich zwei Landschaften, wie sie gegensätzlicher nicht sein können. Rechts zieht gegen die Ostsee hin das

fruchtbare, korn- und waldreiche Mecklenburg, mit seinen Seen, die das ganze Land wie mit dem silbernen Widerschein des Himmels überstrahlen, mit seinen farbenreichen Weiten und behaglichen Idyllen der Enge; und links dehnt sich über flache Erdwellen weit die Lüneburger Heide dahin. Von der Lauenburger Höhe am Elbufer blickt man in beide Landschaften weit hinein. Nach Norden zu liegt der schöne Sachsenwald und das Lauenburger-holsteinische Land mit feuchten Graswiesen, die durch bebuschte Wälle voneinander geschieden sind, mit alten sächsischen Bauernhäusern in den langgestreckten Dörfern in fruchtbarer Ruhe; nach Osten sieht man nach Mecklenburg hinüber, das die Erinnerung immer in den Farben des reifenden Kornes erblickt; und nach Westen zu liegt die dunkle Heide da. Dort ist der Landschaftcharakter schwermütig; doch hat er stellenweis auch fast etwas Mächtiges. Aus Sand und blühender Heide arbeitet trockenes Nadelholz sich mühsam zu mäßiger Höhe empor. Die Landschaft scheint die Hand des Menschen kaum schon gefühlt zu haben. In der Regel entstehen im Sommer Waldbrände; darum strecken große Teile des Waldes dürres Geäst schauerlich in den Himmel. Der Wald ist wie verzaubert in seiner Einförmigkeit. Dann wieder kommen weite Strecken flacher Heide, auf der sich einsam mit spitzem Giebel und phantastischer Silhouette ein strohgedecktes Bauernhaus erhebt. Einige Kiefern stehen dunkel daneben wie nordische Zypressen. Oder es liegen riesige erratische Blöcke im Heidekraut und hohe spitze Wacholderbüsche wuchern dazwischen, so daß es fast ist, als stände man vor einem vergessenen Heldengrab. Auch diese Moränenlandschaft mit ihren Hünengräbern im Sande der Eiszeit hat etwas Prähistorisches; in ihr ist ein Zug wilder Ursprünglichkeit, die Natur ist noch stärker als die Kultur, wenn diese von Jahr zu Jahr auch erfolgreicher Anstrengungen macht, das alte wilde Gebiet dem Menschen zu unterwerfen.

Weiter gegen Nordwesten, jenseits des mächtigen Hamburg, in dessen weitem Hafenrund sich wieder eine ganz neue Art von Landschaftsschönheit findet, tritt die Elbe breit in das Marschgebiet ein. Die Landschaft wird flach und grenzenlos; die Horizonte, die Dämme und Deiche, die Wiesen und der Fluß: alles betont die Wagerechte; alles ruht und lastet schwer, nichts strebt mehr empor. Man ist im Gebiet von Ebbe und Flut, die Landschaft ist in allen ihren Teilen schon meerartig; auch der Strom geht breit und unendlich ins Uferlose auseinander. —

Oder und Weichsel sind die Ströme des östlichen Koloniallandes, das sich im russischen Tiefland zu verlieren scheint. Diesem Kolonialboden ist auch die Tieflandschaft zuzurechnen, die von der Provinz Schlesien ausgefüllt wird. Das Land steigt dort vom ausgehöhlten Industrieland Oberschlesiens und von den geröllreichen, mit Krummholz bestandenen

Hochflächen, von dem mächtigen bewaldeten Höhenrücken, von dem schluchtenreichen, sumpfigen, moorigen und in den Tälern auf einen starken Touristenverkehr eingerichteten Ortschaften des Riesengebirges zur Oder hinab. Der Fluß geht durch ein breites Tal voller Gebüsch, Wasserlachen und Wiesen, durch ein fruchtbares, von einem feuchtwarmen Klima begünstigtes Wiesen- und Ackerland voll stattlicher Herrensitze, großer Güter und schöner alter Städte, in denen das Leben der Gegenwart sich kräftig regt. Die Laubengänge unter den spitzgiebeligen Bürgerhäusern und mancher andere Zug in der Bauweise deuten darauf hin, daß das südliche österreichische Wesen schon einigen Einfluß gewonnen hat. Weiter nördlich erreicht die Oder jene Gebiete, wo sie ehemals die Wasser der Weichsel aufnahm und zwischen Eis und Gebirge nach Westen abfloß, wobei dann jene Senken entstanden, die heute von einer stimmungsvollen Luch- und Bruchlandschaft ausgefüllt sind. Das ganze Warthe- und Netzegebiet hat diesen Charakter, der Spreewald ist ein Teil dieser Landschaft, und die Luchgebiete der Fehrbelliner und Ruppiner Gegend, die schon zur Elbe hinunterweisen, gehören auch dahin. Welcher feiner Reize diese wasserreiche Landschaft voll ist, das beweist keine Gegend besser als die ganz gartenartig kultivierte, von Flußläufen und Kanälen dicht durchflochtene, straßenlose und idyllisch abgeschlossene kleine Sonderwelt des Spreewaldes. Auch der Oderbruch genießt mit Recht den Ruf seiner eigenartigen landschaftlichen Schönheit. Der Landschaftscharakter der östlichen Provinzen ist bisher unterschätzt worden; er hat unter einem falschen Begriff von Romantik gelitten. Es scheint, daß der Krieg, der Millionen von Deutschen durch diese Gebiete führt, berichtigend wirkt. Von allen Seiten hört man die Weichselufer, die Landschaften der masurischen Seengebiete laut rühmen. Wie die Weichsel breit und wasserreich, an Sandbänken und Inseln vorbei, unter hoch ansteigenden Ufern dahinfließt, wie die Memel durch die kanalreiche, fruchtbare Tilsiter Niederung dahinzieht, wie dem Deltaland jeder Quadratkilometer Boden abgenommen worden ist, wie sich die schönsten Gruppen von Laubbäumen und Nadelhölzern in den klaren Seen abspiegeln, wie das Land sich wellig dann wieder bewegt und die Ackerbreiten ihre geometrischen Muster zeichnen, hier gehemmt von Gebüsch und dort von dem Bestand junger Schonungen: das alles hat so viel Fülle, es ist so weit, so raumhaft groß, daß man dieser wenig gekannten und gewürdigten Landschaft eine Zukunft in der Schätzung der Deutschen prophezeien kann. —

Von Ost nach West schwingen in sanfter Kurve die Meeresküsten. Sie bezeichnen wieder eine Landschaftswelt für sich. Da sind die Ostseeufer mit ihren Haffen und Nehrungen, mit den hohen Sanddünen und dem glatten Vorstrand, gegen den die ewige Brandung ihre grünlich grauen

Wasser wirft, mit waldigen Ufern, die hoch und höher hinaufwachsen, bis der gelbe Sand an Rügens Nordspitze der weißen Kreideformation weicht und an dieser Grenze der deutschen Lande noch einmal eine Landschaftswirkung besonders effektvoller Art entsteht. Rügen ist die Pointe der östlichen Küstenbildung. Auf kleinem Raum gelingen der Natur mit den steilen weißen Klippen, die oben mit Buchenwaldungen bedeckt sind und unten unmittelbar in ein opaleszierendes Meer hinabreichen, fast dramatische Wirkungen. Diese jähe Erhebung wirkt um so stärker, als die Uferlandschaft sonst ganz auf Flachwirkungen eingestellt ist. Stellenweis scheinen die Häuser, Bäume und Städte in der Ferne auf den ruhigen Wassern der Haffe zu schwimmen, oder sie scheinen vernebelt in der Luft zu hängen.

Was Rügen als landschaftlicher Akzent der Ostsee bedeutet, das ist für die Nordsee der jäh und steil aus dem Wasser emporschießende Sandsteinfelsen Helgolands. Auch diese Insel ist wie ein natürliches Bollwerk, wie ein Wachtturm gegen Norden und Westen. Am schleswigschen und friesischen Ufer entlang schwingt sich dann, mit weicher Bestimmtheit, die alte Festlandsgrenze zeigend, eine kaum unterbrochene Inselkette mit Dünengebirgen und Watten, mit blumenreichen Halligenwiesen und fettem farbigen Marschboden hinter den Uferdeichen. Unumschränkt herrscht die Horizontale. Die einzelnen Bauwerke ragen mit harten Silhouetten monumental aus diesem System von Wagerechten empor. Wie ein lebendes Wesen, das diese erhabene Unendlichkeit beherrscht, erscheint das Schiff. Alle Städte der Küste haben den Hafencharakter. Und allen Bauwerken sieht man es an, daß sie den Wettern standhalten sollen, die über dieses Gebiet ungehemmt dahinfegen; die ursprünglich aus dieser Natur hervorgewachsenen monumentalen Gebäude haben nichts von der Schön-Wetter-Architektur des Südens. Die hanseatische Architektur braucht den Regen, den Dunst, den schwere Wolken dahintreibenden Sturm und die graue Tonigkeit des Nebels als Hintergründe.

Man kann von den Schönheiten der deutschen Landschaft kaum sprechen, ohne zugleich immer auf das Klima und auf die Wetterstimmungen zu weisen. Deutschland hat, so mannigfaltig die geologische Bildung auch ist, ein ziemlich einheitliches Klima. Die nach Süden aufsteigende Höhe wirkt ausgleichend, so daß das oberbayerische Gebiet eigentlich ähnliche Temperaturen hat wie die Küstenländer. Es ist dort sogar eher rauher als milder. Es gibt freilich abgeschlossene Landschaftswinkel in Süddeutschland, wo das Klima, wo die Flora bereits etwas Südländisches haben. Auch ist das Wetter insofern verschieden, als dem Norden die überklaren Farben des Föhnwetters fehlen, als die Luft

dort immer mehr oder weniger von einem feinen blauen Duft erfüllt ist. Und die Wolkenbildung ist ebenfalls im Süden und Norden nicht gleichartig, weil im Süden die Wolken fester zusammengeballt erscheinen. Die Berge, in denen „das Wetter gemacht" wird, halten die Wolken länger fest, was dann zu langen Dauerregen Anlaß wird, oder, bei schönem Wetter, zu prachtvollen Erscheinungen, wenn die Wolken an den Gipfeln hängen oder mit dem Schnee und Eis der Gletscher in eines verschwimmen. Die Wolken in der Ebene sind gestaltloser, nebelhafter. Im allgemeinen ist der Osten kälter als der Westen und es gibt innerhalb Deutschlands selbst deutliche Wetterscheiden. Dennoch ist das Klima einheitlich. Es ist ganz ein Klima der gemäßigten Zone und eben darum reich an verschiedenartigen Stimmungen. Mit den Wetterstimmungen wechselt aber auch das Gesicht der Landschaft. Die deutsche Landschaft zittert beständig im Leben des Atmosphärischen, während die Jahreszeiten sich sehr charakteristisch voneinander scheiden. Der deutsche Frühling ist wirklich ein langsam werdender und dann voll ausbrechender Frühling, Sommer und Herbst offenbaren stufenweis ihre Eigenschaften, und der Winter lehrt alle Herrlichkeiten der Schneelandschaft kennen. Im Wechsel der Jahreszeiten und der Wetter hat die Landschaft eigentlich jeden Tag ein anderes Gesicht. In wenigen Ländern gibt es so mannigfaltige Regen, so feine Nuancen von Nebel und Dunst, so verschiedenartige Helligkeiten des Sonnenscheins, einen so schönen Wechsel von Klarheit und Bewölkung. Große Wetterkatastrophen fehlen; sie sind nur dort, wo ungeheuere Gebiete die Entwicklung erlauben. Wir achten um so mehr dafür auf die Nuance. Vor allem seit wir von der Malerei gelernt haben, auf jene allgegenwärtige Schönheit zu blicken, die an bestimmte „schöne" Objekte nicht mehr geknüpft ist, seit wir nicht mehr linear, sondern wieder malerisch anzuschauen verstehen und jenes wundervolle Wetterspiel zu genießen wissen, das selbst das Häßliche noch erhaben verklärt. Goethes Klage, wenn er nach der Sonne Italiens fror, nehmen wir nicht eben tragisch. Es ist wahr, die gleichmäßige Wärme und die strahlende Farbigkeit des Südens fehlen; doch ist alle Farbigkeit ja relativ. Auch das Vorurteil, die Berge seien an sich edler als die Ebene, ist nahezu überwunden; alles ist in seiner Art schön, und allgegenwärtig ist der Zauber des Kosmischen. Seit wir dieses wissen und sinnlich erleben, umjubelt uns die deutsche Landschaft überall, im Norden und Süden, im Osten und Westen mit der faßlichsten Gegenwart einer ewigen Schönheit. Unsere neuere Kunst hat diese lebendige Schönheit freilich noch nicht künstlerisch groß bewältigt. Sie ist noch nicht wieder selbständig genug, um schon ganz von den französischen und holländischen Landschaftsmotiven absehen zu können, woran sie die neuen Kunstlehren erprobt hat. Die alten deutschen Meister haben es besser verstanden, die Heimat kosmisch darzu-

stellen. Sie haben die Kunst unmittelbar aus der Natur herausgerissen, worin sie lebten. Das Wort Heimatkunst ist mit Recht verpönt, sofern es eine kleinliche, dilettantische Erdenbrödelei meint, sofern ein „romantisches" oder „idyllisches" Naturmotiv über ein mangelndes Können hinwegtäuschen soll. Darüber aber darf nicht vergessen werden, daß jede Meisterkunst, jede Weltkunst immer auch im höchsten Sinne Heimatskunst gewesen ist — in Italien, in Holland, in Frankreich.

Die hohe Selbständigkeit der alten Meister, die gelassen immer die engere Heimat zur Welt erweitert haben, die in dem zufälligen Stück Natur, worin sie lebten, ein Gleichnis der ganzen Natur gesehen haben, kann von unsern Malern freilich erst dann wieder errungen werden, wenn sich das deutsche Volk auch innerlich fest zusammengefunden hat, wenn die Meer-, Berg- und Tieflanddeutschen ganz aufgegangen sind in einem einzigen großen Deutschtum, wenn die Ungunst der geographischen Lage überwunden, alle Stammesfeindschaft erloschen ist und endgültig die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" von jedermann ohne Stocken beantwortet werden kann. Denn jede Persönlichkeit ist vom Ganzen abhängig. Nicht das ist das Ziel des Deutschen, in der Welt sein Vaterland zu sehen, sondern in seinem Vaterland die Welt. Dieses aber ist nur möglich, wenn er seinem Lande auch äußerlich Grenzen schafft, die sichern, schirmen und zu innerer Entwicklung Ruhe geben, oder — wenn das sich auch jetzt noch als unmöglich erweist — wenn der einige Wille aller Deutschen, der Natur zum Trotz, wie für die Ewigkeit dem Globus politische Grenzen so einzugraben weiß, als seien es geographische.

Die Brüder Menthe

Roman von Peter Nansen

(Fortsetzung)

9

Menthes Wiederauftreten im Reichsgericht gestaltete sich im Grunde zu einer Gastrolle. Immer mehr zog er sich aus seiner Anwaltstätigkeit zurück, um sich seinen andern Beschäftigungen zu widmen, die sich beständig vermehrten und erweiterten.

Er, der sich bisher zurückgehalten hatte, — vielleicht weil er das Widerstreben gegen sich fühlte, — übernahm jetzt bereitwillig immer mehr öffentliche Ämter.

Es war gleichsam ein plötzliches Tauwetter in seinem Innern eingetreten. In ihm war ein Bedürfnis erwacht, sich andern anzuschließen, seine Fähigkeiten und Kräfte in der großen sozialen Arbeit geltend zu machen. Er glitt aus seiner bisherigen Vereinsamung heraus, wurde auch in seinem Wesen gefälliger und angenehmer. Und für einen Mann mit seinen administrativen Fähigkeiten, seiner juristischen Einsicht und seinen großen Geldmitteln war überall Verwendung. Er wurde Aufsichtsratsmitglied und juristischer Beirat in verschiedenen großen industriellen Unternehmungen, er erhielt auch mehr als genug unbesolde Ehrenämter. Die verschafften ihm Gewogenheit höchsten Ortes und Zutritt zu Titeln und Orden. Nach Verlauf von ein paar Jahren entschloß er sich denn auch, seine Bestallung als Reichsgerichtsanwalt endgültig aufzugeben, um den Konferenzrat-Titel anzunehmen.

Gleichzeitig übernahm er den Vorsitz in der großen Stiftung „Frauen Schirm und Schutz", der seine Gattin seit vielen Jahren eine eifrige Arbeit gewidmet hatte.

Für Frau Menthe war dies ein großer Sieg, denn bisher hatte sich ihr Mann eigentlich kühl abweisend und bissig ironisch dieser Anstalt gegenüber verhalten, in der gutsituierte Gattinnen und Mütter, welche die Erziehung ihrer eigenen Kinder versäumten, ihr Gewissen loskauften, indem sie pharisäisch an jungen Mädchen herumquacksalberten, die sie nichts angingen.

Ein paar Worte, die Ihre Majestät die Königin, die Protektorin dieses Vereins, bei dem letzten Stiftungsfest an ihn richtete, hatten Frucht getragen. Ihre Majestät hatte mit großer Wärme ihre Anerkennung für Frau Menthes Bedeutung für den Verein ausgesprochen und die Hoffnung geäußert, daß man in Zukunft auch auf sein Interesse für diese Stiftung werde rechnen können, die von allen philanthropischen Unternehmungen dem Herzen Ihrer Majestät am nächsten stehe.

Als er sich dann in den nächsten Tagen gründlich mit der Wirksamkeit des Vereins bekannt machte, gelangte Menthe denn auch zu dem Ergebnis, daß hier etwas zu machen sei. Der Verein war nämlich nicht, wie er bisher seiner Frau gegenüber neckend behauptet hatte, nur eine moralische Besserungsanstalt für fremder Leute Kinder, — er hatte wirklich praktische Ziele und konnte mit seinen reichen Mitteln und der Stütze, die ihm aus Rücksicht auf Ihre Majestät von unzähligen Seiten zuteil ward, nicht wenig ausrichten: so verfügte er über Freistellen in den meisten höheren Töchterschulen, in Haushaltungs- und Handelsschulen, in Sprachkursen, Schreib- und Rechen-Anstalten usw. Er besaß daneben Fonds für Braut- und Einsegnungsausstattungen, für Erholungsaufenthalte, Ferienreisen, für Bekleidung während der Studienjahre, für Hilfe in den ersten drei Lehrjahren in Büros, ja sogar für kleine Reisen ins Ausland. Außerdem verteilte der Verein wirklich bedeutende Legate an junge, verwaiste Mädchen, die besondere Anlage für Studium, Musik und Gesang, Krankenpflege und dergleichen verrieten.

Menthe bekam Lust, ordnend in diesen chaotischen Wohltätigkeitsbasar einzugreifen, wo man in Gaben und Gewinnen watete, wo aber bisher alles ziemlich planlos vor sich gegangen war.

Daß es der Zweck des Vereins war, Frauen und, in der Hauptsache, junge Mädchen zu unterstützen, sagte ihm auch — soweit es seine Mitwirkung betraf — unmittelbar mehr zu, als wenn es ein Wohltätigkeitsverein für Knaben und junge Männer gewesen wäre.

Dieses kleine Nebenmotiv blieb jedoch ein Geheimnis zwischen ihm und seinem allerintimsten Privatleben.

10

Zum Privatleben im gewöhnlichen Sinne eignete sich Ludwig Menthe nicht. Selbst jetzt, während seiner neuen Entfaltung, umgab ihn eine gewisse Kälte. Ihm ging in hohem Maße die Fähigkeit ab, Gemütlichkeit zu verbreiten.

Und seiner aus einer vornehmen aber armen Offiziersfamilie hervorgegangenen Frau, die sich vielleicht, wenn sie einen lustigen und gesunden Offizier oder Landmann geheiratet hätte, zu einer derben und gleichgewichtigen Freiluft-Matrone entwickelt hätte, waren in dem ersten kalten Jahre ihrer Ehe die Herzwurzeln erfroren. Die tauten nicht wieder auf, weder bei der Geburt der beiden Kinder noch bei der Sorge für sie.

Sie wurde geschwängert, ohne daß es ein Fest gewesen wäre, sie gebar ohne Wonne (nicht einmal mit besonderen Schmerzen) und, so pflichttreu sie in allen äußeren Dingen den Kindern gegenüber war, empfand sie diese eigentlich immer als etwas Fremdes, das sie nichts anging. Sie ge-

hörte zu den Frauen, die ihre Wärme von den Männern bekommen müssen: die dem Kinde nur dann Wärme und Freude geben können, wenn sie diese selbst vom Manne empfangen.

In einem reichen Hause, in dem man aber arm und elend frieren mußte, wuchsen Fritz und Anneliese auf – er ihr drei Jahre voraus. Und es war, als wenn sie, schon als ganz kleine Knirpse, einen lustigen Bund geschlossen hätten, sich nicht anfechten zu lassen. Wie Fritz durchgekommen war, bis er drei Jahre alt war und Anneliese kennen lernte, mögen die Götter wissen. Aber von dem Augenblick an, wo er sich an Annelises Wiege herangestrampelt und dies Wunder von einer Puppe mit großen, ernsten, veilchenblauen Augen und mit so winzig kleinen Händchen entdeckt hatte, daß er sie kaum zu berühren wagte – von dem Augenblick an war Fritz der glücklichste kleine Junge in der Welt. Dies war seine „Fester", sein lebendiges Spielzeug, das Augen hatte, die sich öffnen und schließen konnten; einen richtigen kleinen Mund, der trinken konnte; Beine, die zappeln konnten, und Hände – ja, namentlich die Hände – diese weichen, warmen Puppenhände mit Fingern, die sich fest um die seinen klammerten oder ihm im Gesicht und im Haar herumwühlten. Zum erstenmal fühlte Fritz, wie ihn des Lebens Wärme durchschwoll, und sein Herz wurde so groß in ihm, daß er es bis in den Hals hinauf wie ein hervorbrechendes Weinen fühlte. Das Kindermädchen bekam Angst und wollte ihn wegführen. Da aber schluchzte Fritz und bettelte und bat. Erklären konnte er es ja nicht. Und das Kindermädchen verstand es wohl auch nicht. Er wollte nur nicht weg von dieser kleinen Schwester, er mußte immerwährend ihre warmen, kleinen Pfoten fühlen, wie sie ihn liebkosten und drückten und kratzten. Das war so herrlich für einen kleinen, frierenden Jungen, der vorher nie gespürt hatte, was Wärme war.

Aber für Anneliese war das Leben vom ersten Tage an warm und hell durch Fritzens Lächeln und Liebkosungen und behutsame Anbetung.

Und die beiden Kinder wuchsen heran, ohne andere Zärtlichkeit zu kennen, als die sie einander gaben. Sie waren wie zwei junge Vögel in einem fremden Nest. Da sie es aber nie anders gekannt hatten, entbehrten sie nichts. Und die Kälte um sie her zwang sie nur um so dichter zusammen. Seit jenem Tage an Anneliesens Wiege hielten sie einander beständig an der Hand. Sie lebten ihr eigenes Leben und waren seelenvergnügt. Artig saßen sie da und taten höchst unschuldig, wenn sie mit den Eltern zusammen waren: das war gerade so, als wenn sie in der Schule waren und nur dafür zu sorgen hatten, daß sie gut durchkamen. Um so wunderbarer waren hinterher die Freiviertelstunden, wo sie bald ganz ausgelassen, bald tiefsinnig ernsthaft zu der Erkenntnis gelangten, daß Kinder, wenn sie es nur nicht zu dumm anstellen und wenn sie nur immer zusammenhalten,

sich die Eigenheiten und Merkwürdigkeiten der Eltern nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen brauchen.

Es dauerte auch nicht lange, bis sie merkten, daß die Mutter, obwohl sie am meisten mit ihnen zu tun hatte, diejenige war, die am wenigsten Bescheid über sie wußte. Sie war zufrieden, wenn sie nur nicht zu viel Spektakel machten, keinen Anlaß zu Klagen von seiten des Kindermädchens gaben und reingewaschen zu den Mahlzeiten erschienen. Und ebenso später, als sie in die Schule kamen und englische und französische Erzieherinnen erhielten: wenn nur alles nach der Vorschrift ging, bekümmerte sie sich nicht weiter darum. Dann bekamen sie ihren kühlen Gutenmorgen- und Gutenachtkuß ebenso regelmäßig, wie sie ihr Bad und ihre Mahlzeiten, ihre neuen Kleider und Weihnachtsgeschenke, ihr Taschengeld und ihre Kindergesellschaften bekamen.

Für gewöhnlich schienen sie für den Vater überhaupt nicht zu existieren. Es konnten Wochen vergehen, wo er scheinbar am liebsten von ihnen verschont blieb. Aber dann sagte er plötzlich eines Sonnabends: „Habt ihr Lust, heute abend ins Theater zu gehen? Ich habe gesehen, daß im Kasino ein Stück gegeben wird, das gewiß etwas für euch ist.“ Oder wenn sie hereinkamen, um sich zu verabschieden, ehe sie am Sonntag mit ihrem Fräulein in den Wald gingen, gab er dem jungen Mädchen ein paar Kronen: „Für den Konditor,“ sagte er, „aber übereßt euch nicht. In Anneliſens Magen ist nur für drei Windbeutel Platz.“

Und später, als die Kinder größer wurden und ins Übergangsalter kamen, machte er manchmal ganz unvermutet Bemerkungen und stellte Fragen, die bewiesen, daß sie nicht ganz sicher vor ihm sein durften. So sagte er eines Tages zu Fritz, als er ihm auf der Treppe begegnete: „Du bist in letzter Zeit so blaß geworden. Entweder rauchst du, oder du tust sonst etwas Verkehrtes. Ja, du brauchst nicht zu antworten. Ich will dich nicht in Versuchung führen zu lügen. Aber du bist jetzt alt genug, um zu verstehen. Und klug genug, daß du keine Dummheiten begehen solltest. Adieu, mein Junge. Und nimm dich also in acht!“

Und zu Anneliſe — sie war damals dreizehn, vierzehn Jahre — sagte er eines Abends, als sie ihm Zeitungen und Briefe hereingebracht hatte: „Ich hab dich gestern beim Fünfuhrtee im Hotel d'Angleterre gesehen. Hast du dich gut amüsiert?“ Sie wurde blutrot und versuchte ein kleines mühsames Lachen: „Es war wirklich ganz zufällig. Ich traf Ulla Bruhn und ihren Bruder, und da forderten sie mich auf, mitzukommen.“ Er ergriff ihre Hand und zog sie zu sich heran: „Hat deine Mutter dir erlaubt, in Cafés zu gehen?“ Er nahm einen kleinen Anlauf, den Arm um sie zu legen, als er aber merkte, daß Anneliſe widerstrebte, gab er sie frei. „Nun, was sagt deine Mutter dazu?“ „Ach, Mutter hat wirklich

nie etwas über dergleichen gesagt. Es ist doch auch nichts Böses dabei." „Vielleicht nicht. Aber es paßt sich nicht für ein feines, kleines Mädchen. Nun ja. Dann geh nur."

Wenn Menthe so ein kleines Wort den Kindern gegenüber fallen ließ, sorgte er stets dafür, daß die Mutter es nicht hörte. Er hatte es längst aufgegeben, mit ihr über die Kinder zu reden. Denn ihre einzige Antwort war: „Du brauchst keine Angst zu haben. Ich werde schon auf meine Kinder aufpassen."

Es war gerade in jenen Jahren, als die Bewegung für die Gleichberechtigung der Frauen in die besseren Kreise eindrang. Und Frau Menthe war eine der Führerinnen. Man hatte große Hochachtung vor ihrer Tüchtigkeit, während man gleichzeitig ihr trauriges Los beklagte: mit Ludwig Menthe verheiratet zu sein, mochte wirklich nicht leicht sein. Namentlich rühmte man sie als Mutter. Alles was die beiden Kinder an Wohlerzogenheit und nettem Wesen hatten, war natürlich ihr Verdienst.

Menthe dachte am liebsten so wenig wie möglich an die Kinder. Teils hatte er außerdem mehr als genug zu tun. Teils war ihm der Gedanke unerträglich. Denn er wußte, daß er hier machtlos war. Aber es empörte ihn, daß seine Kinder in Wirklichkeit so vernachlässigt wurden.

Und es kam vor, daß der fleißige, keineswegs sentimentale Mann in einsamen Abendstunden, wenn er sich nach dem Essen in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hatte, halbe und ganze Stunden müßig vor seinem Schreibtisch saß, die Feder in der Hand, in einen schweren Traumzustand versunken, den jungen Stimmen aus dem Wohnzimmer lauschend, auf dem Papier vor sich in zierlichen, verschnörkelten verliebten Strichen den Namen Anneliese malend, wieder und wieder denselben Namen. Es blieb bei diesen Strichen und bei vagen Traumgedanken als Musik dazu: Du süßes, kleines Mädchen, du schönes, feines, gutes, kleines Mädchen. Wenn deine Mutter gewesen wäre wie du!

— Aber wenn er erwachte, schämte er sich über sich selbst und riß das beschriebene kleine Blatt in winzig kleine Fetzen.

Fritz, der selber fand, daß Anneliese entzückender war als irgendein anderes junges Mädchen, hatte eine instinktive Ahnung von der heimlichen Anbetung des Vaters. Er sah ja auch, wie der Alte oft gleichsam versuchsweise die Hand ausstreckte — nur um sein kleines Mädchen berühren zu dürfen — und wie er sie scheu zurückzog, wenn er bemerkte, daß seine Liebkosung geringgeschätzt wurde. Und er sagte es einmal zu Anneliese: „Weiß Gott, er ist ganz weg in dich. Du bist dumm, Mädel, daß du dir das nicht zunutze machst."

Aber Anneliese antwortete ernsthaft: „Wenn Vater nur einmal, als ich klein war, mich auf den Schoß genommen und mich geküßt hätte, dann

würde ich jetzt gern, sooft er wollte, meine Arme um seinen Hals legen. Aber, Fritz, er hat uns vernachlässigt, als es Zeit war. Und wenn er mich jetzt anfassen will, ist es mir direkt unangenehm. Denn nun bin ich eine erwachsene Dame, und er ist ein fremder alter Herr. Ich habe sehr viel darüber nachgedacht. Jetzt müßte er wie ein kleines Kind zu mir kommen, das der Hilfe bedarf."

„So wie du zu mir kamst, Anneliese, als du in der Wiege lagst."

„Ja, genau so, du eingebildeter Junge. Und ich will dir etwas sagen: ich könnte mir Vater gut als kleines, hilfloses Kind vorstellen."

„Mutter auch?"

„Nein, du — das ist eben der Unterschied."

II

Ehe Menthe Konferenzrat und Vorsitzender des Vereins „Frauen Schirm und Schutz" wurde, aß er einmal die Woche bei der Manikurfirma „Pflege und Kultur der Hand" zu Abend. Die Inhaberinnen des Geschäfts waren zwei muntere und freundliche Damen, die im Schutz ihres Bürgerrechts ein ungezwungenes geselliges Leben führten.

Der beste und liebste Freund des Hauses war jedoch entschieden Ludwig Menthe.

Er bezahlte die Miete und die Steuern, das Telephon — das unentbehrlich war — und die vielen zierlichen Manikurgeräte, die als Schild und Dekorum dienten.

Fräulein Thekla Hansen hatte Menthe in der guten alten Zeit gekannt, wo ein munteres Mädchen sich noch zu seinem Gewerbe bekennen durfte und wo es noch ein Wirkungsfeld für Mitternachtsmissionare mit Galoschen und in langen, grauen Havelocks gab. Und da sie immer ein nettes und gebildetes und diskretes Mädchen gewesen war, half Menthe ihr — damals, als die geschlossenen Häuser endgültig geschlossen und sie und ihre Mitschwestern vogelfrei wurden — zusammen mit einer Freundin das Institut „Pflege und Kultur der Hand, Amerikanischer Highclaß-Manikur-Salon, Wochentags 2—6, Sonntags nach Verabredung" zu gründen.

Theklas Freundin, Frida Reuterskjold — von altem schwedischen Adel — hatte in Berlin studiert. Auf der Reklamekarte der Firma, die bei den Pförtnern der meisten besseren Hotels zu finden war, stand deswegen mit vollem Recht: „Im Auslande ausgebildet".

Das Geschäft ging gut, namentlich in der Reisezeit; die beiden Damen mühten sich oft tapfer bis tief in die Nacht hinein.

Aber einen Tag in der Woche wurde Punkt sechs Uhr geschlossen. Der Mittwochabend war Menthe vorbehalten. Er kam Punkt acht Uhr und ging Punkt elf.

Hier in Theklas und Fridas gemütlichem kleinen Heim, zusammen mit diesen beiden fröhlichen, zufriedenen und arbeitsamen, selbsterwerbenden Frauen entfaltete Menthe alle seine besten Eigenschaften. Hier streifte er, soweit seine Natur es erlaubte, alle Feierlichkeit ab. Er, der sich den Damen der guten Gesellschaft gegenüber scheu und unsicher fühlte und der in seiner Ehe niemals mehr aus sich herausgegangen war als gerade dazu gehört, Kinder in die Welt zu setzen — er, der bei seiner Frau nie anders als auf Höflichkeitsvisite gewesen war und auch von ihr nie etwas anderes empfangen hatte als gewöhnliche, konventionelle Gastfreundlichkeit — er wagte Thekla und ihrer Freundin gegenüber sich so zu zeigen, wie er war. Das Leben hatte sie gelehrt, verständnisvoll und gütig und hilfsbereit zu sein. Mein Gott, einen kleinen Sparren haben ja doch schließlich alle Menschen. Der eine ist nicht viel närrischer als der andere und im innersten Innern ist schließlich alles gleich. Und wenn man, wie sie, täglich in so und so vielen erotischen Komödien mitspielte, so gewöhnte man sich daran, alles mit Nachsicht und ohne Ärgernis zu betrachten. Sie waren — ohne selbst darüber nachzudenken, ohne sich etwas darauf einzubilden — lebenskluge Samariterinnen geworden, prunklose Rotekreuzschwestern bei der Ambulanz der Erotik.

In ihrem Verhältnis zu Ludwig Menthe lag außerdem eine wirkliche Anhänglichkeit. Sie hörten viel Schlechtes von ihm. Aber sie glaubten nicht daran und nahmen ihn oft in ihrer naiven, gutmütigen Art in Schutz. Ihnen gegenüber war er immer gut und hilfsbereit. Viele von denen aber, die ihn angriffen, waren roh und geizig.

„Onkel" — wie sie ihn nannten — bedeutete in Wirklichkeit für sie Gemütlichkeit und Familienleben. Diese Mittwochfeste waren in ihrem Dasein die Anknüpfung an alles, dessen sie sich aus ihrer Kindheit erinnerten und wonach sie sich zuweilen sentimental zurücksehnten.

Thekla hatte außerdem mit Menthe ein Geheimnis, das sie unlöslich an ihn band. Er hatte nämlich vor einigen Jahren, als sie noch in der kleinen Gasse wohnte, ihr und ihrem Zwillingsbruder Waldemar aus einer argen Patsche herausgeholfen, in die Waldemar sich selbst und sie gebracht hatte.

Waldemar war von Beruf Buchdrucker und Lithograph und ungewöhnlich tüchtig. Gleich nachdem er ausgelernt hatte, bekam er eine ausgezeichnete Stelle in einem der ältesten und feinsten Geschäfte der Stadt, und seine Prinzipale prophezeiten ihm eine für seine Verhältnisse glänzende Laufbahn. Aber der Verkehr mit seiner Zwillingsschwester, die ihn vergötterte, und mit ihren Freundinnen, die sich sämtlich in ihn verliebten, führte ihn auf Abwege. Er verbrachte seine Nächte in der kleinen Gasse und vernachlässigte seine Arbeit. Nach kurzer Zeit ließen seine Prinzipale ihn wissen, daß sie ihn nicht brauchen konnten.

Waldemar Hansen war das scheinbar einerlei. Er war jung und leichtsinnig, und er liebte eins der Mädchen in der Gasse. Er träumte davon, mit einem Schlage viel Geld zu verdienen und dann mit der Geliebten und mit seiner Schwester nach Amerika durchzubrennen.

Die Druckerei, in der er gearbeitet, hatte im Auftrage der Nationalbank Papiergeld hergestellt, und Waldemar Hansen kannte die Technik in- und auswendig.

Eines Morgens, nach einem gewaltigen nächtlichen Gelage, weihte Waldemar die Schwester in seinen Plan ein. Er wollte sich einige lithographische Steine und eine Handpresse kaufen. Er wollte — hol's der Teufel — Banknoten machen, die es dreist mit denen der Nationalbank aufnehmen konnten. Es galt nur, die Sache ein wenig besser zu deichseln als alle, die bisher ins Fach gepfuscht hatten. Nicht zu erpicht sein. Die Noten nicht in die Welt hinaussenden, wenn sie noch klatschnaß waren, und nicht zu große Mengen auf einmal. Er wußte weiß Gott, wie die Sache angefaßt werden mußte. Das, worauf es ankam, war, immer mit den falschen Banknoten zu bezahlen und die echten aufzusparen. Es kam ja gar nicht so ganz selten vor, daß die Wirtin oder einer der Gäste einen Hundertkronenschein gewechselt haben wollte. Auf die Art konnte man, ohne daß jemand es merkte, im Laufe weniger Monate einige tausend Kronen in echten Scheinen aufsparen. Und dann adieu, altes Dänemark — dann über den großen Teich zu neuem Glück und neuem Reichtum. Ging es nicht auf andere Weise, so war ja schließlich auch in Amerika Verwendung für gut gemachte Lappen, dänische wie auch alle möglichen andern.

Thekla war weder Nationalökonom noch Jurist. Aber sie fand Waldemars Plan großartig. Und ihre einzige Sorge war, ob er nun auch wirklich ebenso gute Banknoten machen könne wie die richtigen.

„Ich kann sie, weiß Gott, viel besser machen. Denn das will ich dir nur sagen, mein Kind, was der Staat machen läßt, ist richtiger Dreck. Darüber gibt es auch nur eine Meinung, daß wir besseres Papiergeld nötig haben."

„Ja" — erwiderte Thekla voller Bewunderung, „wenn du mir bloß versprichst, daß dein Papiergeld das beste wird. Denn dann kann ja nichts Schlimmes darin sein. Aber es wäre mir doch schrecklich, wenn du Frau Rasmussen (Frau R. war die Wirtin des Hauses) mit Banknoten anschmierteſt, die sie nicht brauchen könnte, wenn sie auch ein Schindluder ist."

— — So wurde dann das erforderliche, nicht große Betriebskapital beschafft, und Waldemar ging mit Eifer an die Arbeit.

Aber Ludwig Menthe, der Waldemar ein paarmal bei der Schwester getroffen und aus einigen Äußerungen von ihr entnommen hatte, daß etwas

Großes und Geheimnisvolles im Werden sei, entdeckte rechtzeitig die Falschmünzerei. An einem dunklen Winternachmittag, als er sich unerwartet einfand – zu einer Zeit, wo sonst Friede und keine Gefahr in der kleinen Gasse herrschte – lag auf Theklas Schreibtisch ein Haufe der neuen Zehnkronenscheine.

Er ließ die Finger darüber hingleiten, fühlte, daß sie ganz fettig waren, und sagte ohne Umschweife:

„Wo hast du das falsche Papiergeld her?"

Während Thekla vollkommen paff nach einer Antwort suchte, sagte er:

„Sie sind übrigens gut gemacht. Aber es ist schade um deinen Bruder." Und als sie versuchte, ihm zu widersprechen, fiel er ihr kurz ins Wort:

„Schicke ihn zu mir. Dann will ich tun, was ich kann, um ihm zu helfen. Aber unter der Bedingung, daß ihr mir nicht nur das da, sondern die ganze Auflage und alle Steine und die Presse ausliefert. Alles. Verstanden? Alles."

Waldemar hatte anfänglich gerast. Aber es endete doch damit, daß er Menthe auf seinem Büro aufsuchte.

Und eine Woche später reiste er nach Deutschland, reichlich mit Reisegeld versehen.

Ein, zwei Jahre bildete er sich auf Menthes Kosten in den besten Anstalten Deutschlands aus. Und nun hatte er seine eigene Werkstatt in Lübeck, glücklich verheiratet mit einer braven deutschen Handwerkertochter, glücklicher Vater von ein paar netten und gesunden Kindern.

Was Menthe damals für Thekla und ihren Bruder getan hatte, blieb ein Geheimnis zwischen den Dreien und mußte ein Geheimnis bleiben. Als Thekla begriff, welcher Gefahr sie ausgesetzt gewesen, war sie ganz erschüttert, und noch immer dachte sie nicht gern an das Entsetzliche zurück. Aber daß sie und Waldemar für ewige Zeiten Menthe dankbar sein mußten, lag doch auf der Hand.

Obendrein fuhr Menthe getreulich fort, sich für Waldemar zu interessieren. Sie selber hörte nicht oft direkt von dem Bruder, aber durch Menthe erhielt sie nicht selten einen Gruß; daraus konnte sie schließen, daß er Menthe noch immer über sein Ergehen unterrichtete. Und jetzt, das letztemal, als der Rechtsanwalt von seiner jährlichen Badereise zurückkehrte, überraschte er sie durch die Mitteilung, daß er auf der Heimreise Waldemar in Lübeck besucht habe.

„Es scheint ihm ausgezeichnet zu gehen," sagte Menthe. „Er hat eine hübsch eingerichtete Werkstatt und ein reizendes Heim – eine kleine Villa mit Garten und herrlicher Aussicht aufs Wasser."

Thekla fragte interessiert nach der Frau, vor der sie instinktiv ein bißchen Angst hatte – und nach den Kindern, die sie tantengerührt gar zu gern einmal gesehen hätte.

Menthe erwiderte, die Kinder seien hübsch und wohlerzogen, und sie hätten lieb und artig gebeten, Tante Thekla zu grüßen, deren Bild auf Waldemars Schreibtisch stehe. Die Frau sei scheinbar auch recht tüchtig, und — fuhr Menthe fort: „Ich glaube, sie ist gerade die Frau, die dein Bruder nötig hatte. Sie bewundert ihn und betet ihn an, und sie sorgt ganz großartig für das Haus und die Kinder und für ihn. Eine Schönheit ist sie nach meinem Geschmack nicht, aber sie ist wirklich nett."

Es war tatsächlich ein Opfer, das Menthe aus Rücksicht auf seine gesellschaftliche Stellung und die philanthropischen Unternehmungen brachte, deren Vertreter er jetzt war, als er sich entschloß, die Mittwochabende aufzugeben. Und er fühlte sich aufrichtig bewegt, als er merkte, daß auch Thekla und Frida betrübt waren, weil es nun unwiderruflich vorbei sein sollte mit diesen gemütlichen kleinen Festen, die für sie alle Drei allmählich ein Stück idyllisches Familienleben geworden waren, wo sie in ruhiger Zusammengehörigkeit gleichsam einen Ersatz für das fanden, was sie sonst jeder einzeln in ihrem leeren und kalten Leben entbehren mußten. Das, was ursprünglich Menthe und sie zusammengeführt hatte, das, was noch immer das einleitende Zubehör dieser Abende gewesen, das war jetzt das Untergeordnete. Es war ja so natürlich, daß Menthe auch das wollte. Es war etwas, das selbstverständlich dazu gehörte — so wie es ja auch zu einem richtigen Familienleben mit dazu gehört. Und selbst wenn es nicht mehr so kurzweilig war, selbst wenn es sein Gepräge von pikanter und erregender Lasterhaftigkeit verloren hatte, so lag doch weder für ihn noch für sie etwas Häßliches darin. Es war nur etwas, das überstanden werden mußte, ehe man zu der soliden kalten Küche mit dem nachfolgenden gemütlichen Schafskopf überging.

Die beiden Mädchen weinten aus aufrichtigem Herzen, als Menthe ihnen erklärte, daß es nun vorbei sein müsse. Er fühlte, daß hier zwei Menschen waren, die ihn wirklich lieb hatten — weil er ihnen gegenüber Mensch zu sein gewagt hatte. Es war freilich armselig und gering im Verhältnis zu dem, was das Leben ihm hätte geben müssen. Eine bittere Ahnung, was er verscherzt hatte und wieviel reicher sein Leben hätte sein können, streifte sein Gehirn und krampfte ihm in einem flüchtigen Augenblick das Herz zusammen.

Dann verscheuchte er entschlossen alle sentimentalen Anwandlungen. Natürlich, sagte er zu sich selbst, heulen sie nur, weil sie es traurig finden, eine sichere Einnahme zu verlieren. Aber seine Hand zitterte doch ein wenig, als er seine Brieftasche herausholte und geschäftsmäßig einen Haufen Geldscheine auf den Tisch zählte:

„Hier," sagte er. „Hier Thekla, dies ist für die neue Eßzimmereinrichtung, die du dir so lange gewünscht hast. Bis auf weiteres kannst du

auch auf das gewöhnliche Monatsgeld rechnen. Und hier sind dreihundert Kronen für Frida."

Die beiden Mädchen waren so wunderlich betreten über all diesen Wohlstand und diese Feierlichkeit. Es war wie Begräbnis und Erbschaft zugleich. Und sie hielten sich umschlungen und weinten leise vor sich hin.

„Ist es jetzt wirklich vorbei?" fragte endlich Thekla, während Menthe sicherheitshalber das Geld auf dem Tische nachzählte. „Sie könnten doch ganz gut hin und wieder einmal zu uns kommen, Onkel. Wir wollen es auch keinem Menschen sagen — das versprechen wir — nicht wahr, Frida, Onkel kann sich auf uns verlassen?"

„Das kann er," nickte Frida.

Menthe sehnte sich jetzt danach, der Sache ein Ende zu machen. Und er sagte fast grob:

„Es ist überflüssig, mehr Worte zu verlieren. Wie ich gesagt habe: es muß aus sein. Aber wenn ich mich auf euch und eure Verschwiegenheit verlassen kann, so könnt ihr euch auch auf mich verlassen."

Er reichte Frida die Hand zum Abschied, und Thekla begleitete ihn auf den Korridor hinaus. Während sie ihm den Rock anhalf, drückte er ihr verstohlen eine kleine rote Schachtel in die Hand. „Es ist ein Ring," sagte er, „als kleine Erinnerung."

Und ehe sie sich zu einem Dank aufgerafft hatte, sagte er kurz und hastig: „Sollte euch etwas Ernsthaftes zustoßen, so telephoniere. Bin ich nicht zugegen, so gib den gewöhnlichen Namen an. Ich werde dich dann anklingeln. — Und nun leb wohl."

Menthe ging aufrecht die Treppe hinab — ohne sich umzuwenden, ohne auf Thekla zu achten, die dastand und mit einem feuchten Taschentuch wehte.

Aber als er auf der anderen Seite der Straße war, stand er einige Sekunden still und starrte zu dem gelben Licht hinter den herabgelassenen Vorhängen in Theklas Wohnung empor.

Ob sie nun wohl da saßen und über ihn lachten?

12

Eines Abends, nachdem die Eltern zu Bett gegangen, war Anneliese, wie schon oft, bei Fritz in seinem Zimmer zu Besuch.

Sie hatten es sich gemütlich und bequem gemacht. Sie lag in einem hellblauen Flanellschlafrock auf der Chaiselongue. Es war warm im Zimmer, und sie hatte unter dem Schlafrock nicht viel an. Fritz saß an der andern Seite des kleinen, runden Tisches, der mit Zigaretten, Whisky und Selters, Cordial Médoc und einer Schachtel Schokolade bedeckt war; verliebt und bewundernd betrachtete er seiner kleinen Schwester graziöse seidene Beine

und den zarten Jungfrauenbusen hinter weißen Spitzen. Am entzückendsten aber waren doch ihre schlanken Hände mit den feinen blaßblauen Aderarabesken unter der weißen Haut und mit den blanken, rötlichen Perlmutternägeln — diese weich spielenden, selbstbewußt befehlenden Kinderhände, die schon in der Wiege ihn eingefangen und ihm den Huldigungseid abgenommen hatten.

Jede Bewegung, die diese Hände machten, war eine neue Schönheit, sie waren wie kleine Ziervögel, die, wenn sie fliegen, und nicht zum wenigsten wenn sie ruhen, sich selbst als stets neue Wunder von einschmeichelndem Liebreiz zeichnen.

Fritz saß in stillem Genießen da und verglich. Er dachte an die Freundinnen der Schwester — keine von ihnen hatte diesen Schimmer von Auserwähltheit — und er dachte an Anna Frank, mit der er am vorhergehenden Abend zusammengewesen war.

Freilich war Anna ein liebes und tüchtiges Mädchen. Warm und gut und freigebig. Rührend gut und liebevoll und so allerliebst im Wesen, so fein in ihrer Denkweise.

Aber doch aus einer ganz andern Welt.

Sie und alle die andern jungen Mädchen, die er sonst kannte — die zu „dem Kreise" gehörten und die, wie Anna, nur zu *seinem* Kreise gehörten — sie waren allesamt so selbstverständlich dazu geschaffen, berührt, auf ganz irdische Weise geküßt und geliebkost zu werden.

Aber Anneliese — wie war es möglich, sich vorzustellen, daß sie von einem fremden Mann geküßt und geliebkost wurde.

Selbstverständlich war sie aus Fleisch und Blut wie alle die andern. Und so wie er und sie von klein auf über alles mögliche miteinander gesprochen hatten, wußte sie viel mehr vom Leben als die meisten jungen Mädchen. Sie hatte nicht nötig gehabt, sich durch verbotene Lektüre und schlüpferige Freundinnenvertraulichkeit ihr Wissen zu erschleichen.

Selbstverständlich war Anneliese kein überirdisches Wesen. Es fiel ihm auch gar nicht ein, zu wünschen, daß sie das sein sollte. Es war nur so schwer für ihn, sie sich in den Armen eines Mannes zu denken. Anneliese, dies winzig kleine Kind in einer Wiege; Anneliese, diese angebetete kleine Schwester, das schwärmerische Träumen und Dichten seiner Kindheits- und Jünglingsjahre; Anneliese, dies frühlingsschöne junge Mädchen, das da auf der Chaiselongue lag und wie ein Kind in einer Wiege mit ihren kleinen Händen spielte.

Er mußte lächeln. Denn gerade jetzt streckte Anneliese eine von den kleinen Händen nach ihm aus und bat um Feuer für die Zigarette, die zwischen ihren Fingern wippte. Er versuchte, sich von dem Traum wegzulächeln und sagte, während er ein Streichholz anzündete:

„Ich bin so dumm, so dumm, so dumm. Ich wage gar nicht, dir zu sagen, wie dumm."

„Aber Fritz" – erwiderte sie und richtete sich halb auf, indem sie sich auf den linken Arm stützte – „das tut mir wirklich sehr leid. Denn ich wollte gerade gern, daß du heute abend so recht klug und vernünftig mit mir reden solltest. Ich wollte dich so vieles fragen."

„Nun ja, Kleines, dann will ich versuchen, mich zusammenzunehmen. Hast du Feuer bekommen?"

„Ja, danke. Sei lieb und schenk mir einen Likör ein. Und mach dir dann selbst einen Whisky zurecht ... aha, du bist schon versorgt. Nicht wahr, jetzt haben wir es herrlich? Und nun frage ich, und du antwortest – so wie in alten Zeiten, wo du dich so vollgepfropft fühltest von deiner frischgebackenen Studentenweisheit, daß du meintest, ich müsse auch meinen Anteil daran haben."

„Also?"

„Zu allererst möchte ich gern wissen, wie es mit dir und deiner Freundin steht? War sie es, mit der du gestern abend zusammen sein wolltest?"

„Ja."

„Und ihr seid noch immer unbeschreiblich glücklich miteinander?"

„Ich habe sie sehr gern."

„Sie hat dich also lieber als du sie. Ist das nicht unrecht gegen sie?"

„Ich glaube nicht."

„Aber Fritz – sei doch ehrlich. Du weißt selbst recht gut, daß du sie eines Tages verlassen wirst. Und du wartest eigentlich nur auf den Augenblick, wo du eine neue findest, die dich besser unterhält – vielleicht nur, weil es etwas Neues ist. Glaubst du aber, daß sie so leicht zu einem anderen übergehen kann?"

„Jetzt mußt du nicht denken, daß ich eingebildet bin, Anneliese, wenn ich dir antworte, daß das, was ich Anna gegeben habe, auf alle Fälle ebensoviel ist wie das, was sie mir hat geben können. Ich habe ihr nie versprochen, daß ich mich mit ihr verloben oder verheiraten will, und sie hat – weil sie das vernünftige kleine Mädchen ist, das sie ist – auch nie etwas derartiges erwartet. Hätte Anna ein Kind bekommen, nun ja, dann hätte es ein Unglück für sie werden können. Jetzt, so wie es gegangen ist – und du wirst begreifen, daß ich dafür gesorgt habe, daß nichts geschehen konnte –, wird das Erlebnis, das sie mit mir gehabt hat, ihr stets als ein großes und merkwürdiges Märchen erscheinen. Und sie wird mit der Verfeinerung, die sie auf vielen Gebieten durch mich erhalten hat, weit mehr Chancen als früher haben, innerhalb ihrer Kreise eine gute Partie zu machen. Ich habe sie nicht verdorben – im Gegenteil. Und ich habe ihr nichts vorgetäuscht."

„Ich will hoffen, daß du recht behältst, Fritz. Aber — was wolltest du dann eigentlich mit ihr?"

„Meinst du, es wäre hübscher gewesen, wenn ich mir ein paar Mädchen von der Straße gekauft hätte?"

„Wäre es nicht hübscher gewesen, wenn du gewartest hättest, bis du die fandest, die du so lieb hattest, daß du sie heiraten wolltest?"

„Ich weiß es nicht, Anneliese. Ich habe ja selbst soviel darüber nachgedacht. Es ist gewiß viel schwerer für junge Männer als für junge Mädchen, zu warten. Und es ist so sinnlos, gegen das ankämpfen zu sollen, was uns die Natur selbst als Zeichen unserer Jugend und Gesundheit gibt. Ich glaube auch, daß diejenigen, die scheinbar im Kampfe siegen, den Sieg im geheimen fast immer mit häßlichen und verächtlichen Niederlagen bezahlen müssen. Und das mit Anna ist wirklich auch für mich immer schön gewesen. Es ist ja durchaus nicht so, daß ich sie jemals gering geachtet hätte. Ich vergesse nie, wie stolz und jubelnd ich war, als sie zum erstenmal in meinen Armen lag und so ganz lieb und natürlich — ohne im entferntesten die ‚Verführte' zu spielen — mich verstehen ließ, daß sie mich lieb hatte und gern die meine sein wollte. Wir waren in Wirklichkeit gleich unschuldig. Und wenn ich meine Freunde von der gemeinen und häßlichen Art reden höre, wie sie in das ‚Erotische' eingeweiht wurden, so finde ich, daß ich Grund habe, mich glücklich zu preisen. Ich glaube auch nicht, daß Anna etwas zu bereuen hat oder sich irgend welcher Dinge zu schämen braucht. Sooft ich an jene ersten Tage zurückdenke, ist es mir immer, als sei ich angefüllt von einem süßen Duft aus einem alten trauten Märchengarten mit Obstblüten und feuchter, schwarzer Erde, die in der Sonne dampft."

Anneliese lag ganz still und lauschte, mit dem Blick die blaugrauen Rauchringel der Zigarette verfolgend. Aber als auch er nun schwieg, sagte sie:

„Du sagst das alles so hübsch, daß ich dir gern glauben und dir gern recht geben will. Aber dann mußt du mir erst etwas sehr Wichtiges beantworten . . . Nein, übrigens noch nicht. Ich muß dich zu allererst noch etwas anderes fragen — etwas, worüber ich schon so oft mit dir habe reden wollen . . . Was glaubst du von Vater und Mutter in diesem Punkt?"

Fritz mußte unwillkürlich lachen.

„Ich glaube, weiß Gott, das ist nicht sehr erfreulich."

„Jetzt mußt du artig und ernsthaft sein. Ich möchte deine Ansicht hören, und du sollst mich nicht mit einem Witz abspeisen. Ich habe so viel darüber nachgedacht, aber ich kann nicht auf eigene Hand damit fertig werden. Wie haben Vater und Mutter es angefangen, uns zu bekommen? Nein, versuche bitte nicht, etwas Lächerliches darin zu finden. Ich meine

es so, wie ich es sage. Ich verstehe es nämlich nicht. Ich kann mir beim besten Willen Vater und Mutter nicht als zwei junge, verliebte Menschen vorstellen. Und es quält mich so, daß du und ich ohne Spur von Glück und Verliebtheit entstanden sein sollten. Denn das würde doch so armselig und häßlich sein. — Ja, nun du, du kluger Junge!"

Am liebsten wäre Fritz vor seiner kleinen Schwester niedergekniet, hätte den Kopf in ihren Schoß gelegt und zusammen mit ihr geweint, weil sie so altkluge, unzüchtige Gedanken in ihrem bebenden jungen Sinn trug, und weil er aus eigener Erfahrung den nagenden und schamvollen Schmerz dieser Gedanken kannte. Er suchte nach einem Ausweg, ihr zu helfen und sagte nach einiger Überlegung:

„Laß mich dir mit einer anderen Frage antworten. Würdest du es gern sehen, wenn unsere Eltern noch immer wie ein jungvermähltes Paar wären? Würdest du dich freuen, wenn Mutter, was sie ihrem Alter nach ja noch sehr wohl könnte, ein Kind haben sollte? Nicht wahr — du weißt, wie Lizzie Brown und ihr Bruder im vorigen Jahr geradezu todunglücklich waren, weil ihre Mama wieder guter Hoffnung war. Und du hast mir doch oft erzählt, wie Lizzie sich schämte, wenn sie Zeuge der Schäferstunden ihrer Eltern war."

„Darüber reden wir ja gar nicht, Fritz. Und das weißt du auch recht gut. Das mit Lizzies Eltern ist eine reine Taktfrage. Ich für meine Person könnte mir vorstellen, daß ich gern noch eine kleine Schwester oder einen kleinen Bruder haben möchte. Ich würde es auf alle Fälle wundervoll finden, einen Vater und eine Mutter zu haben, die noch immer verliebt ineinander wären. Selbst wenn ich mir gerade nicht wünschen würde, daß sie einander fortwährend auf dem Schoß säßen und sich in allen Ecken küßten. Was ich so entsetzlich traurig finde, ist ja gerade, daß wir nie auch nur eine Andeutung davon sahen, daß unsere Eltern sich doch einmal wirklich so recht lieb gehabt haben. Denn dann müßte doch hin und wieder noch gleichsam ein Widerschein davon zu spüren sein. Ich finde, es ist so traurig, zu denken, daß wir entstanden sind, ohne daß Vater und Mutter vorher auch nur ein klein wenig sich auf uns gefreut haben — denn das konnten sie doch wohl nicht, wenn sie aneinander keine Freude hatten!"

„Siehst du, Kleines" — sagte Fritz und setzte sich auf die Chaiselongue — „siehst du," sagte er und nahm ihr die Zigarette aus der Hand — „siehst du, du kleines süßes Mädel" — sagte er und führte ihre Hand nach seinem Herzen: „Fühlst du, wie es hier drinnen pocht? Nun also. Ich spüre auch die Pulse in deiner Hand. So pocht dein und mein Blut zusammen. Nicht nur wie ein Körper sonst den Pulsschlag eines andern Körpers fühlen kann, sondern so, daß wir ineinander übergleiten, so, daß von dir zu mir und von mir zu dir ein Strom warmen Blutes mit gleichem

Pulsschlag hinüberflutet. So daß mir ist, als fühle ich dich wie ein kleines Kind inwendig in mir. Ja, Anneliese, so daß mir ist, als wenn all die Zärtlichkeit, die unsere armen Eltern nie ineinander auszulösen vermochten, in mir sich konzentriert und dir und mir noch einmal das Leben schenkt. Ja, Kleines, kleine liebe Schwester, kleine, winzig kleine Anneliese — so ist es. Und deshalb darfst du nicht heulen und nicht betrübt sein."

Er küßte ihre nassen Augen, nahm sein Taschentuch, benetzte es mit Kölnischem Wasser und rieb ihr Gesicht, strich ihr das Haar glatt, hüllte sie gut und warm in den Schlafrock — denn sie lag da und fröstelte — schob die Kissen hinter ihrem Rücken zurecht, steckte ihr schließlich eine Zigarette in den Mund und gab ihr einen Klaps auf die Nase, so daß sie lachen mußte.

„Au!" sagte sie. „Willst du das wohl sein lassen!"

„Schweig, du kleine Schreipuppe! Sonst drücke ich dich auf den Magen!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals:

„Hab Dank, Fritz, du großer, guter Bruder. Wie gut hab ich's jetzt. Und nun sollst du meine letzte und allerwichtigste Frage hören. Aber setz dich erst an deinen Platz."

„Dann nur heraus damit und spanne mich nicht auf die Folter."

„Ja, ich wollte dich also nur fragen: würdest du es schlimm finden, wenn ich mir einen Liebhaber anschaffe?"

Fritz saß ganz sprachlos da. War es ein Scherz? Oder was sollte es bedeuten? Anneliese und ein Liebhaber! Ja, freilich: Anneliese war jetzt achtzehn Jahre alt. Und Anna war erst siebzehn, als er sie vor ein paar Jahren kennen lernte. Aber trotzdem. Anneliese, dies Kind — ein so kleines Mädel und so ganz anders als alle andern jungen Mädchen. Selbstredend, es war nichts dazu zu sagen. Jedenfalls war es ja nur gut, daß sie zu ihm kam und mit ihm darüber redete — so wie er auch immer alles mit ihr beredet hatte, die Sache mit Anna und seine Tanzstundenflammen und seine erotischen Anfechtungen. Aber daß es jemals auf diese Weise kommen würde, und ohne daß er vorher den geringsten Verdacht gehabt hatte . . . wie war das möglich? Er hätte es doch bemerken müssen, wenn sie sich zu irgend jemand in ihrem Verkehrskreis sonderlich hingezogen gefühlt hätte.

Anneliese wiederholte ganz ruhig ihre Frage: „Ich meine" — fügte sie hinzu, „ob du mir behilflich sein würdest, wenn es nötig sein sollte, so daß es ganz heimlich und unbemerkt bliebe. Denn das möchte ich doch am liebsten."

Und als Fritz noch immer kein Wort hervorbrachte, sondern nur dasaß und fassungslos den Kopf schüttelte, sagte sie, indem sie einen muntern Ton anschlug:

„Aber Junge, hat dich denn der Schlag gerührt? . . . Nein, weißt du

was, jetzt sollst du mir antworten, denn sonst bereue ich wirklich, daß ich mich dir anvertraut habe."

Endlich raffte er sich auf und sagte:

„Es kommt mir so ganz unvorbereitet. Und ich kann noch gar nicht fassen — — —"

„Was kannst du nicht fassen, Fritz?"

„Ja, und wer ist es denn? Wer in aller Welt ist es?"

„Davon ist vorläufig nicht die Rede. Ich kann dir nur sagen, daß du ihn nicht kennst."

„Jemand, den ich nicht kenne? Woher kennst du ihn denn? Was für ein Kerl ist es denn?"

„Hör mal, Fritz, jetzt darfst du nicht ungezogen werden. Laß ihn nur vorläufig aus dem Spiel und erzähle mir, was du nicht fassen kannst."

„Findest du das so merkwürdig, Kleines? Ja, hier sitze ich wirklich und frage mich selbst, ob es nicht ein Traum ist. Daß du, du . . ."

„Daß ich, ich — ja, warum ich nicht? Warum ich nicht ebensogut wie jede andere? Wie zum Beispiel Anna."

„Das ist doch ein himmelschreiender Unterschied."

„Ob es nicht nur der Unterschied ist, daß ich deine Schwester bin, Fritz? Und daß Annas Liebhaber du bist."

Fritz fühlte den Hieb. Der brannte, und er war beschämt und empört zugleich. Und in seiner Heftigkeit verrannte er sich:

„Was für Anna Frank natürlich sein kann, paßt sich nicht immer für Anneliese Menthe."

„Wohl aber ausgezeichnet für Anneliesens Herrn Bruder! Pfui, Fritz, ich hätte nicht geglaubt, daß du so roh sein könntest. Du weißt ja außerdem recht gut, daß du lügst. Dasselbe Verhältnis, das du zu Anna hast, würdest du auch zu der vornehmsten von meinen Freundinnen haben, ohne etwas Schlimmes weder von deiner noch von ihrer Seite darin zu finden. Und wenn ich nicht deine Schwester wäre, und wenn ich mich in dich verliebt hätte, so kannst du überzeugt sein, daß nichts daran wäre, was du nicht fassen könntest."

„Ich kann dir nichts entgegnen, Anneliese. Ich bin so dumm, so dumm!" Er legte seine Arme auf den Tisch und beugte müde den Kopf darauf nieder. „So dumm, so dumm!" wiederholte er.

Aber, voller Mitleid mit der Schwäche und der Verzweiflung des Bruders, gleichzeitig voll stolzem Entzücken über seine Liebe stand sie leise von der Chaiselongue auf und glitt auf den Fußboden vor ihm nieder, ihm sanft und milde über das Haar streichend:

„Du hast es heute abend schon einmal gesagt, kleiner Fritz, daß du so dumm bist. Und das bist du auch wohl. Aber dann bleibt ja nicht anderes

übrig, als daß ich versuchen muß, für uns beide einen Ausweg zu finden. Erst mußt du mir aber versprechen, daß du mir helfen willst, wenn ich es nötig haben sollte. Willst du das?"

Er richtete sich in dem Stuhl auf, streckte die Hände nach ihr aus und zog sie auf seinen Schoß.

„Natürlich will ich das, Kleines. Tu alles, was du nach deiner Ansicht tun mußt. Alles, was nach deiner Meinung dir Glück bringt. Und du kannst ganz unbegrenzt über mich verfügen."

„Das habe ich gewußt, Fritz. Und nun können wir also vernünftig und gut über das alles reden."

„Sag mir nur, Kleines — bist du nun auch ganz sicher, daß er dich glücklich machen wird?"

„Nein, du, das bin ich durchaus nicht. Ich bin auch ebensowenig sicher, daß ich ihn glücklich machen werde. Es hätte sicher für uns beide ebensogut ein ganz anderer werden können."

„Ja, aber ist das denn nicht falsch? Denn, nicht wahr . . . was du jetzt vorhast, das ist doch etwas sehr Ernstes?"

„Ja, ist es das denn wirklich? Ist es nicht im Grunde etwas sehr wenig Ernstes? Etwas, wozu sehr viel mehr Leichtsinn als Ernst gehört? Ja, ich meine, wenn man so etwas ernst nimmt, dann ist es doch eigentlich nicht das, was es sein sollte. Denn, soweit ich verstanden habe, soll es doch in erster Linie ein Vergnügen sein. Es könnte ja auch, wie du mir hin und wieder auseinandergesetzt hast, gleichsam eine Art Notbehelf sein — um nicht in etwas hineinzugeraten, was nur häßlich ist. Du weißt, was ich meine? Nicht wahr — wenn man also ein so sinnlicher Mensch wäre . . .?"

„Kleines, du kannst mir alles sagen. Sowie ich dir alles sage. Und ich finde ja auch nicht, daß man sich zu schämen braucht, weil man Sinne hat. Es ist nur so dumm, daß wir Menschen uns alle die, denen wir wirklich nahe stehen, niemals so denken können, wie wir uns sonst die andern meistens vorstellen. Mein Gott, Anneliese, du bist nun also so groß und alt geworden, daß du wie eine wirkliche kleine Frau fühlst?"

„Selbstverständlich. Das heißt, ich weiß ja nicht, wie andere fühlen. Aber ich habe oft Angst vor mir. Ich habe Angst, daß ich, wenn ich nachgebe, in etwas hineingerate, das völlig Macht über mich gewinnen wird. Gott weiß, ob du und ich nicht etwas von dem geerbt haben, was Onkel C. E. ins Unglück gebracht hat. Ich weiß wenigstens, daß er in gewisser Weise schuld daran ist, daß mein Sinnenleben geweckt wurde. Ich habe nie von den Gedanken loskommen können, mit denen mich seinerzeit die Berichte über seine Verhältnisse zu Frauen erfüllten. Es war mir, als verstünde ich ihn und die Frauen, mit denen er ein Verhältnis

gehabt hatte, so gut. Ich will dir ehrlich gestehen, daß ich damals und später noch oft von ihm geträumt habe. Träfe ich einen Mann wie ihn — selbst wenn ich es sinnlos finden würde, eine von den vielen Dutzenden zu werden: ich könnte nicht fest und sicher versprechen, zu widerstehen. Es sei denn, daß . . ."

„Es sei denn, daß was?"

„Es sei denn, daß einer, den ich wirklich lieb hätte, einer, an den ich gebunden wäre, so daß er und ich unlösbar zusammengehörten, daß der mir hülfe."

„Nun denkst du wohl an den, dessen Namen ich nicht erfahren darf?"

„Nein, mein Junge, nun bist du dumm, wie du den ganzen Abend gewesen bist. Es gibt nämlich nur einen, der mir helfen kann. Aber die Bedingung wäre, daß auch er ein wenig entsagen könnte. Daß er sich um meinetwillen auch zu dem Glauben bekehren könnte, daß man der Natur nicht Gewalt anzutun braucht, wenn man sich nicht von seinen Sinnen kommandieren läßt, und daß es hübscher ist, zum Beispiel eine kleine Schwester in seinem Herzen herrschen zu lassen, als ein halbes Dutzend mehr oder weniger gleichgültige fremde junge Damen sich darum zanken zu lassen.

Nun hast du wohl auch endlich verstanden, daß der, den ich zum Liebhaber haben wollte, nie anders existiert hat als in einem Traum, in einer Phantasie, vor der ich Angst habe. Und nun bist du wohl nicht so dumm, daß du nicht weißt, wer der einzige ist, der mir helfen kann."

„Ich finde nämlich," fügte sie nach einer Weile hinzu, während sie eng umschlungen dasaßen und gegenseitig in aller Stille ihre Gedanken errieten: „Ich finde nämlich, es wäre so schön, wenn du und ich einander dazu verhelfen könnten, die Forderungen an das Leben etwas höher zu schrauben, als die meisten es tun."

13

Menthe reiste jetzt häufiger nach dem Süden als früher. Offiziell war er bald in Wiesbaden, bald an der Riviera, bald in Baden-Baden. In der Regel aber war das wirkliche Ziel der Reise Budapest. Dort lief er nicht so leicht Gefahr, Landsleute zu treffen, und dort — halb im Orient — ließen sich die Vergnügungen, mit denen er sich betäubte, leichter arrangieren als in irgendeiner andern Großstadt. Dort konnte er, weil er vollkommen unbekannt war, sich bei hellem Tageslicht der verfeinerten Wollust hingeben, die man für Geld erwerben kann. Dort konnte er, geschützt durch erkaufte Untertänigkeit, es wagen, sich zu entschleiern — ohne daß jemand lachte oder Anstoß daran nahm. In gewisser Weise hatte er es hier viel bequemer und leichter als seinerzeit bei Thekla und Frida. Aber die Illusion von Güte, Zärtlichkeit und Anhänglichkeit, die er doch

bei diesen braven dänischen Mädchen hatte bewahren können, ließ sich hier nicht aufrecht erhalten — wo er nur ein reicher Ausländer war, der ausgenutzt werden sollte. Alle Laster waren hier auf Lager. Alles konnte beschafft werden — zum höchsten Tagespreis. Es war nicht davon die Rede, mehr oder weniger gebrochene Herzen als Zugabe zu bekommen. Und er, der im innersten Herzen nach nur einer Andeutung von einer Liebkosung, die nicht gekauft war, schmachtete, wurde immer weiter und weiter in zynische Rachlust und Gehässigkeit hineingetrieben. Er bezahlte gleichgültig jede beliebige Summe, um einer neuen und unbekannten Tempelschändung teilhaftig zu werden.

Auf dem Heimwege stattete der Konferenzrat fast jedesmal Waldemar Hansen einen mehrstündigen Besuch in Lübeck ab, oder er traf sich mit ihm in Hamburg. Aber nur Thekla wußte um diese seltene Treue.

Waldemar Hansens Geschäft war in stetem Wachstum begriffen, und durch Menthe sandte er jetzt regelmäßig einen vierteljährigen Beitrag an die Schwester, deren Manikuranstalt allmählich, als sie älter wurde, Schwierigkeiten hatte, sich jüngeren Konkurrentinnen gegenüber zu behaupten, wenn auch so und so viele alte Kunden treu zu ihr hielten, weil sie hier so bedient wurden, wie sie es während vieler Jahre schätzen gelernt hatten.

14

Eines schönen Tages wurde Kopenhagen durch Mitteilungen in den Zeitungen, daß eine Menge falschen Papiergeldes in Umlauf sei, in Aufregung versetzt.

In vielen Geschäften, im Zentrum wie in den Vorstädten, waren falsche Banknoten angehalten.

Glücklicherweise war jedoch — wie es schien — die Polizei schon auf der Spur. Auf alle Fälle herrschte kein Zweifel darüber, daß die Scheine im Ausland hergestellt und entweder aus Schweden oder aus Deutschland hierhergebracht wurden. In allen Angaben aus den geschädigten Läden spielte nämlich ein künstlerisch aussehender Ausländer eine Rolle. Ob er aber Deutsch oder Schwedisch gesprochen hatte, darüber waren sich die Philologen hinterm Ladentisch nicht einig.

Ganz unbedeutend konnte die Sache nicht sein. Denn die Polizei und die Nationalbank erließen gemeinsam eine Warnung an das Publikum und legten es namentlich allen Geschäftsleuten ans Herz, das Papiergeld, das sie an der Kasse von Ausländern erhielten oder das ihnen in Geldbriefen aus dem Ausland geschickt wurde, genau zu prüfen.

Gerade in den Tagen langte bei Konferenzrat Menthe ein Geldbrief von Waldemar Hansen mit fünfhundert Kronen für Thekla an.

Als der alte Kassierer am Morgen den Geldbrief ablieferte, sagte er,

während Menthe den Umschlag öffnete und die fünfhundert Kronenscheine herausnahm:

„Herr Konferenzrat haben wohl die Warnung der Nationalbank gesehen?"

„Selbstverständlich."

„Ob es da nicht vielleicht richtig wäre, der Bank diese Scheine zur Prüfung vorzulegen?"

„Ich glaube eigentlich nicht, daß hiermit etwas nicht in Richtigkeit sein sollte," erwiderte der Konferenzrat. „Aber Sie haben natürlich recht. Und da ich heute ohnehin auf der Bank zu tun habe, kann ich die Scheine ja mitnehmen."

Ein paar Stunden später, als der Konferenzrat im Direktionszimmer saß und mit Direktor Herder über die Aufnahme einer Obligationsanleihe in einer der großen Gesellschaften verhandelte, deren Vorsitzender er war, kam das Gespräch auch auf das falsche Papiergeld. Und dem Konferenzrat fiel der Geldbrief ein, den er in der Tasche hatte.

„Ich habe gerade heute" – sagte er – „fünfhundert Kronen in dänischen Scheinen aus Lübeck bekommen. In Anbetracht der Veröffentlichung der Bank habe ich das Geld mitgenommen und möchte Sie bitten, Herr Direktor, es gleich einmal untersuchen zu lassen. Man kann ja nie wissen ... obgleich es kaum wahrscheinlich ist. Soweit ich es beurteilen kann, ist nichts damit los."

Der Direktor nahm lächelnd die Scheine in Empfang und drückte auf die elektrische Klingel. Ein Diener trat ein.

„Petersen, bringen Sie diese Scheine einmal zu Bankassistent Hahn und bitten Sie ihn, sie genau zu untersuchen. Ich ließe ihn fragen, ob er sich getraut, sie in Gold umzuwechseln ... Falls Sie, lieber Herr Konferenzrat, nämlich nichts dagegen haben, eventuell soviel Metall mit sich zu schleppen."

– – Ein paar Minuten später kehrte der Diener mit fünfundzwanzig Zwanzigkronenstücken in Gold zurück.

„Herr Bankassistent läßt sagen, er hätte selten so hübsche Scheine gesehen."

„Na," meinte der Direktor ausgelassen, „es ist wirklich selten, daß unsern Scheinen das Lob zuteil wird, hübsch zu sein. Das könnte ja fast darauf hindeuten, daß sie in Lübeck gemacht wären."

Und plötzlich seiner nicht immer gebührend gewürdigten Neckluft nachgebend, fragte er mit unerschütterlichem Ernst:

„Sind Sie übrigens nie auf den Gedanken gekommen, falsches Geld zu machen?"

Er hatte sich darauf gefreut, das Entsetzen des steifen und korrekten Konferenzrats zu sehen. Aber Menthe verzog keine Miene und antwortete freundlich:

„Natürlich bin ich das. Ich hätte ja nämlich ein viel kleineres Risiko gehabt, entdeckt zu werden, als diese elenden Stümper, die ins Handwerk zu pfuschen pflegen. Mein armer Bruder hat sich recht tölpelhaft benommen. Denken Sie doch, wie lange er mit seinem Ruf als reicher Mann die Sache hätte halten können. Man mußte die Leute ja geradezu zu dem Glauben zwingen, daß er ein Betrüger sei. Nein, die Diebe rekrutieren sich aus ganz falschen Gesellschaftsschichten: ein Millionär könnte unbegrenzt stehlen."

Menthes unerwartete Fähigkeit, auf seinen respektlosen Ton einzugehen, imponierte Herder direkt. Er führte den Gedankengang weiter und sagte: „Das Verdammte ist ja aber, daß man in der Regel aus Not zum Dieb wird. Ein Millionär hat keine Verwendung für seine Chancen als Dieb. Wie zum Beispiel Sie. Was wollten Sie wohl mit mehr, als Sie haben?"

„Zum Beispiel mich rächen."

„Verzeihen Sie — ich verstehe nicht recht?"

„Ja, sehen Sie — nein, die Sache ist auch gar nicht so einfach. Nun also: ich trage einen alteingewurzelten Groll gegen unsere heilige Gesellschaft mit mir herum. Und ich habe allerlei Grund dazu. Ich beneide die Familie Borgia. Papst zu sein und gleichzeitig Giftmischer — Gottes Statthalter und zugleich Minister des Satans: für einen korrekten Spießbürger, wie ich es bin, liegt etwas Berauschendes in dieser Phantasie. Haben Sie nie dergleichen Anfechtungen gehabt?"

„Ich" — erwiderte Herder lächelnd und zündete sich eine neue Zigarette an, „bin nie weiter gekommen, als von einem Automobil und einem jungen Mädchen zu träumen — von einem Automobil, das durch die Luft sausen könnte, und von einem jungen Mädchen, das bei allen Lastern ihre Jungfräulichkeit bewahrte."

„Ich verstehe Sie" — Menthe erhob sich: „Sie sind ja so viel jünger als ich. Und Sie sind stets auf der rechten Seite gewesen. Aber wenn Sie mich überleben — was Sie ja sicher tun werden — so denken Sie gelegentlich an diese Unterhaltung. Es geschieht ja nicht oft, daß Menschen einander soviel sagen, wie wir es heute im Scherz getan haben."

„Haben wir einander etwas von Bedeutung gesagt?" — Herder hatte wieder sein korrektes Direktorengesicht aufgesetzt.

„Nein," erwiderte Menthe, „wir haben nur Komödie miteinander gespielt. Aber es ist immer angenehm, mit einem Ebenbürtigen zusammen zu spielen."

Wenige Tage später wurden die Falschmünzer gefaßt. Es waren zwei junge schwedische Lebemänner, ein Friseur und ein Kellner. Der Kellner hatte sich seinerzeit als Kunstmaler versucht, aber seine Geldscheine waren keine hervorragenden Kunstwerke.

(Schluß folgt)

Die italieniſche Kulturkriſis und der Weltkrieg

von Werner Weisbach

Eine alles Sein und Denken aufwühlende Erſchütterung wie der Weltkrieg hat neben ihren politiſchen und wirtſchaftlichen Urſachen auch andere, die ſich aus dem gegenwärtigen Stand der europäiſchen Kultur ableiten laſſen. Ein komplexes geſchichtliches Geſchehnis iſt nach verſchiedenen Seiten auslegbar, je nach der Auffaſſung, die man ſich von den treibenden Kräften bildet, und je nachdem man materielle oder geiſtige Faktoren in den Vordergrund der Betrachtung rückt. Weſſen Blick ganz auf das politiſche oder das wirtſchaftliche Leben eingeſtellt iſt, der wird in erſter Linie Tatſachen und Entwicklungsmomente, die dieſen Gebieten angehören, als Erklärungsgründe heranziehen. Die verſchiedenen hiſtoriſchen Anſchauungen und Theorien kommen dadurch zuſtande, daß ein geſchichtliches Phänomen ſich als Ergebnis mannigfacher und miteinander in Wechſelwirkung ſtehender Vorausſetzungen darſtellt. Der rationaliſierende Verſtand kann dem unüberſehbaren Chaos von Einzelmotiven gegenüber nur dadurch eine Klärung herbeiführen, daß er dieſe unter gewiſſen Geſichtspunkten zuſammenfaßt und in dem Verhältnis von Urſachen und Wirkungen eine beſtimmte Gruppierung vornimmt. Die einfachſte und handgreiflichſte Methode, das Zuſtandekommen eines Krieges darzulegen, iſt die, daß man ſich an die äußeren Ereigniſſe hält, die ſeinen Ausbruch unmittelbar veranlaßten. Aber ſie ſind wieder das Ergebnis einer zum Teil im Verborgenen liegenden Reihe von Vorgängen, die nur ein tiefer dringendes Bemühen auf ihre Tragweite hin richtig einzuſchätzen vermag. Ganz oder bis zu einem gewiſſen Grade überſehen läßt ſich der geſamte Konnex erſt aus einer rückſchauenden Betrachtung.

Ob der Weltkrieg eine große kulturelle Umſtellung in Europa nach ſich ziehen wird, läßt ſich heute noch nicht vorausſagen. Allerdings ſind an verſchiedenen Stellen Wünſche und ſehnſüchtige Erwartungen nach einer Revidierung der maßgebenden Kulturelemente hervorgetreten. Ein eigentlicher Kulturkrieg iſt es nicht; nicht in dem Sinn, daß auf einer Seite um den Beſtand und die Ausbreitung hochgehaltener nationaler geiſtiger Güter gekämpft würde oder daß man eine religiöſe Überzeugung in die Wagſchale würfe. Angehörige derſelben Raſſe und desſelben Bekenntniſſes ſtehen ſich auf beiden Seiten feindlich gegenüber. Die kulturelle Phyſiognomie, wie ſie die Hauptländer Europas zeigten, war in ihren Grundzügen die gleiche. Niemals zuvor vielleicht waren die Bemühungen der Völker, in eine geiſtige Verbindung und Fühlung miteinander zu treten, ſo weitgehende geweſen, was durch die im neunzehnten Jahrhundert

geschaffenen Verkehrsmöglichkeiten erleichtert und begünstigt wurde. Die Wechselwirkung der Ideen war eine außerordentlich starke. Will man die seelische Struktur, aus der der Krieg hervorging, zerlegen, so wird man Anzeichen, die einen mehr oder weniger allgemein europäischen Charakter zeigen, herausheben müssen, neben anderen von spezifisch nationaler Sonderart.

Was in dem den Krieg der Waffen begleitenden geistigen Kampf geschehen ist, um ein Kultursystem gegen ein anderes auszuspielen, sind kaum ernst zu nehmende Konstruktionen, von der verwirrenden Leidenschaft der Stunde aufgezimmert. So wenn Italiener und Franzosen sich auf eine lateinische Kultureinheit besonnen haben und deren Überlegenheit der deutschen Kultur gegenüber verfechten. Wie anders dachte man doch früher und wie verschiedene Meinungen gibt es noch heute in den Ländern selbst über dieses Problem. Der Franzose Lefebvre Saint Ogan bemühte sich in dem ersten Kapitel seines Buches „La Société italienne de la Renaissance" (De Dante à l'Aretin. Paris 1889) gerade die Gegensätzlichkeit des französischen und italienischen Nationalcharakters eindringlich zu machen, und leugnet überhaupt die Zugehörigkeit der Franzosen zu dem lateinischen Kulturgebiet. „Man versteift sich darauf," schreibt er, „Frankreich unter die Länder lateinischer Rasse einzureihen. Wir sind lateinisch nur durch den Ursprung unserer Sprache. Durch die Kultur, die uns unser fränkischer und normannischer Adel gebracht hat, schließen wir uns sehr viel mehr an die germanische Gruppe an." Die Italiener ihrerseits haben die These von der beide Länder verbindenden lateinischen Kultur erst jetzt ausgebaut, um ihren Abfall von dem Dreibund durch eine geschichtsphilosophische Begründung zu rechtfertigen. Eine politische Betrachtung des Jahres 1890 in der „Nuova Antologia" von Goiran enthält den Satz: „Der Panlatinismus ist für uns ein Feind, den wir noch mehr bekämpfen müssen als den Panslawismus." Die heutige Flucht in den Panlatinismus ist für Italien ein Gewaltmittel und ein deutlicher Fingerzeig, daß im Innern etwas nicht in Ordnung ist.

Wer das Leben Italiens vor dem Kriege beobachtete, der konnte wohl wahrnehmen, daß eine innere Spannung andauerte, die auf eine katastrophale Entladung hindrängte. Anzeichen einer Art Kulturkrisis, die immer weitere Kreise zog, traten an die Oberfläche. Daß man sich in dem Lande selbst über das Abnorme dieses Zustandes klar war, dafür gibt es Zeugnisse von mehr oder weniger bedeutenden einheimischen Stimmen.

Die Entwicklung, die Italien seit seiner Einigung durchmachte, hat etwas Sprunghaftes. Es ging mit einem sich immer steigernden Eifer und mit einer gewissen Selbstüberschätzung auf das Ziel los, eine bedeutsame Großmachtstellung zu erringen, und dieser Ehrgeiz bestimmte sein

politisches Handeln. Vieles wurde gewiß nach und nach geleistet und erreicht. Besonders die Sanierung der Finanzen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war eines der erfreulichsten Ergebnisse.

Als sichtbare Zeichen eines ins Große und Gewaltige gehenden Strebens richtete man Riesenmonumente auf wie das nach mehr als zwanzig Jahren noch immer unfertige Denkmal Viktor Emanuels auf der Piazza Venezia in Rom, das durch seine ungewöhnlichen Dimensionen und seinen überreichen Schmuck der Macht und Herrlichkeit des jungen Staates Ausdruck geben sollte, die Kräfte des Landes aber doch bedenklich überstieg — ebenso wie der vor kurzem vollendete römische Justizpalast. Heute wagt man es bereits öffentlich solch ein jedem Wirklichkeitssinn hohnsprechendes prahlerisches Gebaren zu geißeln. Der unter dem Pseudonym Rastignac sich verbergende Hauptmitarbeiter der „Tribuna", V. Morello, schreibt in dem römischen Blatt (15. April 1916): „Man blicke auf die Vergeudung von Millionen, die der italienische Staat bei seiner inneren Politik pour épater le bourgeois betrieben hat durch die Errichtung von Monumenten wie Parlamentsgebäude, Justizpalast, Viktor Emanuel-Denkmal, wo man nicht weiß, ob mehr der Wahnsinn oder die Unfähigkeit die inspirierende Muse war; und man stelle sich dagegen vor, daß das Ministerium des Äußeren keinen einzigen würdigen Raum zum Empfang fremder Gäste besitzt. Nachdem man viele Jahre lang viele Millionen in die Herstellung von Stein und in die Herstellung von Waffen gesteckt hatte, sah sich Italien im Jahre 1915 ohne ein angemessenes Heer und ohne einen Empfangsraum, das heißt ohne Haus und ohne Wachhund."

Die äußere Politik sah vielfach in ähnlicher Weise über das Zunächstliegende hinweg. In den neunziger Jahren lenkte sie in die Bahn kolonialer Eroberungen ein. Das erste Ergebnis war allerdings abschreckend. Von der Niederlage bei Adua konnte sich das Land lange nicht erholen. Die Wunde brannte tief. Um so mehr jubelte man später über den Erfolg von Tripolis.

Der Drang nach großmächtiger äußerer Entfaltung hatte aber keine hinreichend feste Stütze in der staatlichen Organisation. Die Verwaltung blieb im Rückstande. Die Bürokratie vermag den ihr gestellten Aufgaben nicht gerecht zu werden. Üble Machenschaften, Veruntreuungen, Bestechungen in der Beamtenschaft und in dem Wirtschaftsleben waren nicht auszurotten. Kaum hatte man sich über den Skandal des römischen Justizpalastes mit den bei den Baukosten zutage getretenen Unterschlagungen beruhigt, so hat sich das Parlament mitten im Kriege schon wieder mit den Rechnungsunklarheiten und Unterschleifen der Jubiläumsausstellungen des Jahres 1911 in Rom und Turin zu beschäftigen, die ein Defizit von 17 Millionen Lire aufweisen.

Eine der Eigentümlichkeiten des heutigen Italien ist es, daß Mittelalterliches und Modernstes ineinander übergreift und zum Teil mit einem nahezu unversöhnlichen Widerspruch aufeinanderprallt. Überlieferungen haben sich nicht in natürlichem Wachstum fortentwickelt und ausgelebt, sondern Neues ist dem Alten mit schroffer Gegensätzlichkeit auf den Nacken gerückt. Patriarchalischer Gesellschaftsgeist begegnet sozialistischem Klassenbewußtsein und Klassenkampf; naive kirchliche Frömmigkeit und unbeirrter Wunderglaube steht Seite an Seite mit rationalistischer Ablehnung aller überirdischen Offenbarung und zügelloser antiklerikaler Propaganda; in ein harmonisches Stadtbild von altertümlichem Gepräge wird eine Bresche geschlagen durch eine Architektur von ultramodernem Charakter. Italien ist durch die Errungenschaften der modernen Zivilisation und der modernen Technik von außen her überrannt worden, ohne daß es an deren Ausbildung und schrittweiser Entwicklung einen wesentlichen Anteil gehabt hatte, ohne daß der Boden dafür reif und eine genügend vorbereitete Bevölkerung vorhanden war. Das hat seinem Fortschreiten eine ziellose Unausgeglichenheit, jagende Unrast, regelloses Tempo verliehen. Der Aufnahme äußerer Zivilisationsformen entsprach nicht eine innere Durchdringung und Aufzüchtung der einheimischen Volksmassen zu intensiver Kulturarbeit.

Die Lahmlegung zahlreicher zu produktiver Arbeit geeigneter Kräfte wurde durch einen der Mängel bewirkt, die sich besonders schwer fühlbar machten: die ungenügende Volksschulbildung. Der italienische Staat ist sich nach seiner Konstituierung, indem er die Volkserziehung zum Teil aus den Händen der Kirche übernahm, seiner Pflichten nicht voll bewußt geworden. Besonders der Süden ist noch heute am schlechtesten bedacht und stellt die meisten Analphabeten. Mit bitterem Hohn hält das sozialdemokratische Parteiorgan „Avanti" (26. März 1916) der demokratischen Verwaltung vor, daß es „im Jahr 1916, während der lateinische Genius die ‚Kultur' schlagen soll, in den südlichen Provinzen noch eine Anzahl von Ortschaften gibt, die 80 Prozent Analphabeten aufweisen". So kommt es, daß Italien ein großes Menschenmaterial für grobe Arbeit an das Ausland abgibt, während es nicht einen genügenden Stamm feinerer Qualitätsarbeiter, wie sie die moderne Industrie erfordert, heranzubilden wußte.

Aber nicht nur für die unteren, auch für die anderen Klassen sind die Bildungsmöglichkeiten unzureichend. Der bekannte Wirtschaftspolitiker, Senator Maggiorino Ferraris, hat des öfteren zu Gemüte geführt, daß das ganze Schulsystem veraltet ist. Dreimal, in den Jahren 1906, 1907 und 1912, hat er in der von ihm geleiteten „Nuova Antologia" ernste Mahnungen für eine Verbesserung des Erziehungswesens ausgesprochen, in drei Aufsätzen, denen er die Überschrift: „Für unsere

Söhne" (Per i nostri Figli!) gegeben hat. Da die heimischen Bildungsmittel versagen, so gibt es nur einen Ausweg: in der Fremde sich das zu verschaffen, was man zu Hause entbehren muß. Immer wieder rät er den Eltern, ihre Kinder fremde Sprachen erlernen zu lassen, immer von neuem weist er die jungen Italiener darauf hin, ihre Studien im Ausland zu bereichern. Das Land, das neben England am wärmsten empfohlen und als Muster hingestellt wird, ist Deutschland, „das in seinen großen und kleinen Universitäten gewaltige Mittel zum Unterricht und zur Vervollkommnung in allen Zweigen bietet". In gleicher Weise werden seine Fachschulen und Polytechniken gepriesen. „Es ist eine unumgängliche Notwendigkeit," schreibt er im Jahre 1907, „daß wir unsere öffentlichen Verwaltungen erneuern und modernisieren, indem wir uns ein im Ausland vorbereitetes fähiges und energisches Personal verschaffen. Unsere großen öffentlichen Betriebe, Eisenbahnen, Post, Telegraph, Telephon, Hafendienst usw. bedürfen einer durchgreifenden organischen Umbildung, die sie auf die Höhe der Bedürfnisse des Landes und des Fortschrittes der Zeit erhebt." Um solchen Ratschlägen noch mehr Nachdruck zu verleihen, entwirft Mario Ferraris in derselben Zeitschrift kurz vor Ausbruch des europäischen Krieges (1914, S. 719 ff.) eine Schilderung von den Ferienkursen an der Universität Jena auf Grund persönlicher Erfahrungen und erteilt allerhand Anweisungen, wie die jungen Italiener diese Veranstaltungen für sich nutzen können, was für gesellige Unterhaltungen und Zerstreuungen sie neben ihren Studien in dem deutschen Städtchen zu erwarten haben. Das ist mit viel Sympathie geschrieben zu dem Zweck, andere zur Nachfolge anzuspornen.

In den eingeweihten und sachlich unterrichteten Kreisen glaubte man also, daß ohne ausländische Schulung den Pflichten, die das Land stellte, nicht Genüge geschehen könnte. Eine Folge dieser Lage war auch, daß Ausländer, und vor allem Deutsche, zu zahlreichen Betrieben und Stellungen herangezogen wurden, für die man nicht über gleichwertige Kräfte verfügte. Daß man sich unter dem Eindruck der kriegerischen Verwicklungen plötzlich anschickte, die Deutschen, ohne die man bisher nicht auszukommen vermochte, abzulehnen und abzuschütteln, daß sich zahllose Federn der sogenannten Intelligenz in Bewegung setzten, um sich in Ausfällen gegen die Minderwertigkeit germanischer Kultur zu ergehen und unter Verleumdungen und Klagelauten die Gefährlichkeit deutschen Einflusses zu verkündigen, war wohl nicht gerade ein Zeichen vornehmerer Gesinnung der lateinischen Rasse. Es begann all jenes Gerede, mit dem man das Schreckgespenst einer Germanisierung des geistigen Lebens heraufbeschwor, nachdem kaum an die Söhne der Ruf ergangen war, aus deutschen Quellen Italien neuen Bildungsstoff zuzuführen. Die Hüter

des nationalen Gewissens plauderten mit Entsetzen aus, daß die besten Ausgaben der antiken Klassiker, die man benutzte und aus denen man lernte, die Namen deutscher Verleger tragen, und forderten auf, sie zu verbannen. Cesare de Lollis aber, der Professor der Romanistik an der Universität Rom, warf seinen Landsleuten ironisch entgegen, daß die heutige italienische Jugend den Ruf „Nieder mit Deutschland" aus demselben Grund ausstoße wie den Ruf „Nieder mit Xenophon" (Italia Nostra 14. Febr. 1915). Die Antithese von der genialità latina und der disciplina tedesca, mit der Spitze, daß erstere von der letzteren gefährlich bedroht würde, ging als Schlagwort durch den ganzen geistigen Kampf.

Es war auf der einen Seite eine ins Maßlose gesteigerte Großmannssucht, auf der anderen ein Gefühl der Empfindlichkeit, daß das, was man zu leisten sich vornahm, draußen nicht genügend gewürdigt, und verkannt würde, wodurch die geistige Verfassung Italiens in den letzten Jahren zum großen Teil bestimmt wurde. Man lebte sich in eine welthistorische Rolle ein — und doch war der Boden einer autochtonen Kultur noch nicht gewonnen. In dem bald fünfzigjährigen Zeitraum seiner Entwicklung als nationaler Staat hat Italien keine wahrhaft originalen Erscheinungsformen aus seinem inneren Wesen heraus hervorzubringen vermocht. Der Gegensatz zwischen der von dem ganzen Ausland verehrten alten Kultur und der etwas über die Achsel angesehenen modernen Gegenwart wurde von vielen schmerzlich empfunden. Zu dem Gesamtbestand der europäischen Zivilisation hat dieses moderne Italien aber auch wenig beigetragen.

Für die Entwicklung, die sich in dem Europa der letzten Dezennien auf den Gebieten von Literatur und Kunst vollzog, hat es keine grundlegenden und wesentlichen Faktoren geliefert. In der bildenden Kunst hatte es immer nur Mitläufer, keine Anreger. Keine der verschiedenen Phasen, welche die moderne Malerei auf ihrer glänzenden Bahn durchlaufen hat, weist einen Italiener als führenden Vertreter auf. In allen Künsten aber tritt ein fataler Hang zum Sensationellen hervor. Konnte man anfänglich wohl glauben, der leere effekthascherische Schwulst der Garibaldi- und Viktor Emanuel-Denkmäler würde wie eine Kinderkrankheit überwunden werden, wenn der erste Freiheitsrausch verflogen und die Nation in dem Besitz ihres neu errungenen Selbstbewußtseins zur Ruhe gelangt wäre, so sah man sich darin getäuscht. Noch jetzt sind die meisten Skulpturen, die man an öffentlicher Stelle errichtet, auf ein äußerliches, bewegtes, sinnlichgefühlloses Pathos gestimmt. Man braucht nur an den plastischen Schmuck der neuen römischen Tiberbrücke, die vom Korso Vittorio Emanuele nach dem Borgo und Sankt Peter führt, zu denken. Die unmittelbare Beziehung zur künstlerischen Form, der instinktive Sinn für Verhältnisse, ein altes Erbteil des italienischen Volkes, war im Laufe des neunzehnten

Jahrhunderts verloren gegangen. Was man an natürlicher Begabung und selbstverständlichem Formempfinden eingebüßt hatte, suchte man durch die Größe der Dimension und den Reichtum der Ausstattung zu ersetzen. Bauwerke wie die Riesenhalle mit dem Denkmal Viktor Emanuels im Herzen von Rom und der Justizpalast haben das römische Stadtbild aus den Fugen gebracht. Der absoluten Größe und der Üppigkeit des Schmucks entspricht nicht die Größe der Auffassung und der Reichtum der Phantasie. Etwas Übersteigertes, dem Takt und Schwung der Seele abgeht, liegt in dieser Art von Kunst. Rhetorik ohne Gehalt.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die sogenannte moderne Formensprache aufkam, da eignete Italien sie sich nachahmend an, ohne innere Beziehung. Jene bei uns rasch überwundene Gestaltungsweise, die als Jugendstil bezeichnet wurde, setzte sich fest und wird bis heute mit geistloser Equilibristik abgewandelt. Zu dem, was den eigentlichen Komfort des modernen Lebens ausmacht, haben aber die Italiener wenig oder nichts beigetragen. Alles, was in dieses Gebiet fällt, wurde aus dem Ausland bezogen. Der ungeheure Import fremder Waren für Luxus und täglichen Gebrauch redet eine deutliche Sprache.

So schnitt denn auch Italien auf den internationalen Ausstellungen gewöhnlich nicht gut ab. Wer sich der Abteilung des italienischen Kunstgewerbes auf der Pariser Weltausstellung von 1900 erinnert, dem wird noch das Bild eines Wirrwarrs von unnützen Dingen vor den Augen schwirren, die kein ursprüngliches Verhältnis zu der Lebenshaltung des Landes, aus dem sie hervorgingen, verrieten, sondern sich als Ausgeburten einer auf ein zusammengewürfeltes Publikum zugeschnittenen Fremdenindustrie kennzeichneten. Für sein modernes Leben hat Italien nach keiner Richtung hin einen künstlerischen Stil gefunden. Auch die völlige Rückständigkeit der Bühnendekoration darf als ein Beweis dafür gelten.

Von Frankreich ging der stärkste Einfluß auf die Literatur Italiens aus. Das Theater wurde von französischen Salonstücken oder ihren italienischen Nachahmungen beherrscht. „Unsere Presse ist zum großen Teil der Widerhall der Pariser Zeitungen. Wie unsere Frauen aus Paris mit Spannung das letzte Modell erwarten, hören unsere jungen Dichter und Künstler nur dorthin, um die Losung des letzten Impressionismus, Kubismus oder sonstigen ismus, die letzte Blüte einer Pariser Tafelrunde rechtzeitig zu erwischen." So schrieb der im vorigen Jahr verstorbene Direktor der römischen Nationalbibliothek und Dichter, Domenico Gnoli, einer der feinsten und vornehmsten Geister des neuen Italien. (Italia Nostra 24. Januar 1915.)

Mit dem Anspruch, die Eigenart nationalen Fühlens und die Besonderheiten italienischen Wortklangs zu Ehren zu bringen, trat eine Bewegung

ins Leben, als deren Führer Gabriele d'Annunzio von seinen Anhängern angesehen wurde. In ihm feiert das junge Italien seinen Dichter. Daß er die Mittel seiner Sprache beherrscht und seine Perioden in schwelgerischen Rhythmen hinfluten zu lassen versteht, wird ihm niemand streitig machen. Aber seiner Kunst fehlt die Berührung mit den echten und wahren Kräften des Volkstums, fehlt der Beruf, das von dem Gesamtbewußtsein ahnend Empfundene formend anschaulich zu machen, wodurch sich ein großer nationaler Dichter legitimiert; sie verfängt sich im Literarischen und Ästhetischen; ihre hochtrabenden Gesten vermögen über die Leere des Gefühls nicht hinwegzutäuschen. Wie ganz anders wußte da sein Vorgänger Carducci aus dem Vollen zu schöpfen und mit seinen Versen die Seele zu packen! D'Annunzio sucht mit seinen Stoffen die Sensation. Schwüle Erotik, gekünstelte Hieratik, bombastischer Heroenkultus — das ist sein Bereich. Nachdem er durch die Schule der Franzosen gegangen, hat er sich besonders auch durch Nietzsche anregen lassen. Von den problematischen Gedankenschöpfungen des fanatischen Einsamen hat sich aber der allen Lüsten und Verführungen der großen Welt zugewandte Wüstling nur das an der Oberfläche Liegende angeeignet. Wertet man ihn vom nationalen Kulturstandpunkt, so kann er nur als destruktives Element angesehen werden.

Seiner literarischen Begabung zu leben genügte d'Annunzio nicht; sein Ehrgeiz drang auch auf eine Rolle als Volksbeglücker und Volksheros. Dazu diente ihm von vornherein politische Betätigung. In seinen jüngeren Jahren konservativer Abgeordneter, ging er später zur äußersten Linken über und ließ sich im Jahre 1900 in Florenz als deren Kandidat für die Kammer aufstellen. Nachdem er nicht gewählt worden war, zog er sich einstweilen von der politischen Bühne zurück, um sie erst wieder kurz vor Ausbruch des italienischen Krieges in einer weltgeschichtlichen Mission zu betreten. Aus der französischen Verbannung, in die ihn das Vaterland, seiner unsauberen Skandalgeschichten satt, gern hatte ziehen lassen, wurde der Dichter des Canzone di Garibaldi im Triumph eingeholt, um dem Gedenktage von Quarto durch seine Rede die Weihe zu geben. Die der teuersten patriotischen Erinnerung an die Ausfahrt Garibaldis und seiner Tausend zur Eroberung Siziliens gewidmete Feier wurde zu einem Vorspiel des Krieges, und d'Annunzios pathetischer Weckruf war bestimmt, den aus allen Teilen des Landes zusammengeströmten Festteilnehmern das Blut in Wallung zu bringen und die gewünschte Entscheidung herauszupressen. Rhetorik und Sensation drängten vernünftige Überlegung zurück. Unter dem Widerspruch der Besten des Landes hielt der Kriegsprophet dann zu weiterer Agitation in die ewige Stadt seinen Einzug. Wie muß es um die Seele der Menge bestellt sein,

die sich in heiligster Stunde durch den Mund eines solchen Mannes ihr Schicksal deuten läßt!

Daß der gesellschaftliche Organismus des Volkes sich in einem Zustand der Zersetzung befand, um einer gewaltsamen Krisis entgegenzutreiben, konnte einem aufmerksamen Beobachter schon längst nicht entgehen. Gesellschaftsgruppen, von denen ein großer Einfluß ausging, das demokratische Bürgertum, die Sozialdemokratie, die kirchlichen Kreise, befehdeten sich gegenseitig aufs heftigste. Infolge des inneren Zwiespalts waren die konservativen Elemente, obwohl sie die Mehrheit hatten, im Augenblick der Gefahr nicht imstande, den Sturm zu beschwören und beugten sich dem Radikalismus. An dem Parlamentarismus hatte das Land keinen Halt. Er ist eine der Hauptursachen der inneren Krisis. Die parlamentarische Laufbahn wird das Ziel politischen Ehrgeizes und gesellschaftlicher Ambitionen. Zahlreiche Kreise verhielten sich dem politischen Leben gegenüber gänzlich indifferent. Um die Massen bei den Wahlen in Bewegung zu bringen, griff man teilweise zu den schlimmsten Machenschaften. Stimmenfang mit allen Mitteln, Bestechungen im weitesten Umfang gehören zu den Selbstverständlichkeiten. Für die Regierung bedarf es ihrerseits eines unausgesetzten Voltigierens, um aus der Masse von mehr als fünfhundert Abgeordneten, die in erster Linie, um sich ihr Mandat zu erhalten, die Interessen ihres Wahlkreises einseitig im Auge haben, und aus den mannigfachen Gruppen, die schon lange einer straffen Parteidisziplin entbehren, eine Mehrheit zu gewinnen. Eine feste Staatsautorität läßt sich dabei kaum aufrecht erhalten. Von verschiedenen Seiten hat es denn auch vor dem Kriege und während seines Verlaufs nicht an Angriffen auf den Parlamentarismus und die in ihm liegenden Zersetzungssymptome gefehlt.

Auf die Gestaltung der neueren Verhältnisse in Italien hat die Demokratie einen weit über die Zahl ihrer Anhänger hinausreichenden Einfluß ausgeübt. Sie hat ihre Stütze in der Bourgeoisie, in gewissen Kreisen der Intellektuellen. In ihr finden wir das in bezug auf äußere Zivilisation immer vorwärtstreibende Element. Ein Fortschrittsbegriff, der ganz materialistisch gefärbt ist, wird hier zum Dogma erhoben. Die neuesten Errungenschaften, die auf den Weltmärkten in Paris und London ihren Stempel erhalten haben, wünscht man sich zu eigen zu machen. Eine krankhafte Angst, rückständig zu erscheinen, und eine Sucht nach Modernität überstürzt die natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten und beeinträchtigt die Solidität. Vieles wurde unternommen, ohne daß man dazu über geeignete Mittel verfügte und — indem man sich Hilfe aus dem Ausland verschrieb. Das, was man Fortschritt nannte, kam im wesentlichen den oberen Klassen zugute, während man sich um die unteren Schichten, ihr Wohlergehen und ihre Weiterbildung nur wenig kümmerte. Von einem sozialen Geist war das demokratische Gewissen kaum berührt.

Der positivistische und utilitaristische Geist, der die Demokratie beherrscht, verschloß sich jedem Verständnis für das historisch Gewordene und mißachtete den Drang und das Verlangen nach idealen Zwecken. Bei allen Betätigungen fehlte ein ethisches Grundmotiv. Wie nahezu überall in dem Europa der letzten Jahrzehnte, so machte sich auch hier in besonders starkem Maße ein Verzicht auf jene seelische Haltung, die man Ehrfurcht nennt, bemerkbar — die Ehrfurcht, die Goethe in den Mittelpunkt seines großen Erziehungsprogramms stellt, das er im Wilhelm Meister entworfen hat. Auch Dante, den man noch heute in Italien als den größten nationalen Geist immer im Munde führt und bei jeder Gelegenheit zitiert, ist ein Führer zur Ehrfurcht. Als Verteidiger der Autorität trat er für die beiden übernationalen Mächte ein: das Kaisertum und eine von den Schlacken der Verweltlichung gereinigte, vergeistigte Kirche. Aber wie er zu seiner Zeit ein Verbannter war, so ist er es seiner Grundanschauung nach noch in dem heutigen Italien.

Man hat sich dort darauf eingerichtet, von jeder transzendenten geistigen und sittlichen Macht als Norm abzusehen. Der vorher erwähnte Lefebvre Saint-Ogan urteilt in einer Schilderung des italienischen Nationalcharakters: auf moralischem Gebiet hätten die Bestrebungen der Italiener keinen glücklichen Einfluß ausgeübt; sie hätten ihre Verschlagenheit zur Heuchelei benutzt; in ihrer Politik hätten sie zu leicht die Mittel dem Zweck untergeordnet und den Zweck als den ausschließlichen Wertmesser angesehen. Heutigentags ist die Demokratie am eifrigsten bemüht, jegliche Autorität zu untergraben und zu erschüttern. Sie sieht nicht nur in der Bekämpfung des Klerikalismus, soweit er noch mit politischen Ansprüchen auftritt, eine ihrer Hauptaufgaben, sondern nimmt auch eine ausgesprochen antireligiöse Haltung ein.

Für ihre politischen und selbstsüchtigen Zwecke nutzt sie aber eine alte internationale Potenz aus, die ursprünglich zur Wahrung der höchsten Güter der Humanität gegründet war: die Freimaurerei. Diese hat in Italien ihren idealen Charakter gänzlich abgestreift und ist zur Dienerin der Interessen bürgerlicher Parteien und Unternehmergruppen erniedrigt worden. Die Bedeutung, die der Freimaurerei dort zukommt, läßt sich mit der Rolle, die sie etwa bei uns spielt, gar nicht vergleichen. Man hat von Haus aus eine besondere Vorliebe für alles Geheimbündlerische. Von Mazzini stammt der Ausspruch: Wenn zwei Romagnolen zusammenstehen, so bilden sie eine Verschwörung. Daß Kamorra und Maffia noch heute Lebenselemente sind, wird der Außenwelt von Zeit zu Zeit durch einen Sensationsprozeß zum Bewußtsein gebracht. Eines gewissen traditionellen Ansehens erfreut sich die Freimaurerei in Italien dadurch, daß die meisten von den Führern der Einheitsbewegung ihr angehörten. Die italienischen Logen stehen in enger Verbindung mit den Logen der übrigen romanischen

Länder. Besonders ist es der Großorient von Frankreich, zu dem sie aufblicken. Durch freimaurerische Beziehungen wurde einem wirtschaftlichen Austausch zwischen den beiden Ländern Vorschub geleistet. Das demokratische Frankreich, das nach der Aufhebung des Konkordats sich auch äußerlich als frei von jedem Kirchenzwang und als antiklerikal gekennzeichnet hatte, galt als das nachahmenswerte staatliche Muster. Indem die italienischen Logen im Jahr 1906 als Richtlinie den Kampf für das demokratische Prinzip in politischer und sozialer Beziehung in ihr Programm aufnahmen, bekannten sie sich zu einer ausgesprochen politischen Agitation. Da sie einen wichtigen Teil der Presse in ihrer Hand hatten, so vermochten sie ihre Wirkung auf weite Kreise zu übertragen. Der „Messaggero" in Rom und der „Secolo" in Mailand sind die wichtigsten freimaurerischen Organe. Bei dem Ausbruch des europäischen Krieges war die Freimaurerei vermöge ihrer durchgebildeten Organisation zur Stellungnahme bereit. Für ihre Mitglieder, die zum Haß gegen das „reaktionäre" Deutschland erzogen waren, konnte es nur einen Weg geben: sich für das liberale Prinzip auf der Seite, auf der Frankreich stand, einzusetzen. Diese Parole ist schon in einem Geheimerlaß, den der Großmeister Ettore Ferrari am 6. September 1914 versandte, ausgegeben worden. Nachdem die Zeit der italienischen Neutralität zu emsiger Propaganda benutzt worden war, wurden durch einen Runderlaß des Großmeisters zum Tage von Quarto sämtliche Logen mit ihren Fahnen kommandiert, so daß d'Annunzios den Krieg vorbereitender Rede aus diesem Kreis eine willfährige und zuverlässige Hörerschaft gesichert war.

Der Einflußbereich und die Macht dieser auf unterirdischen Wegen und mit geheimer Wühlarbeit sich durchsetzenden Organisation hat einen ganz außerordentlichen Umfang. Die Brüder fördern sich gegenseitig politisch und wirtschaftlich. Wichtige Staatsstellungen werden durch solche Beziehungen besetzt. Der Haß, der sich gegen die Freimaurer in den nichtmaurerischen Kreisen angesammelt hat, ist daher nur zu begreiflich.

Ihren Einfluß im öffentlichen Leben hat sich die Demokratie durch ihre sogenannte Blockpolitik verschafft. Die radikale, reformistische und republikanische Partei haben sich gegenseitig unterstützt und sind geschlossen als „antiklerikaler" Block aufgetreten. So hatte der Block eine Zeitlang auch verschiedene der bedeutendsten Gemeindeverwaltungen, unter andern die von Rom bis zu den letzten Kammerwahlen, in den Händen. Was die römische Kommune unter Führung des Bürgermeisters Nathan mit einer skrupellosen, an dem historisch Überlieferten achtlos vorübergehenden und doch eines klaren Ziels entbehrenden Neuerungssucht für die Veränderung des Stadtbildes geleistet hat, ist typisch für den demokratischen Geist, wie ich an anderer Stelle auszuführen versuchte (Stadtbaukunst und Terza Roma. „Preußische Jahrbücher" 1914, Band 157).

Als eine Reaktion gegen die verschiedenartigen immer weiter um sich greifenden demokratischen Bestrebungen trat in den letzten Jahren der Nationalismus auf den Plan. Sein Ursprung ist ein literarischer, und er hat einen im wesentlichen akademischen Charakter bewahrt. Er fand anfangs eine begeisterte Aufnahme bei der Jugend, der er eine Erlösung aus den verworrenen und niederdrückenden inneren Zuständen versprach. Die Erneuerung sollte aus einer Belebung der nationalen politischen, wirtschaftlichen und moralischen Triebe und Kräfte hervorgehen. Man bekannte sich zur Stärkung aller der Staatshoheit dienenden Mittel und Autoritäten. Das Ansehen des Staates sollte gegenüber parlamentarischen Wandelbarkeiten gefestigt und den Einflüssen der Parteiungen entzogen werden. Im Kampf gegen Materialismus und Positivismus wollte man ein neues Postulat nationaler Pflicht und Ordnung aufstellen. Daß die Nationalisten in dem auf Autorität und militärische Disziplin begründeten Staatswesen Deutschlands manche ihrer Ideale verwirklicht fanden, haben sie selbst öfter geäußert. Die Kirche, soweit sie nicht in die Hoheitsrechte des Staates eingreifen wollte, wurde von ihnen respektiert und als konservatives und konstruktives Element gelten gelassen. Durch einen Kompromiß mit den Klerikalen haben die nationalistischen Abgeordneten bei den letzten Wahlen zum Teil auch ihre Mandate erhalten.

Wie sich das italienische Staatsleben vor dem Krieg in den Augen eines Nationalisten widerspiegelt, mag die Schilderung eines ihrer Hauptwortführer, Francesco Coppola, in seinem Buch: Die italienische Krisis (La Crisi italiana 1914–1915, Rom 1916) dartun: „Sah man Italien auf die oberflächliche Erscheinung seiner zwischen Parteien, Parlament und Regierung sich abspielenden Politik an, so konnte es wohl als eine im Gleichgewicht befindliche Nation erscheinen, wenn auch vorzeitig einer demokratischen und parlamentarischen Senilität zueilend. Die politischen, sozialen und moralischen Werte, die idealen und praktischen Werte der zeitgenössischen Demokratie ante bellum – das heißt, genau ausgedrückt, die Werte der nationalen und internationalen Senilität – beherrschten es völlig. Für alle Parteien ein gemeinsamer idealer Maßstab: Individualhumanität, Abstraktheit und Materialismus, Internationalismus, plutokratischer oder sozialistischer Pazifismus; ein gemeinsamer praktischer Maßstab: der Magen des Individuums oder der Klasse. Eine katholische Partei ohne religiöses Schwergewicht, eine konservative Partei ohne staatliches Schwergewicht, eine liberale Partei – in all ihren Abstufungen – ohne nationales Schwergewicht, eine sozialistische Partei ohne revolutionäres Schwergewicht trafen alle in denselben Voraussetzungen derselben demokratischen Ideologie zusammen und unterschieden sich nur je nach der Stufe, auf der jede willkürlich mit der logischen Schlußfolgerung aus jenen Voraussetzungen halt

machte; sie standen sich nur entgegen, insofern die einen die gesättigten, die anderen die hungrigen Mägen verteidigten, die konservativen Demokraten den Magen der besitzenden Klassen, die sozialistischen Demokraten den Magen der proletarischen Klassen, die liberalen Demokraten, zwischen beiden stehend, den Magen der Individuen. Keiner hatte eine Seele oder einen Willen, die sein eigen waren, national, italienisch, für das Leben und die Geltung Italiens in der Welt."

Das Programm, das all diesen Schäden entgegengestellt wurde, war höchst vage; es enthielt als zwei wesentliche Heilmittel: Krieg und expansive Politik. Der Nationalismus machte sich zu einem Vertreter des imperialistischen Gedankens. Der Krieg wurde nicht nur als der Weg, der zu einer Machterweiterung und Vergrößerung Italiens führen sollte, gepriesen, sondern auch als Notwendigkeit für eine innere Gesundung hingestellt. Entgegen den humanitären und pazifistischen Bestrebungen von Demokraten und Sozialdemokraten verkündete man ein neues Ideal der Kraft. Wie sehr anders Theorie und Wirklichkeit bei den Nationalisten aussah, hat sich in der kurzen Geschichte ihres Bestehens zur Genüge gezeigt. Sie wurden nur ein Glied in der allgemeinen Cliquenwirtschaft. Zu einer inneren Kräftigung des Landes haben sie nicht beigetragen; es war auch weit bequemer, sich statt dessen auf das Glück eines siegreichen Krieges zu verlassen und dieses einer unzufriedenen Gegenwart in glühenden Farben auszumalen. Durch den Ausgang des Tripolisunternehmens, für das sie eifrig Propaganda gemacht hatten, war ihnen der Kamm besonders geschwollen. Nach Ausbruch des europäischen Konflikts vertraten sie wieder die Theorie des „Krieg um jeden Preis". Da eine Stellungnahme Italiens gegen die Zentralmächte mehr Aussicht hatte, so drehten sie sich rasch nach dem Winde. Was sie von ihren alten Überzeugungen opfern mußten, darauf kam es ihnen wenig an. Mit ihren demokratischen Gegnern betraten sie den Weg demagogischer Umtriebe.

Was Italien an destruktiven Elementen enthielt, sammelte sich in potenzierter Form in dem Futurismus. Auf literarisch-künstlerischem Boden erwachsen, griff er auch auf das politische Gebiet über. War er gewiß in den meisten Kreisen zur Lächerlichkeit verurteilt, so gelang es ihm doch, dank der gefüllten Börse seines Begründers Marinetti und dank der Sensation, die er durch seine Werbetätigkeit und seine Erzeugnisse hervorrief, immer wieder von sich reden zu machen. Er verdient Beachtung, weil eine Seite der geistigen Verfassung des modernen Italien bei ihm in typischer Weise, wenn auch gesteigert, zum Ausdruck kommt.

Die allenthalben sich äußernde Empfindlichkeit darüber, daß es nicht gelang, den Strom des modernen Lebens in vollem Zuge durch das italienische Land zu führen, daß man auf wirtschaftlichem und technischem Gebiet aus eigener Kraft so wenig vermochte, daß man, um das Höchste zu leisten,

sich meist auf die Hilfe des Auslands angewiesen sah, trieb dahin, für das Versagen den ererbten Besitz verantwortlich zu machen. An verschiedenen Stellen ließ man der Verstimmung Lauf, daß Italien in seinen Leistungen vom Ausland zu wenig beachtet und gewürdigt würde, daß man es hauptsächlich nur um seiner Vergangenheit und seiner alten Kulturschätze willen bereise und bewundere. Aus solchen Empfindungen heraus sind zum Beispiel folgende Sätze in der „Nuova Antologia" von 1909 (Band 139, S. 349) geschrieben: „Italien ist nicht mehr ausschließlich und endgültig das Land, wo die Orange, die Liebe und die Dichtung blüht, wo die Kunst seit ehedem unsterbliche Meisterwerke geschaffen, das in alter Zeit der ganzen Welt das Bewußtsein des Rechtes gegeben hat, sondern es ist zu alledem ein unentbehrliches Element, ein wichtiger Träger, ein unersetzbarer Bestandteil in dem Leben der modernen Welt geworden, ihres Gleichgewichts, ihrer Fruchtbarkeit." Bei den Futuristen steigerte sich solche Stimmung zu der schärfsten Opposition gegen alles überkommene Kulturgut; sie predigten die Notwendigkeit seiner Vernichtung und richteten die Brandfackel gegen den Besitz alter Kunst, um dem Neuen Raum zu schaffen und sich ganz in dem Modernen ausleben zu können. Was sie Weltanschauung nannten, mußte sich den technischen Errungenschaften der Gegenwart anpassen, wurde zu den Lieblingskindern ihrer Phantasie, Motor und Flugzeug, in Beziehung gesetzt. Ihr anarchischer Radikalismus ersehnte den Krieg als einen Befreier von geschichtlichem Ballast, als den Bringer wahrhaft moderner Lebenswerte.

Man wird fragen, ob es sich der Mühe verlohnt, sich mit solchen wahnsinnigen Hirngespinsten, die von der Zeit bald hinweggeblasen sein werden, abzugeben. Wer die psychologische Zusammensetzung des modernen Italiens und ihre Einwirkung auf den Krieg begreifen will, darf nicht an ihnen vorübergehen. Alles, was das Land an Zersetzungserscheinungen gezeitigt hatte, das mußte in dem Augenblick, wo die große europäische Katastrophe ausbrach, in vervielfachtem Maße wirksam werden.

Sobald die italienische Regierung sich für die Neutralität erklärt hatte, war allen den Elementen, die sich im Frieden schon in Kriegsverherrlichung und Kriegsromantik ergangen und geübt hatten, ein weiter Spielraum geboten. Schreiblustige Federn verspritzten mit ihrer Tinte Ströme heroischer Begeisterung. Die Sensationen kriegerischen Erlebens und die Gewinnaussichten nach einem siegreichen Gelingen stellten sie in so an- und aufreizender Weise dar, daß sich schließlich die Legende von dem Spaziergang nach Wien herausformte. Und was die Feder nicht vermochte, bewirkte das Bild. Noch heute gilt das Wort des heiligen Hieronymus: Bilder sind die Schrift der Ungebildeten. Durch Darstellungen mannigfacher Art, Illustrationen, Karikaturen, Postkarten, wurde die Phantasie

der Massen angestachelt, erhitzt, überreizt, um der Begierde die Richtung zu geben, wohin man sie jagen wollte. Blutrünstige Schilderungen waren bestimmt, auf die niedrigsten menschlichen Triebe zu wirken; erotische Mittel nahm man zu Hilfe; mit einer sadistischen Lust malte man die im Umlauf befindlichen Erzählungen der belgischen Greuel aus. Man mag sich erinnern, daß auch die Moraltheologien der Dominikaner und Jesuiten sich gern auf dem Gebiet des Obszönen bewegten und mit Greueln schlimmster Art die Seele des Lesenden in Antrieb setzten. Der Mangel an sittlichem Halt, das Maß von Frivolität, die Sucht nach Sensation, die sich in den Kriegsbildern offenbaren, werden einem künftigen Kulturhistoriker einmal Gelegenheit geben, auf die seelische Verfassung des heutigen Italiens aus diesem Material seine Schlüsse zu ziehen.

Wir wollen uns gewiß nicht dem Philisterstandpunkt eines Moralpredigers verschreiben. Die Vergangenheit der italienischen Geschichte hat große Zeiten von einer suveränen Sittenlosigkeit gesehen. Aber die Renaissance hat ihre Kultur auch ganz Europa diktiert. Diese kleinen Demokraten, die in einem Atemzuge Kriegsgeheul und Humanitätsgewinsel ausstoßen, sind jedoch recht klägliche Epigonen Machiavellis. Ganz entgegen einem von Alfredo Frassati gelegentlich einer Erörterung der Dreibundsfrage 1897 in der „Nuova Antologia" (Band 71, Seite 715) geäußerten stolzen Satz: La lealtà dei patti è un dovere e nello stesso tempo è un patrimonio di una nazione („Die Heilighaltung der Verträge ist eine Pflicht und gleichzeitig das Vermächtnis einer Nation") hat man sich wieder auf den Stammvater der italienischen Politik besonnen. Ob aber der florentinische Staatssekretär den schweigsamen Sonnino wohl gern in die Reihe seiner Schüler aufnehmen würde?

Man hat von verschiedenen Seiten Sonnino als den eigentlichen Macher des Krieges hingestellt, als den, der allein die Entschließungen Italiens auf diesen Punkt hinlenkte. Gewiß war er auch ein ausschlaggebendes Element; gewiß hat seine alte Rivalität mit Giolitti beigetragen, bei dem Wiederauftreten des früheren Diktators seinen Rücken zu steifen, aber was will das besagen gegenüber der Disposition, die sich im Lande herausgebildet hatte. In dem Kampf zwischen Neutralismus und Interventismus, der seit dem August tobte, blieb der letztere Sieger. Er hatte die meisten öffentlichen Organe, den größten Teil der Presse auf seiner Seite. Er verfügte über die wirksamsten Stimulantien zur Stimmungsmache. Von ihm wurden die einschneidenden Argumente in Umlauf gebracht, die eine nervöse Spannung aufrecht erhielten: Italien dürfe sich nicht zum Vasallenstaat der Zentralmächte erniedrigen lassen; es dürfe die letzte und günstige Gelegenheit, sich groß und selbständig zu machen, nicht verpassen. Salandra hat das in seiner Rede in Brescia am 11. Mai 1916 in die

Worte gekleidet: „Es war für uns nicht möglich, unter den Völkern zu bleiben, welche die neue Geschichte über sich ergehen lassen, wir Italiener müssen zu denen gehören, die sie mit machen." Jenes psychologische Motiv der Empfindlichkeit, das Gefühl des Verkanntwerdens, das immerfort an den Italienern genagt hatte, trug dazu bei, sie zu einem Handeln nach der Seite, wo ihnen der Vorteil zu winken schien, zu bestimmen.

Daß der innere Zustand und das Kräftemaß Italiens etwas ganz anderes erforderte, als mit einem verwegenen Gewaltakt das Schicksal herauszufordern, darüber täuschte man sich hinweg. Man dachte den Augenblick zu nutzen, um die Krücken, die das Ausland gestellt hatte, ohne die sich der noch unsichere italienische Staat nicht hatte existenzfähig halten können, mit einem Schlag abzuwerfen. Umsonst war es, daß ein Mann wie Benedetto Croce, der den Standpunkt des sogenannten Neutralismus vertrat, unausgesetzt seine warnende Stimme erhob. Er legte mit einem klaren Blick für die Wirklichkeit und unbeirrt durch die skrupellosen Rufer zum Streit den Finger auf die Wunde des italienischen Lebens und schrieb: „Was ist das Übel, das sich im Aufbau unserer Einheit gezeigt hat? Daß wir von 1859–1870 ein Ergebnis erreichten, das über unsere Anstrengungen und über unsere bürgerliche und militärische Vorbereitung hinausging, und daß wir später unter diesem nur zum Teil verdienten Glück zu leiden hatten und noch zu leiden haben. Mag sein. Und was ist das Heilmittel, das man uns jetzt vorschlägt? Daß nach einer jahrelangen Vernachlässigung jeder Vorbereitung, daß, nachdem wir bis gestern noch an ganz andere Dinge dachten, wir mit einem Male das leisten sollten, was wir in den Jahrzehnten nicht geleistet haben, und mit einem heroischen Geniestreich die versäumte Zeit einholen und sehnsüchtig in diesen Krieg untertauchen, um ihm zu entsteigen, gereinigt und bereit, die Sterne des Ruhmes zu erreichen."

Auch Jacob Burckhardt, der den größten Teil seines Lebens dem Studium der italienischen Kultur widmete, hat, wie aus seinem soeben veröffentlichten Briefwechsel mit Paul Heyse hervorgeht, der neusten Entwicklung des Landes keine günstige Prognose gestellt. Er schreibt am 13. Januar 1890 dem Freunde: „Deine Lorbeergekrönten von Parini und Alfieri an haben alle ein gar viel anderes Italien erhofft als das, welches gegenwärtig so oder so ausgebeutet am Boden liegt, und auch die echten Garibaldiner haben für ein anderes gekämpft. Es hat etwas ungemein Wehmütiges, zu sehen, wie diese Dichter glaubten, die alten Einrichtungen und Menschen allein seien es, welche ihrem und ihres Volkes Glück im Wege ständen. Jetzt weiß man, wer eigentlich empor wollte und empor gelangt ist."

Wer sich über die Schärfe des Verstandes und die Energie des Denkens, die von Anhängern des Neutralismus aufgewendet wurde, unterrichten will, der greife zu dem Büchlein „Das geistige Italien gegen den Krieg"

(München, Georg Müller 1916), in dem August Mayer eine Anzahl von Aufsätzen und Reden aus diesem Kreise zusammengestellt hat, dessen Übersetzung wir auch für das vorstehende Zitat von Croce benutzt haben. Man wird dann begreifen, wo die zukünftige Kraft Italiens geborgen ist. Daß hinter den Neutralisten eine große Menge stand, die nicht zu Worte kam, ist nicht zu bezweifeln. Betrachtet man aber die publizistische Tätigkeit in dem Winter 1914–1915 rein quantitativ, so haben die Interventisten das Übergewicht, und dadurch wurde die öffentliche Meinung bestimmt. Die Presse, die von Interessengruppen und Cliquen gestützt und geleitet wird, gibt kein deutliches Bild von der wirklichen Stimmung des Landes. In jener Schicht der Intelligenz, von der die geistige Produktion in ihrer Massenwirkung ausging, triumphierte der Geist des Interventismus; und sie wußte durch ihre Einschüchterungsmethoden ihren Willen auch den Zaghaften und Widerstrebenden aufzuzwingen. An dieser Schicht aber frißt die Kulturkrisis, von der wir gesprochen haben.

Daß eine solche Krisis besteht und in welchen Anzeichen man sie in Italien selbst erblickt, dafür mag noch als Zeugnis auf eine Stelle aus der Rektoratsrede des Professors Lori zur Einweihung des Universitätsjahrs in Padua am 4. November 1915 verwiesen werden: „Während der Zeit des Dreibunds genoß Italien Frieden nach außen hin, Sicherheit im Innern und durchmaß einen langen Weg vorwiegend materiellen Fortschritts. Ein moralischer Fortschritt vollzog sich nicht parallel einem so raschen Aufstieg. Reine Idealitäten erhielten nur geringe Nahrung. Das Streben, mit der geringsten Anstrengung den größten unmittelbaren Vorteil zu erlangen, wurde immer verbreiteter; der Wunsch, vor allem den materiellen Wohlstand des Lebens zu erhöhen, hatte ein meist unbestrittenes Übergewicht in fast allen sozialen Schichten und fand mehr Ermutigung als Hemmung bei den obrigkeitlichen Gewalten; die höchsten Daseinsgründe, deren Bejahung manchmal die Aufopferung jedes gegenwärtigen und persönlichen Guts erfordert für ein fernes und der Gesamtheit dienendes Gut und die Aufopferung eines augenblicklichen Guts der Gesamtheit für ein zukünftiges Gut, ließen gleichgültig, wenn sie nicht gar verspottet wurden. Wer den Glauben an diese Gründe hoch hielt, zog es vor, sich in einem stummen Schmerz zu sammeln und sich in einer unfruchtbaren Kritik zu zerreiben, anstatt eine fruchtbare Reaktion ins Werk zu setzen. So erlebten wir eine langsame Verminderung des Ansehens des Staates und seiner Organe, eine Schwächung des Vertrauens in die Rechtsprechung und in die erzieherische Aufgabe der Schule, eine immer geringer werdende Wirkungsmöglichkeit jeder Form von Sammlung starker Willenskräfte, von schöpferischen Energien, von Handlungen, die beseelt wären durch Bürgertugenden, an denen es doch unser Volk von seiner Seite in einer strahlen-

den Reihe von Beispielen nicht fehlen ließ. Wenn es Aufgabe der Regierung ist, alle arbeitenden Kräfte in der Nation auf die größte Leistungsfähigkeit hin zu orientieren, so müssen wir offen bekennen, daß eine solche Orientierung in den meisten Fällen gefehlt hat."

Das ist der Zustand, von einem gewiß objektiven und wohlwollenden Beobachter geschildert, in dem Italien den Krieg auf sich genommen hat. Die, welche die Verwicklung herbeiwünschten, taten es aus mannigfachen Motiven. Die radikalen Elemente hatten dabei im Auge, der Staatsmaschine einen kräftigen Ruck nach links zu geben: Würde man siegen, so waren sie es, die das Unternehmen vornehmlich in Szene gesetzt hatten; eine Niederlage mochte immer Gelegenheit bieten, für sich im Trüben zu fischen. Das Vorhandensein einer Krisis in dem innern Organismus wird von verschiedenen und in ihrer Anschauung entgegengesetzten Seiten anerkannt. Die Nationalisten glaubten, aus ihr durch den „kühnen Geniestreich" den Ausweg finden zu können, und erwarteten von dem Krieg „das Wunderbare". Die neutralistischen Besonnenen hatten dagegen erkannt, daß der inneren Krisis nur durch eine innere Reorganisation abzuhelfen sei, daß alle Kräfte des Landes zu vertiefter Arbeit angetrieben, alle ungenutzten und getrübten Quellen aufgespürt und zu lauterem Fließen gebracht werden müßten, daß nur, wenn die Spule der Entwicklung stetig und sicher abrollte, auf einen wirklichen Fortschritt gerechnet werden könnte. Der Sprung ins Ungewisse mit unzureichenden Mitteln stellte aber alles bisher Errungene in Frage.

Es wird darauf ankommen, ob es diesen besten Elementen nach dem Kriege, wie er auch ausgehen mag, gelingen wird, die Oberhand zu gewinnen. Das italienische Volk enthält ein so prachtvolles Material, besitzt so reiche Gaben der Auffassung und so viele liebenswürdige Züge, daß alles von der Leitung abhängt, um seinem Dasein die rechte Form zu geben. Eine Sorte skrupelloser und gewissenloser Politiker, Advokaten, die an der Politik ihre Dialektik spielen lassen und den Kammersitz ihrem persönlichen Ehrgeiz dienstbar machen (in dem gegenwärtigen Parlament sitzen zweihundert), Politikaster, die in den Kaffees und den beliebten Schwatzräumen der Apotheken für ihre Weisheit ihr Publikum suchen, tragen die Hauptschuld an den öffentlichen Mißständen; eine Schuld, die um so schwerer ist, als das zum großen Teil politisch ahnungslose Volk der Beeinflussung leicht unterliegt und sich dann von dem, der es einmal in der Hand hat, führen läßt. Eine Besserung ist nur von einem Systemwechsel in der Klasse der Regierenden zu erwarten. Hat Italien die Fähigkeit und Möglichkeit, aus diesem Kriege, dessen ganze Art der Durchführung den Druck der inneren Krisis spüren läßt, die nötigen Lehren zu ziehen, so wird es den Weg zu einer Gesundung finden und mit kräftigen Hammerschlägen das Fundament zurechtrücken, auf dem es sein künftiges Schicksal aufbaut.

***

Der Bezwinger

Eine Novelle von Kasimir Edschmid

Unsere harten Herzen halten wie Berge Bestand.
Nasireddin.

Im Jahre des Tigers geschah Timurs Geburt, im Monat Schual, geronnenes Blut fest in der Faust. Vierzehnjährig ließen sie ihn aus der Jurte auf seine erste Jagd. Er tötete dreißig Hirsche in hüfthohem Schnee. Sein Oheim Hadgi berlas salbte ihm den Daumen und schenkte ihm ein Weib. Im Garten am Fluß spielte er mit ihm den Abend. In der Nacht tötete er sie und fraß sie an, schwamm durch den Fluß, machte einen Stamm Pferde los und ritt einen Wirbel durch die Landschaft Kesch.

Hadgi berlas wies ihm ein Frauenhaus zu. Allein von diesem Tage ab verließ er sein Zelt nicht mehr. Breit wie eine Kröte hockte er zusammengezogen und sah schräg nach den Falten des Tuchs. Nie besah er das Haus, aus dessen Innerm sie ihm Harfen entgegenschlugen. Sein Auge wuchs sich zu mit einem Nebel, daß die Pupille verschwand. Hadgi berlas setzte Spione um sein Zelt, die ihn lockten. Sie sprachen von der Güte dieses Oheims. Sie lobten seine Stärke, seine Schenkel und grinsten über die Kraft seiner Lenden. Stets beobachteten sie seine Miene. In Monaten vermochten sie keine Änderung des Gesichts zu melden, das größer nur und undurchsichtiger sich zusammenschloß.

Beim Fest des Tages Gleiche mit der Nacht äffte der Narr im Hause Hadgi berlas einen Emir, der Rücksicht vergaß und, die Hand im Gürtel, aufsprang. Der fliehende Narr warf, über den Tisch springend, die Lichter um. Der Dolch des Emirs ritzte einem Wächter die Hand. Ein Rustemdare schrie, Hadgi berlas blute, in tobender Verwirrung knallten die Türen zu, die Posten deckten außen die Türen, den Mörder abzufassen. Als der Narr, blind die Augen vor Angst, durch einen Teppichschlitz hinaussprang, hieb ihm der Wächter den Dolch in die Seite, und er verschied. In der Dunkelheit schrie ein Emir, erkennend, daß Hadgi berlas nicht der zuerst Blutende sei, und ihn nicht findend, er sei der Tote.

Das Geschrei lief bis an Timurs Zelt, doch gab es seinem Gesicht keine Veränderung.

Später sagten ihm die erbleichten Spione, nicht Hadgi berlas trage den Dolch in der Seite, denn sie fanden ihn, Schweiß auf der Stirn, in eine seidene Tapete gewickelt, in der Ecke des Saals.

Als dies Timur hörte, gab es eine Welle Blut in seine Schläfe.

Wenige Nächte darauf tastete er mit zwei Katzensprüngen über die Lauernden vor seinem Zelt, lief zum Palast seines Oheims und trat mit

einer ruhigen Bewegung zu dem Türhüter. Er sprach mit ihm lange plaudernd und ging schlendernd wieder. Kaum aber war er aus der Füllung des Tors getreten, trug ein schnellender Satz ihn zurück, an der Wohnung des Pförtners vorbei, die Stufen nach oben. Durch stiere Gänge, die er nicht kannte, irrte er, bis er eine Lampe sah.

Hadgi berlas lag nackt auf seinem Lager, schlafend, die Hand auf dem Nacken der Frau, die er für diese Nacht gewählt. In der Ecke stand eine Lanze. Timur hielt die Spitze in die Lampe, bis sie knisterte, dann stieß er sie der Frau durch die Brust. Seine rechte Hand schlug einen Säbel in den Hals des Oheims, die linke riß den Kopf weg, und den der Frau dazunehmend, erstieg er einen Turm, ließ die eisernen Rasseln sich knirschend drehen und stellte sich auf die Galerie.

Die weiße Nacht ging gegen das Ende. Er schwang die Köpfe im Kreis und rief sich zum Chan aus. Seine Stimme klang zum erstenmal rollend über die Dächer. Aus den Hälsen fiel klatschend Blut auf die Straßen.

Der Astronom Guines trat auf den Minarett der Moschee und rief über die Stadt ihm zu: „Bewahre die große fernhin schmetternde Trompete."

Am Mittag zogen die Emire in die Ebene. Sie warfen die Mützen in die Luft, schwangen die Gürtel über den Rücken. Sie warfen sich auf den Bauch, die Sonne anzubeten, und huldigten durch neunmalige Kniebeugung dem neuen Chan. Ein Prinz reichte ihm kniend den Becher mit Stutenmilch, er gab ihm, den Kopf wenig lüftend, als Gegengabe das Todesurteil.

Dann ließ er, damit sich Hadgi berlas nur mit einer Frau, den Thron mit der Gruft wechselnd, nicht allzu langweile, sechzehn seiner Beischläferinnen schlachten und befahl den Zug nach Samarkand. Den Emir dieser Landschaft zerhieben sie, und da sie ihm gefiel, baute er sich ein Haus hinein neben die Stadt, umgab es mit zungenlosen Wärtern und pflanzte die Fahne der Macht vor die Tür.

Er stieß sie selbst, neungipflig mit weißen und schwarzen Schweifen, in den Boden, wandte sich langsam um und ging in das Haus.

Zehn Jahre lang sah ihn kein Tatar wieder.

Von diesem Ort ging nun Gewalt aus, die sie alle traf. Jeden Tag erhoben sich aus der Ferne Reiter, rannten bis an den Gürtel der Wachen, saßen ab, erhielten Befehle und kreuzten, abreitend, Kommende, die Nachrichten brachten. Ein Graben, tief einen halben Fuß, umlief das Haus, sonst nichts.

In Jahren beugte er alle, niemand wagte ihn zu überschreiten.

Einmal, während die Massen im Kriegszug lagen, schlichen, unabge-

wehrt, zwei Horden in das Haus. Sie fanden es ohne Gerät, ohne Lager, wie seit Jahren unbewohnt. Echos schallten ihnen entgegen, ihre flüsternden Stimmen brachen sich dreifach an den tauben Wänden. Ihre schrägen Blicke flimmerten. Da brach die Furcht irr in ihre Augäpfel. Sie sprangen auf die Rücken der Pferde, verwirrt in ihrem Hirn, und hingen ihre Leiber in einem nahen Wald an die Äste.

Einmal brach ein tatarisches Heer aus den Steppen. Reiter im Halbmond den Kopf geschoren, mit großen Schenkeln, die Achseln spitz gereckt, ritten um Samarkand, fielen in die Ebene und wälzten sich durch die Städte. Sie schwammen durch die Ströme und standen nach zwei Jahren auf den Graten des Gebirges. Abgleitend verloren sie viele Pferde, doch im Anblick persischer Ebenen schloß eine Felsmauer das Tal ihnen zu. In Vorhuten, tagelang, schwärmten sie aus, sie fanden keinen Ausgang. Die Bergseite dampfte von den Lagerfeuern. Da stob den Wartenden ein Bote an, setzte den Feldherrn ab und gab die Zügel des Befehls einem kleinen Gruppenführer, den keiner achtete. Er hinkte und bewegte die linke Hand nicht. Er ließ mit siebzig aufgestellten Blasebälgen den Felsen wochenlang erhitzen. Dann warf er einen abgeleiteten Fluß dagegen, daß der Basalt zerknallte. Das Heer trabte in die Ebene. Sie schlugen die Perser in zwei Treffen und, abtretend, gab der Feldherr sein Amt ab, zurückberufen, an Yakou, dem die Augen bis an die Mitte der Schläfen saßen und der Schiraz in einer Nacht in den Himmel feuerte.

Ein anderes tatarisches Heer, stummem Winke folgend, stieg aus den Steppen, zog um Samarkand, überritt die Wüste und das stachlige Tiefland. Die Reiter trabten wochenlang, Weiber auf den Sätteln, Kamele hinter sich mit Kindern und Proviant. Eine Wolke von Schweiß brach vor ihnen her, und die Geten zündeten ihre Dörfer an und verließen sie und schrien nachts aus den Wüsten. Die runden Säbel glühten in der Sonne. In einem Halbkreis rannte das Heer über die Steppe. Sie banden die feindlichen Männer mit den Köpfen in die Kniehöhle und warfen sie in die Sonne. Sie hatten ihre Weiber auf den Sätteln und verließen die Pferde nicht. Sie machten große Feuer und trabten darüber in den Horizont. Reitende Boten täglich zogen eine Schnur zwischen ihnen und dem Haus in Samarkand.

Aus den Schneesteppen brachen tatarische Heere. Die Pferde stampften in die Jurten vor Kurdistan. Sie brieten einen Emir überm Lagerfeuer und ließen seine Söhne daran speisen. Zwei Tage nach einer Schlappe des Führers wechselte der Oberbefehl. Zurückkehrend nach Samarkand verschwand er. Axalla führte die Geschwader. Sie warfen sich über die Landschaft und trieben Pferde zusammen und das Vieh. Ein mongolischer Fürst wehrte Axalla mit Gebeten. Stolz trat er redend vor ihn und

erfragte den Sinn der Überfälle. Axalla sagte: „Gibt es anderes für mich als zu folgen? Dein Aussehen ist besser als deine Frage," und ließ ihn hinausführen. Als Axalla nach Georgien aufbrach, betrat ein Unterführer sein Zelt.

Axalla speiste auf dem Boden kniend und sah unwillig schief nach der Tür.

Der Unterbefehlshaber hob rasch das gesenkte Gesicht und warf den Mund brausend auf: „Teile das Heer."

Axalla stand auf, lehnte sich gegen den Pfosten, Spott um den Mund.

„Wer bist du?"

„Genug dich zurechtzuweisen."

Da stand Axalla gegen seinen Stolz gerichtet, zurückgeworfen den Kopf vor dem Unterführer, aber da war dieser aus den Schultern herausssteigend mehr als zwei Köpfe größer als er.

Er öffnete wieder den Mund: „Teile das Heer zwischen Georgien und Kars."

Da schlug Axalla schäumend auf die Trommel, Wachen führten den Mann, gebunden die Armgelenke, hinaus. Axalla kniete nieder und aß weiter.

Am Abend öffnete sich das Zelttuch unter einer drängenden Schulter. Der Unterführer stand in der Mitte des Zeltes bewaffnet und frei.

Axalla fuhr an den Dolch.

Aber der Eingetretene sagte: „Bekümmre dich nicht. Ich könnte dich zwingen, denn deine Macht geht nicht über mich," und er wies, die Zähne fauchend, die gelösten Arme. „Aber ich will deine Klugheit sehen. Darum rate ich nur. Teile die Geschwader."

„Wer bist du?" rief Axalla wieder, aber unter dem Ruf schlug das Zelttuch schon zusammen.

Am Morgen schied Axalla das Heer.

Die Geschwader gegen Kars trafen den Mittag einer Gruppe in den Rücken, die die Truppen Axallas in einen Schraubengang lockten. Sie hieben sie zusammen. Axalla sah den Unterführer nie wieder. Die zwei Säulen der Geschwader lockerten sich. Georgien wurde überrannt. In einem Halbkreis stießen die Tataren schweigend aus den Steppen. Ihre runden Schwerter blitzten in der Sonne. In Kars rissen sie die Rosenstöcke aus und setzten die Männer auf die Stäbe. Über Georgien wälzten sie eine Flamme, die die Städte erstickte und die Reisfelder fraß. Die Erde zitterte unter dem Schlag immer trabender Hufe. Sie ritten, eine lange glänzende Masse, durch die Engpässe am Rand des Gebirgs. Dann stoben sie in die Steppen und schwirrten auseinander. Sie sägten einen Scherif in der Mitte durch. Ein Mann brach das Tor einer Burg nachts auf

mit den Zähnen. Sie schlachteten eine Nacht. Sie hatten die Weiber auf den Sätteln und verließen die Pferde nicht.

Ein einziger Wink holte sie alle zurück.

Im zehnten Jahre rollten alle tatarischen Heere im Halbkreis aus den vier Winden gegen Samarkand zurück. Die Stadt schaukelte, wie sie nacheinander antrabten. Ein Schneesturm überfiel das Heer Axallas zwei Tage vor der Stadt, sie kamen in einem langen Brausen, der Schnee vor ihnen schmolz auf Stunden.

Sie lagerten in einem Bogen in der Ebene.

In der Mitte bauten sie einen Thron auf. Dann warteten sie, die Augen tausendfach gegen das Haus schleudernd.

Aus einem kleinen Vortrupp der Aufgestellten löste sich da ein einfacher Tatar, ritt an den Thron und stieg fest hinauf. Er hinkte und konnte die linke Hand nicht gebrauchen, zwei Köpfe höher als alle. Da erkannten ihn alle plötzlich. Sie schrien: „Timur Chan" und warfen sich auf den Bauch brüllend vor Wonne. Er stand auf und stieß den Finger nach diesem und jenem: „Dich kenne ich . . . dich kenne ich."

Axalla verkroch sich unter den Bauch eines gefallenen Pferdes vor Scham, aber er ließ ihn herausziehen und ihm zwei Ringe schenken.

So ward er sichtbar, unbewegten Gesichts.

Er trug den Kopf barhaupt, lange Haare.

Nach der Jagd, in dem Haus gelagert, sagte Yakou einmal an den Fingern die Gebiete her, die sie in den Jahren unterwarfen, es machte ihm Mühe, die Hände reichten nicht aus.

Timur sagte: „Was ist es . . ." und zog mit Stutenmilch einen kleinen Kreis auf den Tisch.

Dann nahm er Yakou mit in das Nebengemach. Sie blieben den Abend bis zur Nacht. Später rief Yakou heraus, daß sie Guines hereinführten, er erschien, aus dem Schlaf gerissen, mit verklebten Augen und halb angekleidet und warf sich auf die Knie, aber Timur winkte nur nach oben und grüßte ihn. Guines schrieb die ganze Nacht. Yakou bewunderte es kauernd daneben und fraß die Nägel seiner Hand.

Timur änderte das Heer, vertauschte, warf weg und ernannte. In der Nacht noch schlugen sie Pflöcke ein. Tausend Unterführer wurden in die Sonne hinein gepflockt. Der Fürst von Tanais erhielt eigene Corps, einfache Tataren rückten an den ersten Platz. Die Reiter erhielten Kumis und waren berauscht am Abend vom Anfang der Stadtgärten bis wo das Auge das Ende der Ebene faßte.

Feuer umbrannten den ganzen Nachthimmel.

Timur hielt Abrechnung über zehn Jahre. Schuldige wie von Blitzen gefaßt entleibten sich selbst. Ihm war nichts unbekannt, der ihre Lager

geteilt hatte. Kam er nahe an unbesichtigte Geschwader, wälzten sich einzelne heraus, auf dem Bauch Verzeihung erbittend, den Mund voll Anklagen. Er hatte nur einen Wink.

Monate hindurch ordneten die Führer. Timur schickte einen Vortrupp gegen die Grenzen. Er blieb einen Monat länger als ein halbes Jahr, das er ihm gesetzt. Der Führer sagte: „Wir konnten nicht rascher als der Wind." Timur griff in den Bauch seines Pferdes, fühlte Fett zwischen zwei Fingern und ließ sie enthaupten.

Dann zog er gegen Moscow.

Tatarenheere tauchten wieder in die Steppen, der Chan unter ihnen, sie wußten es und sagten es den Pferden in die Ohren. Das Heer der Moscower war dreimal größer wie das der Tataren, die schrien schon aus der Entfernung. Der Fürst von Tanais zog einen Bogen nach rückwärts ab, als es noch dunkelte. Am Morgen stand die Sonne an einem geschweiften Hügel, an den die Feinde sich lehnten.

Brüllend rückten sie vor. Yakou warf ihnen zwei Flügel entgegen und trennte ein Teil. Dazwischen brauste Timur, eine silberhelle Wolke lag zwischen den Massen, sie erkannten ihre Flügel nicht mehr. Ungarische Reiter der Moscower durchbrachen die Mitte und gingen in eine Falle Axallas.

Da brach ein weißer Glanz auf dem Hügel auf. Der Fürst von Tanais bohrte in die Seite sich mit zwanzigtausend Rossen. Die Moscower bliesen stählerne Drommeten. Die Flitschpfeile der Tataren sausten in die Leiber ihrer Pferde wie in Faschinenkörbe. Klatschend spickten sie die hellen Bäuche.

Die weiße Flut vom Hügel schoß tiefer in die Masse. Durch die Wolke brach Timur zurück, die nackten Säbel zerhieben die Flanke der Brüllenden. Die Ebene dampfte in dickem Rot. Tataren nahmen die Säbel in die linke Hand und schlugen. Ein junger Sohn Yakous rief vorbeifliegend, tagelang müßten sie Scharten aus den Säbeln schleifen. Timur sah zu.

Axalla wälzte einen Haufen Gefangener heran.

Er zog einen Bogen mit der Hand: „Sklaven".

Timur schüttelte den Kopf.

„Du hast zuviel jüdisches Blut, Axalla."

Axalla warf sich nieder, eine Falte des Zorns in der Stirn. Timur gab das Zeichen sie zu schlachten, zwanzigtausend. Er nahm Axallas Bogen und schoß nach einem Moscowerfürsten. Der Pfeil flog in seine Hüfte, sein Pferd machte einen Satz, er sprang fallend vor, und zusammenbrechend, eine Hand auf dem Boden, die andere drohend mit dem Kopf gehoben, krisch er:

„Blutiger Hund" . . .

Timur bewegte sich nicht, zielte in seinen Hals und warf ihn mit dem Schuß um sich selbst.

Dann zog er die linke Braue ein wenig hoch wie im Lächeln.

Sie schlachteten stundenlang des Abends.

In der Frühe ging Yakous Sohn leuchtend aus Timurs Zelt, sprang auf sein Roß und jagte los. Hinter ihm, daß sie die Spitze seiner Mütze über dem Staub noch sahen, ritten zweihundert Tataren. Sie ritten über den flachen Hügel, der sich aus dem Kampfplatz in den Horizont stieß, und über ihn hinaus in Tag und Nacht. Fünf Monate trabend kamen sie an die Vorhuten Chinas. Beobachtet stündlich erreichten sie wenige Wochen darauf Juen-min-Juen.

Sie nächteten drei Tage, bis ein geschminkter schwarzer Eunuch sie in den Palast führte, ein Zelt mit unendlichen Gemächern, größer als Samarkand.

Yakous Sohn, Zeinelabeddin, trat, geleitet von zwanzig Führern, in einen Saal. Durch ein Spalier fettschenkliger Eunuchen glitten sie in den Garten. Der Hof stand um einen Pavillon aus Gold. Gedämpfte Musik, feierlich, und entfernte Glocken schwollen an. Diener sprangen erregt umher. Der König stand hinter einem Schirm.

Plötzlich stoben alle Musikanten in die höchste Harmonie ihrer Instrumente, der Hof lag gefällt auf dem Bauch, über erstarrte Leiber stieg Yakous Sohn, stieg, beugte ein Knie am Thron und empfing das Friedenszeichen, ein Ju-schi in weißlichem Serpentinstein mit geritzten Emblemen.

Da schlug sich Yakous Sohn auf die Schenkel und drehte sich um sich selbst vor Lachen. Die Tassen mit Milch und Eiswasser klirrten in den Händen der Chinesen. Ihre Augen glotzten dick und rund.

„Timur Chan fordert von dir die Provinzen Pazanfu und Paquinfu. Aber außerdem Pässe am Fluß Tachij." Zeinelabeddin grinste und wiegte, auf einem Fuß hüpfend, das Ju-schi auf der Hand.

Der König verlor keinen Strahl Würde aus seinem Gesicht. Er ließ die vor Schreck eingehakte Musik aufklingen und ließ dem Sohn Yakous, indem ein Diener ihm Tee einschenkte, sagen, nur Güte sei es gewesen, daß er seither das kleine Reisgericht des tatarischen Reiches nicht zu seiner Tafel gezogen.

Zeinelabeddin begann zu schreien und ungebärdig wie ein Ochs die eroberten Gebiete auszurufen, aber der Schirm schob sich zwischen ihn und den König.

Sie trabten zurück, verließen verbundenen Auges die Grenze. Ein Jahr und drei Monate nach dem Ausritt erreichten sie Timur. Die Rippen blähten sich aus den Pferdeweichen.

„Sind es die gleichen Pferde?" fragte Timur.

„Die gleichen," sagte Zeinelabeddin.

Timur ließ sich eine Fontäne bauen von gefangenen persischen Künstlern. Die Abende wanderte er in großen Kreisen um den Auf- und Niederfall des Wassers. Er ging darauf zu, streckte die Hand aus und zog den Kopf rasch zurück zwischen die Schultern.

Im Frühjahr schwanden dann alle Zelte. Der Horizont besternte sich mit fliegenden Punkten. Sie schwollen zu Lawinen, stürzten zusammen, sie trabten, die Ebene hallte unter ihnen. Sie stiegen hoch und sammelten sich aus Westen in der Wüste Ergimul. Im Osten wirbelte das zweite Geschwader, breite Schenkel bogen sich um klopfende Bäuche. Pferdehälse strotzten von jagendem Blut. Sie hatten den Wind im Rücken und schwiegen. Sie stauten sich in den Hordas von Baschir.

Zwei ungeheure Halbkreise brausten, Pferde mit kleinen Tataren, bartlos, Bogen über den Rücken, über das asiatische Tiefland nach China. Ihre runden Schwerter blitzten in der Sonne. Sie wälzten die Steppen blank. Die Weiber auf den Sätteln, schienen sie, zweiköpfig in der Dämmerung reitend, gegliedert bis ins Unsichtbare. Ihre Gäule wuchsen mit wiehernden Hälsen in den Himmel hinein.

Über gelben glühenden Sand trabten sie und warfen sich gegen die chinesische Mauer, die nackt und weiß vor dem Horizont hinstrich. Vierzigtausend schlugen einen Haken, nahmen verborgene Pässe und stürmten in chinesische Rücken. Vor den Angreifern glühte die Mauer vor Sonne, die Hufe der kleinbeinigen Pferde schmolzen. Die Mauer fiel gespickt von Pfeilen. Ein Mandarin, auf die Mauerreste tretend, flog, zerfetzt von Flitschpfeilen, so zerrissen in die Luft, daß kein Rest des Körpers übrigblieb. Über die Mauer rennend, durchschwammen sie einen Strom und rieben die anziehenden Heere auf in einem heißen Tag.

Die Nacht ritt Timur von seinem Zelt los. Ein Reiter Axallas fragte, ob er den gefangenen König haben wolle; „es hat Zeit," sagte Timur und ritt. Es war eine Nacht voll Hitze, und die Körper faulten schon auf der Sandsteppe. Der Mond fehlte.

Über den weithin getürmten Leichen in farbenen Seiden wogte eine Helligkeit wie Gas, ein grünliches Weben, das sich zäh an den Boden klammerte, als ob es nicht sich heben könne. „Ihre unreinen Seelen stinken in den Himmel," sagte Zeinelabeddin, aber Timur entgegnete nicht.

Sein Auge trat groß und opalig stumpf wie eines Schauspielers aus der Wölbung, und es schien, als tanze ihm gehorchend die Landschaft auf diesem halben Bogen und der mit Gestirn dünn übergossene Horizont.

Die Klammer der linken Hand, mit der er die Bogensehnen spannte, hing verdorrt um einen Zügel gehakt.

Sie ritten über einen Bach, da bildeten sich Umrisse aus dem Dunkel

heraus, ein Flimmern traf ihr Auge von eingelegten Muscheln und Metallen. Wagen stieß an Wagen, die ganze Nacht stand voll zusammengefahrener Wagen. Tatarische Wachen, die die Karrenburg umkreisten, brachen jeden Augenblick vorüber. Sie ritten näher an den Platz und trabten hinein.

Drinnen hingen Papierlaternen an vielen Schnüren, in bronzenen Krügen standen Flammen, die steil brannten und Duft ausstreuten.

In grellen Farben mit Skorpionen gezeichneter Seide standen, in fünf Kreise geteilt, auf dem Rasen die fünf Frauenlager des Königs, in der Mitte jedes Trupps eine Königin. An einen Ast gelehnt stand Aralla träumerisch mit halb geschlossenen Augen und wachte, daß kein Mann Timurs beste Beute packte.

Timur ließ sich die Lieblingsfrau zeigen. Er schleifte ein Bein nach, die Hüften wiegend in torklem Reitergang, schritt er dicht vor sie, „du heißt?" fauchte er.

„Miser Ulek," sagte sie und fiel nicht nieder.

Er ließ seinen Kopf bis auf die Berührung der Haut vor den ihrigen schweben. Sein Geruch strömte über sie. Ihre Augenlider bebten ein wenig, aber die grauen Augen hielten sich steif und furchtlos in den seinen.

„Du hast den König getrieben zu dem Zug gegen mich."

Sie fletschte die Zähne.

Laut stieß ihr Timur ins Gesicht „warum . . .," aber, nicht zitternd vor dem Rollen, gab sie zurück, „er sollte herrschen über dich". Sie hielt mit taumelndem Hirn in seinem Gestank. Auf ihren roten Lippen tanzten kleine weiße Blasen, sie legte den Kopf schräg.

Er sah auf sie. Ihre Augen stachen hell vor Haß.

Er ließ ihren Blick steigen. Eine Weile wartete er. Dann sagte er: „Dein Lager kann in mein Frauenhaus geführt werden. Ich nehme dich als fünfte große Frau. Du sollst später die Residenz dieser neuen Provinz haben."

Er winkte nach der Seite, wo eine Kolonne sich schon formte. Sie stand ruhig, während ihr Blick in dunklem Schatten einfror. Dann warf sie die Hände hoch, stieß die Arme in den Himmel und sank mit einem Schrei, das Haupt zurück, auf seine Füße und biß sie vor Lust.

Weggehend ritt sie mit schmalen weichen Hüften davon, sie war eine Kurdistane von kleinem Fuß.

Timurs Auge wölbte sich in die Braue zurück. Sie ritten über das Schlachtfeld, Tataren huschten durch die gasige Luft, nahmen das Gold und rissen die Ringe aus den Ohren.

Gegen Morgen kamen sie an das Zelt.

Timur schlief jedoch nicht.

Nach einer Stunde öffneten Hände außen den inneren Vorhang, der chinesische König trat langsam zwei Schritte in den Raum. Timur stand, aufgestanden, ihm gegenüber. Sie schwiegen eine Zeit. Dann senkte der Gefangene das Gesicht, schaute zu Boden und erhob es wieder.

Timurs Gesicht ballte sich nach innen zusammen, als der andere begann: „Im Umschwung der sieben Planeten habe ich siebenmal den Zyklus von zwölf Tagen durchlaufen . . ."

Timur deutete auf den Pfühl.

Der König schüttelte den Kopf.

„. . . ich war der glücklichste König. Ich hatte jeden Erfolg. Ich hatte Ruhe. Du scheinst glücklicher als ich."

Einen Augenblick zuckte Timurs graues Gesicht. Zwischen dem Zuschlag der Lider verschwand der schmale Schlitz des betroffenen Auges. Dann quollen die Äpfel breit aus den Höhlen und stierten in Nichtbegrenztes:

„Ich habe keine Ruhe. Du irrst. Es hängen so viele Dinge an mir, die ich zusammenraffte, daß sie schon in meinem Schlaf sich lösen. Sie fallen auseinander, wenn ich nur erkranke. Nur ich bin das Gegengewicht. Es ist mehr Qual als du ahnst, kleiner König."

Timur beugte sich ein wenig nieder und sah auf den Mann, der ihm gegenüber stand. Er hatte eine Habichtsnase und einen dunklen Blick, verwöhnt von Frauen und trotzig auf seine Jahre.

Der König trat mit dem Fuß zurück, hob den Kopf und sagte wie in die Stille redend:

„Ich ließ in zweihundert Städten Priester um die Feuer der Sonne gehen und kupferne Pauken schlagen, daß ich siege. Ich tat es nicht."

Er trat nun das Gesicht umändernd wieder vor und sah lächelnd zu Timur: „Was beweist es?"

Und „Was beweist es . . .?" warf dieser ihm in den Mund zurück.

„Nichts für dich," sagte der König, auf jedem Wort ruhend, „aber zwei Dinge: Daß dein Sieg ein Irrtum ist und falsch — oder daß die Bestimmung des Gottes in mir ist, daß ich mich neige zur Prüfung."

Da hub Timur den Arm zum erstenmal und brüllte: „Nein. Schwächling." Seine Stimme rollte durch das Zelt, daß die Vorhänge flogen.

Der König aber hob stumm fragend sein ruhiges Gesicht.

Dann sagte er: „Du leidest unter deinem Tun. Warum?"

Timur antwortete kalt, die größte Dienstbarkeit, die so hohe Häupter wie er mit Gott hätten, sei, daß kein Ende ihrer Ehre sei. Was er tue und handle, borge er von Gott. Gott sei in seinem Anfang und Ende, denn es sei seine Bestimmung, in so großen Kriegen zu sein.

„Woher weißt du das?"

Da aber lachte Timur rauh wie ein Wolf, und das Blut stürzte in sein Gesicht, daß es strahlte durch die Dämmerung des Zeltes:

„Wo ist der, der den Gegenbeweis aushielte."

Nun senkte der König den Kopf. Er stand zitternd. Bleich.

Dann fragte er: „Wer bist du, der du so hoch dich türmst?"

„Mehr als du, der du so vieles für mich angehäuft hast."

Auch sein Körper leuchtete nun. Er trug den einfachen Reiteranzug seiner Krieger, aber ein Glänzen brach von den Rändern aus, breit und scharf.

Ein Beben überlief den König kurz.

Dann neigte er das Knie. Und indem ein langsames Besinnen in Pausen auf die Oberfläche seiner Augen zurückkam, bat er, daß er in seinem Muschelwagen die weitere Reise fahren dürfe, denn die Last der durchlebten Jahre drücke auf seine Brust.

Timur nickte kurz.

Es war der mächtigste König an Gewalt hier vor ihm, fleischischen Körpers noch in diesem Alter, der die Jugendstärke des berühmten Bogenspanners zeigte, er lächelte und hob ihn auf. Da trat der König an ihn heran, stieg auf die Spitzen der Schuhe und küßte ihn auf den Mund.

Umwendend stand sein Rücken der Tür zugewendet. Seine linke Hand faßte die Portiere sie zu öffnen.

„Vergiß nicht, was es heißt, daß ich mehr zu dir sprach als je einem Menschen," sagte Timur verhalten.

Über die Schulter lächelnd antwortete der König: „Fürchte nicht, daß der Gott, der in mir so lange lebte, seine Bestimmung im Stich läßt."

Da hob sich der Vorhang, und die im Morgen aufgekommene Sichel des halben Mondes hing vor ihnen.

Während er unter ihr dem Wagen zuschritt, kam ein Zug Frauen aus Osten an. Timur sah nicht nach ihnen, wandte den Kopf nach der Seite, und wie seine Blicke zwei Tataren trafen, sprangen sie hinter den schreitenden König und zerhieben ihn.

Der Zug stieß an die Ecke des Zeltes, ein Kamel kniete nieder. Reiter sprengten danach durch die Füllen der Frauen hindurch. Aus den zweihundert aber lief eine heraus. Sie stellte die Arme zur Seite, bog die Hände aufrecht, trat weiter heraus, die Augen geschlossen, und hatte die trübe Sonne über dem Gesicht. So schritt sie führerlos über den Leichnam, ohne zu fallen. Ihr Fuß netzte kein Blut. Sie ging bis zu Timur, hielt eine Weile, öffnete den Mund mit einem Schrei und rief dann:

„Ich hindere dich weiterzugehen. Es ist genug." So blieb sie stehen, zunen Gesichts. Sie war eine Chinesin. Timur befahl, sie nicht niederzuschlagen.

Von dem Kamel glitt Miser Ulek. Sie deutete auf den Zerhackten: „Die Krone des Glücks fiel von seinem Haupt.“ Sie legte die Hände rund aneinander und preßte ihre linke Brust. Den Kopf frei zurückwerfend sah sie auf die Chinesin, deren gebrochener Blick sie nicht empfand.

Timur sah den Blick, der zerstörte, auf was er traf.

Er maß die beiden einige Zeit.

Dann schob ein Wink sie weiter, der Zug rollte davon.

Am Abend ließ er seine Lieblingstochter, mit der er schlief, zu dem Haus seiner weiblichen Kinder zurückkehren und überließ ihren Pfühl Miser Ulek.

Eine grüne Wolke hüllte das Heer ein zehn Tage, bis sie geteilt hatten. Rudel wilder Tiere durchmaßen die Ebenen von dem Gebirge her und fraßen in Orgien. Pferde starben an der Pest hin und Tataren fielen in Haufen vor Hitze und Geruch der Fäulnis. Timur gab ihnen aus der Beute Gäule zum Schlachten, und sie fraßen rohes Pferdefleisch schmatzend vor Seligkeit, bis ihnen die Mägen platzten und sie würgend über die Toten fielen. Axalla und Yakou erhielten chinesische Prinzessinnen. Die Frauenhäuser wogten überschwemmt von Stoff, Seiden, Rubin und Zelten mit goldenen Stangen.

Den Tag, ehe sie ritten, hielten sie ein Gelage. Timur gab den Befehl eines Emirschulbaus in Petsche-li, daß in ihr Hirn anderes als Gaulgeruch steige. Guines stellte die Konstellation der Sterne. Einmal erhob sich der Fürst von Tanais, deutete auf den Tonkünstler Sfafijeddin Abdolmumin und sagte: „Nimm die Leitung Sfafijeddin.“ Da erhob sich Timur und verwies es ihm, auch wenn er den Namen des großen Kalifen trage, zu dem außerordentlichen Mann nur mit dem Vornamen zu reden. Und schenkte dem Künstler einen Ring.

An der Quelle Baldschuma betrat Timur das Zelt der Chinesin. Ihr klarer Blick fiel auf ihn. Er wies auf eine fränkische Dogge und gab ihr sie zum Geschenk. Er fragte nach ihrem Stamm. Jedoch sie vermochte nicht zu antworten.

Sie sah ihn mit feuchten porzellanenen Augen an. Da verließ er sie. Sie ritten weiter.

In einer Gewitternacht ließ Miser Ulek der Chinesin Tee reichen, aber dieser entfiel die Tasse. Sie sah lächelnd zu Miser Ulek: „Gift.“ Da weinte Miser Ulek, umarmte sie und stach ihr ein Messer in die Seite. Doch es blieb in der Haut. Timur befahl, die Chinesin aus dem Haus Miser Uleks zu nehmen und in das seiner Töchter zu führen.

Sie ritten durch Monate. Sengende Sonne wirbelte ihnen Staub in die Gesichter, sie stachen durch Schnee, bis sie das achte Paradies erreichten: Samarkand leuchtete aus den Gärten. In der Ebene von Kjanegül

baute Timur einen Palaſt in der Mitte des Fundorts der Roſen. Künſtler aus Bagdad übermalten die Wände. Der Hof ſtieg in Marmor und Talkſtein, Schwibbogen leuchteten Sprüche des Alkorans, die Türen brüllten vor Erz. Glockentürme wuchſen aus den Ecken. Er baute einen Windfang und einen unterirdiſchen Saal.

Er gab ihn der fünften ſeiner großen Frauen Miſer Ulek und den zweihundert Beiſchläferinnen hinter ihr.

In der Nacht ſchreckte ein Traum ihm die Chineſin ab, und er ſchenkte ſie an das Frauenhaus Zeinelabeddins.

Er ſelbſt wohnte in dem dunklen feſten Haus mit dem fußtiefen Graben. Abends wie ein Panther zog er in großen Kreiſen um den Auf- und Niederfall ſeiner Fontäne. Er ging darauf zu, ſtreckte die Hand aus und zog den Kopf raſch zurück zwiſchen die Schultern . . .

Gekitzelt vom Lachkrampf ſchlug eines Tags ein zirkaſſiſcher Fürſt zwei Leuten Timurs, die raubten, die Köpfe ab. Timur ließ ein Heer aufſtehen.

Vor dem Aufbruch gab er eine Jagd.

Jagdleoparden in Satin und Coliers glitten in die Ebene bis hinter den See. Dort witterten ſie, ſtießen die Naſen zum Boden und ſtoben in den Wald. In der Einbruchecke ſah er ein Weib vorbeiſtreichen. Timur hetzte den Leoparden, doch der legte ſich nieder, daß Timur wütend ihm einen Pfeil ins Kreuz ſchoß, wendete und ſchnitt ſie ab. Er ſtellte ſie mit dem Pferd, das bäumte. Sie hob ſich gleitend, warf die Arme auf und erſtarrte. Die Pupillen erloſchen. Geſchloſſenen Auges, grau im Geſicht, ſagte ſie: „Betritt den Boden der Ruhe. Es iſt genug."

Timur ſpannte den Bogen auf ſie.

Sie ſah ihn an: „Ich warne zweimal." Er ſchüttelte ſich in kaltem Gelächter. Es war die Chineſin.

Sie ſchwang ſich auf einen Zweig; wie ein Silberaffe ſitzend, ſagte ſie in halbem Ton: „Du fällſt noch heut in Unglück an einer weißen Stute." Timur hielt einen Herzſchlag lang ein im Beſinnen. Dann ſagte er:

„Geh zurück in das Haus meiner Töchter."

Auf der Spur ritt er durch einen Tümpel, von einem Aſt ziſchte ein brauner Klumpen, ein gelber Rachen biß ſich in die Kehle des Gauls, der ſchrie.

Timur konnte den Bogen in der Nähe nicht ſpannen. Da erſchien Yakous Sohn. Timur ſah ihn lange an, während er deutlich zielend die Sehne anzog, der Pfeil riß dem Tiger das Auge heraus, glitt ab und fuhr ſtreifend durch Timurs Schläfe. Brüllend ſprang der Chan ab, daß der Wald erzitterte, griff in den fetten Pelz der Katze über den Hinterbeinen, wirbelte und ſchlug ſie auf die Erde mit einem Aufſchwung, daß

ihr zuckend der Kopf sprang. Dann sah er sich nach Zeinelabeddin um. Er ritt ein weißes Pferd, sprang ab. „Es ist nicht deine Schuld," sagte er zu dem auf dem Boden sich Windenden. „Du bist bewährt." Aber er gab ihm am Abend in seinem Zelt eine Mission nach China, die ihn Jahre entfernte.

Dann holte er die Chinesin. Er ließ ihr Stutenmilch reichen und hockte sich zu ihr, ein Brettspiel auf den Knien. Als sie gut anzog, sagte er von dem gevierecken Holz kurz aufblickend: „Komme wieder." Sie kam mit jungen Hunden, die die Dogge geworfen. Sie klammten auf dem Körper des liegenden Chans und leckten ihm den Bart. Er lachte, mit ihnen spielend zerdrückte er eines aus Ungeschick, da hob sich die alte Dogge gegen ihn. Er achtete sie nicht, sondern wandte den Kopf gegen die Chinesin:

„Wie lange hast du das zweite Gesicht?"

„Immer."

„Du sagtest dem chinesischen König das nun Eingetretene?"

Sie nickte.

„Miser Ulek sprach dagegen?"

„Sprach dagegen."

Timur sah leuchtend auf sie. Sie wirbelte wie ein Staub in seinem Blick. Dann röteten sich ihm die Augäpfel und wölbten sich. Er stand auf, seine Stimme dröhnte, daß die Hunde winselten, doch sprach er nicht laut: „Warum warnst du mich?"

„Ich muß."

Er schüttelte den Kopf, aber er schlug sie nicht damit nieder.

Sie erhob sich. Fest, leise sagte sie stärker wie sein Dröhnen: „Ich muß. Es ist genug. Nimm Ruhe. Ziehe nicht," und langsam weinten ihre Augen über die Wangen.

„Nein," sagte Timur und sandte sie hinaus. Sofort ließ er Guines holen. Der nahm die Konstellation des Gestirns, zitterte und warnte vor neuem Zug.

Timur saß drei Wochen in seinem Zelt, kalkigen Auges, ohne Ton. Sein Kopf glühte stärker als eine Fackel aus den Spalten in der Dunkelheit. Sein Hirn wütete wie ein Stier. Dann machte er einen Ruck und brach auf. Am Tage, wo er den Befehl gab, stürzte Miser Ulek erglühend auf seinen Pfühl, und er nahm sie mit.

Die Vorhut wurde in einem Tal durch falsche Führer im Kreis geleitet, zusammengehauen. Timur getrennt, erschossen sie zwei Pferde; mit der Frau auf dem Sattel erstürmte er einen Paß. Den Lederwams gespickt mit Eisenspitzen, entkam er wie eine wilde Sau stiebend.

Er sagte, als Miser Ulek vom Pferd sprang: „Du siegtest wieder nicht."

Sie sah ihn kurz an, bekam Spott um den Mund und hängte sich mittags mit einer Schnur an das Fenster. Doch er schnitt sie ab. Unbewegt, fast lachend, so ruhig. „Es ist noch nicht das Ende," sagte er.

Hinaustretend ließ er Führer köpfen, einen Schwarm Unterführer zerreißen, er schaute zu. Zurücktretend aus dem Dampf des Blutes, Kraft und Trotz aus der Grausamkeit in die zusammengezogene Brust gesogen, sah er auf die Frauenlager, demütigte kalt den Blick der Chinesin und unternahm zum zweitenmal den Zug.

Er gelang. Mit klarer Stirn, die Augen unmäßig herausgeschwollen, leitete Timur den Kampftag. In seiner Nähe hielt keiner. Es ging ein unsichtbarer Sturm um ihn. Die Achseln zusammengedrückt, den Körper vergrimmt, stieß er Willen aus sich, als kämpfe er mit einem unsichtbaren Feind.

Er ließ dem Emir den Kopf abschlagen. Er sandte ihn Miser Ulek. Sie ließ ihn am Eingang des Paradieses auf eine Säule hängen.

Timur ließ, zurückgekehrt, die Chinesin in sein Zelt tragen: „Was sagtest du Schlechtes? Es gelang."

Sie lächelte: „Das Blut steht dir überm Mund. Du darfst nicht weiter."

Aber sein Kopf barst vor Plänen: „Gelbe Mücke, was hält mich auf?" Und er schlug mit der Hand in die Luft.

Aber unerschüttert im Lächeln sagte sie: „Ich."

Er nahm ein Schwert, sie zu zerhauen, aber er ließ es und schickte sie weg. Er ging zur Fontäne, umkreiste sie und ließ die Chinesin wieder holen.

„Ich war stärker als deine Voraussage," er hob die Stimme, doch sie blieb dumpf.

„Ja," sagte sie, „du hast mein Gesicht überschritten, aber ein Pfeil steht auf deine Stirn gezückt. Hier ist das Ende."

„Wann?" schrie Timur und lachte wie ein Pferd.

Ihr Gesicht verfiel. Dann in einem Stoß sich aufwerfend wie aus Kratern, zischte sie: „. . . am siebten Tag im Monat Ramadhan." — Dann sank sie auf den Boden, ausgelöscht von Ohnmacht.

Dies war über ein Jahr. Beim Tisch der Feldherrn legte Timur plötzlich die Regierung auf das Haupt Yakous, ihn zu vertreten. Sie schwiegen und fragten nicht.

Die Nacht sprach er mit Guines.

Sein Hirn war voll dumpfem Triumph, schon eh er aufbrach. Er lachte die ganze Nacht. Guines zitterte. In der letzten Stunde sagte Timur: „Glaubst du an mich?" Er schlug auf den Tisch, ganz sachte, aber er schlug Guines in die Knie. „Ja," stöhnte er. Timur lächelte.

Am Morgen verließ ein riesiger Tatar Timurs Zelt. Er ritt, als säßen Geister in seinen Schenkeln. Das Pferd warf die Kruppe in die Luft, ausschlagend. Der Kopf hing zwischen den Vorderbeinen. Manchmal drehten sie sich im Kreise. Die Hufe gingen durch Tage und Nächte in gleichem Aufschlag über der Steppe, der Reiter zählte den Aufschlag, so ritten sie.

An einem See machten sie halt. Der Reiter zog Hose und Rock aus, die steif waren vor Schweiß, warf sie in die Sonne und stürzte in das Wasser. Der Gaul soff keuchend mit den roten Nüstern. Hier blieb der Reiter Wochen, sah in den Himmel, lachte, brüllte, schwieg, übte sich im Scheibenwerfen und Jagen und zwang einen Vorüberreitenden mit ihm Ball zu spielen bis in die Dunkelheit.

Dann besprang er das Pferd und ritt weiter. Weißer Schaum flockte aus den mahlenden Kiefern des Tiers.

Langsam teilte sich die Gegend vor ihm auf. Er kam in Wälder von Aprikosen und Pistazien. Ein Hase kreuzte seinen Pfad, er schoß ihn. Speisend traf er Menschen, die keine Waffen trugen. Ihre Jurte war von Feigen gegen die Sonne beschattet. Sie arbeiteten mit Geräten in Gärten und Hainen. Ihre Frauen waren spitzbrüstig und weich. Es gab keinen Speer, keinen Bogen.

Er lebte unter ihnen, den Frieden aufnehmend, der alle trug. In einer Nacht kroch die Frau eines Führers in seine Matte und warf sich auf ihn. Die Nacht noch löste sich der Vorhang. Die blonden Augen eines Mannes stierten glänzend in die Dunkelheit. Seine Hand, vorschnellend, griff in des Tataren Gurgel. Der riß einen Ziegel vom Herd und schlug ihn ihm in den Rücken, daß er die Hände in die Luft krallte und verzuckte.

Der Tatar ließ die Gegend, besprang sein Pferd und trabte weiter, auf seinem Sattel lebte acht Sonnenaufgänge und Mondsicheln lang die spitzbrüstige Frau, bis er sie einer anderen Jurte ließ.

In der Nähe der Stadt Tahauzeguh stieg er ab, zog aus der Tasche des zerrissenen Kleides Pelzwerk und goldne Münzen und ritt geschmückt in die Stadt. Auf den Straßen erhob sich Aufsehen über ihn, die Chinesen lachten, lachten über die Hosen, aus denen Schweiß rann, und die Kette an seinen Ohren aus Smaragden. Waffenlos zog er in eine Karawanserei, zog sich aus und legte sich schlafen. In der Nacht entriß ihm einer den Schmuck. Er stand auf unter drohenden Gesichtern, griff den Knopf einer Tür, lief dem Dieb, im Hemd gekleidet, nach, erschlug ihn auf der Straße, kehrte zurück und legte sich nieder. Das Murren einer Menagerie empfing ihn. Er schlief ein. Aufwachend, fehlte ihm nichts, aber er war allein.

Der Tatar überkletterte ein Gebirge, trabte durch eine Steppe und kam

an den Rand der Wüste Ergimul. Auf einem Felsen wohnten zitternde Mongolen, die am Tag Bilsenkraut pflückten, in Angst vor Löwen und Panthern ersterbend, deren Gebrüll nachts in tobenden Wellen über die Gegend jagte.

Sie hatten kupferne Kessel und brannten das Kraut darin, bis es sott. Den Schaum zogen sie ab und handelten ihn weiter, es war ein Opiat, das zwei Tage berauschte.

Der Tatar soff kreischend einen ganzen Abend davon, besprang das Pferd, trabte in die Wüste und legte sich in die Blumen einer Oase. Tagelang schlafend überstürzten ihn Träume von Schlachten und Weibern. Fiebernd schrie er, daß sein Gebrüll das der Tiere überschäumte. Ströme schlugen aus seinem berauschten Leib, der die Tiere verjagte. Löwen prallten zurück und Panther winselten vor Wut.

Erwacht, durcheilte er die große Ebene bis zu einem rötlichen Gebirg. In der Mitte hob sich ein Pyramidenberg mit einer Seite voll aufsteigender Treppen, wie eine Leiter steil und glänzend von Rot. Die Menschen der Dörfer wiesen ihm Pfade, die um das Gebirge führten, und sagten ihm, daß bei den Stufen ein Wind herunterfalle, der ihn, aufnehmend, in einen Fluß werfe und zerschlage.

Er stieg die Treppen und fiel nicht.

Oben, wo der Wirbel weißlich tanzte, trat er bis um einen Nagel breit an den Abgrund und hob den Kopf steil. Der Wirbel teilte sich vor ihm. Immer stand er in der Mitte des Trichters, der die Luft in Strudeln um ihn herumriß, daß die Ebene vor seinen Augen hinglitt wie unter fließendem Wasser.

Zurücktretend stieg er ab und ritt nach Persien zu. Im Durchreiten einer kleinen Stadt sah er eine Chinesin auf einem Kamel den Platz queren. Die Blicke begegneten sich, ein Wort warf ihr Tier in das Knie, sie lief zu ihm und riß die Arme um den Hals seines trabenden Pferdes, daß es hielte, und schleifte ein Stück.

„Was willst du?"

„Dich."

„Woher kommst du?"

„Ich suche dich."

Sie blieben hier.

Aus den Fenstern der gärtenreichen Stadt hingen Seiden. Über die Ebene wellte sich blonder Weizen. Trauben überspannten die Pavillons.

„Es ist gut, so zu leben," sagte nach Tagen die Chinesin.

Durch den blauen Abend flogen Rufe der Minarette, die sich in den Himmel, weiße Flammen, spannten.

Der Tatar lachte: „Auf kurze Ruhe."

Ihr Garten schwebte voll Geruch. Vögel tanzten durch die Pfützen im Kies nach blitzendem Regen.

Als er das Pferd musterte einmal im Stall, sagte sie zwischen den Pistazien des Gartens stehend: „Du darfst nicht weiter," und schloß zum erstenmal wieder die Augen.

Da griff er aus dem Gebüsch eine grüne Schlange, hielt sie an die Zunge, die ihr Zahn sofort durchstieß. „Wo ist das Stärkere? Ich suche es die ganze Zeit."

Die Zunge schwoll, gebläht von rotem Schleim. Sie wurde dicker und füllte am Ende den Mund an, daß kein Ton aus der Gurgel mehr gelang. Wie sein Kopf begann, bläulich unter dem Gift anzulaufen, zuckte er die Achseln und stemmte sie zurück.

Seine Augen stiegen aus den Höhlen, es schien einen Augenblick, als sauge er die sichtbare Landschaft ein. Dann warf sich ein Schuß Blut in seinen Kopf, und abgetötet lief die Schwellung ab.

In der Nacht weinte die Chinesin und sprach lange auf ihn ein, während der Duft der Gärten sich über die blaue Dunkelheit erhob. Doch er hörte nicht auf sie und ging in den Pavillon, legte sich auf das rechte Ohr und verfiel dem Schlaf. Auf der Veranda dann zog sich ein Geräusch durch die Klettertrauben. Der Kopf einer Frau leuchtete in das Gemach. Auf Vieren lief sie wie ein Wiesel durch den Raum, richtete sich auf dem Bett hoch, ballte sich in einer Kugel zusammen und schlug weinend ein Messer in die Brust des Tataren.

Der aber, an dessen Rippe das Eisen sich bog, ergriff sie, streifte das helle Kleid über ihre festen gelben Brüste, auf denen die lackierten schwarzen Warzen saßen und zog sie in seine Umarmung.

„Ich liebe dich," stammelte die Chinesin ersterbend. „Ich liebe dich zu sehr."

Die Hufschläge des Davonreitenden rissen sie morgens wirren Auges aus dem Schlaf, sie streckte die Arme aus. Dann bestieg sie das Kamel und folgte, den Kopf wie ein Luchs zur Erde geneigt, seinen Spuren.

Der Tatar ritt durch die unendlichen Gärten der Birnen und Granatäpfel, durch die Dörfer und die Städte. Eine Dunstwolke umhüllte ihn, sein Pferd rannte, Fett der Ruhe zwischen den Rippen. Sein Anzug lag in Fetzen. Wildes Haar verfilzt hing ihm um das wüste Gesicht.

Am Abhang eines Bergstocks hing auf übergeneigtem Gestein eine Stadt. Zwei Wachen traten ihm entgegen. Als sie sein Aussehn sahen, ließen sie ihn ein. Es war eine Burg noch der Sassaniden, er erkannte es aus der Lagerung der Mauern. Die ganze Stadt stak voll Straßenräubern. Der Tatar trank mit ihnen und schlug den ersten Tag, streitend, zwei nieder. Er bekam Macht.

Ausrückend bald trafen sie eine tatarische Karawane, die nach Mekka

zog. Sie plünderten sie aus. Der Tatar ließ den Führern die Augen ausstechen und sandte sie zu Timur, sie sollten ihm den Weg zeigen zurück, wo sie geblendet worden seien.

Sie kamen wieder, Yakou wütend bei ihnen mit einem Heer. Die Räuber warfen sich in die Stadt, gegen die die Tataren anliefen. Der große Tatar unter ihnen nahm die Verteidigung in die Hand. In manchem Ausfall machten sie Gefangene. Sie schlachteten sie auf den Mauern, bauten große Bogen, pfählten die Köpfe und pfeilten sie den Tataren hinunter in ihr Lager.

Yakou stellte Schleudern auf. Aber der Tatar errichtete die gleichen und schoß im selben Abzug wie Yakou, daß die Granitblöcke sich knirschend in der Luft trafen und zermalmten.

Yakou ließ säumige Soldaten hinrichten und trieb Maschinen in die Felswand, die Stadt zu unterhöhlen. Bei einer Besichtigung, die Yakou machte, warfen die Verteidiger in der Stadt ein Hebelwerk auf. Ein Strom schoß rauschend aus dem Felsen und spülte Yakou und seine Leute in ein Bassin, aus dem sie mitten in der Stadt gefischt wurden mit Netzen.

Ein Geschwaderführer wurde vor Yakou hinaufgebracht in einen Raum, in dem aus einem zugehängten Kabinett eine Stimme ihn anrief. Der Offizier warf sich nieder und erflehte sein Leben. Ein Wink kam aus dem Teppich, er wurde hinausgeschafft an den Beinen wie ein Schwein.

Yakou trat vor. Er schnitt eine Fratze und sah sich um.

Die Stimme hinter dem Vorhang rief:

„Hat je ein Hund sich erfrecht, ohne Gruß . . ."

„Bin ich ein Hund, bin ich nicht deiner."

„Ein Gefangener . . ."

„Sei nicht stolz auf den Sieg. Timur hat dreihunderttausend solcher. Ich bin nur einer."

„Prahle nicht."

„Du bist ein Tatar. Verräterei machte dich groß. Ich war treu."

„Ich hau dich entzwei."

„Mach es kurz," sagte Yakou stolz und riß die Brust auf.

Der Vorhang schwankte unter einer dürren Hand, die hakend zog sekundenlang. Dann fiel er.

Wie ein Wolf fletschte Timur lachend Yakou in das Gesicht. Yakou fiel in die Knie: „Du hast Aralla gedemütigt. Nun demütigst du mich."

Timur führte ihn hinaus. Sie öffneten die Tore, damit die Tataren eindrängen und das persische Gesindel erschlügen, denn was lag ihm nun daran. Timur saß zu Pferd. Als die ersten Scharen eintrabten, sagte er, umschwenkend, zu Yakou: „Hättet ihr die Stadt genommen, glaubst du, ihr hättet mich erreicht?"

Aber noch ehe Yakous Antwort erscholl, warf er, das Pferd steil aufschießend lassend, es über die Mauer in den Fluß, durchschwamm ihn und kam an das Ufer. Yakou eilte ihm nach über die obere Brücke und schrie nach den Seiten das Geschrei, das sei der Chan.

Timur eilte durch Sumpf und Bäume, trabte, ereilte Geschwader, die erstarrten, ritt durch sie, stinkend von Fett und zerrissen die Kleider. Vor den Zelten stand Miser Ulek aufgerichtet. Die Tataren warfen die runden Säbel blitzend in die Luft. Mit einem Kamel trabte vom Fluß herauf eine Frau, sie kam näher, es war die Chinesin, während Timur durch die Wellen jubelnden Geheuls wogte.

Timur hielt sein Pferd.

Da sah er auf der Mauer der Stadt jemand einen Bogen spannen und richtete sich groß auf. Er stand hoch. Wie gegossen. Kein Haar bewegte sich.

Lang sah er im Schweigen auf den Zielenden, dessen Hand die Sehne immer gewaltiger anzog.

Es war der siebente Tag des Monats Ramadhan.

Die Zeit war um.

Der Pfeil kam, riß einen zischenden Ton durch die Luft und flog in Timurs Stirn und fiel von ihr nieder.

Timur saß starr. Dann wölbten sich seine Augen zurück in die Höhlen.

Miser Ulek stürzte vor und warf sich gegen ihn, schreiend und seine Schenkel umklammernd. Timur stand ruhig, schob mit einer träumerischen Bewegung die Haare aus der Stirn, es war kein Mal darin, sein Gesicht wuchs wie ein Fels.

Als das Kamel der Chinesin langsam an ihn herantrat, sagte er, auf den Pfeil deutend, leis:

„Gebt ihn ihr."

Sie hielt ihn wenige Sekunden in erstarrten Händen, warf plötzlich die Hände, ihn anstierend, abschattend vor die Augen, öffnete den Mund und fiel bleich um, ohne Ton.

. . . Timur trabte auf Samarkand.

Den feigen Offizier führte er in einer Kiste mit sich, zu gering, ihn zu töten, ließ er ihm den Bart scheren, mit Bleiweiß und Mennig überstreichen und barfuß, eine Weiberhaube am Kopf, durch die Stadt gehen. Am gleichen Tage, wo er die Chinesin zu seiner sechsten großen Frau mit der bepfauten Tiara erhob, gab er Yakou eine Tochter und endete Zeinelabeddins verbannende Mission.

Kein Maß hielt mehr, keine Prüfung, den schleudernden Herausbruch seiner Pläne. Filzzelte rauchten über den Ebenen. Tataren kämmten vom halbmondig geschorenen Kopf die Haare lang nach dem Nacken und ölten

die Bruſt. Der Himmel glühte in rieſigen Bogen vor ihnen her. Der Donner der geſchlagenen Steppe rollte vor den Hufen der Geſchwader. Dann jagten ſie an.

Sie ſchoſſen Flitſchpfeile und die Dörfer qualmten auf. Sie rollten durch die Reisfelder. Auf Nachbarbergen ſtanden Lärchenbäume. In dunkle Ballen geduckt, zogen ſie in ſchwindelnden Höhen durch den blauen Himmel über eine Brücke nach Almaligh. In der Stadt fließender Brunnen, um die Türken und Chineſen wohnten, hielten ſie Feſte, fraßen rohes Pferdefleiſch mit blänkernden Zähnen, tranken mit Gekriſch Kumis die runden Nächte. Sie raubten die türkiſchen Harems aus und beförderten einen Abkömmling des Propheten durch Keulenſchläge zum Martyrium.

Die Steppe flimmerte unter dem Reiten. Sie bekam metallene Ränder, die ſich erhitzten. Der Boden glühte gläſern. Ihnen ſchmerzten die Augen, doch ſie ritten.

Von einem Baum fiel nachmittags ein Affe und biß Timur in die Achſel. Er gab nicht acht auf das Geſchwür, das eiternd anwuchs. Die Chineſin gab ihm Salben darauf, aber es riß neues Fleiſch in ſich hinein. Timur ließ zwei Menſchen täglich ſchlachten, deren Hirn die Wunde fraß und, ſatt, nach Monaten ſich ſchloß.

Stumm, ohne Rede, ſah ihn die Chineſin an, die ſein Pfühl öfter bewohnte als die anderen Frauen. Seine Stirn war blank.

Eine Geſandtſchaft des Sultans Bajazeth brachte zwei weiße Papageien. Miſer Ulek teilte ſein Zelt, als ſie eintraten. Sie richtete ſich auf, groß, geſchmückt und gemalt um die Augen, nahm den Kniefall der Geſandten und bat Timur um die Tiere. Er ſagte ihr, daß er ſich freue, ihr zu Willen zu ſein. Sie wandte ſich an die Turbanträger und ſagte ihnen: daß, wenn ſie ſich auch tagelang an den Tieren ergötze, ſie dieſe dennoch nur lehren werde zu ſagen, daß das Staubkorn ſolchen Geſchenks Timur keinen Augenaufſchlag durch aufhalten werde, ihren Sultan niederzuſchlagen.

„Du biſt ſtolz," ſagte einer der Turkmanen.

Timur ſagte: „Es iſt nicht nötig, ſtolz zu ſein, um ſo kleine Dinge zu ſagen."

Die Geſandten gingen, geſchüttelt vor Zorn und Feigheit.

Die Tataren warfen Katapulte in ein Schloß, das das Meer umſpülte, erritten die Mauer, von den Sätteln aus hochſpringend, und wurden heruntergeſtürzt. Schielend vor Wut ſetzten ſie ſich in Klumpen um die Stadt. Ein Unterhändler ritt aus den Mauern, aber beim Verhandeln mit vorgegangenen Feldherrn machten die Belagerten einen Ausfall und hieben ein Geſchwader Tataren zuſammen. Die Tataren brauſten in Bogen um die Stadt, fingen den Einwohnern ſelbſt die letzten Mäuſe und Ratten, bis dieſe begannen, ihre Toten zu ſpeiſen.

Ihr Feldherr kam morgens, abgezehrt, allein heraus, sich zu unterwerfen, deutlich den Degen und das Schweißtuch in der Hand. Er stand vor Timur:

„Du hast gesiegt. Ich muß fliehen. Wohin? Zu dir."

„Ich weiß es zu belohnen," sagte Timur und überantwortete ihn dem Wind des Untergangs. Gierig die Hände, zu rächen, lauerten die Tataren seines Winks, dann schossen sie in die Stadt. Timurs Sohn Keser ergriff Hauptleute und brach ihnen die Rücken wie Pfeile durch. Zeinelabeddin erhielt eine Lanze in den Mund. Einen Pfeil noch in der Hüfte kam er zu Timur, deutete mit der Hand, daß er nicht reden könne, legte den Kopf auf seine Füße und eilte lächelnd aus seiner Jugend hinaus in die Gruft.

Die Tataren rissen die Türen aus, zwischen den Fenstern blitzten ihre gesalbten Brüste. Spielend flogen die blanken Messer. Timur befahl siebzigtausend Köpfe. Ihre Arme erlahmten, die Zungen fuhren erregt durch den Mund. Sie kauften gierig, hundemüde, Köpfe voneinander.

Timur ließ sie vorbeitraben, sie hielten Köpfe in der Hand. Die Chinesin stand neben ihm unter goldenem Zeltdach. Sie stieß die Hände in die Brust.

Keser führte des toten Zeinelabeddins Geschwader. Seine Brust war gewölbt und sein Bauch eingezogen, daß, lag er, Hunde mit gerecktem Schweif durch die Höhlung laufen konnten. Zwei geraubte Frauen lagen auf seinem Sattel.

Reitend kamen sie zum Paß Conghez, den drei Reiter verteidigten, einen Wall Tataren vor sich niederlegend. Als Timur selbst vorsprengte, kam der größte der drei auf ihn zu und schlug ihm zweimal feurig über den Helm, daß er erstaunt stand wie eine Säule. Über die Felsen herunterkletternd schlug ihm Keser den abgehauenen Kopf des Riesen vor die Füße.

Unter ihnen dehnte sich eine Landschaft, glatt und ohne Welle, mit Fruchtbäumen, Quellen und vielen Lusthäusern geschmückt.

In diesen Gegenden rastend und den Genuß der strahlenden Sonne nehmend, noch den Frost wirbelnden Schneesturms der Gebirge in den Knochen, kam eines Mittags, wo Timur ein Lustzelt aufbauen ließ zwischen Tulpen in einer Wiese, aus einem Hain eine Ziege, größer wie ein Pferd, ein Horn auf der Stirn und voll langer grüner Haare, die die Erde überstreiften. Die Chinesin, die neben ihm stand, duckte sich schreiend nieder.

Das Tier kam einen langsamen Gang auf sie zu, die Augen und das Horn gegen Timurs Brust gewendet, aber gerade vor ihm verlor es die Richtung seines Gangs. Es bewegte die Nase gegen die Höhe und zog einen Bogen weiter. Je mehr es sich entfernte, um so stärker glänzte sein Fell, bis es, eine weiße Wolke, in den Hain zurückschlug.

Die Chineſin hieb mit allen Gliedern um ſich und klopfte die Stirn auf den Boden vor Verzweiflung, die ſich endlich ſprengte. Sie ſchrie: „. . . genug, genug . . .“ und faßte ſich nicht. Er fragte ſie, warum ſie es wolle, und ſie ſagte, weil ſie ihn liebe, er aber lächelte mit einer Falte über ſie hin. Hinter ihnen ſtanden Negerinnen und Miſer Ulek. Steif das Geſicht wie ein Segel flüſterte ſie: „Preis für feige Offiziere, heulende Maus.“ Aber Timur ſchüttelte die filzigen Haare um den Kopf, daß ſie ſchwieg.

Er ließ Guines holen in das Zelt und eine Windroſe aſiatiſcher Erde malen. Zu zwei Dritteln füllte er ſie mit roter Farbe. Auf den Reſt deutete er, ſeine Augen beherrſchten opalig breit das Zelt, er ſagte:

„Dies iſt in meine Hand gegeben, ſoll ich das andere laſſen?“

Ihre Lippen formten „zu viel“, aber ihr Atem gab dem kein Leben, denn ſeine ungeheure Stirn erblickend, ſtürzte vor ihren Augen auch das letzte Zeichen, und, erblaſſend, fiel ſie vor ihn und verſprach, ihre Liebe zurückzuwerfen über ihre Angſt und die Stimme zu töten, die aus ihr ſprach.

Sie ſchwieg.

Schwieg Monate. Ihre feuchten porzellanenen Blicke leuchteten blau wie der Mond.

In einer Nacht wieherten Pferde hell und wild. Es war eine weiße Nacht.

Ein Bote wurde in das Zelt geführt.

Der Feldherr des Sultans Bajazeth beugte ſich ein wenig vor Timur und kündete ihm die Schlacht. Seine Stimme war hart und edel. Timur ſchenkte ihm ein Pferd.

Er bat, es am nächſten Tage gegen ihn reiten zu dürfen. Timur nickte.

„Ich werde das Geſchenk in Ehren halten,“ ſagte der Feldherr.

Timur hielt eine Pauſe den Atem. Dann ſagte er barſch:

„Ich löſche es morgen wieder aus.“

Am anderen Abend beſtieg Timur ſein Lager über den gebückten Rücken des Sultans. Aus den erſchlagenen Köpfen baute er Türme. Sie ſtiegen gieriger als die Minarette Samarkands in den Himmel. Tataren wälzten ſich fliegend über Konſtantinopel. Sie ließen die Glocken ſpielen und lagerten über den Gärten am Meer.

Die Tataren waren behängt wie Weiber mit Turbanen voll Steinen. Ihre Ausdünſtungen überroch Ambra. Aus Moſcheedecken ſchnitten ſie Satteldecken. Goldne Ketten flochten ſich um ihr Haar und die Gebiſſe der Gäule.

Timur befahl den Zug nach Ägypten. Dem Heer voranreitend traf er auf dem Marſch nachts in Tauriz ein, das ein Sohn von ihm reſidierte.

Sie trabten vor das Haus, das er bewohnte. Die Gärten waren erleuchtet, Gesindel und Musikanten trieben sich in den Scheinen der Laternen durch die Gebüsche.

Sie ließen die Pferde fressen im Hof und stiegen hinauf. In dem großen Saal lag er auf einem Haufen Teppiche. Die Fenster standen geöffnet gegen die hinteren Gärten, die veilchenblau in der hellen Dämmerung sich hoben.

Zerbrochen waren die Weinkrüge, der Wein ausgegossen, die Schöne in seinem Arm zerwühlt, die Halsschleife zerknüllt. Aus der Ecke tönte schwach die Halbtrommel. Aus dem Mund der Flöte einen Augenblick aufgähnend, die Haare verwirrt wie die Frauen, die das Gesicht nachts schmollend gegen die Wand kehren, sah er auf nach der Seite, ohne Timur zu sehen. Auf den Teppichen lagen Schlafende überall, auf einem Ast, sichtbar, vor dem Fenster, sang eine Nachtigall ein Gasel, trotzdem erwachten sie nicht.

Timur ließ seinem Sohn, hinaustretend, Zeit bis zur Nüchternheit. In den sternüberflogenen Garten schlug er ein Zelt. Er hatte keine Zeit zum Verweilen, am Morgen, eh er ritt, ließ er ihn vor sich kommen.

„Ich habe eine halbe Stunde für dich," sagte er. „Was hast du getan in der Zeit, die ich dir die Provinz gab, welche Scherife hast du geschlagen, welche Provinzen erobert? Hast du Vesten unter dich gelegt, Städte gesprengt... Hast du Künstler gefangen und Bauten gemacht... Welche Heere hast du geordnet, Aufstände gedämpft? Eile dich im Reden, meine Zeit für dich ist knapp, sie soll gerecht sein."

Der Sohn schlug die Augen nieder.

„Nichts," sagte Timur. „Du hast geschwelgt, getrunken. Du bist weich gelegen. Hast keine Feldherrn. Die Provinz ist nicht bewacht, keine Grenze erweitert. Du hast keine Jagden abgehalten. Kränze auf deinen Kopf gesetzt wie ein Grieche."

Der Jüngling hob den weichen Kopf und sagte trotzig:

„Hast du nicht Feste gefeiert wie keiner der Chane? Lag die Steppe nicht tagelang voll wälzender Soldaten? Ist dein Frauenhaus nicht das größte?"

„Du wirfst mir vor. Gut. Rechnen wir ab." Timur trat herabgebückt vor zu dem in den Hüften Schaukelnden: „Gut. Aber..." er zog den Mund zusammen, daß es eine Falte gab und durch den gedämpften Ton ein gepreßtes Keuchen aus dem Inneren stieg:

„... ich habe sie verdient. Erworben. Glaubst du, sie haben mich nichts gekostet wie dich? Glaubst du an die Abenteuer des Geistes? Kampf der Seele? Weißt du um Prüfung? Und Überwindungen... Weißt du, über welche Zacken der Qual erst eine Tat entsteht? Ich kann kein Blut sehen, aber ich muß es vergießen, um daran zu steigen wie keiner."

Erschrocken vor dieser heiseren und verächtlich geballten Stimme warf sich der Jüngling hin und flehte, aufgelöst, daß er nicht verbannt werde in die Wüste Cipribet, wo Timur die gefallenen Emire sammelte. Sein ängstliches Kinderauge lauerte.

Timur kniff die Augen zusammen und sah Augenblicke lang auf den Sohn.

Dann öffnete er das Zelttuch und sagte:

„Das wäre die Strafe, weil du unnütz lebtest. Aber weißt du, daß du nicht mehr leben darfst, nachdem ich dir dies sagte ..." Der Jüngling fiel bleich hinaus. Tataren brachten ihn in einen Garten mit Galbudsamurblumen, die den Wind vergifteten, der ihn mit zerpflückten Locken auf einem Rosenbeet überwand.

Die Mondköpfe Timurs grüner Paniere rollten über Flüsse und die toten Arme des Meeres. Palästina füllte sich mit Reitern, kleinnasig, mit aufgeworfenen Lippen und olivenfarbenen Wangen. Ihre spitzen Augen schoben schräg nach der Stirn. Sie ritten gegen das brandende Meer, das sich weiß vor ihnen aufsteilte. Sie konnten nicht weiter. Sie legten die Gesichter in Fratzen, drehten scheu, bespritzt, und stoben sich schüttelnd zurück in die heißen wogenden Wüsten. Sie überritten die Städte der Küste, zerschlugen Jerusalem, rollten Pfeilschwärme über Damaskus. Schlugen Mamelucken, hingen Männer auf an den Füßen, Weiber an den Brüsten.

Als Timur Alcair mit Katapulten in Brand schoß, betrat der ägyptische Fürst weinend den Boden der Flucht. Die Mondköpfe stürmten die Stadt. Sie glühte auf dreißig Parasangen, daß die Nacht hell wurde. Ein dunkler Punkt in den roten Dämpfen stand gegen den Himmel der junge Fürst und schaute auf seine Stadt, bis die Türme und Kuppeln krachend zerstoben. Dann erst warf er sich von den Dämmen in den Nil.

In dieser Nacht reizte Miser Ulek einen kurdistanischen Stamm, dessen letzter Abkömmling sie war, daß er die eigene Nachhut überfiel, abfiel von Timur und, die Chinesin raubend, floh. Miser Ulek sah die Chinesin nicht an, sie saß auf einem Eildromedar in einem schilfgeflochtenen Drahtkorb, vergittert, unter dem Gepäck.

Yakou meldete es Timur noch die Nacht, schon zum Zeichen der Trauer in blauer Filzkleidung das Zelt betretend.

„Die Chinesin," keuchte Timur. Dann brüllte er auf. Aber sofort sich packend, gab er dem alternden Yakou die Hand und ging über seine Rede hinweg. Sich schüttelnd verfolgte er den ägyptischen Fürsten drei Tage, bis er ihn einfing wie einen Hasen. In einer Schlinge zappelnd wurde er vorbeigeführt.

Doch Timur sah ihn nicht, schon wendete er. Mit dreitausend aus-

gewählten Hauptleuten entflammte er die Erde mit schlagenden Hufen. Doggen stürzten vor ihnen her auf der Spur.

In einem Steinbruch fingen sie den Stamm. Timur riß dem Schach selbst die Augen aus. Die anderen sotten sie in siebzig Kesseln. Es waren zwei Prinzen von Timurs Haus dabei. Sie sotten. Sein Kopf war unbeweglich. Blaß mit roten Rändern um die Lider stand die Chinesin hinter ihm.

Den Abend brach mit der Hand am Dolch ein Neffe bei ihm ein. Timur riß ihm mit dem Säbel den Unterarm ab. „O daß ich sterbe . . . o daß ich sterbe . . ." stöhnte der Junge, der seine Brüder rächen wollte. Timur gab ihn zum Sterben.

„Auch du hast deinen Oheim getötet," sagte die Chinesin.

„Gott wollte das," sagte Timur stolz. „Was will der Fant?"

Hochfahrend kam Miser Ulek vor das Gericht, das Timur ihr aus Fürsten stellte. Sie hatte sich mit Schmuck belegt und bemalt wie eine große Fürstin. Aus Versehen führten sie die Wachen zuerst in das Zelt des wachthabenden Emirs. Timur ließ dem Emir Stockschläge auf die Sohlen geben, denn sie war seines Geblüts, und er ehrte sie im Zorn noch, daß sie nicht im Haus eines Untergebenen weile.

Das Gericht sprach kein Wort vom Raub der Chinesin. Dies wurde nicht erwähnt. Miser Ulek sprach keine Silbe. Das Gericht verhandelte wie nach Vereinbarung über einen Seid, den Miser Ulek in ihrer chinesischen Residenz, die sie, Timurs Zügen folgend, nie besuchte, auf der Straße erstechen ließ, weil er vergaß, ihr zu ihrem Geburtstag eine Aufwartung zu machen. Sie wurde zu tausend Balischen Gold verurteilt.

Kurz lag ihr Blick auf der Chinesin, stechend und kalt.

Sie erwiderte kein Wort, Timurs Gesicht blieb starr, als sie, die die Flamme seiner Pläne war, hochaufgerichtet, klirrend von Steinen, die er ihr geschenkt, den Raum verließ.

Sie fastete zehn Tage, aber das Leben der zähen Katze, das in ihr schlief, verlief nur schwer. Als am elften Tage die Stimme der Gottheit an sie erscholl, rief sie, schön noch mit bleichen Lippen: „Ich bin bereit."

Kein anderes Weib als die Chinesin kam fürder auf Timurs Pfühl.

In einem Tal stiller Gräser und Tiere lebte er mit ihr ein halbes Jahr und jagte Schwäne auf den Teichen.

Eine Mondfinsternis riß ihn auf, er kehrte nach Samarkand zurück und rüstete den indischen Zug, leblos die Chinesin mit sich führend. Die Feldherrn kamen in das dunkle kleine Haus, der Garten war überdacht mit Leinen, die Fontäne knallte. Guines nahm den flimmernden Lauf der Sterne auf, die aus entfernten Gebirgen aufstiegen. Timur füllte bis auf ein Kleines das letzte Drittel seiner Windrose. Aus allen Provinzen

Asiens fielen Heere in die Ebene, erstiegen die Gebirge und strömten in die Tiefländer.

In einem südlichen Gebirg gingen Menschen an ihnen vorbei, stolz wie Götter, die, weißer Haut, von der Sonne angeglüht, auf dem hohen Schnee nackt liefen. Waffenlos traten sie heran, stellten die Arme auf die Hüften und ließen lächelnd die Tataren vorüberreiten. Sie hießen Siapusch. Timur ließ ihren Anführer von einem Gletscher hinabstürzen, er flog, die Arme gebreitet, ab.

Als erster warf Timur sein Pferd in den Indus, dann brachen die Heere tagelang nach und zerwühlten den Strom. An der steinernen Kuh, aus deren Euter der Ganges fällt in sieben Strahlen, warf er ein Heer der Inder um.

Er ließ die lebenden Gefangenen zusammenschichten zu Türmen, legte feuchten Lehm und Gebälk dazwischen, mörtelte sie ein. Die Türme schwankten wie Schlangen bis in die Nacht. Dann erstarrten sie.

Geknäult in sein Zelt, die Augen weit geöffnet, sagte er, wenn indische Trophäen kamen, der Boten überdrüssig: „Was kommen sie, bin ich müde?", und sandte ihnen den Todesbefehl entgegen.

Auch hier teilte die Chinesin sein Zelt.

Am unteren Ganges fing die Vorhut einen Prinzen, schön wie ein Schläfer, daß die Papageien der Chinesin zu singen anhuben wie Lerchen, geblendet von ihm. Er ließ ihn, um den viele als Sklaven inbrünstig baten, um seine Schönheit in einem Ausgleich zu ehren, in seidenen Tapeten zu Tode rollen.

An den Seiten der Flüsse folgten seinem Fuß zuckende Türme, die sich in das Rot schwerer Abende hineinkrümmten. Die Tataren gossen sich aus dem Gebirg herunter, Pfeile schütteten die Wälder zu, Pferdegewieher rauschte in die Ströme.

Timur warf die Geschwader um Dehli.

Zur Entsetzung der dreistaffligen Königsstadt kamen um den Bogen Hunderte Schiffe rotgesegelt eines Morgens den Fluß herauf. Das stahlblaue Band der Strömung zitterte. Mit Katapulten zerschmetterten die Tataren knallend die Hölzer. Bogenschützen, die Ufer säumend, mit Harnischen, schossen den Ganges rot, daß er über die Ufer trat.

Um Dehli lag ein fester Ring. Andere Geschwader lösten sich. Wie Bremsen glitzernd warfen sie das Land unter ihre Pferdebäuche bis ans Meer. Als die Wellen vor ihnen sich wütend in die Höhe bogen, ritten sie knirschend zurück.

Aus Dehli fiel ein Heer aus. Das Tal stand überflutet von braunen Indern. Elefanten wogten an mit giftigen Dolchen. Glocken, Pauken und Trommeln knatterten. Aus den Tatarenreihen flogen Flitschpfeile.

Ochsen sausten los, brennendes Reisig zwischen den Hörnern, die Augen dunkelgeblähet. Tatarenhaufen stießen in die braunen Massen, rissen mit geschärften Ringen die Rüssel der Elefanten aus den Körpern. Das Tal spie Blut in den Gangesarm. Die Braunen schwanden. Tataren brachen bis an die Tore. Auf dem Feld tanzten die Nacht in gekrümmten Sprüngen die ausgerissenen Rüssel.

Mit krummen Schenkeln, obeinig, ersprangen die Tataren die Vorstädte, drei Tage schwangen sie die Messer, die Gheberer warfen ihre Kinder und Frauen ins Feuer, die Muslemin aus Angst vor den Tataren erdrosselten sie, und, selbst die Leiber zerhackt, entfielen sie den Säbeln der Tataren.

Nach diesen drei Tagen schmiß Keser seinen Säbel auf einen Prellstein, spie aus und ritt zu Guines. Den zwang er, zu seinem Vater zu laufen mit den Worten, die er ihn lehrte:

„Ich habe gekämpft wie wenige deiner Feldherrn. Du hast mich belohnt. Ich danke dir. Doch ich bin diesen Auftrag müde. Bin ich ein Metzger oder ein Hund? Ich fechte nicht weiter in der Stadt. Ich werfe mich in den Staub vor deiner Kraft. Aber bedenke, hättest du die Verwüstungen Nebukadnezars, die Macht der Amalekiter: das Grab eines Palastes ist das Ende. Ein Hemd und ein Rock, reines Wasser und Brot ist alles, was ein durchgängiger Wandersmann verlangen muß und schon zuviel für einen. Mein Kopf steht dir frei. Aber ich höre auf, laß es genug sein."

Ein Wolkenbruch spülte Wellen Wassers in die Zelte, und der Wind war voll Schwaden Blutdampfs. Guines erwartete seinen Tod, dem er bei Keser entronnen war, nun bei Timur. Doch der sandte ihn, Keser zu holen.

Timur hob die Braue, groß gefüllt, und sagte: „Knabe . . ." Weiter kam ihm kein Wort, denn der Mann, der zehn Scherife gestürzt, fiel in die Knie.

Die Chinesin sah auf ihn, die Augen schimmernd, und hob die Hand ins Haar.

Als der Regen drohender anlief, legten sie Filz in die Straßen, der das Wasser einsog und hieben weiter. An den Gebetschnüren hingen die Rayas aus den Fenstern der hochgegliederten Paläste. Naphthafeuerwerker setzten den Fluß in Brand.

Als die Stadt leer war, füllte Timur den letzten Fleck von Weiße auf seiner Windrose, die Welt lag in seinen Händen, schaukelnd nach dem Tempo seines Atems, es gab kein Tier, das nicht unter seinen Pfeilen stand. So wuchs er über alles. Von den Gliedern der Chinesin fiel eine Starre, in einer glühenden Umarmung wühlte sie sich die Nacht an seine Brust.

Allein es war noch nicht die Zeit.

Yakou kam als letzter aus der Stadt, den Kopf zitternd tragend, ordnete die ungeheuren Massen der Gefangenen, küßte Timurs Sohle und, nicht mehr sprechend, vom Joch der Monate überspannt, zog er sich in den Winkel seines Zeltes zurück und wandte fürder das Gesicht der Nische der Gottesverehrung zu. Seine Tat war getan. Seine Hände glitten über kostbare Stoffe, die er ordnend durch die Finger führte, und im Hingleiten der Tage erhielten seine Augen sicheren ruhigen Glanz.

Am Morgen kam als Bote des griechischen Kaisers der Prinz von Schiruan, breitete vor dem Zelt neun Ladungen aus edler Geschirre, neun Kamele voll Teppiche und acht gelehrte Sklaven, die Harfen, Zirkel und Papierrollen trugen. Sie fragten ihn, wo der neunte sei, wie die Sitte es wolle. Er hob die Hand, bog sie um und stellte den Finger gegen die eigene Brust.

Die Heere Axallas, die die Küsten durchstäupt hatten, kehrten donnernd zurück. Axalla fehlte. Sein Schreiber brachte seinen Brief: „Vierzig Jahre führe ich Krieg mit dir. Der Tod schlägt mich am Meer entzwei, ich sterbe in Verdruß, daß ich nicht Dehli mit dir nehmen kann. Doch bin ich nicht groß genug, um bis ans Ende mitzugehen."

Es war ein heißer Morgen, ganz gelb voll spiegelndem Licht. Timurs Mund war geschlossen, als er mit der Chinesin die Schätze musternd vorüberging, das Letzte der Welt. Die Strahlen flogen in Fluten darüber. „Einsam," sagte Timur, „aber am Ziel."

„Leben wir," sagte die Chinesin. „Es ist überstanden."

Den Abend ließ er die Gefangenen zusammenpferchen. Sie füllten den ganzen auslaufenden Kessel des Gebirgs. Es waren hunderttausend Leiber, um die die gelbkalkigen Abhänge hingen. Ihnen gegenüber stellte Timur die Halbbogen zweier Heere an das andere Ende der Ebene. In der Nacht ging der Fluß zurück und ließ silbrige Quallen. Heiße Fontänen spritzten um das Lager in die Höhe, und zwei Kometen bohrten sich durch den hängenden Himmel.

Am Morgen ging Timur vor das Zelt.

Dann schritt er einen Hügel hinauf, der mit einem Kegel mitten in der Ebene aufstieg.

Links wogte im Kessel die braune Flut, ungedämmt, sich an den Wänden brechend, der Gefangenen. Rechts hielten die Tataren, bereit zum Sturm. Zwischen ihnen am Fuße des Hügels war eine Tribüne, und ein Tatar hielt, das Gesicht heraufgerichtet, einen halbgerafften Teppich in der Hand.

Die Tataren hielten unbeweglich, gegossen, die Zügel zwischen die Zähne eingespannt. Die Pferde stemmten die Beine nach vorn, an den Mäulern zurückgerissen. Die runden Säbel blitzten in der Sonne. Sie hingen blutgierig wie zwei geschwollene Wolken am Ende des Gebirgs.

Da begriff die Chinesin. Die Freude losch aus ihren Blicken. Und das Schweigen brechend wandte sie ihre erschütterte Seele gegen ihn und beschwor ihn. Während die stille Sicherheit, die sie aus den vergangenen Tagen gesogen, einstürzte vor neuer Qual, rief sie die Schlichtheit seiner Gärten vor ihn hin, die Kanäle, die Flüsse, die Paläste, Samarkand. „Leben wir. Laß das Unnötige." Sie zog den Mund in einem Bogen, daß die gedämmte Inbrunst der Sprache über ihr Gesicht rann und sie verstummte.

Eine Flamme schoß aus den Augen der Chinesin, Timur schüttelte den Kopf: „Ich gehe bis an das Ende."

„Gott hemmt dich in mir."

„Du warst der Stachel nur Gottes, daß ich nicht rastete."

Sie riß mit einem Schrei das Kleid von ihrer Brust und jammerte: „O daß ich dich tötete . . . o daß ich dich tötete."

Mit einem Sprung kehrte sie sich um, legte die Hände vor den Mund, und vor ihn tretend rief sie hinunter zur Tribüne:

„Vorhanghalter, laß den Vorhang fallen. Es ist keine Vorstellung mehr."

Doch auf ihre kleine Stimme, die nicht hinunterreichte, geschah nichts. Sie kehrte, die Hände senkend, sich um.

Sie sah auf Timurs Stirn mit einemmal die Stelle, die der Pfeil getroffen, erhellt wie ein rotes Gestirn, von dem Riefen nach den Seiten liefen und heller wurden. Hinter seinem Kopf stieg die Sonne aus dem Gebirg, und sein Gesicht, aufgeklärt und wie mit einer Keule verdichtet, wuchs zu Granit hinein in die roten Kreise, die sich darum nieteten und ihre Strahlen aussandten, die schon den letzten Horizont entzündeten.

Da nahm sie die Hand an die Stirn und fiel, zurückgedonnert von diesem Gesicht.

Aber er, vor die Frau tretend, die hinfiel abgeblendet, nahm, indem er sie aufhob, die Sehne aus der Gabelung seines Bogens und zog und umschnürte ihren Hals. Dann biß er ihn auf, nahm einen Mund voll ihres Blutes und gab den Wink, daß der Vorhang sich hebe, hinunterschreitend zu den Zelten, durchbraust von Gott, der ihn berief, auch in diesem Letzten, sein unsterbliches Gesicht glänzend wie Gold.

Don Quijote im Spiegel

von Eugen Lerch

Als wir Kinder waren, lasen wir mit heißen Augen in dem wunderbaren Buch mit den Zeichnungen von Gustav Doré, das uns erzählte, wie der dürre Junker sich mit Windmühlenflügeln und Weinschläuchen herumschlägt, und, unschuldig und schadenfroh wie Kinder sind, lasen wir voller Jubel im Herzen, wie er Prügel kriegt, Prügel kriegt, Prügel kriegt. Es war herrlich, dieses Buch — fast so schön wie Kasperle-Theater.

Als wir größer wurden, als wir meinten, die Welt habe nur auf uns gewartet, daß wir sie gänzlich neu gebärten, als wir tausend Pläne und Entwürfe im Kopfe hatten, als wir zu ritterlichen Kämpfen und unerhörten Heldentaten auszogen, da war uns dieses Buch mit seiner ironischen Skepsis ein Ärgernis, da nahmen wir Partei für den armen Narren und gegen die blöde Welt, die ihn verlacht, und beschlossen, nichts daraus zu lernen — lieber wollten wir durch Schaden klug werden. Und es war recht so.

Doch bald kam die Zeit, da wir selbst unsere Prügel bekamen von den Windmühlenflügeln des Lebens, da wir vom lichten Flug herabstürzten auf die öde Erde, da wir einsahen, daß die Wirklichkeit nicht mit sich spaßen läßt, daß es nicht darauf ankommt, ‚Alles oder Nichts' zu wollen, sondern das Mögliche, das Erreichbare. Wir lernten zu arbeiten, mitzuarbeiten, aus unserm unangewandten Idealismus einen angewandten zu machen. Aber gerade darum stehen wir seitdem auf besserem Fuße mit dem Don Quijote; gerade darum lieben wir den irrenden Ritter, etwas wehmütig, als Sinnbild unserer glühenden Jugend, und je mehr sie uns entweicht, desto lieber wird er uns. Und nur wer über der Arbeit zum Philister wurde, liebt ihn auch als Spiegel, den er den andern vorhalten kann — den andern, die er, halb verachtend, halb neidisch, noch auf der grünen Wiese ihren blauen Träumen nachjagen sieht und denen er recht bald ihre Prügel wünscht. Wer aber auch im Mannesalter noch abseits steht, wer sich mit den Forderungen der harten Wirklichkeit noch nicht versöhnen konnte, der wird den Don Quijote hassen als die Bibel des Spießers.

So, zwischen Bewunderung und Abneigung, wechselt auch das Verhältnis der Zeiten zu diesem Buch. Die Zeitgenossen liebten es wie Kinder, liebten es wegen seiner Buntheit, seiner übersprudelnden Phantasie, und, unschuldig und schadenfroh wie Kinder, liebten sie es nicht zuletzt

wegen der vielen Prügel, so darin verteilt werden. Nicht viel anders liebte es das ganze Jahrhundert, an dessen Schwelle es geschrieben wurde, das Jahrhundert des Klassizismus, des gesunden Menschenverstandes, die Zeit, da Molière seine göttlichen Komödien schrieb, in denen ja auch nicht wenig geprügelt wird. So schätzte auch der erste deutsche Übersetzer (Pasch Bastel, Cöthen 1621) den Cervantes vor allem als geschickten Spaßmacher; so sah auch das Haupt der „Fruchtbringenden Gesellschaft", zu deren Mitgliedern Bastel wahrscheinlich gehörte, der Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen, nur das Ergötzliche des spanischen Romans.

Mit andern Augen betrachtete ihn die Zeit, die wir unter dem Namen „Aufklärung" zusammenfassen. Ihr war der Roman die Grabschrift des Mittelalters, der vernichtende Hieb gegen den Geist des Rittertums, des Feudalwesens, gegen alles „Gotische" und „Barbarische", alles Unvernünftige und Überspannte, alles Verstiegene und Verschrobene, alles Mystische und Metaphysische — gegen alles, was als Unwert aus den finsteren Zeiten des Aberglaubens noch in das glorreiche Zeitalter der Vernunft hineinragte, eine willkommene Waffe gegen alle möglichen Gegner, und Cervantes galt ihnen als einer der Ihren.

Schon der berühmte „Hudibras" des Engländers Samuel Butler ist eine offenkundige Nachahmung des Romans mit der Tendenz, religiösen und politischen Sektierern eins auszuwischen. Und sein Landsmann Fielding, mit Cervantes in solchem Maße der Lieblingsautor der deutschen Aufklärer, daß man nie weiß, was auf diesen, was auf jenen zurückgeht, schreibt die Don-Quichottiaden von den „Abenteuern des Joseph Andrews" und „Tom Jones", um Heuchelei und Eitelkeit durch Lächerlichkeit zu töten. Unter seinem Einfluß steht unter anderen auch Wieland. Wie man weiß, ist dieses spöttische Weltkind, dem es auf ein paar kleine französische Frivolitäten später durchaus nicht ankam, in seiner Jugend, als er in Sophie Laroche verliebt war, die sich dann zu seinem Kummer anderweitig verehelichte, auf den Pfaden frömmelnder Schwärmerei gewandelt. Cervantes bewirkte mit Lukian und Horaz, Shaftesbury und Fielding, d'Alembert und Voltaire seine völlige Umkehr. Ein Jahr, nachdem er die „Empfindungen eines Christen" publiziert hatte, schreibt er an einen Freund, es sei zwar recht löblich, die christlichen Heiligen, Einsiedler und die erhaben schwärmenden Seelen durch sich selbst kennen zu lernen, aber er wisse leider aus eigener Erfahrung, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärmerei sei; ein kräftiges Gegenmittel sei die Lektüre des Plutarch, aber auch der Don Quijote sei ein gutes Spezifikum gegen dergleichen Seelenfieber. Und als er diese „Bekehrung ins Weltliche" durch den weltmännischen Verkehr mit Sophie Laroche, ihrem Gatten und an-

deren in seiner Heimat genügend befestigt hatte, ließ er als Dokument dieser Sinnesänderung den Roman erscheinen, der mit den Waffen des Cervantes seine Ausflüge ins Seraphische bekämpft und den bezeichnenden Doppeltitel trägt: „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" – nicht viel mehr als eine freie Bearbeitung des Don Quijote. Nicht nur, daß Don Sylvio und sein Diener Pedrillo ein Abklatsch von Don Quijote und Sancho Pansa sind, daß Pedrillo die Äste eines Baumes genau so für Arme eines schrecklichen Riesen hält, wie Don Quijote die Windmühlenflügel – auch die Haushälterin und die Nichte Don Quijotes, der Pfarrer und der Barbier des Dorfes haben bei Wieland ihre genauen Entsprechungen, und die asturische Schenkmagd Maritorne erscheint bei ihm sogar unter demselben Namen und ist im Laufe der Jahre nicht keuscher geworden. Verspottet Cervantes die Ritterromane, so nimmt Wieland sich die Feenmärchen aufs Korn – das eigentliche Ziel seines Spottes aber ist natürlich Begeisterung und Schwärmerei, und dasselbe wird er auch bei Cervantes vorausgesetzt haben.

Auch Musäus benutzt unsern Roman in diesem Sinne, wenn er (genau wie Don Quijote, durch die Lektüre der Ritterromane um seinen Verstand gekommen, sich zum Ritter macht) einen sächsischen Baron und seinen Lektor über die Lektüre des damals so beliebten „Grandison" von Richardson verdreht werden und auf die Idee kommen läßt, Grandisons Leben in die Wirklichkeit umzusetzen – oder wenn er in den „Physiognomischen Reisen" in ähnlicher Weise über die Lavater-Verehrer herzieht – von geringeren Nachahmungen ganz zu schweigen. Lessings Plan, mit Nicolai ein burleskes Heldengedicht in der Manier des Cervantes auf Gottsched und Schönaich zu schreiben, und die Absicht Lichtenbergs, einen Don Quijote wider Alchimisten und Okkultisten loszulassen, sind leider nicht zur Ausführung gekommen. Auch Herder rief die Satire des Spaniers zum Kampfe gegen zeitgenössische Geschmacklosigkeiten auf.

Auch Goethes Stellung zum Don Quijote war die naive der Aufklärung: auch er sah darin vor allem die wohlverdienten Prügelsuppen, die der Phantast zu schmecken bekommt.

Wenn er als Dreißiger, mitten aus dem Drange der Weimarer Geschäfte heraus, an Frau von Stein schreibt: „Cervantes hält mich jetzo über den Akten wie ein Korkwams den Schwimmenden", so besagt das freilich nur, daß er ihn liebte – nicht aber, wie er ihn liebte. Wichtiger ist, was er als Greis in „Über Kunst und Altertum" darüber sagt: „Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sei, auf welche Art es auch wolle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen sich der Mensch auf irgendeine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im

allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigt wäre, als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert. — Die Idee, wie sie unmittelbar in die Erscheinung, ins Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, notwendig für Phantasterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestiert, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zugrunde. Hier weisen wir hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Wert mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zugrunde geht, kein Mitleid erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen gelungen wäre in dieser Art; das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quijote von Cervantes. Das, was in höherem Sinne daran zu mißbilligen sein möchte, verantwortet der Spanier selbst."

Was die optimistisch-rationalistische Auffassung der Aufklärer (die nur bei Goethe durch ein leises Bedenken gedämpft erscheint), der Don Quijote sei „die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung" (wie Heine es ausdrückt), an Engherzigem hat, ist leicht zu erkennen. Was hat Cervantes denn eigentlich beabsichtigt? Nach seinen eigenen Worten nicht mehr als eine Satire auf die Ritterromane — auf die Ritterromane mit ihrem falschen oder falsch gewordenen Idealismus, ihrer konventionellen Handlung voll absurder Zaubereien und unmöglicher Heldentaten, die in beiläufig fünfhundert Ausgaben verbreitet und so beliebt waren, wie heutigentags bei den Dienstbotenseelen aller Stände die in Hof- oder Adelskreisen spielenden und möglichst auch mit einem adligen Namen signierten Schundromane. Es muß einmal gesagt werden: der unmittelbare Anlaß seines großen Werkes war ein recht kleiner: war nichts anderes als Ärger über literarische Konkurrenz: Ärger über die Geisteskost, die das Volk seinen eigenen Produkten vorzog und die es ihm unmöglich machte, von seiner Feder zu leben. Es waren die Ritterromane. Sie blühten noch, obwohl die Glanzzeit des Rittertums ja längst dahin war — oder eben deswegen. Seitdem der Mönch Berthold Schwarz nicht eigentlich das Pulver erfunden, sondern bereits die ersten Feuerwaffen gebaut hatte — und seitdem war beim Erscheinen des Don Quijote soviel Zeit verflossen, wie vom Erscheinen des Don Quijote bis heute — waren die Ritter im Heeresverbande eher hinderlich als nützlich geworden. Und je überflüssiger sie wurden, desto mehr versuchten sie, ihr schwindendes Ansehen aufrecht

zu erhalten, indem sie ihre Ideale, den Ehrenstandpunkt und die Frauenminne, ins Lächerliche übertrieben – bis zum Austrinken des Waschwassers ihrer Angebeteten! Als „fahrende Ritter" zogen sie durch die Lande und rempelten ihre Genossen an – nötigenfalls mit dem Verlangen, der andere solle die Dame ihres Herzens unbesehen für das schönste Weib der Erde erklären. Dieser Geist der Anrempelung lebte noch fort, als die Waffen und Gebräuche der Ritter schon längst aus der Mode gekommen waren, und lebt zum Teil noch heute. Und nun denke man sich diesen Geist zu den Spaniern verpflanzt, deren Nationalkrankheit von jeher ein Ehrgefühl war, das eine Fliege verletzen kann. Da mußten die Ritterromane, die diesen Geist nährten und erhielten, geradezu eine öffentliche Gefahr werden. So hätte Cervantes schon an sich eine gute Tat getan, wenn seine geniale Parodie auch weiter kein Verdienst hätte, als diese literarische Seuche mit einem Schlage vernichtet zu haben – wenn sein Don Quijote das Schicksal aller Satiren geteilt hätte, mit dem Gegenstand, den sie verulken, der Vergessenheit anheimzufallen, wenn ihm bei dieser Gelegenheit nicht einer der berühmtesten und gleichwohl noch immer der gelesensten Romane der Weltliteratur gelungen wäre.

Doch diese universelle Bedeutung seiner Schöpfung hat der Dichter, der diesen Einfall ursprünglich wohl nur für eine seiner Novellen verwerten wollte, nie geahnt. Wie der Entdecker der Neuen Welt in der Meinung starb, nur einen anderen Seeweg nach Indien gefunden zu haben, so ist auch Cervantes in der Meinung gestorben, er habe bloß eine Satire auf die Ritterromane verfaßt, ohne zu ahnen, daß er damit den neuen Wirklichkeitsroman begründet hatte! Er selbst hat seinen letzten, unbedeutenden Abenteuerroman „Persiles und Sigismunda" höher geschätzt als den Don Quijote. Schon dieser Roman und diese Wertschätzung beweisen, daß er kein Lessing war, daß er bei seiner Fehde wider die Ritterromane nicht von klaren ästhetischen Erkenntnissen geleitet war, daß er, was die Satire betrifft, weniger im Schilde führte, als dabei schließlich herauskam und als wir ihm heute zuschreiben – daß der Roman also nicht so ausschließlich Satire sein sollte, wie die Aufklärer annehmen.

Er führt seinen literarischen Feldzug ungewöhnlich milde und schonungsvoll. Daß er den Stammvater dieser ganzen Brut, den Amadis de Gaula, den man für seine mißratene Nachkommenschaft nicht verantwortlich machen darf, von dem großen Strafgericht ausnahm, war billig; daß er auch den etwas langatmigen „Tirante" Gnade finden läßt, mag noch hingehen – warum aber verschont er auch den nichts als albernen „Palmerin von England"? Weil er trotz alledem ein Ideal von Ritterdichtung in seiner Brust trägt – ein Ideal, das er zwar in den landläufigen Ritterromanen nicht verwirklicht fand, das er aber gleichwohl für wert hielt, verwirklicht

zu werden. „So wenig bezweckte Cervantes die volle Verhöhnung sämtlicher erdichteten Ritterromane, daß er selbst, noch im Schwinden seiner Lebenskräfte, im Begriffe, der Welt sein Lebewohl zu sagen, den Pilgerfahrten des Persiles und der Sigismunda ein gar zu wundersam verschlungenes Spiel von unglaublichen, in einer Märchenwelt kaum zu erträumenden Abenteuern einzuflechten wagte, welche wahrhaftig ‚über alles hinausgehen, was die kühnste Einbildungskraft zu erfinden vermag'; Verwandlungen böser Geister, fortgesetzte Wunder der ‚teuflischen Apparate der Zauberkunst', überraschende unmögliche Verfolgungen und Lebensrettungen; und nur die allertörichtesten Bücher sollten, nach der Absicht des Pfarrers, vom Lesezimmer des Don Quijote ins Feuer wandern." Hätte Cervantes eine gute Ritter- und Heldendichtung gekannt, etwa das Nibelungenlied oder das französische Rolandslied — er hätte seine helle Freude daran gehabt. Er kannte jedoch nur den „Rasenden Roland" des Ariost, der die wunderliche Welt und die großen Vorzüge der alten Ritter, die er besingt, schon nicht mehr ernstnimmt, schon lediglich als willkommenen poetischen Stoff betrachtet. Um eine vollkommene Satire zu schreiben, war Cervantes nicht einseitig genug — doch was seinem Roman in dieser Richtung fehlt, das gewann er als Kunstwerk — und das ist schließlich wichtiger. „Nur der Verzicht auf einseitige Parteinahme," sagt Walzel mit Recht, „konnte den Don Quijote zu dem allseitigen Kunstwerk machen, das er ist. Er hat die Weitherzigkeit, die Unparteilichkeit, die dem Leben selbst eigen ist."

Daß dem Cervantes nichts ferner lag, als eine Satire auf Heldentum und Begeisterung, geht am besten daraus hervor, daß er selber in seiner Jugend mit der Begeisterung eines Ritters der Kreuzzüge in den Kampf gegen die Ungläubigen gezogen ist (der durchaus kein Glaubenskrieg war!), und noch im Don Quijote stolz versichert, der Ruhm, bei Lepanto mit dabei gewesen zu sein, scheine ihm mit dem Verlust einer Hand nicht zu teuer erkauft.

Und wenn die Aufklärer schon damit nicht recht hatten, daß sie ihn als einen Feind des Rittertums betrachteten, so waren sie noch mehr auf dem Holzweg, wenn sie ihn darüber hinaus als einen Feind des Mittelalters überhaupt, als einen Aufklärer ansahen (einen Aufklärer mitten im Dunkel der spanischen Inquisition!). Dazu war er äußerlich zu abhängig und innerlich nicht unabhängig genug. Er ist durchaus ein Kind seiner Zeit und steckt noch tief genug im Mittelalter. Daß sein Vaterland damals eine Million fleißiger Menschen, Juden und Morisken, den achten Teil der Bevölkerung, fortjagte — eine Tat, die die Historiker für Spaniens Niedergang zum mindesten mitverantwortlich machen — hat er nur gutgeheißen. Er ist keineswegs fortschrittlich gesinnt — er ist ein strenger Katholik und konservativ bis in die Knochen. Zwei Worte, die ich gerade finde, mögen dafür zeugen: „Es gibt nichts auf Erden, was mehr Ehre

und mehr Vorteile bringt, als zuerst Gotte dienen, hierauf aber sogleich seinem Könige und angestammten Herrn, besonders im Waffenhandwerk." „Wirkliche Sünden, im geheimen begangen, darf niemand ans Licht ziehen, besonders nicht die Fehler der Könige und Fürsten, die uns beherrschen; und es geziemt dem Privatmanne nicht, seinen König und Herrn zu tadeln, noch vor den Augen seiner Untertanen Gebrechen des Fürsten aufzudecken — denn dies ist nicht das Mittel, ihn zu bessern, sondern ihn seinem Volke verächtlich zu machen." Das Maß seiner Aufgeklärtheit zeigt am besten seine Novelle von der „Macht des Blutes": er ist aufgeklärt genug, um eine Vergewaltigte nicht für entehrt zu halten, dann aber läßt er sie's für eine große Ehre ansehen, daß der Wüstling sie viele Jahre nachher heiratet. Im Prolog dieser Novellensammlung, die er zwischen den beiden Teilen des Don Quijote erscheinen ließ, beteuert er, nichts läge ihm so ferne, als durch seine Schriften Unmoral zu verbreiten; sollten seine Novellen auch nur Einen unmoralischen Gedanken erregen, so wolle er sich lieber die Hand abschneiden, womit er sie geschrieben, als sie drucken lassen. Auch seine Vorgänger in der Bekämpfung der Ritterromane sind alles andere als aufklärerisch gesinnt: fromme und moralisierende Autoren, die sie mit kirchlichen Argumenten zu widerlegen suchen. Auch daß er das Autodafé über die Ritterromane gerade von einem Pfarrer vollziehen läßt, ist vielleicht kein Zufall, und sein Urteil über die armen Sünder läßt er den geistlichen Herrn in die Worte zusammenfassen, sie seien das gerade Gegenteil eines verständigen Kunstwerks und daher würdig, als heilloses Gesindel aus einem christlichen Staate verbannt zu werden. Gegen die Wunder in den Ritterromanen kämpft er nur deshalb, weil sie von bösen Zauberern getan werden und nicht vom lieben Gott. — Höher als den Gelehrten stellt er im Don Quijote den Krieger (freilich als den, der den Frieden schaffe), und höher als den Krieger nur noch den Theologen — eine Wertskala, die allein schon beweist, wie wenig er mit den Aufklärern gemein hat.

Damit fallen ihre Deutungen und die ihrer Nachfolger in sich zusammen. Der Don Quijote ist keineswegs eine Satire auf die Kriegszüge und Liebesabenteuer Karls V., oder auf den Herzog von Medina-Sidonia, den Oberbefehlshaber der Armada — wie der Verfasser des „Robinson" behauptet hat. Das hätten die Zeitgenossen doch sicherlich eher gemerkt als die Späteren, und die spanische Zensur, die jedes Werk, auch den Don Quijote, vor der Drucklegung hochnotpeinlich examinieren und nach der Drucklegung noch besonders bescheinigen mußte, daß das fertige Buch sich vom Manuskript auch nicht um einen Druckfehler unterscheide, hätte dergleichen nie passieren lassen. Und die „Dulcinea von Toboso" (die Bauerndirne, deren Hauptstärke im Einpökeln von Schweinefleisch liegt), ist keineswegs eine Verhöhnung der jungfräulichen Mutter Gottes!

Es konnte also bei der Auffassung der Aufklärung unmöglich verbleiben. Ihre Revision im Sinne der Romantik bahnt sich schon bei Schiller an: in seinem romantischen Jugendwerk, den „Räubern". Bis dahin hatte man im Don Quijote nur die geniale Satire gesehen — Schiller faßt den weidlich belachten Narren plötzlich von der anderen Seite, und aus der grotesken Gestalt des sinnreichen Junkers erwächst ihm die tief tragische seines edlen Räubers Karl Moor. In seiner merkwürdigen Selbstrezension der „Räuber" sagt er darüber: „Wofern ich mich nicht irre, dankt dieser Mensch seine seltenen Grundzüge dem Plutarch und Cervantes, die durch den eigenen Geist des Dichters, nach Shakespeareſcher Manier, in einem neuen, wahren und harmonischen Charakter unter sich amalgamiert sind . . . Jedermann kennt den ehrwürdigen Räuber Roque aus dem ‚Don Quijote'. In ihm ist das Bild des edlen Räubers, dessen gewaltige Körperkraft und kriegerische Ausrüstung Furcht erregt und dessen Mitleiden, Edelmut und hilfsbereites Eintreten für Arme und Unterdrückte wie ein ernsthaftes Gegenbild zu dem irrenden Ritter auftritt, auf immer vorgezeichnet. Auch Karl Moor ist solch ein edler Räuber, aber fast mehr noch als der ruhige und ernsthafte Roque ist Don Quijote selbst ein Vorbild in den kühnsten Idealen, in den schwärmerischen Plänen, denen er nachstrebt und die er doch nie verwirklichen kann. Wie im ‚Don Quijote' ist auch in den ‚Räubern' der Kampf der Genies gegen eine Weltordnung, das Ringen des großen Menschen mit der gewöhnlichen Plattheit und Bosheit des Lebens geschildert, nur daß der große Humorist alles ins Satirische und Groteske kehrt, während der Tragiker seinen Helden im heiligen Streben, im bereuenden Erkennen untergehen läßt."

Die komische Person in einen Märtyrer verwandelnd, bewies Schiller, daß die Komik, der Unterschied zwischen dem „Idealen" und „Phantastischen", wovon Goethe sprach, keineswegs in der Wirklichkeit, im Gegenstande liegt, sondern lediglich im Auge des Beschauers. Und wie sehr ich auch gegen jedwede ausschweifende Verallgemeinerung bin — um die tiefe Kluft, die sich hier auftut zwischen romanischem und germanischem Geist, komme ich nicht herum. Hier Kunst und Heiterkeit, dort Ethik und Tragik. Oder kann man sich einen Boccaccio, einen Raffael, einen Cervantes, einen Molière (um nur einige zu nennen) als Germanen denken, oder einen Luther, einen Shakespeare, einen Bach, einen Kleist, einen Hebbel, einen Ibsen, einen Strindberg als Romanen? Ein Nordländer entdeckte die Tragik im erfolglosen Liebeswerben der Frau (Ibsen im „Epilog"); ein anderer entdeckte sie sogar im „Dalles" (Strindberg, „Nach Damaskus"). Und umgekehrt: man stelle sich vor, wieviel grandiose Komik Cervantes etwa aus der Gestalt Hamlets, des ewig zaudernden Grüblers, gezogen hätte! Das Objekt ist nichts, die Betrachtung alles.

Die Romantik aber mußte noch weiter gehen. Heroisch gestimmte Seelen wie die ihren können den Don Quijote nur ablehnen. Dazu freilich war er den Romantikern schon zu berühmt — sie wollten doch keine Böotier sein. Nur einer, Byron, sagt es gerad heraus: der Don Quijote habe „Spaniens Rittertum hinweggelächelt". Die andern versuchen, was sie nicht durch einen zwecklosen Protest vernichten können, wenigstens durch symbolische Deutung unschädlich zu machen. Das ist der Grund, weshalb man immer wieder an Schellings Behauptung erinnern muß: das Thema des Ganzen sei der Kampf des Realen mit dem Idealen, und Don Quijote und Sancho Pansa seien mythologische Personen über den ganzen gebildeten Erdkreis, so wie die Geschichte von den Windmühlen und anderes wahre Mythen seien, mythologische Sagen. Es ist hier wirklich nicht die Ausdrucksweise, die uns bedenklich klingt, sondern die unbewußte Tendenz, dem Raubtier die Zähne auszubrechen, das blühende Leben des Romans mit all seiner Kraft und Gefährlichkeit in harmlose philosophische Gedankengänge aufzulösen. Die Romantik hat es so gern betont, im Don Quijote nur eine Satire auf die Ritterromane sehen, hieße ihn herabwürdigen. Das ist schon richtig. Aber im Don Quijote nur eine Allegorie sehen, heißt erst recht ihn herabwürdigen, und Cervantes hätte sich mit dieser Deutung sicherlich noch weniger befreundet als mit jener. Denn daß sein Buch gegen die Ritterromane gerichtet sei, das hat er wenigstens selber oft genug gesagt — daß es ein Exempel für die tiefsinnige Weisheit sein solle, wie miserabel es dem Idealisten in dieser Jammerwelt ergehe, das steht nirgends darin. Und mir deucht, dieser Versuch einer Ehrenrettung läuft auf nichts anderes hinaus, als ihm statt einer blutvollen Satire eine leere Banalität zuzuschreiben. Dem Patienten selber hätte man mit diesem Liebesdienst kaum viel Freude bereitet — womöglich hätte er flugs mit einem dritten Teil des Don Quijote auf diese seine hohlwangigen Ausleger geantwortet. Don Quijote, der Idealist, und Sancho Pansa, der Realist, — hätte Cervantes die Absicht gehabt, zwei philosophische Gegensätze auf die Beine zu stellen, so wäre sie ihm mißlungen: der Realist steht ja viel zu sehr im Dienste des Idealisten, als daß er selbständige Geltung beanspruchen könnte —: er macht nur mit, was sein Herr und Meister ausheckt (wenn auch nicht so uninteressiert wie dieser), und der hochsinnige Gebieter und sein erdenschwerer Trabant sind schon vor Cervantes so typisch, daß er in der Erfindung dieser welterschütternden Gegensätze nicht einmal originell wäre. Überdies scheint mir diese Ehrenrettung ein Danaergeschenk wie nur eines. Oder ist für das Charakterbild des Dichters die Annahme, er habe sein Werk vollkommen unbefangen geschrieben, aus der kindlichen Freude seines Zeitalters an Prügelszenen heraus, nicht wesentlich günstiger als die andere,

er sei sich klar bewußt gewesen, daß sein Don Quijote ein Idealist sei, der von der niederträchtigen Wirklichkeit zerbleut werde — und habe dennoch seinen offenkundigen Spaß an den Qualen seines Geschöpfes gehabt, und nichts getan, um seine Leser aufzuklären und ihre Schadenfreude auch nur zu dämpfen?

Tieck allerdings (dessen Übersetzung bei uns klassisch wurde) weigert sich standhaft, in Cervantes überhaupt einen Satiriker der menschlichen Begeisterung, einen Skeptiker, einen Heldenverkleinerer a la Shaw zu sehen. Er behauptet schließlich schlankweg, daß „viele Erkaltete sich wohl eher an diesem Enthusiasmus erwärmen als die Glühenden daran erkalten könnten". Allein das ist leichter behauptet als bewiesen, und schon Grillparzer hat ihm vorgeworfen, er habe in den Vordergrund gestellt, was Cervantes mit künstlerischer Weisheit nur aus dem Hintergrunde hervorblicken läßt: die von vornherein edle Natur und die lichten Augenblicke seines Helden. Don Quijote sei nicht ein Märtyrer des Rittertums, sondern dessen Narr.

Heine, der ja auch sonst unter den Romantikern eine Sonderstellung einnimmt, hatte schon eher seine Freude an dieser Schadenfreude. Soweit er selber ein Spötter, ein Heldenstürzer, ein Vorfahr Shaws ist, hing er an Cervantes als an seinem Meister. „Cervantes, Shakespeare und Goethe," erklärt er, „bilden das Dichtertriumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellungen, im Epischen, Dramatischen, Lyrischen das Höchste hervorgebracht hat. Nicht bloß die Alten, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie ebenso prachtvoll lodert wie in den Meisterwerken von Shakespeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde wie der Atem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur." Doch zu dieser „ewigen Milde" und „Bescheidenheit" stimmt sein anderes Wort von der „größten Satire auf die menschliche Begeisterung" eigentlich herzlich schlecht. Und soweit Heine Romantiker war, Heldenverehrer und im besonderen Napoleonanbeter, sah er den Fall auch von der andern Seite an: im Don Quijote zeigte sich ihm das Los des Schönen auf der Erde, und er brauchte, nach Walzels Wort, nur noch einen kleinen Schritt vorwärts zu tun, um in seinem Abgott Napoleon einen Don Quijote und in Wellington den verkappten Barbier zu erkennen, der den leuchtenden Ritter vom silbernen Monde besiegt.

Und schließlich fand man auch eine Formel, um über dieses Antiheroische beim Cervantes, seine Schadenfreude, seine Parteinahme für die blöde Welt, die den Edlen verlacht, hinwegzukommen. Man entdeckte die Träne, die durch alle Narretei des Don Quijote hindurchschimmere. Man argumentierte etwa so: Der Dichter selber ist ja von den Wind-

mühlenflügeln des Lebens genug geschunden worden. Er war Soldat geworden und wird zum Krüppel geschossen — er will endlich heimkehren und wird von Piraten in algerische Gefangenschaft verschleppt, wo er fünf Jahre lang schmachtet und mehr als einmal den Strick schon um den Hals hat — er schreibt Theaterstücke und kann davon nicht leben — er handelt mit Tuch und Zwieback und verdient nichts — er wird kleiner Beamter, Proviantentreiber der unüberwindlichen Armada, und muß für die Unredlichkeit eines andern ins Gefängnis wandern, und im Gefängnis beginnt er, schon an der Schwelle der Sechziger, sein großes Werk, dessen Größe er nicht ahnt, dessen Erfolg er nicht vorhersieht. Wie kann dieser alte Mann (fragte man sich), der von sich selber sagt, er sei im Leid erfahrener als im Lied, einer von den seichten Spaßmachern sein, die die Leidenden, die auf ihrem Wege Gestrauchelten und um ihre Ideale Geprellten, die betrogenen Ehemänner und die von der launischen Glücksgöttin Gehörnten noch verspotten und verhöhnen und die am Boden Liegenden noch mit Füßen treten — zur höheren Gaudi der Galerie und des fetten Bürgers im Parterre und all der unausstehlich Klugen, die voll überlegener Weisheit in ihrer Sofaecke sitzen und sich niemals auf etwas einlassen, das nicht ganz gewissen Profit abwirft? Man las in den Novellen sein Wort von der Verzweiflung, die des Menschen größte Sünde sei, die wahre Sünde des Teufels, und fühlte, wie er es tief erlebt und schwer erkämpft hat. So kam die Meinung auf, Cervantes habe im Don Quijote sich selbst gezeichnet, und seine Ironie sei die tiefste, sei Selbstironie. Seitdem galt er als Vorfahr der Jean Paul und Gottfried Keller, der Theodor Fontane und Wilhelm Raabe. Man entdeckte in dem Spanier so etwas wie ein deutsches Gemüt.

Nur schade, daß diese tiefe Deutung die Dinge so ungefähr auf den Kopf stellt. Daß sie ein Anachronismus ist, daß sie die literarhistorische Unart begeht, das Biographische auch bei Dichtern heranzuziehen, bei denen es nicht die geringste Rolle spielt. Die Spanier aus der Zeit des Cervantes hatten ihr wertes „Ich" noch lange nicht entdeckt; sie fühlten sich noch viel zu sehr als Glieder der kirchlichen und staatlichen Gemeinschaft; sie nahmen ihr persönliches Schicksal noch keineswegs so wichtig, um ihre kleine Person zum Helden eines großen Romans zu machen. Die Träne im Don Quijote ist Einbildung.

Was sich nun freilich für diese Deutung des Romans als eine Art Herzenserguß anführen läßt, sind die weisen Sprüche, die Cervantes, besonders im zweiten Teil, seinem Helden in den Mund legt: Sentenzen, die durchaus vernünftig klingen und zweifellos die eigene Meinung des Dichters darstellen, Sentenzen praktischer Moralphilosophie, die nicht selten an seinen Zeitgenossen Montaigne erinnern. Auf diesen Sentenzen beruht auch die Meinung, im zweiten Teile sei dem Cervantes sein Geschöpf

lieber und werter geworden. Doch womit anders hätte er diesen zweiten Teil, den er ursprünglich gar nicht geplant hatte, den er erst schrieb, als ein pseudonymer Skribent eine unbefugte, gegen Cervantes selbst gerichtete Fortsetzung herausgegeben hatte, wohl sonst ausfüllen sollen? Er war ja unterdessen um zehn Jahre älter geworden, und der Quell der Phantasie sprudelte ihm nicht mehr so üppig wie vordem. (Auch in der Bewertung dieses zweiten Teils scheiden sich die Geister. Die Aufklärer, die im Don Quijote die Satire liebten und die ulkigen Streiche, zogen den ersten Teil vor — die Romantiker, die sich an die weisen Gespräche hielten, den zweiten.)

Wir Heutigen, die wir im Kampf stehen wider eine ganze Welt, die wir heroisch gestimmt sind, ob wir wollen oder nicht — wir wissen mit dem Werke des Cervantes nicht mehr anzufangen als die Romantiker. Kein Wunder, daß anläßlich seines dreihundertsten Todestages so wenig Gescheites geäußert worden ist (die naheliegende Banalität, unsere Gegner als Don Quijoten hinzustellen, hat man sich erfreulicherweise im allgemeinen versagt). Es ist bezeichnend, daß Walzels Gedenkrede den Versuch macht, auf die Deutungen der Romantiker zurückzugreifen. Sie hätten sie nur allzu abstrakt ausgedrückt; es wäre jedoch nicht so schwer, „ihre Ahnungen in die Sprache unseres Lebensgefühls zu übersetzen". Und Adolf Schulten bezeichnet Heines Wort, der Don Quijote sei die größte Satire auf die menschliche Begeisterung, geradezu als dumm (was es nur zum Teil ist). Auch bei Ernst Horneffer (in seiner neuen Zeitschrift „Der unsichtbare Tempel") walten die Bedenken vor: er zitiert sogar den Ausspruch „eines neueren Philosophen", der Don Quijote sei eines der schädlichsten Bücher, denn er mache jeden Idealismus, jede selbstlose und ritterliche Tätigkeit im Dienste der Allgemeinheit lächerlich; er mache aus dem Helden einen Narren, aus dem Heiland einen Schwärmer, aus der Humanität Donquichotterie; er meint, der Don Quijote bestärke den Philisterglauben, daß der vorsichtige Egoist, der gemächlich seine Scheuern füllt und den Idealisten auslacht, die Krone der Schöpfung sei.

Ist es nötig, den Don Quijote dagegen in Schutz zu nehmen? Zu sagen, daß Cervantes seinen edlen Junker verprügeln lassen muß, weil er eine Charakterstudie schrieb, weil er zeigen wollte, wie ein solcher Mensch sich auch durch die fatalsten Erfahrungen nicht aus seinen Illusionen reißen läßt? Daß man sich unbefangen an dem üppigen Fabuliertalent des Spaniers erfreuen solle, statt sich darüber zu ärgern, daß er auf die Stimmung späterer Zeiten so wenig Rücksicht nimmt? Daß die naiven Deutungen des Romans richtiger und gerechter sind als die tiefen? — Auf alle Fälle aber bleibt er eine leuchtende Illustration dafür, wie weit sich Kunst und Ethik voneinander entfernen können.

Deghina

Eine Erzählung von Angela Langer

Vorbemerkung. Angela Langer ist am 25. Juni in ihrer österreichischen Heimat gestorben, nach einer Krankheit, die den Ärzten nicht erkennbar war und von der nur die Freunde der Toten zuweilen ahnten, daß es unnütz sei, ihr einen Namen zu geben, sondern daß das Schicksal dieser jungen, von Leid, Kampf und Geist glühenden Seele sich grausam und gnädig erfülle. Die zwei Bücher, die von ihr erschienen sind, zeigen ein Talent an; wer das Ohr hat, tiefer hinein zu hören, wird die Stimme einer leidenschaftlichen Reinheit daraus vernehmen; aber auch wer nichts als die Leistung gelten lassen will, wird eine höhere als die gewöhnliche Achtung vor diesen Büchern haben, wenn er erfährt, wie sie zustande gekommen sind: Angela Langer ist in den engsten, kleinbürgerlichen Verhältnissen geboren, hat keine andere als eine unregelmäßige, durch Sorge für die jüngeren Geschwister oft gestörte Volksschulbildung genossen, mußte früh aus dem kinderreichen Haus ihrer Eltern in die Fremde und wurde Magd. Buchstäblich als Magd fing sie an zu schreiben und hat sich Schritt vor Schritt in das Leben des Geistes und der Dichtung gekämpft. Im Spätwinter 1915 kam sie nach Berlin; sie erlebte die neue, fremde Welt mit schweren Erschütterungen; die kleine Erzählung, die wir hier aus ihrem Nachlaß abdrucken, gibt Zeugnis davon. Die Erzählung ist etwa ein Jahr vor ihrer Erkrankung geschrieben, zu einer Zeit, wo noch nichts sie zu bedrohen schien, und sie enthält mit einer unbegreiflich hellseherischen, lieblichen und gewaltigen Klarheit ihr ganzes Leben und ihren Tod. So wie sie in dieser Erzählung erscheint, so ist sie gewesen; und mehr noch: sie war, wie diese Erzählung selbst ist: wirklich und unwirklich, leidenschaftlich und demütig, wissend und rein, ein Gast auf dieser Erde ohne Ruhm bei Mit- und Nachlebenden, und doch das kostbarste Geschenk, das diese selbe Erde zu geben und zu empfangen hat.

Die große häßliche Stadt mit den bösen unmoralischen Menschen erlebte eines Jahres eine große Überraschung.

Ein Mädchen war in ihrer Mitte erschienen, das aus den Wäldern kam und nichts von der Sünde wußte. Sie hieß Deghina und war von Aussehen und Kleidung, wie alle Mädchen sind. Nur ihre Haare richteten sich glatt nach hinten und ließen die Runen ihrer Stirne frei. Denn dieses Mädchen hatte nichts zu verbergen.

Wenn sie auf die Menschen lauschte, lauschte sie mehr auf ihre Stimmen als auf ihre Worte, und wenn sie sprach, sprach sie mit zögernden

Lippen und abgewandten Augen, als ob sie alle Worte von einer unsichtbaren Tafel läse.

Nun geschah es, daß sie in der Gesellschaft, wohin sie gekommen war, eine Frau traf, von der viel Böses geredet wurde. Deghina hatte auch davon gehört, und sie erschrak, als sie plötzlich der Frau gegenüberstand, weil sie alles Böse haßte. Die sündhafte Frau war aber nicht häßlich und widerwärtig, wie Deghina gedacht hatte, daß sie sein würde, sondern war voll bezaubernder Anmut. Ihre Augen wechselten von licht in dunkel, wie tiefe Gewässer an schwülen Tagen wechseln, und ihre Lippen schwellten leise und sichtbarlich, wie junge Rosen unter einem warmen Regen schwellen.

Und Deghina überfiel ein süßeres Glück, als sie in den stillsten Wäldern je befallen hatte. Aber sie glaubte, daß dieses Glück nicht echt sein könne, weil es von jemand Bösem kam, darum sprang sie auf und sagte der Frau ihre Verachtung frei ins Gesicht.

Als sie es getan hatte, ging sie.

Aber der Mann, mit dem die Frau in Sünde lebte, ging ihr nach, und als sie in eine stille Gasse kamen, trat er vor sie hin und sagte: „Du hast die Frau beschimpft, die wir alle lieben, darum muß ich dich schlagen."

Sie war gar nicht erschrocken, und während sie im hellen Mondenschein ihre Gestalt nach vorne über ihren Schatten neigte und die Arme weit von sich streckte, wie jemand, der zeigen will, daß er ohne Waffe ist und keinen Angriff plant, sagte sie:

„Wenn du mußt, dann will ich dich nicht hindern."

Da schlug er sie über den bloßen Nacken, und der Abdruck seiner Hand brannte wie ein Mal auf ihrer Haut. Als er fort war, richtete sie sich auf und empfand erst jetzt den Schmerz des Schlages. Sie empfand ihn mit eigenartiger Intensität, denn er drang durch ihr Fleisch und sickerte tropfenweise auf ihre Seele.

Und ihre Seele, die zart und empfindsam war und bisher keine Roheit kannte, wand sich unter diesen Tropfen, als wären es Tropfen glühenden Erzes. Deghina selbst aber war voll wilder Freude, und ohne auf die Qual ihrer Seele zu achten, sagte sie:

„Wo bist du, Gott? Ich habe dich in allen Wäldern gesucht und habe dich nicht gefunden. Ich habe dich gesucht, weil ich mit dir über deine Werke reden wollte. Über deine Wälder wollte ich mit dir reden, weil sie voll Wunder sind. Aber ich konnte nie mit dir reden, weil ich dich nie gesehen habe. Doch jetzt rede ich mit dir, wo immer du bist. Aber nicht über deine Wälder, sondern über deinen Menschen. Ich weiß, du bist stolz auf ihn. Ich aber sage dir, dein Mensch ist böse, und sage dir, du sollst dich schämen."

Das sagte Deghina hinauf zu den Sternen, sagte es hinauf zu Gott. Dann ging sie weiter. Sie ging mit starken tönenden Schritten, und die ganze nächtige Gasse war voll von ihrem Gang ...

Gott aber hatte ihre Worte gehört und merkte sich ihre Stimme ...

Den nächsten Abend sah Deghina denselben Mann wieder.

Er war ohne die sündhafte Frau und in einer Stimmung, wie sie ihn jedesmal vor dem Dichten zu befallen pflegte. Er trank Wasser und redete über Jesus.

„... warum sind wir so böse und wollüstig?" sagte er.

„... schauet den großen Nazarener! Die Frauen liegen zu seinen Füßen und weinen um seine Küsse. Er aber zeigt ihnen seine Wunden und sagt ihnen ihre heimlichsten Sünden ... warum sind wir so böse und wollüstig ..."

Und der Dichter schloß die Augen und versank in ein langes Schweigen. Seine Freunde aber waren nicht reumütig gestimmt, darum gossen sie schnell ein paar Tropfen Wein in sein Wasser. Als er die Augen wieder aufschlug, trank er davon, und nun wurde seine Schwermut lichter, und er redete über die heiligen Lehren der Inder.

Erst redete er über Sakjamuni, den Weisen, den Königssohn, der sein väterliches Schloß verließ und in die Wälder wanderte, wo ihn der große Traum befiel, den er den Menschen kündete:

„Alles Sein ist Schmerz."

Als der Dichter an diese Stelle gekommen war, redete er nun lange über die Auslöschung des Lebens als einzige Möglichkeit, allen Leiden zu entfliehen. Aber seinen Freunden, die Söhne gezeugt hatten, gefiel diese Rede nicht. Darum warteten sie auf einen günstigen Augenblick, und als er wieder einmal die Augen schloß, um die Bilder seiner Seele besser sehen zu können, gossen sie ihm noch mehr Wein in sein Wasser. Als der Dichter getrunken hatte, wurde seine Schwermut noch lichter als vorher, und nun redete er über die Söhne des Brahma, über die heiligen Männer, deren Wandel aus dem göttlichen Haupte Brahma entsprossen ist und die, nachdem sie einen Sohn in die Lehren der Veda eingeführt haben, sich im höchsten menschlichen Erlangen mit der Bettlerschale um den Himalaja lagern. Lange redete er davon und erging sich in Träumen, wie auch er einst mit der Bettlerschale um den Himalaja lagern werde.

Seine Freunde aber, deren Söhne nichts von den Lehren der Veda wußten, verstanden seine lange Rede nicht und warteten darauf, ihm noch mehr Wein in sein Wasser zu schütten.

Nur Deghina, die er gestern geschlagen hatte, verstand ihn, und ihre Augen hingen entrückt an seinem Munde. Das Feuer seiner Seele hatte ihre Seele erfaßt, und ihre Seele brannte mit der seinen. Aber noch war sie arglos, und ihr Herz wußte nichts von der Verwandlung.

Endlich schloß der Dichter wieder für längere Zeit die Augen, und nun zogen ihm seine Freunde das Wasser weg und stellten ein Glas mit Wein an seinen Platz. Kaum aber hatte er davon getrunken, so lichteten sich seine Züge, und die Dichtung, deretwegen er so viel Schwermut leiden mußte, prasselte wie ein feuriger Regen um seinen Geist. Da sammelte er voll Jubel die glühenden Zeichen, fügte sie ineinander und siehe, es ward ein Gedicht von einem Pavillon aus Kristall, der inmitten eines dunklen Sees schimmert, mit einer herrlichen Brücke aus Jade. Nun wurden auch die Freunde aufmerksam, denn in dem kristallenen Pavillon befanden sich kristallene Treppen, und darauf wandelte in durchsichtigen Gewändern eine schöne bleiche Frau. Sie war eine Herrscherin, und alles Gefolge mußte hinter ihr schreiten, nur die Liebe und der Schmerz gingen dicht an ihrer Seite, denn diese beiden sind mächtiger als alle Königinnen der Welt. So wandelte die schöne Frau durch den kristallenen Pavillon über die kristallenen Treppen, und neben ihr wandelten der Schmerz und die Liebe.

Es muß nun gesagt sein, daß den Freunden dieses Gedicht immer besser gefiel. Sie waren mit schönen Frauen, mit dem Schmerz und der Liebe vollständig vertraut und verstanden alles, ohne viel darüber nachdenken zu müssen. Darum tranken sie den Wein in immer reicheren Zügen und lauschten mit großem Behagen. Anders aber war das mit Deghina. Kaum hatte der Dichter die Liebe und den Schmerz der Liebe geschildert, so wurde sie ihrer Verwandlung gewahr und spürte voll Kummer und Scham, daß sie ihre Sündlosigkeit verloren hatte. Aber noch rang sie um ihre Tugend, und weil sie glaubte, daß Worte mit Worten geschlagen werden können, sprang sie auf und schmähte des Dichters Gedicht. Nun gibt es aber für einen Dichter nichts Gräßlicheres, als wenn man seine Gedichte schmäht, darum wurde er entsetzlich zornig und brach augenblicklich seine Rede ab. Weil sie ihn nun aber nackt in seiner größten Schwäche sah, ebbte die Flut der Liebe für einen Augenblick von ihrer Seele, und sie wurde noch einmal frei und sehend. Und während sie ihre Reinheit und ihre Stärke zum letztenmal empfand, sagte sie:

„Du wirst nie mit der Bettlerschale um den Himalaja lagern, weil du eitel bist."

Dann nahm sie ihr Überkleid und ging.

Aber sie ging, als habe sie den Keim einer tödlichen Krankheit empfangen, und zum erstenmal gaben ihre Schritte in der nächtigen Gasse keinen Laut.

Es ist furchtbar, einen Dichter zu lästern, aber es ist noch viel furchtbarer, Gott zu lästern; und als Deghina in jener Nacht stundenlang mit all ihrem Trotze gegen Gottes Zorn gekämpft hatte, hob sie die Arme gen Himmel zum Zeichen, daß sie sich nun ergebe, und sagte:

„Herr, o Herr, ich habe dich in den Wäldern gesucht, und ich habe dich nicht gefunden. Da bin ich unter die Menschen gegangen, und dort habe ich dich gefunden. Ich habe dich gefunden und erkannt und sehe, daß dein Finger auf mich weist . . .

Furchtbar habe ich gesündigt, und furchtbar hast du mich gestraft. Aber sei gnädig und verderbe mich nicht. Jede Genugtuung will ich dir geben, dir und deinem beleidigten Menschen . . .

Was willst du, daß ich tue? Soll ich hingehen und ihm dienen? Aber siehe, ich bin nicht würdig, seine Schuhe zu lösen . . ."

Das sagte Deghina hinauf zu den Sternen, sagte es hinauf zu Gott. Die ganze Nacht wanderte sie dann in den schweigenden Straßen umher, als aber die ersten Menschen aus ihren Häusern kamen, floh sie und verhüllte voll Scham ihr Antlitz mit den Haaren . . .

Zu Hause verschloß sie alle Türen und warf sich auf ihr Lager. Darauf verfiel sie in einen Halbschlaf, wie ihn Kranke haben, ehe das Fieber kehrt. Aber selbst im Schlaf rang sie gegen den Willen Gottes, bis sie endlich schweißgebadet erwachte. Sie setzte sich auf ihren Bettrand und beschaute verwirrt ihre Gestalt. Das Überkleid, die schmutzigen Schuhe, das ungeordnete Haar. Plötzlich erinnerte sie sich ihrer Verwandlung und sank zurück. Aber während sie die Augen schloß und die Ohren mit den Händen deckte, als wolle sie die Stimme und das Bild des Dichters aus allen ihren Sinnen schalten, lauschte sie in heimlicher Verzückung nach innen, denn die Liebe, die Gottes Zorn über sie verhängte, saß in ihrem Leibe und riß an den Strängen ihres Herzens, daß es ertönte, als trüge es Glocken an seinen Enden. Und plötzlich schien ihr ihr Leib, den sie früher nie beachtet hatte, heilig und feierlich wie eine Kirche. Sie streckte die Hände weit von sich, auf daß sie ihn nicht durch eine Berührung entweihe, und saß wie zu Stein erstarrt. Doch nicht lange dauerte dieser Zustand der Ergebung. Sie war zu lange frei gewesen und hatte sich den Gesetzen der Ordnung zu lange nicht gefügt. Durch einen zornigen Ruf sammelte sie die verscheuchten Kräfte ihrer umlagerten Seele und versuchte noch einmal, Gott zu trotzen. Sie sprang von ihrem Lager und hängte hohnlachend schwere Tücher vor die Fenster, weil sie glaubte, daß sie die Sonne aus der Welt schaffen könne, wenn sie sie aus ihren Augen schaffe. Aber die Sonne drang durch die schwersten Tücher, und da wußte Deghina, daß sie sich vor Gottes Finger nicht verbergen könne. Sie fühlte nun keinen Widerstand mehr und legte sich mit geschlossenen Augen wieder in die Kissen. Es war um diese Zeit, daß ihr Tod begann. Deghina selbst ahnte nicht, daß sie sterben würde, und meinte, die jähe Schwäche in ihren Gliedern sei nur ein Zeichen großer Erschöpfung. Sie wäre schreiend vor Angst durch die Gassen gelaufen, wenn sie gewußt hätte, daß ihr Tod so

nahe war. Aber Gott ist noch in seiner größten Strenge gnädig und allerbarmend. Als Vorboten ihres Sterbens schickte er ihr keine leiblichen Schmerzen, sondern einen Schlaf, wie er ihn Kranken und Kindern gönnt. Ruhig und ohne die Qualen, die alle diejenigen, die mit dem Leben fest verbunden waren, durch ihre Auslösung erleiden, wollte er sie zu sich nehmen. Weil sie aber durch ihre große Liebe nicht nur Gott, sondern auch den Menschen verfallen war, hatte er nicht alle Gewalt über sie, und ihre Gedanken gingen selbsttätige Wege. Sie träumte.

Sie träumte von den Männern, die mit der Bettlerschale um den Himalaja lagern, und wähnte sich unter ihnen. Aber sie war nur dort, um einen aus ihrer Schar zu suchen, und schaute jedem Bettler ins Gesicht. Doch den, den sie suchte, fand sie nicht, und erwartungsvoll spähte sie am Wege aus. Viele Tage und viele Jahre hatte sie so nach ihm ausgespäht, aber wie sie auch spähte, er kam nicht. Eines Morgens jedoch kam einer seiner Freunde. Er war der Jüngste und Schweigsamste gewesen, und Deghina erinnerte sich seiner wohl. Sie glaubte nun, daß auch der Dichter nicht weit sei, und fragte den Freund, wann er hier sein werde. Der aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich glaube nicht, daß er heute kommt. Ich glaube auch nicht, daß er morgen kommt. Er ist berühmt geworden, und seine Freunde feiern seine Berühmtheit mit einem großen Gelage. Die ganze Stadt hat Wein dazu gespendet, und das Gelage dauert schon zehn Jahre. Es ist aber noch so viel Wein da, daß man kaum merkt, daß sie schon seit zehn Jahren trinken, und es kann sein, daß das Gelage noch zehn Jahre dauert."

Dann ließ er sie stehen und begrüßte mit einem ernsten Schweigen die heiligen Männer, die mit der Bettlerschale um den Himalaja lagerten ... Deghina aber wachte auf, und es dauerte lange, bis sie sich besinnen konnte, wo sie war. Eine Weile lag sie ganz still, dann meinte sie aufzustehen, um ihr Haar zu kämmen und sich zu schmücken, weil sie aus einem Grunde, den sie sich nicht erklären konnte, den Dichter erwartete. Wie sie aber die Hand heben wollte, war sie es nicht imstande, und nun spürte sie, daß ihr Leben von ihr floß. Sie spürte deutlich, wie es aus einer unsichtbaren, unsagbaren Wunde floß, und war nicht einmal mehr stark genug, darüber zu erschrecken. Nie ist jemand eines schöneren Todes gestorben, aber Deghina starb auch nicht an einer Krankheit ihres Leibes, sondern an der Liebe . . .

Der Dichter saß mit der sündhaften Frau am Rande eines prächtigen Ruhebetts, als ihm seine Freunde die Kunde von Deghinas Tod brachten. Sie glaubten, daß er sich über die Nachricht freuen werde, weil sie sein Gedicht geschmäht hatte, aber er sprang erregt von der Seite der schönen

Frau und rang die Hände voll Kummer. Endlich wurde sein Schmerz leichter, er begann zu weinen und sagte:

„O daß sie gestorben ist! O daß ich ihr mein Gedicht nie mehr zu Ende sagen kann! Vielleicht hätte sie es schön gefunden, hätte sie es ganz gekannt . . .“

Die sündhafte Frau aber lächelte und sagte:

„Du bist ein so großer Dichter und ein so kleiner Mensch! Nun sie tot ist, quält dich die Reue, daß du unhöflich und heftig warest. Und das mußt du auch noch lernen. Es ist keine Kunst, die Meinung über uns von bedeutenden Menschen anzuhören. Aber es ist eine Kunst, sie von unbedeutenden Menschen anzuhören. Doch um wieder auf dein Gedicht zu kommen . . . warum bist du so kleinmütig und zweifelhaft? Weshalb soll dein Gedicht nicht schön sein und jedem gefallen? Kommt nicht eine Brücke aus Jade darin vor? Ja . . . nun siehst du . . . alle Dinge aus Jade sind schön. Ich habe eine Gürtelschnalle aus Jade, die ich lieber trage als alle meine andern Gürtelschnallen. Du kannst beruhigt sein . . .“

In dieser Weise tröstete die Frau den Dichter, und der Dichter ward getröstet . . .

Rundschau

Die Arbeiterschaft und der innere Friede

von Ferdinand Tönnies

Aus der unermeßlichen Kriegsliteratur ragt ein Buch hervor („Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland". Herausgegeben von Friedrich Thimme und Karl Legien. Verlag von S. Hirzel in Leipzig 1915), das man alle Ursache hat, als ein Friedensbuch zu bezeichnen: es will „über die Möglichkeit und die Bedingungen einer geistigen Arbeitsgemeinschaft zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen Geisteswelt" klar zu werden helfen. Zwanzig Aufsätze, je von zehn bis achtzehn Seiten, sind in diesem Sinne vereinigt worden, bei deren Anordnung so verfahren worden ist, daß je ein „bürgerlicher" und ein „sozialistischer" Aufsatz zusammengestellt sind, sagen in ihrem Vorwort die Herausgeber.

Da ich selber an diesem Unternehmen teilgenommen habe (Nr. 14), so möchte ich zunächst mir erlauben, meine innere Stellung dazu öffentlich kundzugeben.

Mit dem eigentlichen Sinn und Geist der Sache bin ich nicht nur einverstanden, sondern darüber innerlich tief erfreut. Diese Freude hat mich über die äußere Form hinwegsehen lassen. Ich selber bediene mich aus freien Stücken nie des Wortes „bürgerlich" in dem hier beliebten Verstande und komme mir sonderbar vor, daß ich einen „bürgerlichen Aufsatz" geschrieben habe. Dieser Gebrauch des Wortes ist eine Übersetzung des französischen Bourgeois, und der Ausdruck ist so typisch französisch für die emporstrebende und emporkommende kommerziell-industrielle besonders auch finanzielle Oberschicht, die sich dort allmählich der Staatsgewalt bemächtigte, daß wir mit gutem Grunde auch im Deutschen das Fremdwort „Bourgeoisie" darauf anwenden, wie es zuweilen auch im Englischen geschieht, wo man sonst nur das farblose Wort „Mittelklasse" in diesem Sinne gebraucht. Der Bourgeoisie setzte sich schon in der großen Revolution das „Volk", später das „Proletariat" entgegen, und auch diese Gegenüberstellung von Bourgeoisie und Proletariat ist in weitem Umfange in die deutsche wissenschaftliche Literatur übergegangen. Sozialistische Lehren sind

wesentlich zugunsten des „Proletariats" oder der „arbeitenden Klasse" aufgestellt worden, werden auch vorzugsweise innerhalb dieser Klasse anerkannt und geglaubt. Aber entsprungen und ausgebildet sind sie in Köpfen, deren Träger zum guten Teil nach Herkunft, Bildungsgang und sozialer Stellung dem Adel (wie der Graf St. Simon) oder dem wohlhabenden Bürgertum (wie Owen, Sismondi, Rodbertus, Marx, Engels, Lassalle und so viele andere) angehörten, um von solchen Gelehrten, die auf dem Katheder saßen oder sitzen – ich nenne nur F. A. Lange und Adolf Wagner – zu schweigen.

So sind denn auch unter den sozialdemokratischen Mitarbeitern an diesem Buche die Herren Dr. Heinemann, Dr. Lensch und wohl noch der eine oder andere Herr ohne Titel, ebensowenig „Proletarier" als einer der Mitarbeiter, die als „bürgerlich" zusammengefaßt wurden.

In Wirklichkeit handelt es sich, wie auch am Schlusse des Vorwortes angedeutet wird, um die „Parteizugehörigkeit" und Nichtzugehörigkeit, das ist etwas ganz anderes.

Über die Gründe, welche bisher – und wahrscheinlich auch in Zukunft noch – auch ausgesprochen sozialistisch denkende Gelehrte (und zwar nicht nur solche, die auch ein Lehramt bekleiden) von der sozialdemokratischen Partei in Deutschland trennen, ist es jetzt nicht an der Zeit, zu reden. Sie dürfen aber als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Ein literarisches Zusammenarbeiten (in Zeitschriften und Sammelwerken) hat auch bisher schon gelegentlich stattgefunden. Gleichwohl ist dieses Buch ein Ereignis. Es bedeutet die Anbahnung einer Verständigung. Dies beruht darauf, daß gewisse scharfe Kanten des Gegensatzes, wie er bisher durch so viele Jahre hindurch die sozialdemokratische Parteiwelt von der gesamten übrigen politischen Welt trennte, abgeschliffen wurden, daß die Erfahrungen dieses Krieges vereinend, versöhnend gewirkt haben. „Die Deutschen auf dem Wege zur einigen und freien Nation", so drückt in kühner Zuversicht der Historiker Hermann Oncken in dem einleitenden Aufsatz diese Tatsache aus: mit einem Zitat aus Lassalles „Sickingen" beschließt er seine Darstellung, die den großen Zerstörer Krieg als Schöpfer neuen Lebens („auch dieses Mal") zur Anerkennung bringen will. Dazwischen eine feine Erörterung des Problems. „Jetzt handelt es sich darum, daß nach den deutschen Stämmen auch die deutschen Klassen zu einer einzigen sozialen und nationalen Gemeinschaft sich für immer verschmelzen." Eine Hauptschwierigkeit sieht Oncken in dem historischen Zusammenhang der Sozialdemokratie mit der Gedankenwelt ihrer ideellen Vorkämpfer und Begründer, die in der Zeit vor dem Nationalstaat wurzele und (bei Marx und Engels) in einem Menschenalter des Exils sich herausgebildet hatte. Anders Lassalle, der die von Fichte und Hegel überkommene vertiefte

Staatsidee wie eine Fackel, die nie wieder verlöschen konnte, in die Literatur des deutschen Sozialismus hineingetragen habe. Dieser Idee nach sollen die Staatsbürger befähigt werden, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit durch den Staat zu erlangen, die ihnen als Einzelnen unerreichbar wäre. Darin sei enthalten, was die Gegenwart belebe, was die Zukunft zu erfüllen habe. Die Bildung des Einzelnen müsse noch mehr als bisher Ehrensache der staatlichen Gemeinschaft werden, auch die wirtschaftliche Zukunft der deutschen Arbeiterklasse hänge an dem Siege des Reiches. Eine Summe von Freiheit solle das letzte Erträgnis des Krieges sein: „Was an historisch überkommenen Hindernissen und an ängstlichem Vorurteil dem entgegenstand, das muß zu Boden fallen." „Überall, wo die Struktur des Staates in Deutschland und Preußen allzu eng mit dem klassenmäßigen Aufbau der Gesellschaft verknüpft und den sittlichen und wirtschaftlichen Bedürfnissen der Minderbesitzenden entgegengesetzt ist, da muß ein Umbau einsetzen; er kann sich nicht von heute auf morgen überstürzt vollenden, aber er muß zum Endziel aller politischen Arbeit werden." — Diesem programmatischen Aufsatz schließt sich — gleichsam als Einschlag zu der Kette — ein solcher von Gustav Noske über den Krieg und die Sozialdemokratie an. Hier wird zum Ausdruck gebracht, daß die Sozialdemokratie getan habe, was ihr im Interesse des ganzen Volkes, und insbesondere auch der Arbeiterklasse, geboten erschien, daß sie aber nach dem Kriege ihre Forderungen mit allem Nachdruck geltend machen werde, ohne zu vergessen, daß politische und wirtschaftliche Fragen stets Machtfragen waren für die herrschenden wie für die aufstrebenden Klassen. „Die Volksmassen werden mit gesteigertem Selbstbewußtsein aus dem Kriege hervorgehen." Wenn diese Worte bezeugen, daß die alte Kampfes- und Angriffsstimmung — die in der Tat im innerpolitischen Leben gar nicht zu entbehren ist, so sehr deren Mäßigung und Veredlung jeder Partei am Herzen liegen sollte — nicht erloschen ist, so überwiegt doch auch hier die warme vaterländische Gesinnung. Die Stellungnahme der Fraktion zu den Krediten sei von größter Bedeutung gewesen, nicht nur nach außen hin; ohne sie hätten die ihr anhängenden Krieger kaum so, wie es der Fall war, mit hingebendster Opferbereitschaft erfüllt sein können und wäre das Gefühl innigster Geschlossenheit im Heere nicht möglich gewesen, „das bisher wunderbar auf den Geist der Soldaten aller Dienstgrade einwirkte". Ebenso sei die Haltung der sozialdemokratischen Presse, sowie der politischen und gewerkschaftlichen Organisationen von größter Bedeutung für Deutschlands Schicksal in dem Weltkriege gewesen. — Ein zweites „Paar" bilden Friedrich Meinecke — wieder ein Historiker — und August Winnig, Vorsitzender des Deutschen Bauarbeiterverbandes. Meinecke erörtert die internationalen und pazifistischen Ideale der Sozialdemokratie, auch im Hinblick auf den Friedensschluß.

Wir werden auf den reichen Inhalt des Buches „Weltbürgertum und Nationalstaat" (zweite Auflage 1911) zurückverwiesen, wenn Meinecke erklärt, daß er jene Ideale bekämpfen müsse, wo sie mit den nationalen Interessen unserer Politik, wie wir sie verstehen, unvereinbar sind, aber „wir werden fortan diesen Kampf ohne aufreizenden Argwohn führen können". „Die Eiferer und Zionswächter des nationalen Gedankens im bürgerlichen Lager, denen jeder Beisatz weltbürgerlicher und pazifistischer Gesinnung verdächtig ist, erinnern wir daran, daß die nationale Idee in Deutschland einst auf weltbürgerlichem Mutterboden gewachsen ist und, so wunderlich es ihren Ohren auch klingen mag, einen guten Teil ihrer Kraft und Größe aus ihm gezogen hat. Wilhelm von Humboldt und Fichte begannen als Weltbürger und hörten es auch nicht auf zu sein, als sie die nationale Flut in ihr Inneres einströmen ließen. In der Mischung und Auseinandersetzung nationaler und weltbürgerlicher Gedanken, wie sie in der heutigen Sozialdemokratie vor sich geht, wiederholt sich nun der Werdegang unserer nationalen Idee." Meinecke wagt auch, Grundsätze der Friedenspolitik aufzustellen. Der Friede dürfe nicht die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sein. „Das heißt: die Forderungen unserer Militärs und Admirale müssen wohl gehört und aufs ernsteste erwogen werden, aber entscheiden darf nur das Urteil des verantwortlichen Staatsmanns, der die kriegerischen wie friedlichen Möglichkeiten der Zukunft am sorgfältigsten gegeneinander abzuwägen vermag. So hat es Bismarck gehalten, so haben wir es auch zu halten." Humanitäre Ideale und realpolitische Erwägung seien nicht notwendig ausschließend gegeneinander.

„Im Nationalismus und Internationalismus treten uns zwei Gedankenkreise entgegen, deren gegenseitiges Verhältnis jeder festen Formel spottet und eben darum hier wie dort eine Quelle verwirrender Mißverständnisse ist. Es wäre falsch, wollte man den nationalen Gedankenkreis als die Norm für das Völkerleben der Vergangenheit und den internationalen als die Norm der Zukunft bezeichnen" . . . „Gerade darin liegt die Tragik des Dilemmas begründet, daß beide von starken Kräften des wirtschaftlichen und sozialen Lebens unserer Zeit gestützt und gefördert werden. Der nationale Gedanke ist heute nicht schwächer, sondern stärker als in der Frühzeit der kapitalistischen Wirtschaftstechnik, stärker als in jedem früheren Zeitabschnitt". Sind auch diese Sätze dem Aufsatz des Geheimrats und (nunmehrigen) Berliner Professors entnommen? Nein, sie stammen aus dem Parallelurteil des Gewerkschafters Winnig, dessen Namen gelehrte Kreise nicht kennen. Die ganze Ausführung ist trefflich durchdacht. „So ist der nationale Gedanke gerade in unserer Zeit zum wirklichen Gedanken der Nation geworden. Die Masse des Volkes weiß und fühlt, daß das Schicksal der Nation und ihres organisatorischen Ausdrucks: des Staats,

auch ihr Schicksal ist" . . . „sie fühlt sich wirtschaftlich, politisch und kulturell an dieser durch den Staat ausgedrückten Gemeinschaft beteiligt und an sie gebunden". Eine bestimmte Höhe der geistigen Kultur gehöre dazu, um den Begriff des Volkstums in seiner tiefen Wahrheit zu verstehen. Je tiefer der Arbeiter in den ewig grünen Wundergarten des deutschen Schrifttums eindringe, um so tiefer und inniger empfinde er Volkstum und Sprache als das „Jugendland, in dem die Völker wachsen und gedeihen", um es mit Gottfried Keller zu sagen. „Ich kann diese Wirkung bezeugen, denn ich habe sie selbst in mir erlebt" — ein Stück Geistesgeschichte des Arbeiters unserer Zeit. Mit „Gedanken über künftige Staatsreformen" tritt nach ihm Gerhard Anschütz, der Staatsrechtslehrer, auf: wiederum Blätter nicht geringen Inhalts; der Ausbau des Reiches leitender Gedanke: „die Reichsflut ist im Steigen, hoch, elementargewaltig rauscht sie daher". Die Fehler der Organisation der Reichsregierung, wie die Notwendigkeit einer Reform des preußischen Wahlrechts werden kraftvoll geltend gemacht. „Alle Würde, alles Ansehen, und damit letzten Endes doch auch alle Macht des Staates ruht auf dem Vertrauen, welches ihm sein Volk entgegenbringt." Wir möchten diese Worte dreimal unterstreichen: kein Politiker darf den Gedanken, der darin enthalten ist, je vergessen. Wiederum folgt ein Sozialdemokrat, diesmal ein bekannter Politiker. Philipp Scheidemann betrachtet die Neuorientierung der inneren Politik. Er zitiert die Worte des Reichskanzlers vom 21. Dezember: „Wie von einer Zaubergewalt sind die Schranken gefallen, die eine öde und dumpfe Zeit lang die Glieder des Volkes trennten, die wir gegeneinander aufgerichtet hatten in Mißverstand, in Mißgunst und in Mißtrauen. Eine Befreiung und eine Beglückung ist es, daß nun einmal dieser ganze Wust und Unrat weggefegt ist." Diese Worte könnten in der Tat als Motto dem ganzen Vereinigungsbuche vorangestellt werden. Scheidemann gibt der Hoffnung Ausdruck, es werde der Friede, nachdem das Vorurteil der Vaterlandslosigkeit weggeräumt sei, auch noch zwei andere beseitigen: „das Vorurteil, daß wir den Haß gegen die Reichen predigen und das Vorurteil, daß wir nur zerstören wollen."

Der Inhalt des Buches geht von den allgemeinen Fragen — unter denen manche Leser die der Flotten- und Kolonialpolitik als Lücke empfinden werden — zu besonderen über. Der Mitherausgeber Legien, Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften, steuert einen Artikel über die Gewerkschaften bei, nachdem Ernst Franke die Mitwirkung der Arbeiter an den öffentlichen Aufgaben in Deutschland mit seiner reichen Kenntnis und Erfahrung erörtert hat. Vermißt wird ein Beitrag über die Konsumgenossenschaften und ihre Bedeutung für das Volkswohl, also auch für die Arbeiterfrage, eine Bedeutung, die gerade in den gegenwärtigen Er-

nährungs- und Verteilungsorganisationen sich trefflich bewährt hat. Wäre nicht ein Abgeordneter zu finden gewesen, der die Stellung der Partei — besonders die in Zukunft gebotene — zu dieser wichtigen Angelegenheit beleuchtet hätte, während auf der anderen Seite Franz Staudinger der erlesene Mann gewesen wäre, die Erkenntnis der Sache philosophisch zu fördern? Ebenso wäre wohl die „Bodenreform" größerer Aufmerksamkeit, als sie durch gelegentliche Erwähnung findet, wert gewesen, da sich in ihr schon heute eine stattliche Kraft von Gedanken und Bestrebungen versammelt, die wenigstens in einem Gebiete, und zwar im Urgebiete, ausgesprochen antikapitalistisch ist und doch weite Kreise gut „bürgerlicher" Elemente erfaßt hat, die der Sozialdemokratie fern und zumeist wohl feindlich gegenüberstehen. Endlich hätte auch die Bevölkerungsfrage eine besondere Darstellung verdient. — Im übrigen wird man dieser Sammlung nicht bestreiten können, daß sie reichhaltig ist; und auch das Beiwort „anregend" wird man ihr nicht verweigern. Hervorgehoben möge noch werden der Aufsatz von Robert Schmidt über „neue Wege in der Sozialpolitik", der von Tröltsch, „Die Kirchen- und Religionspolitik im Verhältnis zur Sozialdemokratie" und der von Natorp über „die Wiedergeburt unseres Volkes nach dem Kriege", dem ein solcher von Heinrich Schulz (Vorsitzender des Zentral-Bildungsausschusses der sozialdemokratischen Partei Deutschlands) über „die Schule nach dem Kriege" sich anfügt. Den Schluß bildet eine Betrachtung des Mitherausgebers Dr. Thimme, Bibliotheksdirektor des Herrenhauses, „Gemeinsame Arbeit, der Weg zum inneren Frieden". Es heißt darin, die Schrift wolle ein Beispiel und ein Vorbild für das künftige Zusammenarbeiten aller Parteien im neuen Deutschland geben. Wer aber in ihr eine Erörterung von Prinzipienfragen vermisse, solle sich ein Wort Friedrichs des Großen gesagt sein lassen, das gerade jetzt nicht genug beherzigt werden könne: „Der Herrscher hat keinerlei Recht über die Denkungsart der Bürger ... diese Toleranz ist für die Gemeinschaft, in der sie eingeführt ist, sogar dermaßen vorteilhaft, daß sie das Glück des Staates begründet." — In eine lebendig warme Berufung willenskräftigen Idealismus klingt das Buch aus. Ein Buch, das geeignet ist, allen als Wegweiser zu dienen, die in bezug auf die soziale Frage eines guten Willens sind, also entschlossen sind, Verständigung zu suchen, Wege zu bahnen, Brücken zu bauen. Je mehr wir wissen, daß Streit und Kampf immer sein werden, ja daß Widerspruch das Wesen der Welterscheinungen in Werden und Vergehen, umsomehr werden wir Grund finden, den Gegensatz gegen Streit und Kampf zu würdigen und zu fördern. Insonderheit den inneren Frieden um des Streites nach außen willen, das Bewußtsein der Gemeinschaft. Ein neues Sammelwerk, das Herr Thimme im gleichen Verlage herausgegeben hat

(„Vom inneren Frieden des deutschen Volkes") will diesem auch in den Bereichen der Religion und der Weltanschauung dienen. Es wird die Überzeugungen nicht verändern, sowenig wie das vorhin besprochene Buch; vielleicht aber werden beide manchem helfen, verschiedene, auch von der eigenen weit abweichende Überzeugungen aufzunehmen „wie sie gegeben werden", und besser als bisher zu verstehen: also wahre Aufklärung und Bildung zu mehren.

Österreichische Menschheit

von Willi Handl

Der Krieg wird das österreichische Problem nicht lösen; aber er wird es klarstellen. Vorher waren dort alle Fragen — und nicht nur die nationalen, sondern auch die internationalen und andere, noch empfindlichere, die man gar nicht mit Namen nennen darf — von der einen Vorfrage umdunkelt: ob es denn überhaupt der Mühe wert sei. Es hat sich, Gott sei Dank, gezeigt, daß es noch sehr der Mühe wert ist. Die Vorfrage ist erledigt; nun werden, wenn erst das Getümmel schweigt und die Welt wieder Vernunft haben will, die eigentlichen Fragen rein ans Licht kommen, und man wird sich, aufatmend oder zähneknirschend, um die Antworten bemühen müssen. Nicht nur im Lande selbst; was da geschaffen werden soll, geht, nach wie vor, ganz Europa an. Wenn diesmal, wie wir alle hoffen, der Frieden, und nichts als der Frieden selbst, das vornehmste Ziel des Friedensschlusses sein soll, dann wird vor allem die Stelle, an der der große Brand ausbrechen konnte, künftig mit besonderen Sicherungen gehegt sein müssen. Und es wird viele Österreicher recht herzlich freuen, zu sehen, wie nun auch die Nachbarn, die vordem ganz anders wollten, an der Erneuerung Österreichs auf ihre Weise Anteil haben werden. Rein negativ, versteht sich: dadurch, daß verschiedenes nicht mehr sein und nicht mehr geschehen wird. Aber wie ungeheuer bedeutungsvoll sind solche Negativa! Aus ihrer Wirkung erst kann die Art und die Kraft der positiven Bestände völlig offenbar werden. Österreich wird endlich seiner eigenen Menschheit klar gegenüberstehen und wird sich in ihr behaupten müssen, wie es sich jetzt und vorher gegen die Feinde behauptet hat. Da werden Taten der Verwaltung, der Gesetzgebung, der kulturellen Entwicklung, vor allem aber wahre Genieleistungen der Staatskunst zu vollbringen sein. Das Was und das Wie dieser Aufgaben deutet sich eben in Umrissen an. Die Ausführenden? Ja, da müßte zunächst ent-

schieden werden, ob es bei dieser Neugestaltung mehr auf die Männer oder mehr auf die Völker ankommen wird. Beide sind zur Zeit verhindert, sich politisch ganz zu offenbaren (oder können doch solche Verhinderung glaubhaft vorschützen). Die Erinnerung aber, daß unmittelbar vor dieser äußersten Probe Österreich mit Männern zu wenig, mit Völkern fast zu sehr gesegnet war, stärkt und vertieft den Wunsch, es möchten jetzt doch lieber die Völker selbst, gleichviel, wer führt und wer regiert, ihrem Staate Kern und Gestalt zu geben versuchen. Wollten sie das einmal ernstlich und miteinander, so könnte sie niemand hindern. Da ist das Problem aller Probleme: ob der österreichische Gesamtwille, von den Ereignissen des Krieges aufgeweckt und emporgehalten, dann auch politisch als Einheit weiterwirken wird; ob zwischen den österreichischen Nationalitäten eine österreichische Menschheit erstanden ist.

Wie aber sollte sie werden? Auch im Politischen geschehen ja Wunder; doch nur solche, die sich erwarten und erdeuten lassen. Soll sich künftig eine übernationale Einheit von österreichischem Typus entfalten, so müßte sie jetzt schon irgendwie vorgebildet, in erkennbaren Grundlagen vorhanden sein. Sie ist vorhanden. Aus geographischen und wirtschaftlichen Einwirkungen, aus dem gemeinsamen Erleben in Jahrhunderten ist dort irgend etwas ins Geblüt gedrungen, und kein Nationalismus, sei er auch bis zum Selbstmord unentwegt, kann es wieder austreiben. Staatsgedanke — wenn man es so nennen will. Aber dieses Wort bezeichnet eher ein Programm, als eine Tatsache. Was sich bisher verspüren läßt, gilt vielleicht weniger und ist doch mehr als nur Gedanke. Es ist Instinkt. In Brüderschaft oder Feindschaft ein Drang nach gleicher Art der Lebensbeherrschung, ein Griff nach gleichen Formen, Rufe von gleichem Klang. Sie können nicht anders, sooft sie auch geglaubt haben mögen, anders zu wollen. Beweise? Die Weltgeschichte, mit Einschluß dieses Weltkrieges, wäre zum Beispiel einer. Er könnte genügen. Aber wer sich auf solche psychologische Auslegung vieldeutiger Geschichtsvorgänge nicht einlassen will, dem bieten sich in der Geselligkeit, in den Künsten, im Schrifttum zahllose Dokumente von besserer Handlichkeit, dem bloßen Auge sichtbar. Ein paar Bücher der letzten Zeit, von ganz verschiedener Art und auch im Wert ungleich, geben wieder Zeugnis dafür. Es wird etwa eine Ortschaft in der östlichen Ecke von Mähren geschildert. Kleinstadt mit allerlei Zank, Tratsch und gedrückter Heimlichkeit. Robuste und verhohlene Menschen; Bauern, Händler, Knechte; Lümmel, Schreier, Schleicher und gute Seelen. Es ist slowakisches Volk; Verwaltung und Besitz in deutschen Händen. Nationale Feindschaft beginnt eben erst, sich zu regen, steckt noch in den Erstlingsformen der Auflehnung von Klasse gegen Klasse, der kaum verdeckten Scheelsucht. Die Erzählung („Die

fremde Frau", Roman von Paul Zifferer) spielt in den sechziger Jahren. Es ist zu vermuten, daß der Verfasser persönliche Erinnerung, überlieferte Familiengeschichte oder irgendeine aufgezeichnete Chronik für den Grundriß und den Ausbau des Romans verwendet hat. Wie kämen sonst Beobachtung und Phantasie zu dieser seltsamen Wahl? Einerlei; auch diese entlegene Umwelt zeigt sich, in der Mischung der wohlbekannten Elemente, als ein gleichgearteter Teil der gesamten österreichischen Lebendigkeit. Ein scharfsichtiger Realismus zeichnet die Figuren, wählt die Bilder. Das gibt kräftigen Strich und derbe Tönung. Alles Menschliche ist in sichere, klar verbundene Umrisse eingesetzt, von einfacher Logik, leicht übersehbar. Es ist die Arbeit eines Geistes, der mit Verstand zu beobachten und das Gesehene klug einzuordnen weiß. Die Gültigkeit der Typen ist also verläßlich. Auch die merkwürdige bäuerliche Judenfamilie mit ihren vielfachen Verzweigungen ins Städtische, Industrielle und Intellektuelle, an deren Schicksalen die Ereignisse dieses Romans bauen und rütteln, ist ganz typisch. In den sudetischen Provinzen, im Marchfeld, im slowakischen Ungarn finden sich solche Häuser. Sie liefern den Städten trinkfrohe Studenten, tüchtige Ärzte, Kaufleute von starkem Auftrieb, vorzügliches politisches Material. Lauter rassige Menschen; aber von einer Echtheit, die zwischen der angestammten und den umgebenden Rassen ihre eigene Linie hält. Es ist ihnen eher anzumerken, aus welcher Gegend, als aus welchem Blut sie sind. Doch wird ihr Leben zumeist vom Geblüt und von Überlieferungen ihres Volkes bestimmt. Sie gehören jedenfalls zu den erstaunlichsten Mischungsprodukten des österreichischen Zusammenlebens. Sie verbinden und vermitteln, zwischen den Ortschaften, den Schichten, den Berufen; das ist seit Geschlechtern ihre Funktion. Gemeinhin glaubt man, sie seien davon nur sehr geschmeidig und durchdringlich geworden. Aber das trifft doch zumeist bloß die in den Städten Ausgesetzten. Die andern, die als Dörfler oder Kleinstädter ihrem Boden treu geblieben sind, werden in ihrer einfacher geprägten Umwelt oft harthäutig und rauh bis zur Verbauerung. Von solchen wird hier erzählt. Die Familie selbst, die schon zu viel Blut an städtische Menschheit und Tätigkeit abgegeben hat, ist in Auflösung. Sie wird von der fremden Frau, die einer der Söhne hereingebracht hat, überdauert und fortgeführt. Diese eine trägt mit allem Leid, das ihr als der Fremden angetan wird, auch noch den Druck des zusammensinkenden Hauses; und läßt sich dennoch nicht in seinen Fall mitreißen. Sie bleibt aufrecht, und mit ihr bleibt die Art dieser Menschen, der sie trotz allem ganz angehört.

Die literarische Absicht des Romans geht auf Schilderung von Menschen und Zuständen. Es sind Notizblätter eines geschickten Zeichners. Am Stoff selber liegt es, daß er, in die richtige Perspektive gestellt, auch ge-

samtösterreichische Bedeutung haben kann. Die gemeinsame Prägung schlägt eben überall durch; am Stoff und am Geist, der ihn bildet. So kommt es, daß dieses Buch mit einem andern von ganz verschiedener Absicht und Struktur doch eine gewisse heimatliche Verwandtschaft zeigt. Bleibt Milieu an die Erde gebunden und von Umgebung bestimmt, so möchte man meinen, daß Psychologie dagegen freier walten, sich vom Heimatlichen lösen und international verfahren kann. Und doch ist auch dieses andere Werk, das nur inneres Ereignis und Seelenzustand geben will, („Der Kampf", Roman von Ernst Weiß) ein durchaus österreichisches Buch. Seltsam, daß hier wieder eine Frau mitten in Verfall und Zusammenbruch sich bewährt, ihr inneres Eigentum und das Ziel ihres Lebens unverletzt behält. Vielleicht ist das mehr als ein Zufall; vielleicht ist es ein Symptom. Persönliche Kraft, die das Schicksal überwindet, indem sie es, wissend und tätig, mit den eigenen Händen ergreift: das ist eine allgemeine Sehnsucht der aufsteigenden Generation. Und wenn solches Heldentum in diesen beiden Büchern Frauen zugeschrieben wird, so mag Ähnlichkeit des Geblüts, der Umgebung, der Überlieferungen immerhin Anteil daran haben. Jedenfalls ist es ein merkwürdig verwandtschaftlicher Zug in zwei sonst grundverschiedenen Werken. In dem Buche von Weiß spricht die Heimat nicht aus der Zeichnung und der Gruppierung der Menschen, sondern aus dem eigentümlichen Flimmer ihrer Umrißlinien und aus dem besonderen Rhythmus des inneren Erlebens. Ein erstaunlicher Reichtum an seelischer Bewegung ist sorgfältig, mit feiner Kenntnis und wohl auch mit einiger Umständlichkeit, auseinandergelegt. Untergang der Haltlosen, Romantischen, im Gefühl Verwirrten, Aufstieg der stärkeren Seele, die das Leben trotz allem meistert: das wird mit aller Feinheit, die die Technik des psychologischen Romans seit einem Menschenalter erworben hat, ausgesponnen und zu Ende geführt. Die Schauplätze wechseln, die Luft der Heimat geht überall mit. Es ist ein Buch voll innerer Unruhe, übertönt von einer starken Sehnsucht nach Zusammenfassung und Beschwichtigung; und gibt so, auf seine eigene Art, österreichische Stimmung von gestern und von heute.

Das sind Versuche von Jüngeren, die nach Bewältigung des Lebens drängen. Groß und frei steht neben ihnen das Werk des einen, der unaufhörlich, in der Tiefe des Instinktes und in trotziger Bewußtheit, mit den österreichischen Problemen gerungen und sie nur immer verwickelter und widerspenstiger gefunden hat, sooft er sie von irgendeiner Seite her gefaßt zu haben glaubte. Hermann Bahrs umfassender und nie beruhigter Geist will sich in seiner neuen großen Dichtung („Himmelfahrt", Roman; die drei hier genannten Bücher sind bei S. Fischer, Berlin, erschienen) ganz vom Boden wegheben, das Irdische hinter sich lassen und die Er-

füllung in Gott aufsuchen. Und gibt dabei notgedrungen doch wieder eine Spiegelung heimatlicher Schicksale. Wie der Kampf um die Erlösung im Glauben in diesem Roman dargestellt wird, ist er durchaus österreichisches Erleiden und Erleben, von der Natur und Geschichte des Landes selbst hervorgebracht. Unbestreitbar echtes Eigentum dieses exemplarisch österreichischen Dichters. Die Figuren, die Landschaft, die äußere Plastik des Lebens von einer wunderbaren Klarheit und gemeisterten Farbigkeit. Innerlich aber glüht alles von geistiger Leidenschaft, die den letzten Sinn ihrer stürmischen Erschütterungen sucht, sich nun einwurzeln und befestigen will. Daß die Befestigung in den Formen des katholischen Bekenntnisses gefunden wird, ist — es wird deutlich genug herausgesagt — eine rein persönliche Sache und auch persönlich von Natur und Geschichte vorbestimmt. Der starke Hang, den Erscheinungen des Geistes in endgültigen Erkenntnissen beizukommen; die Lust, diesen Hang logisch zu stützen oder zu überwältigen; der Trieb ins Überschwengliche, Erdenthobene; die Unruhe der selbstbewußten Kraft, die Streit und Krieg, sei es auch gegen sich selbst, haben muß, um leben zu können: diese Grundzüge sind in Bahrs Persönlichkeit und Werk von allem Anfang erkennbar gewesen. Ihrem problemhaften, ewig gereizten Ineinanderwirken ist ja vor allem die Fülle und glänzende Vielgestaltigkeit seines Schaffens zu danken. Und nun vertraut er darauf, das Problem seiner Eigenheit im Katholizismus ganz zu erfassen und aufzuheben. Wer ihn je tiefer zu erkennen versucht hat, wird sich sagen: wenn der bedeutenden Ungleichheit seiner Natur überhaupt ein voller Ausgleich beschieden ist, dann muß es dieser sein. Allerdings könnte dann mit dem Reiz des problemhaften Widerspruchs auch manches Reizende seiner künstlerischen Wirkung aufgehoben werden. Aber dafür wäre die Macht und Stetigkeit der in sich einigen Natur gewaltig erhöht. So ist zu hoffen. Seine Entwicklung hat sich erfüllt. Sein Weg kann von da an nur geradeaus gehen; denn es gibt von diesem Ufer kein Abstoßen ins Unverhoffte mehr. Jedes andere seiner Bekenntnisse war bisher, dem Einsichtigen unschwer deutbar, nur Selbstprüfung und Übergang. Dieses Letzte, Höchste ist Verpflichtung, die festhält. Nach ertrotzten Überwindungen die ersehnte Wende.

Wende und Aufschwung ersehnt diese ganze Zeit. Und Österreich lebt nur noch von solcher Sehnsucht. Auch dieses Buch ist ein Zeichen dafür, daß sie erfüllt werden muß; nicht, wie sie sich erfüllen wird. Die Rechnung des eigenen Gewissens muß jeder für sich abschließen. Für das Volk im ganzen Reiche ist wichtig, daß jetzt das Gewissen aller aufgerufen wird, um sich zur Entscheidung bereit zu halten. Die nächste Zukunft wird fragen, — wird zuerst fragen, ob dort eine ganze und in sich verbundene Menschheit ihr antworten will. Diese, und nur diese wird Österreich sein.

Expreſſionismus

von Theodor Däubler

Der Volksmund ſagt: wenn einer gehängt wird, ſo erlebt er im letzten Augenblick ſein ganzes Leben nochmals. Das kann nur Expreſſionismus ſein!

Schnelligkeit, Simultanität, höchſte Anſpannung um die Ineinandergehörigkeiten des Geſchauten ſind Vorbedingung für den Stil. Er ſelbſt iſt Ausdruck der Idee.

Eine Viſion will ſich in letzter Knappheit im Bezirk verſtiegner Vereinfachung kundgeben: das iſt Expreſſionismus in jedem Stil.

Farbe ohne Bezeichnung, Zeichnung und kein Erklären, im Rhythmus feſtgeſetztes Hauptwort ohne Attribut: wir erobern unſern Expreſſionismus!

Alles Erlebte gipfelt in einem Geiſtigen. Jedes Geſchehen wird ſein Typiſches. Da die Notwendigkeit ſich zuſammenfaſſend zu äußern in vielen Köpfen entſcheidend einſetzt, vehement hervorzuckt, bekommen wir einen Stil. Er wird allgemein verbindend ſein und die Äußerung des Perſönlichſten fördern und erleichtern. Unſre Not ſo und nicht anders zu tun iſt keineswegs im Sinn einer fataliſtiſchen Notwendigkeit gedacht, ſondern im Geiſte von: eines tut not! Folglich Freiheitsbewußtheit. Künſtleriſches Behaupten. Die Dinge, die wir ſchöpfen, ſollen ichbegabt ſein: nicht für unſern Standpunkt perſpektiviſch entfaltet, ſondern aus ſich ſelbſt hervorkriſtalliſiert. Der Mittelpunkt der Welt iſt in jedem Ich: ſogar im ichberechtigten Werk. Der Rahmen des Gemäldes wird die Grenze ſeiner Begreifbarkeit, das Bild zieht uns weder zu ſich, noch weiſt es uns einen Platz zum Betrachten an: es wälzt ſich aus ſich ſelber in ſeine Erfaßbarkeiten. Wenn wir beim Schöpfen ſind, ſo geben wir dem Ding ſeinen geiſtigen Schwerpunkt, der zugleich der Mittelpunkt ſeiner Sachgemäßheit ſein muß. Damit hats einen Kern. Von dem ſtrömt nun unſre eigne Leidenſchaft aus. Wir ſtaunen, daß wir ſie ſo zuſammenfaſſen und dadurch ſteigern konnten.

Der Kubismus iſt perſpektiviſch als Höhenanſicht gedacht, ähnlich wie das Curt Glaſer bei den Chineſen aufdeckt. Dort entrollen ſich die Dinge unter uns, wie aus einer Art Vogelſchau. Ein Auge im Aeroplan blickte gewiſſermaßen in den Kubismus. Nun gings noch weiter: die Dinge zeigten von ſelbſt ihre innern Geometrien. Sie ſtrahlten aus eigner Seeleninhaberſchaft. Folglich abermals myſtiſche Perſpektive, Auftakt zu einer Hierarchie. Rückfluß in den Ichkriſtall.

Die Bewegung entſtand in Paris, ziemlich gleichzeitig in verſchiedenen ſchöpferiſchen Menſchen: Gleizes, Picaſſo, Braque, Metzinger zogen ihre

Schlüsse aus Derains Erdeutlichung des Geheimnisses von Cézanne. Delaunay ist der erste bewußte Expressionist. Betrachten wir sein vollkommenstes Bild: den Eiffelturm. Bereits das Gesicht des Eisenturms. Das Gegitter ist Geknitter. Der Recke fällt ebenso gut von den Sternen herab, als er von der Erde aufragt. Im Geistigen ist es auch so. Unsre Heimat ist oben. Wir leben hier unsre Sternenabkunft. Auch die großen Werke. Sie sind sogar noch entschiedener sternheimatlich. So ein Turm hat daher keine Lotrechte. Sie sinkt unter der Last der Sterne ein. Somit knickt der Turm überall zusammen. Er ist eine Ziehharmonika, von oben ebenso gut festgehalten wie von unten. Gestirne spielen drauf. Das Haus ist wohl auch so, der Eiffelturm wurde jedoch der moderne Bau überhaupt. Deshalb ist er noch losgelöster vom Raum als irgendein Gebäude. Er ist Gerüst und Gerippe des Zukünftigen. Er ist scheinbar nutzlos. — Dient keinem Zweck. Alles das ist über ihn bei Delaunay gestaltet. Um den Eisenriesen müssen sich immer Gewitter bilden, die sich dann irgendwo, in der Beauce oder Champagne, entladen mögen. Nur der Künstler sieht das. Er vermutet einen ewigen Wolkenknäuel mit Gitterblitzen. Auch unsre Mansardenverstiegenheiten zu Paris haben etwas vom Eisengetreppe des Stahlzackensymbols an der Seine. Die Stadt ist ganz eigentlich unaufhörliches Gekletter, unzersteigbares Treppauf, Treppab. Somit haben die Pariser den Eiffelturm, seitdem es Miethäuser mit sechs, sieben, acht Stockwerken gab, in einemfort erstiegen. Schließlich mußte der Erklimmerturm dastehen mitten unter dem Klettergeschlecht. Er selbst ist der erste Expressionist. Der Eiffelturm hat eine Seele: er ist ein Künstler. Er ist auch der Vater von Delaunay.

Absolute Farbe kann nur beruhigt sein. Delaunay begreift Farben im Augenblick, da er sie noch zum Stillstehn bringen kann. Sie ist dann Fläche geworden, nicht Farbfleck! Sie scheint noch zu atmen: darum ist sie oft neoimpressionistisch übersprenkelt. Sie glutet aber auch als Fläche geometrisch entfaltet in ein Kompositorisches: in Delaunays Farbe bewegt sichs noch.

Paul Klee beklebt gewissermaßen seine Bilder mit den absoluten Ergebnissen seiner Farbenverarbeitungen. Oft aber huschen sie noch geradezu hauchhaft auf und davon: wie überflammenhaft. Klee ist jedoch zu stärkerer Beständigkeit in der Farbe als Delaunay gekommen. Dafür verlebendigt er häufig seiner Farben Atemgeheimnisse mit graphischen Zeichen. Etwas noch Tunesisch-Ungekanntes, etwa wie künftige Fliegenschrift, zaubert um seine Schöpfungen.

August Macke war in seinen letzten Bildern in der Richtung auf die freizüngelnde Farbe zu sehr weit gelangt. Was bei ihm besonders erstaunlich, ist, daß er eigentlich am Gegenständlichen festgehalten hat. Er

geistert Menschen und Pflanzen, wie aus einem astralen Regenbogen in das Tal der Tatsachen. Wie durch leuchtende Prismen flammen oder schatten wir, teilhabend an der absoluten Farbe, bei Macke dahin. Wir werden dabei beinahe unser, von einer andern Welt aus, auf die Erde Geträumtsein.

Den entscheidenden Eintritt in eine neue Epoche bedeutet Wassili Kandinsky. Wir sehen sehr oft bei alten Werken über die Komposition, und unabhängig davon, Farbenharmonien dahinwolken. Wir wollen kein durch die Zeichnung auferrichtetes Theater mehr dulden; lassen wir es wegfallen. Und wir sind gleich bei uns zu Hause. In der körperlosen Seele. Mit Kandinsky bei seinem tiefsten Traumzauber. Er zeigt uns Wahrzeichenverglasungen. Entscheidungskristalle. Blaue Kundgebungen des Beschlusses vor ihren Einkörperungen in Taten. Er bringt uns sogar gelb erregt in das Abenteuer irdischer Bestätigungen von seelenlila Wunschgeburten.

Zuerst war die Güte: wir schleierten, kaum roterknospt, veilchenzart und blausicher in morgenrosa Verliebtheit zueinander. Wir vergewissern uns auch jetzt noch unsrer innern Grünbündeleien. Farbe ist vollkommnes Wohlgesinntsein: wir bringen, ebenso wie die Blumen, der Welt ihre Buntheit. Unsre Seelenfalter blühen, sternen empor in ihr blaues Freiheitssein. Rasche Goldströme verwolken sich in Werken. Wir beschenken Mensch und Wald mit roter Schönheit. Wir wissen von weißer Einfalt. Ausfälle aus Heftiggelb langen in blaue Unabwendlichkeiten. Ihre Farbe wird schöpferisch. Auf sich allein gestellt beblauen sie sich hoffnungsbunt. Sie glauben an lila Quallen, an schwarze Flugzüge durch Klarblau. Grüne Andacht staunt, wie sich die Seele holdrot in sich selbst emporraketet.

Wenn bei Kandinsky Mongoleien, farbenmystisch chaotisierend oder einen Kosmos ergrenzend, zu uns hereinwolken, so bleibt Léger Europäer: Westeuropäer. Seine Elemente sind Rauch und die Gestaltung. Zwei Gegensätzlichkeiten, die nur er ineinanderbinden, sagen wir, in die Lotrechte schachteln konnte. Bei Léger ist Aufstieg Leichtigkeit. Besondere Atembegabtheit. Die Spirale des Rauches bei ein wenig Wind. Die Farben: koketteste Einverständnis mit der Form. Beide knapp und rätselhaft einfach. Léger ist leicht: leicht aus Strenge. Er weiß heut am säuberlichsten in Weiß-Schwarz zu schalten. Schwarz-Weiß wäre unrichtig. Bei ihm herrscht Weiß: das Silberzittern, das die Rauchsäule einnimmt, oder in sich zurückzwingt. Léger ist der erste Weiß-Schwarz-Künstler.

Den Kubismus, der, in eine Perspektive gewandelt, zur besten Strenge führt, bringt Jacoba van Heemskerck. Alles Dekorative ist ausgeschaltet: ihr Werk ist auf höchste künstlerische Richtigkeit gestellt.

Eine Arabeske, die nicht dekorativ, sondern dynamisch in unser Schauen hereinneigt, ist ganz verpflanzlicht: Campendonck. Seine Farben haben Pflanzentemperatur, selbst wo sich Tiere hervorzucken lassen, entscheidet im Mimikry die Pflanze.

Oskar Kokoschka ist der echteste Expressionist, besonders wenn wir an ein Formales und nicht an das rein Geistige denken. Denn meistens bleibt er durchaus logisch, während sich andere Jüngste teilweise ganz ins Märchenhafte hinüberranken, ins Irrationale hineinraketen. Oder sie lassen aus bloßester Willkür Buchstäblichkeiten hervorblitzen. Wenn man aber unter Ausdruck klarste Formsprache einer Geistigkeit meint, so übergipfelt Kokoschka alle andern. Die Tierähnlichkeiten eines jeden griffelt er als Schwarz-Weiß-Zauberei in jedem Porträt unglaublichst vor die Sinne. Aber dabei jedesmal unheimlich diskret. Er ist Chiromant: er kann in der Handfläche lesen; das heißt: jedes Gesicht wird so wie bei der Ausdruckshand, seine Enträtselung aus den Linien heraus. Er, wie kein andrer, kann Stirnrunen lesen. Neuartige Zeichen beweisen tiefste Menschlichkeit auf Hand und Wange. Nicht die Struktur des Kinnes ist eigentlich wichtig, sondern die Zerbissenheit der Nase, meinetwegen des Kinnes Benervtheit: seine Besternung. Dabei eine klassische Grundlage: Kokoschka zerzerrt bloß das Linienprinzip des Hergebrachten, läßt aber das Aufgebaute intakt. Er setzt Raupen hin, wo Andere kaligraphisch schöne Rundlichkeiten ineinander überfließen lassen. Dazu ist er jedoch zu grundsätzlich; um ganz anarchistisch zu sein auch zu buchstäblich. Wie sollte er nicht. Nur er, der Chiromant, kann Buchstaben, auf Schläfe und Genick entziffert, beweisen.

Seine Farbe ist ein Perlmutterndes. Oft ein blutrünstig Rot, häufig Wolkenblau, Frühmorgengrün, Perllila. In einigen Winterlandschaften Märchengeglitzer: ängstlich weiß. Ruhebedürftig-Weißlich. Dabei keineswegs wirksame Farbensymbolik. Vielmehr bis in den Ernst getriebener Ausdruck einer Spielerei unter Farben. O, seine Rots sind oft aufwühlerisch, obschon sie vielfach himbeerhaft hingesprenkelt anmuten. Aber sie setzen so spinnenartig ein, daß uns Taumel erfaßt! Kokoschkas Tier ist die Spinne. Wie sollte es beim Händekenner anders sein? Er hat ein Netz aus Kunst erfunden, das er über die Dinge wirft: dann schnürt er fest zu, und das Eingefangene zappelt noch fort, wenns in seinen Rahmen eingesperrt ist. Hier und da träumt er aber auch Menschen frei. Dann tragen sie perlmutternde Meere mit sich fort. In die Welt des vollendetsten Ausdrucks.

In der Bildhauerei sollte die ethische Lotrechte wieder durchbrechen. Phantastik mußte sich abermals emporrecken: aus sich hinausfliegen sollten die verängstigten Gemüter. Viel Seele kann man aber bloß bei starkem Stil fassen, denn Seele fließt über, verströmt sich, liebt aber zugleich die

Form, aus der sie sprühen darf. Wir sprechen von Wilhelm Lehmbruck. Seine Kniende ist das Vorwort zum Expressionismus in der Skulptur. Das ist kein Beten mehr, sondern eine Andacht, ein Glauben an die Lotrechte, die kommen muß. Wenn dieses Weib aufstünde, die Kniende, so wäre sie ein groteskes Gespenst: sie wird aber einmal aufstehen, uns mitreißen. Oder uns zurücklassen. Unsre Träume werden ihr aber aufgehetzt immer nachängstigen. Vorderhand ist die Kniende unsre zusammengelegte Lotrechte.

Lehmbrucks Schreitender ist heute bereits der trigonometrische Standpunkt in der Bildhauerei. Er ergibt sich als ein Übereinandergekegeltes. Seine Beine hat ein Meistergriff eingeteilt, damit ein menschlicher Körper Architektur werde. Moderne In-sich-Gerissenheit und dabei wieder steile Zum-Gewissen-aufgebautsein.

Lehmbrucks Stil ist durchaus eigenartig. Die Grundlagen auch bei ihm klassisch, bei seinen Zeichnungen wirds am deutlichsten einsehbar. In den Skulpturen stülpt und trichtert er, ohne das Erlebnis unter den Dingen zu verletzen, Vorstellungen des Weibes vom Zwerchfell oder von den Knien an, nach oben. Er weiß den Zenit. Er ist von der Wirbelsäule sehr ergriffen. Er wird immer gipfeln: ganz natürlich verläuft bei Lehmbruck alles im Scheitel.

Er verstehts, ganz sonderartig eine Vollplastik zusammenzustümmeln, damit sie, ganz nahe bei der Natur, trotzdem nur Kunstwerk werde. Jeder Arm, der weggestumpft wurde, ist da, um das Bildwerk innerlich zu gestalten. Jedes scheinbar abgeschlagene Bein wandert seelisch fort, damit die Statue leben kann.

Nadelmann hat den Stil im Bildhauerischen bis aufs äußerste zugespitzt. Alles ist bei ihm abstrakt, Linie, Prinzip geworden.

Viel weicher, in seine schöne Fleischlichkeit zurückgekrümmt, und dennoch höchst im Stil gefaßt, ist die Statue bei Ernesto de Fiori. Seine Bildwerke schreiten behutsam einwärts zu einer einfach gefaßten Klassik. Das Gliederpuppige an ihm schwärmt sich aber dabei in höchster Modernität aus.

Manola ist ein bewußt typisierender Klassizist. Durrio gibt uns bereits im Denkmal für Arriaga, das in Bilba errichtet werden soll, eine neue Monumentalität.

Das, was bei seinem Freunde Gauguin Farbe blieb, kann da Stein sein. Der allerfliegendste Bildhauer ist Archipenko. Sein kauerndes Weib ist schwanger an ewigen Geometrien. Wir alle sind Menschen geworden, um geistig geschaute Kuben emporzurecken zu den Gestirnen. Wir verleiblichen unser Sternbild. Sternbilder in Stein sind Wesen voll von Haß oder Gruppen aus Liebe. Aus Schönheit. Wir haben Scham über uns gezogen, damit unsre Nacktheit geometrisch erstrahlen, sich in Marmor hineinkristallisieren kann. Bei Archipenko werden Seelen Steinwürfe gegen die Planeten, Steinausbrüche zum Sternbild des Herkules. Der Mensch ein

Gehäuse für Geistigkeit. Sein dauerndes Leid dazusein ein Nest, aus dem das Sternenkind die Ewigkeit erfliegen wird! Das sagt Archipenko. So ist der Expressionismus!

Stadion

von Oskar Bie

Fünfzigtausend Menschen verlassen auf einmal das Stadion. Sie wälzen sich über Treppen hinab, um in einem gemeinsamen Strom zu münden, der sich durch Tore hinaus ergießt. Dimensionales Gefühl! Unbestreitbar großes Gefühl dieser Riesenmasse schwarzer, weißer, roter Ballen von Menschen mit Menschenstecknadelköpfen. Es wippt auf und ab. Grandiose Wellen streichen über die Masse. Der Einzelne ist unrettbar. Er muß in dem Strome mit, und der Strom geht so ruhig, fast still, im Selbstbewußtsein der Masse, die sich nicht stören darf, will sie sich nicht zerstören. Im Zuschauerraum war es eine nicht zu fühlende Menge, draußen zersplittert es sich in Spaziergänger. Aber dies Hinausgehn war soziale Kraft, Kriegskraft, die den Einzelnen verschlingt. Organisation, durch eine Architektur von Treppen und Toren vorgeschrieben. Ich habe nie etwas Ähnliches erlitten, wie dieses tausendfältige Hinausschwimmen. Den Menschenozean. Grüne Flöte? O, das war Sortie de l'opéra. Achtzehntes Jahrhundert. Dieses aber ist Schicksal der Gegenwart. Nicht mit Flötentönen zu beschreiben, sondern mit der Posaune.

Das Stadion ist einen Viertelkilometer breit. Es ist so weit, daß der Menschenkranz geräuschlos wird. March hat es in antikischem Stile gebaut, es ist etwas Nacktes in dem Effekt. Menschen sinken darauf ein, wie Regen auf heißem Boden. Ein Riesenakt scheint in der Phantasie aufzusteigen, nackter Mensch von einem Kilometer Höhe, der steht in der Mitte und räumt den Himmel auf. Auch der Himmel muß nackt sein. Die Bevölkerung kämpfte wochenlang an der Enthüllung des Himmels. An diesem Sonntag gelang es. Es war die Entspannung zwischen zwei Depressionen. Kurz vor dem Anfang fegte ein Nordweststoß die letzten Wolken davon. Die Sonne strahlte. Die rhythmische Kraft der Masse hatte das Wetter bezwungen. Der Druck ging siegreich gegen den Himmel. Der Himmel, einer der lebendigsten Bestandteile der Aufführung, war in die menschliche Regie eingezwungen. Wie eine Beschwörung ging es von der Masse aus. In der Generalprobe hatte sich die Sonne noch vor Walther versteckt und hatte Beckmesser beschienen. Es war unmöglich. Jetzt gönnte sie sich den einzigen Schatten in der Pause. Der Schatten wirkte wie eine Beklemmung oder Gewissensfrage. Was hatten wir da

gemacht und unter der Güte der Sonne vergessen? O Leben, o Himmel, o Sonne, o Krieg – sie sitzen hier an einem heiteren Sonntag, Reste der Kunst zu sehen, die von der Wohltätigkeit über einen Viertelkilometer gespannt sind, um ein Vermögen im Netze zu fangen. Lachen sie, weinen sie, sind sie hier, sind sie wo anders? – man weiß es nicht, man fühlt sie nicht, man fühlt sich nicht, nur das Riesenhafte fühlt man, das Unvereinbares vereinen will und doch vorhanden ist, als Wille, als Unternehmen, sei es als Vorwand für die Herrschaft zweier Stimmbänder über eine Bevölkerung von Zuschauern, oder zweier Regiehände und zweier Dirigentenhände über eine Bevölkerung von Darstellern, und den Triumph der Sonne über alle. Wer hat wen beschworen, die Sonne die Menschen, die Menschen die Sonne? Wer hat Schuld, wer Sieg? Es ist Krieg, es ist Schicksal. Masse steht gegen Masse und zwei Hände schaffen Suggestion. Menschen und Himmel. Ich reiße die Augen weit auf. Wo bin ich? Der Mensch, der den Kuß der ganzen Welt zu bieten bereit ist, wendet sich schaudernd ab. Eine Empfindung von bloßer Technik, meilenlanger, vierdimensionaler Technik bleibt übrig. Der Kuß flieht in den Himmel. Er trifft einen Aeroplan, der schnurrend das Stadion umkreist.

Der Aeroplan fliegt gerade über den Chor „Wach auf", von dreizehnhundert Menschen gesungen. „Ich hör singen im grünen Hag ein' wonnigliche Nachtigall. Die Nacht neigt sich zum Okzident, der Tag geht auf vom Orient." Ungeheuer schwillt es in den Raum und der Flieger photographiert es. Es wird in die neutralen Staaten geschickt werden, diese festliche Menschenmasse. Und fünf Kinophotographen eilen auf dem Standplatz hin und her, die bewegteste Szenerie zu erhaschen. Von der Frosch- und von der Vogelperspektive muß es photographiert werden. Der Dirigent hört es nicht. Er faßt seine Sache sachlich auf. Der Musiker bleibt bei den Leisten, seien sie auch die Goliathschen. Er überlegt sich genau und eifrig die Verstärkung des Orchesters, die Schattierung der Verstärkung, die Direktion der Schattierung. Hörner immer vervielfachen, Blechbläser nur im Tutti, Holzbläser je nach Bedürfnis, erste Violinen an fünfzig. Im ganzen dreihundert Musiker, die sich gegenseitig nicht hören. Der Chordirigent arbeitet mit derselben Sachlichkeit. Bei großen Chören die ganze Masse, bei kleinen die Teile. Also nicht blöde Multiplikation, sondern dimensionale Nuancierung. Selbst der Sänger arbeitet für den Zweck. Er übt sich einen langhallenden, nachgestoßenen Ton an. So dringt er zur Unmittelbarkeit durch. „Zerfällt erst deutsches Volk und Reich, in falscher welscher Majestät kein Fürst bald mehr sein Volk versteht; und welschen Dunst mit welschem Tand sie pflanzen uns ins deutsche Land." Er dringt zur Unmittelbarkeit durch. Hans Sachs, er sieht sich um in diesem Kreise, wir finden ihn gar scharf und weise.

Die Festwiese der Meistersinger (mit der Ouvertüre) und Wallensteins Lager waren gewählt worden. Die Freilichtwerte der beiden Stücke sind verschieden. Musik hält immer den Himmel aus. Chöre, Ansprachen, Lieder, Tänze gewiß erst recht. Freilich: was die Bühne an Phantasie der Freiluft ihnen gibt, nimmt ihnen die freie Luft an Illusion. Es wird eine Übersetzung in eine andere Sprache, nicht etwa ins Original. Wallensteins Lager aber ist nicht einmal mit der Anwartschaft auf Illusion eines weiten Horizontes geschrieben. Es handelt sich um prologisierende Gespräche, die Exposition geben. Nur die Kapuzinerpredigt hat Luft. Das Reiterlied wenigstens Echo. Der Regisseur, der in den Meistersingern ein Freilicht-Zentrum fand, findet hier nur eine Peripherie. Er stattet sie mit Reiterkavalkaden, Lagerfeuern, Wagen, Eseln und Dudelsack aus. Es hätten noch dreitausend Statisten sein mögen, um beidemal den Viertelkilometer Wiese zu bedecken.

Es ist ein Unterschied zwischen dem akustischen und dem optischen Moment. Akustisch läßt sich bis zu einer gewissen Grenze durch jene nuancierte Multiplikation Eindruck erzielen. So vergrößert man auch Bachsche Chöre und Orchester für unsere Riesensäle. Optisch aber läßt sich das, was auf Bühne und Front berechnet ist, nicht ohne weiteres vervielfältigen: es verführt zur Nebensache. Das ganze Lagerleben, mag es noch so bunt sein, hat mit dem Schillerschen Stück nichts zu tun. Hier ist keine Freilichtbühne, hier ist ein Freilichtzirkus. Die Bühne, ob gedeckt, ob frei, ob antik, ob modern, gestaltet frontal, flächenhaft, mit Illusion der Plastik; der Zirkus gestaltet plastisch, rund, mit Illusion der Fläche. Das Lagerleben war rund, das Schillersche Stück ist außer der Predigt nur Fläche; das ging im Problem auseinander. In den Meistersingern wird die flächenhafte Szene des Sängerwettkampfs ein Produkt der Aufzüge, die runde Optik haben; das ist konsequenter. Dafür wirkt in den Meistersingern das feste sichtbare Orchester als Realität im Raum gegen die Idealität der Bühnenvorgänge im selben Raume, was für das Auge nicht so zusammengeht wie für das Ohr. Im Wallenstein entwickelt sich das bißchen Musik aus der Szene, und das hält besser. So kugelte sich das Problem unter freiem Himmel: noch ungebändigt inmitten der kompakten Menschenmasse.

Am Tage der Aufführung belebten mich nur Massengefühle: soziale. Am folgenden war die Analyse fällig mit sorgsamer Nennung aller verdienstvollen Namen: kritisch. Jetzt steigen die Probleme auf: ästhetisch. Kitsch war es nicht, es war viel zu schüchtern dazu. Was ist der Kitsch: konventionelle Bestreichung niedriger Instinkte mit erprobten, gewerbsmäßigen Mitteln. Dimensionen haben damit nichts zu tun. Ich kehre in die Massengefühle zurück. Wäre es nicht möglich, ohne daß man ältere

Stücke, die für andere Zwecke geschrieben wurden, für diese zurechtmacht, aus ihren eignen Notwendigkeiten heraus neue Kunst zu erfinden? Nicht veräußerlichen – sondern von außen erfinden? Das Kammerspiel hat seine Bedürfnisse, das Freilichttheater hat die seinen, der Freilichtzirkus habe sie auch. Mir schwebt vor: ein ambulantes Stück, plastisch zu sehen, das sich in der Masse entfaltet, in Gegensätzen der Masse, in Gipfelungen, in Terrain, in Farben – mit Musik, die nicht festgelagert spielt, sondern sich aus dem Gang des Stücks entwickelt, schreitend, aufspringend aus Sehnsucht, verklärend aus der Weite, keine Realität oder Illusion von runder Wirklichkeit, sondern ihre Idealität in einer höchst künstlerischen Abstraktion lebender, bewegter, tönender Vorgänge. Ein plastisches Oratorium, Fortentwicklung der Art von „Jedermann", von der Kirche ins Freie gesetzt, rings von Luft und Menschheit umgeben, mehrsteniger, vulkanischer, simultaner, polyphoner, ganz in Musik gestreckt.

Vergeßt nicht/ von Junius

Fürst Bülow hat eine halbvergessene Jubiläumsbetrachtung über Deutsche Politik seit der Thronbesteigung Wilhelms II. aus dem Sammelband, in dem sie zuerst erschienen war, gelöst und neu herausgeben lassen.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Zuspruch des Verlegers (Reimar Hobbing in Berlin), der, wie hoch er stehen mag, seine Geister doch schließlich immer nach Geboten der Marktwertigkeit und Konjunktur wirken läßt, diesen Vorgang bestimmt hat. Fürst Bülow ist kein Autor, der fürchten muß, von anderen verdrängt zu werden und in Vergessenheit zu geraten; er lebt nicht vom Erlös seiner Feder; und es ist nicht erlaubt, ihm eitle Vernarrtheit in Wort und Schrift zu unterschieben. Seine lange Amtszeit hat ihn mit dem tragischen Geschick unserer Tage unauflöslich tief verkettet. Er steuerte das deutsche Staatsschiff, als es mit straffen Segeln ins Weltpolitische hinausfuhr, die kontinentalen Überlieferungen der bismärckischen Machtpolitik als Ballast über Bord werfend; daher führt jeder Blick in unsere verschleierte Zukunft auf ihn, auf seine Geschäftsführung und die Bilanz seiner Verantwortungen zurück.

Wenn er also den Zeitpunkt für gekommen hält, seine Jubiläumsbetrachtung, die aus dem Glücksgefühl über fünfundzwanzig Jahre ungehemmter Aufwärtsbewegung in kollektiver Arbeit und Leistung geboren war und sich der Mühe glaubte entziehen zu können, zu einer einigermaßen kausalen Geschichtsbetrachtung auszuholen: wenn, sage ich, der Fürst den Augenblick für günstig hält, seiner Zeitchronik jetzt eine Massenverbreitung

zu geben, so übernimmt er von neuem, im Angesicht des rasenden Mordens ringsherum, die Verantwortung vor seiner Zeit und seinem Volke.

Das tut er mit der selbstsichern Ruhe dessen, der über eine unangreifbar solide Bilanz einen Rechenschaftsbericht ablegt. Hier habt ihr, scheint er in der Vorrede uns zuzurufen, hier habt ihr in meiner Chronik die Anfänge des gegenwärtigen Geschehens; und diese Anfänge betrachtet als zureichende Gründe für dieses Geschehen. Meine Staatsmannschaft rechtfertigen sie; und euch offenbaren sie, in diesem Wirrwarr der Hoffnungen und Wünsche und Befürchtungen, die Ziele, um deretwillen gekämpft und geblutet wird.

Wirklich? An nutzlose Polemik, aus Rechthaberei also, auch nur den Bruchteil einer Sekunde zu wenden, ist Verbrechen. Uns interessiert heute nicht einmal, was Bülows Arbeit als ein Stück politischer Epik sachlich, menschlich und ästhetisch wert sein mag. Aber des Fürsten rückwärts begründete Meinung stellt sich plötzlich mitten in den Streit der Meinungen über das unmittelbar Nützliche und Mögliche, — eine in ungefähren Worten sich äußernde Meinung, die jedes Eingehen auf die sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten früherer und gegenwärtiger Lage vermeidet; und da sie von der vormals besessenen Autorität zehrt und außerdem mit dem Gewicht einer ungewöhnlichen diplomatischen Personalkenntnis und Erfahrung beschwert ist, so beginnt man sie in den verschiedenen Lagern zu entgegengesetzten Zwecken zu verwerten. Nicht selten in einem der gegenwärtigen Regierung und dem leitenden Staatsmanne unfreundlichen Sinne. Darin liegt, scheint uns, eine Gefahr, an die der Fürst wohl nicht gedacht haben wird. Sie zwingt, sich den Ernst zu vergegenwärtigen, mit dem früher und jetzt Verantwortungen getragen werden, und sich auf Methoden, Verlauf und Ergebnisse seiner eigenen Amtsführung zu besinnen; wobei sich sofort zeigt, daß der Fürst ein Recht hat, von zureichenden Gründen für das gegenwärtige Geschehen zu sprechen, vielleicht aber kein so unbezweifelbares, sie für seine Rechtfertigung in Anspruch zu nehmen. Hat man, um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, den ungeheuerlichen Marokkovertrag vom 8. April 1904 zwischen Frankreich und England schon gänzlich vergessen? Der gehört, nebst den öffentlichen nud geheimen Parallelverträgen zwischen Paris und Madrid, unter die allerletzten Ursachen des Weltkonfliktes. Herr von Bülow hat ihn im Reichstag — ohne Vorbehalt — als erfreulich und deutsche Interessen nicht berührend bezeichnet. Es war, als ob er sagen wollte: Ist es nicht beglückend zu sehen, wie kriegshaltige Rivalitäten zwischen zwei Großstaaten durch einen Rechtsvertrag in ein harmonisches Nebeneinander übergeführt werden? Herr von Bülow stimmte — ohne Vorbehalt — zu, trotz dem Handelsvertrag, den wir mit Marokko hatten, und trotz der Madrider Konferenzakte von 1880, die Deutschland mit unter-

zeichnet hatte und welche die Unversehrtheit des Berberstaates zu schützen bestimmt war. Die Bemühungen um einen deutsch-englischen Zusammenschluß, der von London aus jahrelang erstrebt wurde, waren nach gehäuften Mißverständnissen und Reibungen endgültig begraben, die Wahl unter den Festlandsmächten, auf die Großbritannien sich stützen wollte, war getroffen und während unsre Diplomatie in der — in jedem Betracht unerwiderten — Anlehnung an Rußland das Heil erblickte, beschritten die andern fast gleichzeitig den Weg, der in Petersburg endete und den Ring um uns schloß. Der radikale Abgeordnete Delafosse verkündete sofort in der Pariser Kammer das ideale Ziel: den Dreibund zwischen England, Frankreich, Rußland ... Die paar der Objektivität fähigen englischen Beurteiler dieser Vorgänge, wie der Kolonialpolitiker Morel, gehen nachträglich auf diese Bindungen zurück und leiten die deutschen Rechtsansprüche, als auf gültiges internationales Recht gestützt, daraus ab. Der deutsche Kanzler aber erhob keinen Einspruch, deutsche Interessen waren nicht berührt und wurden, aus höheren politischen Rücksichten, geopfert. Gut. Aber was dann? Tanger, der Austritt Delcassés aus dem Friedenskabinett Rouvier, das unglückselige Algeciras, das unheimliche Aufflackern der nationalen Chauvinismen, der unaufhaltsame Zerfall des Dreibundes und die nicht mehr aufzuhaltende Gruppierung der Großmächte in der jetzt bestehenden Form, endlich das Verwachsensein jedes aber auch jedes lokalen Konflikts irgendwo auf dem Planeten mit dem europäischen Frieden ... alles, alles tritt wieder vor das Auge, das zur Rückschau aufgefordert wird, damit es Vorschau üben könne; und damit zugleich die sanft glättende Gebärde und das leicht beschwingte, mit Witz und guter Laune geladene Wort des früheren Kanzlers. Vom vielerlei Sonstigen, das seine reichskanzlerische Verantwortung deckt, will ich nicht erst zu sprechen anfangen, vom Auswärtigen nicht und nicht vom Inwendigen, nicht einmal von den Krämpfen der Schutzzolldebatten — mit dem Motto: Der freie Verkehr an den Grenzen ist, im Zeitalter des Verkehrs, ein nationales Unglück —, von dem sozialpolitischen Zickzack und dem Mangel an Grundsätzlichkeit. Aus einem Gebäude mit recht vielen blinden Fenstern ist der Blick in die Ferne gehemmt. Vorbei. Ich weiß, so glatt und zuredend ist fast immer der Ton einer aus dem Glücksgefühl geborenen Jubiläumsbetrachtung. Aber wenn sie heute, in durchaus nicht zum Jubilieren aufgelegter Zeit, neu herausgegeben wird, ohne daß die Umstände erlauben, Rücksichten fallen zu lassen, die eine historische Kausalität im Keime ersticken und den Weg zu politischer Erkenntnis verrammeln: dann werden damit wohl Zwecke verknüpft, nach denen unsereiner fragen muß. Wir sind nicht sicher, sie gefunden zu haben, wohl aber gewiß, daß diejenigen sie falsch deuten, die sie in einer der Politik des gegenwärtigen Kanzlers feindlichen Richtung suchen.

Dem Kanzler ist ein neuer Gegner erstanden: Herr Geheimrat Erich Brandenburg, Professor der neueren deutschen Geschichte an der Leipziger Universität. Als Vorsitzender der nationalen Landesorganisation Sachsens hat er Herrn von Bethmann Hollweg sein Vertrauen geweigert; und die alldeutsche Presse sekundiert ihm kräftig. Herr Brandenburg ist kein Ultra in Worten. Er beherrscht seine Zunge und spricht aus der Unruhe seines zweifelnden Herzens, das schon von Berufes wegen mit dem Geist der deutschen Geschicke und Geschichte verwachsen ist. Er spricht dem Kanzler die Größe des Blicks und des Urteils ab, die nötig seien, um allein, ohne die öffentliche Meinung zu befragen, ja unter Umständen gegen die öffentliche Meinung und unbekümmert um die Volksstimmung, die Kriegsziele zu bestimmen und in den Friedensverhandlungen zu vertreten. Bismarck vermochte das — die Berufung auf Bismarck kann natürlich nicht ausbleiben. Das heißt: ob selbst der Riese, meint der Gelehrte, inmitten eines solchen Bündelkrieges mit seinen ungeahnten Opfern und Mühen und Leiden das gekonnt hätte, ob selbst Er aus eigenem Urteil und unbekümmert um jeden Einspruch der Kriegsmaschine die politischen Aufgaben zu stellen vermocht hätte, sei auch zweifelhaft. Also wie denn? Sollen etwa die Vorstände der politischen Parteien, die großen Berufsverbände, die Interessengruppen und die sonst irgendwie Kompetenten einzeln befragt und soll dann durch einen Rat der Weisen, dem meinetwegen auch die Regierenden beigesellt würden, die Diagonale der verschiedenen Programme gezogen und dialektisch formuliert werden? Der Kanzler schöpft aus allen Informationsquellen, die vorhanden sind, — nur für ihn vorhanden sind. Er meidet sie nicht, er sucht sie auf. Genügt das nicht? Wünscht man ein Referendum, eine Volksabstimmung? Es wird immer schwerer, aus dem Meer der Widersprüche aufzutauchen. Der Professor sagt nicht nur nichts Neues, er gibt nicht einmal den Sinn der bismarckischen Überlieferung unverstümmelt wieder. Bismarcks diplomatische Methoden gingen grundsätzlich auf Isolierung jedes Konflikts und Vermeidung jedes Koalitionskrieges, und es ist schwer zu denken, daß er sich diesem je wie einer Fatalität ausgeliefert hätte. Es scheint, als ob er einen unausweichbar elementaren Zwang dazu theoretisch nicht anerkannt hat. Er zog ja nur Schlüsse aus seiner Erfahrung, und die bot ihm keinen Fall, in dem seine Diplomatie Bankrott gemacht hätte.

Es ist sonderbar, daß die großen Ziele, die nach den Wünschen der Alldeutschen gezeigt werden sollen, damit der große Kampf einen innern Sinn habe, im August 1914 ganz klar vor aller Augen standen, aber in Vergessenheit gerieten, je mehr wir uns vom Ausgang auch zeitlich entfernten. Wohl deswegen, weil man glaubte, der Krieg nähme eine Wendung, die es unseren siegreichen Waffen und dem deutschen Heroismus

erlaubte, ein baldiges Ende zu erzwingen. Das war ein Irrtum, wie wir nun leider wissen. Aber zugleich mit ihm, vielleicht auch in ursächlicher Beziehung zu ihm, wurden im Spätherbst 1914 die Eroberungsziele der sechs Verbände — und die andern — geboren. Was verlangt der, der mit der Freiheit und der Verteidigung des deutschen Volkes, mit seinem Recht auf Gleichberechtigung unter den Großstaaten, der mit der Forderung nicht zufrieden ist, daß seine wirtschaftliche Entfaltung übersee unverkrüppelt bleibe und in dem Konzert der Völker unsrem Reiche ein seiner Kraft und seiner Leistung entsprechender Platz eingeräumt werde — sein Platz an der Sonne? Ich erinnere an das, was hier von allem Anfang vertreten wurde: daß der Schnitt von 1866 irgendwie gut gemacht und eine Organisation oder Neuorganisierung des unmittelbar benachbarten Südostens für uns wie für Europa eine Lebensfrage sei. Sind das keine großen Ziele, und müßte der ungeheure Schwung, mit dem wir die Fehde annahmen und den konzentrischen Andrang ungezählter Völker zurückschoben, sich nachträglich schämen, für so „kleine" Ziele in Wallung geraten zu sein?

Mir fällt da ein Wort von Friedrich Naumann ein, dem Manne, dem ausschweifende Phantasterei nachgesagt wird, und der doch, so bescheiden, nur den Zusammenschluß von Deutschland und der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie bedachte, ohne den Blick bis ans Goldene Horn und nach Troja schweifen zu lassen. Sein „Mitteleuropa" wurde im Sommer des vorigen Jahres abgeschlossen, Galizien war befreit, die Weichselfestungen waren erobert, auf dem Balkan und an den Dardanellen waren glückverheißende Operationen im Gange, aber am 25. November schrieb er: „Vergeßt nicht, daß ihr damals den friedlichen Charakter des deutschen Volkes hervorgehoben habt. Regierung und Volk waren darauf bedacht, aller Welt zu sagen, daß wir keine Angriffs- und Eroberungsabsichten gehabt haben. Das war auch tatsächlich richtig und wird richtig bleiben, auch wenn einmal alle Akten und Briefe geöffnet sein werden, denn es gab bei uns zwar Leute, die den Krieg für unentrinnbar und darum notwendig ansahen, aber nur ganz vereinzelte, die von vornherein ihn suchten. Wir waren gerüstet, aber entschlossen, die Rüstung als Verteidigungswaffe zu benutzen. Das haben wir nun auch getan. Unsere Soldaten haben unter vortrefflicher Leitung die Verteidigung ins Feindesland getragen und stehen draußen mit Leib und Leben in allen Gefahren für unsere Sicherheit ein. Solange das für unsere zukünftige Staatserhaltung notwendig ist, werden sie es als Verteidigung weiterhin tun, und sei es bis in noch fernere, weitere Gegenden hinein, aber man darf nun nicht nachträglich aus Vaterlandsverteidigern etwas anderes machen wollen, nämlich napoleonische Angriffstruppen, die für Eroberungsruhm in die Welt hinausziehen. Alle Regierungsäußerungen bewegen sich durchaus im alten echten

Grundgedanken von der Verteidigung, aber es gibt Kriegszielpolitiker, auf die das Sprichwort paßt, daß der Appetit mit dem Essen kommt. Ihnen wird es nicht genug sein, die Grenzen besser zu schützen, gegnerische Bedrohungen unmöglich zu machen, Irrtümer der vergangenen Geschichte zu korrigieren, sondern sie gleiten allzuleicht hinüber in das Gebiet von Projekten, die einen Frieden fast unmöglich machen. Sie tun es sicherlich in guter Meinung und glauben damit unserem Volke zu dienen, aber es scheint doch gelegentlich recht nötig, ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, mit welchen Gesinnungen und Erklärungen Kaiser, Kanzler, Parlament, Presse und Volk im Anfang den Krieg aufgenommen haben. Gedenket des August 1914!" Zu gedenken wäre noch mancher anderer Gelöbnisse, lauter und leiser: daß ein Aufatmen der Erleichterung durch alle Kreise und Stände ging, als sich auch die Sozialisten fast ausnahmslos in Reih und Glied stellten; daß man bereit war, allen Bürgern restlos das volle Bürgerrecht zuzuerkennen und das Hantieren mit doppelten nationalen Zollstöcken verschworen wurde; daß man für die Neuordnung des Verhältnisses zu den fremden oder entfremdeten Volkssplittern, den Polen, den Dänen, den Reichsländern, das Vertrauen zur Grundlage machen müsse; daß ....

Um dieselbe Zeit, im November 1915, schrieb Herr Professor Brandenburg die Vorrede zu seinem großen zweibändigen Werk über die Reichsgründung, das Karl Brinkmann im Juliheft der Neuen Rundschau besprochen hat. Sie zeichnet sich durch eine, für neudeutsche Historiker, erstaunliche machtpolitische Besonnenheit aus, man glaubt zuweilen wirklich den zügelnden Atem Bismarcks zu spüren. Man vergegenwärtige sich, heißt es da, die Kräfte, die unsern Gesamtstaat erbaut und ihm seine Eigenart gegeben haben. Man lasse auch die Gegenkräfte nicht außer acht, die der Vollendung unserer Einheit im Wege standen und zum Teil heute noch nachwirken, — oder doch zu neuer Kraft und Wirksamkeit erwachen könnten. Das bedeutet wohl: denkt an die Mittel und Methoden, mit denen der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zu Preußens Gunsten entschieden wurde. Aber es gehört politisches Genie dazu, um aus geschichtlichen Erinnerungen politische Gegenwartsziele zu konstruieren, sonst bleiben sie im Nebel unfruchtbarer Gelehrsamkeit oder verkümmern zu süßlicher Romantik auf gutmeinenden patriotischen Lippen. Brandenburg stellt, der Entwickelung der damaligen politischen und militärischen Lage vorgreifend, die Schicksalsfrage, ob wir uns mit den alten Grenzen in Ost und West begnügen, ob wir das alte deutsche Ordensland dem Reiche angliedern oder gar die großdeutsche Sehnsucht von 1848 erfüllen müßten. Und er ruft, der eben die wechselreiche Entstehungsgeschichte

unseres Reiches durchlebt hatte, den Leitern unserer Geschicke zu: wie immer ihr diese Fragen auch lösen mögt, denkt stets daran, daß das Werk eurer Väter, das Werk eures größten Staatsmannes in seinem Wesen und seiner Eigenart unangetastet bleiben muß, wenn ihr dauernd bestehen wollt. Mögen, falls unsere zukünftige Sicherheit es verlangt und unsere Macht sie zu behaupten vermag, unsere Grenzen hinausgeschoben werden: das innere Gefüge des Reichs und des deutschen Nationalstaates bleibe unberührt; opfert der etwaigen engeren Vereinigung mit der südöstlichen Doppelmonarchie auch kein Tüpfelchen unserer politischen Selbständigkeit nach innen und nach außen. Das kleinere Deutschland muß bleiben, wie es 1871 geworden ist, sonst geratet ihr in das Fahrwasser jener unglückseligen Irrungen und Experimente, an denen unser Staatsleben vor einem halben Jahrhundert zugrunde gegangen ist. Also sprach der Historiker Erich Brandenburg im November 1915. Er rechnet das Großdeutsche, das vielen Bewohnern der Zentralmächte doch schon eine halbe Wirklichkeit (und mehr) ist, offenbar auch unter die unglücklichen Experimente, die zu meiden seien. Ich erinnere mich nicht, ob und wann Herr von Bethmann Hollweg, dessen Entschließungen am Ende von Vorgängen abhängen, deren er so wenig wie die alldeutschen Projektenmacher Herr ist, in solchen Vorbehalten, in so ängstlich scheuen Bedingungs- und Wunschsätzen orakelt hätte. Und nun behandelt derselbe Herr Brandenburg als Vorsitzender der nationalliberalen Landesorganisation Sachsens den Kanzler als König der Flaumacher und entzieht ihm sein Vertrauen. Vergeßt auch das nicht.

Ich habe Friedrich Naumann angeführt: Die Unparteilichkeit fordert, auch Friedrich von Bernhardi aus der Vergessenheit zu ziehen. Dort, wo er, in seinem im Ausland berühmten Buche, von unserer geistigen und sittlichen Freiheit, dem hochfliegenden Idealismus des deutschen Gedankens und dessen Ansprüche auf angemessene Machterweiterung spricht, sagt er: „Eine solche durch Gebietserweiterungen in Europa selbst zu suchen, dürfte unter den heutigen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen sein. Das im Osten an Rußland verlorene Kolonialland könnte nur infolge eines großen für uns siegreichen Krieges wiedergewonnen werden und würde dann wahrscheinlich einen fortwährenden Anlaß zu erneuten Kriegen geben. Auch das ehemalige Südpreußen, das bei der zweiten Teilung Polens mit Preußen vereinigt wurde, wieder zu erwerben, würde der polnischen Bevölkerung wegen seine schweren Bedenken haben. Wegen dieser Umstände müssen wir eine Stärkung unserer politischen Macht offenbar auf anderen Wegen suchen . ." Seite 117.

Anmerkungen

Religion als Wille

Der Tatwille in Deutschland hat durch den Krieg eine stark erhöhte Schwungkraft erhalten, nachdem die Weltanschauungen schon seit Nietzsche in die Bahn der Ichkraft als Zentrum geglitten waren. Auch die religiösen Forderungen des Arthur Bonus erscheinen in seinem neuen Buch* nach dieser Richtung hin verdeutlicht.

Die als selbstverständlich zu fordernde Ablehnung des platt-landläufigen Kanzelchristentums geschieht hier durch die Umschaltung der Wortlegungen: Nicht auf der Entäußerung, der Nächstenliebe, sondern auf dem Ich läge der notwendige und der Wirklichkeit natürliche Ton. Das Reine, dem Müssen der Seele entlauschte Wollen ist die Fläche, von der aus die Überbrückung vom Einzelnen zur Welt vorgenommen wird. Der Mensch erkennt den Weltwillen; darin liegt, daß er selbst ein Teil dieser Welt ist und aber sie beherrscht. Der Wille im Menschen ist die Stelle der Welt, an der sie sich in Arbeit befindet. Dies Wollen erhält in seiner Tendenz als Hinaufwollen die Berechtigung der Religion. An Stelle der unpersönlichen Entwicklung wird Schöpfung gesetzt. Solchem geistigen und schaffenden Pantheismus werden die Besten Deutschlands Gefolgschaft ansagen können.

Erst mit einer gewissen Ichfülle müsse Liebe überfließen auf die Mitmenschen, die Weltbejahung habe sich wie natürlich auf die anderen Teilhaber der Welt auszudehnen. Doch werden nach diesen wenigen Angaben die kränksten Stellen des heutigen Christentums — dort wo Nächstenliebe und scharfer Existenzkampf aneinanderstoßen — noch nicht geheilt. Ohne eingehende Auseinandersetzung zwischen den Ansprüchen des eigenen Willens und denen der Anderen kann heute nicht vollständig Grund zu neuer Frömmigkeit gelegt werden.

Um das Entscheidende im Buche herum stehen neue und bedeutende Erkenntnisse wie etwa über das Christentum: Es verneinte wie den Körper so das Volkliche, während auf beiden als Baugrund der freudige Wille sich erheben müßte. Doch habe die christliche Selbstzucht den Sinn gehabt, das Ich diensam zu machen zur Arbeit an der Welt; eine Vorbereitung zur Selbstherrschaft. Oder es werden die Völkerbildungen verglichen mit den Artbildungen in der Naturwissenschaft: als Absteckungen, Versuchsbildungen für höhere Organisationen gesehen. Man genießt die hochmenschliche Haltung dieses Autors, wenn das Ernstnehmen der Dinge als Merkmal und Bedingung des Deutschen festgestellt wird.

Es ist aber die Stimmung der Details, die, ins Bedenkenlose oder Einseitige umkippend, Widerspruch hervorruft. Schon auf jenem Willen im Menschen wird zuweilen etwas hitzig, etwas tendenziös bestanden. Die Objektivität des Außen, die wir doch nicht leugnen, deren Formen wir nur nicht umreißen können, verschwindet völlig, und es zieht hier und da eine etwas unehrfurchtsvolle Haltung gegenüber der Welt hindurch, hervorgerufen von dem etwas zu protestantischen Bestreben, reine Stube in ihr zu machen.

Bonus zeigt die doppelte Fähigkeit der

* Religion als Wille, Grundlegendes zur neuen Frömmigkeit (Eugen Diederichs, Jena 1915).

Deutschen: sowohl den Stoff der Außenwelt nüchtern-wissenschaftlich zu durchdringen, als diese in die Ferne und Erhöhung der Idealisierung zu stellen. Und eine seiner schönsten Setzungen ist, daß in dem Zusammenarbeiten der Wirklichkeitsbeherrschung und der Wirklichkeitsidealisierung, in der Wirklichkeitsformung, die Übung der neuen Religion besteht. Aber der Idealismus, will sagen: das Zukünftige schön zu wollen, färbt bei Bonus etwas darauf ab, das Bestehende schön zu finden — jene heute so beliebte Vertauschung des Begriffs Idealismus, die den weiter sachlich Scheidenden unedler Idealloſigkeit so fälschlich zeiht. Wenn als typisch deutsche Eigenart erkannt wird, in Politik nach außen und innen dem Andersgearteten seine Freiheit zu lassen und für Frankreichs entgegengesetzte Art die Bartholomeusnacht angeführt wird, scheint es optimistische Vergeßlichkeit, Deutschlands Religionskriege und etwa seine Polenpolitik nicht einmal erst zu bereden. Als Maßstab für „das Deutsche" die größten Deutschen auszuwählen ist gefährlich; sie sind es nicht immer, die Geschichte machen. So richtig dem Kriege seine Mahnung zur Besinnung auf das Volkliche als Sinn angerechnet wird, so angebracht wäre die Befürchtung, daß die Begrenzung zur Beschränktheit wird. Überhaupt sind diesem psychologisch starken doch unproblematischen auch typisch-deutsch bedenkenfreien Geist die Dinge des Krieges einfacher, als sie es sind. Mit Notwendigkeit der Abwehr auf Angriff sind Schuld, Wert, Ziel des Krieges auf Grundlage des Kulturwollens, das doch Bonus für Einzelne und Volk aufstellt, nicht erledigt. Und dem tragenden Glauben von Bonus, daß „das Volk siegen wird, das des Siegens würdiger ist", mangelt der Beweis, daß gerade die Kräfte, durch die gesiegt wird, die wahrhaft siegenswerten sind. Die biologische Nachobenentwickelung, die unüberzeugend herangezogen wird, umspannt ja eine Ewigkeit im Verhältnis zu den wenigen Jahren historischen Geschehens. In ihm kann es wohl Sackgassen, unrechtmäßige Niederdrückungen, Zufälle geben, — ganz nach dem Vorbild des Einzellebens, — worin eingeschlossen sein kann, daß die Welt sich wiederaufrichtet und ihren Weg fortsetzt — im Ganzen nach oben.

Das Ungegossene, Übergelaufene in diesem Buch scheint mir nicht ohne Beziehung zu seiner Sprache zu sein, die dem hochreißenden Willen des Verfassers schwerer folgen kann. Seine Worte zwingen sich weniger den Leser nach sich, sie lassen ihn erst in verschiedene Richtungen tappen, bevor auf das Gewollte gestoßen wird. Der Bau des Buches ist in anscheinend bewußtem Gegensatz zum wissenschaftlich geordneten formlos von den verschiedensten Anlässen der Gegenwart her, also von außen, bestimmt.

Alfred Lemm

Ina Seidel

In diesen Tagen, da die Welt, — je nach Veranlagung begeistert oder entsetzt — den Triumph ungemischtester Männlichkeit ansieht, wird uns Deutschen der stets seltene Anblick einer mit echter dichterischer Ausdruckskraft begabten Frau gegönnt. Sie heißt Ina Seidel und hat 1914 und 1915 je einen Band Verse (bei Egon Fleischel & Co.) herausgegeben. Und diese Verse zeigen nach vielen Jahren, während deren allerlei laute langweilige Nachahmerinnen durch stoffliche Extravaganzen sich bemerkbar zu machen strebten, wieder in unserer Lyrik eine echte eigene wirkliche Frauen-Kraft. Durchaus kein „Original-Genie"; Ina Seidel hat ihren dichterischen Stammbaum und einen sehr guten. Sie gehört zu der kleinen und vornehmen Familie der großen deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff — eine niederdeutsche Familie, in der ein elementares Naturgefühl im Ansturm gegen

ein sehr sprödes straffes Selbstgefühl einen herb schwingenden Rhythmus auslöst. Es ist die Familie, der das Auge aus der meernahen Nebelluft der norddeutschen Ebene Gespenster weckt — und das Blut weckt ihnen fast heroische Bürger, die diesen Gespenstern mit hanseatisch klarem Blick ins Gesicht sehen. Es ist die Familie, der vor fünfzehn Jahren das große Talent der Agnes Miegel entstammte. In diesen Kreis tritt jetzt Ina Seidel; mit einem nordischen Hang zur Ballade wie jene, der sie hier nicht gleichkommt, weil ihr etwas beweglicheres Blut zu leicht die epische Balance mit lyrischer Ungeduld stört. Wie die Miegel ist sie in ihrer Lyrik oft noch abhängig von ihrem Landsmann Theodor Storm — wo sie sich aber freisingt, wird sie stärker als diese ältere Schwester und reicht fast zur Droste hinan. Vielleicht weil sie etwas von dem herben Humor der Westfalin hat, von jenem etwas schmerzlichen aber lösenden Lächeln, das erst die Seele aus ihrer spröden Haltung unmittelbar (ohne epische Maske) zum Lied entläßt. Dieser Humor gibt ihrer Sprache eine gewisse robuste unfeierliche Deutlichkeit, die überzeugt, und ihrer Phantasie jenen Blick für die Offenbarung des großen Geistes in kleinsten Sinnlichkeiten, der echte Symbole schafft.

„Als ich dein war,
weißt du es noch?
Als mir das Haar
nach deinem Odem roch,
tauig und naß
voll deiner Tränen hing,
als mir dein Gras
noch bis zur Schulter ging,
als meine Hand,
braun und klein wie ein Tier,
aufwarf den Sand,
wühlte zum Herzen dir —
weißt du es noch? —"

So singt Ina Seidel von ihrem „Kindheitsgarten". Von ihm singt sie eigentlich immer. Sie „betet zur Erde"; sie fühlt das alte Erdreich unter den Steinen der Stadt, den Felsen im Pflaster, den Baum im Gebälk, die Kreatur im Frack. Sie legt in eine lyrisch durchscheinende, aber noch durchaus haltbare Balladenschale ein ergreifendes Gedicht von Schmerzensreich, dem Sohn der Genoveva, dem Milchkind der Hirschkuh, der sich „unter Menschen" nach den Tieren sehnt. Sie erlebt den Regen-Wald in dem prächtig drostischen Sumpfgespenst „Schnattermann" und den noch ungeschmückten Tannenbaum in der Weihnachtsstube fühlt sie als den „grünen Bruder", und auf dem Rücken des Pferdes spürt sie im Blut Ahnenwollust aus einer Zeit:

„Da hatt' ich Pferd im Blut und in der Kehle" — —

Wer vom Menschlichen und Sozialen so aus tiefstem Naturzusammenhang kommt, der muß freilich auch Mutter und Kind, Haus und Volk und Vaterland sehr elementar fühlen – aber er fühlt es über die Staatsgrenzen hinaus auf der ganzen Erde! So hat diese Frau in die Männerschlacht hinein Lieder gesungen, von denen einige zu dem ganz wenig Erfreulichen innerhalb der ungeheuerlich massenhaften deutschen Kriegslyrik gehören. Weil bei ihr eine sehr natürliche Vaterlandsliebe sich mit einer ebenso natürlichen Menschheitsliebe im tragischen Gleichgewicht wiegt, hat sie den merkwürdigen Takt, in dem der deutsche Soldat „neben der Trommel her" singt, singt von dem Haß, der Brände schwingt, „wo diesen braunen Hunden, den gottverlaßnen Feinden — — — doch süße Heimat ist". Und nach diesem jähen Wetterleuchten des Gefühls wieder ein breiter Blitz aus balladischem Gewölk: ein Lied vom „Bruder Tod", dem ganz gleichgewachsenen Menschenbruder, der todbestimmt und tötend dem Bruder im Feindesheer entgegenschreitet. — — — Diese Frau hat in ihren besten Arbeiten schon jetzt jene zusammenraffende Kraft, die wir so gern „männlich" nennen — obwohl sie unter dichtenden Männern heute gerade nicht häufig ist. Aber sie gewinnt

aus einer nicht intellektuell zergrenzten Weite des Gefühls eine menschliche Hingabe, die man wohl „weiblich" nennen darf — obwohl sie auch Goethe gehabt hat.

Julius Bab

Gelegentliches

Aus dem Nachlaß Christian Morgensterns

Gespräch ist gegenseitige distanzierte Berührung. Ein Buch ist chiffriertes Tasten. Lies es, taste daran, und du wirst wiederbetastet werden, es wird sich die Erscheinung seines Verfassers auf und in die deine dechiffrieren, als telegraphierte er dir mit unsichtbaren Fingern durch die Stirn.

Wenn ein Schriftsteller sich jederzeit der Macht bewußt wäre, die in seine Hand gegeben ist, würde ein ungeheures Verantwortlichkeitsgefühl ihn eher lähmen als beflügeln. Auch das Bescheidenste, was er veröffentlicht, ist Same, den er streut und der in andern Seelen aufgeht, je nach seiner Art.

Es ist eine wunderliche Sache, dem Erklären und Beschreiben feinsinniger Historiker und Psychologen zuzusehen: mit wie geschickten Fingern sie das Leben zergliedern, zerfasern — und wie dennoch das Geheimnis dieses Lebens unberührt bleibt.

Wenn ich ein Musiker wäre, so würde ich einen gemischten Chor mit Orchester komponieren: den „Chor der Genesenden", — und im Himmel selber sollte nicht tiefer, inbrünstiger und süßer gesungen werden.

Der Frühling ist etwas Herrliches. Der Frühling aber, der nicht mehr kommen mußte, der nur so aus überirdischer Gnade noch einmal gekommen ist, der ist nicht mit Namen zu nennen.

Es gehört mit zum Seltsamsten, was es gibt: das pure, lautere Gold liegt vor uns, um uns. Aber wir leben mit Blei, Kupfer, Zinn; von Minderem zu schweigen. Wir haben die Wahrheit wie die Sonne über uns und folgen Schatten und Gespenstern.

Man denkt und empfindet heute nicht über die nächsten zehn, hundert, bestenfalls einige hundert Jahre hinaus. Als ob uns, Erscheinungen der Ewigkeit, die Ewigkeit unserer Zukunft nicht gerade so anginge wie unsere nächsten Jahrhunderte, ja, als ob diese nicht allein aus jener richtig bestimmt werden könnten.

Wir müssen aus der wissenschaftlichen Idylle endlich wieder ins Große kommen. Wieder Atem holen lernen, das ist es. Das Netz, das die „Geschichte", die „Weltgeschichte" über uns geworfen, als Netz erkennen und seine Maschen so weit machen, daß wir jeden Augenblick frei sein können, den wir frei sein wollen.

Machen wir uns doch von der Tyrannei der Geschichte frei. Ich sage nicht: von der Geschichte, ich sage: von der Tyrannei der Geschichte.

Die Geschichte ist eine Schlummerrolle, auf welcher gestickt steht: Ein Viertelstündchen. Aber ganze Generationen schlafen ihr ganzes Leben auf ihr. — Was ist dem Erwachten — Geschichte? Das, was — andre getan haben. Worauf er denn gar nicht genug an sein eigenes Tun denken kann.

Der Grundhang, das Leben zu einer Biedermeierei zu erniedrigen, ist es, den ich unter der Bezeichnung „bürgerlich" überall auffpüre und verfolge. Es ist die eigentliche Gefahr des Menschen, zu versimpeln. Man sollte täglich zu einer festgesetzten Stunde einen Glockenton durchs ganze Land gehen lassen, der keine andere Bedeutung hätte, als die, den Menschen in Erinnerung zu rufen, daß sie nicht nur Bürger von diesem Namen

und jenem Stande seien, sondern unerforschliche Teile des Unerforschlichen. Man müßte eine eigene Glocke dafür erfinden und in unzähligen großen und kleinen Exemplaren gießen lassen: eine „Gedächtnisglocke des Menschen". Wo aber ein Tempel gebaut würde, da müßte über seiner Pforte stehen: Dem furchtbaren Gott, oder: Mir Selber, dem dreimal Unbekannten.

Wer wollte den Gutartigen, den Begabten, den Wunderlichen nicht lieben. Aber den Böswilligen, den Ungeistigen, den Langweiligen zu lieben gilt es. Nicht so sehr ein jovialer Wirt sein allen, die ihre Zeche mehr oder minder bezahlen, als der barmherzige Samariter derer, die nichts haben als ihr schmerzliches Schicksal.

Schaffen, schaffen, solange es nur noch irgend etwas umzuschaffen gibt. Nicht aus dieser Welt, solange es noch in ihr zu tun gibt!

Nur wer sich selbst verbrennt, wird den Menschen ewig wandernde Flamme.

Organisation ist das große Wort, dem die Zukunft gehört.

Zukunft! — un-er-schöpfliches Wort! O Lust, zu leben! O Lust, zu — — sterben!

Wohin können wir denn sterben, wenn nicht in immer höheres, größeres, schwersterblicheres — Leben hinein!

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Weltwirtschaftliche Möglichkeiten

von Franz Eulenburg

1. Vom „Kriege nach dem Kriege"

Der Wille unserer Feinde geht ins Große. Es scheint, als hätte er im Laufe des Krieges an Stärke eher gewonnen, als sei das, was an unmittelbaren militärischen Erfolgen ausblieb, aufgespart für die künftigen Auseinandersetzungen auf wirtschaftlichem Gebiete. Dabei hat sich wohl unmerklich eine Verschiebung der Motive und eine Umbildung der Zwecke vollzogen. Man hat einen nachträglichen Sinn für den Krieg herausgefunden, der ihm ursprünglich nicht notwendig innewohnte. Er soll gewissermaßen eine nachträgliche Rechtfertigung darstellen. Psychologische Einstellungen pflegen ja niemals einfacher Natur zu sein. „Vernichtung des preußischen Militarismus" auf der einen, „Befreiung von der wirtschaftlichen Vorherrschaft Deutschlands" auf der anderen Seite — das sind die neuen Ideologien, die gerade bei den besten Köpfen unserer Gegner sich finden. Man ist sich erst nachträglich darüber klar geworden, was man eigentlich wollen könnte. Der Krieg sei zuerst eine Frage der Ehre gewesen und jetzt sei er ein Kampf um die Existenz geworden: wenn wir Deutschland nicht schlagen, so schlägt es uns, schrieb die „Morning Post" nicht unrichtig. Dem dienen die mannigfachen Maßnahmen, die schon während des Krieges gegen deutsche Unternehmungen und deutsches Vermögen im Auslande unternommen sind. Wir brauchen nicht dabei zu verweilen, weil sie im allgemeinen Bewußtsein haften. Sie gipfeln in der Zwangsenteignung und Liquidation deutscher Niederlassungen und deutschen Eigentums daheim und in den Kolonien. Das bedeutet die tatsächliche Vernichtung jahrzehntelanger Arbeit und deutscher Erfolge in fremden Ländern. Dabei scheint unverkennbar in vielen Fällen Frankreich, d. i. dessen herrschende Klasse, die treibende Kraft darzustellen, wie ja auch die Einladung zur Pariser Wirtschaftskonferenz wohl von dort ausgegangen ist. England hält sich von der Behandlung der zukünftigen Fragen eher zurück aus Gründen, die leicht zu durchschauen sind. Man empfand in Frankreich bereits vor dem Kriege die Gewährung der ewigen Meistbegünstigung

an Deutschland, die seit dem Frankfurter Frieden bestand, als eine lästige Fessel. Und man redete sich ein, daß durch sie der französische Handel zurückgehalten sei. Das Land war im internationalen Verkehr tatsächlich zurückgeblieben. Andererseits wünscht auch die russische Bourgeoisie eine Befreiung von der deutschen „wirtschaftlichen Invasion", die nicht nur Westrußland (Polen), sondern überhaupt weite Gebiete des russischen Handels und der russischen Gewerbe erobert hatte. Sie betrachtet darum den Krieg nachträglich als einen „Befreiungskampf". Kein Zweifel, daß deutsche Arbeit und deutsche Intelligenz sich manche Stellung verschafft hatte, die uns im innern Leben Rußlands ein gewisses Übergewicht verlieh. Auch Italien meldet sich zur Stelle. Denn hier ist ebenfalls der deutsche Einfluß nicht gering gewesen. Ihn im Bankwesen, im Handel und im Schiffsverkehr wie in manchen Industriezweigen zu brechen stellt man sich als neues Ziel.

Dabei sind es in England vor allem die Kreise der kleinen Händler, die sich hervortun; sie decken sich keineswegs mit denen der Großindustrie und der City. Die Klagen sind wiedergegeben in einer Artikelserie „The War on German trade", die Sidney Whitman mit einem Vorwort versehen hat. Das Pamphlet ist für deutsche Leser lehrreich genug. Es stellt all die angeblich niedrigen Kniffs und Tricks zusammen, die der Deutsche seit langem anwende, um England aus dem eigenen und den fremden Märkten zu verdrängen. Whitman selbst erblickt freilich die Hauptschuld in Englands eigenem mangelnden Unternehmungssinn: die habe das Land verhindert, sich an der kommerziellen Ausweitung nachdrücklich zu betätigen. Gerade erst durch den Krieg und durch die Sequestrierung deutschen Eigentums ist es wohl den Engländern zum deutlichen Bewußtsein gekommen, wie weit auch im eigenen Lande die deutschen Unternehmungen vorgedrungen waren. Nicht nur im Warenabsatz zeigte sie sich, sondern auch in der überseeischen Vermittelung. Bank- und Wechselgeschäfte ruhten vielfach in deutschen Händen, ebenso Gas- und Elektrizitätsgesellschaften. Deutsches Kapital war eingedrungen in britische Unternehmungen und „kontrollierte" sie wie im Metallhandel. Die Bankleiter der kontinentalen englischen Filialen, ja selbst der Leiter der größten französischen Bank in London waren Deutsche, ebenso viele Kommissionäre und „Middlemen".

Zwischen Serbien und Österreich besteht der wirtschaftliche Gegensatz schon seit längerer Zeit, nicht ohne großes Verschulden des letzteren. Den Handelsvertrag von 1906 mit der Donaumonarchie hatte Serbien nicht erneuert, sondern beide Länder befanden sich im vertragslosen Zustand. Nicht nur die Abschnürung vom Meere empfand Serbien als dauernde Schädigung. Auch die Bedingungen, die Österreich-Ungarn auf dem serbischen Markte stellte, Bevorzugung vor allen anderen

Ländern bei gleichen Preisen und Abnahme gewisser militärischer Lieferungen, betrachtete es als eine schwere Benachteiligung. Die Folge war, daß Serbien den Absatz seiner Erzeugnisse anderwärts suchte und dafür wiederum seinen Bedarf mehr und mehr aus fremden Ländern deckte. Andererseits machte sich auch in Belgien und vor allem in Antwerpen deutscher Einfluß und deutsches Kapital geltend. Manche gerade der größten Unternehmungen befanden sich in deutschen Händen. Es erklärt sich schon daraus, weil Antwerpens Bedeutung zum nicht geringen Teil auf seiner Vermittelung mit dem deutschen Hinterlande beruht.

Alle diese Momente und Abhängigkeiten wurden latent wohl als etwas Lästiges empfunden. Aber sie würden sich kaum in einem Wirtschaftskrieg entladen haben, da sie den fremden Ländern Vorteile brachten. Hier hat erst die politische Stimmung eine bewußte Abkehr und eine Bekämpfung deutschen Einflusses ausgelöst. Mittel und Methoden des Handels, die lange bekannt waren und von anderen Ländern ebenfalls stets angewandt wurden, werden nun als boshaft und hinterhältig ausgegeben. Man will nachträglich von dieser deutschen Vorherrschaft auf alle Weise loskommen. So konnte es geschehen, daß die Länder der Entente sich in dem einen Ziel zusammenfanden, den deutschen Handel und dessen wirtschaftliche Expansion nach dem Kriege unschädlich zu machen. Die Pariser Wirtschaftskonferenzen sollen der gemeinsame Ausdruck eines gemeinsamen Vorgehens sein. Gewiß braucht man deren Ergebnisse und die künftigen Maßnahmen, die man beabsichtigt, nicht zu überschätzen. Aber man soll doch anerkennen, daß der Wille uns zu schaden, der durch den politischen Haß genährt wird, noch lange Zeit nachwirken wird.

Welche Mittel stehen dem Gegner zur Verfügung, um das Ziel selbst zu erreichen? Es erübrigt sich, das ganze Rüstzeug vorzuführen, das dort zur Sprache gekommen ist. Denn ein nicht geringer Teil der Reden und Vorschläge ging offenbar von Leuten aus, die recht wenig Ahnung von den wirklichen Verhältnissen haben. Sie verdienen kaum irgendwelche Beachtung. Im Ernste ist ja nicht darüber zu reden, wenn man etwa plant, alle Rohstoffe der Welt zu kontrollieren oder sich selbst vorzubehalten, um Deutschland die Möglichkeit der Erzeugung nach dem Kriege überhaupt zu nehmen. Nicht viel gescheiter sind jene Vorschläge, die sich gegen eine Überschwemmung mit billigen Waren nach Friedensschluß wehren oder für eine Reihe von Jahren „Ausgleichsmärkte" sichern wollen: als wenn Deutschland zunächst nicht vollauf zu tun hätte, sich einmal selbst mit dem Notwendigsten zu versehen, bevor an eine Ausfuhr großen Stiles gedacht werden kann. Auch die Vorschläge, sich von jeder feindlichen Abhängigkeit freizumachen und das Eindringen des Gegners abzuwenden, sind

nicht sehr aussichtsvoll. Man braucht auf solche Reden nicht viel zu geben und kann sie getrost auf sich beruhen lassen.

Aber wenn wir von allen Übertreibungen absehen, dann bleibt doch genug übrig, was zur Durchführung des Wirtschaftskampfes geschehen kann. Die wichtigsten Dinge werden sicherlich niemals laut verhandelt und in die Welt ausposaunt werden. Sie ergeben sich vielmehr aus der ganzen Situation. Sehen wir uns diese Kampfmittel einmal an. Da ist zunächst der Boykott deutscher Waren: sei es, daß allenthalben eine Bezeichnung nach Art des Made in Germany eingeführt wird, sei es, daß deutsche Waren auch ohne Herkunftsbezeichnung seitens der Kaufleute verfemt bleiben. Letzteres würde der bei weitem wirkungsvollere Weg sein: verspricht er auch Erfolg, falls er sich durchführen ließe? Niemals wieder, verlangt jenes Pamphlet, das Krieg dem deutschen Handel verkündet, dürfe es vorkommen, daß deutsches Spielzeug und Klaviere, deutsche Seife und Messingwaren von Engländern gekauft werden. Englische Firmen müßten die Vertretung deutscher Häuser aufgeben. Solche Verfemungen, wenn sie energisch durchgeführt würden, vermöchten sicherlich sehr viel Abbruch zu tun. Vieles von alle dem ließe sich wohl durch eine genaue Kontrolle der „Anti-German-League" durchführen. Ebenso könnten auch neutrale Firmen, wie es in Holländisch-Indien schon geschehen ist, zur Aufgabe ihrer Verbindung mit deutschen Firmen veranlaßt werden. Ferner würde man versuchen, deutsche Adressen, etwa von Schweizer Exportfirmen, zu erhalten, um sie durch englische zu ersetzen. Man würde das, was die Hersteller im Innern des Landes oft durchführen, d. h. den „ausschließenden Verbandsverkehr", auf ganze Länder anwenden.

Stärker noch als der direkte Boykott vermag aber die Unterbindung der persönlichen Beziehungen zu wirken. Sie sind durch den Krieg ohnehin abgeschnitten und könnten nachher abgeschnitten bleiben. Den Geschäftsreisenden und Werbebüros, den Technikern und Bankniederlassungen, den Filialbetrieben und Lehrpersonal kann der Aufenthalt im Auslande erschwert oder unmöglich gemacht werden. Diese höchst wichtigen Beziehungen haben durch den Krieg ohnedies aufgehört. Die Räume sind geschlossen, die Geschäftsbücher zum Teil sogar vernichtet, das Eigentum mit Beschlag belegt oder veräußert; die Kundschaft auf andere Wege geleitet oder für die Einheimischen gewonnen. Hier kann im Frieden auf dem bloßen Verwaltungswege unendlich viel geschehen, ohne daß dagegen ein Einspruch möglich wäre. Eine solche persönliche Fernhaltung ist in Rußland und England für längere Zeit durchaus nicht unwahrscheinlich, von Frankreich gar nicht zu reden. Die Verwaltung kann die Handhaben bieten, die private Verabredung sie geräuschlos durchführen. Die Zerstörung dieser persönlichen Beziehungen scheint mir bei weitem das bedeutungs-

vollste Moment im Wirtschaftskampf zu sein, weil sich dagegen im Grund so wenig ausrichten läßt.

Weiter kommt natürlich in Betracht die Fortnahme deutschen Eigentums in Feindesland, wozu auch die Aufhebung der Patente gehört. Die Fabriken und Geschäfte sind unter Aufsicht gestellt, die Banken geschlossen, die Verbindungen abgebrochen, zum Teil schon in andere Hände übergegangen. Um ein Beispiel zu nehmen, so sind die russischen Wälder, die sich sehr zahlreich in deutschem Eigentum befanden, anderwärts verkauft worden. Schon die Zwangsverwaltung und Enteignung bedeutet erhebliche Verluste. Selbst wenn mit dem Friedensschluß das Privateigentum äußerlich zurückerstattet wird, soweit es noch vorhanden ist: so wird doch die Ausnutzung deutscher Unternehmungen im Auslande wesentlich unterbunden sein. Es wird in Zukunft die Niederlassung deutscher Kaufleute und Mittelspersonen erschwert oder unmöglich gemacht werden. Eine rücksichtslose Zerstörung aller großen Handelshäuser in Asien und anderwärts in den englischen Kolonien hat stattgefunden, die Einrichtung fremdländischer Handelsvermittelung an Stelle der deutschen hat Platz gegriffen. In Rußland sind amerikanische und englische Firmen direkt aufgefordert worden, die Erbschaft der deutschen zu übernehmen. Die Maßnahmen in den englischen Kolonien erfolgen zumeist in Form von Liquidationen, um die deutsche Konkurrenz endgültig zu beseitigen. Das Ziel ist erreicht, indem selbst bei einer Entschädigung doch der Standort und die Anlagen in das Eigentum von Engländern übergegangen sind. Die Wirkung dieses ganzen „wirtschaftlichen Nebenkrieges" sind jetzt schon sehr erheblich und lassen sich später in anderer Form geräuschlos fortsetzen. Selbst die Festlegung entsprechender Bestimmungen im Friedensvertrag wird keine Handhabe gegen die stillen Verwaltungsmaßnahmen zu geben vermögen. Man vermag jederzeit „lästige Ausländer" schlechter zu behandeln und finanziell stärker zu belasten als die Einheimischen.

Hinzu kommen die sehr zahlreichen Versuche zur Abspenstigmachung des neutralen Auslandes. Deutschland ist seit zwei Jahren von jedem Verkehr abgeschnitten, während für England die Verbindung dauernd weiterbestand. Unsere Wareneinfuhr mußte unterbleiben, Nachrichten kommen nur aus Feindesland. Die Agitation zugunsten der Entente ist denn auch in dieser ganzen Zeit sehr groß gewesen, wie Berichte aus allen Ländern bestätigen. Die Eroberung der fremden Märkte und die Zurückdrängung deutschen Einflusses ist mächtig in Szene gesetzt worden: durch Gründung zahlreicher Verkehrslinien, durch Handelsgesellschaften und Handelskammern im Ausland, durch Ausstellung deutscher Waren, durch Sammlung deutscher Kataloge usw. Die Presse hat zum Beispiel in ganz Südamerika in diesem Sinne schon vordem gearbeitet. Wenn

Deutschland so lange gänzlich ausgeschaltet war und nach dem Kriege kaum sofort den Handel im alten Umfange aufnehmen kann, so bleiben hier erheblichste Schädigungen zurück. Auch hier hat der Haß erfinderisch gemacht und die Zahl der Kampfmittel vergrößert.

Aber als Haupttrumpf für den Krieg nach dem Kriege bleibt natürlich der handelspolitische Zusammenschluß der heute vereinigten Waffengefährten. Die Entente würde dann einen näheren Zollbund bilden. Sie können sich Erleichterungen auf dem Gebiete der Gütertarife gewähren, die Posttarife herabsetzen, einen internationalen Clearing- und Abrechnungsverkehr einführen, sich gegenseitig bei Anerkennung der Patente und Urheberrechte begünstigen, in ihren Ländern Niederlassungen sogar subventionieren, den Schutz des literarischen und künstlerischen Eigentums sich allein vorbehalten. Von allen diesen Erleichterungen, die sehr ins Gewicht fallen, würden die Mittelmächte ausgeschlossen sein. Entrepot-Zuschläge könnten die deutsche Schiffahrt empfindlich treffen. Vor allem aber müßte eine zollpolitische Bevorzugung eintreten. Der französische Nationalökonom Théry hat in dieser Hinsicht ein Projekt ausgearbeitet, das verheißungsvoll genug aussieht: das Dreitarifsystem. Dabei würde man einen Vorzugstarif für die verbündeten Mächte unterscheiden, einen Vertragstarif für die Handelsbeziehungen mit den Neutralen und einen Generaltarif gegen die Zentralmächte. Schumacher hat für die künftige deutsche Handelspolitik ein ähnliches System als Kampfmittel in Vorschlag gebracht. So würden sich dann zwei feindliche Läger gegenüberstehen, um sich mit den Mitteln der Tarife zu bekämpfen. Aber man ist keineswegs bei dieser allgemeinen Formulierung stehengeblieben; vielmehr hat man bereits Einzelheiten ins Auge gefaßt, um ganz bestimmte Waren aus befreundeten Ländern zu bevorzugen, dafür solche aus feindlichen zu benachteiligen. „Ausgleichsmärkte" sollen geschaffen, gewisse Exporte aus Deutschland dadurch besonders getroffen werden. Auf diesem Wege, durch das Mittel der Zuschläge nach der Herkunft der Schiffe, lassen sich mannigfache Bevorzugung auf der einen Seite, Ausschließung und Zurücksetzung auf der anderen Seite erreichen.

Endlich natürlich nicht zu vergessen die Schaffung eigener Einrichtungen und eigener Industrien. Die Nachahmung der Leipziger Messe, die Errichtung zahlreicher Bankniederlassungen und Werbebüros im Auslande, die Herstellung neuer Fabriken auf den Gebieten, in denen bisher Deutschland vorherrschte, wie das der Farbenfabrikation und ähnliche mehr, die Aufhebung der Patente und anderes bieten dazu die Handhabe. Das wird vor allem immer bei den Feinden betont, daß man die Deutschen mit ihren eigenen Methoden schlagen müsse, indem man sie darin überträfe. Man will Industrien subventionieren, Erfinderarbeit durch Staatsvorschüsse

anregen, sich bei Staatsaufträgen an nationale Kreise halten. Zu dieser Schädigung würde dann besonders auch die Übernahme von Schiffsverbindungen in englischen, französischen und neutralen Häfen durch fremde Reeder gehören. Diese, vor allem die holländischen und norwegischen, befinden sich ja durch die ungeheuren Gewinne in der angenehmen Lage, stark abschreiben zu können. Sie haben dadurch einen Vorsprung nach dem Kriege, den die deutschen Reedereien nur schwer einholen können.

Das sind etwa die Kampfmittel, die man gegen uns in Anwendung bringen will, zum Teil schon gebracht hat. Sie sind vielleicht nicht immer in dieser Weise formuliert worden, wie es hier geschehen ist. Aber sie liegen diesen ganzen Dingen zugrunde. Das stärkste wäre natürlich der handelspolitische Zusammenschluß und damit die Bevorzugung der Ententeländer im Handel und Schiffsverkehr.

Wie steht es mit der Realisierung all dieser Maßnahmen? Man wird wohl ohne Übertreibung einen großen Teil dieser Pläne als ganz utopisch bezeichnen dürfen, wenigstens soweit ein gemeinsames Handeln in Frage steht. Oder man wird den Erfolg stark in Zweifel ziehen. Denn die vitalsten Interessen der heute verbündeten Staaten gehen wirtschaftlich durchaus nicht zusammen. Wieweit sie es politisch im positiven Sinne tun, ist eine andere Frage, die sich nach Friedensschluß bald genug zeigen wird. Jedenfalls braucht uns die einheitliche Wirtschaftsfront wahrlich nicht zu schrecken. Sie ist einfach nicht durchführbar. Sie müßte zu einem notwendigen inneren Gegensatz aller gegen alle führen. Es ist ja ein noch immer verbreiteter Irrtum, als wenn politische Freundschaft auch zu einem wirtschaftlichen Zusammengehen führen müsse. Das trifft so wenig für Mitteleuropa wie für die Gegner zu. In Geldfragen hört nicht nur bei Privatleuten die Freundschaft auf. Die Umstände sind allemal stärker als die Absichten.

Zunächst besteht zwischen den Märkten der Entente schon geographisch kein Zusammenhang. Italien und Frankreich hängen nur durch eine kleine Strecke miteinander zusammen, die anderen Länder schon gar nicht. Für England spielt die Entfernung zur See überhaupt keine Rolle, nur daß Rußland auch hier weit ungünstiger liegt als für Deutschland. Es fehlt eben überall der Vorzug der Nachbarschaft, der Deutschlands Stellung auf dem Kontinent bedingt. Man unterschätzt gemeinhin dieses Moment der Nachbarschaft. Es zeigt sich im Handel der Vereinigten Staaten mit Kanada, nicht minder in dem von China und Japan, von Deutschland mit Rußland und Frankreich. Wir sind durch unsere Lage von vornherein „mitteleuropäisch", auch ohne daß es besonderer Abmachungen bedürfte. Dadurch hatten wir vor dem Kriege ein Drittel der Einfuhr und die Hälfte unserer Ausfuhr mit dem benachbarten Europa. Selbst wenn man die uns heute feindlichen Länder in Abzug bringt, so bleibt ein Viertel unserer

Einfuhr und zwei Fünftel unserer Ausfuhr uns erhalten. Diese kann uns einfach nicht entrissen werden. Einen ähnlichen Zusammenhang zu schaffen ist aber für die feindliche Konstellation auf die Dauer ganz unmöglich. Darüber helfen auch die besten Zugeständnisse und alle politischen Maßnahmen nicht hinfort.

Schlimmer als dieser immerhin äußerliche Umstand liegt aber die Tatsache, daß auch beim besten Willen die Volkswirtschaften dieser Länder nun einmal keine innere Ergänzung darstellen, wohl aber starke Gegensätze und Reibungsflächen enthalten. Mit der Sicherung der „Ausgleichsmärkte" sieht es darum sehr mißlich aus. Frankreichs Textilindustrie zum Beispiel ist gegen die Einfuhr von englischen Waren ebenso empfindlich wie gegen die der deutschen. Jene zu bevorzugen würde nur bedeuten, die Konkurrenz zu verschieben: das kommt daher kaum ernsthaft in Frage. Italien und Frankreich sind auf dem Gebiete der Gartenkultur, des Weinbaues wie der Seidenzucht durchaus Konkurrenten. Rußlands Getreide wird auch künftig von der französischen Landwirtschaft abgelehnt werden, wenn die Bauern nicht rebellisch werden sollen. Alle diese Länder bedürfen also der fremden Märkte für ihre Erzeugnisse, vor allem auch des deutschen, haben aber keine gegenseitige Abnahme ihrer Produkte und keine Ausgleichmärkte. Sie stehen vielmehr in all diesen Punkten in einem scharfen Gegensatz zueinander.

Nun könnte freilich England durchaus das Getreide von Rußland aufnehmen und diesem damit einen Ersatz für den Ausfall des deutschen Marktes bieten. So denken vielleicht auch einige Wirtschaftspolitiker der Entente. Dann müßte jedoch England seine bisherigen Bezüge aus Argentinien, Kanada, Indien offenbar aufgeben. Es würde damit umgekehrt entweder die dortigen Märkte für seine Produkte oder die notwendige Begleichung des Zinsendienstes verlieren, die ja von der Ausfuhr dieser Länder abhängt. Weltwirtschaftlich vermöchte wohl eine Verschiebung der Absatz- und Bezugsländer einzutreten. Aber für Deutschland würde das nach einer kurzen Zeit der Anpassung gar keine Schädigung bedeuten; es träte eben in die Lücken für England ein. Ob dieses aber nun bei Abnahme der russischen Agrarprodukte hinwiederum für Rußland die notwendigen Industrieprodukte zu liefern imstande wäre, die bisher aus Deutschland kamen, ob also England auch in dieser Beziehung die deutsche Erbschaft dort antreten könnte, ist außerordentlich zweifelhaft. Es wird allenthalben bestritten; England ist auf einen solchen Bedarf gar nicht eingerichtet. Die Gründung einer russisch-englischen Handelsgesellschaft vermag doch an sich nicht allzuviel. Auch mit dieser Aussicht hat es also gute Weile. Was sollen sich andererseits Frankreich und Rußland eigentlich bieten? Es ist bekannt, daß trotz der größten politischen Freundschaft und der

stärksten finanziellen Bindung beide Länder nur einen sehr geringen Handelsverkehr miteinander pflegen. Für französische Luxuswaren bleibt eben der Natur der Sache nach der russische Markt sehr beschränkt. Nach russischen Landwirtschaftserzeugnissen ist in Frankreich teils kein Bedürfnis, teils sind die Transportverhältnisse zu ungünstig. Es ist nicht nötig, im einzelnen auszuführen, wie wenig der ganze Plan konkreten Inhalt hat. Wie man auch die Sache betrachtet, es ist durchaus nicht zu verstehen, wie die Waffenbrüder sich denn gegenseitig stützen und nützen sollen. Es fehlt eben die Möglichkeit der wirtschaftlich-einheitlichen Front. Es fehlt die durchgehende Ergänzung auf den wichtigsten Gebieten. Wirtschaftspolitik ist gewiß immer ein Stück Psychologie. Aber die Psyche des normalen Wirtschaftens unterscheidet sich sehr wesentlich von dem der Kriegsneurose. Dort gilt nun einmal der Satz, daß man unter den Konkurrenten stets den billigsten und besten bevorzugt. In Wirtschaftsfragen handelt es sich ausschließlich um Qualität und Billigkeit.

Nun könnte man — und dieser Gedanke liegt nahe genug — daran denken, Deutschland doch wenigstens durch die Bevorzugung Englands aus den Ländern der Entente zu verdrängen. Für Frankreich, um das zu erwähnen, ist es ganz unmöglich, deutsche Absatzgebiete zu erobern: es stellt gar nicht die Massenprodukte Deutschlands her und wird es wegen Kohlenmangels und aus anderen Gründen auch künftig nicht tun. Anders stünde es allein mit England, dem wirklichen Konkurrenten Deutschlands. Das ist das Ziel von Théry's Vorschlag. Es wäre gewiß im Sinne Englands, ob auch im Sinne der anderen Ententegenossen, mag freilich bezweifelt werden. Jedoch auch diese Aussicht ist bei näherem Zusehen illusorisch. Denn einmal führt Deutschland Waren aus, die England gar nicht herstellt, so chemische Produkte, viele Maschinen, gewisse Produkte der Eisen- und Stahlindustrie, der Möbel- und Lederbranche. In ihnen steht Deutschland dank seiner Spezialisierung und Leistungsfähigkeit konkurrenzlos da. Hieran wird sich in Zukunft kaum allzuviel ändern. Sodann aber ist die Beschaffung aus Deutschland für die angrenzenden Länder wegen der Nachbarschaft vielfach bequemer und vorteilhafter als aus England. Das gilt zum Beispiel für die Kohlenausfuhr nach Frankreich und Rußland, wo die günstige Lage im Herzen des Kontinentes Deutschland zugute kommt. Das gilt aber auch sonst. Dieses Moment läßt sich durch die größte politische Freundschaft nicht ersetzen. Endlich aber, und das ist die Hauptsache, vermag England die in Aussicht gestellte Mehrproduktion gar nicht auszuführen. Hier trifft eben jenes Gesetz der Kapazität zu, das sich nicht einfach überspringen läßt. Wie soll denn diese Mehrleistung erzielt werden? Wenn England außer seiner bisherigen Ausfuhr nach den Ländern der Entente auf Kosten Deutschlands noch mehr ausführen soll:

dann muß es eben von seinem sonstigen Industrieexport entsprechend mehr aufgeben. Will es mehr Stahlerzeugnisse herstellen und ausführen, die bisher in einer gewissen Arbeitsteilung aus Deutschland stammen, dann wird es auf die Produkte der Textilwaren mehr verzichten und von ihnen weniger ausführen müssen. Dasselbe gilt bezüglich der chemischen Industrie, der Spielwaren- und der Lederfabrikation, in denen Deutschland eine natürliche Überlegenheit besitzt. Oder aber England führt wirklich in die bevorzugten Länder der Entente künftig mehr Produkte aus als bisher. Nun dann muß es eben auf andere Länder verzichten. Denn seine Produktionsmöglichkeit ist eine beschränkte. Es besitzt keine proletarische Reservearmee, die es in die Industrie stecken könnte, keine eigenen wertvollen Rohstoffe, die es sich allein vorzubehalten vermöchte. Es ist in allen diesen Beziehungen durchaus beschränkt und auf fremde Einfuhr angewiesen. Zum mindesten aber braucht eine solche Erhöhung der Leistungsfähigkeit geraume Zeit, bevor sie sich durchzusetzen vermöchte. Ein Wettkampf hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn er auf beiden Seiten gleichzeitig angetreten werden kann.

In den beiden angenommenen Fällen handelt es sich also nur um weltwirtschaftliche Verschiebungen, von denen Deutschland im ganzen wenig zu befürchten hat. Es würde nach einer Übergangszeit ohne Schwierigkeit in die Lücken, die durch jene Verschiebungen entstanden sind, einzuziehen vermögen. Einzelne Betriebe und Firmen, vielleicht auch einzelne Industriezweige möchten in der Zeit des Überganges wohl zu leiden haben. Wir müssen das ohne weiteres zugeben. Aber die Volkswirtschaft im ganzen wird dadurch nicht empfindlich berührt. Sollte England aber bei der Wehrpflicht bleiben, und sogar noch versuchen, künftig in stärkerer Weise die Landwirtschaft zu pflegen: so wird dadurch natürlich seine industrielle Kapazität vermindert werden und noch viel weniger für jene neuen Aufgaben geeignet sein. Das schließt eine tatsächliche Verdrängung auf dem einen oder anderen Gebiete nicht aus. Noch weniger, daß manche Anstrengungen unserer Gegner hier und dort von Erfolg begleitet sein werden. Nur in seiner Gesamtheit scheint wegen des natürlichen Gleichgewichtes der produktiven Kräfte eine Verdrängung aus den Ländern der Entente nicht möglich zu sein.

Es bleiben schließlich noch die Neutralen. Sie werden sich im künftigen Wirtschaftskampfe kaum von politischen Sympathien oder Antipathien leiten lassen, sondern ausschließlich von den wirtschaftlichen Vorteilen oder Nachteilen. Zu ihnen gehören vor allem die Vereinigten Staaten, deren Einfluß im Welthandel nicht zu unterschätzen ist. Vielmehr würde jede Bevorzugung der Entente untereinander zuungunsten der Neutralen diese ohne weiteres den Mittelmächten in die Arme führen, falls diese geschickt

operieren. Diese würden ihnen sofort alle die Zugeständnisse machen, die sie von der Entente nicht bekämen. Abgesehen von allen anderen Bedenken halte ich schon darum ein mitteleuropäisches Wirtschaftsbündnis, das auf eine Bevorzugung Deutschlands und Österreich-Ungarns hinausliefe, politisch für außerordentlich unklug. Wir würden dadurch die Neutralen von vornherein ins feindliche Lager treiben, statt sie umgekehrt bei einem entsprechenden Vorgehen der Gegner zu uns hinüberzuführen. Denn auf wirtschaftlichem Gebiete ist der alte merkantilistische Grundsatz, wonach auch in wirtschaftlichen Fragen die politische Macht den Anschlag gebe, sicherlich falsch. Politischer Druck vermag in Friedenszeiten, wie die häufigen Handelskriege gezeigt haben, wirtschaftlich außerordentlich wenig. Hier handelt es sich vielmehr um reine Fragen der Zweckmäßigkeit.

Nicht anders steht es aber mit den sonst geplanten Maßnahmen des Wirtschaftskampfes, in denen sich die Entente gegenseitig unterstützen will. Sie werden ohne weiteres den Neutralen zugute kommen müssen, wenn diese nicht zu Gegenmaßregeln greifen sollen. Die Drohung seitens der Entente, ihnen nur dann Zugeständnisse zu bewilligen, wenn sie sich von den Zentralmächten abwenden, ist ja im Ernste nicht durchführbar. Jene vermag einfach das nicht zu bieten, was Deutschland liefert. Sonach scheint mir auch der übelste Wille zum Wirtschaftskriege nach dem Kriege an den inneren Widersprüchen scheitern zu müssen. Das bisherige Ergebnis der Konferenz ist wirklich auch nur gewesen, préparer des préparations de préparation, wie Clémenceau witzig sagte. Es ist eben eine völlige innere Unmöglichkeit, die widerstrebenden Interessen Frankreichs, Italiens und Rußlands miteinander auszugleichen oder gar denen Englands anzupassen.

Trotzdem brauchen wir diese Bestrebungen selbst nicht gar zu leicht zu nehmen. Manche Beziehungen sind abgebrochen. Manch Übelwollen in privaten wie öffentlichen Kreisen wird uns fürder begegnen. In Frankreich wird der deutsche Kaufmann sich nicht so bald niederlassen dürfen. Aber auch anderwärts werden die persönlichen Beziehungen noch lange zerrissen bleiben. Das wird gewiß schwere Folgen haben. Nur ein gemeinsames Vorgehen in einem gemeinsamen Wirtschaftskriege, ein allgemeiner Boykott oder eine gegenseitige Bevorzugung braucht uns nicht zu schrecken. Will man aber die Einfuhr aus Deutschland unterbinden, dann sinkt auch dessen Kaufkraft für fremde Produkte. Man schädigt sich schließlich nur selbst, indem man die Aufnahmefähigkeit des Feindes herabsetzt. Darunter leidet sowohl die Aufnahmefähigkeit Deutschlands für englische Fabrikate und französische Luxuswaren, als auch für fremde Rohstoffe und fremde Nahrungsmittel, wie französische Weine und russisches Getreide oder indische Jute. Die feindlichen Volkswirtschaften

schneiden sich nur ins eigene Fleisch, wenn sie die sehr kaufkräftige Nachfrage Deutschlands herabsetzen oder auch nur vermindern wollten. Noch schlimmer stünde es aber mit den neutralen Rohstoffländern. Sie würden dadurch in eine ungünstige Position gedrängt: sie würden mithin auch für die Produkte aus dem Feindesland selbst eine geringere Nachfrage entfalten. Falls Deutschland kein argentinisches Getreide, weniger amerikanische Baumwolle und australische Wolle kaufte: dann vermögen diese Länder auch natürlich weniger englische oder französische Waren abzunehmen und weniger Schuldzinsen zu bezahlen. Es ist also schon richtig, wenn David Hume einst schrieb, auch für das Wohlergehen des Konkurrenten beten zu wollen, weil durch dessen Kaufkraft die eigene Volkswirtschaft nur Vorteile habe. Dabei brauchen wir all die zahlreichen, schon vor dem Kriege bestehenden Ansätze, um die deutsche Konkurrenz im feindlichen oder neutralen Ausland zu erschweren, durchaus nicht zu unterschätzen. Nur gar so fürchterlich kann es nun einmal nicht werden. Das verhindern die immanenten wirtschaftlichen Notwendigkeiten und die internationalen Verflechtungen aller Wirtschaften untereinander. Das verhindert vor allem die Unmöglichkeit, Dinge mit einem Male zu schaffen, für die die Bedingungen nicht vorhanden sind und die Leistungsfähigkeit der Länder nicht ausreicht.

2. Das britische Weltreich

Dürfen wir also das gemeinsame Vorgehen der Gegner auch nicht übersehen, so sind doch andere Bestrebungen weit ernster zu beurteilen. Sie sind auf einen innerpolitischen Zusammenschluß von großen Wirtschaftsgebieten eingestellt und laufen auf eine prinzipielle Änderung der Handelspolitik der großen Länder hinaus. Das könnte in der Tat eine mögliche Umbildung der ganzen Weltwirtschaft im Gefolge haben. Es sind jene Weltreiche, die schon vordem uns öfter drohend vor Augen traten und deren Werden und Entstehen durch den Krieg neue Nahrung erhalten haben. Die Sorge vor diesen Riesenreichen ist es gerade, die auf den Gedanken eines mitteleuropäischen Wirtschaftsblockes geführt hat. Drohender Ab- und Zusammenschluß dort kann nur durch einen gleichwertigen Zusammenschluß hier pariert werden. Das ist der Grundgedanke Naumanns wie anderer Politiker. Sie glauben, daß die Zukunft den großen Weltreichen gehöre. Darum müsse auch Mitteleuropa denselben Weg des engeren wirtschaftlichen Verbandes gehen — wolle es nicht „klein und allein" bleiben.

Es ist vor allem das britische Imperium, das der Verwirklichung nähergekommen zu sein scheint. Sein Zusammenschluß könnte tatsächlich sehr weittragende Folgen haben. Seit den Tagen, da Sir Charles Dilke the

problems of greater Britain verkündete, ist der Gedanke lebendig geblieben. Er hat im Chamberlainschen Plan ein äußeres politisches Programm erhalten und aktuelle Formen angenommen. Er bezweckte außer dem näheren politischen Zusammengehen, eventuell durch ein Reichsparlament, auch einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß: im Innern dieses Gebietes, das den vierten Teil der gesamten Erdbevölkerung und ein Fünftel der Erdoberfläche umspannt, Freihandel oder gemäßigte den einzelnen Interessen angepaßte Tarife, dafür nach außen höhere Schutzzölle für Agrar- wie für Industrieprodukte. England würden die von den Kolonien angebotenen Vorzugszölle gewährt werden. Dafür würden diese ihrerseits Vorzugspreise für Nahrungsmittel zuungunsten des Auslandes erhalten. Dadurch sollten Mutterland wie Kolonien weit unabhängiger vom fremden Auslande werden. Wenn das geschlossene Imperium auch nicht völlig sich selbst genügte, so könnte es doch eine ganz andere Macht in die Wagschale des internationalen Handels legen wie bisher.

Daß freilich die Mehrzahl der englischen Wähler sich 1906 gegen diese Zollunion aussprach, beweist nicht allzuviel. Denn man würde die englische Eigenart verkennen, wollte man darin eine prinzipielle Ablehnung des Gedankens für die Dauer erblicken. Es ist für das Gros der englischen Wähler eine reine Zweckmäßigkeitsfrage, wie es seither der Freihandel war und es eventuell der Schutzzoll sein wird. Mit der allgemeinen Wehrpflicht während des Krieges ist es ja nicht anders gewesen. Man hat eben alle Prinzipien über Bord geworfen. Auch unter den englischen Liberalen gibt es einen imperialistischen Flügel unter Lord Roseberry; er steht in einem Gegensatze zu dem demokratischen Kleinbürgertum von Lloyd George. Es ist nicht zu übersehen, wie gerade unter der Herrschaft der liberalen Partei der Zusammenschluß von Kolonien und Mutterland innerlich auch ohne Zollbund wesentliche Fortschritte gemacht hat. Wiederholte Kolonialkonferenzen haben Beschlüsse im Sinne der engeren finanziellen und wirtschaftlichen Verbindung gefaßt. Eine Unterstützung der englischen Flotte durch die Mittel der Kolonien war längst geplant. Der Krieg hat vollends durch Opfer an Gut und Blut seitens der Kolonien auch äußerlich den Zusammenhalt zutage gefördert. Australien und Kanada entsendeten Truppen, Südafrika zog für die Ausbreitung des Kolonialreiches selbst die Waffen. Allerdings ist in Kanada die Werbung nur im nördlichen, englisch sprechenden Teile erfolgreich gewesen. Der französische Süden des Landes machte aus seiner englandfeindlichen Stellung auch diesmal kein Hehl. Aber die Gesamtvertretung des Landes gibt sich nun einmal dem Mutterlande noch sehr freundlich gesinnt. Und Indien hat, wie Kenner stets voraussagten, äußerlich die Treue gewahrt, obwohl oder gerade weil es von Truppen entblößt war.

Es scheint also durchaus damit zu rechnen, daß nach dem Kriege diese imperialistische Tendenz noch wachsen wird. Voraussetzung dafür ist freilich der Übergang des freihändlerischen England zum Schutzzoll. Dafür scheinen die Aussichten nicht ungünstig. Die herrschende liberale Partei wird ohnedies mit dem Friedensschluß voraussichtlich von einer politischen Neugruppierung abgelöst werden. Die Unionisten werden aber ihr altes Programm wieder aufnehmen. Auch in England wie auf dem Kontinent hat sich die Lage so mancher Erwerbsgruppe, die nicht aus Schiffsverkehr und Heereslieferungen die kolossalen Gewinne einheimste, wesentlich verschlechtert. Schon der teurere Kredit wird auf die Industrie ungünstig wirken, für die bislang der Geldstand immer so niedrig gewesen ist. Die herrschende Textilindustrie hat schwere Verluste zu buchen, ebenso ein großer Teil der Bankwelt und des Handels. Das dürfte diese Kreise für die Einführung von Schutzzöllen geneigter stimmen. Der Steuerdruck macht sich sehr bemerkbar. Es wird wirtschaftspolitisch darum der Krieg nicht spurlos an England vorübergehen. Die Frage des militärischen Schutzes und des Ausbaues der Flotte wird den engeren Anschluß der Kolonien an das Mutterland von neuem akut werden lassen. Ganz neue Probleme für das Imperium treten hinzu, die vordem nicht bestanden. Die Tragung der Kriegslasten und die finanzielle Unterstützung des Mutterlandes müssen an Bedeutung gewinnen. Die Frage der eigenen Gebietserwerbung seitens der Kolonien (Südafrika, Kaiser Wilhelmsland) wird Schwierigkeit bereiten und verlangt eine neue Regelung. Andererseits wünscht Indien ebenso wie Japan die Freigabe der Auswanderung nach Südafrika und Australien, der sich diese Kolonien durchaus widersetzen. England befindet sich demgegenüber in einer schwierigen Lage, wenn es entgegengesetzten Wünschen gerecht werden soll. Aber es wird durch die Methode der Nachgiebigkeit gegenüber den selbstverwaltenden Kolonien sich deren Anhänglichkeit von neuem sichern. Außerdem brauchen diese finanziell, militärisch und wirtschaftlich durchaus den Anschluß an das Mutterland. Sie können ohne diese nicht bestehen. Dafür scheint die Zollunion wiederum ein geeignetes Mittel. Zum Schutzzoll kann in England aber auch die Notwendigkeit der erhöhten Einnahmen führen, wie es schon während des Krieges der Fall war. Endlich wird man auch in gewissen Kreisen erneut auf eine Stärkung der Landwirtschaft drängen. Die demokratischen Elemente in England möchten eine Hebung des Kleinbauerntums durchsetzen, die Agrarier des Großgrundbesitzes werden dafür die Einführung von Schutzzöllen begehren. Unverkennbar wird ja eine fabelhafte Verschwendung mit englischem Grund und Boden getrieben, indem der Umfang der bebauten Fläche so arg zurücktritt gegenüber den Jagd- und Parkgründen. Da auch England zur sparsameren Wirtschaft wird übergehen müssen, so hat

es in seinem Grund und Boden genug Gelegenheit, diesen natürlichen Reichtum des Landes zu heben, vorausgesetzt, daß die herrschende Klasse der Großgrundbesitzer dafür gewonnen werden kann, Weid- und Parkland in Getreideland zurückzuverwandeln. Das würde eine bedeutende Ersparnis an Nationalkapital bedeuten. Auch hierfür könnte die Einführung von Getreidezöllen als ein geeignetes Mittel angesehen werden. Man erkennt aus alledem, die Gesamtheit dieser verschiedenen Interessen wiegt nicht ganz gering.

Dazu kommt noch ein anderes gewichtiges Moment hinzu. Die erwähnte Flugschrift über den Handelskrieg gegen Deutschland faßt die Schmerzen und Klagen der Kleinengländer zusammen. Für alle diese scheint ein Schutzzoll prinzipiell der zweckmäßigste Weg zu sein, um sich der Konkurrenz zu entziehen. Dem kommen nun jene geschilderten anderen Tendenzen aus agrarischen und kolonialen Kreisen entgegen. Das ideologische Moment des Angelsachsentums wird aber zum Teil wenigstens den Kolonien noch aus einem andern Grunde nähergebracht. Das ist die Abwehr gegen einen neuen gemeinsamen Feind — Japan. Dieses Moment macht sich vor allem in Australien geltend, wo die Furcht vor der aufgehenden Weltmacht des Ostens am größten ist. Es erscheint darum kein Zufall, daß gerade der australische Ministerpräsident Hughes, der sich einige Zeit in England aufgehalten hat, dort mit ganzer Energie für den Dienst des Imperiums eintrat. Er hat gegen Deutschland gewütet und sein Programm mit besonderem Nachdruck entfaltet, das das entschiedene Greater Britain ist. Noch weit symptomatischer ist der Beschluß der vereinigten Handelskammern, die etwa dem deutschen Handelstag entsprechen. Sie sprachen sich deutlich für ein einheitliches Zollreich mit Übergang zum Schutzzollprinzip aus. Das würde also besagen, daß die Gesamtvertretung von Handel und Industrie sich künftig auf den wirtschaftlichen Abschluß nach außen und auf den handelspolitischen Zusammenschluß im Innern einstellte. Am bemerkenswertesten ist wohl die volle Schwenkung der Handelskammer in Manchester, von der einst die Freihandelsbewegung ausging. Nach Rücktritt des alten Vorstandes hat der neue mit großer Mehrheit für den Übergang zum Schutzzoll zugunsten des Imperiums und für eine Bevorzugung der Kolonien votiert. Man wird die Symptome nicht unterschätzen dürfen. Sie sind durchaus ernst zu nehmen, wenn auch zwischen Beschluß und Ausführung noch das lange Stadium der realistischen Erwägungen hinzutritt. Schließlich hat sich durch den Krieg das Ernährungsproblem für weite Kreise in England sehr fühlbar gemacht. Es wird von neuem die agrarische Richtung, die latent auch in England vorhanden war, stärken und nach Agrarzöllen drängen.

Das sind die vorhandenen Tendenzen. In all diesen Dingen wird das

englische Volk sich von ganz nüchternen Zweckmäßigkeitserwägungen leiten lassen. Aber eine ideologische Begründung wird auch in diesem Falle nicht fehlen. Sie wird das neue Programm als eine historische Notwendigkeit und als eine erhöhte Form des politischen Seins darstellen. Die Bande der Nationalität, der Sprache und der Religion bilden den großen geistigen und kulturellen Zusammenhalt des Angelsachsentums. Der englische Individualismus wird sich unschwer auch auf diese Form einstellen können, nachdem er sich mit soviel neuen Formen hat abfinden müssen. Wie aus ganz bestimmten inneren Gründen seitens der Kolonien selbst der Zusammenschluß stärker betont werden wird, so dürfte in England die schon seit langem vorhandene Richtung des Fair trade gegenüber dem traditionellen Freihandel an Stärke zunehmen. Ein Beschluß wie der der Handelskammer in Manchester ist dafür sehr charakteristisch.

Man braucht nun gewiß all diese Symptome nicht zu überschätzen und kann sehr vieles auf die Kriegspsychose zurückführen, die bei ruhiger Stimmung wieder abflauen wird. Trotzdem wird jedenfalls eine verstärkte Strömung im Lande für den näheren Zusammenschluß des Imperiums in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung unter allen Umständen eintreten. Aus dem Zusammenhalten im Kriege wird sie Schlußfolgerungen ziehen und das politische Moment ebenfalls wirtschaftlich verwerten. Auch die Widerstände dagegen könnten sich vermindern.

Zunächst scheint es ganz sicher, als müßte von vornherein die englische Arbeiterpartei in all ihren Schattierungen gegen diesen Zusammenschluß energisch Front machen. Er hätte zur notwendigen Folge die Einführung von Getreidezöllen und damit die Verteuerung der Lebenshaltung. Denn auch jetzt müßte jener Versuch auf den Chamberlainschen Gedanken hinauslaufen: im Innern des Imperiums entweder völligen Freihandel oder doch nur erniedrigte Tarife; nach außen aber höhere Zölle auf Getreide und Lebensmittel wie auch auf Industrieprodukte aus dem Auslande überhaupt. Würden durch erstere vor allem die kolonialen Produkte im Mutterlande auf Kosten des Auslandes bevorzugt, so durch die Industriezölle das Mutterland zuungunsten der übrigen Welt, vor allem gegenüber der deutschen Einfuhr. Industriezölle und Lebensmittelzölle bedingen und ergänzen sich auch hier gegenseitig. Die eine ist ohne die andere nicht durchführbar. Das war wenigstens der Gedanke Chamberlains. Er trifft sich mit den Interessen der englischen Agrarier, die die politisch-militärische Erfahrung für sich ins Feld führen können. Es ist der Gedanke der Autarkie, der wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit, bei dem die Lebensmittelversorgung und Rohstoffbezüge aus den Kolonien der Fabrikatenausfuhr aus dem englischen Mutterlande gegenüberstände.

Nun besteht gewiß ein enger Zusammenhang zwischen Lebensmittel-

preisen und Arbeitslohn im Sinne der Konträrtheorie, wie Dietzel das genannt hat. Das heißt gerade die Billigkeit der Lebensmittel ist für die englischen Arbeiter ein wesentlicher Bestandteil ihrer hohen Lebenshaltung gewesen. Die Einführung der Agrarzölle wird die Lebensmittelpreise steigern und dadurch voraussichtlich die Lebenshaltung verschlechtern. Damit aber auch indirekt die Konkurrenzfähigkeit Englands bezüglich der Ausfuhr beeinträchtigen. Das war und ist das Argument der englischen Freihändler seit nunmehr bald siebzig Jahren. Es hat seine Wirkung bisher nie verfehlt und leitet die arbeitenden Klassen bis heute. Aber auch hier ist durchaus ein Umschwung möglich. Das gegenteilige Argument von der deutschen Konkurrenz und dem Dumping-System, durch das die englischen Arbeitslöhne niedrig gehalten würden, braucht an dem Arbeiter nicht spurlos vorüberzugehen. Man könnte ihnen plausibel machen, wie die Verteuerung des englischen Brotes mehr als ausgeglichen würde durch die Erhöhung des Arbeitslohnes, den sie bei Fortfall der deutschen Konkurrenz erhalten würden. Die englische Arbeiterschaft hat sich ja von einer erstaunlichen Anpassungsfähigkeit erwiesen, indem sie die Militärbill annahm. Auch hier wäre ein Umschwenken nicht unmöglich. Vielleicht würde der radikale Flügel der Independent labour party nach wie vor auf dem freihändlerischen Standpunkt bleiben, während in den Gewerkschaften sich wiederum der Umschwung vollzöge. Mit dieser Möglichkeit soll man immerhin rechnen. Nicht anders steht es aber mit den Iren. Ihre Politik hat sich stets von den reinen Opportunitätsrücksichten leiten lassen. Sie stehen jetzt im Gefolge der liberalen Partei, weil sie durch diese Homerule zu erhalten hoffen. Sollte aber das aufgeschobene Gesetz in abgemilderter Form zur Verwirklichung gelangen, so würde damit die Irenfrage politisch ausgeschaltet oder doch für die nächste Zukunft gemildert. Dann steht einem Meinungswechsel der Iren in wirtschaftlicher Beziehung durchaus kein Bedenken entgegen. Im Gegenteil. Da die grüne Insel ein Agrarland ist, würde die Einführung von Getreidezöllen nicht nur dem dortigen Großgrundbesitz, sondern auch den Pächtern und irischen Kleinbauern zugute kommen. Die unionistische Partei könnte in Fragen des britischen Zollreiches und der Schutzzölle im Parlament durchaus die irische Zustimmung zur Durchführung ihrer Pläne finden. Eventuell werden die Iren überhaupt aus dem Unterhause zum Teil verschwinden. Ein Abfall der irischen Wirtschaftspolitiker vom Freihandel zum Schutzzoll bleibt durchaus nicht unwahrscheinlich. Nach alledem scheinen die Chancen zur Durchführung der Chamberlainschen Pläne nach dem Kriege wesentlich günstiger zu liegen. Wir müssen uns auch auf die ungünstigste Eventualität einrichten.

Der englische Nationalismus hat durch den Krieg zweifellos eine Stärkung erfahren, wie aus all den Beschlüssen und Pamphleten hervorgeht.

Genährt durch Militarismus und Protektionismus wird er freilich an den Grenzen der Alliierten nicht halt machen. Er dürfte ihnen in Zukunft kaum eine Bevorzugung einräumen. Dieser englische Nationalismus will ja nur sich selbst und sein Imperium wirtschaftlich unabhängiger machen. Er will aber nicht den Bundesgenossen zuliebe ein wesentliches Stück davon aufgeben. Sonst verfehlte er von vornherein sein Ziel. Der wirtschaftliche Zusammenschluß wird also, wenn auch vielleicht in etwas abgeschwächter Form, die heutigen Bundesgenossen nicht minder treffen wie die Gegner.

Welches sind die Folgen und Möglichkeiten des Zollreiches zunächst für die Weltwirtschaft und welche dann für Deutschland? Wirtschaftspolitische Absichten und wirtschaftliche Umstände fallen nun glücklicherweise nicht zusammen, sondern gehen stark auseinander.

Zunächst das Imperium selbst. Die Reden, die der australische Ministerpräsident gehalten hat, nehmen sich gegenüber den Tatsachen recht seltsam aus. Denn sie stehen mit diesen in einem völligen Widerspruch. Deutschland bleibt im australischen Handel durchaus im Hintergrund und steht weit hinter dem englischen zurück. Dabei beträgt unsere Ausfuhr nach Australien noch nicht ein Drittel unserer Bezüge von dort (90 Millionen Mark gegen 286 Einfuhr von dort). Wir beziehen den größten Teil unserer Wolle im Werte von 200 Millionen Mark aus dem Südkontinent, zusammen mit Österreich-Ungarn ist es noch weit mehr. Australien wird auf diesen Aktivposten nicht verzichten können und wollen, weil darin sein Hauptreichtum besteht. Ohne diese Ausfuhr ist das Land nicht lebensfähig. Wenn dem aber so ist, dann wird es wohl oder übel direkt oder auf dem Umwege über England Waren von uns beziehen müssen. Aller Handel ist ja ein gegenseitiges Geschäft. Nicht anders steht es mit Kanada und Südafrika. Auch diese Länder haben mit uns eine durchaus aktive Handelsbilanz; das heißt sie führen mehr Rohstoffe zu uns als wir Fabrikate zu ihnen. Für sie bringt also der Handel die größten Vorteile, deren sie sich nicht werden berauben wollen. Im Durchschnitt der beiden letzten Jahre empfingen wir aus den gesamten englischen Kolonien für eine Milliarde Waren und führten dorthin nur für eine Drittelmilliarde aus! Das Verhältnis bleibt das gleiche, ob wir Indien hinzurechnen, oder ob wir nur die selbständigen Kolonien nehmen. Wir haben aus jeder einzelnen englischen Kolonie wie aus allen zusammen eine weit größere Einfuhr an Rohstoffen und Nahrungsmitteln gehabt, als wir zu ihnen Fabrikate ausführen. Das ist erklärlich genug und liegt ganz in den Umständen begründet.

England ist eben das Vermittlerland kat exochen. Es ist der kolossale Weltmarkt für Rohstoffe aller Art, die hierhergebracht werden und erst

von hier aus in die Kanäle der einzelnen Volkswirtschaften einströmen: mag es sich um die Waren der englischen Kolonien oder um die anderer Länder handeln. Kupfer und Metalle, Baumwolle und Wolle, Felle und Häute, Jute und Kautschuk, Tee und Kaffee, Gold nicht zu vergessen: alles, alles wird dort gehandelt und von dort weiter vertrieben. Darauf beruht die Bedeutung seines Verkehrs, der nur zum Teil Eigenhandel ist. Dafür kann England aber andererseits enorme Mengen von Waren einführen, die es zum Teil wieder nach auswärts absetzt. England ist der Sitz des internationalen Durchfuhrhandels. Sein Reexport ist enorm und es verdient daran außerordentlich, indem die Waren durch englische Banken bevorschußt werden. Darum ist sicher ein großer Teil der deutschen Ausfuhr nach England für eben die Kolonien bestimmt; sie wählt nur den Weg über das Mutterland, weil die Verbindungen bequemer und schneller sind. England kauft für Rechnung seiner Kolonien mehr Waren bei uns als wir von ihm. (Im Durchschnitt der beiden letzten Jahre vor dem Kriege 1300 Millionen Mark Ausfuhr nach England und 860 Millionen Einfuhr von dort.) Es kann das sehr wohl und muß es sogar, weil Deutschland in bezug auf Rohstoffe und Nahrungsmittel in der umgekehrten Rechnung mit den englischen Kolonien steht, von dort mehr Waren importiert als exportiert. Mutterland und Kolonien bilden so bezüglich der Handelsbilanz für Deutschland eine Einheit. Das ist für Englands Vermittlerrolle durchaus von Vorteil. England gleicht die aktive Handelsbilanz der Kolonien mit Deutschland dadurch aus, daß es uns seinerseits mehr Waren abnimmt, mit uns also eine passive Handelsbilanz hat. Wenn nun diese direkten und indirekten Beziehungen mit den Kolonien unterbleiben sollten, so würde der englische Handel, dessen Bedeutung zum nicht geringen Teil gerade auf der Vermittlertätigkeit beruht, wesentlich geschädigt werden. Denn einen Ersatz für den deutschen Bedarf an englischen Kolonialprodukten auf der einen, den Ersatz für die Versorgung mit deutschen Waren auf der anderen Seite würde England ja nicht finden. Es braucht uns als Käufer für die eigenen Kolonien und braucht uns als Verkäufer für seinen industriellen Bedarf. Für das Mutterland bedeutet der ganze Plan in keiner Weise einen Gewinn.

Aber auch für die Kolonien würde die Bevorzugung englischer Waren ein durchaus zweifelhaftes Geschäft sein. Das Mutterland gewönne dadurch natürlich eine Monopolstellung auf dem Kolonialmarkt, die dort eine Steigerung der Preise für die Industrieprodukte herbeiführen müßte. Ein Teil der eingeführten Waren müßte ohnedies deutscher Provenienz sein. Denn es ist ausgeschlossen, daß die Einfuhr völlig aus englischen Waren bestritten wird. Das Mutterland kann sie wegen der begrenzten Produktionsfähigkeit nicht selbst alle herstellen. Teilweise will sie es nicht,

weil dafür die nötigen Voraussetzungen fehlen. Der fremde Warenbezug auch aus Deutschland bleibt mithin für das Imperium eine Notwendigkeit. Bisher bestand eben eine Arbeitsteilung zwischen den Industrieländern. Wir bezogen aus England gewisse Fabrikate, die wir selbst nicht herstellen, wie etwa Baumwollgarn oder Textilmaschinen. Dafür war England in anderen Produkten auf uns angewiesen: chemische Farbstoffe, Stahl- und Eisenhalbzeug, Maschinen und anderes. Eine industrielle Unabhängigkeit in allen diesen Beziehungen muß aber überhaupt für unmöglich gelten. Auf die Einfuhr in der einen und die Ausfuhr in der anderen Richtung wird das Land nicht verzichten können und wollen. Mit der industriellen Autarkie des Imperiums ist es also sehr schlecht bestellt.

Es kommt aber eine weitere besondere Erschwernis hinzu. Denn es erstreben auch die Kolonien seit Jahren eine eigene Industrie. Das gilt von Kanada nicht minder wie von Südafrika, von Australien ebenso wie von Indien. Diese Bestrebungen gewinnen dauernd an Boden und werden schon aus finanziellen Gründen sich nach dem Kriege verstärken. Dem steht aber die freie Einfuhr oder die Begünstigung des Mutterlandes entgegen. Es bleibt hier ein arges Dilemma, das nicht einfach lösbar erscheint, wenn die Kolonien nicht auf eigene Industrien verzichten wollen. Für Kanada kommt noch das besondere Problem der Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten hinzu, die nun einmal als Nachbarland und aus anderen Gründen einen natürlichen Vorzug besitzen. Der Handelsvertrag zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten, der beiden Ländern eine Bevorzugung gewisser Waren bringen sollte, ist freilich bisher an bestimmten Widerständen gescheitert. Aber die engere handelspolitische Beziehung beider Länder liegt in der Natur der Dinge. Sie wird schwerlich auf die Dauer zu umgehen sein. Wie man erkennt, ist also auch für die Kolonien der Chamberlainsche und Hughessche Gedanke nicht so leicht zu realisieren.

Andererseits erhält aber Englands Industrie selbst durch die Bevorzugung in den Kolonien durchaus kein Äquivalent für anderweitige Verluste. Denn wir müssen bedenken, daß das eigene Imperium von allen Erzeugnissen des Mutterlandes überhaupt nur ein Viertel abnimmt und daß drei Viertel nach anderen Ländern gehen. Dabei hatte es auch ohne besondere Bevorzugung bisher schon den Hauptteil am Handel des Gesamtreiches. Es pflegt ja allenthalben die Bedeutung des Imperiums für Englands Handel wesentlich überschätzt zu werden — nicht nur im Auslande, sondern vielfach von Engländern selbst. Trotz aller Bemühungen ist eine wesentliche Änderung in diesen Beziehungen im letzten Menschenalter nicht eingetreten. Auch das ist kein Zufall, sondern beruht auf

innerer Notwendigkeit. Die Europäerkolonien (Australien, Kanada, Südafrika) haben nur eine sehr kleine Bevölkerung, die zusammen nur ein Drittel der deutschen beträgt. Indien andererseits ist zwar mit seinen 300 Millionen Menschen sehr dicht besiedelt, besitzt aber wegen der Armut der Bevölkerung nur eine kleine Nachfrage; sie war bisher wenig steigerungsfähig. Das wirkt zusammen, um den Absatz nach dem Imperium gering zu halten. Auch hier erscheinen die Entwickelungsmöglichkeiten einstweilen nicht sehr erheblich, wenn nicht die Voraussetzungen sich ändern. Das sieht aber wenig wahrscheinlich aus. England bleibt darum für die eigene Industrie dauernd auf fremde Märkte angewiesen. Die unionistischen Pläne versprechen in Wirklichkeit dem Lande bezüglich des Absatzes der Industrieerzeugnisse nur sehr geringen Gewinn, da es auch bisher schon den Handel mit dem Imperium beherrschte.

Es muß mithin England unter allen Umständen daran gelegen sein, für den Export allenthalben die Meistbegünstigung zu behalten, um neben den Kolonien die fremden Märkte nicht zu verlieren. Sollte es aber wirklich gelingen — was sehr unwahrscheinlich ist — alle fremde Einfuhr von dem Imperium zu verdrängen, so müßte es eben die Ausfuhr und Vermittlertätigkeit nach anderen Ländern aufgeben. Es wird nicht möglich sein, den eigenen Kolonialmarkt völlig zu beherrschen und daneben noch die übrige Ausfuhr in gleichem Umfange wie bisher zu pflegen. Entweder — oder. Was England in den Kolonien gewinnen sollte, das würde es entsprechend an anderer Stelle verlieren. Wir würden uns dann ohne Mühe auf die Posten setzen, die England verlassen hat. Es dürfte sich wohl für Deutschland und die übrige Welt durch den Zollzusammenschluß des britischen Weltreiches um eine Verschiebung, aber um keinen Verlust handeln. Und dasselbe wird der Fall sein, wenn England etwa Nahrungsmittel aus den Kolonien frei einführe, um die aus fremden Ländern (Argentinien, Vereinigte Staaten, Balkan, Rußland) mit einem Zolle zu belegen. Dann müßte eben die fremde Einfuhr aus diesen Ländern nachlassen und damit wiederum die Absatzmöglichkeit der englischen Produkte auf jenen Auslandsmärkten zurückgehen. Denn auch hier beruht der Handel auf Gegenseitigkeit und läßt sich nicht einseitig vornehmen. Man kann sagen, daß in dem großen Wettkampf zwischen Deutschland und England jede Bevorzugung, die letzteres seinen Kolonien angedeihen läßt, indirekt Deutschland zugute kommen muß, indem es bei den Neutralen eine Lücke schafft und diese in unsere Arme treibt. In ähnlicher Lage befinden sich die Vereinigten Staaten, der zweite und zum Teil gefährlichere Konkurrent Englands im Imperium.

Es besteht eben ein Gleichgewicht der Kräfte und ein Maß der Kapazität der Arbeit und Güter, die durch den bloß formellen Zollsatz und

Zusammenschluß gar nicht geändert wird. Was man auf der einen Seite mehr fortnimmt, das läßt eben auf der anderen Seite eine Lücke, die für den Nebenbuhler durchaus vorteilhaft ist. Etwas Schreckhaftes steckt in keiner Weise in dem neuen Gebilde. Ob England mit seinen mannigfachen Kapitalverflechtungen seine Rechnung bei dem wirtschaftlichen Zusammenschluß finden würde, ist ja durchaus zweifelhaft. Oder vielmehr, es ist höchst unwahrscheinlich. Aber für die Weltwirtschaft im ganzen bedeutet es doch nur eine Umgruppierung und eine innere Verschiebung, aber noch keinen Verlust oder Gewinn nach irgendwelcher Richtung. Dieses Weltreich wird uns am allerwenigsten gefährlich werden. Und dies um so weniger, als ja in Wahrheit auch dieses riesengroße Imperialreich mit seinen 400 Millionen Menschen doch nicht autarkisch in sich bestehen kann. Es braucht Rohstoffe aus anderen Ländern außerhalb des Imperiums (Erze, Petroleum, Baumwolle, Holz, Kupfer, Kautschuk). Es braucht ebenso Nahrungsmittel (Mais, Gerste, Butter, Zucker), die ihm sein Imperium nicht zu liefern vermag. Es braucht aber auch fremde Fabrikate, vor allem aus Deutschland, die es anderwärts gar nicht beziehen kann.

Das britische Imperium wird im Grunde an der Abhängigkeit Englands von der übrigen Welt nicht sehr viel ändern. Es bleibt ein fast ebenso unvollständiges Gebilde wie Altengland, besitzt für das Mutterland weder die notwendigen Urprodukte noch als Absatzgebiet den kaufkräftigen Markt. Der Chamberlainsche Traum von dem sich selbst genügenden und von fremden Bezügen freien Imperium ist eben nicht erfüllbar. Das britische Weltreich ist kein Gebilde, das auf sich zu beruhen vermag. Die wirtschaftliche Kapazität an sich wird ja dadurch noch gar nicht gefördert. Zudem bleiben so starke Gegensätze vorhanden, wie die zwischen der jungen kanadischen Industrie und der alten englischen, oder zwischen dem Schutz des indischen Textilgewerbes und dem des Mutterlandes, oder zwischen dem Interesse der indischen Auswanderung und dem Selbstschutz der südafrikanischen und australischen Arbeiterbevölkerung. So sind also nicht nur die Gefahren des britischen Weltreiches weit übertrieben, sondern auch die Aussichten der Selbstbeschränkung und des Abschlusses nach außen bleiben ein Programm, dessen Verwirklichung außerhalb der Wahrscheinlichkeit liegt. Es bedeutet wohl eine Umgruppierung und Erschwerung bisheriger Beziehungen für Deutschland und die Neutralen, aber keine wirklichen Verluste. Die können nur aus der Stärkung der eigenen produktiven Kräfte stammen und stehen mit dem Imperium in geringem Zusammenhang. Der zollpolitische Zusammenschluß des britischen Weltreichs wird darum weltwirtschaftlich keineswegs von so großen Folgen begleitet sein, wie man zunächst vermutet. Er mag Erschwernisse dem

auslandischen Handel nach der einen oder anderen Richtung bringen. Aber er bedeutet in keiner Weise eine Umwälzung weltwirtschaftlicher Möglichkeiten überhaupt. Die Vernunft der Dinge hat eben ihre eigene Dialektik.

3. Der russische Kontinent

Weit geschlossener tritt uns das russische Weltreich entgegen mit seinen Ausdehnungsbestrebungen, seinem steten Drang nach dem offenen Meer, seinem panslawistischen Ideal der 101 Völker, die unter dem Zartum zusammengehalten werden. Hier scheint auch die Möglichkeit eines autarkischen Wirtschaftsgebietes in viel stärkerem Maße als bei dem britischen Imperium vorhanden zu sein: umfaßt es doch mit seinen 180 Millionen Menschen den siebenten Teil der Erdoberfläche und bedarf im Innern keiner anderen Vermittelung als dem Schienenstrang. Auch hier liegen die Pläne des Zusammen- und Abschlusses weit zurück und werden seit je mit ideologischen Momenten weittragender Art verbrämt. Die Inangriffnahme einer Industriepolitik seit den Tagen Wyschnegradskis und Wittes sollte den Prozeß beschleunigen: Rußland von der fremden Industrieeinfuhr unabhängig machen, den Reichtum des Landes fördern und die eigentümliche Idee des Slawentums gegen westliche Kultur gleichsam immunisieren. Das geschah durch die künstliche Schaffung einer Industrie, die in dem kapitalarmen Lande durch finanzielle Opfer und weitgehende staatliche Aufträge am Leben erhalten wurde. Rußland gewinnt viele Rohstoffe, die es braucht, bei sich selbst: so Leinen, Baumwolle, Wolle auf der einen, Eisenerze, Kupfer, Holz, Naphtha, Mineralöle auf der anderen Seite. Die Gewinnung dieser Produkte läßt sich sehr steigern und bietet der Möglichkeiten genug. Der Holzreichtum vermag wenigstens zum Teil die Kohlenarmut zu ersetzen. Das Land würde also noch viele Reichtumsquellen erschließen können, würde auch für eine steigende Bevölkerung Boden und Arbeit auf lange Zeit genug besitzen. Freilich sind dazu eine Reihe von inneren Reformen und Umänderungen erforderlich, die Zeit und Wille zur Verwirklichung bedürfen. Die Entwickelung wird hier jedenfalls eine langsamere sein als im fortgeschritteneren Westen. Rußland wäre aber an sich sehr wohl imstande, durch Ausbau der Eisenbahnen und bei Erschließung der westlichen und südöstlichen Gebiete, alle seine Bedürfnisse selbst zu decken. Es vermöchte sich, wie es scheint, dadurch völlig zu „nationalisieren". Der Gedanke der Autarkie liegt darum besonders nahe, zumal das Land ja von der fremden Lebensmittelversorgung ohnedies befreit wäre. Diese Tendenz wird durch das ideologische Moment des Panslawismus offenbar genährt. Er erstrebt ein Sichbesinnen auf die eigenen Kulturwerte, ein Beruhen in sich selbst unter Ausschluß aller deutschen oder überhaupt westlichen Elemente – ein großes nationales

Ziel mit erreichbaren Mitteln auf wirtschaftlicher Grundlage. Dem trug die ganze Industriepolitik des letzten Menschenalters Rechnung. Trotzdem ist man von dem Ziele weiter entfernt als früher und hat sich im Gegenteil immer stärker mit dem Westen verstrickt. Gerade die Kräfte, die ihm die Grundlage der nationalen Wirtschaftsexistenz sichern sollten, die fremden Kapitalien, haben das Land mit Mittel- und Westeuropa näher verbunden.

Man hatte 1905 den Handelsvertrag mit Deutschland sehr leicht erneuert, weil damals Rußland in Ostasien festgelegt war und freie Hand im Westen brauchte. Es hat darum manche Zugeständnisse gewährt, die unter anderen Umständen wohl nicht zu erreichen gewesen wären. Der fremde Handel hat sich frei entfalten können. Die deutsche Ausfuhr hat sich im letzten Jahrfünft fast verdoppelt. Der russische Markt war einer der wichtigsten für deutsche Produkte geworden, während sich die Einfuhr aus Rußland, die an sich freilich größer war als die Einfuhr dahin, nur unbedeutend erweitert hat (880 Millionen Mark Ausfuhr und 1530 Millionen Einfuhr von dort). Rußland war ein Käufer von Maschinen aller Art, von Eisen- und Stahlerzeugnissen, von chemischen Produkten, von Lederwaren, aber auch von Wollgewebe und Wollgarn geworden. Wir standen in der russischen Handelsbilanz weit voran. Denn auch Rußland brauchte uns als Abnehmer seiner landwirtschaftlichen Produkte an erster Stelle. Es fand tatsächlich eine weitgehende Ergänzung der beiden Volkswirtschaften statt. Rußland ist einer der hauptsächlichsten Nahrungsmittellieferanten Deutschlands und andererseits einer unserer besten Kunden auf dem Gebiete der Fertigindustrie. Das Moment der Nachbarschaft ist es vor allem gewesen, die diese Ergänzung mächtig förderte. Man empfand russischerseits diese Entwickelung öfters als eine Schädigung der nationalen Wirtschaft. Die Unzufriedenheit mit der Handelspolitik war so weit vorgeschritten, so daß man für deren Neuregelung kräftig rüstete. Die Erneuerung der Handelsverträge würde jedenfalls auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Auf eine Erhöhung der russischen Industriezölle hätten wir uns auch ohnedies einrichten müssen.

Aber man empfand nicht nur diese Abhängigkeit vom Auslande, vor allem von Deutschland, sondern auch in anderer Beziehung. Es ist schon darauf hingewiesen, wie tatsächlich der deutsche Kaufmann, Ingenieur, Reisende allenthalben in Rußland Fuß gefaßt hatte. Besonders in Westrußland (Polen) ist der deutsche Einfluß sehr stark gewesen und hat dauernd zugenommen, indem er zum Teil auch die dortige Industrie finanzierte. Das ist ja nun durch den Krieg mit einem Male anders geworden. Die eingetretenen Verluste sind darum sehr mannigfach. Die Handelsvermittelung für fremde Rohstoffe, die Rußland bedurfte, ging meist durch deutsche

Hände und deutsche Häfen. Die ganze technische Einrichtung, vom russischen Konversationslexikon angefangen, das von deutschen Unternehmern herausgegeben wurde, bis zu den elektrotechnischen Werken, den Eisenhütten, Installationsbüros, Agenturen und anderes ist in der Hauptsache von Deutschen geschaffen. Von all diesen Abhängigkeiten sich loszumachen, möchte ein Ziel altrussischer Politik werden. Nicht wenig russisches Land befand sich in deutschen Händen, sowohl Großgrundbesitz als ganze Wälder, für deren Holz unser Bedarf sehr groß ist — unsere Musikinstrumente tönen zumeist auf russischem Holze. Das Geld freilich ist in letzter Zeit nur zum kleinsten Teile aus Deutschland geflossen, obwohl auch dies nicht gänzlich fehlte. In der Hauptsache ist französisches und belgisches Kapital, in geringerem Umfange auch englisches in dortigen Industriewerten, Rohstoffgebieten und Verkehrsanlagen investiert. Vielmehr waren es hier wie anderwärts deutsche Arbeit und deutsche Fachleute, die Nachfrage fanden. Von der russischen Einfuhr entfiel mehr als die Hälfte auf Deutschland, aus Großbritannien kam nur ein Siebentel. Umgekehrt ging von der Ausfuhr etwa der dritte Teil nach Deutschland, der fünfte nach Großbritannien, der neunte nach Holland und nur der vierzehnte nach dem engbefreundeten Frankreich. Die Donaumonarchie spielte für Rußlands Handel in beiden Beziehungen nur eine kleine Rolle. Bei dem Umfange des Gebietes, der einen geschlossenen, zusammenhängenden Kontinent für sich bildet, scheint die Möglichkeit des autarkischen Abschlusses am ehesten durchführbar, wenigstens aber eine Zurückdrängung Deutschlands zugunsten anderer Länder.

Jedoch auch hier stellt sich bei näherem Zusehen die Sache wesentlich anders dar. Vielmehr bleibt Rußlands Volkswirtschaft unauflöslich mit der Weltwirtschaft verbunden und dadurch in erster Linie auch mit der deutschen. Rußland ist nämlich auf die Ausfuhr seiner Agrarprodukte angewiesen; schon aus dem einfachen Grunde, um dadurch den außerordentlich hohen Zinsendienst an das Ausland bestreiten zu können. Die Abwickelung der internationalen Verbindlichkeiten geht ja nicht immer direkt von Land zu Land vor sich. Sie vollzieht sich oft in indirekter Abrechnung gleichsam durch einen internationalen Clearing, wie wir das schon bei England und seinen Kolonien im Verhältnis zu Deutschland gefunden haben. Rußland bezahlt seine enormen Zinsen an das Ausland dadurch, daß es zunächst an Deutschland weit mehr Nahrungsmittel ausführt, als es Fabrikate von uns bezieht. Es gleicht den Passivsaldo seiner Zahlungsbilanz mit den Gläubigerstaaten aus durch den Aktivsaldo seiner Handelsbilanz mit uns. Der Aktivsaldo, also der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr, vor dem Kriege betrug 400 Millionen Rubel und genügte völlig, um jene Schuldzinsen zu bestreiten. An sich braucht eine Verschuldung an das

Ausland nicht ungünstig zu wirken: vorausgesetzt, daß dadurch die produktiven Kräfte gehoben, die Landwirtschaft gestärkt, das Bildungsniveau erhöht würde. Das ist nun freilich hier nur zum kleinsten Teile geschehen; das Geld hat vielmehr in der Hauptsache für unproduktive Ausgaben Verwendung gefunden. Jene Ausfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen ist darum eine absolute Notwendigkeit für Rußland, wenn es weiter Kredit und Kapital erhalten soll. Darum sein Drängen zur See, darum sein Kampf um die Dardanellen und den Zugang zum Mittelländischen Meer beziehungsweise offenen Ozean, im fernen Osten oder Persischen Golf. Es braucht die Ausfuhr seiner Produkte künftig aber in noch weit größerem Umfange. Denn nach dem Kriege wird Rußland eine Auslandsschuld von 40 Milliarden Mark zu verzinsen haben; es würde dafür zwei Milliarden Mark mehr an Waren ausführen müssen. Nun kommt aber als Abnehmer seiner Agrarprodukte in erster Linie Deutschland in Betracht. Wir haben im letzten Jahre für fast eine Milliarde Mark Nahrungsmittel und für eine halbe Milliarde Rohstoffe verschiedenster Art aufgenommen. Gewiß bedürfen wir unsererseits diese Dinge mit absoluter Notwendigkeit. Aber Rußland braucht diesen Absatz ebenfalls. Wir sind nun einmal als Nachbarland am nächsten und die Transportverhältnisse liegen für uns am günstigsten. Dieses ausschlaggebende Moment ist in keiner Weise zu beseitigen oder rückgängig zu machen, nicht durch England, nicht durch Frankreich, nicht durch die Vereinigten Staaten.

Rußland ist auf Deutschland angewiesen, weil ein anderer so starker Abnehmer seiner notwendigen Ausfuhr nicht besteht und auch in Zukunft nicht bestehen wird. Gewiß vermöchte an sich wohl England statt unser in manchen Punkten Nahrungsmittel und Rohstoffe zu beziehen, wenn auch keineswegs in demselben Umfange. Aber dann müßte dieses eben seine sonstigen Bezüge aus den Kolonien oder dem fremden Auslande zugunsten Rußlands aufgeben. Seine Aufnahmefähigkeit ist auch für diese Dinge nur eine begrenzte und läßt sich nicht beliebig entwickeln. Eine solche Umgestaltung ist kaum sehr wahrscheinlich und durchaus nicht in Englands Interesse. Es ist darum kein Zufall, wenn Rußland sich auf den internationalen Wirtschaftskonferenzen sehr zurückgehalten hat. Eine Abschließung aber von der Weltwirtschaft wäre vielleicht vor einem Menschenalter denkbar gewesen, heute ist es nicht mehr angängig. So bleibt Rußland für absehbare Zeit auf den Weltmarkt und damit auch auf den deutschen Markt aus innerer Notwendigkeit angewiesen.

Andererseits kommt als Lieferant für Fabrikate in erster Linie wiederum Deutschland in Betracht. Denn daß eine Nationalisierung der Industrie in näherer Zeit Rußland unabhängig von fremden Bezügen machen könnte, ist sehr unwahrscheinlich. Die Bedingungen, unter denen die russi-

sche Industrie steht, sind einstweilen recht ungünstig. Es fehlt nicht nur an Kapital, sondern auch an einer Überschußbevölkerung, die für deren Entfaltung nötig ist. Es fehlt aber auch an den Verkehrsmitteln und den passenden Standorten der Gewerbe, die für das Riesenreich nicht leicht zu gestalten sind. Es wird also im ganzen auf fremde Industrieeinfuhr angewiesen bleiben und darum den Zusammenhang mit der Weltwirtschaft auch in dieser Beziehung brauchen. Es handelt sich bei den deutschen Bezügen vor allem um die ganze Maschinenindustrie, die landwirtschaftlichen Maschinen, Pflüge, Sensen, Dreschmaschinen. Hier ist ein Ersatz aus anderen Ländern schwer denkbar. England stellt diese Dinge zum Teil gar nicht her und wird sie darum auch künftig nicht liefern. Oder die Transportverhältnisse liegen für Deutschland wesentlich günstiger als für das Inselreich, indem ersteres eben Rückfracht aus Rußland aufnimmt, für die England keinen Bedarf hat. Endlich hängt die Einfuhr der Waren seitens des Nachbarreiches von der Abnahme seiner Nahrungsmittel durch Deutschland ab, das nun einmal, wie wir sahen, der größte Absatzmarkt bleiben wird: weder Italien noch Frankreich, Japan oder die Vereinigten Staaten stehen dafür ernsthaft in Frage. England, das ja sonst bezüglich der industriellen Einfuhr in Betracht käme, wird darum auch in dieser Beziehung wohl gegenüber Deutschland zurückbleiben müssen. Schon macht sich gerade in panslawistischen Kreisen Rußlands eine Tendenz geltend, um nicht etwa Deutschland durch England zu ersetzen, indem man sich in englische Abhängigkeit begibt, sich englischer Händler bedient und englische Waren kauft. Man will eben Unabhängigkeit in wirtschaftlicher Beziehung überhaupt. Aber wenn, wie wir sahen, dieser Traum für Rußland unerfüllbar ist, dann bleibt dieser Markt eben für Deutschland in weitestem Umfange vorhanden.

Denn Rußland ist nun einmal ein Land der begrenzten Möglichkeiten. Es steht zum nicht geringen Teil unter ungünstigen Produktionsbedingungen. Es entbehrt einstweilen gänzlich der technischen und kommerziellen Kräfte, die zur Entwickelung seiner Produktion nötig sind. Es hat auch gar nicht die zureichende Bevölkerung, um das Ziel durchführen zu können, da vier Fünftel von ihr noch von der Landwirtschaft lebt. Es ist darum in all diesen Beziehungen auf das Ausland angewiesen und bedarf noch durchaus der fremden Erzieher. Möglich, daß es eines Tages, wenn es aus dem reinen Agrarstaat weiter abgerückt sein wird, vieles selbst vollbringen kann, daß dann auch der Bildungsgrad seiner Bevölkerung soweit gediehen ist. Für die nächste Zukunft vermag es sich von den fremden industriellen Erziehern noch nicht freizumachen: vermag es auch kein autarkisches Wirtschaftsreich zu bilden, weil die Voraussetzungen dazu in der chemischen, der elektrotechnischen, der Maschinen- und einigen anderen

Industrien fehlen. Ein sich selbst genügendes Rußland ist so wenig denkbar und bietet so wenig Zukunftsaussichten, wie ein sich selbst genügendes Greater Britain. Die finanzielle Verschuldung wird mit Notwendigkeit die weltwirtschaftliche Abhängigkeit nach dem Kriege vermehren. Fremdes Kapital und eigene Schulden sind aber noch immer die stärksten Bindeglieder für die übrige Welt gewesen. Sein eigener Drang zum offenen Meer, der in der einen oder anderen Weise befriedigt werden muß, beweist deutlich die Angewiesenheit auf das Ausland. Der russische Kontinent wird auch in Zukunft kein in sich beruhendes Gebilde darzustellen vermögen.

Man denkt in deutschen Kreisen über die Zukunft der deutschen Handelsbeziehungen sehr optimistisch und glaubt, daß Rußland unter allen Umständen auf deutsche Patente, deutsche Vermittelung, deutsche Technik, deutschen Kredit angewiesen bleiben wird. Daß in all diesen Punkten weder der englische noch der amerikanische Wettbewerb zu fürchten sein wird. Aber es scheint mir doch nötig, sich auf manche Wandlungen gefaßt zu machen.

Einmal wird durch die Neuordnung der Polenfrage und eventuell der baltischen Provinzen das ganze Aussehen der russischen Industrie verändert werden. Möglicherweise wird die nationalrussische Industrie des Moskau- und Donezbezirkes, die den Verlust eventuell nicht ungern sähe, gestärkt werden. Möglicherweise aber wird die Notwendigkeit der Wareneinfuhr für Rußland sich noch vermehren. Jedenfalls werden dadurch im russischen Handel nicht unerhebliche Änderungen sich durchsetzen, die sehr zu beachten sind. Sodann wird wohl schon durch die finanzielle Abhängigkeit, in die Rußland durch die Kriegslieferungen von England, Japan und den Vereinigten Staaten geraten ist, künftig die Verschuldung des Reiches noch mehr zunehmen. Diese neuen Gläubiger werden darum Sicherheiten für die Bezahlung der Zinsen verlangen. Sie kann sich in stärkerer Heranziehung dieser Länder äußern. Allerdings sind die deutschen Methoden der Handelstätigkeit, der Bankverbindung wie der Kreditgewährung so bald nicht nachzuahmen. Sie „liegen" weder den Engländern noch den Amerikanern. Immerhin kann sehr wohl eine stärkere Konkurrenz beider Nationen auf dem russischen Markt eintreten, schon weil voraussichtlich manches Eigentum, wie Bergwerke, Hochöfen, Petroleumquellen in die Hände jener beiden Staaten übergehen wird. Auch Rußland wird sich in seinem künftigen Handel von der Qualität und Billigkeit der Waren leiten lassen.

Weiter wird in Rußland seitens der Deutschen mancher Vermögensverlust zu buchen sein, der sich nicht so bald wieder einbringen läßt. Ebensowenig werden sich aber wahrscheinlich sogleich nach dem Kriege die

Deutschen wieder in Rußland in dem Maße wie früher niederlassen können. Emanzipationsbestrebungen der beteiligten Kreise und Übelwollen der Verwaltung sind in dieser Beziehung wahrscheinlich und werden zu einer Verringerung mancher Tätigkeit führen. Gerade die russische Bourgeoisie will sich ja von dieser Vorherrschaft freimachen. Wieweit sie es kann, ist eine andere Frage. Aber daß sie es versuchen wird, bleibt anzunehmen. Endlich wird voraussichtlich auch die Schutzzollbewegung zunehmen und wird zu einer Erhöhung der Einfuhrzölle führen. Nicht als wenn eine Bevorzugung anderer Nationen zuungunsten Deutschlands zu erwarten stände. Das ist nach all den Auseinandersetzungen sehr unwahrscheinlich und kaum in irgendeiner Form zu erwarten — am allerwenigsten zugunsten Englands, mit dem ja auch starke politische Gegensätze bestehen bleiben. Aber trotzdem wird man schon aus finanziellen Gründen neben der Durchführung der Stolypinschen Agrarreform auch eine Wiederaufnahme der Witteschen Pläne betreiben. Einen stärkeren Schutz wird die nationalwirtschaftliche Industrie Rußlands durchsetzen, wie sie das schon vor dem Kriege erstrebte. Es wird für Deutschland darauf ankommen müssen, die Meistbegünstigung zu erhalten, um gegenüber den konkurrierenden Ländern nicht schlechter gestellt zu werden. In all diesen Punkten stehen nicht unerhebliche Änderungen bevor.

Aber wie man erkennt, betrifft doch alles nur gleichsam Nebenpositionen. Die Hauptsache bleibt die Unmöglichkeit der Abschließung und der Autarkie des russischen Weltreiches gegenüber West- und Mitteleuropa. Jene Veränderungen werden nicht gar so entscheidend zu wirken vermögen. Auch hier wird die wirtschaftliche Notwendigkeit auf der einen und die nationalwirtschaftliche Kapazität auf der anderen Seite den Weg der künftigen Entwickelung vorschreiben. Der Balkan aber wird für Rußland in demselben Maße unwichtig, wie der ferne Osten wirtschaftlich und kulturell mehr erstarkt. Dorthin weist des Reiches ganze Entwickelung, das Schwergewicht nach dem Osten zu verlegen und dessen Bedürfnisse zu entwickeln. Denn an sich sind die Möglichkeiten für Rußland groß genug. Vor allem die Eisenbahnen können künftig der wirtschaftlichen Erschließung in höherem Maße zugute kommen, während sie bisher der machtpolitischen Expansion dienten. Die Stolypinsche Agrarreform von 1906 wird imstande sein, die Landwirtschaft einer intensiven Kultur entgegenzuführen, wenn das Land Zeit für eine friedliche Entwickelung erhält.

Zunächst wird allerdings stark ins Gewicht fallen, wer künftig als Geldgeber des Zarenreiches funktionieren kann. Ob die bisherigen Bundesgenossen, vor allem Frankreich? Ob in stärkerem Maße England, das bis vor kurzem sich ganz von der Finanzierung Rußlands zurückgehalten hatte und auch während des Krieges sich keineswegs sehr stark engagiert hat?

Ob die Vereinigten Staaten hier in stärkerem Maße sich an der Erschließung des Landes beteiligen werden? Die Amerikaner denken natürlich daran: Rußlands Goldfelder sollen durch amerikanisches Kapital erschlossen werden, die unter Morgans Einfluß stehende New York Citybank geht damit um, Bankfilialen in russischen Städten zu errichten und solidere Finanzierungen vorzunehmen. Oder ob endlich Deutschland in der Lage und willens ist, durch finanzielle Hilfe die wirtschaftliche Durchdringung zu bewirken und damit auch finanziell ein Übergewicht zu erlangen? Schon durch die absolute Notwendigkeit fremden Kapitals, das Rußland auch zukünftig aus politischen wie aus wirtschaftlichen Gründen braucht, wird die Notwendigkeit des Exportes von Nahrungsmitteln und die Einfuhr von gewerblichen Erzeugnissen erhalten bleiben. Erst recht wird das notwendig sein, wenn das Land den Weg des ganzen oder teilweisen Staatsbankerottes wählen sollte, um die Schulden loszuwerden. Der Handel und die Verbindung mit der übrigen Welt wird darum unausbleiblich sein. Die Wahrscheinlichkeit eines in sich geschlossenen und sich selbst genügenden Wirtschaftsreiches schwindet damit noch mehr. Und damit bleibt für Deutschland auch hier eine große Möglichkeit offen, die Chancen auszunutzen, die das große der Entwickelung so außerordentlich fähige Land bietet.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Die Brüder Menthe

Roman von Peter Nansen

(Schluß)

15

Als C. E. Menthe fünf Jahre im Zuchthaus gesessen hatte, wurde er infolge einer sehr warmen Empfehlung von seiten des Gefängnisinspektors an einem Königsgeburtstag begnadigt.

„Während all der vielen Jahre," schrieb der Inspektor, „wo ich die Ehre gehabt habe, diesem größten Zuchthaus des Nordens vorzustehen, habe ich nie mit einem so musterhaften Gefangenen wie dem früheren Rechtsanwalt C. E. Menthe zu tun gehabt. Er ist in den letzten vier Jahren fast ausschließlich mit Kontorarbeiten beschäftigt gewesen, und wenn ich ihn zur Begnadigung vorschlage, so tue ich es wirklich mit Bedauern. Denn es ist nicht zu viel, wenn ich sage, daß wir nie einen so tüchtigen Gehilfen gehabt haben. Viele von den Verbesserungen, die in der letzten Zeit in der Verwaltung der Anstalt und dem Rechnungswesen eingeführt sind, verdanken wir ohne Übertreibung der Anregung des besagten Gefangenen.

In seiner freien Zeit hat sich der Gefangene auf eigenen Wunsch mit der Anfertigung von Schuhzeug beschäftigt. Und nach sachkundigem Urteil ist es ganz merkwürdig, was er hierin geleistet hat. Es kann unter anderm angeführt werden, daß er zum letzten Weihnachten mit meiner Erlaubnis ein paar Knopfstiefel aus Kalbleder mit Lackspitzen als Geschenk für die Frau des Gefängnispfarrers angefertigt hat und daß diese Stiefel nach der Erklärung der Pfarrersfrau, die im allgemeinen für eine der bestgekleideten Damen der Stadt gilt, in den feinsten Werkstätten der Hauptstadt nicht schöner hätten ausgeführt werden können.

Der Gefangene hat sich bis zum heutigen Tage siebenundvierzig Kronen sechsunddreißig Öre durch seine Arbeit zusammengespart.

Nach seiner eventuellen Freilassung beabsichtigt er, sich um eine Stellung bei der Gefängnishilfe zu bewerben, wozu er sich meiner Ansicht nach in hervorragendem Maße eignen wird.

Im übrigen hat er ein Anerbieten von seinem Bruder, dem Konferenzrat, der ihm eine reichliche Unterstützung angedeihen lassen will, damit er nach Amerika reisen und sich dort niederlassen kann. Aber soviel ich weiß, fühlt sich C. E. Menthe so eng verknüpft mit seinem Vaterland, daß er sich kaum mit dem Gedanken wird vertraut machen können, sein Leben in der Verbannung zu beschließen. Es wird sicher auch hier in der Heimat immer Verwendung für seine reichen Fähigkeiten sein."

Ludwig Menthe hatte nicht ohne Grund mit einiger Besorgnis dem

Tage entgegengesehen, wo sein Bruder freigelassen werden würde. Der Gedanke, daß ein ehemaliger Zuchthäusler umherging und mit der Verwandtschaft renommierte, erschien ihm selbstredend nicht gerade verlockend. Er hatte denn auch, wie aus dem Schreiben des Inspektors hervorging, alles mögliche getan, um den Bruder zu bewegen, gleich nach der Freilassung nach Amerika auszuwandern.

Aber C. F. Menthe war ein so eingefleischter Kopenhagener, daß er Armut in Kopenhagen der Aussicht auf gute und reichliche Verhältnisse jenseits des Ozeans vorzog. Er hatte während seines fünfjährigen Exils nur einen wirklichen Schmerz gehabt: das Heimweh nach seiner alten Stadt hatte Tag und Nacht an ihm genagt. Und jetzt, wo endlich die Stunde der Heimkehr schlug, jetzt verlangte man, daß er in eine neue und viel fernere Verbannung gehen sollte. Nicht um alle Schätze der Welt würde er seiner geliebten Stadt untreu werden, deren ehelicher Sohn er war; wo alles so lustig und nett zuging, und wo die Mädels süßer und fröhlicher waren als irgendwo sonst in der Welt.

In einem neuen Sommeranzug, den der Konferenzrat ihm nach Maß von dem Schneider der Anstalt hatte schicken lassen, mit einem selbsterworbenen, schimmernd weißen neuen Strohhut, mit einem Spazierstock mit silbernem Knopf, den ihm der Inspektor zum Abschied geschenkt hatte, mit einer Blume aus dem Pfarrgarten im Knopfloch, und eine der dicksten Gesellschaftszigarren des Arztes paffend, mit vierzig Kronen in der Tasche und mit tausend sehnsuchtsvollen Gedanken und Träumen im Herzen — stand C. F. Menthe auf dem obersten Deck der Fähre und starrte nach der gelobten Küste von Seeland hinüber. Kein neugebackener Student, auf dem Wege von der kleinen engen Schulstadt zu dem Märchen in der großen, unbekannten Hauptstadt, konnte voll jubelnderer Erwartung sein als C. F. Menthe.

Wenn er an die fünf Jahre zurückdachte, geschah es keineswegs mit Bitterkeit. Wirklich: er hatte keinen Grund zu klagen. Er nahm viele angenehme Erinnerungen mit. Alle waren gut gegen ihn gewesen, und alle hatten ihm auf hübsche und herzliche Weise gezeigt, daß sie ihn gern hatten und daß ihnen die Trennung von ihm schwer wurde.

Es war auch nicht sein ehemaliges Leben in Saus und Braus mit dummdreister Spekulation und rücksichtsloser Verschwendung, wonach er sich sehnte. Nie, um keinen Preis, würde er sich wieder auf diese leere und sinnlose Jagd nach dem Glück einlassen.

Aber vormittags vor einem Café zu sitzen und die Stadt vorüberwimmeln zu sehen, das saugende Sausen der Straßenbahnen und das jagende Geklingel der Fahrräder zu hören, lustige Blicke und Lächeln mit sommerlich gekleideten jungen Mädchen auszutauschen, die in so übermütigem

Leichtsinn plaudernd vorübergingen; dies muntere Getrippel von Tausenden von kleinen Mädchenfüßen in mausgrauen oder orangegelben oder glänzend lackschwarzen Schuhen auf dem blanken Asphalt zu verfolgen — ihm wurde ganz schwindlig bei dem Gedanken, daß diese Welt ihm nun wieder offen stand.

An seinem blauen Glückshimmel war nur eine Wolke, der Gedanke an die unvermeidliche Begegnung mit Ludwig.

Der Bruder hatte ihm geschrieben, daß er ihn gleich nach Ankunft des Zuges in seinem Büro erwarte: er wolle Sorge tragen, dann allein zu sein, damit sie nicht von neugierigen Unberufenen gestört würden.

„Wir werden dann sehen" — hatte der Konferenzrat geschrieben — „wie wir Deine Angelegenheiten ordnen können, wenigstens für die erste Zeit, bis Du hoffentlich eine anständige und passende Stellung findest. Denn wenn Du auch meinem Wunsch nicht hast nachkommen wollen, nach einer neuen Welt zu fahren (da müßte wohl eigentlich, dachte C. E., als er das las, stehen: zur Hölle zu fahren) und dort, befreit von dem Schatten Deiner Vergangenheit, ein neues Leben zu beginnen, so werde ich Dich doch selbstverständlich nicht im Stich lassen. Aber auf welche Weise und in welchem Maße ich Dir werde helfen können, das hängt in erster Linie davon ab, ob Du auf die meiner Ansicht nach völlig berechtigten Bedingungen, die ich Dir zu stellen gedenke, eingehen wirst."

Es war keineswegs der Gedanke, Geld von dem Bruder annehmen zu müssen, der C. E. Menthe quälte. Aber sich als Ausgestoßener von diesem selbstgerechten und heuchlerischen Bruder behandeln zu lassen, ertragen zu müssen, daß Ludwig, der als Junge stets ein niederträchtiger Kamerad und ein elender Angsthase gewesen war, jetzt einen beschützenden und herablassenden, distanzierenden Ton ihm, Carl Emil, gegenüber anschlug, der ihn in der Schule Hunderte von Malen vor wohlverdienten Prügeln und Demütigungen hatte retten müssen — das war der bittere Kelch.

Es ging aber weit besser, als er zu hoffen gewagt hatte.

Ludwig war milde und gut, fast bewegt bei dem Wiedersehn gewesen. Und ihn selbst hatte es auch ergriffen. Ludwig war dem Aussehen nach alt geworden, aber das stand ihm. Und in seinem Blick lag etwas unendlich Gequältes. Man konnte ihm förmlich ansehen, wie einsam er war. Man konnte es seiner Stimme anhören, daß sie nicht an Unterhaltung gewöhnt war, sondern nur an Vorträge und Berichte.

Offenbar hatte Ludwig Menthe auch gewünscht, die Qual so kurz wie möglich zu machen. Und die Bedingungen, auf die er in seinem Brief hingedeutet hatte, waren nicht sonderlich beängstigend. Er wollte von dem Bruder nur das Versprechen, sich nicht auf Spekulationen einzulassen und bis auf weiteres so unbemerkt wie möglich zu leben. Wie er äußerte:

„Ich vermute, daß es auch für dich nicht angenehm sein kann, dich mehr als notwendig der Neugier eines zudringlichen Publikums auszusetzen."

Die Unterstützung, die der Konferenzrat dem Bruder zusagte, war reichlicher, als er irgendwie hatte erwarten können. Und er, der seinerzeit nie daran gedacht hatte, seine Bedürfnisse zu berechnen, meinte, daß er mit den dreihundert Kronen, die ihm am Ersten jeden Monats zugestellt werden sollten, wie ein Krösus werde leben können.

„Ich kann mir denken," sagte der Konferenzrat, „daß du außerdem dich jetzt gleich einkleiden mußt. Dafür gebe ich dir heute — außer dem ersten monatlichen Betrag — tausend Kronen."

Er trat an seinen Schreibtisch und entnahm einem Geldbriefumschlag, der deutsche Briefmarken trug, einen Haufen schöner neuer Geldscheine und zählte sie auf.

Während Carl Emil, froh und erleichtert, diesen ganzen Reichtum in die Tasche steckte, fragte er nach Ludwigs Familie.

Ludwig erzählte, seine Frau sei krank. Sie habe schon längere Zeit gekränkelt, und wahrscheinlich werde eine Operation notwendig sein.

„Und die Kinder?" fragte Carl Emil. „Anneliſe versprach ungewöhnlich reizend zu werden."

Der Konferenzrat antwortete: „Ja, Kinder sind sie jetzt freilich nicht mehr. Anneliſe ist zwanzig und Fritz dreiundzwanzig. Anneliſe gilt für ein schönes Mädchen. Und sie schlagen beide gut ein. Aber junge Leute heutzutage sind anders als früher. Vielleicht sind sie viel besser. Aber man wird schwer klug aus ihnen. Fritz hat im vorigen Jahr seine staatswissenschaftliche Prüfung abgelegt. Er arbeitet bis auf weiteres als Assistent im Ministerium des Äußeren. Er und Anneliſe wohnen zusammen."

„Wohnen sie nicht zu Hause bei euch?"

„Nein. Als Fritz sein Examen gemacht hatte, wollte er gern sein eigenes kleines Heim haben. Und dann wurde es so eingerichtet, daß Anneliſe ihm den Haushalt führt. Die beiden Kinder haben sich ja immer miteinander verbunden gefühlt."

„Du und Frau Melitta seid jetzt also ganz allein?"

„Ja, ganz allein."

„Ist das nicht ein wenig einsam, namentlich jetzt, wo deine Frau krank ist?"

„Melittas Krankheit macht keinen Unterschied. Einsam ist es natürlich. Aber ich habe ja viel zu tun. Und ich muß eine Menge offizielle Geselligkeit mitmachen. Außerdem muß ich meiner Gesundheit halber häufig ausländische Bäder aufsuchen. Das ist ja auf alle Fälle immer eine Abwechslung."

Als Ludwig Menthe sechzig Jahre alt wurde — seine Frau war zwei Jahre zuvor infolge einer Unterleibsoperation gestorben — setzte er sogar diejenigen, die ihn für einen sehr reichen Mann gehalten hatten, in Erstaunen durch die Errichtung einer Reihe von Legaten und Stiftungen, die für dänische Verhältnisse von ungewöhnlicher Größe waren.

Die Legatmasse selbst betrug drei Millionen. Außerdem aber bestimmte er, daß das Haus am Frederiksholmer Kanal, das ihm gehörte und in dem er selber das erste Stockwerk bewohnte, nach seinem Tode den Menthe-schen Wohltätigkeitsanstalten als Verwaltungsgebäude zufallen sollte: das Grundstück war nur mit einer ersten Hypothek belastet, deren Verzinsung leicht eingebracht werden konnte, indem ein Teil des Gebäudes, für den die Mentheschen Stiftungen selbst keine Verwendung hatten, als Büros vermietet wurde.

Ferner schenkte er dem Verein „Frauen Schutz und Schirm" ein Rittergut in Jütland, das er vor einigen Jahren als unbefriedigter Hypothekengläubiger hatte übernehmen müssen. Mit gewohnter Tatkraft hatte er, ohne eigentliches Interesse für Landwirtschaft, geschweige denn für Landleben, das Gut zu einer Musterwirtschaft gemacht. Er hatte sogar bedeutende Summen für die Instandsetzung des schönen alten Schlosses aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geopfert. Der Ankauf dieses Gutes war ein Meisterstück von Menthe. Denn in den Verkauf einbeschlossen war eine Reihe vernachlässigter alter Gemälde, Porträte und ländliche Idylle, aus denen die letzten Besitzer sich nicht viel gemacht hatten. Diese Bilder erwiesen sich bei näherer Untersuchung — im wesentlichen Teil — als sehr wertvoll. Sie stammten von berühmten dänischen Porträtmalern und tüchtigen französischen Anhängern pastoraler Kunst. Im Park befanden sich auch ein paar allegorische Marmorgruppen von Wiedewelt.

Menthe war kein Kunstsammler, aber er wünschte das, was er besaß, in gutem Stande zu haben, und so, wie es sich gehörte. Deswegen verkaufte er die meisten der wertvollen Kunstgegenstände, die mit in den Kauf einbeschlossen gewesen waren, während er gleichzeitig das Gebäude in Übereinstimmung mit seinem ursprünglichen Stil wiederherstellen ließ und viel für die Erneuerung des Parkes nach Art vornehmer alter Herrensitze opferte. Und doch blieb noch Geld übrig.

Dies schöne, alte Gut schenkte er dem Verein „Frauen Schutz und Schirm" als Erholungsheim.

Der Betrieb konnte durch die Pachteinnahme aus der Landwirtschaft reichlich bestritten werden. Der Garten lieferte alles, was an Gemüsen und Obst erforderlich war. Es waren dem Schloß außerdem so viele Tonnen Land zurückbehalten, daß für ein Dutzend Kühe und vier Pferde

Weide und Futter zur Genüge vorhanden war. Die Anstalt hatte auch ihren eigenen Hühnerhof und ihre eigene Schweinezucht.

Eine Leinenverwalterin, eine Haushälterin, ein Verwalter und ein Gärtner besorgten den Betrieb, und so eingerichtet, war das Gut jetzt bereit, das ganze Jahr hindurch fünfzig älteren und jüngeren Frauen einen wahrhaft idealen Aufenthalt in der schönsten Umgebung zu gewähren.

Bis in alle Einzelheiten hatte Menthe sein großes, vielverzweigtes Wohltätigkeitswerk ersonnen.

Für alles war reichlich gesorgt, so daß hinterher keine Schwierigkeiten entstehen konnten.

Rechnete man alles zusammen, so konnte man ohne Übertreibung sagen, daß die Mentheschen Schenkungen an Großartigkeit sogar das bisher größte dänische Wohltätigkeitsunternehmen: die Holmschen Legate übertrafen. Und gerade dies war wohl auch Menthes Absicht gewesen.

Ihre Majestät die Königin hatte sich ohne Bedenken bereit erklärt, das Protektorat zu übernehmen.

Die drei Millionen der Legatmasse selbst wurden ziemlich gleichmäßig unter all die Wohltätigkeitsgesellschaften verteilt, in deren Vorstand Menthe gewesen war. Jedoch erhielt der Verein „Frauen Schutz und Schirm", der ja auch das entschieden bedeutendste und größte Unternehmen war, allein für seinen Teil eine Million. Für die Verwendung der Zinsen des großen Legats stellte Menthe besondere Regeln auf. Die Zinsen, die — wie die Gelder angelegt waren — jährlich etwas über vierzigtausend Kronen betragen würden, sollten auf fünf Legate zu viertausend Kronen, fünf zu zweitausend und zehn zu tausend verteilt werden.

In dem Schenkungsbrief schrieb Menthe:

„Ich, der ich mein Leben lang mit so vielen Legaten zu tun gehabt habe (mit Legaten von fünfzig, hundert, zweihundert Kronen, selten aber mehr) und der ich aus nächster Nähe beobachten konnte, wie wenig sie in der Regel ihrer Kleinheit wegen nützten — ich habe mit diesen meinen Legaten einen anderen Weg einzuschlagen gewünscht. Ich glaube, es ist nützlicher, verhältnismäßig wenigen so zu helfen, daß ihnen wirklich gründlich geholfen ist, statt die Hilfe in winzig kleinen Portionen über eine Menge Leute auszustreuen, die dadurch gezwungen werden, Legate zu sammeln, um die zu ihrer Ausbildung und ihrer Existenz erforderliche Summe zusammenzubringen. Und diese Legatsammler sind, meiner Erfahrung nach, ein Schade für die Gesellschaft. Man zieht eine Art vornehmer Bettelei groß, die demoralisierend wirkt, sowohl auf diejenigen, die sie ausüben, wie auch auf diejenigen, die diese Almosen austeilen sollen.

Die größten Summen meiner Legate sollen, wie ich mir gedacht habe, an hervorragend begabte junge Mädchen verteilt werden, für die ein Studien-

aufenthalt im Auslande unter guten Bedingungen als nützlich angesehen werden muß, nicht nur für sie selber, sondern auch für die Allgemeinheit, die den größtmöglichen Vorteil aus diesen besonderen Begabungen ziehen sollte. Das Legat soll auf fünf Jahre hintereinander verliehen werden können. Und es soll dann von einem Legat zu zweitausend Kronen, das weitere fünf Jahre läuft, abgelöst werden. Denn wie die Verhältnisse heutzutage gerade für die Allerbegabtesten liegen, ist es höchst wahrscheinlich, daß eine hervorragende Tüchtigkeit in einem Zeitraum von fünf Jahren nicht zu vollem Sieg gelangen kann."

Dies war die Idee dieser neuen Legate, die nicht nur durch ihre Größe, sondern auch durch ihre Idee selber ein ganz ungewöhnliches Interesse für Menthes Freigebigkeit wachriefen.

Der Name für das ganze Wohltätigkeitswerk lautete:

Ludwig Menthe-Fonds

mit den Unterabteilungen: Königinnen-Fonds (Frauen Schutz und Schirm), Melitta-Fonds (in erster Linie für Witwen und von ihren Männern verlassene Frauen), Annelise-Fonds (namentlich Brautausstattungen und unverheiratete Mütter) sowie der Brüder-Fonds.

Solange Menthe lebte, war er natürlich Vorsitzender aller Fonds.

Nach seinem Tode fiel die oberste Verwaltung dem Sohne zu, jedoch hatte Annelise Anspruch darauf, Mitvorsitzende des nach ihr benannten Fonds zu sein.

Zu oberst auf die Liste der ersten Empfängerinnen der Annelise-Legate hatte Menthe, ohne die Sache mit den Kindern zu bereden, Anna Frank mit einem Brautausstattungslegat von dreitausend Kronen gesetzt.

Als er ihren Namen unter den Bewerberinnen fand, machte er sofort einen roten Strich darunter. Er dachte nicht so sehr an die alte Geschichte mit dem Vater. Aber er entsann sich, daß er eines Abends, als er von Thekla kam, Anna und Fritz zusammen in einer Droschke gesehen hatte.

Der Brüder-Fonds war eine Sache für sich. Sein Kapital betrug vierhundertfünfzigtausend Kronen — die Summe, auf die sich C. E. Menthes Betrügereien belaufen hatten, nachdem die Aktiva der Konkursmasse von den Passiva abgezogen waren. Dieser Fonds sollte sowohl Männern wie Frauen zugute kommen, und seine Legate wurden an Menschen vergeben, die durch die Schuld anderer ins Unglück geraten waren. Eine geheime Klausel bestimmte, daß alle, die durch C. E. Menthe geschädigt worden waren, und — falls sie tot waren, — deren Kinder vorzugsweise bedacht werden sollten. Obendrein war es Pflicht der Verwaltung, die besonders zu Berücksichtigenden wissen zu lassen, daß sie eine Berechtigung hatten, aus dem Fonds eine jährliche Zuwendung zu erhalten, die einem fünfprozentigen Zinsgenuß des verlorenen Vermögens entsprach.

Aus Anlaß der Millionenlegate erhielt Menthe das Großkreuz des Danebrog. Für sein Wappenschild in der Frederiksborger Schloßkirche wählte er ohne Bedenken folgenden Sinnspruch: Im Nachruhm liegt das Urteil der Tat.

Kurze Zeit darauf veranstalteten die Vorstände der Gesellschaften, mit denen Menthe zu tun hatte, ein Ehrendiner für ihn.

Als dieser Tag herankam, fühlte Menthe sich so müde, daß er nahe daran war, abzusagen. Er hatte sich hingelegt, um vor dem Umkleiden auszuruhen, und war in einen schweren Schlaf gefallen. Es kam überhaupt in letzter Zeit nicht selten vor, daß ihn mitten am Tage, selbst in den Bürostunden, eine bleischwere Müdigkeit befiel, so daß er kaum die Augen aufhalten konnte. Es war, als würde sein Gehirn widerstandslos von einem betäubenden Todesschlaf durchdrungen.

Als der Diener kam, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, lag Menthe so leichenblaß auf dem Bett, daß der junge Mensch erschrak.

„Herr Konferenzrat müssen aufwachen, es ist die höchste Zeit!"

Menthe öffnete die Augen, aber in dem Blick lag ein solches Flehen um Ruhe, daß der Diener es fast nicht übers Herz brachte, den müden alten Mann weiter zu quälen. Aber es war ja seine Pflicht, und so rief er denn noch einmal.

Da war es, als ob Menthe plötzlich verstünde. Er richtete sich mit einem Ruck im Bett auf und sagte:

„Ja, wir müssen uns beeilen. Es muß ja vollbracht werden."

Und er lächelte beinahe mild und wehmütig:

„Sie müssen mich wirklich recht fein machen zu der großen Parade!"

Als der Diener ihn zum Automobil hinunterbegleitete, fragte er:

„Wünschen Herr Konferenzrat nicht, daß ich mitfahre und draußen warte?"

Menthe sah ihn einen Augenblick prüfend an: weiß Gott, der junge Bursch sah aus, als sei er ein klein wenig bewegt.

„Danke, mein Junge, aber es ist nicht nötig," erwiderte er und klopfte ihn auf die Schulter. „Jetzt ist mir wieder ganz wohl. Es war nur ein bißchen Müdigkeit. Diese Tage sind anstrengend gewesen. „Da," und er suchte ein paar Zehnkronenstücke aus der Tasche, „gehen Sie aus und amüsieren Sie sich mit einem Freund – oder einer Freundin. Hoffentlich aber besser, als ich mich amüsieren werde."

17

Das Festessen war im allervornehmsten Stil. Es war eine Versammlung der einflußreichsten und vornehmsten Männer des Landes und der Hauptstadt. Vertreter des Reichstags wie der Regierung und der

Städtischen Verwaltung Kopenhagens, der Kabinettssekretär der Königin, der Vorsitzende der Vereinigung der Großkaufleute, der Präsident des Reichsgerichts, die Direktoren der Nationalbank, der dänischen Bank und viele andere.

Der Minister des Innern führte den Ehrengast zu Tisch, an seiner andern Seite saß der Kabinettssekretär.

Alles war ausgesucht und vornehm, und der Minister, der die Festrede hielt, sagte viele schöne und ehrende Worte über Menthe. Aber eine herzliche Stimmung zu schaffen gelang nicht, es ruhte ein wunderlicher Druck auf dem Ehrengast wie auf den Teilnehmern.

Auch Menthes eigene Rede war nicht geeignet, erlösend zu wirken. Sie war vorzüglich in der Form, ganz kurz, von einer kühlen Würde, einer ungeschminkten Aufrichtigkeit getragen. Es war keine Andeutung von Pathos oder Sentimentalität darin. Sie wirkte in ihrem strengen Ernst, ihrer gewollten Offenherzigkeit fast beunruhigend.

Er sagte unter anderm — und dies war, abgesehen von den unvermeidlichen höflichen und verbindlichen Worten zur Einleitung und am Schluß, der Inhalt der Rede:

„Ich schulde Ihnen ein Geständnis. Das Geschenk, das ich gemacht habe, entsprang nicht dem spontanen Bedürfnis, ein Wohltäter der Menschheit zu sein. Ich bin von Natur kein Menschenfreund. Mein Wille zu geben ist emporgewachsen in der trotzigen Erde eines bittern Herzens. Ich wünsche dies zu sagen, weil ich nicht will, daß Sie mir jemals hinterher Heuchelei vorwerfen sollen. Ich verdiene keinen Dank. Da mich das Leben schnell gelehrt hat, daß ich nicht zu den Menschen gehöre, denen die Gesellschaft ihre Gunst umsonst oder für einen billigen Preis schenkt, und da tief in meinem Herzen — ich weiß nicht warum — eine nagende Sehnsucht lebte, nicht als verschmähter Bewerber in mein Grab zu gehen, so ging all mein Sehnen und Trachten darauf hinaus, meine, wenn ich mich so ausdrücken darf, widerwillige Angebetete durch List dahin zu bringen, mich zu erhören.

Nicht wahr, meine Herren, es liegt kein Grund vor, über diese kleine Liebesgeschichte gerührt zu sein. Sie ist wohl eigentlich beschämend für mich. Sie raubt dem, was man mein großes Wohltätigkeitswerk nennt, den Glorienschein. Aber hoffentlich wird die Gesellschaft allmählich den Beweggrund vergessen und die Tat in wohlwollender Erinnerung behalten.

Wenn ich meine Schenkung unserer erhabenen Königin zu Füßen gelegt habe, hoffe ich, daß sie, indem sie diese Gabe gnädig mit ihren milden Händen aufnimmt, sie adeln und sie zum Segen für unser Land fruchtbringend machen wird."

Am selben Abend, als das große Ehrenfest für Ludwig Menthe gefeiert wurde, hatte C. E. Menthe einen kleinen gemütlichen Kreis von treuen Freunden und Kameraden in ihrem Stammkaffeehaus „Vergißmeinnicht", einer alten Kneipe in einer der dunklen Seitenstraßen des Zentrums, zu einem Schmaus geladen.

Zu diesem Kreis gehörten außer einem zufälligen Abfall von C. E. Menthes ehemaligen aristokratischen Verkehrsfreunden — Leuten, die gleich ihm infolge der kleinlichen bürgerlichen Gesetzgebung aus ihrer ursprünglichen Bahn geraten waren — eine Schar junger unverzagt aufrührerischer Genies, die gelernt hatten, daß, selbst wenn ein Genie zuweilen hungern muß, es aber auf alle Fälle niemals dürsten darf.

Nie hatte C. E. Menthe so herrlich gelebt wie jetzt. Wenn er hin und wieder einmal an seine gottergebenen Vorsätze, in den Dienst der Gefängnishilfe zu treten oder sonst eine bescheidene, „gemeinnützige" Beschäftigung zu ergreifen, zurückdachte, so mußte er lächeln. Um seinen Bruder und seine alten Freunde im Zuchthause zu erfreuen hatte er wirklich in den ersten Monaten nach der Freilassung redliche Versuche gemacht, „in irgend etwas" hineinzukommen. Da er aber schnell eingesehen hatte, daß er, um nur eine elende Stellung von fünfzig bis hundert Kronen den Monat zu erlangen, das demütige Gewand eines Bußfertigen anlegen müßte, so gab er jedes weitere Katzbuckeln auf. Wozu auch?

Solange er arbeitslos war, hatte er die dreihundert Kronen von dem Bruder, und er kam bald zu der Überzeugung, daß Ludwig eigentlich auch durchaus nicht erpicht darauf war, ihn in etwas hineinzubekommen, so wenig wie er die dreihundert Kronen im Monat als eine fühlbare Entbehrung betrachtete. Hatte er hin und wieder einmal Not, mit dem Geld auszukommen, — nun, dann machte es auch gerade keine große Mühe, ihm noch einen weiteren blauen Lappen abzuknöpfen.

Im übrigen aber kam er mit den dreihundert Kronen in der Regel großartig aus. Und er konnte noch obendrein die erste Geige spielen.

Diese Kneipe und diese Bande sagten ihm zu.

Hier war er noch einmal der Erste, der Fürst. Und mehr denn je.

Wirt und Kellner und Büfettmamsell wetteiferten in gleichem Maße, dem Herrn „Rechtsanwalt" zu Willen zu sein. Und am Stammtisch wurde es erst festlich, wenn er, ergraut unter seinen zweiundsechzig Jahren, aber immer noch aufrecht und elegant — ohne jede Spur dieser muffigen, naßkalten Blässe, diesem Kennzeichen der Leute, die viele Jahre im Gefängnis gesessen haben — am Tische präsidierte und Abenteuer aus alten Zeiten erzählte und, mit überlegenem Spott über die farblosen Ereignisse des Tages, die Jungen im Kreise zu neuen Heldentaten anfeuerte. Fast

mit besonderer Freude erzählte er von seinem Aufenthalt im Zuchthaus: wie er es verstanden hatte, das Ganze auf den Kopf zu stellen, so daß im Grunde er den Oberbefehl über Inspektor und Pfarrer und Aufseher führte. Es war wirklich, als wenn es ihn allmählich mit Stolz erfüllte, auch dies erlebt zu haben. Er unterließ es zum Beispiel selten, wenn er mit einem neuen Menschen zusammentraf, sehr bald in die Unterhaltung einzuflechten: „Wie Sie vielleicht wissen, habe ich seiner Zeit einige Jahre im Zuchthaus zugebracht." – Er teilte das in demselben bescheidenen und leicht hingeworfenen Ton mit, wie ein alter Zivilist in eine Erzählung über irgend etwas einschiebt: Ich habe nämlich in meinen jungen Jahren den Krieg als Freiwilliger mitgemacht.

– Aus Anlaß des Tages hatte der Konferenzrat dem Bruder zweihundert Kronen geschenkt, und C. E. hatte beschlossen, dies Vermögen bis auf den letzten Heller zu Ehren des edlen Gebers zu opfern.

Der Wirt und seine Frau, die Büfettmamsell, der Kellner und die beiden für diesen Tag hinzugezogenen Lohndiener standen in Andacht versunken vor dem festlich besetzten Tische, als Menthe einige Minuten vor Beginn des Schmauses in die Kneipe trat, um sich zu vergewissern, ob alles in Ordnung war.

„Wahrhaftig!" rief er aus: „Ein stolzer Anblick. Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Olsen, und nicht zum mindesten Ihnen, meine gnädige Frau."

„Ja," sagte Olsen und patschte seine vor Geehrtheit errötende Frau auf den Rücken: „Ich bemerkte gerade eben zu meiner Alten, daß der Herr Rechtsanwalt sicher zufrieden sein würden. Denn dies ist doch – sagte ich – sozusagen ein Hauch aus alten Zeiten, wo mans in unserm schönen Dannevang noch verstand, kalte Platte herzurichten. Ich bitte den Herrn Rechtsanwalt namentlich den Blick auf diese wohlgewachsenen Hummer zu richten. Das sind doch wirklich Kerle. Das ist was anderes als die Krabben, die in den feineren Restaurants heutzutage einem notleidenden Publikum wie abgezogene Flöhe vorgesetzt werden. Man wird ferner gebeten, den Rosenflor zu beachten, wie es in den schönen, entschwundenen Tivoli-Programmen so poetisch hieß. Bitt schön: Lammbraten und Kücken, Ochsenbraten und Schweinebraten, alles frisch gebraten und mit extra feinem blauen Stempel vom Altermann der Schlächterinnung. Und hier, meine Herrschaften: Sardinen, Kieler Sprotten, Aal in Gelee und Lachs in Mayonnaise. Hamburger Rauchfleisch und geräucherte Ochsenzunge und gekochter Schinken. Das mögen Sie nicht? Das tut mir aber wirklich herzlich leid. Aber dann finden Sie vielleicht auf diesen Platten etwas heraus. Leberpastete mit und ohne Trüffeln, Matjeshering und Anschovis, Spiegeleier und hartgekochte Eier, gehackte Eier mit Appetitsild, Herings-

salat und selbstgemachte Rollwurst mit Petersilie. Oder vielleicht lockt es Sie, dies freundlich aussehende, im Ganzen gebratene Spanferkel mit einer Zitrone in seinem süßen kleinen Rüssel und einer hellrosa Schleife um den Schwanz zu probieren? Und schließlich haben wir ja sechs, acht, zehn verschiedene Arten Käse zur Auswahl zu dem allerletzten Schnaps. Ach ja, erinnern sich Herr Rechtsanwalt noch der goldenen Tage, wo solche vollkommen zufriedenstellende kalte Küche mit warmem Gericht überall im dänischen Lande für eine Krone und funfzig geboten wurde — oft noch mit Schnaps ad libitum? Damals, Herr Rechtsanwalt, war's gut sein in dem kleinen Dänemark. Ich schäme mich geradezu in der Seele meines Vaterlandes, daß ich jetzt zwei Kronen fünfundsiebzig für das Kuwert nehmen soll — und außerdem noch zwölf Ör für Schnaps und fünfundzwanzig Ör für jedes Glas Bier berechnen muß. Ja, ist es nicht wirklich zum Weinen, wenn man an die Tage denkt, wo ein gutgeschenktes Glas Bier, selbst in besseren Lokalen, nur zehn Ör kostete? Überhaupt muß ich sagen, daß ich sehr häufig des Nachts in schlaflosen Stunden mir überlege, wie die Leute sich heutzutage auf rechtschaffene Weise durchschlagen können."

„Es ist nett von Ihnen, lieber Herr Olsen" — unterbrach der Rechtsanwalt lachend den Wirt, „daß Sie Ihren kostbaren Schlaf so menschenfreundlichen Gedanken opfern. Wie Sie vielleicht wissen, bin auch ich einstmals das Opfer von Nahrungssorgen geworden. Aber nun ist das, Gottlob, überstanden. Jedenfalls heute abend sieht es doch so aus, als wenn ich mich werde satt essen können. Dafür danke ich nächst Gott und meinem berühmten Bruder Ihnen und — nicht zu vergessen — Ihrer vortrefflichen Gattin. Und nun, meine Herren —" sagte er zu den drei ehrerbietig lauschenden Kellnern gewendet — „bitte ich Sie, daran zu denken, daß stets ein frisches Glas Bier vor jedem Gedeck stehen muß, und daß von den Schnäpsen zuerst der Genever und dann der alte Lysholmer geschenkt werden soll, der die Linie passiert hat. Zum Käse aber nehmen wir nach guter alter, vaterländischer Sitte einen einfachen und schlichten dänischen Kornbranntwein."

Das C. E. Menthesche Fest verlief in der ungezwungensten Stimmung, zugleich aber höchst stilvoll.

Menthe begann kurz mit einem Trinkspruch auf Gott, König und Vaterland. Der kam unmittelbar nach dem Willkomm-Genever und gab Anlaß zu dem ersten Lysholmer.

Dann folgte eine lange Reihe von Huldigungsreden (mit dazugehörigen Lysholmern) auf den Festgeber.

Hierauf ergriff der Rechtsanwalt wieder das Wort.

Seine Rede, von der man noch viele Jahre nachher sprach, war eine

Lebensübersicht in bald scherzhaftem, bald wehmütigem und ernstem Ton. Sie gestaltete sich zu einer schönen Lobpreisung des Lebens. Zu einem Dank an das Leben, das so wunderbar freigebig gegen ihn gewesen war, ob es ihn nun hoch empor zu Reichtum und Ansehen getragen, oder ob es ihn tief hinabgeführt hatte in das, was von den Menschen im allgemeinen Demütigung und Elend genannt wird.

„Aber —" sagte er und hob siegesstolz seinen schönen alten Rassekopf: „das Leben läßt den nie im Stich, der es von Herzen liebt. Die Gesetze der Gesellschaft sind nicht die Gesetze des Lebens. Die Gesellschaft belohnt und verdammt, die Gesellschaft erhöht und stürzt die Menschen nach Gesetzen, die oft völlig lebensfeindlich sind, weil sie ohne jedes Verständnis für das Leben geschrieben wurden. Aber wir, die wir Kinder des Lebens sind, wir richten uns selbst nach dem großen Gesetz des Lebens, das uns von Mutterleibe an in unser Herz geschrieben ist.

Wenn ich zurückdenke und vergleiche, so finde ich für die verschiedenen Phasen in meinem an Wechsel reichen Leben ganz sicher einen großen Unterschied inbezug auf Verhältnisse und Situationen, auf Maß und Mittel. Ich habe gefehlt und gesündigt, ich habe Verrücktheiten begangen. Aber ich habe mich gegen die Gesellschaft versündigt. Nicht gegen das Leben. Dem Leben bin ich immer treu geblieben.

Lassen Sie mich an einem kleinen Beispiel Ihnen zeigen, was ich meine.

Als ich seinerzeit unter Anklage gestellt wurde (Menthe wählte in seiner Lebensfreude diesen festlicheren Ausdruck für: verhaftet wurde und ins Zuchthaus kam), machte der Staatsanwalt, der kürzlich verstorbene Justizrat Conradsen, einen großen Radau über meine Schwärmerei für feine Damenunterkleidung. Er wollte mich eigentlich am liebsten ins Irrenhaus sperren, weil ich, der ich damals ganz rücksichtslos mit Geld umging, für meine kleinen Freundinnen das Teuerste zusammenkaufte, was ich auf besagtem scherzhaften Gebiet ausfindig machen konnte. Natürlich mußte das vom Standpunkt der Gesellschaft aus verrückt erscheinen. Ich verstehe so gut, daß der brave Conradsen seine Beurteilung nach den netten, selbstgehäkelten Spitzen abstimmte, mit denen ihn seine Frau wahrscheinlich beglückte. Ich aber wußte, daß Frauen, wenn ihnen gestattet wird, ganz Weib zu sein, nicht nur die schönsten und teuersten Perlen und Brillanten haben wollen, sondern auch die feinste Wäsche mit den seltensten Spitzen; ich hatte die Erfahrung gemacht, daß die erotischen Fähigkeiten einer Frau in hohem Maße durch das Bewußtsein gesteigert werden, schöner geschmückt zu sein als alle andern — ich kehrte mich also damals verteufelt wenig daran, was es kostete. Ich wollte, lebenserpicht, das Äußerste dort, wo man sonst gesellschaftsvernünftig sich nach der

Decke streckt. Aber verrückt? Vom Standpunkt des Lebens aus gesehen: das Natürlichste von allem. Selbst ein Student der Theologie erträumt sich seine kleine Geliebte in reizenden kleinen Unaussprechlichen, und wenn er an einem Fenster mit blauen und roten und grünen seidenen Strümpfen vorübergeht, so denkt er, falls er nicht allen Lebensverständnisses bar ist: Wie entzückend würde nicht meine Sophie mit solchen Strümpfen an ihren Beinchen sein!

Wenn nun der angehende Herr Pastor seine letzten zehn Kronen für ein oder zwei Paar hübsche Strümpfe opfert — so ist das verhältnismäßig ebenso verrückt, ebenso reif fürs Tollhaus, als wenn ich zur Zeit meines Wohlstandes das Hundertfache hingab.

Gegen die Gesellschaft versündigte ich mich oft und gern. Gegen das Leben war ich immer bestrebt treu und ehrlich zu sein.

Ich habe die Gesellschaft nicht gehaßt. Aber sie hat mich immer kühl und gleichgültig gelassen. Das Leben hingegen habe ich geliebt. Und das Leben hat es mir vergolten.

Das Leben, das bist du und ich. Das sind die Menschen.

Und ich, der ich stets die Menschen liebte, habe reichen Lohn in der Freundschaft gefunden, der ich unter allen wechselnden Verhältnissen begegnet bin — zuletzt und vielleicht nicht zum mindesten in diesem Kreise."

Als die Rede zu Ende war und nach dem Beifall und der Rührung eine kleine Pause entstand, ließ C. E. Menthe eine weiße Pappschachtel holen, die er in der Garderobe abgegeben hatte. Die Büfettmamsell, ein dralles, kleines Mädchen mit einem schmucken Körper, fein geputzt zur Feier des Tages mit einem dunklen Rock und einer durchbrochenen, weißen Bluse, überreichte ihm verlegen das Paket. Aber als sie sich gleich darauf entfernen wollte, sagte Menthe:

„Bleib, Mathilde! Denn für dich, mein Kind, ist diese demütige und ärmliche Gabe. Für dich — schäme dich nicht, denn du bist gut genug und hast mir so große Freude geschenkt wie nur irgendeine — für dich, meine Pfarrhaus-Liebste, ist diese Gabe." Menthe öffnete feierlich die Schachtel und entnahm ihr ein Paar Lackschuhe und sechs Paar verschiedenfarbige seidene Strümpfe.

„Als Beweis," fuhr Menthe fort, „daß ich dir gegenüber der Richtschnur des Lebens folge, der ich immer gefolgt bin; zugleich aber auch als Beweis dafür, daß mich das Leben in meinen alten Tagen gelehrt hat, mich den Gesetzen der Gesellschaft zu beugen, gebe ich dir, du braves, kleines Mädchen, ohne daß du auch nur einen Muck von dem verstehst, was ich sage und meine, diese hübschen aber billigen Strümpfe und diese teuren aber ehrbaren Schuhe . . ."

Mathilde war nahe daran, vor Scham in den Boden zu sinken, zugleich aber überirdisch stolz und glückselig.

Da die Uhr ungefähr zwölf war, erhob sich Stimmung dafür, in ein Nachtcafé am Altenstrand überzusiedeln.

Und auf dem Wege dahin machte jemand den Vorschlag, da man ja doch in unmittelbarer Nähe des Frederiksholmskanals sei, die Gelegenheit zu benutzen und dem eigentlichen Urheber des Festes, dem Konferenzrat, der aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt heimgekehrt sein würde, eine Ovation zu bringen.

Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Nur ermahnte C. E., das Ganze so still wie möglich abzumachen.

Es war öde und leer auf den Straßen in der Gegend des Schlosses und des Thorwaldsenmuseums. Und ganz unbeachtet zog die fröhliche Gesellschaft über die Marmorbrücke bis vor Ludwig Menthes Grundstück.

Die Fenster im ersten Stock waren erleuchtet. Also war er zu Hause. Vor der Tür hielt ein Auto.

Feierlich, mit unterdrücktem Gekicher, stellten die zwanzig gemütlichen Herren sich in einer Reihe vor dem Hause auf. Dann plötzlich, auf ein Zeichen von C. E. Menthe, rief der Flügelmann:

„Konferenzrat Menthe soll leben! Er lebe hoch!"

Darauf folgten drei taktfeste Hurras.

Ein Vorhang wurde aufgezogen. Ein Herr öffnete das Fenster und sagte:

„Der Konferenzrat ist krank. Ich bitte Sie, nicht zu stören."

Eine verlegene und beschämte Stimmung lähmte einen Augenblick die sorglose Ausgelassenheit. C. E. Menthe überlegte, ob er nicht hinaufgehen sollte. Er kam jedoch schnell zu dem Ergebnis, daß er sich gerade nicht zu einem Familienbesuch eignete und daß es besser sei, sich mit den andern davonzuschleichen.

Ob es etwas Ernsthaftes war?

Einer der Gäste meinte in dem Herrn, der das Fenster öffnete, den Arzt Professor Rönne erkannt zu haben.

19

Bereits um zehn Uhr war der Konferenzrat vom Fest aufgebrochen. Er hatte sich mit einem Unwohlsein entschuldigt, und es war auch jedem klar, daß er nur mit ungeheurer Willensanspannung das Diner durchgehalten hatte. Der Festordner hatte das Servieren der letzten Gerichte beschleunigen lassen und ein paar Reden gestrichen.

Man hatte erwogen, ob es wohl angehe, Menthe allein nach Hause fahren zu lassen, aber er hatte nicht zugegeben, daß ihn jemand begleitete.

Ganz im geheimen gab einer der Herren vom Festkomitee dem Chauffeur Bescheid, gut aufzupassen und dem Konferenzrat die Treppe hinaufzuhelfen, falls es nötig sein sollte.

Menthe war jedoch ohne Hilfe fertig geworden. Er hatte nur den Chauffeur gebeten, die Haustür zu öffnen, während er im Wagen sitzen blieb.

Dann stieg er schnell aus, steckte dem Mann ein reichliches Trinkgeld in die Hand und sagte freundlich Gutenacht.

Aber er brauchte lange, um die Treppe hinaufzukommen, das elektrische Licht war erloschen, ehe er in dem Korridor anlangte, und als er sich durch diesen hindurchgetastet, die Tür zum Wohnzimmer geöffnet und in nervöser Anspannung hastig das elektrische Licht angeknipst hatte, erblickte er zu seinem Entsetzen einen fremden Herrn am andern Ende des Raumes — einen unheimlich aussehenden Greis in Gesellschaftskleidung unter dem Überzieher, eine geputzte Leiche, mit einem fahlen, verzerrten Gesicht und mit Augen, die ihm gespensterhaft drohend entgegenstarrten.

Unwillkürlich trat er — um seine Angst nicht zu verraten — ein paar Schritte vorwärts. Im selben Augenblick kam der Herr da drüben ihm auch entgegen.

Menthes Gedanke war: es gilt, vor ihm den Schreibtisch zu erreichen — dort liegt ein großes spanisches Messer, mit dem ich ihn einschüchtern kann. Bin ich erst dort, so frage ich ihn, wer er ist und was er wünscht.

Plötzlich verschwand die Halluzination, und das Wohnzimmer lag nun in einem ganz nüchternen Wirklichkeitslicht da. Ein befreiendes Gefühl, daheim zu sein, durchströmte ihn: dort hing das große italienische Landschaftsbild, dort über dem Sofa die Bilder seiner Eltern, und rings umher auf den Tischen und auf dem Kaminsims standen Blumengläser mit den aus Anlaß des Tages eingetroffenen, mit Namen versehenen Sträußen.

Und der fremde Mann war er selber: das Spiegelbild seiner selbst.

Er fühlte sich tief beschämt wegen seiner feigen Angst. So jammervoll feige war er also, wenn ihn etwas überraschte und er sich nicht im voraus zur Verteidigung gerüstet hatte. So jammervoll würde er zusammenbrechen, wenn ihm unvorbereitet etwas zustieß.

Er wollte doch wenigstens einmal diesem elenden Komödianten ins Gesicht blicken, sich selbst als einen Fremden sehen — versuchen, sich selbst so zu sehen, wie andere ihn aller Wahrscheinlichkeit nach sehen mußten.

Er trat vor den Spiegel, so nahe heran wie nur möglich. Es waren nur wenige Zentimeter Raum zwischen seinem wirklichen Gesicht und dem Spiegelbilde.

Dies also war Ludwig Menthe.

Zum erstenmal stand er seinem eigenen Verfall gegenüber. Zum ersten-

mal sah er, daß er ein von Entkräftung, Bitterkeit und Einsamkeit gezeichneter Greis war.

Endlich hatte er nun gesiegt. Hatte sich alles das erzwungen, wovon er sich Glück und Zufriedenheit versprochen hatte.

Und was war nun das Ganze?

Er rückte das Gesicht noch dichter an den Spiegel heran. Er starrte hinein in dies Antlitz, das das *seine* war.

Und plötzlich steckte er die Zunge heraus. Verzerrte das Gesicht zu einer Grimasse, die ein Lächeln sein sollte. Und spie sich selbst ins Gesicht.

Dann riß er sich mit einer äußersten Kraftanstrengung los. Strich sich mit der Hand übers Gesicht, als wolle er es auslöschen, und schwankte wie ein Betrunkener zurück durch das Zimmer, sich von einem Möbel zum andern weiterhelfend, bis er schließlich in einen Lehnstuhl sank.

Dort saß er einige Augenblicke ganz gefühllos. Dann quoll langsam ein verzweifeltes Mitleid mit sich selbst in ihm empor.

Er dachte an seine freudlose Ehe. Er entsann sich, wie die Kinder niemals sein Bedürfnis, ihnen näher zu kommen, hatten verstehen wollen und wie sie ihm schließlich ganz entglitten waren.

Nicht einmal heute abend hatten sie teilgenommen! Nun ja, Anneliese — und wenn nur ihr Name durch sein Bewußtsein glitt, stieg ein Drang zu weinen in ihm auf: Anneliese, kleines Herzenskind, schöne kleine Anneliese — nun ja, sie *konnte* wohl nicht kommen, da es ein Herrenessen war. *Obwohl*, als *seine* Tochter, und nun wo seine Frau tot war. Aber Fritz hätte doch auf alle Fälle kommen können. Und er und Fritz hätten dann hinterher zu Anneliese fahren können. Und sie hätten dort eine Stunde sitzen können, nur eine halbe Stunde, und nett und gemütlich miteinander sein. Waren sie vielleicht erzürnt, weil er einige von den Millionen weggegeben hatte, die ihrer Ansicht nach ihnen zukamen? Hätte er ihre Liebe erkaufen können? *Einmal* hatte er es versucht. Damals, als die Mutter gestorben war. Er hatte eine Anspielung gemacht, daß sie ja nun, wenn sie wollten, in das große Haus einziehen könnten; daß er sich mit ein paar Zimmern begnügen wolle und daß sie so viel Geld bekommen könnten, wie sie wollten. Fritz hatte in beider Namen geantwortet, daß sie keine Veränderung vornehmen möchten. Sie fühlten sich in ihrer kleinen Villa so wohl wie nur möglich, und sie kämen reichlich mit den Zinsen der Summe aus, die seinerzeit für sie bei der Vormundschaft hinterlegt war. Und als Menthe jetzt, ehe er sich zu seinen großen Wohltätigkeitsunternehmungen entschloß, sich dennoch verpflichtet gefühlt hatte, Fritz und Anneliese zu fragen, hatten sie ihm eifrig zugeredet, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Er hatte von seinen Kindern gelernt, daß es *etwas* gab, das sich mit allen Reichtümern der Welt nicht erkaufen

ließ. Und das zu erringen man sich bettelarm machen möchte, wenn man bis ans Ende des Lebens gelangt war. Hier saß er, reicher als irgend jemand im Lande, um seines Reichtums willen mehr geehrt als irgendein anderer: das Gold rieselte ihm durch die Finger und er konnte, wenn er wollte, es in noch überwältigenderer Freigebigkeit rieseln lassen. Aber einsam und arm blieb er doch. In seiner Hand blieb nicht eine einzige Goldmünze zurück, die er als Amulett auf sein Herz legen und als Lösegeld auf seine letzte Reise mitnehmen könnte.

Gab es in der ganzen Welt auch nur einen einzigen Menschen, der jetzt, wenn er rief, um seiner selbst willen zu ihm kommen und ihm in seiner Verlassenheit helfen würde?

Der Name war lange nicht in seinen Gedanken gewesen. Aber plötzlich war er wie ein munterer Sonnenstrahl da: Thekla.

Ja, Thekla. Und als er wieder den Laut dieses Namens vernahm und sich an all das erinnerte, was sich daran knüpfte, überkam ihn eine jugendliche Lust nach einem kleinen Erlebnis.

Er sah nach der Uhr. Es war erst fünf Minuten über halb elf. Und da ihm gleichzeitig einfiel, daß es gerade Mittwoch war, erschien ihm das als ein seltsam glücklicher Zufall.

Ohne weiter zu überlegen ging er ans Telephon und klingelte.

Gespannt saß er da und wartete. Ob sie nicht zu Hause war? Oder ob sie beschäftigt war?

Endlich hörte er eine schläfrige Stimme:

„Hallo!"

„Bist du es, Thekla?"

„Ja, wer ist denn dort? Ich bin gerade im Begriff, zu Bett zu gehen."

„Kennst du meine Stimme nicht?"

„Großer Gott, das ist ja der Ehrenbürger. Ich dachte, Sie säßen noch und ließen sich feiern."

„Ich war müde und ging früh nach Hause. Und da hab ich Sehnsucht nach dir bekommen."

„Ich hab, weiß Gott, auch den ganzen Abend dagesessen und geheult, weil ich an die alten Zeiten dachte."

„Hast du Lust, eine Stunde mit mir zusammen zu sein?"

„Das ist aber eine feine Idee. Kommen Sie her?"

„Das kann ich nicht. Ich bin so müde. Du mußt zu mir kommen."

„Krieg ich dann eins von den Legaten?"

„Sonst willst du nicht?"

„Aber natürlich will ich. Ich bin in einer Viertelstunde da — wenn ich nicht in Festtoilette zu kommen brauche."

„Du kannst kommen, wie du bist. Ich lege den Schlüssel unter die Matte – dann brauchst du nicht zu schellen. Aber du mußt dich beeilen, die Haustür wird um elf geschlossen."

– – Alle schweren Gedanken waren wie weggeweht. So aufrichtig froh hatte Theklas Stimme geklungen! Es gab also doch einen Menschen, der ihn um seiner selbst willen lieb hatte.

– Eifrig ging er daran, es festlich zu machen. Um die Dienerschaft nicht zu wecken schlich er auf Socken hinaus und holte Wein und Gläser. In einigen Blechdosen fand er auch Keks und im Hause gebackene kleine Kuchen. Und – er war ganz glücklich über sein Entdeckertalent: auf einem Bort in der Speisekammer fand er eine Kruke mit eingemachtem Ingwer.

Er trug die Beute in das große Wohnzimmer. Ob sie hier sitzen wollten oder in einer der kleineren Stuben oder in seinem Arbeitszimmer?

Nein, es war am besten, in dem großen Zimmer zu bleiben: Thekla war noch nie in seinem Hause gewesen und sie würde es dort sicher am schönsten und am feinsten finden. Hier waren auch all die vielen Blumen, und hier war's mollig vom Feuer im Kamin, was man noch gut gebrauchen konnte.

Er stellte alles zierlich auf einem kleinen Tisch zurecht, spaßeshalber legte er auch ein Spiel Karten hin. Und ihm fiel ein, daß er von dem letzten Mal, wo Anneliese bei ihm gewesen war, noch eine Schachtel sehr feiner Zigaretten und ein Päckchen Lindt-Schokolade liegen hatte. Zuletzt legte er noch ein paar Holzscheite auf das Kaminfeuer.

Aber dann war er auch gehörig müde. Fast hätte er gewünscht, noch Zeit zu einem kleinen Schläfchen zu haben, ehe sie kam.

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl. Zündete eine Zigarette an, legte sie aber gleich wieder hin. Nahm eine Abendzeitung. Kopenhagens erster Bürger stand da mit fetter Überschrift. Er lächelte und versuchte zu lesen – zum zwanzigstenmal dieselben banalen Festworte. Aber er war so müde, so müde. Die Zeitung fiel ihm aus der Hand, seine Augen schlossen sich . . .

Als Thekla einige Minuten später, vorsichtig schleichend, hereinkam, saß Menthe scheinbar ruhig schlafend da. Er war tot.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß nichts über die näheren Umstände bei Ludwig Menthes plötzlichem Tode in die Öffentlichkeit drang. Gerade als Thekla, halb wahnsinnig vor Schreck, ganz außer sich vor Verwirrung – mit zehn Plänen, die übereinander stolperten – gerade als sie die Korridortür öffnete, um hinunterzustürzen und Polizei und Arzt zu holen, begegnete sie Menthes Hausarzt, Professor Rönne. Er war auch auf dem Fest gewesen, hatte gesehen, wie elend der Konferenzrat gewesen

war und wollte sich nun auf dem Heimwege, da beim Pförtner und im ersten Stock noch Licht war, umsehen, wie es ging.

Es kam ihm nicht in den Sinn, Verdacht gegen Thekla zu hegen – es war ja auch gar kein Anlaß zu irgendeinem Verdacht. Er ließ sie, soweit es ihr möglich war, erklären, was sie wußte, und schickte sie dann fort, obwohl sie jetzt, da sie nicht mit dem Toten allein zu sein brauchte, flehte, dableiben zu dürfen.

Professor Rönne hatte alles geordnet. Das einzige, worüber der Diener und das Stubenmädchen sich gewundert hatten und worüber sie nie aufgeklärt wurden, war, daß auf dem kleinen Tisch zwei Gläser und zwei Glasteller gestanden hatten. Die Zigaretten, die Schokolade und die Karten hatte Rönne in einen der Seitenschränke des Schreibtisches gelegt.

20

Fritz und Anneliese saßen Hand in Hand an der Leiche des Vaters. Dichte Vorhänge aus gebleichter Leinwand dämpften das Licht des Frühlingstages. Und so tief war die Stille, daß sie den eigenen Herzschlag wie ein störendes, unruheweckendes Geräusch empfanden.

Das farblose Gesicht des Toten hob sich scharf gemeißelt von der weichen Unterlage des Kopfkissens ab, und die magern Hände lagen wachsgelb auf den mattweißen Spitzen des Bettuches.

Anneliesens Herz hämmerte so hart, daß es fast weh tat. Sie führte die Hand des Bruders beschwichtigend darüber hin, lehnte den Kopf an seine Brust und weinte leise.

Fritz strich ihr mit der einen Hand, die er frei hatte, liebkosend über das Haar.

„So, so, Kleines!" flüsterte er: „Denk doch daran, wie gut es ist, daß er jetzt Frieden hat!"

„Ja, aber ich finde es trotzdem so jammervoll."

Sie löste ihre Hand aus der Fritzens, kniete vor dem Bett nieder und sagte, während sie die Hände des Vaters streichelte und sich zum Kuß über sie beugte:

„Denn jetzt könnte ich gut gegen dich sein, jetzt wo du wie ein kleines hilfloses Kind bist."

„Ich glaube," sagte sie nach einer Weile, als Fritz und sie wieder Hand in Hand dasaßen: „Ich glaube, daß die meisten Menschen nie dazu kommen, das zu sagen, was sie sagen möchten. Alle haben sie irgend etwas, was ihnen auf dem Herzen brennt, etwas, dessen sie sich schämen. Entweder eine Empfindsamkeit, die sie nicht eingestehen wollen, oder ein Unrecht, das sie begangen haben und zu dessen Eingeständnis sie sich nicht entschließen können. Sie schieben es von einem Tag zum andern hinaus.

Es ist ja noch Zeit genug. Und mit jedem Tag, mit jedem Jahr wird es schwerer, es zu sagen. Und sie sterben, ohne sich jemals erlöst gefühlt zu haben. Hast du nicht auch das Gefühl, Fritz, als ob Vater jedesmal, wenn er uns ansah, auf dem Sprunge stand, etwas zu bekennen, es aber doch nicht wagte?"

„Wenn du recht hättest, Anneliese, so tragen wir beide ihm gegenüber eine große Schuld. Wir haben ihm nie das helfende Wort gegeben, auf das er vielleicht wartete."

„Nein, Fritz. Ich kann wohl weinen über Vaters Schicksal. Aber die Schuld nehme ich nicht auf mich. Er war mir bis zu diesem Augenblick ein fremder Mann. Und selbst jetzt — ich sah das vorhin, als ich vor ihm kniete und seine Hand küßte: es ist, als wolle er uns beständig ausforschen. Denk dir — das eine Auge ist nicht ganz geschlossen. Du ahnst nicht, wie unheimlich das war."

„Jetzt wollen wir gehen" — sagte Fritz. „Sonst erregst du dich nur bis zur Überspanntheit."

„Ja, gehen wir," sagte Anneliese. Sie erhob sich, nahm einige dunkelrote Rosen, die sie mitgebracht hatte, und legte sie auf die Brust des Toten, jedoch ohne niederzuknien. Sie wollte nicht noch einmal in dies gebrochene, spähende Auge sehen.

21

Nationalbankdirektor Herder, der das Amt als Vorsitzender des Vereins „Frauen Schirm und Schutz" übernommen hatte, machte, nachdem er Ludwig Menthes Beerdigung beigewohnt hatte, seinen täglichen Spaziergang auf der Langenlinie.

Es war ein großes und schönes Begräbnis gewesen mit ungewöhnlich vielen offiziellen Kränzen und einem ungewöhnlich glänzenden Gefolge.

Ein wunderliches Los, das Menthe beschieden gewesen.

Wenige Menschen hatten so viel Interesse und so viel Geld für gemeinnützige, menschenfreundliche Unternehmungen geopfert. Wenige Menschen hatten scheinbar ihr Leben so bürgerlich korrekt und ehrenhaft geführt wie er. Wie es recht und angemessen war, hatte die Gesellschaft ihn denn auch über das gewöhnliche Maß hinaus mit offizieller Anerkennung belohnt.

Aber eine populäre Persönlichkeit war Menthe trotz alledem niemals geworden. Es war ein merkwürdig kühles Begräbnis gewesen.

Und doch mußte Menthe Eigenschaften besessen haben, die ganz unmittelbar zu den menschlichen Gefühlen redeten.

Augenscheinlich waren zum Beispiel beide Kinder sehr bewegt. Namentlich die entzückende Tochter — sonderbar übrigens, daß sie sich bisher weder verheiratet noch verlobt hatte, so schön und fein, wie sie war, oben-

drein doch wahrscheinlich eine sehr reiche Partie. Der Direktor hatte ihr gerade gegenüber gesessen und hatte gesehen, wie sie kämpfen mußte, um nicht ganz zusammenzubrechen, und wie der Bruder sie stützte, als er sie an den Wagen führte. Ach, hatte er gedacht: mit ihr, diesem vornehmen Kinde mit den müden Augen und dem blutigroten Mund durch den Weltenraum zu fliegen, das würde eine Wollust sein.

Aber oben in einem der Seitenschiffe der Kirche hatten auch zwei schwarzgekleidete Frauen gesessen, nicht mehr ganz jung, aber doch noch stattlich, die stark ergriffen gewesen waren. Man hatte während der Rede ihr Schluchzen gehört.

Menthe mußte Beziehungen zu Kreisen gehabt haben, die außerhalb des Allgemeinbekannten lagen.

Zwischen den Kränzen mit Inschriften war zum Beispiel einer, der dem Direktor besonders aufgefallen war, weil er auf der ihm zugewendeten Seite des Sarges angebracht war; er gab Kunde von einer Beziehung, von der Direktor Herder niemals hatte reden hören.

Es war ein Kranz von der Lithographischen Anstalt und Kunstdruckerei „Dania" in Lübeck.

Während der Bankdirektor seinen gewohnten Weg nach der Mole hinaus machte und die Gedanken kommen und gehen ließ, kehrte auf eine beunruhigende Weise dieser Kranz und seine Inschrift beständig in sein Gehirn zurück.

So weit ihm bewußt war, hatte er nie von einer Verbindung zwischen einer lithographischen Anstalt Dania in Lübeck und Konferenzrat Menthe gehört — und doch schwebte ihm etwas von Lübeck und Menthe vor.

An und für sich konnte es ihm ja gleichgültig sein, welche geschäftlichen oder persönlichen Verbindungen Menthe in Lübeck gehabt hatte. Aber es erging ihm, wie wenn man einen Namen sucht, den man vergessen hat. Man fährt fort, darüber zu grübeln, wenn man auch gar keine Verwendung dafür hat und das Gehirn hat keine Ruhe, bis der Name gefunden ist.

Herder bemühte sich, diese ärgerlich zwecklosen Gedanken zu verscheuchen. Er fing an auszurechnen, wieviel Menthe nun eigentlich hinterließ.

In Börsenkreisen liefen die widerstreitendsten Gerüchte um. Einige behaupteten, Menthe habe aus Eitelkeit der Wohltätigkeit alles geopfert, was er überhaupt besaß — ja, es würde sogar Schwierigkeiten machen, jetzt, wo das Ganze abgerechnet werden mußte, alles zu decken. Andere wollten wissen, Menthes Reichtum sei geradezu märchenhaft: er habe durch Spekulationen in hierzulande sehr wenig bekannten Balkanpapieren ungezählte Millionen verdient.

Herder wußte hierüber ja etwas mehr als die meisten. Er wußte, daß

Menthes Legate vollwertig in den feinsten Hypotheken und in den zu den Legaten gehörenden Grundstücken angelegt waren. Ganz abgesehen hiervon hatte Menthe noch immer ein großes Guthaben auf der Nationalbank wie auch auf der dänischen Bank.

Aber was für Verpflichtungen er hatte, wußte Herder freilich nicht. Unter normalen Verhältnissen — und wenn Menthe nicht vollkommen wahnsinnig disponiert hatte — würde er das hinterlassene Vermögen doch mindestens auf ein paar Millionen veranschlagen. Und er sah Anneliese vor sich mit ihren Augen, die müde waren von Sehnen, und ihren Mund, der von diesem Sehnen so rot war.

Zum Kuckuck mit dieser lithographischen Anstalt in Lübeck. Daß er sich nicht darauf besinnen konnte, was er früher einmal von Menthe in bezug auf Lübeck gehört hatte, marterte sein Gehirn mehrere Tage lang.

Allmählich geriet die Sache jedoch in Vergessenheit. Bei der Ordnung von Menthes Nachlaß tauchte auch nichts auf, was mit Lübeck in Verbindung stand. Von einigen Kursschwankungen abgesehen, stimmte alles genau mit Menthes letzter Aufstellung überein. Es blieb für jedes der beiden Kinder fast eine Million. Außerdem waren beim Vormundschaftsgericht zu lebenslänglichem Zinsgenuß für den Bruder hunderttausend, für Fräulein Thekla Hansen fünfzigtausend, und für alte Dienstboten und Bürobeamte Summen von zehn- bis fünfundzwanzigtausend Kronen hinterlegt. Nach dem Tode der verschiedenen Zinsenempfänger sollten diese Summen dem Verein „Frauen Schutz und Schirm" als besonderer Fonds zufallen. Der Fonds würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit Zins und Zinseszins ungefähr auf eine halbe Million belaufen, ehe er in Wirksamkeit trat. Die Zinsen sollten dann fortan zu Ferienreisen ins Ausland für „mehr als gewöhnlich begabte Kinder" verwendet werden. Wie es in Menthes Testament hieß: „Mit einer jährlichen Einnahme von zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Kronen wird ein solcher Fonds bei vernünftiger Verwaltung voraussichtlich einen wesentlichen Teil des Erforderlichen bestreiten können; hundert bis hundertundfünfzig Kinder werden für die obengenannte Summe unter angenehmen Bedingungen Reisen von zwei, drei, vier Wochen sogar nach ziemlich fernen Ländern unternehmen können. Es ist meine Hoffnung, daß die Eindrücke, die Einflüsse und der Ansporn zu Unternehmungslust, die solche Reisen zweifelsohne in begabten Kindergemütern zeitigen werden, nicht nur jedem einzelnen der auserwählten Kinder, sondern auch unserm ganzen Vaterlande zu Nutzen und Segen gereichen."

Allmählich vergaß Bankdirektor Herder gänzlich die Grübeleien, mit denen der Ehrenkranz von der Dania in Lübeck ihn beschwert hatte.

Ludwig Menthes Sinnspruch als Ritter des Großkreuzes — Im Nachruhm liegt das Urteil der Tat — geschah Genüge.

In all den wohltätigen Stiftungen, die Menthe bedacht hatte, hingen schon jetzt mehr oder weniger künstlerisch wertvolle Bilder von dem großen Legatstifter. Ein Buch über ihn und sein Lebenswerk war im Entstehen. Und zugleich mit dem Erscheinen des Buches sollte nun am 12. Mai — am Jahrestage seines Todes — ein Denkmal auf dem schön bepflanzten Hof enthüllt werden, der zu dem Grundstück am Frederiksholmer Kanal gehörte.

Zufällige Umstände bewirkten indessen, daß die große Feier einige Monate hinausgeschoben wurde. Eine Zeitungsnotiz teilte mit, die Verzögerung sei darauf zurückzuführen, daß mit dem großen Marmorblock, der zu der symbolischen Figur des Denkmals verwendet werden solle, ein Unglück geschehen sei, und da sich ja kein besonderes öffentliches Interesse an diese Denkmalenthüllung knüpfte, da es namentlich der Öffentlichkeit gänzlich gleichgültig war, ob die Enthüllung etwas früher oder später stattfand, kam keine Zeitung auf den Gedanken, Verdacht zu schöpfen.

Eines Tages im April, als Direktor Herder die Post durchging, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf eine Geldsendung, die von der Hanseatischen Bank in Lübeck gekommen war.

Plötzlich tauchte die Erinnerung an den mystischen Kranz von der Anstalt Dania in Lübeck wieder auf, und er fragte den Sekretär:

„Stand in dem Brief von der Bank etwas von besonderem Interesse?"

„Jawohl," erwiderte der Sekretär lächelnd, „man scheint in Lübeck in dänischem Gelde zu schwimmen. Wir erhalten denn auch den ganzen Betrag, sechzehntausend Kronen, in dänischen Hundertkronenscheinen."

Unwillkürlich entschlüpfte Herder die Frage: „Wie waren denn die Scheine?"

„O" — lachte der Sekretär: „die waren sehr schön — ungewöhnlich hübsche Scheine."

Im selben Augenblick erinnerte sich Herder, daß er schon einmal ungefähr dieselbe Frage und dieselbe Antwort erlebt hatte. Jetzt wußte er auch, warum er seiner Zeit sein Gehirn zermartert hatte, um eine Erklärung für diesen Kranz aus Lübeck zu finden. Die Unterhaltung, in deren Verlauf Menthe ihn gebeten hatte, die fünfhundert Kronen aus Lübeck prüfen zu lassen, stand plötzlich lebhaft vor seiner Erinnerung.

Während der Sekretär mechanisch in seinem Vortrag fortfuhr, jagte ein Unwetter von aufregenden Gedanken durch Herders Gehirn. Er beachtete kaum, daß der Sekretär seinen Vortrag beendet und sich ehrerbietig abwartend erhoben hatte.

„Haben Herr Direktor sonst noch Befehle?" fragte der junge Mann endlich.

„Nein, danke. Übrigens doch. Lassen Sie mir den Brief aus Lübeck hier. — Danke. Ich sehe, daß das Geld noch im Umschlag liegt. Warum ist es nicht an der Kasse eingezahlt?"

„Der Brief kam gerade, als Herr Direktor nach der Post klingelten. Und da der Kassierer in dem Augenblick keine Zeit hatte, die Summe nachzuzählen, bat er mich, lieber das Ganze mitzunehmen."

„Das ist nicht richtig vom Kassierer. Nun, sagen Sie nichts zu ihm. Ich werde ihm das Geld dann selber abliefern."

Herder hatte die schönen neuen Scheine vor sich liegen. Er untersuchte sie genau, nahm eine Lupe und erforschte jeden Strich, hielt sie gegen das Licht, um die Wasserzeichen zu prüfen, ließ die Finger über sie hingleiten, um die Oberfläche zu befühlen. Nein, sie waren offenbar wirklich gut. Da plötzlich kam ihm eine Eingebung: er entnahm seiner eigenen Brieftasche einen Hundertkronenschein und vertauschte ihn mit einem der Scheine aus Lübeck.

23

Was in den paar Monaten geschah, die zwischen dem Geldbrief der Hanseatischen Bank an die dänische Nationalbank und der Enthüllung des Ludwig Menthe-Denkmals im August verstrichen, war folgendes:

Direktor Herder machte, nachdem er eine geringe Verschiedenheit zwischen dem Banknotenpapier der Nationalbank und dem Papier, das zu der letzten Emission der Lübecker Scheine benutzt worden war, festgestellt hatte, eine kleine Geschäftsreise nach Lübeck, begleitet von einem handfesten Beamten der Geheimpolizei.

Wenige Wochen später trafen unter seiner persönlichen Adresse an die Nationalbank eine ganze kleine lithographische Einrichtung sowie ein paar plombierte Kisten mit neuen Hundertkronenscheinen ein.

Gleichzeitig erhielt Thekla Hansen einen Brief von dem Bruder, daß er sich entschlossen habe, Lübeck zu verlassen und seinen Aufenthalt in Amerika zu nehmen. Er habe jetzt soviel verdient, daß er seinen Jugendtraum verwirklichen könne: als unabhängiger Mann in Amerika zu leben und seine Kinder zu freien Bürgern der großen Republik zu erziehen.

„Ich bin reich genug, ich brauche mich vor keinem großschnauzigen Yankee zu genieren," schrieb er. „Und in Amerika fragt man nicht nach Geburt und Rangklassen, wenn man bloß money in der Tasche hat. Wenn du Lust hast, bist du drüben bei uns willkommen. In Lübeck, diesem zimperlichen Lauseneſt, lag es nicht so günstig. Aber in Amerika bist du all right. Go on also, wenn es dir Plaisier macht, Weltdame in

der Fifth avenue zu werden. Wie du siehst, hab ich mir die amerikanische Sprache schon zum Teil angeeignet."

Thekla war gerührt und stolz über das Anerbieten des Bruders. Aber selbstverständlich fiel es ihr nicht im Ernst ein, Kopenhagen zu verlassen, wo sie so gut und wohlgeborgen lebte. Außerdem konnte sie die See nicht vertragen. Sie wurde schon seekrank, wenn sie nur nach Malmö fuhr.

Die weittragendste Folge des Lübecker Briefes war indessen, daß die Nationalbank jetzt eine oft geplante, lange geforderte Neuordnung ihrer Papiergeldherstellung vornahm.

Als Herder, in dessen Hände die Durchführung der Umgestaltung gelegt wurde und dem das sorgfältig und sinnreich erdachte Verfahren zur Sicherung der neuen Banknoten viel Ehre eintrug, befragt wurde, ob eine besondere Veranlassung dazu vorliege, daß man sich jetzt plötzlich entschlossen hatte, mit kürzest möglicher Frist den so lange gehegten Plan auszuführen, erwiderte er:

„Mit jedem Jahr ist die Reform notwendiger geworden. Unser Papiergeld ist tatsächlich nie ganz zufriedenstellend gewesen. Und allmählich, je mehr sich die Reproduktionskunst entwickelte, wurde es immer leichter, einigermaßen täuschende Nachahmungen herzustellen. Daß in den letzten Jahren nicht selten mehr oder weniger geschickt gefälschtes Papiergeld in Umlauf gebracht worden ist, läßt sich nicht bestreiten. Ich möchte jedoch glauben, daß kein unentdeckter Fall vorgekommen ist. In der Regel haben wir die Verbrecher schnell erwischt und der unangenehmen Konkurrenz den Garaus gemacht. Ich kann jedoch natürlich nicht dafür einstehen, daß unter den vielen Millionen Banknoten, die im Umlauf sind, nicht die eine oder die andere ist, deren Umwechselung in Gold die Nationalbank bei Vorlegung der Banknote ablehnen müßte."

Als der Zeitungsschreiber weiter gefragt hatte:

„Gibt es überhaupt ein Mittel, Papiergeld völlig gegen Nachahmung zu sichern?" erwiderte Herder:

„Eine absolute Sicherheit kann wohl nie erzielt werden. Denn man kann ja jetzt durch Reproduktion eine so vollkommene Gleichheit erreichen, daß es selbst einem Künstler oft schwierig sein wird, zu entscheiden, ob die Zeichnung, die man ihm mit seiner eigenen Signatur vorlegt, wirklich seine Originalzeichnung oder eine meisterhaft ausgeführte Kopie ist. Und daß die Nummern, die auf den Banknoten stehen, irgendeine größere effektive Sicherheit bieten, ist natürlich unmöglich. Im täglichen Geschäftsgang ist wahrhaftig nicht Zeit, die Nummer jedes Geldscheins zu beachten. Eigentlich erhalten Nummern als Sicherheitsmittel erst dann eine Bedeutung, wenn alte, ausgediente Noten eingezogen werden. Ja, dann werden die und die Nummern also gelöscht. Und wenn es dann vor-

kommen sollte, daß kurz darauf andere Noten mit denselben Nummern zur Vernichtung eingeliefert werden, so würde man wissen, daß man einer Fälschung gegenüber stünde. Aber welche von den Scheinen waren die falschen? Die zuerst eingelieferten und vernichteten sind überhaupt nicht mehr vorhanden. Und die zuletzt eingegangenen sind — denn sonst würden sie der Kassation ja nicht bedürfen — so lange in Umlauf gewesen, daß sie sich fast der Beurteilung und Schätzung entziehen. Oft sind obendrein die Nummern unleserlich oder es sind Lappen darüber geklebt.

Das Wasserzeichen bedeutet auch keine entscheidende Sicherheit mehr. Auch Wasserzeichen können erstaunlich gut nachgemacht werden.

Nein, in Wirklichkeit ist es nur das Papier, worauf es ankommt.

Und den Weg haben wir bei der Herstellung unserer neuen Banknoten eingeschlagen. Wir lassen für die neuen Noten ein derartig zusammengesetztes Papier herstellen, daß es sich jedenfalls nur mit ungeheuren Kosten nachmachen läßt. Und selbst wenn es einem Chemiker gelingen sollte, die Mischung ausfindig zu machen, müßte er — um die Konkurrenz eröffnen zu können, entweder selbst eine Papierfabrik gründen, oder er müßte sich mit einer bereits bestehenden Fabrik ins Einvernehmen setzen. Beides ist eine verdammt kostspielige Geschichte. Und obendrein sehr riskant. Denn man bekommt zu viele Mitwisser. Ich rechne deswegen überhaupt nicht mit dieser Gefahr. Aber natürlich: wir können von der Fabrik betrogen werden, die wir benutzen. Oder die Fabrik kann von den Technikern und Arbeitern betrogen werden, die speziell mit der Herstellung unseres Banknotenpapiers zu tun haben. Es ist klar, daß wir, belehrt durch eigene und anderer Banken Erfahrungen, bemüht sind, das Risiko nach Möglichkeit zu beschränken. Aber vollkommene Sicherheit erlangen wir, wie gesagt, niemals. Die beste Sicherheit ist, daß jetzt zu viele zu einem Betrug nötig sind. Denn — um die nächstliegende Möglichkeit zu nehmen: Falls die Papierfabrik, die in unserm Auftrag unser neues Banknoten-Papier herstellt, die Absicht haben sollte, ein verbrecherisches Geschäft zu machen, indem sie soundso viel Papier zu eigenem Gebrauch herstellte — so müßte sie sich mit ihren eigenen Beamten zusammentun. Und das würde zu kostspielig und auch zu gewagt sein."

24

Die Herderschen Auslassungen gaben Anlaß zu vielen teils tief ernsthaften, teils leichtsinnig scherzenden Zeitungsartikeln.

In Wirklichkeit boten sie ja die unheimlichste Entschleierung der Unsicherheit unserer Geldverhältnisse.

Der Bankdirektor hatte selber nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar

die Wahrscheinlichkeit zugegeben, daß beständig falsches Papiergeld im Umlauf war, das niemals entdeckt wurde: Bastarde von Banknoten, die unter dem Namen ehelich geborener Nationalbanknoten ins Leben hinausgingen, sich in Handel und Industrie hineindrängten, als willkommene Gäste in allen Häusern, auch den feinsten und ehrenhaftesten, aufgenommen wurden, vom Morgen bis zum Abend unterwegs waren, bald in den Läden der Schlächter und Bäcker, bald in dem verwitterten Lederbeutel eines Chauffeurs, bald in einer leckern kleinen Damentasche — um endlich, wenn sie abgenutzt waren von Arbeit und Fest, von Wohltätigkeit und Schwindel, im Familien-Krematorium der Nationalbank selber feierlich vernichtet zu werden.

Die Frage lag denn auch nicht fern und wurde von einem respektlosen Journalisten in einem oppositionellen Blatt schnell aufgenommen:

Sind nicht eigentlich die falschen Banknoten eben so gut wie die echten? Und könnten sie nicht in den Händen eines klugen und tüchtigen Mannes vielen Segen schaffen? Könnten die falschen Noten nicht vieles gut machen, was die echten versäumen? Nehmen wir an, wir befinden uns in einer geldarmen Zeit mit Arbeitslosigkeit und Not, mit Hunger und Kälte bei Tausenden der kleinen Leute. Und der Staat ist schon im voraus stark in Anspruch genommen und hat Verwendung für alles, was er durch Steuern und Pfändung von Steuern an echten Banknoten zusammenschrapen kann.

Wäre es da ärgerlich oder empörend, wenn ein gewitzter Mann den müden und viel zu spärlichen echten Noten einen kostenlosen Entsatz von einigen hunderttausend falschen zuführte? Sie nähmen doch niemandem etwas, und sie brächten — ohne Arbeit oder Wucherzinsen als Gegengabe zu fordern — Tausenden und aber Tausenden von Notleidenden Nahrung und Kleidung und Wärme. Sie brächten vielleicht auch begabten jungen Künstlern und Entdeckern, Studenten und Kaufleuten Beihilfen zu Studien und Reisen. Sie schüfen redlichen Witwen und unverheirateten Frauen ein ruhiges Alter in guter und schöner Umgebung. Sie hülfen manch einem verzweifelten jungen Weib über den Abgrund des Selbstmords und des Kindsmords hinweg. Sie bauten Tausende von glücklichen Heimen auf, sie zündeten in einer trüben und dunklen Winterzeit auch in den ärmsten Hinterhäusern Weihnachtsfreude an.

Sie brächten vielleicht — ja, wer weiß! — eine Stadt, ein Land, ein Volk über einen schlimmen und toten Zeitabschnitt hinweg.

— — Dieser Artikel erschien am selben Tage, an dem das Ludwig Menthe-Denkmal jetzt, nachdem die Schwierigkeiten mit dem Marmor glücklich überwunden waren, endlich enthüllt werden sollte.

Als Anneliese, nachdem sie sich für die Feierlichkeit fertig gemacht, den Artikel gelesen, ging sie an Fritzens Tür und klopfte an.

„Ich bin es nur," sagte sie, „ich will dich nicht stören, versuche aber, ehe wir fahren, diesen Artikel zu lesen." Sie reichte ihm das Blatt durch die Tür: „den, der ‚das gute Geld' heißt."

Als sie eine Viertelstunde später im Wagen saßen und nach dem Frederiksholmkanal fuhren, sagte Anneliese — sie merkte, daß Fritz die Frage am liebsten vermieden hätte:

„Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß hier auf Vater angespielt wird?"

„Sehr möglich, daß du recht hast. Aber selbst wenn es so wäre, was dann?"

„Nichts. Natürlich."

„Du mußt doch begreifen, daß ein ehrgeiziger Journalist keine allzu zarten Rücksichten nimmt, wenn er sich einen guten Effekt verspricht. Und du kannst doch nicht im Ernst glauben, daß er, ein ganz zufälliger, ein ganz Außenstehender, irgend etwas weiß."

„Aber du weißt etwas?"

„Was meinst du? Was ist denn mit dir los? Warum bist du so aufgeregt?"

Anneliese sagte:

„Nein, rühr mich nicht an. Ich will mich schon bemühen, mir nichts merken zu lassen. Aber wenn du anfängst, zärtlich zu sein und liebevoll zu mir zu sprechen, dann muß ich weinen."

Und als er gehorsam nichts sagte und sie ruhig sitzen ließ, um sie nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, fuhr sie nach einer kleinen Weile fort:

„Ich habe es ja nämlich immer gewußt. Jedenfalls schon recht lange. Ich meine, ich bin lange darauf vorbereitet gewesen. Ja, das weißt du doch auch, daß er gleichsam ein Geheimnis mit sich herumtrug, in das er uns gern einweihen wollte, während er immer ängstlich auf der Lauer war, ob wir es auch nicht auf eigene Hand entdeckt hätten. Ich sehe ihn noch vor mir, am Tage nach seinem Tode — wie er dalag und mit dem einen nur halbgeschlossenen Auge uns beobachtete. Was meinst du: warum war er eigentlich bange, es zu sagen?"

„Aber liebstes Kind, du sprichst ja wirklich wie in Fieberphantasien. Wie ist es nur möglich, daß der dumme Artikel in solchem Grade deine Begriffe verwirrt haben kann?"

„Fritz — ihr Männer seid so töricht gesellschaft-ängstlich. Der Artikel war durchaus nicht dumm. Das ist auch nur etwas, was du als Mann dich verpflichtet fühlst zu sagen."

„Aber wenn du nun recht hättest; wenn der Artikel wirklich auf Vater gemünzt wäre, und wenn es stimmte — was dann, Kleines?"

„Dann, Fritz, ja dann würde ich es abscheulich finden, daß er mit der Angst, wir würden ihn verurteilen, ins Grab gegangen ist. Und ich würde

mir nie verzeihen, daß ich ihn viele Jahre gering geschätzt habe, während ich Onkel E. E. interessant fand. Das einzige, was ich nicht begreifen kann, ist, wie er dazu gekommen sein mag. Ich habe schon gedacht, mit Direktor Herder darüber zu reden, denn der weiß doch zweifellos Bescheid."

„Nein, Anneliese, tu mir den Gefallen und sprich nicht mit Herder. So wie Herder ist, wird er dich nur mißverstehen. Es ist auch gar nicht nötig. Denn ich habe mit ihm gesprochen."

Anneliese sah den Bruder mit einem langen bewundernden Blick an und drückte ihm die Hand:

„Und was hat Herder gesagt?"

„Ich kann ihn nicht leiden. Er geht davon aus, daß er mit jedem leichtes Spiel hat. Zu dir hätte er sicher etwas anderes gesagt. Zu mir sagte er:

„Die Komödie muß zu Ende gespielt werden."

Ich fragte, ob du und ich nicht doch bis zu einem gewissen Grade Ersatz leisten könnten. Da lächelte er und sagte: „Das Eigentümliche an dieser Geschichte ist ja gerade, daß kein Ersatz geleistet werden kann. Denn niemand hat etwas eingebüßt. Es ist nichts zu sühnen."

„Nein," sagte Anneliese — und nun bog der Wagen am Westerwall ab, in einem Augenblick würden sie auf dem Festplatz sein –: „niemand hat etwas eingebüßt. Niemand außer ihm und uns. Da ist nichts zu sühnen. Ach, Fritz, Fritz — mir ist oft so bange. Besteht denn das Leben nur darin, daß man die Komödie zu Ende führt? Daß man alles vermeidet, was gesühnt werden muß? Ob das Leben nicht reicher und schöner wäre, wenn wir nicht beständig daran dächten, die Komödie gut ausgehen zu lassen, wenn wir nicht so bange davor wären, etwas zu sühnen zu haben? Wenn wir wagten, Menschen zu sein unter dem Baum des Lebens im Guten und Bösen?"

Mit einem Lächeln, in dem sich Zärtlichkeit, Schmerz und Glück mischten, beugte sich Fritz über Anneliese und drückte einen Kuß auf ihren bebenden, blutroten Mund, während ihre Augen und Lippen sich in einem beseligenden Mitwissen begegneten, saßen sie Hand in Hand da. Und Hand in Hand stiegen sie aus, als Direktor Herder, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Festkomitees, lächelnd und höflich die Wagentür öffnete.

(Deutsch von Mathilde Mann)

Jeſiret el Arab

von B. Lawrence Frhr. v. Mackay

In der Einleitung einer geſchichtskritiſchen Studie: A New German Empire: The Story of the Bagdad Railway (Nineteenth Century Nr. 447, 1914) ſchreibt André Géraud:

France and England, ruling great Empires outside Europe, but preserving in Europe only the moderate territorial size of old Kingdoms, have everything to lose by the formation of a greater Europe, which cannot but enlarge the already formidable territorial domain of the neighbouring Empires. In that Europe of to-morrow they will be relatively smaller.

Der Verfaſſer deutet damit nicht nur die tieferliegenden Geſetze des politiſchen Weltgrundes an, die England und Frankreich zum Vernichtungskampf gegen Deutſchland getrieben haben, ſondern weiſt auch, wie ahnungsvollen Gemütes, auf die das geſamte Weltbild in ſeinen Grundformen umgeſtaltende Bedeutung der heutigen Vierbundorganiſation der Mittelmächte, Bulgariens und des türkiſchen Reichs hin. Die Zeit nach dem Beiſpiel Englands geſchaffener überſeeiſch-exzentriſch verlagerter Weltreiche, deren Mauerkern bautechniſch viel zu ſchwach im Vergleich zur Laſt der aufgeſetzten Stockwerke erſcheint und deren imperialiſtiſches Gefüge im weſentlichen auf dem Nimbus von Woge und Ware beherrſchender Flotten- und Welthandelsmacht beruht, blüht ſichtlich ab. Landfeſtigkeit bricht Wogengewalt: die Zukunft gehört den großräumigen Feſtlandsſtaaten, für die unweigerlich das Bau-Gleichgewichtsprinzip gilt, daß der Zuwachs von überſeeiſcher Machtentwicklung ſtets verhältnisgleich der inneren und äußeren Kräftigung und Ausweitung des Mutterlandes bleiben muß. Nicht umſonſt iſt Frankreichs Politik ſeit 1870/71 darauf gerichtet geweſen, in Nordafrika ein gewaltiges Bollwerk ſeiner Reichsgröße zuſammenzuſchmieden, das nicht eine Kolonialbildung, ſondern eine nur durch den „Mittelmeerkanal" getrennte Ausweitung des europäiſchen Stammſitzes ſein ſollte, nicht umſonſt ſtrebt das Inſelreich Japan mit allen Kräften und in ſcheinbarem Widerſpruch zur natürlichen Beſtimmung danach, auf chineſiſchem Boden eine Feſtlandsmacht zu werden, nicht umſonſt müht ſich das Sternenbannerreich, die Entſcheidung der pazifiſchen Prozeßſache auf die lange Bank ſchiebend, vorab um die Löſung der allamerikaniſchen Frage auf der Ziellinie, ſeine Vormachtſtellung über die geſamte neue Welt zu befeſtigen und zu erhöhen.

Die Umſtellung und Umwertung wichtigſter Faktoren und Funktionen des weltpolitiſchen Problems, die in ſolchen Ausblicken deutlich wird,

verlangt als erste Voraussetzung vernunftgemäßer Stellungnahme zu den Lösungsgesetzen eine Revision des Kurswertes vieler marktgängiger und unbesehen von Hand zu Hand gehender politischer Grundbegriffe. Wir sprechen beim Blick nach den Ländern des Sonnenaufgangs vom nahen und fernen Osten. Unter jenem wird meist der Balkan und allenfalls noch die levantinische Türkei verstanden; eine Umgrenzung, deren Widersinnigkeit unter heutigen Verhältnissen zutag liegt. Denn mit dem Bundeskrieg gegen die Türkei und mehr noch mit dem Anschluß Bulgariens, des Herzens des Balkans, an die Mittelmächte haben die christlichen Völker der Hämushalbinsel endgültig den Anschluß an den Lichtkreis westeuropäischer Kultur vollzogen. Der Orient beginnt von jetzt ab an der türkisch-thrakischen Grenze und umfaßt die drei großen Gesittungsmachtsphären des westasiatischen Islam, der Vedanta im hinduistischen Mittelasien und des ostasiatischen Mongolentums. Das Herrschaftsgebiet der müslimischen Türkei aber scheidet sich wiederum politisch und kulturell scharf in zwei Einflußgebiete. Der Araber bezeichnet sein Reich als „Jesiret el Arab", als arabische Insel, eine Benennung, die durchaus zutreffend ist. Denn sein Land, das östlich, südlich, westlich vom Wasser umspült wird, hat auch nördlich eine allerdings trockene Meeresgrenze, nämlich die der syrischen und mesopotamischen Steppe, und in dieser natürlichen Umfassung müssen ihm notwendig Südsyrien bis Damaskus und Beirut und das mittlere und untere Zweistromland bis zum Putschtikuh zugerechnet werden. Erst in solcher Abrundung gewinnt Arabien eine geschlossene Gestalt völkischer und kulturwirtschaftlicher Körperlichkeit. Sein Kern ist das Nedschd, das innere Hochland und Wahhabitenreich, die Heimat des echten Beduinentums. Um den Wüstengürtel aber, der diese Nomadengebiete umfaßt, lagert sich ein Kranz von Vorwerken höherer Kultur: südlich und westlich Hedschas, Jemen und Hadramaut, die Geburtsstätten der altarabischen Gesittung und des Islam, nördlich das Jordanland mit Damaskus, der Leuchte mittelalterlich-arabischer Kulturverfeinerung, östlich Oman, El Hasa und der Irak Arabi, die Hochburg der Omajadenherrscher mit Bagdad und Kerbela als politischen und religiösen Mittelpunkten. Alle diese Teile sind untrennbar verbunden mit dem Großarabien, wie es einst weltgeschichtliche Bedeutung ersten Ranges hatte, unlöslich verknüpft mit allen Schicksalen, deren Wechselfälle das Dasein des arabischen Volkes so merkwürdig aufwärts und abwärts führten; und sie bilden noch heute eine wenn auch denkbar lockere, brüchige nationale Einheit und soziale Eigenheit kraft des Kitts gleicher Lebensgrundgesetze und gemeinsamer geschichtlicher Erinnerungen, einen einsamen Block zwischen den Wällen abendländischer und morgenländischer Gesittung, während jenseits der Linie die westasiatische Machtsphäre beginnt, die seit Jahrtausenden zum christ-

lichen Kulturgebiet des östlichen Mittelmeeres hinneigt und immer abhängiger von ihm geworden ist.

Das weittragende Gewicht dieser Tatsachen im Blick auf die ausschlaggebenden und nächstliegenden weltpolitischen Fragen der Zukunft wird nach wie vor allzusehr verkannt und unterschätzt. Noch Moltke meinte, die Türkei werde am ehesten gesunden können, wenn sie nicht nur auf ihren europäischen Besitz, sondern auch auf die südwestasiatischen Eroberungen jenseits des oberen Euphrat verzichte. Die Unbrauchbarkeit solcher damals naheliegenden Rezepte zur Heilung des kranken Mannes am Goldnen Horn in heutiger Zeit ist offensichtlich. Ebenso das Osmanische Reich selbst wie der Vierbund, gleichsam der Leib um die Seele des Bagdadbahnideals, würde ohne das Glied des Jesiret el Arab ein Torso bleiben, ein gefesselter Körper ohne die Armeskraft zu wehrhafter Selbstbehauptung an den entscheidenden und heißesten Fronten und Flanken des orientalischen Kampfschauplatzes, im östlichen Mittelmeer, bei Suez und im Persischen Golf. Die Weltgeschichte liebt Wiederholungen ihrer dramatischen Konfliktbildungen in immer neuen Abwandlungen und Umbiegungen. Es handelt sich um den endgültigen Ausgleich der großen geschichtlichen Antithese zwischen europäischer und orientalischer, abendländisch-christlicher und morgenländisch-byzantinischer und -islamischer Gesittungswelt. Es gilt die Lösung des überragenden weltpolitischen Problems, das seit Alexanders Eroberungszügen bis zu Napoleons Heerfahrt nach Ägypten die Welt nicht hat zur Ruhe kommen lassen, dessen innerer Drehpunkt in Konstantinopel, in der Frage der Schöpfung eines wetterbeständigen und modern entwickelten osmanisch-kalifischen Rechtsstaats liegt, dessen äußere Angel- und Hebelstelle aber eben nichts anderes als jenes „arab“, das Land der Schweifenden, ist: wo unvermittelt an die Reiche von Naturkindern, die im Guten wie im Bösen ungezügelten Leidenschaften huldigen, die alles ganz, nichts halb, hochmütig oder unterwürfig, unverdorben oder niederträchtig, zärtlich oder roh sind, die Gebiete glanzvoller und noch heute nachblühender Gesittungshochburgen angrenzen, wo die Natur denkbar spärlich, einseitig und mißgünstig bei der Verteilung ihrer Gaben gewaltet zu haben scheint und doch in Wirklichkeit dem Schaffenswilligen und Arbeitzähen sich fast ans Wunderbare grenzende Erfolgsaussichten bieten, wo das Wort des Yankee-Tatendrangs von den unbegrenzten Möglichkeiten ebensosehr im weltpolitischen wie kulturwirschaftlichen Sinn Geltung hat.

Die ältesten im Jesiret el Arab hausenden Völker, von denen die Geschichte berichtet, sind die Aramäer, Amurriter, Chettiter und die Hebräer. Der erstere Begriff ist im Grunde nur ein idiomatischer. Er bezieht sich auf die Völker, deren Sprache jenes Dialektgemenge umfaßte,

dessen Wurzel man früher irrtümlich als chaldäisch bezeichnete, von dem die Formen des babylonischen Talmud, der palmyrenischen und nebatäischen Inschriften weltbekannt geworden sind und deren mittelalterlicher Sinterabsatz das Verkehrsmittel aller christlichen Syrer wurde. Die Amurriter waren die Herren ganz Syriens, als in Babylon unter stammverwandter Dynastie das gewaltige Reich von Sinear blühte; sie wurden verdrängt von jenem gewaltigen nichtsemitischen Stamm der Chettiter, deren Herrengewalt sich im zweiten Jahrtausend vom Wansee und Taurus südlich bis zum unteren Jordan erstreckte, deren Machtfülle dem Ansehen des benachbarten Pharaonenreichs nichts nachgab und deren später durch Druck vom Osten und Süden her in Bewegung gebrachten Wandertrupps die Besiedler des Balkan und Etruriens wurden. Das chettitische Staatswesen zerfällt wieder unter den Hammerschlägen der ägyptischen Eroberer. Erst lockern seine Grundlage die Hyksoseinfälle auf, dann, im fünfzehnten und vierzehnten Jahrhundert, bilden sich gemischte syrisch-arabische Reiche der Amurriter und Chettiter unter pharaonischer Suveränität, darauf, mit der Neige der Thutmessidenzeit, bricht über all diese Gebilde eine ähnliche zersetzende und zerstäubende Flut herein wie über die osteuropäischen Völker in der Zeit der mongolischen Stürme: dieses Wogenganges Triebkräfte waren jene indoeuropäischen Seevölker, die um die Wende des dreizehnten zum zwölften Jahrhundert vom Norden nach dem Süden zu Wasser und zu Land vordrangen und vor deren Stoß auch die sinkende Macht der Herrscher am Nil nicht standzuhalten vermochte. Damit aber ist die völlige politische Zerrüttung und Rückenmarkaufweichung des Jesiret el Arab besiegelt. Der assyrischen Eroberung (690 v. Chr.) folgte die babylonische, der persischen unter Kyros die makedonische unter Alexander, dessen Nachfolger Seleukos Nikator das antiochische Reich (312–364) gründet; dieses wiederum muß in der pompejanischen Zeit Roms Übermacht sich beugen, dann, nach deren Zusammenbruch, Byzanz als Herren anerkennen, bis es schließlich, 635, unter Heraklius den Arabern anheimfällt.

Der seltsame über dem Jesiret el Arab waltende Richterspruch der Weltgeschichte, immer nur Amboß fremder Machthaber, niemals Hammer seiner eigenen Schicksale zu sein, spiegelt sich schon in diesem Abriß grauer Vergangenheit in scharfer Prägung wieder. In das weite Blickfeld der weltpolitischen Grundgesetze staatlicher Machtschöpfung gerückt, erscheint das Verhängnis als ein vollkommener Widerspruch. Mit seinem Reichtum vortrefflicher Häfen an den Seeverkehrs-Hochstraßen des Mittelmeers wie des Indischen Ozeans, in seiner eigentümlichen Mitten- und Klemmlage zwischen den Gewannen und Feldmarken der ägyptischen, assyrischen, persischen und griechischen byzantinischen Staatsschöpfungen, mit seinem lebhaft schlagenden Puls des Güteraustausch- und Umschlagsverkehrs zwischen

diesen Reichen, mit seiner starken eigenwirtschaftlichen Erzeugungskraft und dem nicht minder kraftvoll auf geistiger und kulturſittlicher Flugbahn sich regenden Temperament seines bunt-, aber aus vornehmen Elementen gemischten Völkergesiebes müßte gerade dieses Puffer- und Polarisationsgebiet so vieler politischer Stromkräfte berufen gewesen sein, eine erste selbständige Rolle im Drama der orientalischen Staatengeschichte zu spielen. Eine genauere Untersuchung des Landes auf seine geographische Eigenart hin, deren maßgeblicher Einfluß auf das politische Sein und Werden der Völker kaum irgendwo so deutlich hervortritt wie hier, löst das Rätsel der gegenteiligen Entwicklung leicht auf. Von der armenischen Taurus- und der iranischen Hochlandgrenze bis zur heißen Hadramaut- und Omanküste bietet das Klima alle erdenklichen Stufenfolgen vom alpinen bis zum tropischen Charakter, und dieser Gegensätzlichkeit verbindet sich wiederum eine eigentümliche Zellenbildung und Abkapselung der Wirtschaftsgemarken. Zwischen kleinen und großen Höhen- und Hügelzügen, Steppen- und Schwemmlandbildungen zwängen und nisten sich alle mögliche Siedelungsgebiete, die wie geschaffen sind für das eigenbrötlerische Leben und Gedeihen kleiner Geschlechterstaaten, feudalistischer Stammes- und Sippenreiche und ähnlicher politischer Zwerggebilde. Wo immer und zu welcher Zeit man auf das Jesiret el Arab hinblickt, überall zeigt sich die staatlich zersplitternde und ausbröckelnde Wirkung dieser natürlichen Verhältnisse. Während im inneren südarabischen Tafelland von jeher der Geist des demokratischen Chaidsch herrschte, nach dem alle erwachsenen Mitglieder einer Sippe gleich gelten und kein Stamm die Oberhoheit eines anderen anerkannte, zeigt der soziale Aufbau der Tehama, des Küstenlands, ausgesprochen aristokratische Prägung. Schon die ältesten Berichte wissen von einem reichen südarabischen Adel zu sagen, der die Bauernschaft wie Hörige für sich fronen ließ und, um seine Macht zu behaupten, das Reich künstlich von aller Berührung mit dem Ausland abzuschließen suchte. Als sich die Absperrung angesichts der günstigen Verkehrslage Arabiens als unmöglich erwies, begann eine Entwicklung von auffallender Ähnlichkeit mit der Schogunazeit Japans. Der Adel warf sich selbst auf den Handel: es bildete sich eine Art großkapitalistischen Feudalismus, der die ertragreichsten Gewerbe, wie namentlich das Weihrauchgeschäft „Ophirs" monopolisierte, bis schließlich, wiederum genau wie im Mikadoreich, die Unzufriedenheit mit der Mißwirtschaft ehrgeiziger und gewissenloser Geldbarone zur Einsetzung eines Malik führte, eines Königs, dessen Autorität sich aber die Großen und Gernegroßen des Landes nicht beugen wollten, so daß der ewige Kampf dieser Fronde gegen die Himdscharendynastie das Land zu einem leichten Raub beutelüsterner Nachbarländer machte. Nicht anders stand es im Norden. Bereits im dritten Jahrtausend vor Christi schien über Syrien die Sonne hoher Kultur,

war es reich an stolzen Städteburgen und wohlhabenden Dörfern, zugleich aber auch, gleich dem mittelalterlichen Deutschland, ein Musterbeispiel der Kleinstaaterei: niemals wollten die dort zusammengedrängten Stammeshäuptlinge und Kleinfürsten einem landeingesessenen Herrn sich beugen, immer trugen sie um so bereitwilliger das fremde Joch und bejubelten die ausländischen Konquistadoren, mochten diese aus Babylon oder Ekbatana oder Rom kommen. Nur das byzantinische Machtgebot ertrugen sie nicht und zwar aus einem eigentümlichen, wohl zu beachtenden Grund.

Die überragende Schicksalsfrage, um deren Lösung sich das mittelalterliche christliche Europa jahrhundertelang gemüht und gequält hat, war die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche in einer den unbeugsamen Forderungen und Voraussetzungen eines modernen Staatswesens entsprechenden Form. Die Möglichkeit, die Prozeßsache auf eine förderliche Entwicklungsstufe und zu einer glücklichen Entscheidung zu bringen, begründete erst die Reformation, welche die Atmosphäre der intellektuellen und ethischen Freiheiten schuf, in der die Saat der politischen Freiheiten wachsen konnte. Unterdessen bewegte sich der Orient auf genau gegenläufiger Bewegungslinie. In Byzanz herrschte auf der einen Seite der Einfluß römischen Rechts, ungemildert in seiner kalten, rein vernunftmäßigen, konstruktiv streng folgerichtigen, aber auch einseitig materialistischen und unsozialen Denkart und Weltanschauung, während auf der andern Seite die christliche Kirche stand, in deren Bannkreis nichts mehr von den ursprünglichen Idealen des Evangeliums, der Gotteskindschaft aller Geschöpfe, der Nächsten- und Feindesliebe zu spüren war, dafür Unduldsamkeit, dogmatische Haarspalterei und Rabulistik, priesterliche Machtanmaßung zugleich mit tiefgreifender Sittenverderbnis sich mehr und mehr auswucherte. Alles das widerstrebte dem Empfinden der orientalisch-semitischen Welt, der Glaube, Schwert und Staat unzertrennliche Begriffe sind und die unverbrüchlich der religiösen Rechtsbildung dieselbe Autorisation wie der weltlichen zumißt, von Grund aus. Die damit gegebene Kluft gähnte aber um so tiefer auf, als die römäischen Despoten im Gegensatz zu den griechischen und römischen, die den syrisch-arabischen Staatsgebilden vollkommene Bewegungsfreiheit in allen Angelegenheiten außer den grundlegenden Reichsrechtsfragen gelassen hatten, unbedingte Beugung unter die byzantinischen Verwaltungsgesetze, Sprach-, Unterrichts- und sogar Glaubensformen heischten.

So war die atmosphärische Druckverteilung geschaffen für die islamische Wetterbildung. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert vor Christi hatte eine ständige Einflutung arabischer Stämme aus dem mittleren Arabien nach Syrien begonnen, die sich dort bessere Wohnsitze suchten. Der gleiche Druck drängte die Adlerstandarte Mohammeds auf dem „Alaman" vor-

wärts. Weit weniger Bekehrungseifer und die glühenden Worte des Propheten, als wirtschaftliche Notlage, angeborene Unrast und nie verleugnete Abenteuer-, Raub- und Kauflust rissen die Araber aus den alten Wohnsitzen zu ihrer Weltsendung hinaus: der Koran selbst gab diesem ihrem Drang nur die höhere Weihe religiöser Ideale und damit die nachdrücklich wirkenden sittlichen Stoß- und Triebkräfte. Goldziher meint in seinen mohammedanischen Studien: „Wer will leugnen, daß die islamischen Bestimmungen über die Behandlung der andersgläubigen Untertanen und Feinde für das siebente Jahrhundert, die Zeit ihrer Entstehung, verhältnismäßig mild und human waren? Herrschte doch über Menschlichkeit und Verkehr im Altertum eine ganz andere Auffassung! Selbst den gebildetsten Völkern, Ägyptern und Griechen, lag es fern, Verzeihung und Feindesliebe als Tugenden anzusehen. Die islamitische Herrschaft in Spanien wurde nicht nur von den Juden, sondern selbst von den christlichen Bauern geradezu als eine Wohltat empfunden gegenüber den Zuständen unter der früheren sich christlich nennenden Regierung." So also, kraft dieser moralischen Energien, brandete in Hedschas die islamische Springflut auf, um in kurzer Zeit aus dem beduinischen Kleinarabien ein Großarabien zu machen, dessen staatliche Grenzen sich bis nach Tarabulos und Mossul vorrückten, dessen geistlich müslimische Macht in unerhörtem Siegeslauf bis zum Atlantischen Ozean und zu den pazifischen Gestaden reichte. Und doch! Der Versuch, nunmehr das alte Problem der Begründung eines gewaltigen, einheitlichen südwestasiatischen Reiches zu lösen, scheiterte vollkommen, schon deshalb, weil alsbald die entsittlichende babylonische Luft ihren entartenden Einfluß auf das erobernde Arabertum in verhängnisvoller Weise ausübte. Wiederum verlagerte sich Kapazität und Selbstinduktion der kulturethischen Schwingungskreise. Ein echtes Christentum mit seinen erhabenen Lehren von der Gotteskindschaft aller Geschöpfe, von der Nächsten- und Feindesliebe setzte sich allmählich durch und schuf die Grundmauer, auf der sich die moderne und überlegene Kultur und Gesittung Europas aufbauen konnte: diesem Auftrieb vermochte der Islam nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen. Die arabische Kultur hat gewiß in den Glanztagen von Bagdad, Damaskus, Granada, Cordoba zu außerordentlichem Ansehen und hoher Machtfülle sich erhoben. Aber das Beste, was ihr eignete, war doch nicht eigene Schöpfung, sondern Entlehnung und Kultur von Aramäern, Griechen, Persern, bei denen selbst damals noch der eigentliche Araber als der tölpische, der feineren Gesittung des alten Syriens sich nur schwer anpassende Barbar angesehen und verachtet wurde. Als der Kalifensitz unter der Abbasidenherrschaft nach Bagdad verlegt war, verfiel der Islam noch weit schlimmerer Fäulnis als jemals das Christentum: so hatten jetzt die aus Innerasien vorbrechenden

Turkstämme leichtes Spiel, deren Großkhan mit dem goldenen Wolfshaupt im Banner schon gegen Ende des sechsten Jahrhunderts in enge Beziehungen zu den Romäern getreten war. Nach dem Sturz des Bagdader Schattenkalifats durch die Mongolen im Jahre 1258 wanderte das Imamat mit dem letzten Abbasidensproß, der am Hofe Beibars seine Zuflucht fand, nach Ägypten aus und blieb dort bis 1517. Während aber in Persien turkmenische Gewalthaber, in Syrien und Ägypten Mameluckensultane herrschten, erhielt sich in Vorderasien eine Reihe echt türkischer Emirate, unter denen das des Markgrafen Ertoghrul den ersten Rang einnahm. Er wurde vom letzten Abbasiden Imam Kaim mit dem Titel eines Emir ül Umera, das heißt obersten Gewalthabers der Rechtgläubigen, belehnt. Sein Sohn Osman vermochte mit den Waffen solcher geistlicher Autorität und kraft persönlichen Heldenmutes und der Tapferkeit seiner Gefolgsmannen aus seldschukischen und turktatarischen Volkssplittern und Staatstrümmern das Gerüst des neuen Reiches des Halbmonds zu zimmern; dessen Nachfolger, Selim I., zwang schließlich, nachdem er die Perser über den Tigris zurückgeworfen hatte, den Schwächling Muttawakil III., den letzten der Abbasiden, zur endgültigen Abtretung des Kalifats, worauf nach der Eroberung Mekkas und Medinas die Einverleibung der gesamten ägyptisch-arabischen Machtsphäre zusamt deren geistlich-kirchlicher Hoheit an die neue vorderasiatische türkisch-byzantinische Reichsschöpfung erfolgte.

Wie rein äußerlich diese Bedingungen stets geblieben sind und wie der Erwerb stets als ein Quell schwerer Sorgen und verderblicher Verwicklungen für das Haus Osman von Anfang an bis auf den heutigen Tag sich erwiesen hat, ist ebenso bekannt, wie man weiß, daß nun wiederum das kernhafte Osmanentum, namentlich nachdem die Sultane törichterweise ihren Sitz von Adrianopel nach dem Goldenen Horn verlegt hatten, ein Opfer der „byzantinischen Seuche" wurde und deren Sittenverderbnis verfiel. Aber das ganze Kaleidoskop dieser geschichtlichen Erinnerungen hat doch einen einheitlichen Farbengrund, dessen Ton jeden Nachdenklichen zu einer gründlichen Revision der landläufigen Vorstellungen vom Wesen des syrisch-arabischen Problems auf allen Linien, den weltpolitischen wie den nationalstaatlichen wie den kulturwirtschaftlichen und kulturethischen, zwingt.

Nirgendwo offenbart sich das irreführende Wesen der Phrase von dem Vernichtungscharakter der türkischen Herrschaft, die überall nur Kulturssaaten zerstampft, niemals alte oder neue Fruchtfelder menschlicher Gesittung zur Entfaltung zu bringen vermocht habe, so sehr wie hier. Ganz abgesehen von der Unhaltbarkeit des geschichtsklitternden Verdikts in solcher Verallgemeinerung zeigt gerade das Jesiret el Arab, daß bei derlei wohlfeilen Anklagen meist die Fehler anderer dem Osmanentum als geduldigem Sündenbock aufgeladen werden. Die Hohe Pforte hat im allgemeinen die

Dinge jenseit der Taurusgrenze laufen lassen, wie sie wollten, und war froh, wenn irgendein Pascha-Prokonsul äußerlich die Souveränität der Hohen Pforte zu wahren und halbwegs das Gleichgewicht zwischen all den feindlichen Parteien des bunten Völkergemisches, das hier durcheinanderquirlt, herzustellen verstand. Der unstaatsmännische Passivismus würde also Syrer- und Arabertum freie Hand genug zur eigenen politischen und wirtschaftlichen Kraftentfaltung gelassen haben, hätte es zu solcher Machtschöpfung die Fähigkeit besessen: daß es aber dieser Aufgabe gegenüber versagte, ist gewiß wiederum nicht aus summarischen Urteilen über orientalisches ‚Jawasch' zu erklären. In der Zerstörung altarabischer Kulturgüter haben zweifellos arabische Stämme selbst weit mehr geleistet als die Türken; vor allem die Wahhabiten, die Kalviniſten des Islam, die unter ihren Fürsten Abd el Asis, Ibn Seûd I. und II. den Koran in der einen, das Schwert und den Feuerbrand in der andern Hand, plündernd und sengend das Hedschas und das mittlere Zweistromland durchzogen, die Pilgerkarawanen niedermachten, Frauen und Tempel schändeten und Verwüstung hinterließen, wo sie hintraten. Das berühmt berüchtigte ‚inaridimento' Südwestasiens, die Brachlegung weiter in babylonischer und assyrischer Zeit hochentwickelter Wirtschaftsgebiete durch Austrocknung, Versandung und Verlandung ist sicherlich weder in der Hauptsache noch in den Wurzeln eine Folge der Mißwirtschaft der Türkei, deren Regiment erst mitten in der Verfallzeit einsetzte, sondern hat vielleicht den Quellgrund in elementaren geologischen, nicht klimatischen Veränderungen und Erschütterungen; jedenfalls widerstrebte das ewig unruhevolle Durcheinanderfluten und Gegeneinanderstoßen der syrisch-arabischen Völker ebensosehr innerer staatlicher Machtbefestigung der schnell wie die Mondphasen wechselnden Dynastien von der Art der Tuluniden, Hamadaniten, Fatimiden, Mirdasiten, Okailiden und Seldschukiden, wie es immer wieder die Gewalt fremder Herrscher aufweichte und aus den Angeln hob. Im übrigen aber herrschen über den Umfang dieser Verödung meist ganz verkehrte, maßlos übertreibende Vorstellungen. Der Europäer sieht die Länder des Jesiret meist durch die Brille seiner heimatlichen Betrachtungsformen an, erblickt er weite, kahle, an Pflanzenleben arme, an Sand reiche Flächen, so spricht er von ‚Wüste', während er in Wirklichkeit eine Steppe vor sich hat, deren Grundwasserfluß meist Bestellung auch ohne künstliche Bewässerung erlaubt und von deren Zeugungskraft er sich im Umkreis der städtischen Siedelungen vergewissern kann, wo eben dieses Kahlland in üppig blühende Gärten sich verwandelt hat. Der treffliche Orientforscher Prälat Alois Musil hat in einer Studie ‚Die Anbaufähigkeit der arabischen Provinzen der Türkei' untersucht und kommt zu überraschenden Ergebnissen. Er berechnet das Gebiet der arabischen Provinzen, also der Wilajets Jemen, Hedschas, Beirut, Damaskus, Aleppo

(südliche Hälfte), Basra, Mosul, Bagdad und der Muttasarrefije Jerusalem, Libanon, Zor auf den riesenhaften Umfang von 800000 Geviertkilometer, wovon heute nur 70000 angebaut sind, mindestens aber 160000 (also eine fast die Hälfte Preußens umfassende Fläche) ohne weiteres und zwar meist mit hochwertigen tropischen und subtropischen Nutzgewächsen bestellt werden könnten, während ein noch weit größerer Teil durch moderne technische Hilfsmittel, insbesondere Bewässerung und Trockenfarmerei, der Bewirtschaftung wiederzugewinnen wäre und der Rest von wirklichem Ödland sehr gering und kaum größer als in hochentwickelten Kulturländern Europas erscheint. Nicht minder einseitig und schief sind endlich auch die marktgängigen Urteile über die politischen und kulturellen Lebens- und Entwicklungsstrebigkeiten in diesem osmanischen Reichsgebiet. Die alte Überlieferung, daß der Koran sein Weltreich mit des Schwertes Spitze und roher Gewalt erobert habe, wird gerade hier, in den nächsten Grenzgebieten seiner Wiege, aufs schärfste Lügen gestraft. Sobald der Islam über Mekka und Medina hinausdrang, trat die religiöse Idee hinter den politischen Machtgedanken völlig zurück und durchfilterte diesen wiederum ein merkwürdiger ‚katholisierender' Geist. Den besiegten Völkerschaften wurde unter den bekannten Mustahakk, das heißt Beschränkungen, die sie rechtlich und gesellschaftlich auf die Stufe von Bürgern zweiter Klasse herabdrücken sollten, vollkommen freie Religionsübung zugestanden; gerade die Aristokratie der Unterworfenen aber optierte, um sich über den Rang der bloß geduldeten und stark besteuerten ‚Zimmi' zur müslimischen Herrenkaste zu erheben, mit Vorliebe für den Islam um so mehr, weil der orientalisch-christlichen und -islamischen Glaubenslehre viele wahlverwandte Charakterzüge eignen und weil gerade das syrische Semitentum den Mohammedanismus als Reaktion gegen die hellenischen Einflüsse bewillkommnete. Und so gewöhnte hier ein denkbar buntes Gemisch von Glaubens- und Volksgemeinschaften verhältnismäßig friedlich-schiedlich sich aneinander: auf der einen Seite die Müslims, getrennt in die sunnitischen Hadaren und Badus (Nomaden), Nawaren und Tsiganen, und in die schiitischen Metwalis, Tscherkessen, Kurden, Turkmanen, auf der andern Seite die Christen, und zwar die katholischen Chaldäer, Armenier, Latiner, Melchiten, Maroniten und die nicht unierten orthodoxen Griechen, Jakobiten, Nestorianer, Gregorianer, dazwischen die sogenannten neutralen Gruppen und unabhängigen Sekten, die Juden, Drusen, Nusairiten und Ismaeliten, sie alle wie durch ein geheimnisvolles Fluidum geeint im Blick nach Jerusalem, wo einst Abd ül Melik das Haram el Scherif als Universalheiligtum baute, wo unter der Anastasis des Konstantinischen Rundbaus derjenige begraben liegt, der den Müslims nach Mohammed der größte Prophet ist, und wo die Moschee el Aksa aufragt, die dem Islam als eine Anbetungsstätte

heiliger selbst als Mekka in der Zeit galt, da er den Geist urwüchsigen Lebens aus den Tiefen indogermanischer und ursemitischer Mythologie und Heldensage schöpfte.

Das Jesiret el Arab hat so gleichsam die Rolle eines zweiten nachklassischen und orientalisierten Hellas gespielt: Mekka war sein Olympia, Jerusalem sein Theben, Damaskus sein Athen, der Nedschd sein Sparta sittenstrenger Zucht. Um ein straff gegliedertes, zentralisiertes Staatswesen zu begründen, dazu waren die Völker, die hier durcheinanderquirlten, zu uneinig, ihr Denken zu unpolitisch, ihr Wille und ihre Geistigkeit zu eigenbrötlerisch und unverträglich. Und doch ist die arabische ‚Volksseele' kein Phantom. Schon in der Liebe und der eifrigen Pflege der gemeinsamen Sprache findet sie einen festen Kristallisationskern, und dessen Ausstrahlung ist wieder ein formentwickelter und starkquellender Kultursinn mit jenem eigentümlichen feministischen und dekadenten, die ästhetische Schönheit über Ernst und Tiefe der Gedanken und Ideale setzenden Zug, der dem nachperikleischen Griechenland eignet. Es sei daran erinnert, daß gerade Arabiens Glanzzeit die Frau politisch und gesellschaftlich auf eine freie Bühne ganz in Vorwegnahme der Forderungen unserer Frauenrechtlerinnen stellte. Ajescha, die große Tochter des Schwertgewaltigen Abu Bekrs, kämpfte in der Schlacht am Berg Karmel in den ersten Reihen der Araber, Fatime, die Tochter Kadijas, feierten die Zeitgenossen als ‚Herrin des Lichts', unter dem Zenith arabischer Machtentfaltung und Kunstgebiete erhoben sich Hunderte von Frauen in vornehmen Stellungen als Hochschullehrerinnen, Predigerinnen, Beamtinnen, selbst als Herrscherinnen und Heeresbefehlshaberinnen. Das arabische Zepter führten Hatumeh, Sejida Khadschar Hamatsu, Gariseh Laleh, den Kommandostab Bilomeh, die Frau des Sultans Orkaneh, und Taffi Hatumeh, die Frau des Emir Ala Eddin; berühmte Rechts- und Religionslehrerinnen waren Hamda, Umon Issa und Sendala Halba, Richterinnen, die durch ihre scharfsinnigen Urteile Aufsehen erregten, Seida Mildar Waginha und Selma, die Tochter des Sultans Bagasid I., die Feredsche trugen Leuchten der Religionsphilosophie und Gesetzeskunde wie Uma Jessa, Amrabint Abbas und Hamda Sittil Fukaha, und an der Spitze literarischen Schaffens standen eine Mihri Hanum und eine Fituet Hanum, so, wie heute eine Selma Sajegh Kassab, Habib Pascha el Saad, Iskandar Bei Daddah, Kalideh Salieh Schrittmacherinnen des modernen schöngeistigen Schrifttums sind.

Die Gegenwart zeigt deutlich alle Merkmale einer Epoche der Wiedergeburt, da in der Stille des geistigen und sittlichen Innenlebens der arabischen und arabisierten Völker, gleichsam im Zustand der Endosmose

aus tausend Quellgründen alter Überlieferungen und verborgener Kulturschätze die mineralischen Stoffe zur Neubildung von Stamm und Schaft, Zweig und Blatt und Knospe aufgesaugt und umgewandelt werden, bis am Tag der Exosmose plötzlich die Blume aufbricht und durch ihres Duftes Lieblichkeit, ihre Gestalt und Farbenschönheit überrascht.

Im südlichen Syrien rückt von Jahr zu Jahr unter Pflug und Hacke und Aussaat die Kultur westwärts gegen das Badiet es Scham und den mittleren Euphrat immer mehr vor. In Palästina und im ganzen östlichen Jordan- und Haurangebiet ist schon fast jetzt aller besserer Boden besetzt und entstehen aus den schwarzen Trümmern alter Siedelungen neue blühende Dörfer und Ortschaften. Im Umkreis von Bagdad nimmt die Bewohnerzahl durch Zuzug von Persern, Kaukasiern, Arabern, Indern derart zu, daß die Basare zu eng werden und die Straßen den Verkehrsstrom kaum mehr zu fassen vermögen. Gasa, vor hundert Jahren eine armselige Niederlassung von einigen Tausend Einwohnern, ist heute eine kraftvoll sich entwickelnde Stadt von 45000 Köpfen, die, wenn erst die schlechte Reede ausgebaut ist, beste Aussichten auf Entwicklung zu einem Hafen ersten Ranges hat. Ein ähnliches Wachstum weisen fast alle syrischen Küstenplätze zwischen Alexandrette und Port Said auf, so namentlich Beirut, Jaffa, Haifa. Nach den Konsulatsberichten des Handelsarchivs betrug 1914 die Ausfuhr der Bezirke Smyrna, Aleppo, Haifa, Jaffa, Urfa, Damaskus, Beirut, Libanon an Weizen und Gerste weit über eine Million Tonnen, an Mais über 60000 Tonnen: alles Ziffern, die den Betrag vor zehn Jahren um ein Vielfaches übersteigen; überall wirft das Licht einer nahenden großen Zukunft seine Schatten weit voraus. Dem wirtschaftlichen Auftrieb entspricht das politische Erwachen und Vorwärtsstreben. Das Hurrije erweckte, abgesehen von Konstantinopel, in keinem osmanischen Reichsgebiet solche Begeisterung wie im syrisch-arabischen. Alle Parteischranken stürzten, auf den Straßen fiel sich arm und reich in die Arme, und Scheiks im Turban lagen an der Brust von christlichen Priestern im Talar. Der demokratische Freiheitssinn des Volks entfesselte sich in Orgien des Brüderlichkeits- und Gleichheitsrausches, und arabische Politiker und Abgeordnete, wie Khalil Chanem, Scheik Mustafa, Ghalaini, Daud Mudschaeh, Dschiamil Bei Maluf, der gelehrte Bustani Effendi und der Emir Mohammed Arslan, der sein Blut für die Verteidigung der Freiheit hingab, spielten eine führende Rolle als parlamentarische Redner wie in allen Verfassungskämpfen. Und wenn auch die Ernüchterung nach der Trunkenheit der ersten Feiern des Siegs über den Hamidismus nicht ausblieb, so lösten sich doch die neuen Verklammerungen zwischen Konstantinopel und den brüchigen Wandmauern des Reichsgebäudes jenseits des Taurus niemals. Das beweist schon die 1914

durch Nakleh Mutran Pascha vollzogene Begründung des syrisch-ottomanischen Bundes und die Arbeit des Reformkomitees, dessen Beiruter Programm vom 31. Januar 1913 zwar die autonomistischen Prinzipien in der inneren Verwaltung betonte, im übrigen an der Zugehörigkeit zum osmanischen Staatswesen und an dessen Gesetzen der Reichs-Großmachtschöpfung treu festhielt. Der Weltkrieg und die große Auseinandersetzung zwischen der Ententegruppe und den Mittelmächten einerseits, dem islamischen Orient andererseits aber schwächte nicht, sondern stärkte dieses Gemeinbürgschaftsempfinden. Wie für jeden Türken triebhaftem Haß und richtiger Witterung nach der „Mosküb" der Böse ist, mit dem ihm schon als Kind fürchten gemacht wird und in dem er als gereifter Mann den Erzgegner sieht, dessen drohende Faust nach Konstantinopel sich ausstreckt und gegen den seine Väter und Vorväter in ruhmreichen Kämpfen Scholle und Heimat verteidigt haben, so richtet sich des Arabers Haß gegen den Briten. Die Londoner Presse fabelte zwar von jeher gern und fabelt noch heute von der „loyalen Gesinnung", mit welcher das Stammvolk des islamischen Reiches Albion als seinem „uneigennützigen" Beschützer gegen die türkische Gewaltherrschaft gegenüberstehe. Sie ist dabei jedoch nur das Echo jener syrisch-arabischen Gruppe Kairos, die, eine merkwürdigste Erscheinung im internationalen Pressewald der ägyptischen Hauptstadt, sich als Vertreterin der Interessen des Islam gebärdet, während in Wirklichkeit ihre Redakteure, Betriebsleiter und Geschäftsmacher überwiegend zugewanderte levantinische Juden, Auch-Christen und andere wurzellose Elemente vom Ausschuß des syrischen Völkergesiebes sind: Leute mit jenem oberflächlichen, nur die äußere Haut bedeckenden Kulturfirnis, die allen Zusammenhang mit dem heimatlichen Boden und demgemäß jede feste Wurzelung verloren haben und sicherlich am allerwenigsten geeignete Mittelpersonen zur Verständigung mit dem echten, stolzen, von Natur zurückhaltenden Arabertum sind, das auf die Inglesi verachtend herabsieht und jedenfalls von einer politischen Verbindung mit ihnen nicht das geringste wissen will. Denn es ist durch eine zu harte Schulung gegangen, um nicht zu durchschauen, daß das falsche Glückslos, mit dem die britischen Geschenke bringenden Danaer locken, nicht anderer Art ist als das Schicksal, das ihm jahrtausendelang von fremden ehrgeizigen Herrschern und beutelüsternen Nachbarmächten bereitet worden ist. Für Albion ist und war das Jesiret, dessen größerer Teil nach den Plänen des Entente-Länderverschacherungssyndikats zur Aufteilung des osmanischen Reichserbes ihm zufallen sollte, nicht eine mit selbstloser Hingabe geförderte Pflegschaft, sondern ein Objekt für seine Nutzzwecke und ein Tributärland seines weltbeherrschenden Kommerzialismus. Durch seine allbekannten und vielberedeten Versuche zur Umklammerung und Einkreisung Arabiens und

seine Bestechungen bald dieses, bald jenes Kleinfürsten der Tehama wurden die Machtfragen des Persischen Meerbusens und des Golfs von Aden auf die Wagschalen der Politik des dicken Geldbeutels gelegt. Wie es Südpersien zu einer Kolonie für den Bevölkerungsüberschuß seines Kaiserreichs Hind machen möchte, so ist es vor dem Krieg bei der Hohen Pforte mit dem natürlich ohne weiteres abgewiesenen Plan vorstellig geworden, den Arbeitermangel in Syrien durch Ansetzung seiner Hindumassen zu beseitigen; das heißt, die Türkei scheint ihm gut genug als Ablagerstätte der Kuliarmee, die es im eigenen Lande nicht ernähren kann und denen ebenso seine „Schwesterstaaten" die Einwanderung schroff versagen. Als es im Nilreich sich festgesetzt hatte, kaufte es jenseits des Roten Meeres alle Pferdekoppel auf, deren es habhaft werden konnte, und als die Hohe Pforte dieser wirtschaftlich wie militärisch gleich gefährlichen Ausplünderung des „Remontedepots der Welt" erst durch hohe Ausfuhrzölle und dann durch ein strenges Ausfuhrverbot Einhalt gebieten wollte, verstanden die britischen Agenten auf Schleichwegen ihr Geschäft dennoch fortzusetzen, ja es blühte jetzt erst recht der heimliche Raubhandel vom englischen Schatt el Arab aus nach Indien. Die Beispiele, die bezeugen, daß auch hier das britische System im Grunde auf nichts anderes hinausläuft als auf den Bau eines „Abzugskanals" ins arabische Gebiet zur Befriedigung des niemals satten Magens britischer Welthandels-Machthaberschaft, ließen sich ins Dutzendfache vermehren.

In anderem Gesichtswinkel als London und Kairo sieht der Araber Konstantinopel. Sein geschichtlich nur zu begründetes Mißtrauen gegen die Hohe Pforte besteht gewiß nach wie vor, ebenso wie der Stolz seines kulturellen Überlegenheitsgefühls über den „kaba türk"; aber auf der andern Seite weiß er sehr wohl, daß das osmanische Reich genau so wie das Habsburgische nur als paritätischer Nationalitätenstaat bestehen kann und daß ihm so ein starker osmanischer Reichsverband zugleich der beste Schutzwall gegen die äußeren Feinde wie die zuverlässigste Bürgschaft für freie innere Entwicklung seiner Gesittungseigenart ist. Zugleich aber gewahrt er, daß am Goldenen Horn in Überwindung der alten Bachschisch- und Lottermißwirtschaft heute mählich der Geist eines arbeitswilligen und leistungsfähigen Beamtentums flügge wird, dessen Tatkraft nicht zum mindesten dem syrischen Land zugute kommt. Unter dem Regiment des umsichtigen Dschemel Pascha ist mit Unterstützung deutscher Offiziere, Ingenieure und anderer Hilfskräfte in überraschend kurzer Zeit der Palästinazweig des Bagdad-Hedschas-Bahnsystems bis Bir-es-Seba (= Berseba) in 240 Kilometer Entfernung vom Suezkanal ausgebaut, sind Militär- und Automobilstraßen, Telegraph- und Telephonlinien, sogar Marconistationen angelegt, ist das Polizei-, Steuer- und Schulwesen verbessert,

sind moderne gesundheitliche und vielerlei andere Einrichtungen für die allgemeine Volkswohlfahrt getroffen worden. Unterstreicht aber die Londoner Presse die mit diesem Auftrieb sich verbindenden Mißlichkeiten örtlicher Hungersnöte, so weiß man im gelobten Land des politischen Cant recht wohl, daß man selbst durch die Küstenblockade die Hauptschuld an dem Druck trägt, darf aber überzeugt sein, daß der Aushungerungsplan genau so und aus denselben Gründen — der Fellache kann auf Kaffee, Tee und Zucker recht wohl verzichten und sich nach altpatriarchalischer Weise vom Eigenbau kräftig ernähren — scheitern wird, wie der gegen Deutschland gerichtete.

Jahrtausendlanger Zeiten Kreislauf vollendet sich, ihr Pendelschlag stellt sich auf umgeschalteter Stromkräfte Bewegungsgesetze ein, ihre Wage fällt nach ungewöhnlichen und doch natürlich einem neuen Weltbild sich anpassenden Gravitationsprinzipien. Nach schier endlos unruhevollem Schwanken und zermürbendem Mahlgang zwischen byzantinischer und iranischer, südosteuropäischer und südwestasiatischer Vormund- und Gewalthaberschaft vollzieht sich, wenn nicht alles täuscht, die endgültige Entscheidung des politischen Machtübergewichts in der syrisch-arabischen Levante zugunsten des Nordens. Das alte Achämenidenreich ist nur noch ein Schemen einstiger Machtgröße, und der russische Koloß, der auf es drückt und das mittelasiatische Handelsgeschäft mit England zu seinen Gunsten ausbeutet, vermag hier doch nur mit dem auf den osteuropäischen Schlachtfeldern zerbrochenen Schwert Scheinsiege über einen halb wehrlosen Gegner zu erringen. Am Nil weht der Union Jack über einem von heißen Lavagluten revolutionärer Stimmungen unterhöhlten Boden; aber am Bosporus strahlt der Halbmond heller denn je auf. Und in seiner Sichel steht der deutsche Stern. Deutschland strebt nicht danach, wie es ihm britische Andichtung eigener Methoden nachsagt, in Südwestasien ein neues Kolonialreich imperialistischer Gewalt zu stiften, sondern will, im Sinn des einst von Kaiser Wilhelm II. bei der Denkmalseinweihung in Bremen feierlich abgelegten Gelöbnisses, dort ein Vorwerk seines Weltreichs deutscher Arbeit, deutscher Organisationskraft und jenes deutschen völkischen Rechts- und Vergesellschaftungsideals begründen, das, statt den Orient willkürlich zu europäisieren, nach Londoner oder Pariser Methoden seine Kulturseele zu anglisieren, zu verwelschen und zu verfälschen, im Kampf für nationale Eigenart selbstgewissem Geistesleben, wurzelfester Menschlichkeit und damit echtem Menschenglück eine Freiheitsgasse brechen soll. In solchem Sinn mag einst in Jerusalem, auf dem Straßenzug zwischen Grabeskirche und El Aksa, ein neues Hurrije der Verständigung und Versöhnung zwischen abend- und morgenländischer Welt gefeiert werden, das die Erinnerungen

an die Irrtümer des Kreuzzug-Mittelalters auslöscht und in dem sich die Überwindung des meist für unlöslich gehaltenen Gegensatzes zwischen Ost und West kraft der Fassungs- und Flugweite deutschen universalen Geistes anbahnt. Dieser Hoffnungen Hebelpunkt aber ist wiederum die Erkenntnis, wie mit allgemeinen abendländischen Kulturideologien, die nur zu oft nichts als Milchschwestern leeren Phrasentums sind, gerade im Orient, und vorab im arabischen, der von der Überlegenheit seiner überlieferten ethischen und ästhetischen Lebensgrundwerte fest überzeugt ist, wenig anzufangen ist, wie dagegen im Prinzip, daß sich jeder Trieb der Harmonisierung menschlicher Gesittungsformen nur am Stamm ernster, fruchtbarer, praktischer Zusammenarbeit und der geschichtlich bedingten Zusammenhänge der Wirtschaftsgemeinschaft aller Nationen aufranken kann, ein handgerechtes und wirksames Werkzeug zu dauernder Freundschaftsstiftung zwischen entfremdeten völkischen Parteigruppen gegeben ist. Die Bagdadbahn erscheint als das Mittel zu solchem Ziel in der doppelten Richtung, daß sie zugleich die arabischen Völker aus ihrem Zellenleben heraustreibt und den gesamten Westen dem Osten nähert. Die mähliche Erschließung und Erweckung des ganzen Jesiret el Arab aber gibt den Mittelmächten die Gewähr einer von den Launen der seebeherrschenden Mächte unabhängigen Zufuhr aller ihrem Industrieleben unentbehrlichen tropischen und subtropischen Rohstoffe und verheißt Land und Volk selbst mit der kulturwirtschaftlichen Erneuerung die physische und sittliche Wiedergeburt, deren Stahlquell jener menschliche Heldenkampf mit den Naturgewalten ist, auf dessen technischer Entwicklung die ganze politische und kulturwirtschaftliche Überlegenheit Europas fußt und dem der Orient in seiner Erstarrung bislang aus dem Weg gegangen ist. Um jetzt endlich, nach allzulangem Halbschlummer, Verständnis für einen zu den Lichthöhen wesenhafteren und kraftvolleren Daseins führenden Lebensweckruf in dem Sinn zu gewinnen, den der arabische Dichter-Modernist Seid Kemal Eddin seinen Landsleuten in den Worten deutet:

Dein Vorfahr hatte eine ruhmreiche Geschichte,
Bezeugt durch die Überlieferung:
Preiswürdige Hoheit, erhabene Ahnen,
Wissen, Erkenntnis, Heldentum, Edelmut und Urteilsschärfe.
So laßt uns unserer Ehre neue Blüte sehen,
Und ihrer Adern Blut in unserm Pulse leben!
Vernahmst du nicht von der Deutung der Nebelflecke
Und von den Wundern der Radiumforschung?
Hör auf die Zauberstimme, die dich ruft:
Die höchste Krone trägt, wer dir gleicht!

Das Meer

Eine Novelle von Max Krell

I

Es blieb unbekannt – übrigens auch gleichgültig –, warum Michael reiste.

In der späten Nacht hatte er seine letzten Weisungen und Grüße geschrieben. Die Dolgerutzen, die er weckte, mußte den Koffer vom Speicher holen. Als sie Tee aufgießen wollte, stand Michael schon an der Treppe; mit dem Nachtschnellzug war er fort.

Er hatte im gerüttelten Halbschlaf Träume; er spürte zwischenhinein das harte Getragenwerden über Geleisen und Fugen, ohne die Ursache ganz zu denken. Er flog, ritt, raste. Wieder hatte er das Gefühl, in einer kardanischen Aufhängung durch stickige Atmosphären zu schwingen. Blinzelnd sah er: der Zug hielt. Die Nacht schwamm als purpurgraue Wolke über einem Gebirge von Hochöfen, dessen Kuppen wie Pechpfannen dampften: zu rauchigen Korkzieherlocken, die ein Wind flimmernd zerriß. Dazwischen brannten Reihen feuriger Fabrikfenster. Halbnackte schlugen weißes Eisen. Flammen über Blasebälgen strahlten wie verpuffender Magnesiarausch.

Der nächste Traum schweißte ein riesiges Feuerbild.

Viel später wachte er auf, als der Zug eine Moorfläche durchglitt. Sie war metallisch schwarz, aber von schnurstracken Wasserfurchen geriffelt, die dem matten Horizont zuwiesen, als flössen sie aus einem Brennpunkt unter dem Bahnwagen. Hunderte Furchen – und der Brennpunkt wanderte mit als Erdfleck, der unter der Last des Wagens gedrückt schien.

Aus dem Morgen fiel eine Säule durchsonnter Luft schräg in das Abteil. Der Zug überklirrte einen Eisensteg. Grauer Gürtel von Häusern kam, in den die Geleise einbrachen und sich, wie durch einen abgedeckten Tunnel, senkten, bis in die gläserne Bahnhofshalle.

Im Lloydbüro kaufte Michael ein Billett nach Penang. Es hätte Yokohama sein können. Man fuhr einen guten Monat bis Penang. Er würde unterwegs Zeit haben, an Ziele zu denken.

Während der letzten Besorgungen erinnerte er sich noch notwendiger häuslicher Anordnungen. Er telegraphierte.

Erst jetzt fühlte er restlose Freiheit.

Mit gelbem Raglan – der vom Kragen als faltiger Trichter abfiel – und grauer Reisemütze kletterte er in den Dampfer. Er stellte lächelnd fest, daß jede Beziehung zu Kalender und Uhr gelöst war.

Das Schiff glich übrigens einer länglichen, verzweigten Kasematte, eng

und fest, unglaublich fest, die Treppe gerippig steil. Aber von den kleinen Plätzen flossen schmale Korridore nach allen Seiten, läuferbelegt, strahlig bis an die winzigen Kammern.

2

Michael wachte durch leise Vibrationen auf. Er dachte flüchtig an ein Erdbeben, bis er den gedrückten Kabinenraum und die Möbelstücke erkannte, die dicht und mit sinnvoller Bescheidenheit gegen die Wände gepreßt waren. Unter der Decke fächerte der Propeller des Ventilators surrende Kreise.

Das Schiff fuhr, sein großes Herz pochte.

Theaterhaft, als säße er in verdunkelter Loge, empfand Michael, wie das Schiff sich aus dem Hafen löste. Der Segelmast, der am Abend scharf, als entnadelte Tanne, vor dem runden Fenster gestanden hatte, war verschwunden und fernes Graublau wie in den Rahmen gespannt. Michael hörte das einzelne Geräusch mit unheimlicher Stärke. Er unterschied das Fauchen der Barkassen. Kurz schlugen viele Glocken an. Die Ketten klirrten langen Grundakkord, den die Schrauben dumpfer und allmählich allein übernahmen.

Michael balgte sich, wie ein Ringkämpfer, mit den Kleidungsstücken, dem Waschwasser und dem engen Raum.

Aber, als er oben stand — und hinter ihm Verschlafene wie Maden aus den Höhlen krochen —, drückte sich der Horizont schon flacher zusammen. Das Land wurde graues Flimmern zwischen Himmel und Meer. Erst das gewöhnte Auge sah aus Feuerdunst schüchterne Linien von Speichern und Kranen und das gittrige Geäst der Docks, das über unfertigen Rumpfen hakte; links und rechts Dünen mit pappelnen Gardisten und melancholischen Windmühlen. Zahllose Schiffe, Segelboote und klumpige Lastschlepper füllten die gewaltige Bucht, bunt und launig, denn der mörderische Lärm war fast verloren. Doch schien es eine Handvoll, vor der großen Freiheit, die nun kam.

Knollige Wolken strichen vorüber, fatten Segeln gleich und, wie Michaels Schiff: tanzend in weicher Ungewißheit. Hörbarer gebärdete sich das Meer, wo Welle sich nur mit Welle mischte und aller Hafen ferner wurde.

Jenseits der letzten Boje hörte das Begräbnistempo auf. Äußerste keuchende Hast stieg aus den Maschinen, durchwuchs das Schiff und wurde zitterndes Teil von jedem Atom; pflügend schleuderte der kolossale Schwimmer die fließenden Schollen auseinander.

Wenn etwas von besorgter Bangigkeit in Michael Raum suchte, so verfiel es rasch vor der Unbekümmertheit, mit der er die Matrosen Luft, Salz, Schwankung begegnen sah.

Meerschwalben bogen noch, feilend, mit rosarot beglänzten Flügeln, über dem Kielsprudel, trugen unter den Achseln den letzten Schatten der Küste und die dumpfe Gewißheit der Erde weiter als die spärlichen Boote der Languſtenfischer. Dieſes Biegen floß weich dahin, ähnlich den Atmungen des Schiffes.

Michael dachte —

— er dachte übrigens ganz Ungewiſſes: was kommen ſollte, was er plante, und an Menſchen; er folgte dem Genuß des Sichbeſinnens ohne Hemmung. Aber wie er dachte, alle Gedanken nahmen eine Beziehung zum Meer, zur Welle, zur Fläche und Unendlichkeit an; und er ſpürte die unerſchütterliche Einförmigkeit, mit der die Zeit geht.

Sehr ſchnell entdeckte er an ſich eine Entkomplizierung und daß er wellenhaft ſpieleriſch auf Oberflächen ſchwamm. Er führte leichte Geſpräche, die verkümmern dürfen, ohne zu Reſultaten zu drängen.

Ihn umgab ein Fließen vager Pſychologie. Der Einzelne ſtellte Diagnoſen und erforſchte den Nachbar mit harmloſer wäſſeriger Ausführlichkeit. Aber weltmänniſch trugen ſich alle, ganz ſonderbar ohne Unbeholfenheit, ſelbſtverſtändlich in Gebärden und mit Freiheit. Es mußte an der Losgelöſtheit liegen. Sie waren vom Salz geſund und mokant. Die Entfernung aus Beruf und Umgebung hatte auch die großen Normen erſchüttert, den Unterſchied zwiſchen Können und Wiſſen nahezu aufgehoben. Indem jeder vortäuſchte, gelaſſen und ohne Schwankung der elementaren Änderung zu begegnen, ja ſie längſt zu kennen, wurde er jedem — nur ſich ſelbſt nicht — ein Ziel der Kritik, und jede Figur auf eine ungewohnte Note ſtiliſiert. Mit gewiſſer Suveränität geboten die Menſchen den gegebenen Verhältniſſen, waren ſie genießeriſch die, für die das Leben geſchah, die Blumen wuchſen, der Elektromotor ſauſte.

Eine Briſe ſchraffierte das zerbeulte Waſſer, daß es im Augenblick flammend wie tauſendſcheibige Glashausfenſter aufflog. Doch trübte ſchilpernd die nächſte den Glanz. Der ewige Wechſel ſchuf tauſend ſchöne Tinten.

Vom Liegeſtuhl her, unter grüner Decke, verfolgte Michael die ſtupide Spieluhr, die über die Promenade drehte.

Aus windplatternden Havelocks wurde vom Tode geſprochen. Michael ſah Lider wehrhaft herabgeſtrichen, Lider, für die Meer und Sonne nicht da waren. „Groß, wunderbar, aber fürchterlich. . .“ Der Wind bepfiff den komiſchen Ernſt.

Schleier wehten um Pfirſichbäckchen. Mit ſprödem Schritt wandelte die paragraphiſche Gebundenheit eines Beamten. Etwas, ein Menſch, der ſachlich und ſauber ſprach, nur leiſe, als fürchtete er, zu verſchwenden: „. . . Wo bleibt die Luft und der Raum im Gedicht . . .?“

Jan kam. Jan spie den Priem über den Reling. Er fand es hübsch, aufzupassen, in welche Welle der Priem pfiffe. Und wenn er in eine Schaumflocke fiel, freute sich Jan und wanderte das Promenadendeck entlang, bis der braune Spritzer verschwunden war.

Michael überhörte Jans Geschwätz; und Jan fiel in den hölzernen Liegestuhl, streckte die Beine stockig in den Gang.

Weiter drehte die Mühle. Die Menschen begegneten sich, strömten zusammen, wie Töne einer Musik, die im Akkord gepaart sind, und flossen auseinander, gaben lange choreographische Bänder.

Der Koloß hüstelte, hob die schleifende Kamelhaut. Einer, in Breaches und überkreuzt mit knallgelben Lederriemen von Kamera und Krimstecher, zog den Hals aus der Kragenenge. „Oh" – sagte er, und da war man wieder beim Tode – „fürchten? Nein! Ich bitte –". Er blieb stehen – „seine Feigheit hassen, vielleicht!, weil er hinterrücks – Genick packt. Übrigens –", er knallte die Hacken aneinander, „von Baumeister!" Der andere glomm in bürgerlicher Scham. „– – ja, – nicht, weil er mich körperlich auslöscht, mitten durchstreicht, aber weil er mir verbietet, noch ich zu sein. . ."

Michael sah einen jungen Mann, der das kecke dünnbeinige Gestühl der Kommandobrücke mit Bewunderung maß; er bewegte sich nicht unter der kreisenden Menagerie, für ihn gab es nur nautische Begriffe und den Riesenapparat. Er ersetzte durch sich Kapitän und Steuermann, ließ das Schiff mit dreißig Knoten Geschwindigkeit durch die Wassersteppe fliegen. Raste um die Erde, zu allen Völkern, zu allen Träumen. War Chef des größten Lloyd. Regierte den Handelstrust der Welt. Er war – er, die Persönlichkeit, sein Auge helle Kühnheit, sein Wappen eine Ankerschlipsnadel.

Michael erkannte sich selbst. Als Bub hatte er zuerst im Lift den Speicher des Vaters befahren. Bei jedem Knistern der elektrischen Kontakte war das Thermometer seiner Phantasie um Grade ins Größenfieber geschnellt. Im Dachgeschoß stand er als Krösus über tausend Spezereien und Kolonialwaren, die in fünf Stockwerken unter seinen Füßen lagerten. Später fand er, daß das Knistern der Kontakte mit den Widerständen der Lehrzeit vergleichbar wäre. Aber er wußte noch immer um den geschwellten Stolz, den die Vortäuschung, gefeiert zu sein, weckt.

Das Land lag sehr weit zurück, ohnmächtig gebunden, ein unscheinbarer Strand, wie schlichte Wälle von Forts mit winzigen Andeutungen menschlicher Siedelungen. Da sank nebliger Regen. Eine Wolke blätterte langsam ab, sehr tief über dem Wasser und fast lautlos. Die See, die ziemlich ruhig war, überzog sich mit einer graubetüpfelten Haut. Der Aussatz wurde dichter. Vorhänge schlossen den Himmel. Es strömte, klatschte, hieb auf die Decks. Der Wind schlug Regenschwaden gegen die Planken.

Die Seeleute krochen ins Ölzeug, wurden zu Puppen, bei denen alle Bewegungen groß und ungefüg waren.

Zellenhaft wirkte das geschlossene Schiff.

Das Herz? Das Herz wurde rebellisch vom Meer.

3

Das Schiff flog an Bergen vorbei, die malachitgrün waren, und an Tälern, in denen bläuliche Schatten schwammen. Es flog durch unendliche Äcker, die es wühlend zerschnitt. Wenn die Sonne kam, bluteten die überfließenden Hänge; wenn sie ging, war es wie feuriger, weinsatter Herbst. In den Nächten stürzten Sterne mit seliger Unbekümmertheit ins Meer. Die Wasser wurden goldene Litzen, die zerrissen oder in bewegliche Wolfsgruben fielen. So war die See und endlos.

A-Ta servierte Tee, in einer Schnürenjacke aus schwarzer Seide. Als Michael den schmalen, bretthaft hochgezogenen Rücken sah, dachte er an Rickschageschichten in Schanghai. Ein Chinesenrücken ist eine unermüdliche Sache, an der sich das flüchtige Verlangen reibt, bei bunten Seidepapierlaternen zwischen Teehäusern zu fahren. Zuckelnd mußte der Buckel durch die Gassen springen!, quer in steilen Städten, in denen Hafenruch die Luft säuert; über die runde Brücke aus Jade, zum Pavillon in weißem Porzellan. . .

A-Ta! Er pfiff wie Kusch!

Michael saß auf dem Geländer. Seine Füße schlugen, mechanische Hämmer, unter Takt gegen die Eisenstäbe.

Der Doktor Rhode, ein israelitischer Erzvater mit silbrigen Bartzotteln und einer prophetisch getragenen Stimme sagte zu ihm:

„. . . oder haben Sie ein Abenteuer erlebt? Es kommt, enträtselt sich programmäßig, ohne Romantik. Man erlebt Geographiebücher, Photographien; man riecht Meer, Wüste, Stadt, und was man wiedererzählt, ist ein Stück der Farbe und des Tons. Außergewöhnliches geschieht zeugenlos. Nur Individualität schützt die Einzelnen vor der Schablone des Erlebnisses."

Michael erwiderte — und er sprach sehr langsam:

„Das Beste liegt in den Träumen und traumhaften Vorstellungen. Ich denke mir die Wolga blaß, mit kummervollem Murmeln, den Kreml wie ein Gebirge goldener und runder Gipfelchen — aus irgendeinem Bild oder Bericht der Kinderjahre. Die Vorstellung ist mit mir gewachsen, ist reicher und farbiger geworden mit meinem inneren Vorwärtsschreiten, immer aber als großes schönes Kinderwunder. Die Gegenüberstellung der Wahrheit würde mir wehtun. Ich gehe auch nicht nach Rußland, ich behalte das Geheimnis der schönen Ahnung. Mein Vater empfand genau

so. Unsere Familie hat immer solche Geheimnisse gehabt; es ist hübsch, sie zu haben. Sie lassen sich nicht verkaufen noch stehlen."

Der Doktor Rhode zog sein wächsernes Gesicht gummihaft lang. Die Säckchen unter den Augen strammten sich.

„Man bekommt einen Geruch von Rasse, wenn man ein Erbgeheimnis an Gefühl hat." Und nach einer Pause: „Warum reisen Sie?"

Michael sah aufs Meer, ehe er antwortete.

„Vielleicht suche ich etwas Unmögliches. Aber es tut mir weh, meine Umgebung immer nur als Bild, die Landschaft nur als Eindruck zu empfinden — soweit ich gehe — und nicht an das Innere der Dinge heranzukommen. Daß ich das Verlangen habe, in ihnen zu sein und die Welt als wesenvolle Einheit zu empfinden, sagt mir, daß ich, der Mensch, an irgendeiner Wurzel mit allen Dingen verwachsen bin."

„Sie meinen, die großen Ströme von Indien werden Sie der Lösung näher tragen?"

„Ich meine nur, daß der plötzliche Blick auf unerwartete Bilder mir einzelne Bindeglieder offenbart. Ich verliere zu Hause den Himmel und sehe keine Wolken mehr. Ich vergesse über dem ständigen Eindruck die natürlichen Farben von Bergen und Flüssen."

„Aber Ihre Stadt gibt Ihnen aus den Reibungen der Erwerbe und Nationen Fäden der großen Verbindungen und Verschlingungen."

„Nur die ewigen Perspektiven, unter denen der Wilde lebt, ein von den Brocken der Fabrikschlote ungemischter Himmel und die Wälder, in denen Urwild äst, haben das einzige Rationale, wofür ein Sein wert ist. In ihnen liegen auch jene Wurzeln verknüpft, die ich suche."

Rhode lächelte.

„Sie verlangen tatsächlich eine Quadratur des Kreises."

„Ja," sagte Michael plötzlich und spröde, ohne vom Rauch der Pfeife wegzusehen. „Aber Unmöglichkeiten sind immer schön, und dann schließlich doch Abenteuer. Ich sehe Ahnungen jener Perspektiven in jedem Baum, der anders gewachsen ist als der Birnbaum meines Knabengartens; ich fühle Ewigkeit aus den flügeldrehenden Mühlen, aus gurgelnden Wasserläufen, an Enten, die die Schnäbel senken ... Ich habe, absichtlich, kein geschlossenes Bild vom malaiischen Gletscher. Doch wird mein Sehen Lächeln zu unbekannter kosmischer Vergangenheit sein, die mir ihre Zeugen darstellt."

Und Rhode:

„Dann wäre Reisen Sammeln von Beweisstücken."

„Aber in Beweisstücken liegen Mythos, Geschichte, Abenteuer, Logik. Ich genieße die Variationen der Natur in deren Ursprünglichkeit; Katheder-lehre füllt sich mit Saft. In der Skala aller Farben, die ich entdecke,

aller Töne, die ich erhöre, aller Formen, die ich ergründe, taste ich immer nach Erkenntnis der Zusammenhänge."

„Sie weichen vor sich und Ihrer gegebenen Welt aus."

„Aber vielleicht – vielmehr gewiß – finde ich eine Welt, in der ich Ursachen und Beziehungen, nicht nur meines Körperlichen, auch meiner Seele, zu den elementaren Formen der Natur, zu Berg, Wasser, Wüste, mir erklären kann."

Doktor Rhode zwirbelte den Bart.

„Sie vergessen," sagte er, „daß dieses Ferment sehr lange geläufig ist. Diotima – Sie wissen! – lehrte den Sokrates, daß, um das höchste Gut zu erreichen, niemand einen besseren Führer als Eros wählen könne."

Er zog eine zerpflückte Taschenausgabe. Blätternd fand er dies: „. . . So scheint mir Eros selbst das Beste aller Wesen und allen Wesen die Ursache alles Guten und Schönen zu sein. Mir fallen da noch zwei Verse ein. Eros ist es, der da bringt:

Friede den Menschen, die Stille dem Meer und den Stürmen,
Allen, die bekümmert, das Lager und den Schlaf.

So nimmt uns denn Eros alles Fremde und gibt uns alles Eigene wieder, wo wir uns alle finden, dorthin führt Eros die Wege, er ist der Herold und führt die Festzüge und Chöre und uns, so wir zu den Opfern schreiten. Eros reißt alles Wilde aus und macht uns sanft; er schenkt uns den guten Willen und raubt den Herzen allen Streit."

Dann las er diese Stelle:

„. . . Daß aber Eros in jeder Begierde, in allem Sehnen herrscht und im Tier, in der Pflanze, in der ganzen Natur lebt, das glaube ich gerade in der Heilkunst, in meiner Kunst (und es ist Eryximachos, der Arzt, der spricht) erfahren zu haben. Groß und wie ein Wunder reicht dort in alles Göttliche und Menschliche dieser Gott . . ."

– – Der tiefe Gewölkkragen färbte sich granatrot. Die Sonne fiel heraus wie aus einem löcherigen Sack.

Plato, dachte Michael nur, es ist seltsam, daß ich ihn nie gefühlt und immer nur gelesen habe. Muß ich deshalb reisen? Im übrigen wußte er nichts mehr von Doktor Rhode. Er folgte Eros, dem großen Gott. An sein Gefühl hatte noch keine Frauenhand gerührt. Es fiel ihm schreckhaft schwer ein, und mit einer Angst, weil er sechsunddreißig Jahre alt war.

Manche können ganz Gefühl sein. Im Augenblick des Denkens an innerlichstes Gefühl zeigen sie das Aussehen von völlig Gefühllosen. Wenige erkennen das Paradoxe an ihnen.

Der Doktor Rhode glaubte, Michael denke den Gedanken des ewigen Fermentes. Er setzte den wackeligen Hornklemmer auf, um die flatternden

Teile eines Zigarrendeckblatts lösen zu können. Er wußte immer eine konventionelle Volte, fürchtete er andere zu stören.

Als Michael aufsah, fand er die schwere Sonne am Wasserrand, wie seine Väter das Rot der Ackerbrände; und er legte die Hände übers Auge, gerundet, dämpfend.

Der Abend wurde still und fromm. Später kamen silberne Kerzen am ganzen Himmel auf.

4

Wehen der Ewigkeit schüttelten das Meer; Wehen, die noch aus dem Urdunkel der Schöpfung stöhnen und in den Fall der erkaltenden Erde rufen werden.

Durch milchige Nebel rollte das Siebengestirn, Milliarden Meilen, Sturm kam.

Michael wollte ruhen. Die Treppe hinuntersteigend hörte er Klavierspiel aus dem Saal. Feiner war das Echo über dem Gang. Er sah auf, als könne er Steigen und Fallen der Kadenzen im Echo fangen.

Unsichere Konturen einer weißen Gestalt bewegten sich bläßlich. Als Licht aus einer Kabinentür fiel und breiter wurde, stand sie aufstrahlend da, ein Frauenkopf wurde von kupferrotem Haar schwer in den Nacken gezogen. Sie hob die Arme gleichmäßig gegen die Coiffure, daß sie den Henkeln einer Amphora glichen. Andere, die kamen, verdeckten den Blick.

Seitdem verband Michael das Wunder des weiblichen Bildes mit der Musik — eine sinnliche Gleichung, die ihn weiter weckte. Er lag bis in den Morgen zwischen Gedanken und heiligstem Gefühl. Er sah von der Koje aus die graue, schaumlose Wand neben der Luke gleichmäßig schräg aufsteigen und gleichmäßig fallen. Es war immer dasselbe, und er konnte die Sekunden zählen. Tränend überwischte die Welle das Glas. Michael, in dem sich Frühlingsbilder wunderlich stießen, fühlte das Heranwälzen wie versuchte Einengung. Diese Unermüdlichkeit war trostlos und benahm ihm den Atem.

Er wandte sich weg.

5

Man wußte es: sie hieße Esther Finn.

Eine Dänin?

Er glaube.

Ihr Haar sah aus, als ob es brenne.

Aber ihr Lächeln sei verzerrt.

„Sie will nicht lächeln," sagte Michael ernst, und schneller: „Es ist irgendein Schmerz, den sie maskiert; so gibt das Schneiden der Linien ein scheinbares Lächeln. Übrigens: es ist etwas wie von skandinavischen

Winden in ihrem Gesicht, etwas Zurückgestrichenes, das fest geworden ist. Die Sinne sind sichtbar spürend nach vorn gestellt wie bei primitiven Menschen. Ich möchte sie nachts auf einem Schimmel über Dünen reiten sehen, amazonenhaft, eine flatternde Brunst ohne Bewußtsein, unter Regenwolken und dem Kreischen der Lüfte."

„Aber, immer Weib —"

„Sie ist von der Struktur, die die gemeinsame Zelle männlichen und weiblichen Ursprungs wachhält."

Jan griente. „Sie wird heulen können."

„Sie ist zu herb für billige Waffen."

„Sie kann nicht anders sein wollen als andere Frauen. Sie wäre kein Weib."

Sie vergaßen Esther Finn und sprachen vom Weib an sich. Michael übertrug die Theorie der Liebe, die ihm der Doktor Rhode gegeben hatte, auf die Frau — wie sie fermental sei (Jan schlug zurück: da habe sie nichts vor der Verdauung voraus), ganz gewiß, sie sei wie die Verdauung ein Stück Nivellierungsarbeit an der Menschheit, vollziehe, auf- und abbauend, den Kreislauf ihrer Materie, löse bestimmte Reaktionen aus und sei fähig, den Prozeß der Regeneration zu beginnen . . .

Da glitt eine Wolke vor ihnen hin, Meerwind im bläulichen Schleier, Esther Finn.

Michael behielt einen kupfernen Schein vor den Augen. Jan wollte schnoddrige Bemerkungen machen; doch wurde ihm wie einem Schulbuben, der Gewissen spürt. Er klopfte die Pfeife an der Reling aus und ging.

„Jan!"

Nein, Jan ging und warf mit Mynheer Bilderdyk Shaffleboard.

Bilderdyk pfiff durch die Zähne und kreischte papageienhaft, wenn sein Diskus ein hohes Karree traf — und trat aufgeplustert hinter die Wurfgrenze.

Aber bald kam Sturm. Bilderdyk fragte immer, woher und warum der Sturm käme. Er schätzte Erregungen nicht. Wenn er nach Java fuhr, geschah es, um Kaffeesäcke zu zählen und Gold aus der malaiischen Zitrone zu pressen, aber nicht um Erregungen durchzukosten, er, Holländer, der er war.

Er flegelte sich in der robusten Überzeugung seiner Fülle auf Deck herum, bis die See ihn vollgeiferte. Endlich, weil niemand Antwort gab, verschwand er mit kreiselnden Schößen im Trichter der Treppen. Und schmiß die Kabinentür hinter sich zu.

6

Der Sturm plünderte die Decks, wehte die Menschen hinter die Türen. Seine dünnen Stimmen röhrten über Fugen. Nun schwammen die Menschen in den Gängen nichtstuend durcheinander.

Michael wollte ein Buch im Salon holen. Die Schiffsbibliothek füllte zwei sehr schmächtige Vitrinen mit gleichmäßig hohen und dünnen Bändchen, sedimentär gelagerten Schichten in Gold, Rot, Blau; Nelsonromane, Tauchnitzeditions und ein staubsaugendes, anspruchsvolles Konversationslexikon.

Der Steward kümmerte sich nicht um Michael: Esther Finn war da. Sie stand gegen den Flügel, daß die schwarze Ebenholzkante scharf an ihren Schenkel drückte. Stehend hielt sie die Füße dennoch überkreuz, und eine nachdenkliche Lässigkeit stieg durch den Leib zum Hals. Ihre Hände faßten kaum nach den Büchern des Stewards. Der witterte, daß hier Bedientsein unterste Gewohnheit war. Er machte einen verhaltenen Bückling bei jedem Buch, das er empfahl.

„The Octopus, ein wundervolles Buch, Miß!" Er sagte Miß, er sprach überhaupt Englisch mit amerikanischem Streifen, als sei es selbstverständlich, daß ihre Schlankheit aus den Vereinigten Staaten käme. Er schlürfte mit den Mundwinkeln.

„Ein ganz starkes Buch," — er zog die Brauen hoch, — „unendlich stark, geradezu biblisch und eine Offenbarung der Macht."

Dieser Steward verwaltete abends von einhalb neun bis zwölf Uhr die Bar. Dank Erkenntnis menschlicher Temperamente, gewonnen zwischen Flip und Coctail, war er auf Nietzsche verfallen. Von den Achseln Zarathustras aus verachtete er das Schwache.

„Oder The Pit?"

Mit pastoraler Würde nahm er den kleinen fleckigen Band zwischen alle Finger und senkte, was er für einen Schatz hielt, auf Esther Finns hirschlederne Handschuhe.

Sie blätterte kühl.

Michael stieß es, saftige Indianergeschichten zu fordern; doch fiel ihm kein Titel ein. Es war endlos her.

„Geben Sie —"

Der Steward flaggte das strafende Gesicht eines Gestörten.

Esther Finn legte das Buch zurück.

Machte der Steward beleidigte Miene.

Sie sah, an Michaels Profil vorbei, suchend über die Regale. Michael spürte den Blick sehr dicht, aber er vermied es, ihm zu begegnen, bis er wußte, daß dieser Blick festsaß ... Sie betrachtete die sehr nackte, kleine Dame, die, zwischen etlichen Barockgittern, an die Decke gemalt war — mit weißem, geräumigem Lockentoupet und einem schwarzen Pflästerchen, scherzhaft unter die rechte Brust gesetzt; als mittelster Punkt stach das Pflästerchen aus dem ovalen orangeroten Plafond. So, in der Verkürzung des betrachtenden Gesichts, konnte Michael die Linierung verfolgen.

Den Blick hatte seine Mutter gehabt: gleich suchend aus schmalen, weichen Rundungen, und voll ungelöstem Nebeneinander von Schwermut und Wunsch, gleich mutlos im Lächeln. Seine Mutter hatte Leidenschaften gehabt, aber sein Vater war Phlegmatiker gewesen. War ähnliches hier, so konnte das Lächeln nicht echt sein, nur der Schleier einer Furcht: eine Erfüllung werde sich versagen.

Sie suchte wieder; endlich wies sie auf einen schlanken Buchrücken. Das wollte sie haben.

Michael, ihm zunächst, zog es heraus.

„Ships that pass in the night —"

Schon ärgerte er sich über seine Kommisbeflissenheit.

Der Steward schwieg; er litt phthisische Bücher nicht; sie seien wie Frosch-in-der-Hand, klitschig von Trennungstränen und Gedankenstrichen . . . Und schrieb Esther Finn in das Leihjournal.

Aber sie hatte Michael gedankt, flüchtig ihren Blick auf seine weißen Hände gelegt; ihm war es zugeflogen wie körperliche Berührung.

Als sie gegangen war — Michael hörte noch eine kleine Weile das schwache Knistern des Taftkleides aus dem Korridor — behandelte der Steward ihn sehr nebenbei, als stünde er in der Bar, ein billiges „Blutgeschwür" zu mischen.

7

Michael fieberte nach Esther Finn. Das Fieber kam mit dem Schauer einer süßen Freude, doch verdunkelte es seine Überlegungen; er wußte nichts aus sich zu formen und trieb im Strom der widerstrebendsten Wallungen.

„. . . Ich erwachte von meinen Büchern," schrieb er an Karl Groening. „Ich sehe eine Frau, und ich sehe sie anders, als ich früher Frauen sah. Ich weiß nicht, warum ich sie so sehe. Ich könnte mir denken, daß die seltsame Frau — denn sie hat Augen von tödlicher Tiefe — ein gewisses Glück für mich in ihren Fingern trägt. Vielleicht. Doch kann es sein, daß ich Mitleid mit ihren Augen habe; denn da ist etwas zerrissen — oder es will etwas zerreißen; nur eine weiche Helle, wie vom Morgenstern, bedeckt den Kummer . . ."

8

Einmal sah er Esther Finn auf dem Taustapel sitzen. Ihr Haar war ein goldener sphärischer Ball in der Abendröte. Sie las nicht, hatte aber den Finger noch im Buch.

Flinker Wind scheuchte den Himmel rein; das Wasser schwamm voller Indigo. Es war ein ganz wundervoller Abend mit frühen Sternen.

Michael überschlug, ob er Worte wagen sollte. Doch kam sie ihm zuvor.

„Die Sterne haben, einzeln, etwas frostig Fremdes, so weit fort sind sie. Hier, wo nichts ist als das Wasser und die Sterne, wirkt die Entfernung verzweifelt."

„Ja," sagte er mit plötzlich befreiter Stimme, „aber Einsamkeiten sind immer schön."

„Vielleicht die wirklichen Einsamkeiten." Und sie lächelte ein echtes, müdes Lächeln. „Können wir überhaupt allein sein?"

Er glaubte, es sei eine rhetorische Frage und wollte abschweifen. Aber sie fuhr fort:

„Oft, wenn wir sternlos fahren, habe ich das Gefühl, einem anderen Leben besonders nahe zu sein."

Michael strich langsam über die Tauschlinge. Er freute sich still.

„Es ist auch nicht nur da," meinte er, „was sichtbar wird, und mehr als strömendes Überstürzen des Wassers und als Farbenwechsel unter dem Himmel. Unendliches gedeiht in der gläsernen Schwere der Gründe, wovon wir nur mystische Vorstellung denken können."

Sie sah ihn an.

„Unendliches, das in unbewußter Korrespondenz mit uns steht?"

„Lebendiges, das — wie alles Lebendige — uns verwandt ist."

„Konnten Sie Spuren verfolgen?"

„Mein Wissen beschränkt sich auf bühnenhafte Ausschnitte aus den Aquarien. Aber hier über dem Wasser, nahe der ungebändigten Freiheit, kommt mir die Ahnung, daß die Meertiere leben und nicht vegetieren, daß sie wachsen und — wenn auch auf anderer Skala — Werte sind."

„Es ist alles wie die Sterne, kühl und fern."

„Nicht so sehr fern, obwohl sie die Formen urzeitlicher Epochen tragen, gallertige, scheinbar faule, dumme Schmarotzer, tierische Fratzen, fossile, aufgeblasene fleischfarbene Riesenleiber. Wenn sie sich erheben, steigen sie aus Schaumkränzen silberner Infusorien und tausendarmiger wehender Quastentiere, die sich mit der federnden Gelöstheit einer Ballerina fallen lassen und im weichen Sturz Schuppen und Flossen höllischer Butte streichen."

Sie bog sich zurück, daß er meinte, es müsse sie schmerzen. Sterbendes Licht vom Tag schwamm in ihre Iris. Das Haar flammte.

„Und weiter —?"

„Oh, es ist nur Gedachtes, Gefolgertes. Das Wirkliche, die Umstände, das Bild, das Leuchten — dafür fehlt uns die submarine Optik. Schiffe, die in Zyklonen scheitern, fallen als dunkle Rümpfe gelassen in die Stille, die nichts von Winden weiß. Der Sturm löst nur die obersten Schichten unter großen Takten, daß es scheint: das Meer atmet . . . und der kolossale Atem zerrinnt in graziöse Flocken."

Er besann sich, lächelnd über seine redende Freude.

„Hier zu wissen, würde uns helfen, das Bild der großen ewigen Zusammenhänge zu runden."

„Sie suchen das?"

„Es ist schön vorzustellen, daß wir Menschen Gemeinsamkeit haben mit einem Nirwana, wo Stummheit Natur, Tasten Alles ist und der Mikrokosmos nervöseste Vollendung empfängt. Zu denken, daß eine Berührung segelnde Körper herumwirft, die steigen und fallen wie Puppen an Drähten, daß aber auch Triebe in den überkrusteten Leibern drängen, wie sie uns beherrschen."

Und weitersprechend bedachte er, daß wir an den wässerig geschwollenen Gliedern dieser Tiere vielleicht nur das Element nicht verstehen: er veranschaulichte Esther Finn die ungezählten dünnfädigen Äste von Tastern, die sich um Leiber kreuzen, die menschenhaft greifen, schwebende Wurzeln scheinen und einer Fühlmechanik von unheimlicher Zartheit gehorchen; und im Gewöll moosiger Algen die Korallenbäume, an denen blaßrosae Krabben emporschaukeln, mit einem Gerank von Beinen und Fühlern wie Weberknechte — Vegetierendes mit Zellenbau und Fruchtbildung und der großen Ahnungslosigkeit der Welt.

Er machte eine Pause. Dann sagte er rasch:

„Es muß eine wundervolle Erkenntnis sein, plötzlich die große Synthese zwischen Tier und Mensch vollziehen zu können, plötzlich das Siegel zu brechen: dies ist die Materie, aus der die Welt wuchs, dies das Element, das sie lebensfähig machte . . . hier hat kürzlich einer gesagt, das große Ferment der Welt sei längst gefunden."

Esther Finn sah mit flimmernden Lidern, unsicher, auf.

„Es sei gefunden; glauben Sie, daß die Liebe eine Welt lebensfähig machen kann?" Sie zuckte, doch unmerklich. Als sie, fortblickend, das Meer fand, lächelte sie in den ununterbrochenen Horizont und sagte nur: „O ja!"

Aber sie riß es hart aus sich heraus. Menschen kamen vorüber, Verdauungsgänger wie Amokläufer.

Er mochte nicht mehr reden.

Die Planen der Reling schwangen wie Blätter von den Riesenfarren des Urwalds. Der Mond kam und warf die Wanten in geometrisch scharfer Schattenstickerei über das Vorderdeck.

9

Das Schiff fuhr an einer Steilküste hin, die grün, blau und braun wechselte. Aber gegen Mittag verschwanden die Grate ganz plötzlich. Und das Meer verschwand bis auf einen runden ölruhigen Teichrest. Wo

Wellen trieben, trieben sie quallenartig mit der Dünung. Nach Minuten stoppten die Maschinen. Matrosenkraft wand die Ankerkette los, deren eiserne Glieder sprudelhaft vom Spill stürzten. Der Signalmaat klöppelte hart und hart den Ton aus der Glocke. Ein Schiffsjunge brachte das Bleilot. Es fiel längs der Außenwand; doch waren die Nebeldämpfe schon so dicht, daß unsichtbar blieb, wo es ins Wasser einbrach. Man hörte nur kurzes, helles Klatschen.

Michael suchte Esther Finn. Er hatte ein Bedürfnis zu reden, gerade mit Esther Finn zu reden.

Alle Passagiere schienen übrigens das Bedürfnis nach eindrücklicher Diskussion zu haben; als wollten sie peinlicher Beklemmung ausweichen. Keiner mochte das wahrhaben; aber es kam ihnen zum erstenmal zu Bewußtsein, daß sie ausschließlich aufeinander angewiesen waren. Der Nebel schloß unerbittlich zusammen. Sie standen wie entwinterte Salonjünglinge.

Auch über Esther Finn wurde gesprochen; über ihre Gestalt, was lüstern und ungefähr klang. (Die Begierde nach dem fleischernen Apfel des Paradieses bleibt ewig.) Herr von Baumeister hatte sehr weitgehende nackte Gedanken.

„Der Wuchs — stellen Sie sich vor — circisch — wundervoll! Unerhört, wie der Körper im Becken federt —"

Er ließ die Finger in den Gelenken knacken. Herr von Baumeister pflegte künstlerische Beschreibung für laszive Gedanken.

„Warum spielt die Musik nicht?" fragte Doktor Rhode. „Der erste Trommelwirbel peitscht die Angste aus den Kragenröhren."

Michael fand Esther Finn nicht, so sehr er sich unter Menschen mischte. Schließlich setzte er sich auf einen Hebebaum, der, mit niedergebogenem Knie, an das Deck gebunden war und weder etwas von seiner instinktischen Mechanik noch von seiner skorpionenhaften Unheimlichkeit verriet.

10

Sie kam zwei Tage nicht in den Speisesaal. Der Steward gab sich keine Mühe mehr um ihren Platz. Michael wurde unruhig: denn die See war glatt und klar.

Jan bemäkelte die Speisenkarte. Der Chateaubriand entsprach nicht seiner Stimmung. Michael empfahl ihm Kalbsmilch.

Auf grauen goldverschnürten Pilastern, mit sehr häßlichen Medaillons, saß die Musikantenloge, weiß, unter gerafften karminroten Portieren und wie eine feindliche Festung thronend. In schmetternden Augenblicken strahlten die Trompeten hinter den Blumen. Das bleiche, flächigsteife Gobelingesicht des Dirigenten sah Michael immer, oft den schrägaufsteigenden Taktstock und, wenn er sich weit zurückbog, auch die gepuderte Linke auf dem Notenpult. Der graue Schopf zitterte beständig.

„Bratenmusik," knurrte Jan und schnüffelte einer schäbigen Lust voll zum Büfett.

Sie spielten die Nationalhymne. Alle standen auf, auch die Musiker. Kerzen blitzten auf den braunen Geigendecken. Im Marschtakt stach der Schwarm der Bögen über die Blumen hinaus. Die blaue Woge der Fräcke schwang leise mit. Und flink tanzten die Kuppelbällchen der Schläger, weiß, rund, über dem kupfernen Kessel. Der Effekt platzte mit salongemäßem Paukenschlag. Esther Finn trat ein.

Madame Samain ließ die Lorgnette hochschnellen und drehte den Kopf, wie eine Wetterfahne im Zephir, über die gewaltige Busenrundung. (In einer kleingliedrigen Kette saßen sechs erbsengroße Brillanten, deren kalte Strahlen bei jeder Bewegung Madames aufschossen.) Sie meinte: Goldkäferschuhe seien von gestern.

Michael ließ keinen Blick von Esther. Sein Sehen war hell angezündet, so hell, daß man vom Auge, wie von einem Manometer, die Stärke der Leidenschaft ablesen konnte ... Als sie sich setzte, grüßte er mit verlegener Verbeugung.

„Bratenmusik," repetierte Jan.

„Warum?" fragte Michael. „Sie ist gut, fast hat sie etwas Meerhaftes, chaotisch und mild."

„Was kein Vorzug ist. Meerhaft erscheint alles, wenn man es daraufhin prüft. Oder gibt es etwas, das dem Meer unvergleichbar wäre? Alle Bewegung, Ruhe, Farbe, Leidenschaft, Liebe, Öde. Wissen Sie Eins?"

„Kleptomanie," fuhr Michael heraus, interesselos für Jan. Er hätte „Elektrolyse" oder „Viehzucht" sagen können.

„Hören Sie —!" Jan spießte die Vokabel von der Kleptomanie auf seine Gesprächsgabel ...

Um den einzelnen Geigenton war alles leer. Arpeggien spielten leise mit ihm wie Springbrunnenstrahlen mit kleinen Zelluloidkugeln. Das Plätschern fiel in den Teich von Cello, Tuba, Trommel.

Der Meister bohrte beschwörend den Taktstock in die Luft. Langsam stieg die linke Hand, flach — dann enger sich zur Faust krümmend. Die Rechte umkrampfte den Stab. Dicht nebeneinander lagen jetzt die Fäuste, von den dünnen Manschettenstreifen unterstrichen, und schoben förmlich den Grundton in die Ekstase der Instrumente. Die Geigen peitschten Flageolett. Töne stürzten los, brachen ineinander. Wenige blieben. Schließlich wieder der eine. Und die Fäuste schienen ihn ganz nach oben, grashell, mächtig, schwer über das blauröckige Orchester hinaus zu tragen, den dünnen, hellen Ton.

... Aber im letzten Augenblick setzte der Primas die Sordine an den Steg, und der feine Ton zerstieß sich am Tellerlärmen.

Michael hob das Glas mit feuergelbem Madeira.

Esther Finn legte die weißen Glacés zur Seite.

Esther Finn nahm die Vase vom Tisch hoch, violette Nelken; ihr Lächeln verschwand dahinter. Über ihrem metallischen Haar erschien rund und fest der goldene Stabrahmen eines Stillebens. Ein Spiegel, der im spitzen Winkel zwischen Esther Finn und Michael lang in die Wand gelassen war, zeigte ihm auch ihr linkes Profil mit heller Genauigkeit.

„Sie wollten die Synthese von Meer und Kleptomanie ziehen," bemerkte Michael gefällig.

„Die Spargelspitzen haben zu wenig Sahne bekommen," sagte Jan ... „Übrigens zweifeln Sie, daß Kleptomanie eine letzte Spur des Allgemeingefühls ist?"

Aber Michael wollte nicht anbeißen, so sehr der Köder auf ihn geeicht war.

Der Speisesaal hatte eine andere Farbe bekommen, oder es schien, als hätte er sie bekommen. Aus den Zentren der Tische rauschten die Gespräche um eine Note gleichmäßiger. Esther Finn hatte kupfernes Haar. Töne besonderer Wärme waren da.

Mynheer Bilderdyk, der beinahe unter den Tisch gerutscht war, schob sich wieder empor. In einem Anfall von Eitelkeit schabte er an gelben Soßenflecken auf seiner Weste.

Der Saal war ganz Esther Finn, wie ein Raum ganz Wesen sein kann, wenn darin eine Frau schön ist.

Die cholerische Gebärde wurde sehr beherrscht. Ein feines und diskretes Lächeln besiegte die Breite gefrorener Stupidität. Alle Augen waren unbeschreiblich groß, und die Lider gingen schwer. Ein kürzerer Atem spannte die Lippen.

Frauen vermögen so viel, wenn sie nur da sind.

Über Esther Finns blaues Crepe-de-Chine-Kleid zog sich eine Spitzenranke; sie war unauffallend angesetzt, leuchtete aber ganz weiß im Saal, als sei nur ihr barocker Schnörkel da, den man sehen mußte wie die schönen Haare und Hände.

Die glattrasierten Stewarde strichen wie lautloses Fließen durch die Saalstraßen — in fast abgezirkelt gleichmäßiger Höhe silberne Platten tragend mit bunten Bergen von tranchiertem Braten, von Gemüsen und Früchten. Beim Halt knickten sie mit einer runden Bewegung in den Hüften gegen die Damastinseln.

Die großen Leuchter gaben Licht und man merkte, daß es hatte dunkel werden wollen.

Der Doktor Rhode betonte: sie sei ein Mensch, der um den Tod wisse; oder wenigstens gliche sie Menschen, die um den Tod wüßten.

Michael zuckte die Achseln.

Rhode wurde lebendiger.

„Ihr Gang ist wie dauerndes Gefühl vom Tode, wie Begleitetsein und beständige Neigung, anzuhalten, umzudrehen; Melancholie vielleicht. Es kann ein exzessiver Kummer sein: oft zieht sie die mittleren Muskelbündel der Stirn und den Muskelkranz der Augen pyramidisch gegeneinander, die Fasern der Mundwinkel fallen schräg aus Punkten, die in den Enden der Mundbasis festzuliegen scheinen."

Michael dachte an Esther Finns Lachen und schwieg. Hastig knackte er Haselnüsse.

„Haben Sie übrigens das Lied gehört?"

Keiner wußte etwas. Rhode lehnte sich überlegen zurück, und er stützte die Hände auf beide Knie, so daß die Finger gewölbt und gespreizt über den Rundungen ritten.

„Sie singt Choräle."

Und seine Stimme sang selbst choralisch und wie mit breiten Schwingen über den anderen.

Jan legte das Obstmesser klirrend auf den Teller. Sein Mund stand faunisch offen wie an den Gipsmarken einer Bühnenverzierung.

„So, Choräle!?"

Esther hob einen Apfel von der Schale.

„Oder so etwas. Ich bin unmusikalisch. Aber es ist moll und getragen."

Madame Samain zuckte nervös mit dem mageren Hals und behauptete weinerlich: es stünden zuviel Fenster geöffnet.

Michael beobachtete Esther Finns Mund. Aber er konnte sich nicht vorstellen, wie er unter Tönen atmen würde. Er dünkte ihm zu schmal, die Randung der Lippen zu schwach.

Die Musik wurde flott.

„Was schließen Sie daraus?" fragte Michael.

„O, nichts Außerordentliches, zeitweise elegische Grundstimmung," entgegnete der Arzt.

Madame Samain netzte umständlich die Finger an der Schale, und sehr geschickt den geschminkten Mund.

„Spielen Sie Bakkarat?" fragte Jan herum.

Michael dachte: ob Madame Samain auch Choräle singt.

Der kupferne Schein flog vorüber: Esther Finn ging. Hastig knüllte er die Serviette hin. Aber sie hatte die geplünderten Stilleben schon passiert, das Flämmchen unter dem Büfettkocher flatterte von ihrem Vorübergehen . . . Michael kam zu spät. Sie blieb auch den ganzen Abend über in ihrer Kabine.

Als er nachts schlaflos lag — denn das Wasser war wach geworden

und stöhnte im Zusammenbrechen wie Vieh, das im Gewitter auf den Triften rast —, suchte er nach Choralmelodien. Keine paßte. Ebensowenig wurde es ihm möglich, an eine singende Esther zu denken. Grübelnd fand er fremde Gesichter, Malwerk aus italienischen Domen und deutsche Goldgrundengel mit offenen Lippen. Doch hatten sie nichts mit Esther Finn zu tun.

II

Der große Sturm hat die Horizonte niedergerungen. Er ist da, frech, trotzig, frevelhaft. Alles Lose ist vom Schiff verschluckt, die Promenade leer, die Takelage gerippig entlaubtes Geäst.

Die Kohlenberge klirren und schreien durch die Bunker, dampfend steigen Staubwolken.

Michael steht bei den Feuermännern, die zwischen den Bränden, von Hitze ausgemergelt, torkeln. Kappen fliegen von Rosten. Aufwehen zischt über die nackten Leiber, Funken zuckern eine immer purpurne Nacht. Sie heizen. Sie heizen. Platzen die Kessel nicht? Sie stopfen die weißen Mäuler. Daß die Kolben nicht zerreißen!? Wahnsinnige Glut wird in den Rumpf gepumpt. Sie heizen letzte Kraft. „Schlag die Roste ein, gib ihnen zu fressen!" Hundertprozentige Kraft! Achtundzwanzig Knoten und Sturm! Rasend!

Alles ist Lohe, Röte. Die Kessel zittern wie angeschossene Elche. Ihre Augen brennen rund, von den Roststäben gestreift, Feuer der Ichthyosaurier. Gefühllos und blaß taumeln die Lämpchen über dem blanken Gestänge. Das Schiff erschüttert von den Maschinenkrämpfen. Regelmäßig bläst die Frische durch den Luftschacht die Hitze aus den Kesseln; regelmäßig speit der Ejektor Asche und Schlacke ins Meer, mit dreißig Atmosphären. Die Welle rast ewige Kreise.

Kohlen! — — —

Die Heizer saufen, ihre Kehlen sind rauhe, trockene Trichter geworden, ihre gefletschten Zähne weiße Striche in Kohlengesichtern.

Kohlen! — — —

Michael kletterte über eiserne Leitern auf. Wie wohlgewaschen die Metallbänder aussahen. Am Pendeln einer losen Leine erkannte er die Intensität der Schwankung. Die Heizer, die Stewarde waren um Nuancen gedrückter. Eine kleine, aber schwarze Wolke Besorgnis lag über allen Brauen. Dem Setzer, der die Menükarte für den kommenden Tag druckte, entglitten im heftigen Stoß die Typen. Über den Korridor — er stand dick voll trockener Wärme — hörte Michael langsame Liedtöne, choralisch süß, doch war jeder einzelne getränkt von wehmütiger Zurückhaltung, die in allen Augenblicken abbrechen möchte.

Michael konnte sich plötzlich eine singende Esther vorstellen.

Schwer drückte er die Tür nach dem Promenadendeck auf. Das Requiem klang ihm noch, als er im Sturm stand. Wellen wuchsen mit erregter Gleichmäßigkeit. Kamen sie, ihn niederzufechten, brüllende Raketen einer Tücke?

Kurz stieg Angst in ihm.

Er war allein. Er war plötzlich so furchtbar allein. Das große Schiff schwamm im Meersturm. Es hatte keine Zugänge, auf denen wer, den er kannte, kommen konnte; und es hatte keine Brücke, über die er in ein Weiterleben fliehen konnte. Das Bühnenspiel, das wie aus einer neuen Dimension geschieht, — es ist immer etwas, das unsere Welt aus kühler Erhabenheit streicht — gleicht diesem Taumeln der Schiffe vor den Rampen der Erdteile . . .

Aber Schritte vom Oberdeck beruhigten ihn; sie kamen von Männern, deren jeder eine Sinnesfunktion für das Schiff versah, Gesicht, Gehör, Gefühl. Und Michael atmete wieder die Ruhe, die andere verantwortlich weiß. In der Kraft dieser Menschen war Überwindung der Seenot. Ihre Ruhe machte sie groß vor ihm.

Tropfen und Schaumfetzen flatterten als dünne Riesensterne um die Lichter. Michael schien es: sie trieben bewußt gegen die Strahlen und fielen kläglich entkräftet.

Der Ozean kam mit einer riesengroßen Bewegung. Es war die Geste des suveränen Gebers, der gibt, ohne zu fragen, ob seine Gabe willkommen ist. Die Bewegung wurde Attacke. Wasserarmeen stürmten aus den gärenden Gräben, oft in sich verblutend, wie zusammengeschossen, hingemordet, ohne einen Klagelaut zu verströmen. Sofort ersetzt von der rasenden Folge unerschöpflicher Reserven.

Heulendes Sturmgebläse fuhr in die Strommassen. Eine Unzahl von Explosionen durchbrach den Boden, ließ ihn immer wieder in sich selbst stürzen. Klänge, animalisches Leben waren ausgelöscht. Es gab hier kein Einzelbewußtsein. Eine grandiose Massenschlacht war im Gang. Haubitzen galten Kinderspielzeug. Der Orkan blies Hörner und Posaunen disharmonisch. Schmetterte Chöre ohne Variationen. Tobte in gewaltigem Kanon. Alles — Konturen von Rahen und Schloten, von Planken und Bug, von Wolken — alles war in Sturmgrauheit geschmolzen, die ungreifbar, aber lastend und wie etwas Volles, Sattes, immer noch Begehrendes überall lag.

Esther Finn sang Choräle, während der Wassersturm vor ihrer Luke schäumte. Sang die Angst aus ihr?

Michael mußte lächeln, obwohl etwas Wundes in ihm brannte: diese große Ungewißheit um Esther Finn.

Um Esther Finn vor der Schwelle seines Herzens.

Er wollte das Ungewisse lösen.

Also schrieb er: er möchte sie sprechen. Die Stewardeß brachte den Bescheid: vor der Nacht.

12

Der Sturm blieb, blieb. Michael schritt aus, hin und her und ließ sich berauschen vom gewaltigen Ausmaß dieser Kräfte.

In der Dunkelheit gewahrte er Esther Finn längs der flatternden Relingstücher streichen. Er rief.

Sie stand an der Treppe zum Achterdeck still.

Matrosen, unter der kleinen Kabinentür, zogen die Harmonika. Bis in die Stirne glänzten sie kupferbraun; dann kam der Strich, über dem tags die Mütze saß. Jetzt unterzeichnete er die menschliche rosae Haut. Der Alkohol hatte die Gesichter aufgekocht; die Augen waren immer blank; Brust und Arme ganz fleischige Muskeln.

„Sie sind wie Brüder gewachsen," bemerkte Esther Finn. „Sie haben alle dieselbe Gestalt, dieselben Schädel, Nasen, Kiefer. Das Salz hat sie aus portugiesischen, deutschen, slowenischen Herkünften zum Typus geformt. Auch Reminiszenzen ihrer ursprünglichen Eigenheiten sind vergessen. Sie sind Matrosen von einheitlichem Gesicht mit fast indianisch kühnen Zügen. Sie gehen den gleichen Gang, sprechen das gleiche Idiom und glauben den gleichen Aberglauben. Ihre Gehirne sind durchweg Behältnisse eines Stroms."

Salzwind pfiff Esther Finn gegen die Augen. Sie wandte sich hart um.

„Wie weit reisen Sie?"

Er sagte, daß es unbestimmt sei.

Sie mischte die Worte mit heimlichem Spott: „Und Sie suchen das Protoplasma?"

„Nein, ich will nur heraus aus der rechenbaren Zeit, ganz unrhythmisch ins Unendliche schweifen; vielleicht im angeborenen Wunsch, die gegebenen Horizonte zu überwinden. Seitdem der Urmensch, ahnungslos vom Raum, vegetierte, hat der Begriff des Geographischen unsere Entwicklung beherrscht."

Sie fing an zu laufen, so rasch sie im Sturm über das Deck laufen konnte. Das Pfeifen tollte stärker. Sie lachte hell auf. Er hörte es schwach, er hielt kaum Schritt.

Er fing verwehte Silben auf:

„Suchen? Schöner Wahnsinn. Packen Sie Ihre Zeit bei den Hörnern. Trinken Sie Ihr Leben aus. Aber suchen Sie nicht! Suchen Sie nicht!"

Die Wolken troffen von Gewitter, brannten aus gelben Säumen.

„Esther!" rief er. Aber sie hörte nicht. Der salzige Sturm knallte gegen die Bords. Die roten und die grünen Lichter blinzelten.

Fünfundzwanzig Knoten! skandierten die Turbinen. Kein Gedanke an Verstehen. Das Schiff zitterte in den Flanken. Aber es bohrte sich tapfer ins Wasser wie ein keuchendes Pferd. Die Seen zerbrachen ineinander. Eine Schaumflagge strahlte über den Bug — setzte sich an den eisernen Kanten in Stücke, stäubte ins Wasser.

Esther Finn starrte in die hohle riesenhafte Schale, die vor dem Schiff auszuweichen schien. Dieses Gähnen war entsetzlich. Stürme von Gischt stürzten aus den Rändern in den Krater — das flüssige Gebäude brach in sich, stand dunkel immer wieder auf und fiel ohne Halt im Bogen vornüber.

Esther!

Die Ölzeugpuppe schrie aus dem Krähennest: „Drei Strich Backbord!"

Wer sah etwas? Der Kapitän trat aus dem Kartenhaus.

Der Wind lachte ins Megaphon. Huh! Drei Strich Backbord! — kein Mensch hatte die Augen, dort etwas zu sehen.

Gischtig pfiffen die Fontänen über die glänzenden Bohlen am Bug.

In der Funkenbude knatterten Wirbel, die Antenne wimmerte.

Aus den Rahen stürzte der Regen, emporgeschleudertes Wasser, wie aus getauten Eisbärten. Der Orkan riß Löcher in die Regenbarren.

Fremdes Schiff? Eine zerschlissene Rauchfahne, ein gepeitschter Faserwimpel flatterte. Flocken von Gischt sprangen vorüber.

O Esther!

Flog das Schiff? Rechts, links stürzten durchgeschnittene Wassermassen ab. Riesenbewegung mahlte an Backbord und Steuerbord.

Esther!

Der Ton schien wie eine Schlinge um sie zu fallen. Sie wendete sich um. Der Sturm wirrte sich in ihr Haar. Heulend fegte eine Regenbö vorüber.

„Esther, komm zurück!"

Er versuchte eine Tür nach der Pantry zu öffnen.

„Du," sagte sie, „du!" Scharf schrie ihn das Du an. Sie kam nicht mehr gegen den Sturm auf; sie neigte den Kopf. Es schien, daß sie stürzte. Ihre gespannten Muskeln ließen nach. Es war für einen Augenblick Süßigkeit — und Michael spürte nichts von den Salzlaugen, die der Wind gegen Hals und Nacken trieb.

Als sie, stark atmend, im inneren Gang standen, sauste sein Kopf von gewaltigem Wühlen. Das benahm ihn. Beide lehnten einen Moment am Schachtrand — über den unendlich scheuernden Kolben der Maschinen.

Esther Finn zitterte. Er sah es, so zitterte sie. Es war ein Brennen

um die Nasenflügel. Gehetzte Hast, die erlöst sein möchte; niederbrechendes Wild.

Michael drängte sie den Gang entlang. Es geschah mit einer knappen mechanischen Geste nach vorn, die bittend voller Bestimmtheit war. Gedankenlos strich er die Spritzer ab, die, an seine Backen gesprüht, tauig im Flaum hängengeblieben waren.

Er zögerte einzutreten: als aber Esther die Türe ihrer Kabine offen ließ, wähnte er in Selbstbetrug: er müsse bei ihr bleiben, bis glücklichere Stimmung ihre Erregung gedämpft hätte. Sie sagte nichts, als er eintrat und die Türe hinter sich zuschob. Doch das Auge, das suchend seinen Blick ermaß, umflorte sich plötzlich mit der Demut einer Wehrlosen.

Unsicherheit und Gespanntheit herrschte zwischen beiden wie zwischen Spielern. Aber beide fühlten auch das Herz schwer und wollten es gegenseitig nicht mehr belasten.

So stand sie, Michael den Rücken zugekehrt, mit unsicheren Bewegungen das Haar ordnend, in dem der Wind gezerrt hatte. Sie atmete, mit immer längeren Zügen, als beginne etwas in ihr sich zu lösen. Doch als er einen Schritt zu ihr tat, floh sie auf die äußerste Ecke der Chaiselongue, kauerte sich zusammen und starrte zur Decke.

Von der Glockenlampe lag eine runde gelbe Scheibe Licht zwischen ihnen auf dem Tisch. Michael setzte sich in den Sessel, über dessen Lehne ein seidener graueingefaßter Kimono hing. Seine Hände blieben unruhig.

„Die See ist heute bitter," sagte er, nur um etwas zu sagen. Und seine Stimme knarrte dabei. „So unruhig." Esther lächelte maskenhaft irr.

„Wie eine furchtbare Beschwörung," sagte er weiter, immer nur, um diese entsetzliche Spannung niederzudrücken. „Ich weiß nicht, woher es kommt: ich höre aus den starken Lauten nur das dumpfe Murmeln."

Sie sah ihn an. Dann meinte sie — und sie sprach noch unendlich mühsam: „Vielleicht ist das die Stimme Ihrer großen Welt unter dem Wasser —?"

„Oder die Stimme der Toten im Wasser."

Ihre Augen wurden größer, unheimlich groß. Doch war ihre Antwort ein klägliches Abbrechen: „So".

Sie starrte in sich.

Als Michael merkte, Worte über den Tod täten ihr weh, wollte er ablenken, doch sie sprach mitten in seinen neuen Satz ein: „Haben Sie einen Tod erlebt?" Er besann sich. „Ja, einmal, auch nachts."

„Wie war das?"

„In der Allee vor meinem Hause begegnete ich fast jeden Abend einem jungen Mann. Wir kannten uns nicht. Aber wie stetige Begegnung vertraut macht, fanden wir es nicht sonderbar, plötzlich miteinander im Ge-

spräch zu sein, schlendernd und rauchend, das heißt ich rauchte – er sprach. Er sprach von einem mathematischen System – etwa, daß die geistigen Funktionen eines Menschen, jedes Menschen, dem vorausbestimmten Daseinszweck entsprächen. Er hatte ein Magazin voll triftigster Beweise. Wir saßen später in meinem Arbeitszimmer. Ich ließ Wein bringen (es war ein alter roter Bordeaux). Er wurde sehr temperamentvoll, wirklich sehr, und begann, die Berechtigung der göttlichen Machtfrage zu analysieren. Er hatte sich in eine völlig morbide Philosophie geschraubt.

Es konnte gar nicht anders sein, Esther Finn, daß dieser Mann den Schlußstrich zog. Er hat sich in derselben Nacht in meinem Arbeitszimmer erschossen, sehr höflich in Gegenwart meines Dieners, aber immerhin erschossen."

„Ja," sagte sie nach einer stillen Weile und mit der nachdenklichen Beugung des Kopfes, als sei sie damals dabeigewesen, „er hatte recht, es ging um eine Theorie."

Warum sagt sie das? dachte Michael.

„Ich verstehe nicht, Esther Finn."

Sie lachte kurz.

„Aber ich lebe für keine Theorie, ich lebe für mein Leben. Ich weiß, daß ich sterbe, wie ein andrer starb, und wie alle sterben werden. Aber ich habe grauenvolle Angst zu sterben."

Sie spielte an einem herzförmigen silbernen Medaillon.

„Muß man sterben, wenn man vom Leben das Ausschöpfen des Seinsgefühls will? Ich sah Meer, See, dieses untödliche Phlegma und diese ungeheure Gewalt, die ewig ist. Es ist irgendeine Beziehung zwischen ihm und mir."

Sie redete zerrissen, einen Garnknauel von einer Rede, mit dem eine Katze oder ein Kind gespielt hat. Sie drückte dabei den Mund zusammen, als wollte sie das einzelne gärende Wort zerpressen.

Es war eine fahle und aschige Geschichte, in deren Grund ein Verlust lag. Aber es kam nicht so sehr auf den Verlust an, als auf die Explosionen einzelner Empfindungen, dumpfer Ahnungen, die das Meer in ihr nach Außerung trieb.

Hundert Reisende streben, sich und das Meer in Einklang zu bringen, eine gewisse Normalnull zu finden, über der sich mit konventioneller Leichtigkeit alles bauen läßt, was man über das Meer denkt. Aber es ist nur dieser Drang nach Einklang da. Und es wird eine bürgerliche Formel, die man bequem ablesen kann. Nur in Einem wird es plötzlich wach, daß diese Formel eine Wesenlosigkeit ist, daß das Meer eine Erschütterung sein kann.

Michael gegenüber saß Esther Finn mit einem kreidigen Gesicht; die Haare flossen gelöst, dicht, über die Schultern. Es war etwas von der

großen Ruhelosigkeit und dem ewigen Gewissen in ihr. Aber er wußte doch nicht, was es alles war. Sie war eine Welle Schmerz, die aus der Hochflut der Gleichgültigen aufschäumte. Hatte er nicht erwartet, in dieses persönliche Rätsel vorzustoßen, einen Schleier robust zu zerreißen, einen schnellen Sieg zu feiern? ... Langsam wurde es Gewißheit, daß nur ein flüchtiges Streifen geschehen war, das nicht verbindet und nicht berechtigt. Die Spannung der Leidenschaft hatte gewisse Fäden schwingen lassen. Aber konnte er mit einer Nacht, mit einer vorüberrauschenden erotischen Eskapade eine ganze Natur enträtseln, ihre schillernden Fasern entphosphoreszieren?

Mochte sie selbst glauben, in einer wütenden Brunst einen Schmerz abzuschütteln, es würde nur flüchtiges Abwenden sein. Welle auf Welle würde wiederkommen. Da wollte er nichts mehr. Ein wenig müde stand er auf. In dem ovalen, querhängenden Spiegel sah er sich seltsam halb von unten herauf beschienen, die Stirne ganz dunkel, nur die Augen grau und furchtbar betroffen. Er wollte etwas reden, aber die Worte blieben auf der Strecke zu den Lippen liegen. Jan hatte gesagt: „Sie wird heulen können."

Der Augenblick brachte alles durcheinander und ließ sie in ihrer Unklarheit. Aber sie konnte nicht weinen. Sie stand auf mit ganz weiten großen tiefen Augen, in denen nichts brannte. Ihre Brüste bebten. Sonst war sie Marmor.

Michael hob ein wenig die Hände gegen sie, als fürchte er: sie käme näher. Er wandte sich zur Tür.

Esther sank zusammen. Er verließ sie.

Erst draußen fiel ihm wieder ein, daß er zu einem Weibe hatte gehen wollen.

Die Beleuchtung des Korridors versagte. Da mußte er zurück und Licht holen. Esther Finn rührte sich nicht, die linke Hand lag gelbrosa unter der Lampe.

Der Korridor schien unheimlich eng von der spärlichen Flamme, zusammengerückt und tonnenhaft gewölbt; Michael glaubte, er müsse sich ducken, um durch einen tiefen Kanal zu kriechen. Vor den Türen lagen zerknickte blinde Schuhe; und neben jeder Kabinennummer hingen schlaff die leeren Kleider.

Die Türe war noch immer offen. Kühle Luft zog leise von hinten über Michaels Haar. Er sah zurück. Als Türfüllung zeichnete sich eine gelbe Fläche aus dem Dunkeln.

Er schritt um die Ecke.

An einer Luke rieb sich das Wasser.

Das Schiff rannte in den Nebel.

Terra in aeternum stat

von Ricarda Huch

Professor Cerebotani in München, ein Mann, der zugleich religiös und wissenschaftlich denkt, hielt kürzlich einen Vortrag, in welchem er die Frage, ob die Erde sich bewege, welche von der Wissenschaft längst unanfechtbar gelöst schien, einer neuen Begutachtung unterwarf. Will ich versuchen, seine Ausführungen kurz zusammenzufassen, so komme ich auf folgendes Ergebnis: in der Welt der Erscheinungen, im Stoffe oder in der Materie, gibt es keine Ruhe, sondern nur Bewegung; es ist auch dort Bewegung, wo wir Ruhe wahrzunehmen glauben, und zwar entsteht der Eindruck der Ruhe dadurch, daß die Bewegungsart eines Körpers, eben dessen, der uns zu ruhen scheint, der Bewegungsart seiner Umgebung entgegengesetzt ist. Absolute Ruhe ist nur im Sein. Professor Cerebotani schloß seinen Vortrag mit folgenden Worten:

„Gesetzt nun, daß diese Seinsart des Weltalls diejenige sei, welche in der Welt der Sinne und demnach mit Bezug auf eine Umgebung (die in Wirklichkeit nicht da sein kann) Drehung um eine Achse heißt, und daß folglich sämtliche Wesenheiten im Weltall — die Himmelskörper und darunter auch die Erde — dieselbe Seinsart des Weltalls inne haben, gerade so wie alle Objekte auf einem Fahrzeug die Seinsart des Fahrzeugs inne haben, und daß endlich die Erdkugel derart in eine zweite Seinsart außerdem versetzt sei, daß letztere eine der genannten Drehung entgegengesetzte Wirkung zur Folge hat, so würde sich an der Erdkugel gerade das vollziehen, was an einem Objekt auf einem Fahrzeug, wie soeben bemerkt, geschieht, welches Objekt in eine zweite, der des Fahrzeugs entgegengesetzte Seinsart (Bewegung) versetzt wird. Ruhe würde man in der Welt der Sinne das Ergebnis nennen, während es in Wirklichkeit, im Übersinnlichen, im Tempel der Natur, Ausdruck einer zweiten, der Erdkugel derart hinzugekommenen Energieform ist, daß hiebei auch die des Weltalls beziehungsweise die sämtlichen Objekten im Kosmos zuteil werdende, unbeeinträchtigt in Wirkung bleibt.

Sollte nicht etwa in diesem Sinne jener seiner Zeit so viel besprochene Passus: Terra autem in aeternum stat aufgefaßt werden müssen, wonach nämlich unter dem Laute stat die Würde und der Vorrang der Erde unter allen Himmelskörpern zum Ausdruck kommt, somit die Erde als ein lebendes Wesen dasteht, welches, indem es die Bewegung zum Beispiel eines endlos breiten und langen Fahrzeuges, in dessen Fahrring es sich befindet, innehat, gleichsam das Zepter im Fahrzeug führend, gleichzeitig die Huldigung des überblickten Umkreises entgegennimmt."

Ich will versuchen, auf einem anderen als dem von Professor Cerebotani eingeschlagenen Wege zu dem Ergebnis zu kommen, das er in dem letzten Satze ausgedrückt hat.

In der Welt des Scheins, des Stoffes, sagt Cerebotani, ist alles Bewegung und entsteht der Eindruck der Ruhe nur dadurch, daß eine Bewegung in bezug auf eine entgegengesetzte Bewegung der Umgebung wahrgenommen wird. Absolute Ruhe ist nur im Sein. Denken wir uns das Sein vernünftig, mit Sehkraft begabt, so müßte diesem absolut ruhenden Wesen alles als bewegt erscheinen außer ihm selbst. Wo ist nun aber das Sein? Das Sein ist im sich selbst erkennenden Ich. Das Ich ist in der Tat göttlich, es erkennt sich selbst als das Bleibende im Wechsel, als das Sein in der vergänglichen Erscheinung; aber es tut dies durchaus nicht von Anfang an, es muß allmählich lernen, sich an der Kette des Gedächtnisses zur Einheit zusammenzufassen. Durchaus nicht jeder Mensch ist ein vollkommen entwickeltes Ich, sondern, ein überraschendes Paradoxon, das vollkommene Ich, das den Ruhepunkt in der Flucht der Erscheinungen bildet, entsteht erst in der Bewegung, in der Tätigkeit. Erst dadurch, daß die Kraft oder das Sein, welches an sich ruht, auf den Stoff wirkt, entsteht Arbeit, das Spiel des Lebens, und entsteht auch das Ich, das innerhalb der Bewegung sich als Ruhendes fühlt. Die Trennung von Sein und Schein, von Kraft und Stoff, wird vollzogen durch das denkende Ich, welches nicht tätig ist; dieser Trennung aber entspricht nichts Wirkliches. In Wirklichkeit gibt es nicht Sein und Schein, sondern nur Sein im Schein, Kraft im Stoffe, durch die Kraft bewegten Stoff, oder Stoff, der mit der bewegenden Kraft eins ist, kurz gesagt Arbeit, Tätigkeit.

Es ist also irrig zu sagen, die Ruhe sei im Sein; denn vielmehr ist die Ruhe im Tode; das Sein ist in der Tätigkeit, in der Vereinigung von Kraft und Stoff durch Tätigkeit — so wie das Ich die Trennung von Sein und Erscheinung vollzieht, hat es in sich selbst auch eine solche vollzogen und ist kein ganzes Ich mehr, sondern nur ein denkendes; seine fühlende, handelnde, sinnliche Hälfte ist ihm mit der übrigen Welt zum Gegenstande geworden und scheint ihm bewegt. Das denkende Ich tritt aus dem Fahrring der Erdbewegung heraus und sieht die Erde mit den übrigen Himmelskörpern sich bewegen. Damit entsteht die Weltanschauung des abstrakt denkenden, wissenschaftlichen Menschen, der sich nicht mehr als Einheit fühlt, sondern als denkendes Ich, das einen geistlosen Körper betrachtet. Sie hat ihre Formel gefunden in dem Cogito ergo sum des Cartesius und in der Lehre von der Unendlichkeit der Welten des Giordano Bruno. Danach ist auf der einen Seite ein seiendes Ich und auf der andern eine unendliche bewegte Welt. Diese Weltanschauung muß zum Materialismus führen, da durch sie der vom Geiste gesonderte Stoff eine

Selbständigkeit erhält, die ihm nicht zukommt, und der Geist eine Körperlosigkeit, die ihn zu einem unwirklichen Begriff macht.

Das vollkommene Ich ist eine Einheit und nimmt die Welt als Einheit wahr. Es nimmt die Welt nicht abwechselnd denkend und sinnlich wahr, sondern im Geist durch die Sinne, das heißt, es erlebt sie. Es traut seinen Sinnen, es glaubt, was es sieht, weil es, selbst bewegt, mit der bewegten Welt einig ist; die Bewegung der Welt ist ihm so wirklich, wie die Bewegung seines eigenen Körpers. Es gibt keine Sinnestäuschung für den, in dessen Seele Sinnenwelt und Geisteswelt eins werden. Wer eine Eigenbewegung hat und diese Eigenbewegung der Erde mitteilt, der ist der Mittelpunkt der Welt, und um den bewegen sich huldigend alle Sterne. „Wir sind Herren der Sterne," sagte Luther, dessen Ich eine selbsttätige Kraft war.

Hier liegt, so scheint es mir, die Lösung der Frage. Gott, der Geist, schafft die Welt, Gott, der sich im Ich des Menschen offenbart. Das ewige Ich, Gott, spiegelt sich in unendlich vielen und ist nur in ihnen wirklich; das Ding an sich ist nur ein Begriff, nach Gott in seiner Majestät sollen wir nicht forschen. Das Sein ist nicht in der Ruhe, sondern im Wirken, im Kampf mit dem Gegensatze. Das seiende Ich ist im selbsttätigen Ich. Die Tätigkeit des Ich, das ist die Bewegung, die der Erde mitgeteilt wird und die macht, daß die Erde im Gegensatz zu den Gestirnen, die sie umgeben, steht. Für das kraftvolle, geistvolle, selbsttätige Ich steht die Erde. Nur für das denkende Ich bewegt sie sich; aber das denkende ist nur ein halbes. Cogito ergo sum ist der Irrwahn des zerrissenen, untätigen, eigentlich toten Ich; Ich wirke, also bin ich, die Wahrheit des lebendigen.

Man kann einwenden, dies möge so sein, man könne sich doch aber die wissenschaftliche Weltanschauung so wenig abgewöhnen, wie ein Mann sich wieder zum Kinde machen könne.

Allerdings ist es richtig, daß die einheitliche Weltanschauung die des kindlichen und noch die des kraftvollen Menschen, daß die wissenschaftliche die des alternden, absterbenden Menschen ist. Wie der Mensch nimmt auch seine Weltanschauung einen notwendigen Entwicklungsgang.

Das Wesen des natürlichen Alterns besteht in einem gleichmäßigen Schwinden der Kraft aller Organe; aber alte Familien und alte Völker leiden vorzugsweise an Schwäche des Herzens, das nun den Organismus nicht mehr zur Einheit zusammenfassen kann. Geist und Sinnlichkeit, verkörpert im Gehirn und in den Geschlechtsorganen, werden nicht mehr vom selbstbewußten Ich beherrscht, sondern entweder der Geist oder die Sinnlichkeit oder beide abwechselnd beherrschen das Ich. Der Mensch hat entweder eine wissenschaftliche oder eine materielle Weltanschauung, rich-

tiger gesagt eine wissenschaftlich-materielle, denn das eine folgt aus dem andern. Sie hat die Teilung in Kraft und Stoffe, Sein und Schein; sie hat die Begriffe von Unendlichkeit, Übersinnlichkeit, Ewigkeit gemacht. Das Denken ist allerdings unendlich, aber auch nur das Denken; und der Geist ist nicht übersinnlich, nur unsichtbar, denn er wird ja gehört. Ewig ist das, was innerlich ist, nämlich im Herzen, wodurch eine Grenze gegeben ist, wenn sie sich auch unserer Berechnung entzieht.

In der Geschichte Europas trat das Auseinanderfallen der Menschheit zutage in der Kirchenspaltung. Der Riß machte aus der einen Kirche zwei, eine geistige, die reformierte, und eine sinnliche, die katholische; vergebens versuchte Luther die auseinanderklaffende mit gewaltiger Hand zu verjüngen. Die wissenschaftliche Weltanschauung entfaltete sich in der protestantischen Welt, zu welcher natürlich auch viele der katholischen Kirche angehörige bedeutende Köpfe zu rechnen sind, wie zum Beispiel Galilei, in großartiger Weise; nicht weniger glanzvoll versuchte die barocke Kunst des Südens die verlorene Einheit vorzutäuschen. Daß diese den Mangel des Geistes, jene die Entfremdung von der sinnlichen Wirklichkeit nicht verdecken konnte, nimmt ihrer einseitigen Größe nichts. Aber auch diese Größe ging verloren, als der Gegensatz schwand und ein Einerlei kam, das für wiedergewonnene Einheit gehalten werden wollte. Jetzt ist man sich wohl des Verlustes derselben bewußt geworden und sucht sie sehnsüchtig; allein es ist nicht einzusehen, wie der Gedanke sie finden soll, der immer nur Einzelnes, nicht das Ganze erfassen kann. Nur dem tätigen, dem schaffenden Menschen, dessen Denken und Sinnlichkeit zur Unterordnung unter das erstarkende Herz gebracht wird, schließt sich die zerrissene Welt wieder zusammen. Dem Kinde steht die Erde. In der Heiligen Schrift heißt es, daß der Kinder das Reich Gottes ist. Es ist nicht in einem von der Erde abgesonderten Himmel, sondern es liegt in der den ganzen Menschen zusammenfassenden Einheit durch das Herz.

Gedichte

von Oskar Loerke

Arabiſcher Geſchichtenerzähler

Was, Bettler, iſt's, das du kreuz und quer
Bei dem tanzenden Dolche der Kerze erſinnſt?"
Zwiſchen den Bergen ſeht das Meer
Aufrecht ſtehn wie ein Geſpinſt.

Figuren rieſeln die Fläche hinan.
Die Nägel der Pinien beben am Rand.
Ein ſintflutliches Walfiſchgeſpann
Iſt ſchwarz ins ſchwarze Tuch geſpannt.

Aus den faltigen Häuptern hochaufgedrängt
Raſen die bittren Säulen der Flut.
Weit außer dem Bildwerk ergrauen, beſprengt,
Himmelsgut und Erdengut.

Erdengut und Himmelsgut
Sind traumhaft leer und nicht mehr klar
Und werden bittrer Guß der Flut
Wie einſt, als noch keine Feſte war.

Und ihr um mich und du Feuerdolch dort,
Mein Auge iſt rein, ihr ſeid nicht mehr!
Mein Teppich hebt ſich im einſamen Wort
Und trägt mich über die Leere her.

Mit Adams Seele

Die Sonne liſcht jetzt in den bunten Kokosfaſern
Der Läufer, tauſendfach in jedem Treppenſchacht.
Am Öl der Farben, die ihn plump wie Marmor maſern,
Quillt auf und wächſt wie einſt die ewig erſte Nacht,
Und Adams Seele in mir ſteigt auf mit der Nacht.

Nun, Weltſtadt, wie ein Dampfſtoß deiner Räderöfen
Hängſt du, ein Giſchtgeſpenſt, ſchon kaum ein Flor.
Und wie der Lumpenhändler Singſang in den Höfen
So traurig biſt du, wie des Singſangs Hall im Ohr
So traurig.

Wie neue Blütenſaaten gehn an Eiſenſtielen
Geharniſcht Lichter zwar an Straßenborden auf,
Und, matte Weberſchiffe, zwiſchen Leuchten ſpielen
Die Bahnen hin: doch Adam geht im ſpäten Menſchenhauf,
Der ewig Frühe.

Und ſieh: erobernd durch des Himmels Aſche drängen
Urvögel in der Wolken ſteifes Ziegenhaar.
An ihren laſtbar aufgeſchlagnen Flügeln hängen
Die heimatloſen Urwaldſommer unſichtbar.

Und dort, orangen kocht in magiſcher Retorte
Die Mondzeit im Gewölkrauch, zieht die Schnäbel an.
Dich regt, betäubt ein Balſamduft, der längſt verdorrte,
Dein Geiſt fliegt mit, geſchleift von flügelndem Geſpann,
Kreiſend zum Anfang.

Ein Dichter am Neujahr

Das alte Jahr, ſchwerreich wars an Entbehrung
Und alſo überreich an Selbſtentehrung.
Geld, Hund! Dein Hoſenſitz reißt ohne Gnade
Und manches ſonſt an deiner Maskerade.

Die Lampenfunken ſchwelen auf wie Lunten,
Der Regenhimmel ſtürzt ſich hohl nach unten:
Die Wolkendrachen ringeln dir zu Füßen
Wie deine Hirngeſpinſte, die dich grüßen.

Du kannſt ſie leider nicht zu Mittag ſchlachten,
Da ſchlingt ſie ſchon das himmliſche Umnachten — —
So magſt du eine Tram nach Hauſe nehmen
Und dich im Bette in den Himmel grämen.

Der Wind drückt in die Regenlachen Beulen.
Der Wind umrollt die bunten Anſchlagſäulen,
Wirft armer Muſikanten Kundenbettel
Dir ins Geſicht, zerfetzt Theaterzettel.

Er ſpricht: Dies alles iſt für dich nicht, Beſter.
Aus Kneipen fliegt Konfetti von Silveſter.
Stehſt von papiernen Blitzen bunt umwunden,
— Biſt in Vielhunderttauſendſtadt verſchwunden.

Rondell von der Posaune

Die Posaune Ukriki
Spielt der Rotbart im Federvieh.
Mit dem Rufe Ukriki
Wird die Welt erst die und die:

Kriecht die Sonne Gott ums Knie,
Mondhorn spricht zu Mondhorn: flieh.
Denn posaunend Ukriki
Wird die Welt erst die und die,

Wird der Traum Mythologie,
Das Geschehen spricht: Geschieh!
Und die Last zum Schimmel: zieh,
Und zur Last der Schimmel: nie!
Und die Welt ist die und die.

Rondell vom Himmelbett

Himmel hängt zur Rechten und Linken
Um des Frühlings Himmelbett.
Wolkenputten mit rosigen Schinken
Spielen eine Menuett.

Manche blasen wahrhaftig noch Zinken,
Einer spielt wahrhaftig Spinett.
Blau zur Rechten und zur Linken
Weht der Himmel um das Bett.

Alter Zeiten Lieder hinken
Eingeschlafnen Fußes ans Bett.
Tote Liebende sehe ich sinken
Zueinander Skelett an Skelett.
— — — Ipsa tulit canisia,
Die Bein die waren weiß,
Fecerunt mirabilia,
Da niemand nit umb weiß.

Himmel hängt zur Rechten und Linken.

Das Iguanodon

Besser leben als vermodern — —
Aus dem Purpurozeane
Süßen Weines, süßen Schlafes
Sprach ich und du lachst mich aus.

Dieser Droschkenkasten Noäh
Mit der mottenpulverschweren
Wie aus Himmelblau genähten
Abgrundtiefen Polsterung,

Das Gerenn der wackren Räder,
Triefend eingetranten, leisen,
(Einwärts gleich Hoplitenbeinen)
Liebste, schläferte mich ein.

Und da sah ich in der Schere
Der geschweiften Deichsel, wie sie,
Daß es nicht im Pendeln falle,
Gängelt das bejahrte Pferd,

Sah ich, Schweif und Rumpf und Schädel,
Wie den Geist der Krokodile
Weiß hintraben das Gerippe
Eines Iguanodons,

Riesig in die Nacht gezeichnet
Gleich belebten Kreidestrichen,
Ausgehöhlt am langen Brustkorb,
Dich gezackt am Wirbelstrang.

Aus dem Tode, von der Tränke
Kalten bittren Wassers kam es,
Suchte seine alte Heimat
An der Stelle dieser Stadt.

Denn ich glaube, noch die Toten
Quält das Leben durch Aonen;
Um es jemals zu vergessen,
War es einmal doch zu süß.

Auch das Tier hat eine Seele,
Und das Himmelrund beſeſſen,
Hat das längſt verworfne Leben
Auch des Iguanodons.

Und ſo zogs uns durch die Straßen
In dem lila Licht der Lampen,
Zwiſchen kleinen Droſchkenpferden
Durch den ſchwarzen Menſchenſchwarm.

Niemand wollte es bemerken,
Nicht die Herren, nicht die Hunde,
Niemand, auch nicht, wer als Denkmal
Blaß in einer Ecke ſtand.

Und es ſchob den engen Schädel
In den Kram der Warenhäuſer,
In Theater, Miniſterien,
Und es roch die Heimat nicht.

Traurig ſah es um die Ecken,
Wiegte dann gelinde weiter,
Nichts, was es verſtanden hätte
In der lauten Zwergenſtadt.

Aus dem Tode, von der Tränke
Kalten, faulen Waſſers kam es.
Um das Leben zu vergeſſen,
War es einmal doch zu ſüß.

Und die ſchwanke Scherendeichſel
War geſchweift und ſchwarz geringelt,
War aus großen Schachtelhalmen,
Muſcheln prunkten am Geſchirr.

Plötzlich ſtieg es in die Höhe,
Aufgebäumt ein Turm aus Knochen,
Um die Stadt zu überſpähen
Und zu grüßen ſeine Welt.

Gähnten Echſen, ſanft geſotten?
Gor der Urwald, faſt gebraten?
Alles ausgekehrt vom Tode!
Ach, du Iguanodon!

Auf des Schwanzes dünnern Wirbeln
Riesenhaft zur Höhe wachsend,
Angezischt von Bogenlampen,
Nur das Haupt schon still in Nacht,

Stand es zitternd, wie verspottet,
Wie ein Hund, der Männchen machte,
Mit den Vorderpfoten rudernd.
Drohend schwankte der Koloß.

Und ich wußte, wenn Verzweiflung
Klappernd ihn zu Boden stürzte,
Würde er nicht mehr verweilen,
Und hinabwärts flög' die Fahrt

Zu der Schwemme, zu der stillen,
Unter violetten Felsen,
Hielte hurtig unsre Droschke
Im erstaunten Tartarus.

Doch bevor das Urgespenst, der
Turm des Grames noch gefallen,
Schrak ich auf und sprach: ach, leben!
Liebste, und du lachst mich aus.

Rundschau

Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück

von Albert Südekum

Als am 3. August 1914 die sozialdemokratische Fraktion des Deutschen Reichstags über ihre Haltung zu den von der Regierung geforderten Kriegskrediten Rats pflog, gehörte der Abgeordnete Paul Lensch, zusammen mit dem damaligen ersten Vorsitzenden Haase, zu der kleinen Gruppe der Opponierenden: 14 von den 110 waren aus verschiedenen Gründen und mit verschiedenen Motivierungen für die Ablehnung, stimmten dann aber doch gemäß einer damals noch in Ehren gehaltenen Disziplinsregel in der Vollsitzung mit der Mehrheit. Daß Lensch so votierte, wie er getan, nahm niemanden wunder. Der frühere Chefredakteur der „Leipziger Volkszeitung", der sich in den zahllosen Parteipolemiken seines Blatts eine handfeste Ursprünglichkeit bewahrt und niemals eine Gelegenheit zum Kampf gegen den „Revisionismus" ungenützt gelassen hatte, galt für einen echten und rechten Radikalen, den man an der Seite von Mehring, Rosa Luxemburg und Liebknecht zu sehen sich gewöhnt hatte. Und doch war schon damals diese Einschätzung falsch. Auf dem Chemnitzer Parteitag der Sozialdemokratie hatte Lensch zuerst vor einer größeren Öffentlichkeit, wie schon vorher in seiner Zeitung, Ansichten über weltpolitische Zusammenhänge, über Rüstungsfragen, über Kriegsgefahr, kurz über den ganzen Komplex von Tatsachen und Meinungen, den man mit dem zu jener Zeit noch nicht so recht volkstümlich gewordenen Schlagwort „Imperialismus" zusammenfaßt, zu äußern unternommen, die ihn mit Sicherheit weitab von jener Gesellschaft führen mußten — wenn er sie nämlich durch- und zu Ende dachte, woran ihn bei jener Gelegenheit allerdings die Glocke des Vorsitzenden gehindert hatte. Diejenigen früheren Freunde von Dr. Lensch, die nicht müde werden, ihn jetzt anzugreifen und ihn hohnvoll einen „Umlerner" nennen, ihm gerade aus Anlaß des Erscheinens seines neuesten Buchs (Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück. Leipzig 1916, Verlag von S. Hirzel) wieder die ganze Tiefe ihrer Abneigung zu erkennen gaben, sollten sich nur die Mühe geben, seinen Entwicklungen sachlich-sorg-

sam nachzuspüren, statt sich über angebliches Renegatentum moralisch zu ereifern; sie würden dann bald inne werden, daß in der Tat kein jäher Kopfsprung, sondern eine logische, furchtlose und wahrheitsliebende Fortentwicklung gutbegründeter Gedanken aus altem Eigenbesitz diesen Politiker an die Stelle geführt hat, wo er heute steht: in die erste Reihe der Kämpfer für ein neues, starkes und von den Fesseln englischer Weltherrschaft befreites, glückliches Deutschland.

Ich habe mich so ausführlich mit der Persönlichkeit des Autors befaßt, weil die gehässige moralische Diffamierung des Politikers nirgends schlimmere Folgen zeitigt als in Deutschland, und weil ich aufrichtig wünsche, daß sein bedeutendes Werk in allen Parteilagern viele und eifrige unvoreingenommene Leser finden möge, auf daß es auch die praktische politische Wirkung zeitigen kann, die ihm gebührt.

Der Titel des Buchs deutet des Verfassers Ansicht an: der Weltkrieg bringt den Abschluß einer bestimmten Periode deutscher Parteipolitik im allgemeinen, der sozialdemokratischen im besonderen; jetzt beginnt ein neues Zeitalter. Wir erleben das Ende der individualistisch-kapitalistischen Wirtschaftsordnung, sehen schon den Beginn sozialistischer Neuorganisation. Deutschland ist der Bannerträger dieser gewaltigen Umgestaltung, und in dieser Tatsache liegt das Geheimnis seiner unerschütterlichen Widerstandskraft gegen eine Welt von Feinden, die alte und veraltete Herrschaftsstellungen mit ihrem Heerbann von Moskowitern, Asiaten, Afrikanern, Amerikanern und Australiern aller Stämme und Hautfarben in einer letzten unerhörten Kraftprobe angriffsweise zu verteidigen suchen und doch unterliegen werden. Herrschaftsstellungen, die sich auf jetzt schon überwundene Wirtschaftsformen und Gesellschaftsstrukturen stützen. Wir befinden uns mitten in der gewaltigsten Revolution, die freilich äußerlich von dem uns aus der englischen und französischen Geschichte geläufigen Thema der „Revolutionen" – soziale Unruhen, schwere Bürgerkriege, dramatische Abrechnung mit Fürstentum und Aristokratie – ganz und gar abweicht. Da draußen auf den Schlachtfeldern, auf denen die ganze waffenfähige Mannschaft unseres Volks in einem furchtbaren Ringen zäh und unerschrocken unsere Sache führt, ist von Sozialismus, von „Durchstaatlichung der Ökonomie" (wie Karl Renner es genannt hat), keine Rede, und doch bereitet er sich, den Kämpfern selbst fast ohne Ausnahme unbewußt, auf verschwiegenen Wegen im Inneren als organisierendes Prinzip des Wirtschaftslebens seinen Weg, nämlich als zweckfetzende Herrschaft der organisierten Gesellschaft über die Ökonomie. Dies ist das Widerspiel der in der französischen (und vorher zum Teil schon in der englischen) Revolution verwirklichten „Entstaatlichung der Ökonomie" – Auflösung der mittelalterlichen Gebundenheit, Befreiung sowohl der Menschen als der Sachen

aus allen überlieferten feudalen oder ständischen Bindungen. Und die klare Erkenntnis dieser Tatsache ist die Verabschiedung der Revolutionsromantik, die auf den „großen Tag" wartet, in heiliger Entschlossenheit bereit ist, als furchtbare Rächerin schwer ertragenen Unrechts über die Trümmerhaufen und Leichenfelder des Alten hinweg der „Freiheit" eine Gasse zu bahnen.

Wenn Lensch's Buch weiter keine Verdienste hätte, als diese scharfgeschliffene und durchgreifende Erledigung der Revolutionsromantik, es würde schon einen ersten Platz in unserer politischen Literatur beanspruchen können. Denn infolge der höchst unbefriedigenden innerpolitischen Zustände vor dem Kriege, einer Verranntheit hüben und drüben, aus der kaum noch ein Ausweg möglich schien, beherrschte bei den aufbegehrenden „Revolutionären" wie bei den abwehrenden Reaktionären der Gedanke nicht nur das politische Denken, sondern auch zum guten Teil die politische Praxis, daß sich die unvermeidliche und vielleicht nahe bevorstehende Auseinandersetzung ungefähr so wie in den Zeiten des Konvents abspielen werde. Und doch kann es nach menschlicher Voraussicht so nicht werden: nicht auflösen und niederreißen, wie einst des Bürgertums, sondern aufbauen und organisieren ist die geschichtliche Aufgabe der Arbeiterklasse.

Der Arbeiterklasse? Der deutschen Arbeiterklasse, die hierbei zur Vorkämpferin berufen ist, weil eben Deutschland diejenige Großmacht ist, in der bei der heute erreichten Entwicklungsstufe des Kapitalismus die Verhältnisse einer sozialen Neuordnung am weitesten entgegengereift sind. „Es war das Ergebnis seiner herben Geschichte, eine volle Entfaltung individualistischer Kultur erst spät und zu einer Zeit erreicht zu haben, wo diese historisch bereits im Absterben begriffen war. Dafür besaß es in der ihm ebenfalls aus schmerzhafter Vergangenheit erstandenen Fähigkeit zur Organisation eine Kraft, die den ersten Mangel zwar nur zum Teil ersetzte, die aber zu überragender Bedeutung emporstieg, als es galt, im Kampfe gegen die Weltmacht des Individualismus durchzuhalten und zu siegen."

Die feinsinnigen Ausführungen von Lensch über den Gang der deutschen im Gegensatz namentlich zu der englischen Geschichte, die Analyse unseres „Andersseins", gehören zu dem bei weitem Besten, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde. Hier zeigt sich so recht die Fruchtbarkeit einer Vermählung historischer Studien mit politischer und sozialpolitischer Anschauung, die ungemeine Brauchbarkeit der marxistischen Gesellschaftslehre als heuristischen Prinzips. Vielleicht verleitet den Verfasser die Lust am funkelnden Geistesspiel der hegelisch-marxschen Dialektik an einzelnen Stellen zu allzukühnen Antithesen; aber wenn er damit Widerspruch weckt, so regt er doch auch das Nachdenken und das Nachschaffen an.

Besonders anregungsreich erscheint mir die dem ganzen Werk zugrundeliegende politische Antithese: England — Deutschland. Sie ist begrifflich wie historisch richtig gestellt und gibt den festen Boden zur Beurteilung des Weltkriegs ab. Im Verlauf der Dinge wird sie indessen noch eine Ausweitung und Vertiefung erfahren müssen. Wie denn überhaupt die Stärke des Autors zugleich seine Schwäche ist: er ist konsequenter Rationalist und versagt noch dem Irrationalen den ihm — vielleicht leider — gebührenden Platz in den Äußerungen menschlichen Gemeinschafts- und Gesellschaftslebens; er hält sich nicht immer vor Augen, ein wie kleiner Ausschnitt der individuellen wie der Massenpsyche in die Sphäre des Bewußtseins und der logischen Aktivität fällt.

Das wird so recht klar, wenn man bei Lensch das Kapitel über den 4. August der deutschen Sozialdemokratie liest. Ich sagte schon, daß er der Zustimmung zu den Kriegskrediten an jenem Tage widersprach. Warum? Weil er sie zwar „strategisch angesehen für richtig, taktisch angesehen aber für falsch" hielt. Die Rücksicht auf die damals noch bestehende Internationale hätte, nach seiner Meinung, bei aller Anerkennung der Pflicht zur Vaterlandsverteidigung und bei aller Anfeuerung der sozialistischen Soldaten, diese Pflicht mit vollster Hingabe zu erfüllen, doch von der Parlamentsfraktion die Kreditverweigerung gefordert; erst nach der Konstatierung der Tatsache, daß in Frankreich wie in England die Sozialisten nicht nur das geforderte Geld bewilligt, sondern sich auch zur Teilnahme an der verantwortlichen Regierung bereit gefunden hatten — also nach der faktischen Zerstörung der Internationale hätten die deutschen Sozialisten (wie Lensch es getan hat) die zweiten und folgenden Kredite bewilligen sollen. Ich halte aus einem Dutzend schlagender Gründe diese Anschauung für ganz falsch; es würde aber zu weit führen, das hier auseinanderzusetzen. Dem Verfasser gibt freilich seine Auffassung dieser Dinge Gelegenheit, mit Sachkunde und Festigkeit von jener Internationalen zu sprechen, der so viele deutsche Sozialisten mit innigem Schwärmerglauben angehangen haben und — noch anhangen. Unbelehrbarer deutscher Michel! Wie wenn er nicht immer seiner unglücklichsten Liebe am treuesten sein und als frierender Toggenburger durch die kalte Welt ziehen müßte ...

Nur wenn wir uns über die Zusammenhänge des Vergangenen und Gegenwärtigen, über die schaffenden Zukunftskräfte ganz klar sind, können wir mit Aussicht auf Erfolg an das gewaltige Werk des Wiederaufbaus herantreten. Voraussetzung ist, daß wir auch weiterhin imstande bleiben, dem Ansturm unserer Feinde die selbstsichere Kraft eines einheitlichen nationalen Willens ungebrochen entgegenzustellen. Diese Sicherheit und diese Einheitlichkeit werden durch Lenschs Buch in der erfreulichsten Weise gestärkt.

Über den Emanuel Quint

von Friedrich Burschell

Vor diesem Werk ist der Kritiker entwaffnet, zudem wenn er ein Mensch ist, der sich gewöhnt hat, sich selber am Gegenstand zu messen. Mit einer Betrachtung ist hier das wenigste getan; denn was sich uns entgegenstellt, ist gewaltiger als wir und greift mit zu großer Liebe an unsre Seelen und wird, wenn anders eine Sehnsucht nach dem Unbedingten und dem Guten in uns ist, mehr und mehr aus dem geschriebenen Buch zu lebendigen Zeichen sich bilden. Der Kritiker hat das Wort verloren, es genüge ihm, daß er hier eine Echtheit sehe und eine jeden Zweifel herrisch niederschlagende Gesinnung, die nach andern Reichen weist, als in denen er zu Hause ist. Denn hier ist mehr als Dichtung, und was gebildet wurde, war zu schwer und tief, um von einer Form noch irgendwie gefaßt zu werden. Aber es ist allein das Verdienst des Dichters, so über sich selber hinausgegriffen zu haben; die Gegenstände sind seit langem freigegeben, man kann aus ihnen machen, was man will; hier jedoch ist mit einer begnadeten Hellsichtigkeit der Gegenstand des heiligsten Lebens aus dem bedrohlich nahen Bezirk des Artistischen in freie Unendlichkeit hinübergerettet worden. Der Emanuel Quint ist ein Werk voller Erleuchtung; wenn man auch weiß, daß Hauptmann der Dichter ist, der heute die Menschlichkeit am reinsten darzustellen vermag, so bleibt doch die Reinheit dieses Buches ein unbegreifliches Wunder. Aus verborgener Tiefe rauschen die alten, lauteren Quellen herauf, es hat sie einer gehört, maßlos überwältigt von dem unsäglich Naturhaften, es war seine Mühe, ihr Klingen und Rauschen so weiterzugeben, wie er es hörte, mitsamt allen Fragen und allen Bitten um Entzauberung, und das ist alles in das Werk hineingekommen und wir stehen vor ihm als vor dem neuen mystischen Dokument der Christlichkeit.

Alles wahrhaft Christliche drückt sich im Gleichnis aus. Ursprünglich war das Gleichnis dazu da, einen unsichtbaren Vorgang, da es an Abstrakten fehlte, durch ein entsprechendes Bild der sichtbaren Welt zu verdeutlichen. Das Gleichnis war zunächst Erläuterung und Umschreibung oder ganz einfach ein Beispiel. Die indischen Sittensprüche haben für jeden abstrakten Moralbegriff ein Gleichnis, das zugleich Erklärung, Beweis und Beispiel sein kann. Denn dieses Gleichnis ist noch ganz eindeutig, die Sprache seiner Moral geht auf die Beherrschung des Weltlichen und ihre Allgemeinbegriffe sind eins mit der Summe des Erfahrbaren. Das Gleichnis war zunächst ein Schmuck und ein beredterer Ausdruck, es fehlte die Notwendigkeit. Durch Christus ist das Gleichnis notwendig geworden.

Es scheint freilich auf den ersten Blick, — und auch die Jünger Christi verstanden es so — als mache das Christliche jedes Gleichnis überflüssig oder als sei es schief und nicht in rechtem Verhältnis zum Gewollten. Man versteht es noch, daß ein Mensch, der einen verborgenen Schatz im Acker findet, alles verkauft, um zu diesem Acker zu kommen, aber daß ein Kaufmann wegen einer schönen Perle sich seines ganzen Besitzes entäußert, ist doch ein wenig verrückt und als Beweis nicht recht einleuchtend. Es erscheint rätselhaft, daß Christus auf die Frage der Jünger, warum er in Gleichnissen spreche, antwortet, man würde ihn sonst nicht verstehen, wo er doch hinzufügt: „Wer hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird auch noch genommen, was er hat," und wo diese Worte doch deutlich gerade auf das Nichtverstehen gehen. Es kommt hinzu, daß dem Christlichen kein irdischer Vorgang entspricht, der mit Worten unzweideutig zu erzählen wäre; denn alles Irdische steht zum Christlichen im Verhältnis des Sprunges, im Irdischen erfüllt sich nichts und das Christliche ist nur da, wo das Irdische verlassen wird. Wenn also das Gleichnis Christi einen Sinn haben soll und wenn sogar behauptet wird, daß es erst hier seinen Platz gefunden hat, so kann es nur im Paradoxen sein. Es ist paradox zu sagen, daß nur der sein Leben zu gewinnen vermöge, wer es verliere, aber in diesem Satz ist das Christliche völlig rein enthalten; denn alle Worte haben einen doppelten Sinn, den irdischen, allgemein verständlichen und den christlichen, der nur von dem verstanden wird, der zu hören geneigt ist. Das Christliche ist für jeden andern nichts weiter als eine Verrücktheit und ein völliger Unsinn, im besten Falle eine interessante Paradoxie. Und das christliche Gleichnis beweist nichts und vermag nicht zu überzeugen, wenn die Ohren nicht da sind, auf den geheimeren Sinn zu lauschen. Dann freilich erst wird das Gleichnis notwendig; denn es bedarf der Worte und der Schrift, wir sind alle im Irdischen befangen und rufen nach Vermittlung, und Worte vermögen nur das Irdische zu geben, aber sie müssen gesagt sein und darum spricht Christus hier noch in Sprichwörtern, dort aber frei heraus. Christus ist an das Paradox gebunden, mit diesen Worten zu sprechen, aber ständig das andere zu meinen; darum braucht er das Gleichnis, das zwar nicht ganz in der Mitte steht, aber in dem ein Schwingen nach der andern Heimat ist und in dessen hinüberführender und Ungleiches gleichsetzender Sprache der Anruf und die Lockung laut wird, den Sprung im Hören zu vollziehen: „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen." Niemals kann das Christliche direkt gesagt werden, es müßte denn die Offenbarung vollendet sein. Aber das Paradox ist nur ein Mittel, wenn es auch gleich das einzig notwendige für den Christen ist. Es bleibt nicht paradox, und das Gleichnis, das nie zur Deckung gebracht werden kann, wendet sich um, und in der Erkenntnis-

seines Widersinns ist schon das andere, namenlose Verständnis vorbereitet.

Es ist merkwürdig, daß es Kritiker gegeben hat, die man zu den einflußreichen zählt und denen eine genauere Kenntnis des Dichters Gerhart Hauptmann sonst nicht abzusprechen ist, die von „Emanuel Quint" behauptet haben, man wüßte nicht recht, woran man mit diesem Werke sei. Der Dichter, meinten sie, nenne seinen Helden mit einer ziemlich irreführenden Ironie den armen Narren in Christo, aber er bleibe nicht dabei, es komme heraus, daß er ihn doch recht ernst nehme; es sei nicht rein ausgemacht, wie man sich zu stellen habe, der Dichter zeige alle möglichen Betrachtungsweisen, ja er sei sogar manchmal auf eine nicht recht erklärliche Art bis zur ungewöhnlichsten Anteilnahme von seinem eigenen Stoff mit fortgerissen; es fehle so die rechte Einheit und es sei etwas nicht ganz Ausgetragenes in diesem im übrigen wieder stellenweise recht tiefen Werke des bedeutenden Mannes. Man kann nun freilich niemand zwingen, mehr zu sagen, als man weiß. Aber man hätte zum mindesten stutzig werden sollen, man hätte aus der bis in viele Einzelheiten ganz deutlichen Parallelität des Quintischen Lebens mit dem Leben Christi einen oder den andern Schluß ziehen können; denn es wäre doch etwas zu plump geraten, daß der Dichter diese Verwandtschaft nur deshalb in das Spiel gebracht habe, um den Narren in seinen Wahn nur noch mehr zu verstricken. Man hat nichts gemerkt, man hat nicht einmal gesehen, — was doch so schlaue Menschen sonst sogleich verspüren — daß der Dichter sie ein wenig an der Nase herumführt. Der Dichter spricht als Chronist von seinem Helden, aber ob dieser Chronist die wahre Meinung des Dichters sage, wie die Kritiker ohne weiteres annehmen, das ist ja eben die entscheidende Frage. Der Chronist gibt sich als ein gebildeter, verständiger und toleranter Mensch, der seinen Helden so lange mit einer gewissen Liebe, sogar mit nicht recht verhehlter Bewunderung begleitet, als der arme Mensch mit der harmlosen Leidenschaft seines Selbstentäußerungsdranges noch auf rein menschlicher Höhe bleibt. Sowie aber die Narrheit in Christo in eine bestimmtere Nähe zu seinem Vorbild rückt, wird der Chronist mitleidsvoll skeptisch oder nur vernünftig. Es gibt immer einen gewissen Punkt, bis zu dem der Chronist mitgeht; was darüber hinausliegt, ist eben das Krankhafte oder das Närrische. Es wird auch gesagt, daß es das Paradoxe ist; denn daß ein armseliger Mensch, ohne eine andere Legitimation als die unkontrollierbare Tiefe eines gewiß recht innerlichen Gemütes zu haben, sich nicht bloß in der Nachfolge Christi gefällt, sondern im Verlauf seines trüben Schicksals mit ständig zunehmender Bewußtheit als Jesus Christus selber auftritt, darf wohl paradox genannt werden. Vor allem, wenn von vornherein deutlich gesagt wird, daß das Bewußtsein des Helden mit keiner

krankhaften oder vererbten Trübung belastet wird und die Krankheit, von der der Chronist spricht, nur eben in dem Bewußtseinsinhalt liegt, der wegen seines unerhört gelagerten Falles von einem vernünftigen Menschen auf irgendeine Weise erklärt werden muß. Wo also ist der Dichter, steckt er in der Paradoxie, die nach Auflösung verlangt, oder in dem vernünftigen Menschen, der die Paradoxie, die über das allgemeine Fassungsvermögen hinausgeht, nicht gelten oder nur so als den merkwürdigen Fall stehen lassen will? Unendliche Klugheit dieses Werkes! Das eben ist deine Frage, Leser oder Kritiker, es hängt von dir ab, wie weit du mitmachen willst oder nicht; hier hast du die Stimme der Welt, der Chronist redet sie dir vor, so sympathisch als sie immer sein kann, und da hast du das christliche Paradox in einer Reinheit, die du auch im Evangelium nicht besser finden kannst.

Der „Emanuel Quint" ist das mystische Gleichnis des Wandels Jesu Christi, er muß seinem Charakter nach alles in der Schwebe lassen, er ist gleich weit entfernt vom Kunstwerk wie vom Traktat. Das Traktat ist direkt und unzweideutig, seine Lehren und Gebote geben keine Fragen auf, und es will nichts weiter sein als ein praktischer Hinweis zum richtigen Handeln. Der „Quint" dagegen ist voller Fragen und sein im Gleichnis angebotener Weg ist das Äußerste an Unausführbarkeit. Aber dieser Weg ist auch nicht derart, daß er in der vollendeten Erzählung schon sein Genüge finden könnte; der „Quint" ist kein Kunstwerk; denn das muß stets in sich vollendet und rund sein, es gibt keine Rätsel auf und stellt keine Forderungen und Fragen, es bricht wohl manchmal und um so öfter, je größer das Werk ist, der Schein der unvollendeten, wahreren und schmerzlicheren Welt herein, doch der Schein ist abgeblendet und in beruhigter Schönheit aufgefangen. Das Kunstwerk ist fertig in dem Augenblick, wo es aus der Hand des Künstlers entlassen wird, es hat an sich selber genug, ob es gefalle oder nicht. Der „Quint" aber wird erst vollendet, wenn er auf die Gesinnung trifft, die den Mut zum Sprung in sich hat; denn er ist ein christliches Buch, das sich im Gleichnis ausdrückt. Er ist entweder das eine: eine Narrheit und die bloße, hin und wieder recht interessante Paradoxie, oder er ist der Brunnen des Lebens, er ist entweder tot oder lebendig, es gibt hier keinen Mittelweg, so wie es Christus gesagt hat, daß man Ohren haben kann und doch nicht hören und daß es den einen gegeben ist, den andern aber nicht.

Der „Emanuel Quint" ist das mystische Gleichnis des Wandels Jesu Christi, er erzählt von einem, der gleich wie Jesus lebte, doch dieses gleich wie wendet sich um zu mystischer Bedeutung. Es entspringt aus einem Vorgang, der in der Innerlichkeit des Helden verborgen bleibt, er ist zunächst das Traumerlebnis, das über sein Schicksal entscheidet. Aber es

bleibt nicht bei dieser einzelnen Bestimmung. Nämlich dem armen Quint war eines Nachts im Gefängnis der Heiland erschienen, und er hatte zu ihm gesagt, er wolle bei ihm bleiben, und wie Emanuel die Arme nach ihm ausbreitete, kam der Heiland auf ihn zu und ihre Berührung wurde so innig, daß sie ineinander übergingen und verschmolzen und nur ein Wesen bildeten. Viele ekstatisch Fromme haben das gleiche Erlebnis gehabt, es ist die alte Lehre vom Abendmahl als dem tiefsten Mysterium der himmlischen Hochzeit. Aber es ist von keinem Ekstatiker überliefert, der über das Fieber seiner höchsten Erhebung hinaus das Mysterium in sein waches, tägliches Leben einbezogen hätte. Quint tut es, und es ergibt sich daraus der schwierige Umstand, daß er in seinem Innern und für sich selber der Heiland Jesus Christus ist, daß er so denkt und redet und handelt wie er, daß er aber für die andern der Emanuel Quint bleibt, geboren in Giersdorf, hineingestellt in diese wunderlose Welt. Aus diesem Zwiespalt kommen dann freilich alle Anfechtungen und der schließliche, jammervolle Ausgang. Bliebe es aber dabei, wäre nichts mehr in dem Buch enthalten als dieser merkwürdige Fall, daß ein Ekstatiker von seinem Erlebnis bis zum Tode zehrt, so wäre es noch immer kein christliches Buch. Viel näher an die Wahrheit käme dann schon die Vermutung, daß den Dichter der Vorwurf gereizt haben könne, einen Menschen zu schildern, der in allem Jesus ganz gleich ist, so wie er in unsern Tagen aussehen müßte, um zu zeigen, daß es ihm auch heute nicht anders ergehen würde; und ein solches Buch wäre dann allerdings ein Gericht über die heutige Christenheit oder auch eines über Christus, ganz wie man will. Das aber hat Dostojewski schon mit seinem Großinquisitor geleistet. Nein, es ist mehr und Tieferes, was hier unternommen wurde. Daß dieser Mensch, Emanuel Quint, als der Heiland erscheint, bleibt nicht in dem einzelnen Fall einer gläubigen Innerlichkeit befangen, es wächst weit darüber hinaus und wird, so verborgen und paradox es auch auftreten muß, zum lebendigen Bild der ewigen Gültigkeit und der überzeitlichen, auf unser aller Erlösung gehenden Bestimmung der christlichen Liebe.

Es ist ein frommer und auch ein verhängnisvoller Irrtum zu meinen, daß mit dem Tode Christi die Offenbarung vollendet sei. In diesen Tagen insbesondere wird niemand, ohne – wenn auch unbewußt – sehr ironisch zu werden, behaupten können, daß durch den Opfertod die Welt erlöst worden sei und das Reich Gottes, sei es auch mit welchem Schlüssel und an welcher Tür, sich aufgeschlossen habe; das steht alles nur in den Büchern. Hier läßt sich nichts mehr drehen und nach innen wenden, vom Tage des erlösenden Endes ab wird nicht mehr in Sprichwörtern geredet. Da gibt es nur eins, die Errichtung des Reiches unter der Herrschaft des Geistes. Aber das Ende bleibt in weite Ferne gerückt und Gottes Wege sind dunkler

als je, das Warten der Menschheit ist doch wahrhaftig noch so bange und voller Angst wie immer, der Schrei am Kreuz ist vom Winde verweht, er ist nicht gehört oder noch nicht angenommen worden, und der lange, bittere Weg muß noch einmal und wie oft noch getan sein, bis er den Parakleten trifft, der in der Herrlichkeit kommt.

Der Quint hat nur dann die Bedeutung, wenn die Welt so genommen wird; anders wäre er eine Spielerei und eine müßige Wiederholung; so aber wird er zum wahren Gleichnis des Wandels. Jesus hat noch nicht ausgelitten und das Maß seiner grenzenlosen Liebe ist noch nicht ausgeschöpft, er muß sich in die Niedrigkeit wiedergebären; ein demütiger und sehr menschlicher Sinn hat ihn in einem Narren vor der Welt gesehen, er hat nichts getan, um ihn einzuschmeicheln, er hat ihn mitten in das nüchternste Licht einer rings bekannten Gegenwart hineingestellt. Die erschütternde Kraft des Quint ruht gerade darin, daß der Dichter mit der reinsten und unbestechlichsten Wahrhaftigkeit die Welt so gelassen hat, wie sie ist, hier ist nichts zurechtgerückt einem Problem oder einer Idee zuliebe, hier ist nur das wirkliche Leben. Die Fragen kommen nur darum aus dem Werk, weil es das Leben so völlig umfaßt, sie sind nicht von vornherein hineingearbeitet und sie zielen auf keine untergeschobene Lösung. Der Dichter will nichts verständlicher machen, er schaltet sich im Chronisten selber aus; und ist nicht das Opfer des Quint bis zum Ende von einer überwältigend lächerlichen Vergeblichkeit? Die Stimmen von oben bleiben alle stumm und der Chor des irdischen Behagens übertönt die unschuldsvolle Sprache der messianischen Gewißheit. Der Roman des neunzehnten Jahrhunderts, der die Enthüllung des harten und wahren Lebens brachte, hat Bücher voll einer unsäglichen Trauer geschaffen, wie die éducation sentimentale eines ist. Aber wo bleibt ihre Trauer gegen die Vergeblichkeit des Opfers im Quint? Die Menschen dieser Bücher wollten doch alle etwas, sie hatten Hände, um zu greifen, und es gab Dinge, nach denen man greifen konnte, sie hatten wenigstens die Möglichkeit der Erfüllung, sie hatten die Erinnerung und die Phantasie, das Leben war nicht so schlecht, daß es nicht doch noch den besseren Traum zuließ; und sie hatten Tränen und den Trost des Schlafes und des schließlichen Endes. Nicht so der Quint. Was er tut und will, ist von vornherein verworfen, was er sagt, wird nicht einmal gehört; und die wenigen, die ihn hören, sind außerstande, ihn zu verstehen. Der Schmerz kann nicht höher getrieben werden. Er will ja für sich selber nichts, es kann ihm aus der irdischen Zugänglichkeit kein wirkliches Leid mehr kommen; er will nur verstanden werden, aber auch dies wird ihm versagt. Hauptmann hat hieraus mit sicherer Intuition die furchtbarste Passion des Heiligen gemacht. Er hat, um das Leid noch leidvoller zu gestalten, die wundervolle Gestalt des jungen

Dominik dazu erfunden. Dominik ist der einzige, der mit wahrer und selbstloser Liebe zu Quint emporzuschauen vermag, aber auch er begreift ihn nicht ganz. Der Jüngling ist groß genug, um Größe zu fühlen, er ist zu jeder Bewunderung fähig, aber seine Jüngerschaft bleibt im Lyrischen stecken, sie bleibt reines Anschauen, das bis zur Blasphemie sich versteigt, im Heiligen ein Genie zu sehen. Wohl ist eine tiefe, christliche Kraft in ihm, aber er muß vor der Welt kapitulieren, das Schicksal Quintens hat seinen Ekel noch vertieft und er will lieber sterben, als daß er das Letzte noch mit ansehen möchte. Zum Abschied sagt ihm Quint die Worte, die zugleich sein messianisches Bekenntnis bilden: „Mit dir wird Gott sein; denn wo du auch hingehst, treibt dich die Sehnsucht zu Gott. Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewissen zurücklasse." Aber er sieht ein, daß alles müßig ist, die Worte sind ohne Kraft vor ihnen; so bleibt nur das Opfer. Der Tod Dominiks ist kein Opfer, er stirbt schuldlos, wie er lebte, aber er lebt und stirbt in sich, er hat Sehnsucht nach dem Besseren und es ist möglich, daß er es findet. Wer aber wie Christus lebt, muß auf die Stimme warten, die ihn ruft – er kann sich nicht auf das Mögliche verlassen – wenn sie nicht zu ihm kommt, muß er sie zwingen. Das Leben Jesu bis zum letzten Schrei war ein Rufen nach dem oberen Reich und das Kreuz war die höchste Magie. Der Messias ist mehr als der bloß schuldlos Leidende und der Opfertod mehr als die bloße Besiegung der Welt. Christus ist mehr als das unschuldige Lamm, das die Sünden der Welt auf sich nimmt, damit sie an ihm ihre Vergebung finden; er will, daß sie nicht mehr zu Worte komme, und damit das Gewicht ihrer Schuld nichts mehr verzögere, lädt er alles auf sich, er, der Verachtetste; Christus ist im soteriologischen Drama der einzig Handelnde und er bleibt allein zur letzten Zwiesprache. Aber es geht darum, daß das Opfer angenommen wird und hier ist Schweigen. „Ich habe immer wieder gefragt, wann soll ich mein Blut ausgießen, meine starke Liebe in die ewige Glut des Hasses dieser Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen." Der Nachfolgende ist völlig eins mit dem Vorbild, es war nie ein Unterschied zwischen ihnen, die gleiche Unerbittlichkeit trieb sie auf den Weg der Qualen; Namen und Tracht der Zeit sind anders geworden, aber den Wiederkommenden trifft das nämliche Schicksal, und die Liebe geht immer den schwersten Gang. Es ist schließlich und im Entscheidenden gleichgültig, welches Opfer Emanuel auf sich nahm und wie er starb, es bedarf dafür keines Symboles mehr, hier sollen nur noch die nackten, grauenvollen und zerreibenden Wirklichkeiten sprechen. Genug, das Opfer scheint nicht angenommen worden zu sein, der Narr ist ein Narr geblieben, er irrte als ein unsteter Flüchtling umher, er sagte es nur vor allen Türen, vor die er kam, daß er der

Christus sei, und, wie zu erwarten war, so schlugen alle Türen vor ihm zu. Es ist gut von Hauptmann, daß nur die Kälte und das Schweigen der Welt am Ende seines Werkes steht; denn weiter soll nicht gegangen werden.

Es wäre eine Frage des berechtigten Unwillens denkbar, — sie würde zeigen, daß das Buch wenigstens mit Aufmerksamkeit gelesen worden ist — nämlich die, wozu ein solches Werk überhaupt geschrieben werde. Diese Frage kann wieder nur mit einer Frage beantwortet werden, aber es liegt in ihr die ganze Unendlichkeit und der Quint ist nichts anderes als die letzte Fragestellung selber: wozu wir eigentlich leben? Hier lasse man den Christen sprechen, man stimme sich zur Demut und höre auf das Wunder und das Trotzdem der Liebe. Denn uns allen tut sehr ein wenig der christlichen Liebe not, und der oder du kannst der Heiland sein, und ich wäre vorbeigegangen und dem Lauf der Welt wäre kein Tropfen meines Blutes einverleibt. Man habe Achtung vor dem Mysterium; denn diese Tage zählen so gut wie die andern und das Leben läßt sich nur einmal retten.

Die Entwicklung der Kriegsliteratur

von Walter v. Hollander

Kriegsliteratur ist wenig beliebt. Der Krieg hat die Federn gar zu vieler Unberufener in Bewegung gesetzt. Es war zu natürlich, daß jeder, der ein wenig Tinte in seinen Adern fühlte, der Versuchung erlag, da er ein Thema mit Gefahr und Schweiß erkämpfte, das wahrhaft alle etwas anging. Es war auch natürlich, daß fast jeder Abnehmer fand. Ungezählte Provinzblättchen, ja selbst die größten Tageszeitungen boten Asyl und Obdach für die Erlebnisse der ersten Kämpfenden und verkündeten die wackeren Taten zahlloser Anonymi. Der Krieg — zunächst doch noch vielen Sensation des Tages und allen völliges Neuland — der Krieg mußte in seinen äußeren Formen erkannt werden. Die Sprache des Krieges mußte allen Nichtkämpfern gelehrt werden. Die Feldpostbriefe waren das geeignete Wörterbuch.

Was zunächst erstaunte, war die Gleichmäßigkeit der Phraseologie, die merkwürdige Einheitlichkeit der Erlebnisform. Der Einzelne in Kampf und Gefahr — in Ich- und Wirform — der Held, wie er als dritte Person bezeichnet wird, ist das scheinbar unerschöpfliche Thema, ist das Sigma dieser ersten Epoche. Optimisten sahen in der Einheitlichkeit des Erlebens das Zeichen innerlichster Einheit. Die Wahrheit ist, daß in den Schilde-

rungen der Feldpostbriefe eine so überraschende Übereinstimmung erzielt wurde, weil sie ganz abhängig waren von den Phrasen vergangener Kriege und der soldatischen Erinnerung der Väter. Nicht wie der Krieg war, wurde geschrieben, sondern wie er hätte sein müssen nach Wunsch und Meinung aller Soldatenherzen. Man sah, was gesehen werden sollte, und schrieb den Feldpostbrief, wie man ihn in der Heimat erwartete. Die absolute Bejahung des Krieges aus der Notwendigkeit heraus wurde volksgemäßer umgestaltet zu einer Bejahung aus dem Schicksal und Willen des Einzelnen heraus. Die ungeheure vorwärtsstürmende Wucht der ersten beiden Kriegsmonate begünstigte die Meinung, als sei die Aktivität des Einzelnen irgendwie im Geschehen bemerkbar.

Die Herrschaft des Feldpostbriefes reicht noch hinein in die Zeit des beginnenden Stellungskrieges und erhält frische Blutzufuhr durch die erstaunliche Schilderung des Schützengrabenlebens mit seinen vermeintlichen Humoren. Endlich finden hier die Schweigenden Zeit, Verwahrung einzulegen gegen Phrase, Pose und Schminke: der Feldpostbrief wird abgelöst durch den Essai. Der Essai ist geboren aus der Empörung, der ersten Selbstbesinnung und dem Blick ins Ungewisse. Auch der Essai beschäftigt sich hauptsächlich mit der Psyche und dem Schicksal des Einzelnen. „Die Seele des Soldaten" ist der Titel der besten und lesenswertesten Schrift, deren Verfasser — Erich Ewerth — ebenso klug wie nüchtern ist.

In seiner Wirkung durch den Essai abgeschwächt, wird der Feldpostbrief durch eine innerdeutsche Stimmung mit fortgeschwemmt. Die Gewohnheit stumpft gegen das Schauspiel ab. Vor allem aber ist es, daß der Kreis der Akteure und ihres Anhangs immer größer wird und daß sich der Kreis unbeteiligter Zuschauer erheblich verringert. Der Tod wird deutlicher, und wenn es zunächst nur ein kleiner Teil war, den das Schicksal schlug, so sind es bald wenige, die ihm kühl gegenüberstehen dürfen. Es ist nichts Besondres mehr, in den Krieg gehn. Es begleiten nicht mehr Blumen und Zuruf den Scheidenden, es ist kaum mehr ein Achselzucken, wenn jemand fällt. Die Staffage versinkt, und es ist gewöhnlichster Alltag, was drinnen und draußen gelitten wird.

Zu dieser Zeit etwa erlauben die Umstände dem offiziellen Berichterstatter, ziemlich gefahrlos die vordere Linie aufzusuchen und somit die tatsächliche Kriegführung mit eigenen Augen zu sehn. Was diese Berichterstatter aus Beruf oder Neigung bis dahin geschrieben hatten, war lediglich ein Kommentar zu den Tagesberichten vom Gesichtspunkt höherer Stäbe aus gesehn, war belächelte Amateurstrategie, harmlose Etappentaktik und Stimmungsbildchen aus den Konstruktionssälen der Kriegsmaschine. Es ist dann den meisten Berichterstattern nicht gelungen, sich

dem mächtigen Einfluß der Feldpostbriefe zu entziehn; ihre Werke bedeuten vielmehr zunächst eine Renaissance der Schminke. Waren sie im Anfang dem belanglosen Einzelerlebnis ferngehalten, so ergießt sich nun ein Wildbach von Histörchen und Schnurren über Leben, Meinung und Taten der „Feldgrauen" in die Presse. Immer noch — entgegen der Wahrheit und nun auch entgegen der Einsicht der Heimat — beherrscht der Einzelne den Krieg, immer noch steht das Persönliche im Vordergrunde, immer noch steht die Anekdote an Stelle des Tatsächlichen. Es ist erstaunlich, daß selbst ein Mann wie Schmidtbonn in seinem „Menschen und Städte im Krieg" zu einer Zeit, da die Sammlung seiner Tagesaufsätze eine innere Einsicht wohl gestattet hätte, an einigen Stellen noch ins Anekdotische, ins Süßliche und Unwahre abgleitet. Dennoch ist er es, der vielleicht als einer der ersten die ursprüngliche Kraft einiger Bilder dieses Krieges gestaltet hat. Er hat das mir eindrucksvollste Bild gemalt: „Soldaten, die in die Schlacht gehen". Er hat — wie er aussagt, und was vieler Wille und weniger Gelingen war, — das Menschliche gesucht und hat seiner Kunst gemäß das Bild gefunden. Da, wo es ihm gelingt, die Wahrheit zu gestalten, ist es nicht mehr das Menschliche, sondern die Zusammenballung von Menschen zur Masse, Rhythmus und Gang einer Kraft, die über der Summe der Kräfteerzeuger steht. Gerade dort, wo der Einzelne untergeht und nichts mehr ist als der Tropfen einer Welle, nichts mehr als ein mitgerissenes Mitreißendes, nichts mehr als eine aktive Passivität, nichts mehr als ein geschobenes Agens, gerade dort, wo Wunsch, Wille und Selbstbestimmung von unfaßbarer Gewalt getrieben im geforderten Ziel untergehn — dort beginnt die Wahrheit des Krieges. Und wenn Schmidtbonn in seinem ersten Buche noch in „Andacht vor dem dennoch siegreichen Aufstieg des Bildes Mensch" steht, so ist es vielleicht die Frucht einer künstlerischen Besinnung, wenn sein zweites Buch vorwortlos vom „Krieg in Serbien" handelt. Hier ist nur Bild und Bildner entscheidend und die gesättigte Kraft eines so reifen Künstlertums, daß der Krieg nicht mehr Selbstzweck, nicht mehr Endziel ist, sondern nur noch der Vorwurf des Künstlers, das Motiv, das aufgegriffen wird, weil es nichts Kraftvolleres, nichts Leidenschaftlicheres gibt.

Es ist klar, daß leichter der abseits Stehende zur Gestaltung kommen kann. Nur wer von Tornister und Tod unbeschwert den Krieg sieht, nur wem nicht das Blut des Nebenmannes das Gesicht verdunkelt, nur wer nicht Schlamm und Regen am eigenen schmutzigen Leibe erfuhr, nur der vermag den Krieg als Kunstwerk zu sehn, aus dem Krieg ein Kunstwerk zu bilden. Das Gewicht von Gewehr, Stiefel und Gestank drückt so scharf in die Masse hinein, daß es schwer ist, über sie hinwegzusehn. Einer zwar hat es vermocht, aus der Masse heraus Künstler zu sein, die Luft

zwischen den Massen zu malen, den Einzelnen als Typus zu zeichnen, weil er ihn nicht als Typus sah, sondern als Nachbarn. Es ist Oskar Wöhrle, der unbedingt eine besondere Stellung einnimmt. Was er schrieb, gab er aus der unbekümmerten Sorglosigkeit eines süddeutschen Herzens, mit der Intuition des gänzlich Unbeschwerten, mit der Harmlosigkeit des Unliterarischen. Ich weiß nicht, ob er ein großer Künstler ist, aber ich weiß, daß sein Buch ein erlesenes Kunstwerk ist. Seine Worte sind oft so unverbraucht, daß sie mich an Gottfried Keller gemahnen. Hier erzählt der einfache Mann mit der Selbstverständlichkeit und der humorgefärbten Apathie, wie sie unsre Soldaten haben. Daß Wöhrle die Dinge so ausspricht, wie sie der Soldat, der nur eine Soldbuchnummer ist, empfindet, das ist die Bedeutung seines Buches mit dem unliterarischen Titel „Soldatenblut". Man fühlt unbestimmt, daß der Verfasser dieses Buches seiner Gestalt gemäß eigentlich nicht hätte ins Licht der Berühmtheit gelangen sollen, weil er der Mittler der Namenlosen, Ungenannten und ewig Beschatteten ist. Nicht eine Schilderung, nicht ein Ergreifen, sondern ein Leben und ein Ergriffensein. Nicht ein Bild des Krieges, sondern des Kriegers. Nicht Geschehnisse und Taten, sondern Erlebnisse und Dulden. Nicht das Leiden der Menschheit, nicht die Qual des Krieges, sondern der leise, dumpfe Druck, wie er in Herz und Hirn der Masse lebt: das einzige Buch der Namenlosen, Ungenannten und ewig Beschatteten.

Was im übrigen über die Masse herausragt, was irgend beachtenswert ist, wurde geschrieben von Epikern, Pathetikern und Künstlern, nicht von Soldaten. Was in Schmidtbonn Entwicklung war, die Loslösung des Krieges vom Menschlichen, das gestalthafte Erfassen des Krieges, das bringen andre von vornherein. Der Mensch im Kriege klingt nur noch leise an. Nur noch Vermittler des Krieges, nicht mehr Träger, wird er zur dumpfen Basis der ungeheuren Geschehnisse. Mit dem Persönlichkeitskult verschwindet Bejahung und Verneinung des Krieges, und schließlich ist es so, daß alle abseits jeder Wertung den Krieg als einen künstlerischen Vorwurf von gigantischer Ausmessung empfinden, den jeder nach Kraft und Gewissen seines Könnens zu bewältigen sucht.

Da ist Kellermann, der nach einigen peinlichen Entgleisungen ins Burschikos-Pathetische seinen Stil wiedergefunden hat, seinen Stil oder doch den Stil seines Tunnels. In der maschinellen Phantasie geschult, ist es ihm möglich, die maschinelle Wirklichkeit, Atem und Takt des Krieges zu erfassen. Überall dort zwar, wo er Menschen zeichnen oder Menschliches geben will, ist er leicht gefärbt. Seine Menschen sind pathetische Maschinen von durchweg gleicher Präzision der Gefühle. Dort aber, wo der Mensch sich zum Kriegswillen konzentriert, wo Massenwille mechanisch auf Massenwillen getrieben wird, überall dort gelingen ihm

Schilderungen, die die teuflisch exakte Nüchternheit, die kühle Atemlosigkeit des großen Blutvergießens im Tiefsten packen. Kellermanns Werkzeug ist Expressionismus, durchdachte Pathetik des Gehirns. Ich stelle ihn deshalb am höchsten, weil er als Zuschauer verschwindet und weil seine Akteure sich nicht zum Schaden des Schauspiels vordrängen. Er erfaßt den Krieg stets in der höchsten Steigerung, im Superlativ.

Es ist überhaupt die natürliche Versuchung für den Zuschauer, den Krieg nur im Höhepunkt zu erfassen, Höhen miteinander zu verbinden und so eine einheitliche Linie herzustellen, deren Ausdrucksform das epische Pathos wird. Am schärfsten ist das vielleicht in Nowaks „Hötzendorfs Lager". Hier handelt es sich nur noch darum, eine Entwickelung zu geben, ein Geschehen zu zeichnen. Das Resultat ist, daß sich Tatsachen hinter Worten verstecken, die Wirklichkeit hinter der Kunst. Der Krieg wird zur episch geformten Sage. Nowak ist von der Historie nicht mehr getrennt durch die blendende und verdunkelnde Glut des Miterlebens, sondern nur noch durch die Phantasie des Künstlers. Damit ist ein Endpunkt erreicht, der nicht mehr überschritten werden kann.

Als Resultat bleibt schließlich ein Gegensatz: Der Krieg vom Zuschauer aus gesehen wird in seiner Gesamtheit zu erfassen gesucht. Was dabei herauskommt, ist grandios, imposant oder tief, je nach dem Charakter des Künstlers — aber es ist nicht der Krieg in seiner wahren Gestalt, sondern der Krieg im Spiegel des Temperaments. Der Krieg aber von Mitkämpfenden aus gesehen zerfließt in Einzelheiten, wird persönliches Schicksal. Die unendlichen Scharen derer, die hier und da ein Bildchen aus dem Kriege zeichneten — viele haben hier eine Wahrheit gefischt, dort eine Wesenheit gefangen, den meisten aber ist doch darum zu tun, ein Mosaik ihrer Seele zu geben, — sie sind verkappte Lyriker, Erben der verstorbenen Kriegslyrik.

Beiden gemeinsam, den Kämpfern und Nichtkämpfern, ist, daß sie den Krieg durch Pathos in irgendeiner Form zu gestalten versuchten, weil er außerhalb des Alltäglichen stand. Da er — nicht ohne Zwang — bejaht wurde, erschien das Pathos, die Überhöhung des Alltäglichen, als der gemäße Grundton, auf den alle Instrumente abzustimmen waren. Die meisten wurden ins Heldisch-Unwahre emporgerissen. Nur wenige sind dieser Gefahr entronnen. Sie waren, wie zum Beispiel Madelung, mit der Rüstung eines naturwissenschaftlichen Künstlertums, einer scharf konzentrischen Selbstbespiegelung gewappnet. Der Krieg als Abenteuer des Unbeteiligten.

Der Krieg ist jetzt zur unerbittlichen Alltäglichkeit geworden: damit, daß er nicht mehr problematisch und außergewöhnlich, damit, daß er so absolut geworden ist wie das Leben selbst, wird er aufhören, als Thema einen besonderen Stil zu finden. Es ist, vom Mitkämpfenden aus

geſehen, unwahrſcheinlich, daß der Krieg in der ſeeliſchen Struktur der Zeit eine ſo weſentliche Umbildung verurſacht hat, wie man es nach der Lektüre von Kriegsbüchern glauben müßte. Dem Gigantiſchen des Krieges kam zwar der pathetiſche Wille jüngſter Literatur vor dem Kriege entgegen. Eine ſolche Ausprägung aber des Pathetiſchen, wie wir ſie jetzt erleben, iſt eine ſeeliſche Unwahrheit. Sie iſt daraus zu erklären, daß der Krieg die deutſche Seele unvorbereitet und überraſchend traf. Pathos iſt zuweilen der Stil der Unſicherheit.

Die antike Kälte und Unnahbarkeit des Krieges, das völlige Aufgehen des Einzelnen in einen unbekannten Zweck, die Miſchung aus der Paſſivität des Einzelnen und der Aktivität des Ganzen hat niemand geſtaltet. Der Künſtler, der dies vermöchte, müßte Mitkämpfer und Zuſchauer zugleich ſein, er müßte den Rhythmus ſchildern können, durch den er ſelbſt rhythmiſiert wird, den Ton finden, in dem er ſelbſt erklingt, das Blut malen, das ihm ſelbſt entſpringt.

Im ganzen wird die Kriegsliteratur in ihren Bahnen weitergehen. Die Mitkämpfer werden hier eine Wahrheit fiſchen, dort eine Weſenheit fangen und werden im Zuſtändlichen aufgehen, die Zuſchauer, die von ihrer geſicherten Poſition aus die größeren Künſtler ſind und ſein können, werden maleriſch, epiſch, rhythmiſch oder wiſſenſchaftlich das Bild des Krieges wiedergeben, wie es ſich in ihnen ſpiegelt. Überall muß der Krieg zugunſten der Kunſt immer mehr zurücktreten und das Pathos zugunſten der Wahrheit.

Bis es keine Kriegsliteratur mehr gibt, ſondern nur noch Literatur in Kriegszeiten.

Alte und neue Bücher

von Hanns Johſt

Für die Kunſt des zweiundſiebzigjährigen Timm Kröger (Alfred Janſſen Verlag, Hamburg) gibt es keine Schlagworte, ſo kommt es, daß dieſer alte, ſolide Holſteiner jenſeits der literariſchen Mode einem ſtillen, faſt unbemerkten Lebensabend entgegenging. Aber wir ſind zu arm an echten Naturen und ſchreibenden Männern, um dieſe verſponnene Station künſtleriſcher Arbeit überſehen zu dürfen. Wir beſitzen in Timm Kröger ein Stück jener lebendigen Kraft, die jung bleibt in der Flucht raſch alternder Bucherſcheinungen. Timm Kröger iſt kein Literat und kein Schriftſteller, vielleicht iſt dieſe Art Leute nicht einmal Dichter, zumindeſt haben derartig gerade und klare Naturen für ſolch ein bindendes und verpflichten-

des Wort wenig Sinn. Timm Kröger ist ein Mensch mit gesunden ehrlichen Organen, mit einem Stück Seele und einem ganzen herben Herzen. Er ist von Beruf Jurist. So hat er das Pathos in den dreißigjährigen Arbeitszielen verloren, wenn er je deklamatorische Absichten gehabt hätte. Aber er war ebensowenig jung (mit zweiundvierzig Jahren sah er seine erste Novelle in der von M. G. Conrad geleiteten „Gesellschaft" gedruckt), als er nun alt zu werden vermag. Gymnasialzeit und Studium verbrachte er allein, ohne die fröhliche Geselligkeit Gleichaltriger; er selbst sieht darin ein gutes Stück Bestimmung für seinen endgültigen Charakter. Dies viele Auf-sich-selbst-angewiesen-sein stellt sein Gesicht auf verwandte Naturen ein; so wird Timm Kröger der Spezialist von kaustischen Humoren alter Sonderlinge und Eigensinne von knorrigen und verwachsenen, holzigen und im Grunde ihres Wesens dennoch romantischen Menschen. Er wird ein Stück redselig, weil er im Schreiben seinen Partnern die Ansicht sagen kann, weil er seine Helden — die letzten Endes alle von ihm voll sind — aussprechen und erzählen lassen kann, was dem schüchternen und etwas menschenscheuen Herrn Justizrat persönlich schwerlich recht liegen mag. Der lange Lebensweg und der Beruf klärten und schärften mehr und mehr den Blick dieses reifen Menschensichters. Seine exakte, wissenschaftliche, sachliche Natur kam seiner Feder zugute. Mit gründlicher Methodik ging er seinen Objekten auf den Leib und ließ nicht ab, bis er ihr Wesentliches und Eigenstes erfaßte. Seine Menschen sind ihm — was einem Grimm seine Märchen waren — innere Sehnsucht und Sammlerfreude. Vor allem Sammlerfreude, rechte geruhsame, behutsame, altfränkische Sammlerfreude! So wird er Chronist seines Erlebens, unbeirrt von Erfolg und Tendenz geht er seiner eigensten Überzeugung nach, trifft die Wege nach eigenen Gesetzen und pflanzt seine persönlichen Funde wie kostbarste Schätze behäbig und bedächtig und etwas selbstgefällig in seine Bücher ein.

Die Sehnsucht führte diesen Mann immer in seine Heimat, und hier kamen ihm die entgegen, die ihm blutsverwandt und wesennahe waren, und die er suchte. So blieb ihm die Stadt und seine berufliche Pflicht äußerer Zwang, seelisch lebte und lebt er unter der großen Ulme und der breiten Linde, die den Hof überschatten, der seine Jugendjahre trug! „Die Landkarte zeigt einen großen Fleck mit den bekannten Strichen und Spitzen für Hölzungen und Wiesen und Hecken." Es ist Haale, ein Dorf, das eine Meile von Theodor Storms Hademarschen entlegen ist und 1844 seine Geburt sah. Wald und Heide, Wiese und Moor .... Storm, Liliencron, Claus Groth, Gustav Falke sehen wir vor uns, wenn wir diese Worte Anschauung werden lassen. Dies sind auch seine Weggenossen, Freunde und Förderer. —

Wir kommen auf das Wesen, den Gehalt der Kunst des Timm Kröger. Zunächst ist die Lebensnähe seiner Menschen, ihrer Rede und ihres Handelns festzustellen, die gediegene Innigkeit seiner Naturbetrachtung zu erwähnen. Prüfen wir aber die Gesamtheit der Krögerschen Erscheinungen, so ergibt sich schließlich dieses Bild:

Wohl erfühlen wir in der Andacht und Hingabe des Künstlers an seine Themen die Absicht, das Leben der Heimat zur Interpretation, zur Auseinandersetzung mit der lebendigen Welt überhaupt zu erhöhen; gleichzeitig müssen wir aber einsehen, daß dieser Kunst das Vermögen fehlte, die ununterbrochene Kontinuität der Wechselströme des Lebens zu gestalten, daß sie nur vermochte, Situationen, Skizzen, Einzelbilder, Stimmungen, dramatische Szenen und geistige Resultate zu erfassen. Daß diese Kunst spezialisiert, zusammendrängt, pointiert, wo ihre überzeugende letzte Wirkung in der homerischen Verwebung aller Motive zum bunten, breiten Epos geführt haben müßte. — Jeremias Gotthelf, sein sittliches Temperament und seine monumentale, natürliche Gestaltungskraft stehen uns vor Augen. In ihm vollendet sich das Prinzip, dessen Anfänge und fragmentarische Durchführung die Heimatnovellen des Timm Kröger bedeuten.

Die Landschaft bei Gotthelf: göttliche Idee, sittliche Kraft, Person; ist bei Timm Kröger Requisite, Stimmungshintergrund, physischer Vorgang oder Zustand, kurz Ding und passiv. Der Mensch bei Gotthelf lebend in allem von früh bis in die Nacht, real, supernaturalistisch (um mit der Zunge damaliger Kritik zu sprechen), wird zeitlos, Symbol des allgemeinen Lebens an sich; bei Timm Kröger verkürzt sich die epische Kurve seiner Existenz zur Anekdote, zur speziellen Geste, zum individuellen Rhythmus.

Wir sehen somit Timm Kröger unsrer Zeit, die sich der vertrauenstüchtigen und ruhenden Naivität des Schweizers entfremdete, näherstehend; zumal seine Weltbetrachtung sich zur Ironie bekennt, das heißt, eine Weltanschauung im Grunde ihres Wesens zum Ausdruck bringt, deren geistige Tendenz der kritischen und bewußten Note heutiger Art im allgemeinen entsprechen dürfte.

Freilich — um schließlich auf die Stilfrage zu kommen — hindert die pastorale Atemtechnik, die breite, sich jedem Einfall hingebende Innigkeit des Vortrages, daß diese lebensnahe und erddichte Kunst wirklich populär wurde. Das schadet Timm Kröger nichts. Er ist klüger als seine Zeit, die an ihm vorüberhetzt, er hat den philosophierenden Humor und kennt das Wesentliche zu gut, um sich beirren zu lassen; er weiß von sich selbst, er ist kein literarischer Grund- und Bodenspekulant, sondern sein Besitz ist natürliches und fruchtbares Land. So hat er gut lachen in Kiel in seinem Altersheim und kann gut warten auf die Zeit, die seine Erde sucht ....

Moreau schlug mit der Hand in die Luft.
Die Bretagne blendete.
Mütterliche Güte strich über seine Stirn.
Seine Wimpern zitterten. Er wollte weinen.
Aber er schlief ein.

Zwischen dieser Geste, die am Anfang des Buches Moreau (Erich Reiß Verlag) steht und es schließt, ist das Leben dieses seltenen Mannes eingefangen. Wie eine gefesselte Vision brandet ein wildes, gehetztes, stürmisches Leben gegen die stillen, ruhenden Ufer dieses Schlafes. Klabund, eine junge, steile Silhouette, die plötzlich alle Themen des Marktes an sich riß und diskutierte, Klabund, der chinesisch nachempfand und Soldatenlieder sagte, Klabund, der laute, bunte, stürzt seine atemlose Technik über Moreau, den Menschen, und Moreau, den General. Militärische Diktatur beschneidet den Stil und preßt die Rhythmik der Sprache zu Kommandokürze.

Kaum Kind, schon Liebhaber; mit siebzehn Jahren ruft die Reveille den Infanteristen zum Dienst. Die fette, kreolische Mätresse des Königs fährt an ihm vorüber, sein Traum, sein Stolz, sein Glaube stürzt zusammen, Ludwig XV. erdolcht seinen Kammerdiener und Moreau wirft der Ekel zu den Pandekten. In den Frühling und neuen Liebessturm hinein rollt Österreichs Krieg gegen die Heimat. Die Marseillaise stürmt, und Moreau führt die Freiwilligen von Rennes unter General Dumouriez in den Tod. Moreau atmet Geschichte; zwischen Globen und Karten kämpft seine Phantasie, knirscht sein Hirn an strategischer Theorie. „Moreau ist zweiunddreißig Jahre alt, als er General wird."

Christophe, ein schmaler, feiner und süßer Junge, ist um ihn, und seine Flöte gibt Moreaus ewiger Hast beglückende Menuette. „In sechs Monaten eroberte Moreau zehn Festungen." Er ist der Mann der Soldaten und des Volkes. Die Guillotine frißt Moreaus Vater als einen Royalisten, die Mutter wird verrückt. Über Moreau hin flutet das Fieber. Christophes Flöte betet, der Arzt, der hilft, bringt Lockungen der Bourbonen. Er widersteht. — Bonaparte! Der Konvent nennt diesen Namen, wie ein feindliches Gewitter wächst dieser Name. Am 11. August bei Neersheim siegt Moreau, seine Mitgeneräle sind vernichtet, Moreau allein rettet Frankreich. Eine Lawine rollt seinen Ruhm nach Paris. Der Bourbone, schmal und zart, ein steiler Junge lockt. Moreau liest Plutarch.

Bonaparte Diktator, Moreau Bürgergeneral ohne Armee. Aber er rafft 90000 Mann zusammen, fährt nach Paris und besucht zu Orgien und nackten Exerzitien das Bordell. Bonaparte beschuldigt ihn des Vaterlandsverrats und der Konspiration mit den Bourbonen; das Gericht erkennt drei Jahre Gefängnis. Spanien und Stierkampf. Amerika, die

Niagarafälle und Indianerhäuptling. Moreau scheint in der Stille zu enden; da ruft Europa unter neuer Konstellation der Kräfte nach dem alten Reckengeneral. Über Schweden jagt er nach Berlin, ins russisch-preußische Hauptquartier. Die Kaiser schütteln ihm die Hand, sein Plan ist Dresden. Wider den verhaßten Bonaparte! „On l'aura" lächelt seine Gewißheit.

Eine Granate heult ihn vom Pferd, reißt ihn zur Erde. „Moreau schlug mit der Hand in die Luft. Die Bretagne blendete. Mütterliche Güte strich über seine Stirn. Seine Wimpern zitterten. Er wollte weinen. Aber er schlief ein." — Hinter Bonaparte her hetzt seine blutende Stirn über weißem Gaul als Gespenst. —

Büchner steht vor dem letzten Tor, und dessen Revolution inneren Gefühls guillotiniert den Ehrgeiz Klabunds.

Dantons Tod meisterte Zeit und Mensch. Klabund kürzt diese Tragödie, die die Welt umspannt, zur Anekdote, die jäh und grell Licht wirft, aber nicht zum eigensten Kampf selbst führt.

Technisch virtuos; wir jagen mit im Sturmschritt seiner stilistischen Befehle. Doch seelisch fehlt die gehaltvollste Zucht, die die Ergriffenheit zur geistigen Form erklärte. Vieles blieb Spiel des Gesichtes, was, gestaltet, sich neben Büchners erdständigem Genie behaupten konnte. —

Von der stürmischen Geste der Ereignisse, vom wilden Feuer der Geschichte und dem gehetzten Rhythmus einer lapidaren Persönlichkeit löst uns die Kunst Kaspar Ludwig Merkls. In der „Kakteensammlung" (S. Fischer, Verlag) dokumentiert sich eine Kraft, deren erster Ruf bereits Endgültiges gibt.

Die kleine Welt der Subalternen ist Objekt. Die Fabel subordiniert sich der Idee. Und die Idee ist eine Apologie des Menschlichen, Allzumenschlichen. Die Menschen werden Kakteen, mit den seltsamsten Namen, unter verschiedensten Erscheinungsformen bleiben sie Mitglieder eben ihrer Spezies. Eine unerbittliche, sachliche, geistige Akribie beweist gründlich und doch nicht trocken. Zwischen den Gesetzen, die den Aufbau der Fabel bedeuten, ranken Idyllen. Grüne Fensterläden, Spatzen und Tulpen bringen Kolorit. Vor allem aber: die Menschen. Was uns die letzte Literatur als Zeitverlust verleiden wollte, oder unter einer böswilligen Grammatik zu unkenntlichem Haß zerhackte, wird Ereignis: das Leben des Bürgers. Es gibt in dieser Welt nichts Bedeutungsloses, und hinter dem dürftigsten Alltag schlägt ein Stück Traum die Augen auf.

Da ist der Herr Stadtchronist! Ich bitte! Ein Mann und eine Position.

In seiner Position schreibt er die Chronik der äußeren, festlichen Anlässe seiner Stadt und hat für sich ein schönes Selbstbewußtsein; als Mann

zergliedert er sich seine Umwelt in Vergleiche und sammelt Kakteen. Außerdem aber hat er romantische Erlebnisse, und sein seelisches Sauberkeitsbedürfnis betätigt sich restlos an den anderen. Die interessante Persönlichkeit, die gibt ohne zu nehmen, die Liebe zum Selbstzweck adelt, sucht er vor fremden Türen, um nicht im eigenen Leben zur Einkehr kommen zu müssen. Der Freund, der in der Einsamkeit Hilfe braucht (nur die Andacht eines Abends, nur die Güte eines guten Wortes) wird umgangen; der Herr Chronist hilft dem verhaßten Protektionskind, dem Einbrecher, dem Revisor, weil er sich dabei vor der Öffentlichkeit inszenieren kann, weil er in die internsten Zusammenhänge dieses schmutzigen Vorfalles seine Nase (natürlich nur zwecks sachlicher Orientierung und Aufklärung) hineinstecken kann, und weil er schließlich heimlich ein Stück auf seinen eigenen, äußeren Menschen spekuliert, bei der Dame, um die die öffentliche Meinung und der Skandal brandet. — Nicht ohne Erfolg! Die rote Ampel seiner Vorstellung wird die Tatsache seiner Befriedigung illuminieren!

Die Geschichte mit den Feiertagen? Eine Steigerung! Die Type und ihre Welt hat sich multipliziert und beweist in ihrer Folge das immanente Gesetz ihrer Art.

Der reife Ästhet will die Welt zum Sujet benutzen und begegnet dabei seiner Parallele mit Schlappschuhen, Rülps und fettigem Hut in der Schreibstube eines Kanzlisten, der mit ihm sein Haus teilt. Neben diesem Kanzlisten, mit der Samstagssehnsucht und dem Verlangen nach Titel, vermögender Frau und Pension lebt ein Versicherungsagent auf. Der Boheme mit der Alkohol-Allüre, der seelischen Schaukel vom Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt.

Der Ästhet und Lebenskünstler zieht aus mit dem Notizbuch, um die Kurve einzufangen, die die Kunst in das Leben einträgt. Er notiert Tatbestände des Vitalen, um aus dem schließlichen Resultat die Philosophie des Gesetzmäßigen zu ergründen, konstatiert: „Es kann kein anderes Gefühl geben, als ein solches, das aus Bedürfnis und Befriedigung geboren ist. Und diesem Prozeß liegt das unverrückbare Gesetz zugrunde, daß die Lust der Befriedigung dem Schmerze des Bedürfnisses entspricht, mit der Stärke jeglichen Schmerzes muß sich die gleiche Stärke Genuß einstellen."

Und reist nach Wiesbaden.

Ein nichtssagendes Unternehmen, mehr aus dem Buche herauszugreifen an Fabel oder Situation. Das Ganze will als Ganzes genommen sein. Das macht eben den intensiven Genuß des Buches aus, daß Seite um Seite nicht leerer, architektonischer Anbau an eine beliebige Fabel bedeutet, sondern daß es ein Gewebe von lebendigen, triebhaften Zellen darstellt, die ineinander unlöslich verfangen unmittelbares, gewöhnliches Leben und gleichzeitig dennoch in ihrer Absichtslosigkeit Symbol und Sinn des Lebens-

komplexes an sich werden. Jede Absicht, jede Diskussion, jede geistige Tendenz wird erstickt von der unheimlichen wuchernden Kraft des Lebens. Daß es Kaspar Ludwig Merkl glückte, mit seinem ersten Buch gleich ein Kompendium des Bürgerlichen fertigzustellen, an Form und Gehalt von gleichem Niveau, ist ein Auspizium auf eine erhebende Folge!

Junius: Wagner—Schmoller—Brentano

Um drei starke Charakterköpfe wird in Zukunft das deutsche akademische Leben ärmer sein. Wir sahen Adolf Wagner, Gustav Schmoller und Lujo Brentano älter werden, aber kaum altern und sich abkühlen. Um so lebhafter empfinden wir daher ihr fast gleichzeitiges Ausscheiden aus den akademischen Lehrämtern, weil in ihrem Nachwuchs, dem auch nicht mehr ganz jungen, die Männer zu fehlen scheinen, die mit so zündender Schlagkraft lehren und mit so ungebrochenem Willen zu gelebter Erkenntnis wirken, die Gelehrtenarbeit und ihre Verwertung für das Gemeinwesen zu vereinigen wissen. Scharfsinn und zweckvoll beherrschte Gelehrsamkeit, lebendiger Vortrag, der Wille und die Fähigkeit zu unabhängiger Gesinnung inmitten des Strudels aufgeregter Meinungen, sich bekämpfender Schulen und der Ansprüche der großen Interessentenverbände an die Beflissenheit und Dienstuntertänigkeit der wirtschafts-wissenschaftlichen Lehrkanzeln: diese Eigenschaften könnte man verallgemeinernd allen drei Männern zuerkennen. Die deutschen Universitäten waren so glücklich, in ihnen Persönlichkeiten zu besitzen, die auf ihre Weise und auf ihren Arbeitsgebieten anleiteten, nach wissenschaftlichen Methoden aus Erkenntnissen über die Grundfragen des Rechts und des Staates, der Politik und der Wirtschaft Überzeugungen zu bilden. Überzeugungen — sie braucht das Leben heute mehr als je; und es war beinahe Wahnsinn, als auf einer der letzten Tagungen des Vereins für Sozialpolitik der stets angeregte und anregende, aber auch meist im Netz augenblicklicher Aperçus und Stimmungen befangene Werner Sombart den Lehrern der politischen Ökonomie den Besitz und das laute Bekenntnis zu sittlichen, wirtschaftspolitischen und sozialen Tendenzen oder, wie es philosophisch drapiert heißt, das Werten auszureden suchte. Er fühlte sich da wieder einmal als Fürsprecher der reinen, von der Praxis unbefleckten Wissenschaft. Er wollte in diesem Zeitpunkte nichts als tendenzfreier, triebfreier ‚Objektivität' nachjagender Wahrheitssucher sein; er wollte nicht sehen, daß auf diesem für Gesellschaft und Gemeinschaft so besonders wichtigen Arbeitsgebiete reine Kausalforschung, ohne Ausblick auf gesellschaftliche Nützlichkeit und Wünschbarkeit, so unmöglich sei wie im Geschichtsbetrieb.

Ein Gewinn also war es für die deutsche Entwicklung, daß Wagner und Brentano Gläubige sozialpolitischer Lebensanschauungen waren und es mit ihrer wissenschaftlichen Würde vereinbar fanden, in die politische Agitation lenkend und leitend einzugreifen. Männer wie sie haben verhindert, daß kapitalistische und monopolistische Gesinnung in die offizielle Welt eindringe, der Wirtschaftskampf alle sittlichen Schranken einreiße und gesellschaftsfeindlich werde. Die Grenze, die das akademische Lehramt der politischen und publizistischen Werbearbeit setzt, bilden allemal der sittliche Takt, die Disziplin des Kopfes und des Herzens. Diesen Takt besaßen alle drei Gelehrte, obwohl so stürmisch wollende Naturen wie Wagner und Brentano es unendlich schwerer hatten, ihn im Gefecht zu wahren und zu bewähren, als die beherrschte, diplomatisierende Art Schmollers.

Doch in einigen Grundüberzeugungen näherten sich die drei Männer einander: sie protestierten von frühauf gegen die Lehren und Gesinnungen einer reinen Konkurrenzwirtschaft. Alle drei waren an der Begründung des Vereins für Sozialpolitik beteiligt. Alle drei erkannten dem Staate die Vermittlerrolle zu, die Rolle des Schiedsrichters über den Parteien, des Beschützers der Schwachen, des Verwalters einer ausgleichenden Gerechtigkeit auch im Wirtschaftskampf. Sie wurden so die Pfeiler des Kathedersozialismus, jeder freilich auf seine Weise. Unvergessen bleibe Schmoller die Bekenntnisschrift über einige Grundfragen des Rechts und der Wirtschaft, durch die er 1875 mitten im Goldfieber der Gründerzeit und im nationalen Frühlingsrausch die Ewigkeitsrechte des Arbeitsvolkes verfocht. Adolph Wagner aber war der Extremste: er wurde reiner Staatssozialist, während Brentanos Kathedersozialismus sich immer mehr abschwächte: liberalisierte. Wagners religiöser Grundstimmung entsprach am besten ein energischer, sehr weitgehender christlicher Staatssozialismus; und er hielt es für einen Wink der Vorsehung, daß in diesem preußischen Lande die Staatsautorität stark genug sei, um eine weite und breite Fürsorgewirtschaft für und über Menschen und Dinge betreiben zu können. Die Vielregiererei, die mit diesem System verknüpft sein muß, und die von Brentano beizeiten erkannte Gefahr, in die alte merkantilistische Enge und Engherzigkeit des Obrigkeits- und Klassenstaates zu verfallen, schreckten ihn nicht. Er sah in der ungeheueren Entfaltung des Konkurrenzsystems und der technischen Revolution im Grunde nur Gewalten, die zu fesseln und einzuengen seien. Er, der nicht selten überkritische Statistiker und Finanztheoretiker, bekundete sozialpolitisch nicht die geringste Sympathie für den wirtschaftlichen Modernismus. Wie ist dieser Moloch dem Menschen und seiner Seele dienstbar zu machen: diese Frage bewegt sein Herz noch inniger als die seines Lehrers Rodbertus. Er hat darum, christlich gläubig wie er war, den Marxismus trotz seiner materialistischen und positivistischen Grundstruktur mit außerordentlichem

Wohlwollen behandelt und seinen Schöpfer einen der größten deutschen Denker des neunzehnten Jahrhunderts genannt. Ein Mann dieses Gepräges, ein so entschiedener Kathedersozialist, mußte auch seinen konservativen Parteigenossen eine Unbequemlichkeit sein. In der Tat: er gab sich der Parteischablone nie gefangen, und selbst als seine agitatorische Leidenschaft ihn ins Gewimmel und Getümmel der christlich-sozialen Antisemiten und Mittelstandsleute brachte, haben sein Gerechtigkeitsgefühl und sein kritischer Verstand ihn davor bewahrt, politisch zu verzwergen und ins giftige Banausentum dieser Anhängerschaft zu geraten. In seinem Wesen freilich fehlt der gedankliche Ausgleich bis ins Einzelne und die Kraft, einen letzten Aussichtsturm zu erklimmen. Seine Fähigkeit zu wissenschaftlicher Architektur und zur Abrundung seiner Gedanken war ebenso gering wie sein Verständnis für europäisches Gemeingut und die edle Unruhe des neuen suchenden und versuchenden Geschlechts. Seine innere Welt stand fest und orientierte sich immer wieder an dem Polarstern der alten Ordnungen, die er für ewige nahm. Darum werden seine Werke vergehen und bald nur noch ein Leben in den Bibliotheken führen. Aber nach diesem ganzen Manne wird einem später doch immer wieder bangen. Inmitten einer Welt, wo Streberhaftigkeit sich auch in den Bezirk der neudeutschen Gelehrtenzunft einzufressen begann, da beglückte der Anblick dieser selbständigen Natur.

Im Vergleich mit Adolf Wagners Puritanertum wirkt Lujo Brentano weltläufiger, liberaler, westlicher, — wenn man diesen Ausdruck heute brauchen darf. Er hat bis auf diesen Tag etwas von dem Großdeutschen älteren Stiles sich bewahrt. Sein Idealismus ist weniger asketisch, ist südlich freier und liebenswürdiger. Ich glaube darum nicht, daß er in dem stahlharten, kernhaften, bismärckischen Preußentum, wie es eine bestimmte Herrschaftsgruppe empfindet und als einzig mögliches Staats- und Lebensformat dem deutschen Volke aufzwingen will, sein menschliches und gesellschaftliches Ideal erblickt. Er ist wenig spekulativ aufgelegt, und vor Systemen bewahrt ihn sein historischer Sinn, sein Gefühl für die Relativitäten in Glauben und Wissen. Er schöpfte seine Überzeugungen daher aus der geschichtlichen Erfahrung und der Praxis des Lebens. Auch er gehörte in dem Verein für Sozialpolitik neben Wagner und Schmoller zu den eifrigsten Bekämpfern des Manchestertums und ironisierte in den siebziger Jahren ziemlich schonungslos den individualistischen Erwerbshorizont Ludwig Bambergers, dessen liberaler Gesinnung er sich doch später wieder näherte. Aber bei allem Glauben an die sittlichen Funktionen des Staates und seine Verpflichtung zu positiver Arbeiterpolitik hat er den Staatssozialismus nie als Himmelsgeschenk betrachtet, er hat ihn früh zu bekämpfen begonnen, und man bemerkt schon in seinen ‚Arbeitergilden der

Gegenwart' eine herzenskühle Zurückhaltung. Das englische Vorbild, in das er sich jahrelang an Ort und Stelle vertieft hatte und zu dem offenbar schon der Jüngling sich hingezogen fühlte, wirkte auch auf die Bildung seiner staatswissenschaftlichen und sozialpolitischen Überzeugung. Was fand er drüben? Starke, natürlich gewachsene Staatsgesinnung, und starkes aus dem triebhaften Individualismus der Rasse gewachsenes Mißtrauen in die sittliche Vormundschaftsmission des Staates. Er sah es seltsamerweise sogar in denen wirksam, die von dem wirtschaftlichen Individualismus zu Boden gedrückt waren: den Arbeitern.

Das gab zu denken, so verschieden die Verhältnisse in den entwickeltsten Europäerstaaten im einzelnen waren. Als Deutscher glaubte er an die sittlich ausgleichende Mission des Staates auch in wirtschaftlichen Dingen, aber es war eine Frage des Umfangs, der Methode, der Mittel, der Nebenwirkungen. Wie hatte der englische Genius den Ausgleich zwischen Kapital und Arbeit gesucht, vielleicht errungen? Brentano fand in den englischen Gewerkschaften den Weg beschritten, der eine Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit in Aussicht zu stellen schien. Hier strömte die sittliche und ökonomische Kraft aus dem reinen Genossenschaftsgedanken, er war in Freiheit geboren und gab dem Klassenbewußtsein des Arbeitsvolkes seelisch und materiell die größte Elastizität zum Widerstand gegen kapitalistischen Druck. Der Staat hatte geholfen, es ist wahr, und die früh einsetzende Fabrikgesetzgebung, die hauptsächlich konservativer Klugheit und christlich humaner Gesinnung zu danken war, hatte ihre Schuldigkeit getan. Aber doch nur äußerlich, mechanisch. Das wirkliche Erziehungs- und Befreiungswerk leisteten und leiteten die Gewerkschaften, nachdem sie, ohne System und Wissenschaft, ja ohne Beteiligung an großer Politik, die Koalitionsfreiheit errungen hatten. Hier erlebte Brentano das erstemal, daß es doch möglich sei, Sozialismus und Liberalismus in eins zu verschmelzen; denn das individualistische Grundwesen und die individuellen Grundrechte waren nicht berührt, und der Austauschcharakter der Weltwirtschaft sollte nicht geändert werden. Das Wesen der englischen Entwicklung ist nicht zu verstehen, wenn man nicht begreift, daß der englische Mensch das individualistische Lebensformat nicht ändern will — selbst wenn er es mit Nutzen ändern könnte. Wenigstens bis zum Ausbruch des Krieges galt dieser Satz unbedingt. Was also theoretisch ein Mißwuchs, eine Halbheit, ein Surrogat schien und vor der Strenge kontinentalen Denkens sich nicht legitimieren ließ, bot hier das Leben als erfolgreiche Wirklichkeit: freilich nur unter der Voraussetzung, daß der Weltherrschaftsrahmen des englischen Staates und der englischen Wirtschaft erhalten bleibe. Diese Einschränkung ist wesentlich; es fälscht alle Erkenntnis, wenn man sie bei der Betrachtung der englischen Arbeiterpolitik übersieht. Immerhin, es war

von wirklicher Bedeutung, daß Brentano als erster in Deutschland die sozial-liberale Wurzel der englischen Gewerkschaften erkannte. Wenn man heute Lujo Brentano einen Sozialliberalen nennen darf, der sich ebenso scharf von den proletarischen Sozialisten, wie von den Liberalen älterer Schule, oder den liberalen Wirtschaftsimperialisten unterscheidet, so hat sein Standpunkt in dieser früh erworbenen Erkenntnis seinen Ursprung.

Sein Gesichtskreis wuchs und wuchs, die Agrar- und die Gewerbepolitik wurden systematisch bearbeitet, und die erworbenen Einsichten zerrannen dann in eine Flut von Einzelschriften, Aufsätzen, Artikeln, die klären und die Nebel verscheuchen sollten. Seine kritische Regsamkeit war bewundernswert, und manche seiner kleineren Arbeiten, wie die Leipziger Rektoratsrede über die Ursachen der heutigen sozialen Not (1889) oder der Münchener Vortrag über Ethik und Volkswirtschaft in der Geschichte (1902), sind wirklich, was sie zu sein vorgaben: Beiträge zur Morphologie der Volkswirtschaft. Das Gesetz seines Denkens und seiner Darstellung kann man in doppeltem Sinne englisch nennen: einmal stofflich, indem er aus der intimsten Kenntnis der britischen Entwicklung schöpft, aber hauptsächlich, weil er eher das Leben als die Theorie befragt und einen im systematisierenden Deutschland wenig beliebten Artikel im Gepäck führt: den gesunden Menschenverstand. Er spricht gelegentlich einmal vom geistigen Schuldenmachen, worunter er das Verfahren versteht, vorgefaßte Meinungen, als sittliche Ideale maskiert, zur Würde einer Theorie zu erheben und zu warten, daß und bis das Leben sich darnach richtet. Das nebenbei. Besser läßt sich vielleicht Brentanos Wesen süddeutsch oder großdeutsch nennen. In diese Richtung weisen sein Temperament und sein demokratisches Grundgefühl, das mit dem Alterwerden immer stärker in den Vordergrund tritt. Er bekämpft den Klassenstaat, aber auch den Obrigkeitsstaat preußischer Prägung, er will den Volksstaat, die größere Annäherung zwischen Regierern und Regierten.

Brentano hat bis zuletzt den Kampf nach dem sozialen und liberalen Schema seiner Grundanschauungen fortgesetzt: er tritt für das Arbeiterrecht und die Koalitionsfreiheit ein und befehdet mit steigender Heftigkeit den Neu-Merkantilismus, d. h. die Methode, unter der Flagge des Schutzes der nationalen Arbeit künstliche Herrschaftsprivilegien auch auf das Wirtschaftliche zu übertragen und so zu verfahren, als ob für Deutschland das Ideal eines geschlossenen Handelsstaates mit Selbstgenügsamkeit und Selbstversorgung möglich, als ob die Absperrung gegen die Weltwirtschaft ein Gebot der Selbsterhaltung wäre. Er nennt diesen Standpunkt wirtschaftlichen Macchiavellismus. Wir sehen heute, zu welcher unser Leben bedrohenden Waffe unsere Gegner ihn schmieden wollen. Das wird hoffentlich daheim und überall zur Ernüchterung und Selbstkritik führen,

ohne welche das europäische Chaos sich verewigen wird, — wenn es in diesem Augenblick nicht allzukühn wäre, auf den Sieg der Vernunft zu hoffen. Man hat das Festhalten Brentanos am Freihandelsargument oft auf doktrinäre Befangenheit oder auf eine Art Verstädterung seines wirtschaftspolitischen Denkens zurückgeführt. Das war natürlich Unsinn. Er hat allerdings, schien mir, den grundsätzlichen Fehler begangen, die Landwirtschaft gar zu sehr den anderen Produktionszweigen gleichzusetzen und ihre besondere Allgemeinnützlichkeit zu jener Zeit zu unterschätzen, da sie durch den Wettbewerb der großen Überseeländer mit jungfräulichem Boden und ergiebiger Extensivkultur in ein lebensgefährliches Gedränge geriet. Aber die Art, wie der Schutzzoll ausgeführt und wie er fortgeführt wurde, mehr noch: die Motive, mit denen er als Allheilmittel begründet und die Zustimmung zu ihm zum patriotischen Merkmal ersten Ranges erhöht wurde: dies alles war höchst seltsam und hat nicht wenig zur Verwirrung und Verrohung des politischen Denkens und des politischen Kampfes beigetragen. Die Schutzzoll-Idee wehte zwar wie ein vent de folie über alle Länder, er zeigt eben bei unsern Gegnern die Fratze des Wahnsinns, aber nirgends in der Welt wurde er wie in Deutschland zur Würde einer Weltanschauungs- und Gesinnungsformel erhoben, — vor dem Kriege, versteht sich, der uns in die Zwangs- und Leideform eines geschlossenen Handelsstaates gebracht, zugleich aber auch das erfinderische Genie der Nation fabelhaft gesteigert hat. Doch der Grundstock von Brentanos Argumenten wird bleiben, es ist ein Zweifel daran kaum erlaubt. Das Evangelium Friedrich Lists war entstellt worden. Zölle sollen die heimischen Produktionskräfte verselbständigen und zu höchster Leistungsfähigkeit erziehen helfen: sie sind kein Ding an sich. Sein in der Praxis geschultes Auge hatte den Unterschied zwischen industriellem und agrikolem Schutzzoll unvergleichlich scharf gesehen: jener verbilligt die Produktionskosten, dieser verteuert sie. Wie sehr er es tut, haben wir staunend erlebt. Er hat, bei steigendem Landhunger einer unaufhörlich wachsenden Überschußbevölkerung, die wunderliche Eigenschaft, bei jeder neuen Steigerung die Geldrente und die Bodenrente in die Höhe zu treiben; also ganz und gar nicht eine stetige Rentabilität des Getreidebaues zu gewährleisten. Darum lehrte List, es sei töricht, die innere Agrikultur durch Schutzzölle heben zu wollen. Aber vergebens. So beschritt man den Weg, der das Volk in die zwei einander hemmungslos befehdenden Lager der Erzeuger und der Verzehrer zerriß, es nach nationaler Wertigkeit abstufte, es in abertausend Gruppen von Interessenten spaltete, die alle, alle aus Leibeskräften nach Schutzzoll schrien; und damit jede auf ihre Rechnung käme, erklärte sie sich bereit, das Sonderinteresse jeder anderen zu unterstützen. So wurde der Begriff der nationalen Solidarität zerschunden; und während

von außen her die Hydra der Vergeltungszölle das Haupt erhob und das Gemüt des armen Staatsmannes von zollkriegerischen Vorstellungen geängstet wurde, des Mannes, dem man einen Zollstock in die Hand gegeben hatte, damit er die nationale Würdigkeit abmesse, und der es schließlich doch nur den wenigen Mächtigen leidlich recht machen konnte, die ihn beherrschten: wuchs der babylonische Turm der Tarifpositionen in die Höhe. Wir wußten stets, daß die Stärke und die Sieghaftigkeit der deutschen Wirtschaft in geistigen und sittlichen Dingen wurzelte; und wir wären verloren, wenn wir beim Versuch zur Neuorientierung dieser Erkenntnis vergäßen.

Von den drei Männern ist Gustav Schmoller der beschaulichste. Dieses aufmerksame Beobachten am Wegrand hatte den Vorzug, seinen menschlichen und wissenschaftlichen Horizont bis an die Grenzen zu weiten. Für sich wollte er politisch nichts. Er begnügte sich mit dem Einfluß, den ungemeine Klugheit und männlich zurückhaltende Liebenswürdigkeit einem Mann in hoher wissenschaftlicher Stellung geben. Und dieser Einfluß war groß. Er war begreiflich und wohltuend, weil er persönlich wie eine Synthese deutscher Geschichte im neunzehnten Jahrhundert wirkte. Wer seinen historischen Instinkt bewundern will, lese seine Studien zur preußischen Verwaltungs- und Verfassungsgeschichte von der Enge des aufstrebenden, aber an Händen und Füßen gebundenen Territorialstaates bis zur Begründung des neuen Reiches durch Bismarck. Schmoller selbst weiß es, daß die preußische Prägung trotz ungewöhnlicher Leistungen in der Vergangenheit der Gegenwart unbequem wurde, er weiß es, daß viel wundervolles deutsches Erbgut unverdient in die Ecke gestellt wurde, und warum der demokratisierende Strom der Neuzeit auch in diesen Bau eindringen mußte und in Zukunft noch mehr eindringen wird. Seine Studien über Sybel, über Treitschke, über Bismarck, über den wundervollen Gustav von Mevissen, den rheinischen Großkaufmann, und Friedrich Naumann beweisen es. Aber daß er für das Gewordene mehr Organ hat als für das Ringende, Werdende, Zukünftige, liegt an seinem Wesen, dem der große Woller, der Revolutionär von oben kongenialer ist, als das neue Geschlecht von unten aufsteigender Organisatoren. Gleichwie. Es ist nicht anzunehmen, daß unsre schwere Zeit ihn über die Schranken seines Glaubens nicht belehrt hätte. Er wird, zum Beispiel, Bismarcks Anschauung kaum mehr teilen, als ob äußere Machtentfaltung und Demokratie ewig unvereinbar, als ob der monarchisch-konservative Staat machtpolitisch ewig überlegen sei. Alles drängt auf mehr und anders betonte Identität von Volk und Staat, von Staat und Gesellschaft. Diese Erkenntnisse reifen. Hoffen wir, daß wir bei der Einrichtung des neuen deutschen Hauses das Wort dieser Männer noch oft vernehmen.

Anmerkungen

Reinhard Sorge

Wir geben dem Leben einen Sinn; alſo tun wir es auch dem Tode. Und doch kann jeder nur ſeinem eigenen, in Furcht oder Hoffnung erwarteten Tode ſo ins Auge ſchauen, als ſähe er darin die Auflöſung des Rätſels, die Rechnung, die aufgeht, den Ring, der ſich ſchließt. Wenn wir aber einen andern Tod mit zu bereitwilliger metaphyſiſcher Erklärung einordnen, ſo fühlen wir, wenn auch noch ſo leiſe, eine Mahnung des Gewiſſens, daß wir nicht das Rechte täten. Wir haben Weg und Mühſal unſeres Mitmenſchen bei ſeinen Lebzeiten, und wohl mit dem Recht des Lebenden, nur obenhin genommen, fragmentariſch, zufällig, — nun hält ein ritterliches Gefühl, ſtärker als das religiöſe, uns ab, ſeinen Tod ſinnvoll zu nehmen. In Reinhard Sorges Erſtlingsdrama „Der Bettler" — dem Werke, das für den auf dem Schlachtfelde gefallenen jungen Dichter das Kennzeichnende bleiben wird, trotzdem er es in ſpäteren Arbeiten an Einheit und Klarheit der Abſicht überholt hat — in dieſem vielfältigen, vielſpältigen, von Drang und Bekenntnis erfüllten und doch ſchon gekühlten Werk, ſitzen fünf Flieger beiſammen und klagen über den Tod eines abgeſtürzten Kameraden; nur einer von ihnen, der ſtärkſte, ſtimmt in den Ton der bloßen Klage nicht ein und weiſt die andern zurecht: „Trauer deutet die Feier der Stunde nicht, ſchlimmſtem Schickſal ziemt höhere Orgel" — und weiter fragt er und hat ſelbſt die Antwort: „Wo zerſtob ſeine Glut, wo zerknickte ſein Mut? Er fuhr flammender nur in uns nieder!" — und gibt den Aufhorchenden, Mitgeriſſenen endlich die Loſung: „Über ſuchenden Worten die Ahnung —! Über ſchwankendem Troſte der Glaube."

So träumt ein Jüngling, in der Zuverſicht, daß er ewig leben werde, den Tod. Indeſſen dieſer Flieger ſtarb in dem Element ſeines Willens; wie der Seemann im Meeresſturm; der Tod ſeine letzte, vielleicht ſeine höchſte Tat. Sorge aber war ein Dichter, ein Künſtler, und war in ſeinen heimlichſten Gedanken noch etwas darüber, was in noch ſtärkerem Grade als ſeine Künſtlerſchaft den frühen Tod auf dem Schlachtfeld nicht als eine Erfüllung ſeines Lebensſinnes empfangen konnte. Er dachte ſeine Laufbahn in großem Stile vor; und ſo kühn er den Bogen nahm, ſo hoch erhoben ſich ſeine Irrungen und Wirrungen über die gewöhnliche Art jugendlicher Kämpfe und Krämpfe. Indem hier der Tod eine Entwicklung abriß, die offenbar ſehr viel mehr an Zeit nötig hatte, als die bloße Reifung des Talents erfordert, erſcheint er mit der ganzen Undurchdringlichkeit und Grauſamkeit des Zufalls.

Er ſelbſt freilich würde ein Urteil, das ſeine bis jetzt erreichten Gewißheiten nur als vorläufig und als einen Übergang gelten ließe, mit einer durch das bloße Selbſtbewußtſein der Jugend nicht erklärbaren Schärfe zurückgewieſen haben. Er hatte natürlicherweiſe auch dieſes. Wenn es zu einem Teile wahr iſt, was ein nüchterner Weiſer geſagt hat, daß der Menſch verloren iſt, der ſich früh für ein Genie hält, ſo iſt andrerſeits doch nicht abzuſehen, was aus einem werden ſoll, der ſich nicht dafür hält; was anderes kann ihm den Mut geben, ſeine Stimme zu erheben, in einer Welt, die einen Erbſchatz

von Meisterwerken besitzt, und gegen eine Welt, die so lärmend und stumpf ist, wie sie eben ist? Und Sorge fühlte noch mehr als das Recht des Talentes in sich; er glaubte sich in der Pflicht des Genius. Schon den „Bettler" nannte er eine dramatische Sendung. Sein Held in dem Werk ist er selbst, der Dichter und seine göttliche Aufgabe. Zur Kunst, wie er sie sieht: „aus allen Ländern strömen die Menschen alle an die heilende Stätte zur Heiligung, nicht nur ein kleines Häuflein Erlesener!" — und: „Zur Hochgeburt soll eine hochgeborne, vielfach verderbte Zeit hin vor mich treten, ja, diese Zeit soll wahrhaft sich im Spiegel der Allmacht schauen und verstummen, wenn aus tiefen Himmeln wächst das gnädige Bild des Ankers, der uns alle unerbittlich erzgeschwungen hält an dem Grund der Gottheit."

Auch dieses ist nicht das letzte Wort seiner Vision von der Kunst; Versuchungen und Gefahren zwingen ihn weiter. Sorges Dichter, der Dichter Sorge muß sie abtun, auch wenn sie ihm durch die Ehrfurcht, die er ihnen schuldet, fast unanrührbar scheinen: den irren Schöpferdrang des wahnsinnigen Vaters, die Alltagssorge wenn auch der tiefsten Muttergüte, die zarte Selbstsucht des Opfers im liebenden Mädchen. Sein Sieg führt ihn dorthin, wo er erkennt, daß „keine Kunst heilig genannt werden darf, weil sie noch reden will": „das ewige Leben!!! Und es nicht leben können! Ich weiß ja, ich kann es nicht leben — oh Fluch! oh Fluch! zum Wort verdammt sein! Ja, ich bin zum Wort verdammt! Ich muß Bildner werden der Symbole, muß dem Priestertum entsagen . . . Künstler . . . Halbheiliger nur . . . Schein-Heiliger!"

Aus diesem Widerstreit: zum Symbol verdammt zu sein und doch nach dem ewigen Leben zu trachten, findet er einen Ausweg: „durch Symbole der Ewigkeit zu reden." Was er darunter verstand, wurde denen, die seinem Lebensgang zusahen, erst später deutlich. Sorge war eine Erscheinung, die an die romantischen Dichter und mehr noch an die Gestalten dieser Dichter, auch an die jungen nazarenischen Maler erinnerte. Er war blond, schön, zart und zäh, und bei allem innern Zwiespalt von einer nachtwandlerischen, stolzen Sicherheit. Als er, mit seinem Erstlingswerk in der Tasche, von Jena nach Berlin reiste, lernte er im Speisesaal des Zuges ein Künstlerehepaar kennen, dessen idealische Gesinnung sich sogleich für den jungen, fremden Menschen entschied und später alles tat, was zu tun war. Die Umstände schienen dem Dichter günstig. Sein Buch wurde gedruckt, es erregte das Interesse der Theater, Richard Dehmel gab ihm den Preis der eben gegründeten Kleiststiftung. Mit diesem Preis war ein Reisestipendium nach Italien verbunden, und Sorge, begleitet von seiner jungen Frau, ging nach Rom. Hier in Rom nahm sein Schicksal eine Romantikerwendung, er trat zum Katholizismus über, aus dem Reinhard wurde ein Reinhard Johannes.

Der Schritt, nicht nur mit vollem Bewußtsein getan, sondern auch mit der Überzeugung, repräsentativ und vorbildlich zu handeln, gibt den Tendenzen des „Bettlers" eine nachträgliche Deutung. Jetzt erst glaubte der Dichter es unternehmen zu können, „durch Symbole der Ewigkeit zu reden". Aber mit dem, was er nun schrieb, gewann er den Weg in die Öffentlichkeit nicht. Es ist erklärlich, daß er nicht etwa seinen Glaubenswechsel für das Hindernis hielt, sondern die Tatsache, daß er überhaupt glaubte und aus seinem Glauben und aus nichts als seinem Glauben dichtete. Es war das ein Irrtum. Wie hätte nicht die heutige omnivore Zeit wo nicht Billigung, so doch Indulgenz auch für das katholische Genie bewiesen, wenn ihr nur das Geniale daran unzweifelhaft gewesen wäre! Aber seinen Hymnen und Liedern genügte zu sehr an ihrer neuen Heiligkeit; es fehlte ihnen das

nicht minder eifersüchtige Ethos der Kunst; es fehlte ihnen die feine Freiheit des in einen Glauben Hineingeborenen. Sorge litt unter der Ablehnung und wehrte sich dagegen; aber er arbeitete auch und drang vorwärts. Sein König David wurde zu einem Schauspiel von reiner, klarer Form, die dadurch nicht gesprengt wurde, daß er die christliche Verheißung in den alten Stoff hineinbezog, Psalmen singen und die dramatische Handlung zur fast gottesdienstlichen anschwellen ließ. Das Stück ist weder bloß ein religiöser Stoff, noch ein Mysterium von moderner Unwahrhaftigkeit.

Ich habe Sorge nur ein paarmal gesehen. Durchaus fand ich ihn von schneller, durchdringender Intelligenz; um so tiefer befremdete mich einmal ein Gespräch mit ihm, worin er sich in religiöser Hinsicht nicht mit der Stellung und dem Rang eines Gläubigen begnügte; er bekannte seine Zuversicht, daß in ihm etwas Heiliges inkarniert, ja um alles zu sagen, reinkarniert sei. Es stirbt mit jedem Menschen um so viel mehr, als Bewußtsein von sich selbst und von der Welt in ihm ist; ganz gleichgültig, ob wir andern es ihm zugestehen oder nicht.

Moritz Heimann

Das Gottesgericht*?

England und seine Politik, vollends aber seine Kriegswutausbrüche, ohne Empörung, ohne Erbitterung, Haß und Rachegefühle zu betrachten, kostet jetzt nicht geringe Überwindung. Mancher von uns, der drüben in besseren Zeiten Gastfreundschaft genossen, der viele einzelne Briten, Männer und Frauen, achten und schätzen, vielleicht lieben gelernt hat, wird in seinem Gewissen sich doch dazu verpflichtet fühlen, auch wenn die Tatkraft des Denkers, der Dinge und Menschen im Lichte der Ewigkeit zu erkennen beflissen ist, nicht stark genug sein sollte, der Leidenschaft des Tages Herr zu werden. Aber auch eine insgeheim freundliche sowohl als eine ausschließlich der Wahrheit beflissene Ansicht der britischen Sache muß notwendig zur Erkenntnis einer tiefen inneren Zerrüttung des gewaltigen Reiches, in politischer wie in moralischer Hinsicht gelangen: die Tatsachen, so spärlich und vielfach gefärbt auch die Berichte uns zufließen, sprechen zu laut und deutlich. In dem Augenblicke, da dies gelesen wird, weiß der Leser mehr darüber als der gegenwärtige Schreiber. Inzwischen bestätigt die Kenntnis eines Buches, von dem um die Iden des Märzes bekannt wurde, daß schon 26000 Exemplare verkauft seien, und das seitdem in einer abgekürzten Schilling-Ausgabe noch viel stärker zu „gehn" scheint (das Original kostete 6 Schilling), eine Diagnose, die schon lange vor dem Kriege für den aufmerksamen Beobachter des Verhältnisses zu Irland, der Desorganisation der Arbeiterklasse, der geringen Autorität der radikalen Regierung in der oberen Gesellschaftsklasse, die in einer offenen Empörung der Unionisten gipfelte — eine Diagnose, die schon vor dem Kriege schwerlich günstig für die Zukunft des Vereinigten Königreichs ausfallen konnte.

Die abgekürzte Ausgabe des Buches ist mir bisher nicht zu Gesicht gekommen, aber ich erfahre durch eine englische Zeitschrift, daß der Verfasser, Herr F. S. Oliver, der zum intimen Kreise des Generals Lord Roberts gehört hat, zu dieser neuen Ausgabe eine längere Einleitung verfaßte, deren letztem Abschnitt er die Überschrift gibt: „„Die Paralyse einer Nation." Diese Überschrift hätte der Titel des ganzen Werkes sein können. Aber es ist doch eine bezeichnende Tatsache, daß in dem ursprünglichen Buche, dessen Vorrede das Datum des 1. Juni 1915 trägt, der Ausdruck nicht vorkommt, daß

* Ordeal by battle von Frederick Scott Oliver. Macmillan & Co. 1915.

auch ein ähnlicher Gedanke darin nicht begegnet, den offenbar die Beobachtung der Dinge in den folgenden neun Monaten dem Verfasser eingegeben hat. — Das Buch ist in der Hauptsache eine sehr eindringliche Befürwortung der allgemeinen Wehrpflicht, die mit einer ebenso scharfen Kritik des im Inselreich noch überlebenden Werbesystems, dessen „cant" erbarmungslos gegeißelt wird, verbunden ist. In welchem Sinn die beiden ersten Abschnitte die Ursachen des Krieges und den „Geist" der deutschen Politik darstellen, braucht kaum erwähnt zu werden, wohl aber wie dieser Geist mit dem Geist der britischen Politik kontrastiert wird. Der Verfasser bekennt in seiner Vorrede ehrlich: „Die deutsche Politik wird von außen betrachtet, aus der Ferne, und durch einen Feind: es ist leichter in solchem Falle eine Schilderung zu geben, die klar, als eine die wahr ist. Hingegen die britische Politik ist von innen gesehen." Immerhin können wir aus den Bemerkungen eines scharfsichtigen Feindes dies und jenes lernen. Man wird aber zu würdigen wissen, wenn dieser Feind einen Advocatus Diaboli (mit diesem Ausdruck) die Sache der Deutschen verteidigen läßt — er druckt zu diesem Behuf den seiner Zeit auch in unserer Presse wiedergegebenen, dabei (wie Verfasser bemerkt S. 149) durch die Zensur verstümmelten Brief des „Freiherrn von Hexenküchen" in der Gestalt, wie er ihm zugänglich war, ab. Und man wird es zu würdigen wissen, wenn Herr Oliver (wiederum in der Vorrede) die Wahl des Ausdruckes „Nationaler Dienst" anstatt des verhaßten „Conscription" dadurch rechtfertigt, daß dieser auch nicht militärische — bürgerliche — Pflichten einschließe, für Frauen wie für Männer. „Unter den Bedingungen der heutigen Kriegführung müssen nicht nur Heere disziplinierte werden, sondern die ganzen Völker. Die undisziplinierte Nation, bei annähernder Gleichheit der Kampfbedingungen mit einer disziplinierten Nation, wird geschlagen werden." Und gegen Ende des Buches werden dessen Absichten zusammengefaßt. Es sei zwar ein Gemeinplatz zu sagen, unsere Schwäche liege in unserem eigenen Wesen und die Stärke unserer Feinde an ihren Tugenden. „Aber man braucht nur die durchschnittliche Zeitung oder Zeitschrift in die Hand zu nehmen, um täglich und wöchentlich mit verbissener Hartnäckigkeit die entgegengesetzte Lehre vorgetragen zu finden: unsere Hände seien geschwächt, weil wir so gut sind, die Deutschen kämpfen so gewaltig zu ihrem Vorteile, weil sie so niederträchtig und gewissenlos sind." In Wahrheit, meint Herr Oliver, seien die Schändlichkeiten der Deutschen Ursachen von Schwäche, nicht von Kraft. „Unsere wirklichen Hemmnisse sind die Treue, die Aufopferung und die Beharrlichkeit des deutschen Volkes". „Die Ursachen der britischen Schwäche sind gleichermaßen einfach. Unsere Indolenz und unser Parteigeist; unser törichtes Vertrauen auf Gescheitheit, auf Manöver und Debatten, um Hindernisse zu überwinden, die völlig außerhalb jeder Regie menschlichen Wollens liegen; unsere Gewohnheit, als aufgeregte Zuschauer an dem technischen Spiele der britischen Politik teilzunehmen ... aus diesem System entspringen unsere Schwierigkeiten, die wir noch nicht zur Hälfte überwunden haben."

Selbsterkenntnis führt nicht immer zur Besserung. Wenn der Verfasser neun Monate später sein Urteil in das Wort „Paralyse" zusammenfaßt, so weiß er auch, daß dem Paralytiker die Selbsterkenntnis wenig hilft. Und auch von der Selbsterkenntnis, die etwas nützen könnte, ist die Nation als ganze noch sehr weit entfernt. Wenn aber der Verfasser höhnend schreibt, hie und da scheine noch eine „lächerliche Vorstellung" ihr Leben zu fristen, daß England aus schierer Ritterlichkeit, nämlich um Belgien zu verteidigen, in diesen Krieg gegangen sei, so ist das nicht der einzige Hohn, der auf die selbstgefälligen Naivitäten und Selbsttäuschungen der drawing-

rooms sich ergießt. Die Paralyse ist bekanntlich eine Krankheit, die verhängnisvoll sich entwickelt, mit dem Beiwort „progressiv" wird sie regelmäßig verbunden. Ob die Diagnose richtig ist — soweit überhaupt ein solches Gleichnis richtig sein kann — mögen wir ferneren Untersuchungen zu prüfen überlassen. Daß aber gewisse Symptome bemerkbar sind, die auf eine beginnende Lähmung des Zentralorganes im großbritanischen Organismus schließen lassen, wird auch der eifrigste Bewunderer des echten starken Britengeistes nicht verkennen. Ich rechne dazu nicht bloß die auffallenden Zeichen von Verdummung, die bei vielen Individuen und in den größten Zeitungen während des Krieges hervorgetreten sind: so das einmütige Geplärr über Nietzsche, Treitschke, Bernhardi, in das auch der Herr Oliver, weise wie er sich dünkt, einstimmt; so das blöde sprachunkundige Heulen wegen „Deutschland, Deutschland über alles," die harmlose Liebeserklärung des demokratischen Hoffmann an das damals noch ganz ideelle Vaterland; so die Verkündungen der „Times", daß Namur wenigstens neun, Antwerpen zwölf Monate sich halten werde, daß die Dampfwalze unwiderstehlich sein und die Russen vor Ende Oktober (1914) nach Berlin bringen werde; so die im Anfange des Krieges allgemein herrschende Meinung, daß nicht nur das „Geschäft wie gewöhnlich" fortgehe, sondern daß das Einfangen des deutschen Handels nur ein Zugreifen erfordern werde. Es ist vielmehr das ganze Verhalten der Regierung, vor und nach der Koalition, das teils an Schwachsinn teils an Blödsinn grenzt: die Verwendung farbiger Engländer gegen Europäer, die „Bezwingung" der hilflos gewordenen deutschen Kolonien, die kopflosen und kläglich gescheiterten Expeditionen nach Gallipoli und nach Mesopotamien,* der ebenso kindische wie lausbubenhafte Kampf einer Regierung, die auf den Freihandel gewählt ist, gegen deutsche Firmen, ja gegen deutsch klingende Namen; der einfältige Anspruch eines Asquith, dem die Junker seines eigenen Landes fortwährend mit der Faust an der Gurgel sitzen, als would-be-Sieger die preußische Verfassung zu verbessern und vom Junkertum zu befreien, eine Albernheit, zu der die sonst so wenig homogene Gesamt-Regierung ebenso hirnlosen Beifall spendet — ich würde, auch wenn ich (wie Herr Oliver) als Engländer geboren wäre, darin Merkmale des Verfalles erkennen, eines traurig greisenhaften Verfalles, der beginnenden „Erweichung" des Zentralorgans.

---

* „Die Wahrheit wird zeigen, daß keine Regierung weder hier noch in Indien, zu einem solchen Vormarsch (auf Bagdad) „ermächtigen", ja daß kein Mensch, der darauf Anspruch macht, Soldat zu sein, diese zulassen durfte. Die wahnsinnige Unvernunft hätte allen Beteiligten einleuchten müssen." Times vom 1. 4. 1916. Vier Wochen vor dem Fall von Kut el Amara! —

F. Tönnies

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Weltwirtschaftliche Möglichkeiten II

von Franz Eulenburg

4. Der amerikanische Wirtschaftskonzern

Ein ganz anderes Gesicht zeigt das dritte der großen Weltreiche, das angeblich in drohendem Entstehen ist. War Rußland die geschlossene Ländermasse mit verschiedenartigen Völkern und Volksteilen, zusammengehalten von dem herrschenden Großrussentum, war England das koloniale Weltreich mit einer Mischung ausgewanderter Bevölkerung und fremder eroberter Gebiete: so würde Amerika eine Zusammenfassung an sich koordinierter Staaten verschiedener Kultur und verschiedener Rassen bedeuten. Der Zusammenhalt dieser Staaten besteht nur in der Einheitlichkeit des Kontinentes selbst. Sodann in dem Vorhandensein einer überlegenen Nation, die sich zur Vorherrschaft berufen fühlt. In doppelter Gestalt tritt uns der Panamerikanismus entgegen: als politische und als wirtschaftliche Form. Die Monroedoktrin des Jahres 1823 ist in direkter Folge der Unabhängigkeitserklärung der südamerikanischen Staaten entstanden. Sie bedeutet zunächst das Nichteinmischungsprinzip fremder, das ist europäischer Staaten in amerikanische Verhältnisse. Die Wirkung auf den Kontinent dürfen wir nicht unterschätzen. Denn wenn man die mittel- und südamerikanischen Verhältnisse betrachtet, die Ungeordnetheit der dortigen politischen Zustände, die teilweise Unausgeglichenheit zwischen den staatlichen Aufgaben und ihrer Erfüllung, das Vorhandensein noch starker eingeborener Bevölkerungen niederer Rassen besonders in den tropischen Gebieten, die Unfähigkeit der Länder zu einer Verwaltung im europäischen Sinne und dazu die völlige Abhängigkeit von fremdem Kapital und Handel: so würde an sich die Angliederung dieser Länder an überlegene europäische Staaten durchaus zweckmäßig gewesen sein, nachdem Spanien sich für diese Rolle unfähig erwiesen hatte. Hier hat die Monroedoktrin, die den amerikanischen Kontinent nicht länger als Objekt europäischer Kolonisation zuließ, offenbar abhaltend gewirkt. Aber sie hat sich in diesem Zeitraum, vor allem seit Entstehen des amerikanischen Imperialismus stark gewandelt. Durch die Roosevelteloktrin (1903) wurde sie dahin interpretiert: der ganze amerikanische Kon-

tinent stände gleichsam unter dem politischen Schutze der Vereinigten Staaten; die Einmischung in südamerikanische Angelegenheiten irgendwelcher Art bedeute einen Verstoß gegen die Monroedoktrin. Die Union nahm für sich das Recht einer internationalen Polizeigewalt in Anspruch. „Ganz Amerika den Nordamerikanern der Union" ist schließlich das Leitwort geworden. Das hat sich dann weiter entwickelt zur wirtschaftlichen Monroedoktrin, wonach der ganze Kontinent sich selbst genügen und den Amerikanern vorbehalten werden solle. Die wirtschaftliche Loslösung Südamerikas von dem Einfluß Europas gilt als panamerikanische Aufgabe. Sie fand einen Ausdruck in der neuen Wilsondoktrin von 1913. Danach sollten Konzessionen an europäische Finanzgruppen möglichst vermieden werden. Sie wird sich wohl zur finanziellen Monroedoktrin auswachsen: der Kontinent muß die Domäne der finanziellen Durchdringung der Union bleiben.

Dabei wird freilich die weitgehendere politische Forderung wohl dauernd für ausgeschlossen gelten müssen. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß der Kontinent sich politisch zusammenschließen könne nach Art des britischen Imperiums oder auch nur in Form eines politischen Staatenbundes. Zwar haben mehrere panamerikanische Konferenzen unter Teilnahme von Vertretern aller amerikanischen Staaten in Washington stattgefunden. Auch hat der nordamerikanische Präsident wiederholt, wie zum Beispiel in der Venezuelaangelegenheit, das Schiedsrichteramt für sich in Anspruch genommen. Aber man fürchtet gerade in Südamerika das politische Übergewicht der Union. Man sieht zu deutlich die Abhängigkeit, in die Mexiko auch politisch von der Union geraten ist, um nicht vorsichtig zu werden. Dazu kommt ein wichtiges psychologisches Moment hinzu. Die lateinischen Republiken zeigen sehr geringe Sympathien für den Unionjack, dessen Verfassung und Sprache, dessen Lebensauffassung und Kultur, dessen Stil und Tempo des Lebens eine wesentlich fremde ist. Zwar lauten oft genug die Reden ganz anders, wonach ein politisches Band republikanischer Brüderlichkeit ganz Amerika umschlingen solle. Die Romanen sind ja dem Worte so leicht zugänglich, wenn die Begeisterung sie erfaßt. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß hieraus wirklich ein politischer Zusammenschluß entstehen könne, ist nicht sehr groß. Vielmehr besteht unter den südamerikanischen Staaten selbst die Neigung zu einer näheren politischen Verbindung der ABC-Staaten (Argentinien, Brasilien, Chile, eventuell Urugay). Das würde natürlich eine wesentliche innere Stärkung für diese Länder bedeuten und die politischen Aussichten der Union weiter vermindern.

Aber auch eine politische Verbindung der Union nur mit Kanada ist in absehbarer Zeit nicht sehr wahrscheinlich. Zwar ist Südkanada altes französisches Kolonialland und hat immer Neigung zur Union gehabt. Die französischen Kanadier fühlen sich mit dem herrschenden Angelsachsen-

tum nicht gleichberechtigt, sondern vielfach zurückgesetzt. Die Umgangssprache ist dort das Französische geblieben, die etwa ein Drittel der Bevölkerung umfaßt. Aber dennoch ist nach den Erfahrungen des Krieges ein politisches Zusammengehen einstweilen nicht anzunehmen. Das Mutterland wird durch Zugeständnisse alles vermeiden, um die Reibungsflächen zu vermehren und einen Abfall des südlichen Teiles des Landes hervorzurufen. So ist also ein politisches Imperium, das den amerikanischen Kontinent umfassen könnte, durchaus unwahrscheinlich. Die Anschauung vollends, die in dieser Beziehung ein Panamerika mit dem britischen Weltreich oder dem russischen Kontinent zusammenwirft, wird das Wesentliche der zukünftigen Gestaltung verkennen, — eben das politische Bindeglied, das jenem Zukunftsreiche mangelt. Die Union hat diesen Traum wohl längst begraben und wird sich mit einer Art Schiedsrichteramt begnügen.

Anders steht es mit dem wirtschaftlichen Zusammenschluß. Dabei ist freilich das wirtschaftspolitische Zusammengehen, das sich in Form eines geschlossenen Zollgebietes darstellt, von der freien wirtschaftlichen Durchdringung scharf zu trennen. Das erstere darf einstweilen als nicht zu wahrscheinlich gelten. Bestrebungen sind allerdings vorhanden, um sich gegenseitig Vorzugszölle einzuräumen Man möchte dadurch wenigstens in den Grundzügen ein gemeinsames Zollgebiet gegenüber dem Auslande bilden. Präsident Taft hatte einen dahingehenden Handelsvertrag bereits mit Kanada in Vorschlag gebracht. Beide Länder sollten sich gegenseitig Vorzugszölle gewähren, indem die Union kanadisches Getreide zu einem niedrigen Satze zuließe und dafür Kanada amerikanische Fabrikate bevorzugte, sogar zuungunsten des Mutterlandes. Die ausgesprochene Absicht, die ein unvorsichtiger Abgeordneter damals aussprach, war die allmähliche Verschmelzung der beiden Staaten. Der Handelsvertrag, der im amerikanischen Parlament bereits angenommen war, ist in Kanada abgelehnt worden. Die Möglichkeit der Erneuerung eines ähnlichen Abschlusses ist nicht von der Hand zu weisen, wenn sie auch gerade durch den Krieg nicht an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Die Neigung dazu könnte aber wachsen, falls die englischen Kolonien stärker zu Lasten des Imperiums herangezogen werden sollten. Dann könnte für Kanada der große Nachbar im Süden mehr Vorteile bieten als das ferne Mutterland. Auch die Ausnutzung des Landes würde vielleicht dann rascher vonstatten gehen. Mit Südafrika und Australien steht es ja anders. Diese sind auf das Mutterland weit mehr angewiesen: sie besitzen keinen anderen Schutz in politischer Beziehung und leben finanziell vollständig vom englischen Kapital. Kanada dagegen könnte durch den Anschluß an die Union auch politisch gesichert werden. Ein zollpolitischer Anschluß würde dazu wohl ein zweck-

mäßiges Mittel bilden. Das alles ist aber noch sehr ungewiß und zweifelhaft und braucht einstweilen nicht in Rechnung gestellt zu werden.

Weit ungünstiger steht es schon mit dem zollpolitischen Anschluß der süd- und mittelamerikanischen Staaten. Denn es fehlt zwischen diesen und der Union die gegenseitige Ergänzung. Süd- und Nordamerika sind einstweilen beides Agrarländer und damit Konkurrenten. Die hauptsächlichsten Produkte, die die Südstaaten ausführen, sind Getreide, dazu Vieh und Fleisch, sowie Wolle, außerdem Kaffee aus Brasilien. Aber auch die Vereinigten Staaten sind noch vorwiegend als Agrarstaat zu betrachten. Nicht nur die Ausdehnung des Landes bedingt das. Sondern auch die Bevölkerung ist überwiegend in der Landwirtschaft beschäftigt. Zwar befindet es sich auf dem Wege zur stärkeren Industrialisierung. Trotzdem stellt sich bei der sehr extensiven Bodenbestellung jetzt bereits ein Bedarf an fremdem Brotgetreide heraus. Aber einmal werden die weiten Gebiete des Westens und Südens der Vereinigten Staaten dauernd das Feld der Agrarproduktion bleiben. Sodann könnten diese Teile bei einer nur geringen Steigerung des Bodenertrages nicht nur die gegenwärtige, sondern auch eine steigende künftige Bevölkerungszahl sehr wohl ernähren. Das ist letzthin eine Preis- und Verkehrsfrage, von der der Übergang zur intensiven Wirtschaftsgestaltung abhängt. Endlich ist aber gerade nach dem Kriege eine stärkere Selbstversorgung der Union und eine stärkere Intensivierung der Landwirtschaft zu erwarten. Das Kapital wird dort billig werden und die Getreidepreise werden hoch bleiben. Beides dürfte einen Anreiz zur intensiveren Wirtschaft darstellen. Ohnedies hat schon während des Krieges eine Zunahme des Weizenanbaues stattgefunden, um die lohnende Ausfuhr nach England zu behalten. Um so geringer würde unter diesen Umständen dann natürlich die Ergänzung aus den südamerikanischen Staaten sein. Bei einer Annäherung an Kanada vollends würde jede Notwendigkeit einer Getreidezufuhr aus Südamerika fortfallen. Das eine ist durchaus der Feind des anderen: die nähere Zollverbindung mit Kanada schlösse eine Zollunion mit dem übrigen Kontinent direkt aus. Wolle und Kaffee, die die Union aus den Südstaaten bezieht, vermögen eine Ergänzung der beiderseitigen Wirtschaftsgebiete noch nicht herzustellen. Wie dem aber auch sei: die Hauptausfuhrprodukte Südamerikas können in der Union überhaupt keine Abnahme finden. Sie werden auch kaum eine Bevorzugung, etwa vor dem kanadischen Weizen, erfahren. Damit ist von vornherein der Plan eines panamerikanischen Zollbundes oder auch nur einer Zollbevorzugung hinfällig. Denn die südamerikanischen Länder bleiben dann für die Ausfuhr ihrer Produkte, vor allem von Getreide und Vieh, aber auch von Kaffee, auf die europäischen Industriestaaten angewiesen. Als Gegenwerte müssen sie europäisches Kapital und europäische Fabrikate aufnehmen,

da eben jeder Handel die Gegenseitigkeit einschließt. Für beides ist ein Zollbund mit den Vereinigten Staaten ganz ungeeignet. Sonach wird der drohende zollpolitische Zusammenschluß oder eine prinzipielle Zollbevorzugung kaum ernsthaft in Betracht kommen. Vor dieser amerikanischen Gefahr brauchen wir uns nicht zu fürchten — vorausgesetzt, daß wir nicht selbst anderen Ländern eine Bevorzugung vor den südamerikanischen Produkten gewähren. In letzterem Falle müßten wir mit Gegenmaßnahmen der amerikanischen Staaten rechnen. Das läßt sich nur vermeiden, indem wir selbst bei der Meistbegünstigung verharren. Das geschlossene Weltreich Panamerika ist in diesem Sinne am allerwenigsten eine Gefahr.

Ganz anders steht es nun freilich mit der wirtschaftlichen Durchdringung des amerikanischen Kontinentes selbst. Die geht ja ganz ohne all die Zollformalitäten vor sich. Sie vollzieht sich gänzlich auf dem Wege der privaten Initiative und der privaten Einflußnahme, wenn natürlich auch staatliche Unterstützung nicht zu fehlen braucht. Hier ist durch den Krieg tatsächlich die Lage der Union wesentlich gebessert worden. Es ist ein besonderes Kennzeichen englischer Kurzsichtigkeit, zu übersehen, wie von dem mörderischen Ringen in Europa nur die beiden Konkurrenten Vorteile haben werden, die Union und Japan. Welches ist die neue Stellung, die die erstere aus der Tatsache des Nichtverwickeltseins in den Krieg erlangt? Die Vorteile bestehen einmal in der verstärkten Kapitalkraft der Union. Bisher war sie stark an Europa verschuldet, und das Land befand sich in finanzieller Abhängigkeit, vor allem von England. Man schätzte die gesamte ausstehende Schuld auf 21 Milliarden Mark. Davon wird ein sehr beträchtlicher Teil abgestoßen sein, dessen Höhe sich noch nicht ganz übersehen läßt. Dadurch hat aber die Union alle Vorteile größerer finanzieller Unabhängigkeit erhalten. Der Ausfuhrüberschuß, den sie bisher hatte, wird überflüssig und deshalb vermutlich aufhören. Sie hat wahrscheinlich auch einen nicht geringen Teil fremder Werte, vor allem aus dem Balkan, zur Begleichung der Kriegslieferungen seitens Frankreichs erhalten. Sie vermag dadurch als Geldgeber gegenüber anderen Staaten aufzutreten, wo es bislang nicht der Fall war — in Ostasien, in Rußland, auf dem Balkan, vor allem in Südamerika.

Sodann wird künftig der Kredit und damit das Geld in den Vereinigten Staaten selbst billiger sein als anderwärts. In Europa wird nach dem Kriege nicht nur ein Kapitalmangel bestehen. Vielmehr wird auch der Zinsfuß für öffentliche Anleihen, für gewerbliche Zwecke wie für den Wohnungsbau sehr hoch sein. Das bedeutet weltwirtschaftlich einen nicht geringen Vorsprung des neuen Kontinentes, den weder England, noch Frankreich, noch auch Deutschland so bald einholen werden. Die Vereinigten Staaten

vermögen jetzt mit mehr und mit billigerem Kredit zu arbeiten, während bisher ihr hoher Geldstand eine Art Schutzwehr gegen Ausfuhr und eine Erleichterung fremder Einfuhr bedeutete. Damit ist immerhin die Möglichkeit gegeben, daß gerade durch den niedrigen Geldstand der Dollarwechsel an einzelnen Plätzen den Pfundwechsel verdrängen kann. Das wird vor allem auf dem amerikanischen Kontinent selbst gelten. Denn bisher stand die Sache doch so, daß brasilianischer Kaffee, der nach Frankreich, oder argentinisches Getreide, das nach Deutschland ging, seitens der Käufer stets durch Sterlingwechsel auf London beglichen wurde. Die Beliebtheit des letzteren kommt nicht zum wenigsten von den niedrigen Diskontsätzen Englands im Verhältnis zu allen anderen Staaten. Damit wird es nun geraume Zeit vorbei sein. Dadurch dürften die Vereinigten Staaten teilweise ein merkantiles Übergewicht erhalten. Mindestens ein Teil des internationalen Wechselverkehrs wird über New York geleitet werden können, soweit wenigstens eigene Bezahlung in Betracht kommt. Wenn auch New York keineswegs die volle Erbschaft der City anzutreten vermag, so wird allerdings eine Beteiligung die Folge sein — London wird zugunsten von Manhattan geschwächt werden. Ebenso wird die Union dazu gelangen, sich von der fremden Frachtvermittelung etwas unabhängiger zu machen. Auch hier ist es nicht wahrscheinlich, daß das in ganzem Umfange eintritt. Das hängt von zuvielen Voraussetzungen ab, vor allem von dem Moment der notwendigen Rückfracht. Aber bei der bevorstehenden Verknappung an Schiffsraum kann die Union ihre Flotte ausbauen. Sie vermag im internationalen Verkehr eine Rolle zu übernehmen, die ihr bisher ganz abging. Wir müssen uns auf eine Verstärkung des amerikanischen Schiffsraums im Weltverkehr gefaßt machen.

Weiter aber braucht die Union für Wiederherstellungsarbeiten keine neuen Werte bereitzustellen und dafür nicht irgendwelche Aufwendungen zu machen. Amerika hat es tatsächlich besser als unser Kontinent, das alte: ihm droht nicht — — —. Es kann sein Kapital in der nächsten Zeit auf den Ausbau des Produktionsapparates, auf Verkehrsmittel und Landwirtschaft lenken, während Europa die alten Wunden heilen muß, die der Krieg geschlagen hat: durch Wiederaufbau der zerstörten Gebiete, durch Ausfüllen der Lücken auch infolge der Menschenverluste, die ja eine Verminderung der Produktionskraft bedeuten. Die Union wird schon dadurch überlegen sein, daß die produktiven Altersklassen, die bei uns vernichtet sind, dort in voller Frische schaffen können. Endlich aber haben die Vereinigten Staaten die Zwischenzeit benutzen können, um neutrale Gebiete ihrerseits zu erobern und wirtschaftlich zu durchdringen. Es würde dadurch in der Lage sein, sofort nach dem Kriege neue Beziehungen aufzunehmen und Waren zu liefern, wozu infolge des Fehlens der Rohstoffe Europa

einstweilen nicht imstande ist. Es könnte zu diesem Zwecke den Produktionsapparat den neuen Kadern anpassen, um Waren auszuführen und sich dort die neuen Wirtschaftsgebiete anzugliedern. Die finanziellen Lasten werden drüben nicht zu spüren sein, die in Europa vorhanden sind, hier die Lebenshaltung wesentlich verteuern und damit die Produktion hemmen. Es darf sich ganz auf die neue Produktion werfen, statt wie bei uns rein staatliche unproduktive Ausgaben leisten zu müssen. Die künftige finanzielle Ausbreitung wird auch durch das neue amerikanische Banksystem gefördert. Es ermöglicht den bis jetzt fehlenden Geldausgleich zwischen den weiten Gebieten des Landes und gibt den Nationalbanken die Möglichkeit der Errichtung von Filialen in anderen Staaten.

Wieweit all diese Möglichkeiten ausgenutzt werden, ist durchaus etwas anderes und hängt von vielen Umständen ab. Aber an sich kann jetzt tatsächlich ein mächtiger amerikanischer Wirtschaftskonzern durch finanzielle und andere Abhängigkeit geschaffen werden. Er würde bei aller Freiheit der politischen und handelspolitischen Form doch eine völlige wirtschaftliche und finanzielle Durchdringung bedeuten. Das scheint die neue amerikanische Gefahr, die den alten Kontinent bedroht. Sie besteht weit weniger in dem zollpolitischen Zusammenschluß der amerikanischen Staaten, als vielmehr in der inneren Erstarkung des Landes durch die herbeigeführte Schwächung des alten Europa. Der panamerikanische Kontinent kann das erste Betätigungsfeld der neuen wirtschaftlichen Großmacht werden: Mittel- und Südamerika sind nicht nur die nächsten, sondern auch wirklich noch ein sehr zukunftsreiches Gebiet für die wirtschaftliche Durchdringung. Sie haben außerordentlich weite Agrargebiete, die der Erschließung harren. Sodann starke natürliche Hilfskräfte an Erzen und Mineralien (Anden), an Kaffee und Kautschuk (Brasilien). Indessen ist dafür gesorgt, daß es an Gegentendenzen nicht fehlt. So groß die Möglichkeiten der Vereinigten Staaten sind und so groß ihr inneres Wachstum auch sein mag, so gibt es doch Grenzen selbst für ein Land, dessen Unbegrenztheit sprichwörtlich zu sein scheint und dessen wirtschaftliche Kapazität tatsächlich außerordentlich vielseitig sich darstellt.

Da ist zunächst die Bevölkerungszahl. Die Union ist noch sehr dünn besiedelt, das eigene Wachstum bekanntlich bei den geborenen Amerikanern nur klein. Ihre Vermehrung beruht wesentlich auf der fremden Einwanderung. Dieser Zustrom wird voraussichtlich für die nächste Zeit nach dem Kriege ausbleiben. Europa, vor allem Rußland und die slawischen Gebiete, brauchen das Menschenmaterial zum Aufbau der eigenen Wirtschaft selbst. Dadurch ist von vornherein der industriellen Ausdehnungsmöglichkeit der Union ein begrenzter Spielraum gegeben. Den 450 Millionen Europäern stehen nur 92 Millionen Yankees gegenüber. Die Pro-

duktion aber läßt sich, wie wir wissen, bei einer gegebenen Bevölkerungszahl niemals über ein gewisses Maß steigern. Selbst nicht wenn durch die rationelle Zusammenlegung der Betriebe und durch Anwendung verbesserter Methoden gespart wird. Sodann aber braucht das Land bei seinen kolossalen Dimensionen eben noch einen sehr großen Teil der nationalen Produktion für den Ausbau des eigenen Apparates und des eigenen Marktes. Die großen Räume verschlingen bei der Dünnheit der Besiedelung (12 Menschen auf den Quadratkilometer gegen 120 in Deutschland) an sich schon viel mehr Material als dort, wo die Menschen so dicht zusammenwohnen wie in Europa. Ein dichtbesiedeltes Land hat ja den Vorzug der intensiven Arbeitsgestaltung und der verminderten Transportkosten durch den Absatz in der Nähe. Daher kommt es, daß die Union zunächst immer auf die eigene Versorgung bedacht sein mußte. Eine Überschwemmung mit amerikanischen Waren ist weder für Europa noch für die übrige Welt bedenklich geworden. Die amerikanische Industrie war bisher vorwiegend auf den noch sehr ausdehnungsfähigen inneren Markt eingestellt, der genug Chancen und Absatz bot. Das wird in der Hauptsache wohl so bleiben. Denn die Voraussetzungen der dünnen Bevölkerung, der weiten Räume und des starken Eigenbedarfes bestehen auch nach dem Friedensschluß weiter. Je dichter sich die Vereinigten Staaten besiedeln, um so mehr wird die Verstadtlichung zunehmen. Umsomehr wird der Eigenbedarf des inneren Marktes steigen, wie es jede intensive Kultur mit sich bringt. Die Union ist noch gänzlich ungesättigt und hat darum noch Platz für die Entfaltung großer eigener Bedürfnisse, ohne schon an die Eroberung der Weltmärkte denken zu müssen. Es braucht nicht, wie Deutschland, Menschen oder Waren zu exportieren, sondern kann noch sehr wohl beides bei sich unterbringen.

Endlich aber beruht im internationalen Verkehr alles auf Gegenseitigkeit. Eine Seefracht ist nur dann ausnutzbar und wirtschaftlich aussichtsreich, wenn die Möglichkeit einer Rückfracht gegeben ist. Will also die Union Waren nach Ostasien oder Europa oder Südamerika ausführen, so wird sie nicht umhin können, für den Rücktransport zu sorgen, das heißt Gegenwerte dafür in Empfang zu nehmen. Sonst ist das ganze Geschäft unlohnend und kann gar nicht durchgeführt werden. Entweder — oder! Wie man sieht, besteht auch hier ein gewisses Gleichgewicht der wirtschaftlichen Kräfte, das sich innerhalb eines bestimmten Zeitraums nicht gut überspringen läßt. Darauf kommt es aber bei der künftigen Entwicklung gerade an. Hier gibt der Gewinn an Zeit bereits den Gewinn von Möglichkeiten. Es bestimmen eben auch in der Union nationale Kapazität und wirtschaftliche Notwendigkeit die weitere Entwicklung.

Bisher hat sich denn auch allen Gegenstimmen zum Trotz die Ausdehnung des nordamerikanischen Handels im übrigen Amerika als wesentlich geringer erwiesen, als man von vornherein anzunehmen geneigt war. Denn die südamerikanischen Staaten hatten eben keine Waren zu liefern, die die Union aufnehmen könnte. So kommt es, daß sie im südamerikanischen Handel in der Einfuhr erst an dritter Stelle hinter Großbritannien und Deutschland steht, während sie allerdings in Mittelamerika den ersten Platz einnimmt. Auch hier gibt wie anderwärts das Moment der Nachbarschaft für die Handelsbeziehungen den Ausschlag. Bezüglich Südamerikas hat aber die Union gegenüber Europa keinen Vorsprung. Gerade auch die erneuten Anstrengungen, die vor allem seit 1909 einsetzen, haben darin keine wesentliche Steigerung herbeigeführt. Die panamerikanischen Konferenzen sind bisher ganz wirkungslos gewesen. Auch die Finanzkonferenz des Mai 1915 hat positive Ergebnisse nicht gezeitigt. Ebensowenig hat sich jedoch die Hoffnung bisher erfüllt, während des Krieges den südamerikanischen Markt zu erobern. Die Kaufkraft der Länder hat indirekt durch die Wirkung des Krieges sehr gelitten. Der nordamerikanische Kaufmann fehlt aber in Südamerika fast völlig. Die Vertretung ihrer Interessen liegt in europäischen Händen. Ebenso steht es mit der Frachtvermittlung und dem Zahlungsverkehr. Vom Gesamthandel Südamerikas entfiel nur ein Sechstel auf die Union. Soweit sich übersehen läßt, haben die Versuche, den südamerikanischen Markt während des Krieges zu erobern, mit einem Fiasko geendet. Der Austausch mit den Südstaaten hat im Gegenteil aus mannigfachen Gründen noch nachgelassen. Eine solche wirtschaftliche Eroberung läßt sich auch nicht einfach extemporieren, sondern bedarf langer Vorbereitung und Einrichtungen. Amerika hatte eben bisher kein starkes Exportbedürfnis und entsprechend auch keine Exporthäuser mit weitverzweigten Verbindungen und Seetransport. Durch die einseitige Hinlenkung auf die Kriegslieferungen ist das eher noch verstärkt worden. Die papiernen Beschlüsse der panamerikanischen Konferenzen vermögen das nicht zu ändern. Die Amerikaner haben es außerdem unterlassen, sich den Gewohnheiten der neuen Kunden anzupassen. Sie besitzen nicht das ausgedehnte Netz der Handels- und Bankniederlassungen, die immer notwendig sind, um die Finanzierung der Länder herbeizuführen. Sie haben es an der systematischen Bearbeitung der Märkte fehlen lassen: das eigene Land bot ja noch so viele lohnende Erwerbsmöglichkeiten, daß man das nicht brauchte. Im Kriege weniger als je. Auch war das amerikanische Kapital bislang sehr zurückhaltend, weil es im eigenen Lande gebraucht wurde. Man rechnet nur vier Milliarden Mark an fremden Werten gegen 25 in Deutschland, 64 in England und 65 in Frankreich. Gewiß, diese Dinge lassen sich ändern. Aber nicht von heute auf morgen.

Das neue amerikanische Reservebanksystem gibt den Nationalbanken jetzt die früher verwehrte Gelegenheit zur Gründung von Filialen im Auslande. Dadurch kann wohl die südamerikanische Industrie und Landwirtschaft stärker finanziert werden. Gerade aber die Kriegsaufträge der Alliierten haben die Interessen der Union sehr einseitig dorthin gewandt, wo rasche und lohnende Aufträge mit hohem Gewinn zu erzielen waren. Dadurch hat man dann das übrige Auslandgeschäft mehr vernachlässigt. Die Ausfuhrziffern der Union für das Kriegsjahr zeigen kolossale Zunahmen nach Frankreich und England, Abnahme nach Deutschland, aber auch nach dem Südkontinent. Vor allem sind die Gewohnheiten eines Volkes bezüglich seines Handels stark in nationalen Eigenschaften verankert, die eine langsame Umgestaltung verlangen. Das „Bureau of Foreign and Domestic Commerce" in Washington tut gewiß genug. Bisher jedoch ist noch kein großer Umschwung eingetreten, wie von mancher Seite gefürchtet wurde.

Aber doch wird für die Zukunft gerade seitens der Union am meisten zu besorgen sein. Süd- und Mittelamerika vermögen tatsächlich ein Betätigungsfeld ihrer künftigen Ausdehnung zu werden, wie es in Mexiko schon der Fall war. Hier ist amerikanisches Kapital allenthalben zu spüren. Ebenso wird das Kapital imstande sein, die südamerikanischen Staaten zu befruchten, um diese Länder kaufkräftig zu machen. Europa wird in der nächsten Zeit nur schwer Geld erübrigen können. Dabei sind die Entwicklungsmöglichkeiten Südamerikas noch ungeheuer. Weite Gebiete enthalten landwirtschaftliche Produkte, die einstweilen nur sehr mangelhaft ausgebeutet werden; dazu Rohstoffe und tropische Nahrungsmittel, auch Vorkommen von anorganischen Materien. In allen diesen Dingen kann das Kapital Außerordentliches leisten. Allerdings sind auch hierzu allenthalben Menschen bestimmter Kulturhöhe notwendig. An ihnen fehlt es, da die Eingeborenen der Tropen dazu nicht geeignet sind. Sodann bedarf es des Ausbaues der Transportmittel. Die Union plant eine panamerikanische Eisenbahn: New York – Buenos-Aires. Sie würde durch Zweigbahnen die einzelnen Länder aufschließen und viele Gebiete damit überhaupt erst für den Weltmarkt gewinnen. Es steckt nicht unbeträchtliches nordamerikanisches Kapital im Bergbau (Kupfer und Eisen), in der Gefrierfleischindustrie und vor allem im Eisenbahnbau. Hier hat der Farquhar-Trust sich bereits eine Art Monopolstellung verschafft. Oft genug tritt amerikanisches Kapital in englischem Gewande auf. Es ist jetzt schon eine amerikanische Trustgesellschaft tätig, die die Fleischversorgung für sich ausbeuten will. Auch die Gründung einer Industrie im lateinischen Amerika kann durch amerikanisches Kapital und durch amerikanische Ingenieure in die Hand genommen werden. Sie können städtische Verkehrsanstalten, elektrische Anlagen, Staats- und Gemeindeaufgaben finanzieren, die ge-

samte Installationsarbeit und den Produktionsapparat übernehmen. Süd- und Mittelamerika gehören zweifellos zu den zukunftsreichsten Gebieten der Erde — zu denen vor allem, wo die kapitalistische Entwicklung sich noch weiter entfalten kann. Zweifellos haben die Vereinigten Staaten gerade auch infolge des Krieges manche günstige Position erhalten, falls sie sie auszunutzen verstehen. Eine Ausdehnung dieser Bestrebungen und der wirtschaftlichen Durchdringung des amerikanischen Kontinentes ist durchaus zu erwarten, falls die Union überhaupt in stärkerem Maße als bisher aus sich selbst herausgehen sollte.

Aber einmal ist der Bevölkerungszuwachs, wie wir gezeigt haben, nur ein begrenzter. Er läßt sich auch in der nächsten Zeit wegen des Fehlens der Einwanderung nicht sehr heben. Die Besiedelungsfrage wird in Südamerika nach dem Kriege wohl noch schwieriger werden. Sodann aber ist die Besitzverteilung und die Arbeiterfrage im lateinischen Amerika nicht leicht zu lösen. Das bedeutet damit eine Grenze der Entwicklung, mindestens aber ein beschränktes Tempo. Endlich aber bleibt notwendig eine Gegenseitigkeit der Verhältnisse bestehen. Die Union muß ihrerseits Waren abnehmen, um in diesen Ländern selbst einen Absatzmarkt zu erhalten. Damit steht es, wie wir sahen, sehr mißlich. Allerdings könnte wohl an sich die Union durch Kapitalexport das ersetzen, was sie durch den entsprechenden Warenimport selbst nicht abnähme. Aber die Entfernungen der beiden Kontinente bleiben natürlich kolossale und damit auch die Notwendigkeit der Rückfracht. So ist aber wiederum die Möglichkeit des Eindringens für andere Kulturstaaten gegeben, die Abnehmer von südamerikanischen Produkten sind.

Die Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte Panamerikas in der Hand der Union ist mithin durchaus nicht so wahrscheinlich, wie es das große Schlagwort vermuten läßt. Eine formelle Bevorzugung ist für die nächste Zukunft schwerlich zu erwarten. Nur soviel bleibt sicherlich richtig, daß sowohl in Nord- wie in Süd- und Mittelamerika sich die Position der Vereinigten Staaten durch den Krieg wesentlich gestärkt hat. Für die europäischen Nationen wird die Konkurrenz weit unbequemer werden, vor allem auch wegen des Kapitalmangels, unter dem Europa noch für lange Zeit zu leiden haben wird. Das zugegeben, so ist doch die panamerikanische Gefahr eines abgeschlossenen und sich selbst genügenden Weltreiches, eines neuen gigantischen Wirtschaftskonzerns in Wirklichkeit nicht vorhanden. Nur wird auch hier mit erschwerenden Tendenzen und mit verstärktem Wettbewerb zu rechnen sein, sobald es gilt, die neuen Möglichkeiten auszunutzen.

5. Von der Zukunft des deutschen Handels

Der Glaube an die wirtschaftlich geschlossenen Weltreiche der Zukunft erweist sich bei näherem Zusehen nur als ein Aberglaube. Bleiben

auch manche wesentliche Änderungen allenthalben zu gewärtigen, so besteht doch vieles von den angeblichen Gefahren nur in der Einbildung. Dabei sind die schwierigen Übergangszeiten zu scheiden von dem späteren Wirtschaften selbst. Zum Teil handelt es sich um Tendenzen, die vordem schon bestanden und durch den Krieg nur in stärkerem Maße beeinflußt und hervorgerufen sind. Die Handelspolitik steht dabei gegenüber den realen Beziehungen erst in zweiter Linie. Die freien Kräfte der Weltwirtschaft übertreffen vielmehr die staatlichen Mittel bei weitem. Dazu gehört eine teilweise Verschiebung des kapitalistischen Schwergewichtes von London nach New York. England hat den Wechselkurs in bewundernswerter Weise aufrecht zu erhalten vermocht, zum Teil aber nur durch Abstoßung fremder Werte. Das wird sich nach dem Kriege an dem Lande selbst rächen. Die Verteuerung des Geldes und des Diskontes, die dort im Verhältnis zu früher eintreten muß, wird seine Beliebtheit als Geldgeber und seine Vermittelungsrolle für den internationalen Geld- und Handelsverkehr herabsetzen. Denn die Verbreitung des Sterlingwechsels schrieb sich wesentlich mit von den stets niedrigen Diskontsätzen Londons her. Der Mangel an Schiffsraum andererseits dürfte sich gerade in England relativ am stärksten bemerkbar machen; er wird ohnedies eine Schädigung seines Handels zur Folge haben, der zum nicht geringen Teil auf der Vermittelungstätigkeit beruht. Natürlich kann von der sogenannten Ausschaltung Londons als Geldmarkt nicht die Rede sein, da nun einmal seine Kader bestehen bleiben. Wohl aber von einer Schädigung, zum Beispiel in amerikanischen Transfers und Zahlungen. Es wird sodann dem Lande schwerfallen, für die nächste Zeit wiederum den internationalen Geldgeber zu spielen. Ähnlich steht es mit seiner Handelsvermittelung. Es werden gerade darin manche Verluste, vor allem auch mit Deutschland, eintreten; das muß wiederum in seiner Zahlungsbilanz sich ungünstig bemerkbar machen. Am allerstärksten wird das der Fall sein, wenn die geplante Bevorzugung der Ententeschiffahrt platzgreifen und der Krieg nach dem Kriege zur Ausführung gelangen sollte.

Aber auch Frankreich wird als internationaler Geldgeber der Welt geraume Zeit ganz ausfallen. Seine Schulden sind selbst ungeheuer angewachsen. Die Ergänzungen im Ausbau seiner eigenen Volkswirtschaft verlangen stärkste Mittel. Es war schon in der letzten Zeit vor dem Kriege mit dem Ausleihen seines Kapitals vorsichtiger und zurückhaltender geworden. Es brauchte sein Geld für die eigene Industrie und Landwirtschaft, um den veralteten Produktionsapparat auf die Höhe zu bringen. Mit dem Aufhören des Kapitalexportes wird Frankreichs Stellung in der Welt wesentlich erschüttert werden. Sein Imperialismus war ein kultureller und beruhte auf der Verbreitung französischen Wesens in aller Welt.

Aber die war zum nicht geringen Teile sehr solide fundiert durch sein internationales Kapital. Damit ist es vorbei. Frankreich wird wesentlich verarmt sein. Seine Produktivkräfte sind, soweit die Bevölkerung in Betracht kommt, nur wenig entwicklungsfähig und hemmen eine stärkere Entfaltung. Für Frankreich ist dieses Schicksal tragisch: es ist unaufhaltbar, falls nicht eine volle Rekreation seiner Bevölkerung eintritt. Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Ob Rußland einen Staatsbankerott durchführen wird, um seine unhaltbar gewordenen Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, steht ganz dahin. Aber hier sind die Produktivkräfte noch am ehesten wiederherzustellen und zu entwickeln. Das Land selbst ist nicht zerstört. Der Verlust seines Außenpostens Polen läßt sich eventuell in einiger Zeit wettmachen. Der an sich nach einem Kriege stets eintretende Aufschwung wird in allen Ländern durch den Mangel an Kapital und die starken Verluste an Nationalvermögen notwendig verlangsamt werden. Die Kaufkraft aller europäischen und der meisten neutralen Länder wird für lange Zeit sehr geschwächt sein. Es wird Jahre bedürfen, bis die Wertverluste wieder hereingebracht sind. Die allgemeine Preissteigerung muß nach derselben Richtung wirken.

Dieser negativen Verschiebung auf der einen Seite stehen aber vom Standpunkte der Weltwirtschaft positive Gewinne auf der anderen gegenüber: das sind Japan und die Vereinigten Staaten. Für beide ist der Krieg ein besonderer Glücksfall. Was sonst kaum in einer langen Entwicklung erreichbar gewesen wäre, ist ihnen jetzt fast von selbst in den Schoß gefallen. Die europäischen Lande sind so geschwächt, daß die beiden Staaten die wirtschaftliche Zukunft unter besonders günstigen Umständen ausnutzen können. Japan in Ostasien und Indien, die Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Kontinent selbst, dann auch in der übrigen Welt. Japan, über das hier ein Wort zu sagen bleibt, ist gewiß noch nicht ein voll entwickelter Industriestaat geworden. Dazu reichen weder Bevölkerung noch Wohlstand des Landes aus. Aber seine Schulden ist es zum Teil los geworden. Es hat im Gegenteil etwas vorangebracht, indem es als Geldgeber Rußlands auftritt. Seine Wirtschaftsmacht und seine Ausdehnung in Asien ist fast unbestritten, soweit seine beschränkten finanziellen Mittel und seine erst in den Anfängen stehende Industrie das gestatten. Beides werden die schwachen Punkte des Landes bleiben. Auch für das Land der aufgehenden Sonne gilt das Gesetz der Kapazität in besonderem Maße. Es ist gewiß richtig, daß Japan mit Englands Hilfe den deutschen Einfluß und den deutschen Handel in Ostasien lahmzulegen sucht, nicht nur in Kiautschau, sondern auch in Indien, China, den holländischen Besitzungen: „Asien der gelben Rasse" in politischer nicht nur, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Aber soweit die deutsche Ausfuhr nach

Oſtaſien in Betracht kommt, waren die bisherigen Beziehungen ohnedies nicht ſehr erheblich und nur in Britiſch-Indien etwas bedeutender. Die Hauptleidtragenden werden hier vielmehr England und in zweiter Reihe Frankreich ſein, deren Handel weit umfaſſender iſt. Die Vereinigten Staaten haben zudem auch hier die Zwiſchenzeit benutzt, um weiter feſten Fuß zu faſſen, Beſitz und Vorrechte in China zu erwerben, Handelsbeziehungen und Kapitalverflechtungen anzuknüpfen, ſeine Finanzen durch Begebung von Anleihen zu ſtützen. Die Auseinanderſetzungen, die hier zwiſchen Japan, England, den Vereinigten Staaten und Rußland erfolgen werden, berühren Deutſchland nur in zweiter Linie. Vor allem ſteht aber auch hier die Möglichkeit offen, jene Lücken auszunutzen, die durch die beſchränkte Kapazität und Leiſtungsfähigkeit der anderen Länder immer vorhanden bleiben. Sie können Deutſchland in zahlreichen gewerblichen Produkten nun einmal nicht erſetzen, weil jene ſie entweder gar nicht oder nicht in ausreichender Menge produzieren. Das gilt vor allem von Japan ſelbſt, das noch eine recht ſchwache Produktivkraft beſitzt. Die Verſchiebungen, die ſich in unſeren bisherigen oſtaſiatiſchen Intereſſen vollziehen, bieten alſo noch genug neue Möglichkeiten, auch wenn wir mit Verluſten des früheren Standes zu rechnen haben. Das Schwergewicht des künftigen Handels wird für Deutſchland wie für das übrige Europa aber überhaupt kaum in Oſtaſien gelegen ſein und kann darum durch Japan auch nicht ernſthaft bedroht werden.

Welches ſind aber nun die Veränderungen, die die Weltwirtſchaft im ganzen künftig erleiden könnte, ſoweit Deutſchland in Betracht kommt? Dabei werden wir unterſcheiden müſſen die kürzere Störung, die in der erſten Zeit nach dem Frieden vorhanden ſein wird, bevor die eigentliche Friedenswirtſchaft wieder funktioniert. Und die dauernde Änderung, die möglicherweiſe aus der weltwirtſchaftlichen Neuordnung ſich ergeben mag. Wie wir wiſſen, kommt den Bedürfniſſen einer wachſenden Bevölkerung, alſo der Wareneinfuhr, die ausſchlaggebende Bedeutung im Verkehr der Länder zu. Sie belief ſich in Deutſchland vor dem Kriege auf rund elf, in Öſterreich-Ungarn auf etwa drei Milliarden Mark. Offenbar müſſen hierin auch die Urſachen der Veränderung geſucht werden, wenn weſentliche Seiten getroffen werden ſollen. Rohſtoffe und Nahrungsmittel ſtehen dabei voran. Bei den Rohſtoffen der organiſchen Materie kann es ſich nur um ganz wenige Punkte handeln. Denn daß etwa Auſtralien den Mittelmächten künftig keine Wolle mehr liefern ſollte, iſt natürlich ausgeſchloſſen. Die anderen Produktionsländer (Südafrika und La Plata) können damit nicht konkurrieren. Über die naive Meinung, unſere Bedürfniſſe durch Steigerung der Schafzucht im eigenen Lande zu befriedigen, iſt nicht ernſthaft

zu sprechen. Wir werden also die Wolle nach wie vor aus Australien beziehen und durch Vermittelung Englands auch — bekommen. Der Baumwollbezug wird in der Hauptsache wie früher aus den Vereinigten Staaten geschehen, die Seide voraussichtlich in stärkerem Maße als bisher aus China und Japan, seitdem die Frachtkosten von dort sich so wesentlich verbilligten. Die Aussichten, in absehbarer Zeit Baumwolle aus Kleinasien und Ostafrika in genügenden Mengen zu erhalten, sind recht gering oder stehen doch in weiter Ferne. Jute wird weiter aus Indien bezogen werden. Das alles bedeutet nicht weniger, als daß unsere ganze Kleidung ziemlich unverändert in ihrer Herkunft bestehen bleiben muß!

Aber auch mit den Rohstoffen der anorganischen Materie steht es nicht wesentlich anders. Es ist an sich wohl möglich, daß hier neue Produktionsstätten zu den alten hinzutreten: Erze vielleicht außer aus Schweden und Spanien noch in Kleinasien sich finden; Kupfer außer der Union noch in Südamerika. Petroleum mag in stärkerem Maße aus Mexiko gebracht werden, da weder der Balkan noch Galizien einen wirklichen Ersatz für Rußland und die Vereinigten Staaten darstellen. Mit einer stärkeren Nutzbarmachung des Petroleums für Erzeugung der Wärmekraft wird zu rechnen sein, weil es bequemer ist, weniger Platz in Anspruch nimmt und eventuell billiger zu stehen kommt. Die weitere Zukunft Mexikos kann sehr wohl auf den Petroleumquellen beruhen. Andererseits mag eine Verringerung des Bedarfes an Chilisalpeter für Deutschland in Aussicht stehen. Das wird vor allem eine Preisfrage sein. Bezüglich des Holzbezuges hängt viel von der Regelung der Polenfrage und der eigenen Verwertung des ungarischen Holzes ab, ob hier künftig andere Wege eingeschlagen werden. Die genannten Materien machen nun aber bereits die Hauptsache unserer Einfuhr an Rohstoffen aus. Auf diesem ganzen Gebiete sind wohl allenthalben Veränderungen und Verschiebungen möglich. Aber doch kaum in wesentlich größerem Umfange, als sie auch sonst im Laufe der Entwicklung stattfinden. Höchstens sind durch den Krieg einige Neuerungen schneller und unmittelbarer zur Erscheinung gekommen, als es ohnedies wohl der Fall gewesen wäre. Die Entente wird daran sehr wenig zu ändern vermögen, weil alle Länder auf die Ausfuhr nach Deutschland angewiesen bleiben.

Endlich wird der Nahrungsmittelbedarf aus Gründen der Handelsbilanz auch nach dem Kriege vor allem aus Rußland weiter gedeckt werden. Es hat nun einmal mit Deutschland den unübertroffenen Vorzug der Nachbarschaft, der beide Länder aufeinander angewiesen sein läßt. Vielleicht mag die Einfuhr aus Kanada sich zugunsten des Balkans und Kleinasiens, beziehungsweise Ungarns, etwas verschieben. Aber wir dürfen diese letztere Möglichkeit doch nicht überschätzen. Die landwirt-

schaftliche Kapazität dieser Länder ist zwar bei weitem noch nicht ausgenutzt, und sie vermögen an sich mehr zu liefern als bisher. Aber das wird eine stärkere Kapitalinvestierung und eine Verbesserung der Transportwege zur Voraussetzung haben. Letzteres liegt wegen des fehlenden Rücktransportes nicht allzu günstig. Eine große Entwickelung Kleinasiens für landwirtschaftliche Produktion vollends steht in weiter Ferne. Sie setzt außer Kapital und dem Bau von Eisenbahnen noch eine innere Kolonisation, eine Zunahme der Bevölkerung, Veränderung der türkischen Agrarverfassung und die Gewöhnung der Bauern an moderne Betriebsmethoden voraus – alles Dinge, die bei der psychologischen Eigenart des Orientalen erst in ferner Zukunft denkbar sind, wenn sie sich überhaupt verwirklichen lassen. Nirgends sind wohl die Vorstellungen so naiv wie bezüglich der Erschließung Kleinasiens und dessen Zukunft. Vor allem unterschätzt man das Tempo und den Umfang, den diese Erschließung annehmen kann. Dem „orientalischen Menschen" ist nicht ohne weiteres der moderne Kapitalismus aufzupfropfen, der Menschen ganz bestimmter Sinnesart und ganz besonderer Fähigkeiten voraussetzt. Der künstlerisch veranlagte Romane eignet sich dazu schon weit weniger als der rationalistische Germane. Der Bezug von Futtermitteln und sonstigen Nahrungsmitteln, die wir unumgänglich brauchen, wird also kaum wesentliche Änderungen erleiden. Nicht anders steht es mit den großen Bezügen aus den tropischen Gebieten, also dem brasilianischen Kaffee, dem portugiesisch-holländischen Kakao und Reis. Vor allem der erstere bedeutet bei der Richtung, die nun einmal der städtische Konsum eingeschlagen hat, einen sehr wichtigen Artikel des internationalen Handels. (Deutschland führt jährlich für 200 Millionen Mark Kaffee ein! Es stand in der Ausfuhr Brasiliens dadurch allen anderen Völkern voran.) Hier wird alles beim alten bleiben.

Ist nun aber nicht für Deutschland gerade in diesen Bezügen eine stärkere Beschränkung auf die kontinentale Basis möglich? Kaum! Das wird auch dann nicht der Fall sein, wenn wir in weiterem Umfange noch agrarische Gebiete erwerben sollten. Allerdings schiene ja durch die Angliederung der baltischen Provinzen wohl eine Art Selbstversorgung in Deutschland eintreten zu können! Aber nur in kleinem Grade. Denn die Gebiete, aus denen wir bisher das russische Getreide (Gerste und Weizen) erhielten, war der Schwarzerd-Distrikt. Die baltischen Provinzen vermöchten das Nahrungsmitteldefizit Deutschlands, das etwa den sechsten Teil unserer eigenen Produktion ausmacht, bei weitem nicht zu decken. Vor allem jedoch würden animalische Nahrungsmittel und Futtermitteleinfuhr nach wie vor notwendig bleiben. Dabei sehen wir ganz ab von der Frage der inneren Kolonisation, die für diese Gebiete keineswegs einfach zu lösen ist. Die baltischen Provinzen gehören in Rußland zu den selbstgenügenden Gebieten,

geben aber keinen Überschuß; die großen Städte müssen sogar noch Brotgetreide aus dem Innern hinzukaufen. Es würde durch eine Angliederung in der einen oder anderen Form wohl eine teilweise Verminderung, aber noch keine wirkliche Entlastung des Nahrungsmitteldefizits eintreten. Vielleicht würde das wachsende Nahrungsmittelbedürfnis dadurch verlangsamt werden. Aber es wird die Notwendigkeit der Einfuhr überhaupt nur in sehr geringem Umfange beseitigt werden. Die kontinentale Basis bleibt auf jeden Fall für eine Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln zu klein.

Überschauen wir so die eine Seite des Handels, und zwar die wichtigere, nämlich die Einfuhr, so stehen uns hier kaum sehr große Änderungen bevor. Alle bisherige Bezugsländer werden aber auch künftig unter allen Umständen die kaufkräftige Nachfrage von Mitteleuropa nötig haben. Wir werden als Käufer von Rohstoffen und Nahrungsmitteln stets und allenthalben willkommen sein. Die Absicht der Wirtschaftskonferenz, diese Bezüge künftig unter Kontrolle stellen zu wollen, verkennt die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge, verkennt auch die Art des internationalen Handels. Änderungen sind wohl möglich. In erster Linie infolge veränderter Technik und veränderten Transportes: etwa Ersatz der Kohle durch Petroleum, des Salpeters durch neuen Luftstickstoff, weiter die Erzeugung von künstlichem Kautschuk. Alles dies würde wohl auch sonst gekommen sein. Es ist aber jedenfalls durch den Krieg beschleunigt worden. Ebenso wird die Verringerung manches Bedarfes wie die Einführung von Sparmethoden bei uns wie anderwärts wohl auf den internationalen Handel einwirken. Auch mögen ausländische Produkte, die bisher der englischen Vermittelung bedurften, künftig mehr auf direktem Wege bezogen werden. Aber alles das bedeutet keine grundstürzenden Neuerungen in der Gestaltung des einen Teiles der Weltwirtschaft. Es sind verhältnismäßig nur kleine Modifikationen ohne erheblichen Einfluß.

Wie steht es aber mit der anderen Seite des Handels, mit dem Absatz unserer Produkte, das ist vor allem mit der Ausfuhr von Fabrikaten? Wie auf diesen Blättern wiederholt betont wurde, bedingen sich Ein- und Ausfuhr gegenseitig und sind aufeinander angewiesen. Lieferanten von Rohstoffen und Nahrungsmitteln müssen als Gegenwerte dafür unsere Gewerbeprodukte abnehmen. Oder sie müssen unsere Schuldner durch Aufnahme von Kapitalien werden. Wir sind in Deutschland wegen der Notwendigkeit der fremden Einfuhr auf diese Ausfuhr angewiesen. Ihr Wert vor dem Kriege betrug in den beiden letzten Jahren rund zehn Milliarden Mark, dazu Österreich-Ungarn 2,5. Wir kommen davon unter keinen Umständen los. Ich schätze, daß ungefähr der sechste Teil unserer gewerblichen Produktion für das Ausland bestimmt ist; mindestens 11 Millionen Menschen leben in

Deutschland direkt oder indirekt davon. Die Basis unseres inneren Marktes ist im Unterschiede von England, wo mindestens der dritte Teil der Erzeugung der Ausfuhr dient, an sich groß genug. Aber jener Teil unserer nationalwirtschaftlichen Produktion muß nun auch ausgeführt werden, wenn wir die Menschen ernähren und kleiden wollen. Da Deutschland weiter mit einer steigenden Bevölkerungszahl zu rechnen hat, so sind wir in Zukunft noch mehr darauf angewiesen, Erzeugnisse unserer gewerblichen Arbeit auszuführen. Eine Beschränkung Deutschlands auf den inneren Markt ist völlig ausgeschlossen. Die Ausfuhr bleibt für das nächste Menschenalter eine Notwendigkeit. Man legt darum mit Recht auf die Beibehaltung und Ausbreitung dieser Beziehungen ein entscheidendes Gewicht. Aber hier ist nun tatsächlich mit einigen Verschiebungen nicht unwichtiger Art zu rechnen. So mancher Weg der Weltwirtschaft dürfte sich umgestalten.

Werden auch die Abschließungsbestrebungen unserer Feinde und das Entstehen geschlossener großer Weltwirtschaftsreiche kaum viel Aussicht auf Erfolg haben, so werden wir trotzdem manche Einbuße in Rechnung stellen müssen. Nicht aus dem Grunde, weil die Versuche, im Auslande eigene Industrien ins Leben zu rufen, die die deutschen Fabriken verdrängen könnten, viel Erfolg versprächen. Dazu ist der Entfaltungsspielraum in den fremden Ländern doch nicht groß und umfassend genug. Das gilt vor allem von der englischen Industrie. Wenn dort in irgendeiner Form die Wehrpflicht fortbestehen sollte und zudem noch eine Zunahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung erstrebt wird, so dürfte die Kapazität der englischen Volkswirtschaft dazu noch weit weniger imstande sein als bisher. Sollte man versuchen, die Stahlerzeugung dort in größerem Umfange selbst vorzunehmen, die Anilinfarbstoffe nicht mehr von uns, sondern aus dem eigenen Lande zu beziehen, die deutschen Spielwaren durch englische zu ersetzen, so müßte man dort andere Industriezweige, vor allem die Textilindustrie, aufgeben. Denn um das alles nebeneinander zu treiben, fehlt es an Menschen und am industriellen Produktionsapparat, der erst geschaffen werden müßte. Von anderen Industrieländern aber, wie Frankreich, läßt sich das noch viel weniger befürchten. Auch daran ist nicht zu denken, als ob jetzt schon sich Rußland selbständig zu machen vermöchte. Hier fehlt es, abgesehen von allem anderen, nach dem Kriege an Kapital. Von dieser Seite wird also nicht viel zu besorgen sein. Anders steht es ja freilich mit den Vereinigten Staaten, die bisher vorwiegend den eigenen inneren Markt versorgten. Deren Exportfähigkeit könnte an sich zunehmen, wenn auch kaum in dem Umfange, daß er jetzt schon gefährlich zu werden drohte. Andererseits mag Japan im fernen Osten für die Zukunft manchen Platz vorwegnehmen, der eventuell uns sonst vielleicht offenstehen würde.

Doch war überhaupt Ostasiens Bedeutung keineswegs übermäßig groß, so sehr auch einzelne Handelsfirmen in Mitleidenschaft gezogen oder geschädigt werden mögen. Auch dieser neue Wettbewerb möchte also direkt nicht so gefahrdrohend werden, als er wohl auf den ersten Anblick erscheint.

Trotzdem wird in der Fabrikatenausfuhr mit Verschiebungen und Verlusten für Deutschland zu rechnen sein. Und zwar folgendermaßen.

Zunächst ist die Kaufkraft vieler Staaten durch den Krieg ganz wesentlich geschwächt – so in Italien, der Schweiz, Griechenland, Südamerika, wohl auch Skandinavien. Hier mögen einzelne Personen sich bereichert haben; aber die Länder im ganzen sehr wenig oder wegen der steigenden finanziellen Lasten gerade im Gegenteil. Sie werden darum nur eine geringere Nachfrage entfalten und dadurch muß unsere Ausfuhr dahin leiden. Vor allem aber wird dort das Kapital knapp und das Geld teuer sein, mithin auch die Kaufkraft in diesen Ländern wenig Anregung erfahren. Dem steht freilich der Gewinn einiger Staaten wie Holland, die Union und Japan gegenüber. Sie sind zweifellos reicher geworden. Dadurch wird ihr eigener Markt aufnahmefähiger, nicht nur für eine zunehmende eigene Produktion, sondern auch für fremde Fabrikate, mögen diese nun aus Deutschland oder aus einem anderen Exportlande stammen. Das scheint mir ganz übersehen zu werden. Es ist niemals zu vergessen, daß die neuen Konkurrenten, gerade *weil* sie sich ausdehnen und kaufkräftig werden, nun auch wieder aufnahmefähig für andere Waren werden: daß sie nicht nur als Anbietende, sondern in demselben Maße auch als Nachfragende auftreten. Denn auch sie sind an das Gesetz der Kapazität und des nationalwirtschaftlichen Spielraumes gebunden. Im ganzen aber dürfte wohl die Aufnahmefähigkeit des Auslandes zunächst vermindert sein.

Dazu kommen die starken Wertverluste durch die Vernichtung des Vermögens in fremden Ländern: durch direkte Einziehung deutschen Eigentums wie in Rußland, durch Liquidation deutscher Niederlassungen wie in den englischen Kolonien, oder durch Entwertung des Geldes bei festen Revenuen. Alle Rentenempfänger werden in den alten Ländern infolge der gesteigerten Preise eine geringere Kaufkraft entfalten als vordem. Andererseits wird aber die Erweiterung der Weltwirtschaft, die gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege ein so rasches Tempo eingeschlagen hatte, sich wieder verlangsamen. Der Welthandel im ganzen hatte im letzten Jahrzehnt um 61 vom Hundert zugenommen: der Österreich-Ungarns um 50, Englands um 52, Frankreichs und Rußlands um je 62, Vereinigte Staaten um 74, Italiens um 78, Deutschlands um 83. Also allenthalben eine kolossale Ausdehnung. Das wird zunächst nachlassen, weil die Möglichkeit des Kapitalexportes und der Kapitalinvestierung in die fernen Länder versiegt. Es wird wieder Jahre dauern, bis daran gedacht werden kann, diese

Kapitalbeziehungen von neuem aufzunehmen und auszudehnen. Die Länder haben genug mit sich selbst zu tun. Das ist der letzte Grund, warum England von der geplanten Eroberung fremder Märkte bescheiden wird Abstand nehmen müssen. Es hat einfach nicht sofort das nötige Kapital, um es auszuführen. Von ihm aber hängt die Ausdehnung des Welthandels überhaupt zum guten Teile ab. Hier also werden wir überall mit einer Verminderung und Verlangsamung rechnen müssen. Es handelt sich um eine wirtschaftliche Störung größten Stiles, unter der alle Länder für lange Jahre zu leiden haben werden.

Dazu kommen aber für Deutschlands gewerbliche Ausfuhr noch spezielle Verluste und Verschiebungen hinzu. Wir müssen damit rechnen, daß eine bewußte Nationalisierung der Volkswirtschaften in vielen Ländern eintreten wird. Wir finden eine solche schon seit längerer Zeit deutlich in Schweden. Es wäre ja auch seltsam, wenn alle diese feindlichen Bestrebungen ganz ohne Erfolg bleiben sollten, zumal in der Zwischenzeit tatsächlich manche neue Bezugsquelle und manche neue Wege versucht wurden. So wird zum Beispiel die starke Zuckerausfuhr nach England voraussichtlich aufhören oder sich doch vermindern. Der Rohrzucker stand ohnedies schon im Begriffe, auf dem Weltmarkt von neuem vorzudringen. Die Arbeitskosten stellen sich niedriger als beim Rübenzucker, falls die nicht ganz leichte Arbeiterfrage in Cuba gelöst werden kann. Die Gefahr der Zurückdrängung des deutschen Zuckers, dessen Ausfuhrwert allein 200 Millionen Mark betrug, ist also vorhanden. Der englische Markt hat sich während des Krieges anders gewöhnt. Auch Kali wird vielleicht nicht mehr in dem bisherigen Maße ein Gegenstand unseres Außenhandels sein. Ob die bedeutende Ausfuhr deutscher Kohle (etwa eine halbe Milliarde Mark) in weiterem Umfange durch die englische verdrängt werden wird, ist eine Transport- und Preisfrage. Aber die fremden Länder einschließlich Frankreich und Italien werden gerade diese Bezüge in der Hauptsache weiter brauchen, soweit nicht die Elektrotechnik auf der einen, Petroleum auf der anderen Seite der Kohle Abbruch tun. Beide Entwickelungen können durch den Krieg und durch die Preissteigerung der Kohle beschleunigt werden. Falls die polnischen Kohlengruben an Österreich fallen sollten, würde man mit einer weit stärkeren Selbstversorgung der Donaumonarchie zu rechnen haben. Hier sind also Minderungen durchaus möglich, die im Sinne einer Nationalisierung fremder Volkswirtschaften liegen. Auch bei uns wird sich diese Nationalisierung wohl hier und da geltend machen, so bei der Seeversicherung oder bei Bezug von manchen Luxuswaren. Es dürfte vielleicht so manche Ausfuhr aufhören und dafür die Verwendung im eigenen Lande eintreten. Das wird natürlich anderwärts ebenfalls vorkommen.

Ebenso wird auch im reinen Fabrikatenexport mancher Verlust nicht zu umgehen sein. Es haben sich in der Zwischenzeit hier und dort nationale Produktionen gebildet, die die deutsche Einfuhr überflüssig machen. Versuche dafür sind öfters vorhanden, so in Rußland bezüglich Eisenerzeugung und Maschinenbau. Die verminderte Kaufkraft mag ein übriges nach dieser Richtung tun. Das Fehlen der persönlichen Beziehungen und der auswärtigen Niederlassungen, die wahrscheinlich so bald kaum wieder aufgenommen werden können, werden nicht ohne Einfluß auf den Handel bleiben. Denn gerade auf diesen beruht ein Teil unserer kolossalen Auslandsbeziehungen. Es sind sodann aus Not des Krieges in anderen Ländern nicht wenig eigene Betriebe entstanden und sparsamere Methoden eingeschlagen worden. Wie man in Deutschland sich „nationalisiert" hat, so trifft man das, soweit es möglich ist, auch anderwärts. Glücklicherweise läßt es sich wiederum nur zum geringen Teile ausführen. Die deutsche Technik und Anpassungsfähigkeit, unsere Sprachkenntnis und Vielseitigkeit ist nicht so bald durch andere Nationen zu ersetzen. Ebensowenig ist aber auch die Eroberung der Auslandsmärkte durch die bisherigen Konkurrenten sehr wahrscheinlich, weder bei den heutigen Alliierten noch auf den neutralen Märkten. Immerhin mag sowohl die direkte Ausfuhr von Maschinen und Geräten nach Rußland, von Pelzwaren nach Frankreich, von Eisen- und Stahlwaren nach England abnehmen, um ein paar Beispiele zu nennen. Wohl kaum in entscheidendem Umfange. Aber wir werden damit zu rechnen haben, daß uns hier allenthalben Verluste bevorstehen. So kommt mehreres zusammen, was nach derselben Richtung wirken wird. Aus dem vielen Wenig wird doch schließlich ein nicht unbedeutendes Viel werden. Das ist für unsere auf Arbeitsteilung und Spezialisierung eingerichtete Industrie, die die Auslandsmärkte braucht, empfindlich genug.

Es wäre sinnlos, diese Möglichkeiten nicht anzuerkennen. Manche Betriebe, mancher Kaufmann und Industrielle, manch einzelne Geschäftszweige werden es zu spüren haben. Nur werden für die Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit die Verluste nach ihrer Bedeutung wesentlich überschätzt. Es fehlen eben anderwärts alle die Momente, die bisher uns die Überlegenheit verschafften. In den zahlreichen Schriften und Artikeln des feindlichen Auslandes, die sich mit dem deutschen Wettbewerbe abgaben, ist immer wieder darauf hingewiesen worden, daß man die deutsche „Methode" nachahmen müsse, um die wirkliche Konkurrenz lahmzulegen. Aber weder dem Engländer „liegen" diese Methoden, noch dem Amerikaner. So sagt zum Beispiel ein englischer Kaufmann in Palermo, der das stetige Anwachsen des deutschen Handels auf Kosten des englischen betrachtet: „Der erste und wichtigste Grund ist unsere Unkenntnis fremder Sprache. Im Laufe meiner geschäftlichen Tätigkeit hier ist kaum eine Woche ver-

gangen, wo ich nicht mit deutschen Reisenden in Berührung gekommen wäre, die sich fähig erwiesen, die Unterhaltung in vollendetem Englisch, Französisch oder Italienisch zu führen. Die englischen Reisenden kommen hierher in der Erwartung, daß sie sich in ihren geschäftlichen Verhandlungen der englischen Sprache bedienen können, oder sie müssen die Dienste eines Dolmetschers in Anspruch nehmen. Der zweite Grund ist ohne Zweifel der Mangel an Anpassungsfähigkeit bei britischen Firmen. Die meisten von ihnen wollen sich nicht dazu bequemen, das Geschäft unter anderen Bedingungen zu machen, als sie sich in den Kopf gesetzt haben." Und ähnlich steht es mit den Amerikanern. Von ihnen wird bezüglich des lateinischen Amerikas immer dasselbe gesagt: daß sie einstweilen noch gar nicht auf den Export eingerichtet seien. Es fehle an Beherrschung der Sprache, an der Anpassungsfähigkeit in Mustern und Typen, an Bankniederlassungen und Kreditgewährung, an persönlichem Aufsuchen: kurz an allen den Methoden, denen der deutsche Handel seine Auslandsbeziehungen verdankt. Das läßt sich wohl schließlich alles „machen", aber doch kaum so extemporieren, daß nun der Vorsprung sogleich eingeholt werden könnte. In der Zwischenzeit des Krieges ist davon am allerwenigsten geschehen, da dem Gegner wie den Neutralen ganz andere Aufgaben oblagen. Es ist darauf hingewiesen, wie bislang die Versuche der Union zur Eroberung südamerikanischer Märkte ein Fehlschlag gewesen sind, eben weil die innere Nötigung dazu gehört. Sie hatte weder das reichgewordene England noch die mit sich selbst beschäftigte Union. Ob das anders werden wird? Es sind doch letzthin immer tiefgehende psychologische Momente, die das Handeln der Menschen bestimmen und die einzelnen Völker leiten.

Mag man also auch die künftige Entwicklung keineswegs so ungünstig für den deutschen Handel ansehen, mag man all die Tiraden über den künftigen Wirtschaftskrieg auf gegnerischer Seite, ebenso wie die Besorgnis vor den kommenden Weltreichen für unbegründet halten: es wird doch so mancher Verlust, so manche Änderung und Verschiebung sich durchsetzen — schon aus Gründen der verminderten Kaufkraft und der Veränderung der Transportwege, die mit der Verringerung des englischen Schiffraumes zusammenhängen. Wir werden sicherlich nach dem Kriege noch mehr mit schutzzöllnerischen Tendenzen in allen Ländern zu rechnen haben. Zunächst aus finanziellen Gründen. Um die Produktivkräfte der Länder zu heben, werden sie eben alle versuchen müssen, ihre Industrie möglichst zu fördern und dadurch die finanzielle Leistungsfähigkeit zu stärken. Das wird von Rußland wie von Frankreich Geltung haben. Ob es von Erfolg gekrönt sein wird, ob hier nicht andere Faktoren sich von neuem bemerkbar machen können, ist eine andere Frage. Aber auf schutzzöllnerische Tendenzen

werden wir uns allerwärts gefaßt machen müssen. Sie wären auch sonst gekommen, aber sie sind nun wesentlich gestärkt worden. Wir brauchen jedoch in Deutschland künftig sogar einen steigenden Fabrikatenexport als Entgelt für unsere Rohstoffbezüge, weil so mancher unserer sonstigen außenstehenden Posten in Fortfall kommen wird. Welcher Ersatz und welche neuen Möglichkeiten der Weltwirtschaft bleiben demgegenüber noch vorhanden?

Zunächst nicht Mitteleuropa in dem Sinne, wie es gegenwärtig gemeiniglich aufgefaßt wird, das heißt durch engeren Zollzusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns. Denn diese Zusammenfassung bedeutet für beide Länder keine wesentliche Erweiterung des bisherigen Absatzmarktes. Deutschland spielt ohnehin im Handel der Donaumonarchie die Hauptrolle. Eine Erweiterung des deutschen Absatzes könnte nur durch eine Gesamthebung der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft geschehen, für die der Zusammenschluß selbst ganz unerheblich, zum Teil sogar schädlich sein möchte. Auf diese Seite wird nun auch, soweit ich sehe, kaum noch große Hoffnung gelegt. Anders steht es freilich mit dem wirklichen Mitteleuropa und mit Deutschlands Stellung dazu. Es hat als Land der Mitte bereits jetzt über zwei Fünftel der Einfuhr und fast drei Fünftel der Ausfuhr (43 beziehentlich 57 vom Hundert) mit dem benachbarten Festland. Ganz im Gegensatz zu England, das sich wesentlich auf den See- und Vermittlungshandel stützt. Beide europäischen Handelsstaaten ergänzen sich gewissermaßen aufs beste und brauchten sich wenigstens in Europa selbst keine erschwerende Konkurrenz zu bereiten. Diese Sachlage ist wesentlich bedingt durch Deutschlands geographische Lage. Sie kann überhaupt nicht verändert werden. Wir stehen im Außenhandel nicht nur Österreich-Ungarns, sondern auch Rußlands, Italiens und der Schweiz, wie Belgiens und Hollands bei weitem an erster Stelle, und zwar in der Einfuhr wie der Ausfuhr. Und auch im französischen Handel kommen wir gleich an zweiter Stelle hinter England. Selbst wenn Rußland manche Beziehungen abbrechen wollte, so würde doch für die Ausfuhr seines Getreides und der sonstigen Nahrungsmittel Deutschland nötig bleiben. Umgekehrt wird dafür, wie wir sahen, auch der Absatz unserer Produkte sich durchsetzen, selbst wenn wir auf eine wesentliche Nationalisierung der russischen Volkswirtschaft zu rechnen hätten. Rußland an sich bietet die größten Möglichkeiten für den Handel überhaupt, dem wir als Nachbarn vielfach konkurrenzlos am nächsten stehen.

Daß Italien für Deutschland in nennenswertem Maße abspenstig gemacht werden könnte, ist nicht sehr wahrscheinlich. Denn es ist nicht ersichtlich, wer die dortige Erbschaft übernehmen soll. England? Es sieht nach der ganzen Veranlagung des englischen Handels nicht so aus. Die

wirtschaftliche Führung Italiens lag immer in den Händen von Ausländern. Das moderne Italien ist ökonomisch nie ganz mündig geworden. Anfangs waren es Franzosen, dann Deutsche. Elektrizität, Eisenindustrie, Schiffsbau, Bankwesen sind von den Deutschen gehoben worden. Bari, Catania und andere Städte verdanken ihren Aufschwung deutschem Kapital und deutschem Unternehmungsgeist. Der Handel mit Italien dürfte uns in der Hauptsache erhalten bleiben. Deutschland spielte darin die erste Rolle und steht noch vor dem mit England. Dasselbe gilt von der Schweiz, von den skandinavischen Ländern wie von Holland, für die kein Anlaß vorliegt, von Deutschland wirtschaftlich abzurücken. Aber auch mit Frankreich wird der künftige Handel kaum fortzufallen vermögen; das Land ist auf die Ausfuhr seiner Agrarprodukte und Modewaren einerseits, auf den Bezug unserer Kohle und mancher Fabrikate andrerseits einfach angewiesen. Doch selbst wenn hier die Schutzzölle noch zunehmen sollten und eine Verdrängung zugunsten Englands stattfände, so wäre dieser Verlust nicht sehr hoch zu werten. Der Kontinentalhandel Deutschlands ist nur in wenigen Positionen wirklich erschüttert und wird in der Hauptsache so bleiben. Darauf beruht aber von vornherein die große Stärke der mitteleuropäischen Stellung Deutschlands.

Dagegen wird man die Hoffnung, die man so oft auf den nahen Orient, das ist auf Balkan, Türkei und Kleinasien, setzte, wesentlich eindämmen müssen. Weder kann der Balkan mit seiner agrarischen Bevölkerung von zwanzig Millionen als Abnehmer stark ins Gewicht fallen, noch die asiatische Türkei, deren Bevölkerung sich zu gleichen Teilen aus Arabern, osmanischen Türken und Kurden, Armeniern, Griechen zusammensetzt. Die Aussichten auf die Zukunft Kleinasiens und die völlige Erschließung der dortigen Gebiete, die angeblich im graueſten Altertum einer so hohen Kultur fähig waren, würden sich, wenn überhaupt jemals, so erst nach einem Menschenalter erfüllen. Weder die Bagdadbahn wird das leisten können, noch ein Anschluß an das mitteleuropäische Handelsgebiet. Vielmehr sind Anderungen der ganzen inneren Verwaltung, Umgestaltung der Agrarverfassung, Ummodlung des orientalischen Menschen, wesentliche Verdichtung der Bevölkerung und vor allem fremdes Kapital dafür die unerläßlichen Bedingungen. Einstweilen hat es damit noch gute Weile. Dazu kommt der kulturelle und wirtschaftliche Abstand der verschiedenen Nationalitäten, der eine organische Verschmelzung sehr erschwert. Auch als Lieferanten von Rohstoffen und Nahrungsmitteln sind erst eine Reihe von Bedingungen zu erfüllen, bevor jene ernsthaft in Betracht kommen können. Dabei darf ein Aufblühen der europäischen Balkanstaaten, nachdem sie vom türkischen Joch endlich befreit sind, sicher erwartet werden. Dadurch mag sich dann auch ihr Handel entfalten. Österreich-Ungarn

und Deutschland können und werden gewiß Vorteil davon haben. Nur um sehr bedeutende Dimensionen wird es sich hier niemals zu handeln vermögen. Alle weitergehenden Hoffnungen aber sind höchst unwahrscheinlich. Die naive Meinung geht ja dahin, als würden uns diese Länder auf dem Landwege erschließbar sein. Daran kann natürlich im Ernste nicht gedacht werden. Die Bagdad- wie die kleinasiatischen Bahnen kommen für die Erschließung des Landes selbst in Betracht. Eine Ausfuhr mit Deutschland kann aber nur auf dem Seewege vor sich gehen. Das Schlagwort Hamburg-Bagdad darf darüber nicht hinforttäuschen, daß dieses Kontinentalreich keinen inneren Handel ohne Vermittlung der See treiben kann. Sollten aus Kleinasien und Mesopotamien einst Waren in größeren Mengen ausgeführt werden, was noch sehr dahin steht, so müssen dafür Gegenwerte geliefert werden. Beides kann wegen der Frachtkosten nur auf dem Seewege geschehen, auf den wir in Friedenszeiten angewiesen bleiben. Anders steht die Sache natürlich im Kriege, wo Preisfrage und Kosten keine Rolle spielen dürfen. Da vermag der Landweg wenigstens einigermaßen Ersatz für das offene Meer zu bieten. Den Gedanken des kontinentalen Wirtschaftsblockes sollte man möglichst bald aufgeben. Wir können auch bei der günstigsten Zukunftserfüllung die überseeische Welt in keiner Weise entbehren. Die Kontinentalgrundlage genügt dazu nicht. Für Deutschland sind nicht die Dardanellen, sondern die Nordsee die wichtigste Zufuhrstraße der Zukunft. Neben dem näheren und weiteren Kontinent bleibt mithin auch künftig der Weltmarkt nötig. Durch Export von Fabrikaten haben wir unsere Rohstoff- und Nahrungsmittelbezüge zu bezahlen, soweit wir nicht durch Vermittelungsgeschäfte oder durch Kapitalexport außenstehende Forderungen erlangen.

Aber die übrige Welt ist ja durchaus nicht abgeschnitten und läßt sich nicht abschließen. Man braucht auf dem Weltmarkte nicht nur Deutschlands Nachfrage, sondern man braucht fast in demselben Maße auch Deutschlands Angebot. Unsere Produktivkräfte lassen sich nicht einfach ausschalten oder durch andere ersetzen. Das gilt zunächst von Ostasien. Hier hatte sich die bisherige deutsche Ausfuhr nur sehr langsam entwickelt. Sie wird auch in Zukunft nicht so rasch vonstatten gehen, wie man wohl manchmal denkt. Denn vor allem ist die dortige Bevölkerung zu arm und zu wenig kaufkräftig, um starke Nachfrage nach den hochwertigen europäischen Produkten zu entfalten. Die Folge ist, daß Englands Ausfuhr nach Indien hinter der nach Deutschland und Österreich-Ungarn zurückblieb, obwohl den dreihundert Millionen Indern nur hundertzwanzig Millionen Mitteleuropäer gegenüberstanden. Auch Chinas Handel ist im Verhältnis zur Einwohnerschaft außerordentlich gering. Zwar soll es über

Kohle und andere Rohstoffe verfügen und noch reiche Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Aber hier dürfen wir doch die inneren und äußeren Schwierigkeiten nicht unterschätzen. Die politische Zukunft des Landes ist zu ungewiß. Der Orientale ist nicht ohne weiteres für den europäischen Kapitalismus empfänglich. Dazu bleiben die Entfernungen für Europa kolossal. Infolgedessen verteuert sich der Transport, und es kommen nur wenig Qualitätswaren in Betracht, die die Kosten für die im ganzen arme Bevölkerung lohnen. Billige Massenartikel vertragen den Transport nur unter besonderen Umständen, vor allem wenn eine lohnende Rückfracht vorhanden ist.

Andrerseits liegen Japan und die Vereinigten Staaten für diesen Handel weit günstiger. Die American International Corporation hat schon Schiffahrtslinien nach Ostasien eingerichtet. Es ist wahrscheinlich, daß für diese beiden Länder Ostasien die nähere Interessensphäre bilden und vor allem Japan sich der Erschließung der Länder annehmen wird. Wir haben auf Japans Bestrebungen, die den ganzen Osten von sich abhängig machen wollen, hingewiesen. Ist das vom europäischen und vom deutschen Standpunkt aus bedenklich? Ich glaube im Gegenteil. Mir scheinen für die Weltwirtschaft aus dem japanischen Vordringen nur Vorteile zu entstehen, wenn man den Blick auf lange Sichten einstellt. Denn in das Innere des ostasiatischen Kontinentes werden die Europäer doch nicht einzudringen vermögen, wie alle bisherigen Erfahrungen gelehrt haben. Die Erschließung der Bodenschätze Chinas, nicht nur Kohlenläger, sondern auch Eisenerze, sowie Kupfer und Edelmetalle, wird wohl in erster Linie mit Japans Beihilfe geschehen. Sie sind am nächsten und verstehen die Landesgewohnheiten am besten. Freilich erfordert das Kapital, woran es dem Lande der aufgehenden Sonne noch mangelt. Schon dadurch wird die Finanzierung der japanischen Unternehmungen von anderer Seite zu geschehen haben. Die Japaner leisten die unentbehrlichen Pionierdienste, die andere Nationen, wie auch Deutschland, in Ostasien kaum selbst vollführen könnten. Die künftigen Auseinandersetzungen der Weltpolitik werden sich auf diesem Boden abspielen, an dem Deutschland nur sehr indirekt beteiligt ist. Wenn aber Japan etwa eine Ausfuhr in die dortigen Gebiete in die Hand nimmt, so bleibt bei seiner Bevölkerungszahl und dem geringen Reichtum des Landes (es fehlen zum Beispiel Eisenerze) immer Raum für europäisches Kapital und europäische Produkte übrig. Zur Beurteilung der ostasiatischen Frage ist freilich zuletzt noch ein weiterer Umstand von entscheidender Bedeutung. Die Menge der Gegenwerte, die Europa aus Ostasien erhält, ist nicht sehr beträchtlich. China und Japan haben im Grunde nicht sehr viele Welthandelsartikel, die sie im großen Umfange ausführen könnten. Tee kommt ja nicht aus China und spielt zudem im Verhältnis keine

große Rolle. Es bleiben Seide und Stroh, eventuell Holzwaren übrig, da Kohle so lange Transporte nicht verträgt. Seide wird also die Hauptsache ausmachen. Schon daraus ergeben sich für die zukünftige Rolle, die Ostasien im deutschen Handel spielen kann, die Konsequenzen. Zwar bleiben diese Beziehungen durchaus nicht zu übersehen. Aber von ausschlaggebender Bedeutung für die Zukunft vermögen sie kaum zu werden. Es sind doch letzthin die großen Lieferanten, die direkt und indirekt auch für den Absatz die größte Bedeutung haben.

Ähnlich scheint es mir mit Afrika zu stehen. Außer Ägypten und der Nordküste ist der Reichtum an Ausfuhrprodukten nicht sehr erheblich. Es fehlen andrerseits die populationistischen Voraussetzungen, wenigstens soweit die tropischen Gebiete in Betracht kommen. Das gilt nicht nur von den deutschen Kolonien, sondern ebenso von den französischen und englischen. Entwicklungsmöglichkeiten sind vor allem in den subtropischen Gebieten vorhanden, aber nur in beschränktem Maße. Dabei kann die Frage des mittelafrikanischen Kolonialreiches durchaus auf sich beruhen. Seine Existenz ändert an den Möglichkeiten, die von ganz anderen Faktoren abhängen, nicht allzuviel. Ein afrikanisches Kolonialreich kann immer nur eine Ergänzung für anderweitige Verluste des Handels bedeuten, aber keinen Ersatz. Arbeit wird darauf noch für längere Zeit zu verwenden sein, ohne daß der Ertrag schon ein großer zu werden verspricht. Die afrikanische Bevölkerung, auf die wir dabei ganz angewiesen sind, wird stets nur ein schlechter Abnehmer europäischer Produkte zu sein vermögen. Jene stellt nun einmal ein anderes Kulturniveau dar als das europäische. Europäersiedelungen sind dort nur in beschränktem Umfange möglich. Auch die Kap-Kairobahn wird daran kaum sehr viel ändern. Die europäischen Nationen werden sich gewisse Rohstoffgebiete sichern und gewisse Zuschußprodukte (Kopra, Baumwolle, Kupfer) pflegen. Sie haben aber für die Weltwirtschaft nicht die entscheidende Bedeutung, wenn wir sie uns auch nicht entgehen lassen dürfen. Australien endlich ist zu weit entfernt und zu dünn bevölkert, um einen großen Markt darzustellen. Die Wollausfuhr wird in der Hauptsache wohl indirekt, das heißt durch England, bezahlt werden. In alledem erblicke ich gewisse weltwirtschaftliche Notwendigkeiten, die der Natur der Sache nach gebunden sind und uns nur geringen Spielraum lassen.

Anders steht es mit dem amerikanischen Kontinent, mit Südamerika und Kanada. Das sind Länder mit noch sehr großen Zukunftsaussichten. Ausfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen auf der einen, Aufnahmefähigkeit von Gewerbeprodukten und Kapital auf der anderen Seite gewähren hier weite Möglichkeiten. Dabei sind die landwirtschaftlichen Gebiete bisher auch noch nicht annähernd erschlossen. Die ganze

Bestellung des Landes ist sehr extensiv. Außer den tropischen Nahrungsmitteln bleiben noch wichtige Rohstoffe wie Erze, Petroleum, Kautschuk abzubauen. Nicht anders steht es mit Kanada: große Strecken, weite Räume und ein sehr fruchtbarer Boden. Es fehlte bisher für den amerikanischen Kontinent ein enges Netz von Verkehrsmitteln und an der hinreichend dichten Bevölkerung. Eisenbahnbauten stehen bei den kolossalen Entfernungen erst noch in den Anfängen. Auch die Kapitaleinfuhr ist nur gering. Die Bevölkerungsdichte reicht bei weitem nicht aus. Der Kontinent hungert förmlich nach Einwanderung, Kapital, Verkehrsmitteln und Technik. Nicht zu verkennen ist freilich, daß Südamerika auf die slawisch-romanischen Elemente weit stärkere Anziehung ausübt als auf die germanischen, daß andrerseits Nordamerika nach dem Kriege größere Chancen für eine wirtschaftliche Durchdringung erlangt hat. Wie dem auch sei, hier bestehen offenbar für die Zukunft noch starke Möglichkeiten. Es ist wesentlich der Monroedoktrin mit zu danken, daß diese Staaten unabhängig geblieben sind und dadurch ihre Entwicklung überaus lange zurückgehalten haben.

Aber da es nun einmal der Fall ist, so bleibt hier für alle Nationen der Wettbewerb offen. Es sind die Länder der stärksten wirtschaftlichen Zukunft. Die Union hat gewiß an sich große Vorteile, die durch den Krieg wesentlich gestärkt wurden. Aber sie sind doch nicht von so ausschlaggebender Bedeutung, daß für andere Nationen diese Möglichkeiten unterbunden wären. Der Kampf um den amerikanischen Kontinent wird für die nächste Zeit ein stiller, aber energischer und nachhaltiger sein. Die Union wird bei den großen eigenen Aufgaben, bei ihrer doch nur begrenzten populationistischen Kapazität nur einen Teil der neuen Aussichten erfüllen können. Zu rechnen ist sodann mit Amerikas starker Abneigung gegen Anlage in fremden Werten statt in eigenen. Deutschland empfing von Südamerika mehr Rohstoffe und Nahrungsmittel als von irgendeinem Gebiete der Erde; nur Rußland kam ihm hierin nahe. Umgekehrt war unsere Ausfuhr an Fabrikaten nach Südamerika größer als nach irgendeinem anderen Lande, abgesehen nur von Großbritannien. Dafür steht auch Deutschland in der südamerikanischen Einfuhr an zweiter, in der Ausfuhr an dritter Stelle. Auch für die deutsche Zukunft sind hier starke Möglichkeiten vorhanden, die ausgenutzt werden können. Der Krieg hat die Fäden wohl unterbrochen. Aber zugleich hatte die dortige Kaufkraft nachgelassen und wird erst nach dem Kriege wieder von neuem einsetzen, wenn die Bedingungen erfüllt werden. Die aber bestehen in Kapitalexport, in Bankverbindungen durch Überseebanken, in Sprachkenntnissen der Geschäftsleute und Anpassungsfähigkeit der Firmen an die dortigen Verhältnisse. Wir können nur mit den Ländern auf eine Abnahme deutscher

Produkte rechnen, von denen wir auch entsprechende Rohstoffe und Nahrungsmittel in größerem Umfange abnehmen, mit denen wir also direkt oder indirekt in einem gegenseitigen Handelsverhältnisse stehen. Das läßt sich ersetzen durch einen starken Kapitalexport, wo Aussicht auf lohnende Verwertung durch Hebung der Produktivkräfte besteht. Eine dieser beiden Möglichkeiten muß aber vorhanden sein: diese gilt es, miteinander abzuwägen. Beim Kaufmann handelt es sich in erster Linie nicht um Waren-, sondern um Menschenkenntnis. So sehr die deutschen offiziellen Vertreter es oft daran haben fehlen lassen, so sehr hat der deutsche Kaufmann wohl diese Seelenkenntnis besessen. Es sind gerade die deutschen Methoden des Handels. Für sie bleibt allenthalben ein offener Markt bestehen, bei dem der Unternehmungsgeist die Hauptsache ausmacht.

So sind Entwicklungsmöglichkeiten der Weltwirtschaft allenthalben vorhanden: sowohl in Europa, besonders in Rußland, dann in geringerem Maße auf dem Balkan und weiter auf dem Ostkontinent, am stärksten in Amerika beider Hemisphären, da ja auch die Union bei weitem nicht gesättigt ist. Der Ausfuhrüberschuß der Union wird wohl aufhören. Gerade weil sie reicher durch den Krieg geworden ist, wird sie imstande sein, auch europäische Waren aufzunehmen. Es ist Platz für die verschiedenen Nationen auf den verschiedenen Märkten. England und die Vereinigten Staaten, Deutschland und Japan, Rußland wie Österreich-Ungarn werden sich ausdehnen können, ohne in notwendige direkte Kämpfe verwickelt zu werden. Reibungsflächen an sich sind kaum je ganz zu vermeiden. Eine Ausschließung vom Welthandel ist nicht in die Reihe ernster Erörterungen zu ziehen. Denn ein Land von siebzig Millionen sehr kaufkräftiger Nachfrage oder mit den drei Bundesgenossen gar von hundertfünfzig Millionen ist ein so großer Faktor im Weltverkehr, daß es nicht einfach mattgesetzt werden kann. Diese Bevölkerung umfaßt freilich nur den zehnten Teil der Erdbevölkerung. Aber an Kaufkraft und Zahlungsfähigkeit dürfen wir deren Wert doch ungefähr auf den sechsten Teil schätzen. Man kann weder ihre Nachfrage und ihren Absatzmarkt, noch auch ihre Produktion und ihr Angebot in der Weltwirtschaft entbehren. Darum sind auch weder die amerikanischen noch die japanischen Gefahren ernsthaft bedenklich. Im Gegenteil helfen diese Völker die Entwicklung der Weltwirtschaft beschleunigen.

Wir brauchen gewiß die Welt, um unsere Kultur aufrechtzuerhalten, um unsere Bevölkerung mit dem Notwendigen versorgen zu können. Aber die Welt braucht auch uns als Abnehmer wie als Käufer, als Vermittler wie als Produzenten. Ohne Reibungen werden die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge nicht abgehen. Aber sie werden sich doch auf friedliche Weise zu entfalten vermögen, wenn der Wille vorhanden ist. Dazu gehören für die Zukunft zwei Dinge: einmal eine privatwirtschaftliche Durchdringung in

Form des Kapitalexportes und die ungehemmt freie Initiative der individuellen Kräfte. Wir dürfen niemals vergessen, daß jede Entwicklung stets eine Funktion der Zeit ist; sie muß also ausgenutzt werden. Auf der anderen Seite eine Handelspolitik, die uns nicht Bindungen und Fesseln auferlegt, sondern die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten versteht und vorweg nimmt. Rußland bietet in dieser Beziehung weit mehr Möglichkeiten als der nahe Orient. Unsere Stellung in Europa selbst als Land der Mitte wird zu festigen sein und sich unter der Voraussetzung vorteilhafter Handelsverträge nach allen Seiten auszudehnen vermögen. Der innere Markt wird auch künftig die Grundlage unserer Stellung in der Weltwirtschaft bleiben, wie er es bisher gewesen ist. Er ist das Reservoir, aus dem alles andere entstammt. Diese Basis muß kaufkräftig und stark sein. Aber sich in diesen Kontinent einzuspinnen ist nun einmal nicht möglich. Vielmehr wird unsere ganze künftige Handelspolitik wie alle privatwirtschaftlichen Maßnahmen darauf gerichtet sein müssen, die weltwirtschaftlichen Möglichkeiten in friedlicher Weise auszunutzen. Eine Art internationaler Arbeitsteilung bestand wohl vor dem Kriege. England gab das Kapital, Deutschland die Arbeit und die Technik, Frankreich oft seine geistigen und kulturellen Werte. Es ist nicht gesagt, daß das so bleiben muß, daß nicht andere Wertverhältnisse sich durchsetzen können. Aber es steckte doch ein gewisser Sinn dahinter, insofern dadurch die eigentlichen Fähigkeiten der Völker für die Welt zum Ausdruck kamen. Diese Möglichkeiten auszunutzen wird der nächsten Generation Arbeit genug geben. An ihr mitzuwirken sind auch die geistigen Kräfte berufen. Denn das Psychologische versteht sich nun einmal für uns nicht von selbst, sondern muß stets von neuem errungen werden. Das aber ist eine wesentliche Bedingung wirtschaftlicher Betätigung überhaupt.

Der Bilderstürmer

Roman von Wilhelm Lehmann

Erstes Kapitel

Der Tag kreischte mit den Farben des Kakadus. Im Schoße der Luft lag heller Gesang: „Komm heraus, komm heraus, du schöne Braut!" Kerne von Licht tummelten sich da, wo die Eschenwipfel aufhörten. Ihr Widerschein auf dem frohen Staubboden ließ die sonstige Helligkeit dunkel erscheinen. Alle Dörfer pflanzten Kartoffeln. Beatus Leube stolperte an der Seite des pensionierten Lehrers und Küsters Wesendonck einen Acker hinauf, der von vier Leuten bearbeitet wurde. Ein Mann in Hemdsärmeln und braunen langen Hosen riß eine Furche nach der andern mit dem Pfluge auf, eine Frau warf Kartoffeln hinein, eine zweite harkte zu, und ein halbwüchsiger Junge holte der ersten neue Saat. Wenn der Mann mit Mühe eine Linie auf dem ansteigenden Gelände fertig gezogen hatte, warf er sich nieder, total erschöpft; er hustete. Es war Sonntag. Da war dieser Anblick der Arbeit Leube recht, denn der Sonntag war ihm von Kindheit an ein brüchiges Gebiet gewesen, nicht zum Sterben und nicht zum Leben eingerichtet. Da rollte er wie eine nicht eindringende Stachelfrucht über seine Umgebung und freute sich, wenn ihm der Schlaf oder irgendein aufscheuchendes Ereignis zur Hilfe kam. Der alte Wesendonck hielt auch heute mehr Gespräche mit sich als mit Beatus. Sein eingefallenes Gesicht war wie von Geistern ausgenagt. Ein dünner Bart aus kleinen rauhen, grauen Locken gab ihm ein leise wollüstiges Aussehen. Das kam aber mehr daher, daß die Themen seines Denkens ihn absonderlich tief, tierisch tief, mit Inanspruchnahme seiner gesamten Körperlichkeit, an sich zogen. Der fettigen braunen Erde riß der Pflug den Mund auf. „Ja, schrei nur," redete Wesendonck sie an, „das tut die Katze auch, wenn der Kater auf ihr sitzt, nachher kommt dafür das Geschenk." Er genierte sich mit seinen Worten nie, während er sonst die Schamhaftigkeit selbst war. Doch trotzdem die Erde dem Sprecher sehr geneigt war, wehrte sie heute sein Besprechen ab, als wäre es zudringlich, und die emsige Sonne zupfte helfend die Feuchtigkeit der Furchen zu einem blauen Schleier auf, der ihr mild die Pflugwunden verband. Das sah dafür Beatus, der in ein festes Zuschauen geriet. Ihm hielt die Erde still, auch wenn sie verwundet war. Er schwebte in den Worten Wesendoncks breit und gelassen auf. Auch der kranke, hustende Kartoffelbauer schreckte ihn nicht. Seinem Ohr schrillte es sacht in den Schollen und Krumen. Der helle Tag verschwendete auch an ihn. Es ging sich gut mit Wesendonck. Jede Schale füllte sich, jedes Tun gelang. Kein

Vorhaben wurde aufgehalten, die Eichel paßte in den Becher, und der alte Knipperdolling, der kniend in seinem modrigen Schuppen nach Saatkartoffeln wühlte, fand deren genug. „Ich gehe ruhig hin," dachte Beatus, „jeder Same, der jetzt auf meine Haut fällt, keimt."

Er hatte sich angewöhnt, auch an Tagen der widerhaarigsten Geschäfte einen Weg über Land zu machen, denn sonst fand er keine Besinnung. An dem Nachmittage nach dem Sonntag mit Wesendonck schritt er im Bogen um das Dorf Hegelingen. Zwei Frauen mit Kiepen voll Tannenzweigen kamen ihm entgegen. Meistens strich er an den Menschen vorbei, in Scheu, ihnen etwas herauszulocken, was ihnen oder ihm unangenehm wäre. Heute fragte er sich: „Soll ich sie anreden oder nicht?", entschied sich und fragte: „Was sind das eigentlich für Vögel, die hier immer rufen?" „Fasanenhühner," antwortete die jüngere und blieb stehen. „Sind die bloß hier?" „Nein, der Jagdpächter Kunz hat sie überall ausgesetzt. Sie können nicht hoch fliegen." „Wozu sind sie eigentlich?" „Ja, das weiß ich auch nicht." Beatus betrachtete schnell möglichst verstohlen der Sprecherin abgenutzte bestrichelte Gesichtshaut, in welcher das Kinn sich wie eine Welle hob und senkte. Die ältere Begleiterin war unterdessen schon weiter vorausgegangen, und die Jüngere ging ihr nun nach. Beatus sah auf die Kiefern. Er löste das heisere Schreien der Fasanen aus der trüben Gegend heraus und dichtete ihm den Vogelkörper zu. Die Kiefern waren unergiebig. Der Wind war heute unfruchtbar, aber der Fasanenschrei war süße Nahrung. Der Wind, die Bäume, der Boden, Beatus, machten sich alle über diese Nahrung her. Und Beatus Leube schraubte sich los von dem, was ihn zurückhielt. Schon lockerte sich sein drückend schweres Kleid.

Warum wollte er nicht mehr mit seinem Weibe zusammen sein? Um ihr mehlweißes, großes Gesicht, in dem nur die Wangen leise glühten, fügte sich die Schuppenkette ihres Haares. Es krönte einen stattlichen, etwas weichlichen Körper, der sich nie selbst geschaffen hatte zu einem außerordentlichen Verlangen. Wie sie im dämmerigen Zimmer stand und das Gesicht gegen die Scheibe drückte, um den Gatten kommen zu sehen, bedeutete sie freilich eine Wehheit, an der man sich nicht satt sehen konnte. Niemand wußte das besser als Beatus. Nicht mehr jung, als er sie geehelicht, war sie schnell ein wenig schwerfällig geworden, so wie er sich Penelope am Stickrahmen dachte, in deren Haltung, nur ohne die Arbeit am Rahmen. Beatus hatte lange und tief in ihre Eigenart hineingestarrt. Lag sie auf der Chaiselongue, so kam sie ihm wie ganz überwachsen von großblumigem Sumpfvergißmeinnicht vor. Aus seinem wonnevollen Überschreiten und seinem staunenden Beschauen war ihr Kleid geworden, ihr Gesetz und ihr Recht. Dann aber hatte sie eines Tages ihm

kein Gleichnis mehr entlocken können. Er wußte noch genau, wie es gewesen war. Er setzte sich eines Mittags in einen Stuhl, und es war, als ob er übertrieben allein säße. Aus der Luft des Tages, der sich jedem Menschen bot, sich jeder Hand antrug, die ihn fassen konnte, an den Halsfedern oder um die Brust oder um die Hüfte, flochten sich grüne, lockere Stengel zu einem Kranze um sein Haupt, so daß er jählings verstummte und den Kopf zurücklegte. Gestern noch! Gestern noch trug Agathe eine Krone aus reifen Pfirsichen auf dem überreichen Haar, gestern noch war sie eine in Stein gehauene Grabmalsfigur, in deren Schoß der Fliegenschnäpper brütete. „Schöne Agathe," sagte Beatus und nahm von ihrem Kopf ein einzelnes dickes Haar und spannte es über seinen Handteller. Und dann, am folgenden Tage, an dem Mittag, war sie mit einem Schlage nicht mehr wie vordem da, war für immer, anders als die Gänsehirtin am Brunnen, in die Haut geschlüpft, durch das keines Beatus Verlangen je mehr drang. Dafür hatte jener Tag eine dreistengelige Schalmei an seine Lippen gesetzt, und in dreistimmigen Melodien ringelte es seitdem in Straßen, die er gehen wollte, ungeheuren Versprechungen zu.

Agathe wehrte sich. Sie hatte nicht die Fähigkeit zu sagen, warum sie ihn nicht lassen wollte. Aber die phantastisch große Geduld und Beharrlichkeit ihres Weinens zwang ihn zu Schmerzen, von denen er sich nie hatte träumen lassen. Abgrundtief war der Brunnen ihrer Tränen. Labyrinthisch drohte ihre Stirn der Schmerzen, verlassen hing ihr Leib gleich dem entleerten Kätzchenstrang der Hasel und ängstigte ihn mit Verwelken. Wenn jener Stengelkranz nicht herniederschwebte, nicht jene Schalmei um ihn war, half Beatus nichts, als sich und seine Not müde zu laufen, um dem Vergessen in den Schoß zu sinken; von allen Bäumen versuchte er es herabzuschütteln. Er umstrich die Dörfer der Nachbarschaft, sprach mit den Leuten, spielte ihnen sich selbst zum Trotze den Verständigen, den Teilnehmenden vor und quälte sich, sie zum Erzählen zu bringen. Der Schmied Angstenberger in Bickerode erzählte ihm, seinem Sohne, der gerade seine Gesellenprüfung ausgezeichnet bestanden hätte, sei beim Anfertigen eines Zaunes ein Stahlsplitter ins Auge gedrungen. Dem Milchhändler Lörcher, einem ruhigen, bedächtigen Manne, war in grauer Morgenfrühe sein Wagen auf der Dorfstraße über sein eigenes dreijähriges Kind gerollt, und er hob eine Leiche auf. Eines schweren, staubigen Sommerabends war Beatus lange hinter zwei jungen Knechten hergegangen — er hatte es sich selbst auferlegt, ihnen zu folgen — und diese beiden sangen mit abstoßend heiseren Stimmen unverdrossen ein rohes und unanständiges Lied. Endlich schwiegen sie. Von dem Abfallshaufen am Ausgang von Zussenhausen erhoben sich wie Feuerfunken Reihen von Bluthänflingen und flogen schluchzend davon. Eine Kuhherde drängte sich schnobernd an das Staket und murrte, der

Milch ledig zu werden. Geistgleich kam ein Mädchen geschritten, auf den Achseln eine Tracht balancierend, an der die Eimer hingen. Fast dem Tode nahe vor Hunger nach den Bildern des Außen hatte Beatus jede Kleinigkeit beobachtet.

Als Beatus Agathe geheiratet hatte, hatte er mit Gewalt ein enges Ziel gesucht, weil es in die Zeit fiel, da ihn die vielen Naturen verstoßen hatten. Nun war er aufgewachsen in Agathes Schoße, sah jetzt über den Rand des Nestes, und gehäuft und unwiderstehlich lockte mit einem Schlage das vorher Verworfene, das ihn verworfen hatte, und, indem sie jetzt leuchtende Augen aufschlugen, baten ihn die vielen Naturen, daß er sich in ihnen verlöre. Was fest und rücksichtslos in ihm war, bestimmte ihn zum Widerstande gegen sein Weib; ihren Tränen und Vorwürfen gegenüber rollte er sich wie ein Igel zusammen, und sie fügte sich, leer geblutet und mit vertrockneter Hoffnung.

Beatus stand eines Herbstvormittags im Gebäude des Landgerichts. Auf den Gängen und Treppen des vielstöckigen Hauses liefen in langen schwarzen Röcken die Rechtsanwälte umher. An den numerierten Zimmern waren die zur Verhandlung kommenden Angelegenheiten angeschlagen. „Nr. 27. Ehescheidungsklage zwischen den Eheleuten Beatus Leube und Agathe, geb. Spannaus." Voll grauen Widerwillens horchte Beatus, hereingerufen, auf die peinlichen Details einer sehr fleischlichen Liebesgeschichte, die vor seiner Sache zum Austrag gelangte: ein Barbier bekundete in kalt süffisantem Tone, er habe mit der Frau Cäcilie Wiede Verkehr gepflogen. Die sah sich stolz und stattlich im Kreise um und trat befriedigt zurück. Jetzt schritt Leube stumm und starr an die Schranke. Der Landgerichtsdirektor, ein herrischer Mann mit langem gelben Schnurrbart, fragte nach den Briefen, die Leube zur Begründung seines Scheidungsverlangens eingereicht hatte. Was darin stand und meistens absichtlich hinterher interpoliert worden war, schien dem Gericht nicht ausreichend. „Es wird uns von oben sowieso verdacht. Wir scheiden zu viel. Das geht nicht." „Aber es sind auch Tätlichkeiten vorgekommen," beeilte sich der Rechtsbeistand Leubes zu bemerken, ein noch junger, geschickter Mann, der gern helfen wollte. „Ja, sie werden ja in dem Briefe erwähnt. Aber wer bezeugt das?" „Das damalige Dienstmädchen", sagte Beatus beklommen. „Adresse und Name. Bringen Sie das bei." Leube sah in einen Abgrund neuer Verhandlungen, wußte von der Schwierigkeit, das Verlangte nachzuholen und entschloß sich, das faule Loch unter seinen Füßen mit wild herausgekratzter Erde zuzuscharren. „Aber ich habe meine Frau doch blutig geschlagen," brachte er mühsam heraus und hob die rechte Hand, steif, wie gelähmt. Der Richter, schon bereit zum nächsten Falle überzugehen, stutzte. „Häufiger?" „Fast täglich!" Hinter sich vernahm

Leube ein Murren, die Cäcilie Wiede tat einen empörten Ausruf. „Wir nehmen an, daß Sie, ein unbestrafter Mann in guter Stellung, uns hier nichts vormachen," sagte der Richter mit hochgezogenen Augenbrauen. „Ziehen wir uns zur Beratung zurück," sagte er zu den beiden Beisassen, stülpte sein Barett auf, und alle drei verschwanden im Hinterzimmer. „Nun müssen sie scheiden," sagte halb interessiert ein neuer Rechtsanwalt, der des nächsten Falles wegen bereits an die Schranke getreten war. „Wäre noch schöner, wenn sie es jetzt nicht täten," sagte ein dritter. Der Landrichter erschien wieder und erklärte die Ehe zwischen Beatus Leube und Agathe geb. Spannaus für geschieden.

Brandig waren die Blätter der Linden, die den Kanal vor dem Landgericht säumten. Beatus trat an die Böschung und sah in das ölige dunstfarbige Wasser. Er fühlte sein ganzes Gehör, Muschel, Trommelfell, Ohrwasser wie einen Knäuel, der um ein summendes Hölzchen gewickelt war. Staubig war die Straße, die er am späten Nachmittage schritt. Nach dreistündiger Bahnfahrt war er an seiner Station angelangt und ging zu Fuß ins Land hinein. „Doch es riecht hier nach wildem Honig," sagte er erleichtert. „Ist das noch Wiesenschaumkraut, was da steht?" Er sprang über den Chausseegraben in die Wiese und fand, daß es Wollgras war. Er kämmte ihm zärtlich die weißen Flocken, hatte Furcht, jeden Augenblick eine schreckliche Nachricht von Agathe zu bekommen und eilte, unter das schützende Dach Wesendoncks zu gelangen. „Wenn die Sache sich nach Ihrem Wunsche geregelt hat und auch, wenn es anders gekommen ist, fahren Sie auf jeden Fall noch zu mir heraus. Ich feiere mein gewohntes Oktoberfest," hatte ihm Wesendonck geschrieben. Wesendoncks Wohnung sah einem geräumigen Gartenschuppen ähnlich. Sie lag außerhalb des Dorfes in einer Lichtung, die vor zehn Jahren gerodet war; östlich umgab sie der ehemalige Waldboden, zahlreiche alte Baumstümpfe steckten noch darin, um die bereits hohes Eichengebüsch wieder aufgewachsen war; nach Süden hüllte sich das kleine Haus in das Blättermeer großer Buchen, von denen es jetzt schlummergerufen herabrieselte, und westlich schlossen sich Buchweizenäcker an, die in ein blau glimmendes, tief beruhigtes Moor übergingen. Als Leube den sandigen Weg zur Gartentür hinaufschritt, sah er Wesendonck schon seine Läden vor die vielen kleinen Fenster spannen, die erst in ziemlicher Höhe ansetzten. Beide gingen der Kühle wegen hinein, und während Leube sich in einen Korbstuhl niederließ, zündete Wesendonck eine Reihe von Lichtern an, die auf einem langen, schmalen Tisch in Rechteckform aufgestellt waren. Sie standen um Birnen und Äpfel herum, die Wesendonck liebevoll in verschiedenen Sorten auf Tellern geordnet hatte. Leube teilte jetzt erst das Resultat der Verhandlung mit. Ein Schweigen erfolgte. „So ganz los sind Sie von Agathe doch

noch nicht," sagte Wesendonck, „aber man braucht nicht aus Gewesenem ganz heraus zu sein, um in was Neues zu fahren. Ich meine die Lichtung hier." Leube lehnte sich zurück und sah in die Lichter, in deren Schein die Früchte lächelten. „So, es ist ja Ihr Opferfest," sagte er. „Diesmal sind die Bergamotten früh gereift," dozierte Wesendonck, „sie zergehen schon, guckt man sie nur an. Sie sind ganz Begierde, sich aufzulösen. Die Beurregris sind trotziger, sie halten zurück hinter ihrer mit Baryt versiegelten Schale, aber dann laufen sie auch . . ." Sie gingen beide um den Tisch herum und Wesendonck gab seine Erläuterungen. Er sprach laut wie es Schwerhörige tun. Er war aber heute nicht so versunken in sein Eigentum wie sonst, sondern verweilte ab und zu fürsorglich auf Beatus' Angesicht. „Von den Äpfeln red ich nicht, weil Sie eine Birne sind, Leube. Die Frauen sind auch meistens Birnen, sie quellen unter dem Drang des Mannes und zerschmelzen. Einige wenige nur sind Äpfel, denen muß etwas mehr vorquinqueliert werden. Es ist Abend, man braucht nur anzurühren, dann fällt das Dunkel herunter wie eine reife Himbeere. Nun suchen sich die letzten Paare, die sich den ganzen Sommer lang nicht gefunden haben. Sieh, da ist schon mein Ligusterschwärmer, es ist ein Weibchen, und wenn ich es verschluckte, so würde das Männchen in Unsenlohe, Kilometer von hier, falls noch eins da ist, es doch noch spüren und mir zum Halse hereingehen. Wir wollen Wein trinken, und nachher will ich spielen." Leube ließ alles mit sich geschehen. An den mit Rinde ausgekleideten Wänden der Wohnung hingen Käfige, gegen das Kerzenlicht rücksichtsvoll verhängt. Wesendonck war ein Vogelsteller. Er hatte ein Genie, den Gefangenen die Freiheit vorzuspielen. Sie tranken einander zu und rollten dann das Klavier über die Schwelle in den Garten. Wesendonck bewegte seine spitzen Ohren und spielte. „Dankgesang an die Bäume. Stimme der Birnbäume und Stimme der Maibuchen." Einige der Gefangenen wachten auf. Ein Rotkehlchen sprang von einer Stange auf die andere, dann begann es ruhig zu wispern. „Wie wohlbehalten er ist!" dachte Leube. „Wie bloß seine Tochter aussehen mag?" Er wußte, daß Wesendonck eine merkwürdig schöne Tochter besaß, von der er sich getrennt hatte und die in anderer Gegend weilte. „Geschöpf des Ackers, Beatus Leube," kündigte Wesendonck an. Er hielt an, die Töne flogen wie Vögel davon. Die Nacht rollte sich wie eine süße Buhlerin übersättigt zusammen, der Tag kniete mit weißem Schoße auf und hielt seine jungen hellen Hände hoch.

Zweites Kapitel

Die Sonne verlor ihre Scheu, trennte ihre goldene Schnürbrust auf, deren Bänder herniederfielen, und ihr feuerroter Leib drang ver-

sengend über das Dorf Hollebüttel, das wie ein abgeschnittener dichtbeblätterter Dornenzweig über einen nicht sehr hohen Höhenzug gelagert war. Auch an den kühlsten Stellen erwachte die Luft und schwang wie Teichwasser, in das jemand einen Stein geworfen hatte. Schon ganz früh lief die Hitze mit geschwinden wirbeligen Füßen. Den Frauen von Hollebüttel, die jahraus jahrein ihre groben dunklen Kleider trugen, auch den Kopf umhüllten und ihrer schweren Scham nie Freiheit gaben, wurde es warm. Aber sie dachten nicht daran, sich leichter zu kleiden. Man erzählt von einer verheirateten Hollebüttlerin, daß sie schreiend geflohen sei, als sie von einem Fremden ohne Kopftuch angetroffen worden war. Ihre faltigen Röcke gingen bis auf den Boden, und wenn sie je ihre Strümpfe abtaten, so sperrten sie die Füße schnell in Holzpantinen. Der Himmel lag über ihnen wie eine blanke Platte, auf der die Sonne mit glühendem Gesicht. Das Geschäft der Männer war es, die Pferde zu warten, die Hufe zu reinigen, das Pflugzeug zu leiten, dafür häufelten die Frauen die Kartoffeln, besorgten Kühe und Hühner, jäteten und paßten auf die Kinder, die ihnen wie Erbsen aus der Schote aus dem Schoße fielen. Keine Empörung der Sinne stocherte sie auf. Wie dem trommelnden Spechte der Ast, so hielten sie den Männern zur Befruchtung still. Mit mundzusammenziehender Säure füllten sich, ruhig und stetig, die festen Schlehenbeeren, mit sicheren kleinen Blättern standen die Pflaumenbäume an der Chaussee, sorglos und geduldig wuchsen in den Leibern der Frauen die Kinder, der Himmel zog darüber seine Striche. Drang einem Weibe beim Holzholen der Duft der Maililien zu brünstig in die Nasenlöcher, so belud es sich den Rücken mit doppelter Last: und der Traum entfloh und suchte anderwärts Zuflucht.

In diesem Dorfe, welches ein schwerer Vorhang von seiner weiteren Umgebung abtrennte, lebte Friederike Wesendonck als Lehrerin an der Dorfschule. Sie war ein fast übermäßig schlankes, dunkles Mädchen mit langen Schenkeln, langen schmalen Füßen. Mit einer zu kurzen Oberlippe und einem zwar sehr schönen, aber etwas gelblichen Teint erinnerte ihr Gesicht zuweilen an das eines Knaben. An diesem heißen Tage hatte sie um halb zwölf Uhr ihren Unterricht hinter sich, war der verbrauchten Schulstubenluft müde und trat mit geöffneten Lippen hinaus. Die Wärme rann über sie und ihre Glieder rannen der Wärme entgegen. Sie ging, in dem Bewußtsein, wie angenehm es sich so ging, wie mit jedem Aufsetzen ihre Füße dem Boden Dank sagten, und wich ab von der Straße, die weiter nach Essenbach führte, um sich an einer von der Straße ganz abgekehrten, nach einem Bache zu abfallenden runden Wiesenbacke niederzusetzen. Nicht weit vom Wasser wuchs aus blauen Blättern eine Waldtulpe herauf. Friederikens Blick faßte sie sofort, und sie sagte, niedersitzend: „Gelungen,

wie es sich wiederholt; die Tulpe sieht aus wie ein Kuheuter." Das Wasser lief so kühl, sie zog die Schuhe aus und die Strümpfe, und das Gras drang ihr mit jäher Eroberung durch die Zehen. Die noch ungetrennten Nadeln einer jungen Weißtanne hinter ihr, die von einer blindschleichenhautähnlichen Haube überzogen waren, zuckten wie die Krallen einer eben geborenen Spitzmaus. Der Wacholder schwitzte; aus dem Kienholz, das für den Verstrich des Wiesengrases in die Erde gesteckt war, quoll das Harz. Und als das Mädchen, der reißenden Hitze nachgebend, mit einem Ruck das Kleid auch zu Boden fallen ließ, ringelte sich das amethystene Schwingelgras kitzelnd in ihre Kniekehlen, und unter dem Grundgrase zuckte die Erde in bebenden Linien. Die Sonnenstrahlen jubelten auf ihren abwehrenden Brüsten, und die Schatten der Erlen am jenseitigen Bachufer verlängerten sich gierig und breit, um ihren schönen Anblick zu genießen. Die Anemonen wurden blutrot, da des Mädchens Hüften sie drückten. Schon war Friederike bange vor der Zudringlichkeit der bunten Schatten, da aber senkte sich der Himmel selbst, verlockt, die Luft befiel ein Liebesdurst, daß sie sich zu Wolken ballte, und in deren Schoße keimte der Same, des Weibes Herr zu werden. Die Tulpe wuchs zu einer langen roten Tute aus, die zischend auf ihren Schoß eindrang, und von allen Seiten bedrängt, hüllte sich Friederike in ihre Kleider und enteilte zitternd. Die Wolkenknaben aber, grauschwarz vor wütender Brunst, rasten mit wehenden Haaren hinter ihr her und zielten auf ihren Leib, und sie war, abgehetzt, kaum zu Hause, als in steilen Blitzen der Samen der Wolkenlenden niederschoß. Eine mit allen graubraunen Federn aufgeblätterte, zierliche Schnepfe ruderte wie toll dem Walde zu, da sägte ein Blitz durch ihren Hals, und sie fiel tot in den spritzenden Straßenstaub. Der Regen spülte mit Kannen an Friederikens Kammerfenster herunter und durchweichte den Grund. „Auch das Ungestüm des Himmels will mich umarmen!" sagte Friederike zu sich, als sie an ihr Bett trat, die Decke zurückschlug und kerzengerade darauf niederlag. Sie starrte die niedrige, roh geweißte Decke an, bis die Kalkblättchen auf die rotgestrichenen Bettkanten und auf ihr Gesicht fielen, so daß sie die Augen schließen mußte.

Friederike war vor anderthalb Jahren aus Herzbruch, einem größeren Orte, hierher gekommen, und zwar auf der Flucht. Das eigenwillige Mädchen, das mit aufmerksamen Augen seinen Weg ging, hatte überall den Männern gefallen. Die Arbeiter aus der Ziegelei blieben stehen, wenn sie kam und sahen ihr nach, mit bitter-zynischen Gesichtern in dem Wissen, Leute ihres Schlages würden sie nie näher als mit den Augen berühren dürfen. Eines Nachmittages hatte ihr ein faulenzender älterer Mann in verwahrlostem Anzuge, mit zerfransten Hosen, an einem Brückengeländer

lehnend, laut zugerufen: „Deern, wat heſt du för'n Boſt"; erzürnt war Friederike weiter gerannt, die Paſſanten, die es gehört, hatten meiſt nur wohlig gelächelt. In Herzbruch hatte ſie im Hauſe des Pfarrers Nowekott gelebt, eines hageren, untüchtigen Mannes mit einem Geſicht wie aus graublauer Pappe, von ſchlaffer Haltung und ohne Selbſtachtung; ſeine Pfeife im Munde, war er zu träge oft, ſich auszukleiden und verſchlief die Nächte in ſeinem Armſtuhl. Eine aus Kümmerlichkeit anſtändige blonde Frau hielt ihm Haus; an den drei Kindern konnten ſelbſt Friederikens ſcharfe Augen nichts Reizendes entdecken, und alles im Haus haſpelte ſich in unfrohem Ernſt ab. Da ſaß nun Friederike wie ein Zitronenfalter im froſtigen November in ihrem Zimmer mit graugetünchten Wänden, Konfirmationsſprüchen und geſtorbenen Geſangbuchverſen. Sie wurde nicht geſtört durch die Leute, und denen lag nur an dem Penſionsgelde, deshalb ignorierten ſie, faſt krampfhaft manchmal, den Gaſt. Friederike hing ſich über den Arbeitstiſch eine Photographie des Selbſtbildniſſes des Giorgione. Sie glaubte, das ſei die wahrhaftige Darſtellung des Hamlet und umkränzte das Bild mit Strohblumen aus ihres Vaters Garten. Ihre Arbeit an der Herzbrucher Mittelſchule tat ſie gewiſſenhaft. Aber Schönheit bleibt ſo wenig verborgen wie ein Mord. Sie ſprühte wie Meeresſand und Schnee durch die verſchloſſenſten Ritzen, es gab kein Mittel dagegen. Der Maler Eduard Haeckel, der eines Tages den Paſtor aufſuchte, um von ihm die Erlaubnis zu erwirken, im Ortsgefängnis Zeichnungen von Sträflingen zu machen, begegnete beim Herunterkommen unten an der Treppe Friederike, die, von einer Beſorgung heimkehrend, gerade ihr blaues Cheviotjackett an die Garderobe hing. Er ſtellte ſich vor und bat ſie dann geradezu flehentlich, ob er ihr ſein Atelier zeigen dürfe, da wäre mancherlei, das ſie ſicher noch nie geſehen hätte. Sie willigte neugierig ein, und im Atelier waren am nächſten Tage dem Maler die Tränen aus den Augen geſtürzt. Dann hatte er ihr, mit Mühe gefaßt, Schmuck- und Waffenſtücke aus den Kolonien gezeigt, ſchließlich ſelbſt einen Speer ergriffen, eine Kalebaſſe als Trommel rhythmiſch geſchlagen und, beinahe von Sinnen, einen raſenden Tanz vor ihr aufgeführt. Friederike war ſchnell gegangen: am Morgen darauf hielt Haeckel um ihre Hand an. Sie ſchrieb ohne Beſinnen ſofort ab. Als ſie für die Paſtorsfrau eines Nachmittages eine Beſtellung in einem Schlachterladen gemacht, hatte der Beſitzer dem Dienſtmädchen nachher erklärt, der Tag, an welchem Fräulein Weſendonck in ſeinen Laden gekommen, ſei der glücklichſte ſeines Lebens geweſen. Der Bruder des Paſtors, ein verheirateter, etwas gebückt gehender, beleibter, immer freundlicher Vierzigjähriger, ſeines Zeichens Selterswaſſerfabrikant, ließ ihr eine Ladung Limonade ins Zimmer ſchaffen. Friederike fror bei dieſen Vorkommniſſen. Nur wenn ſie ſich zu Zeiten zu

weit in den Irrgarten ihrer Phantasie verloren hatte, gaben sie ihr wieder Berührungsmöglichkeiten mit der Außenwelt — und sie bedurfte dieser der Arbeit an der Schule und der Herzbrucher Familien wegen — auch um überhaupt nach außen existieren zu können; auch gaben sie ihr dann einen leisen Trost, weil sie sich an ihnen als wirkende Kraft erkannte. Aber sie wies sie schreiend zurück, wenn sich die Erlebnisse anmaßten, tiefer als in die Rinde, in das schlummernde Mark darunter, Einlaß zu begehren. Dejanira hatte Haeckel sie genannt, die den liebenden Nessus mit ihrer Schönheit stachligem Hemde verbrenne. Das hatte ihr schon gefallen, doch nur als anmutig gedeutete Anekdote. Aber das Werben um die eigene Person empfand sie als voreiliges Bemühen um etwas, das, hoch oben in einem Ulmenwipfel hausend, noch nicht für Menschenblicke genügend bekleidet war, darum noch nicht herabgeschüttelt werden durfte. Zu Buhlen schienen ihr nur das Licht und alles Über- und Nichtmenschliche zu taugen. In Herzbruch aber tastete es weiter nach ihr mit den verschlungensten Mitteln, und da empörte sich ihr Körper. Ihr Haar wirrte sich, ihre Brüste wurden hart und breit wie Holzäpfel im Jahre der Dürre. Wie mit vertrocknetem Gaumen nach Wasser drängend, hatte sie sich nach einer Lehrstelle auf dem Lande umgesehen. Und als sie im August nach meilenweitem Wandern durch rinnenden Sand, den nur der blaustrahlende Natternkopf unermüdlich heftete, Hollebüttel erreicht hatte, war sie gereinigt gewesen und hatte neu angefangen.

Sie war hier am richtigen Platze. Die vielen Knaben, Söhne von Großbauern, Hufnern, Käthnern und Dorfhandwerkern, meist in groben braunen Anzügen, die Füße in Stulpenstiefeln oder Holzpantoffeln, trugen sich ihr ohne Hehl an. Gerade den Unbotmäßigen, Rauhen und Unzugänglichen brachte sie eine elementare, naturhaft vibrierende Wärme dar. Die Lage der Schule gefiel ihr ausnehmend. Vor den westlichen Fenstern der Schulstube glitt eine Ackerspreite wohlig herunter; da hüpften die blauen Ackermännchen herum. Und auch inmitten von Schwierigkeiten, zwischen Härten und Verstocktheiten, ging Friederike selber bachstelzenfroh: denn diese Verständnislosigkeiten waren oft von einer erschütternd rohen Ehrlichkeit; so wie sie gewiß war, Dornen in die Haut zu bekommen, wenn sie in die Hecke griff, so gewiß war sie, auf ein völlig verschlossenes Gesicht zu stoßen, wenn sie Till Kiemenstedts Vater von seinem Sohne zu erzählen versuchte in einer Art, die nicht mit den plumpsten Extremen, der väterlichen Eitelkeit oder des väterlichen Zornes, operierte. Sie machte solche Fehler auch nicht, so wenig wie ihr Vater sie gemacht hätte, sondern sie wirkte als Natur auf Natur. Und beide Teile gingen, so weit sie konnten, ineinander über. Die Sensation ihrer Person war bald überwunden worden. Die Vorstellungswelt der Dorfleute schluckte sie mit ein und rechnete mit ihr. Und

wenn sie auch unter Grobheit und unverhüllter Schlechtigkeit zu leiden hatte, zu allerschlimmst kam sie sich dann doch nur vor wie eine Wasserjungfer, die eine kleine Strecke zu Fuß gehen muß, um dann lachend wieder ins Wasser zu stürzen. Mit Gier ging sie der ganzen Dorfwelt nach. Sie schlüpfte eidechsenhaft auf den Trog der Frauen in die Backstuben, saß und plauderte, wurde fast unsichtbar, ließ sich aufgehen in die Umgebung und fing so denen, um die sie sich bemühte, nicht bloß den Wermut, sondern auch die Honigtropfen ihrer Regungen ab, schürfte am Granit ihrer uranfänglichen Roheit und baute sich in tiefster Einsamkeit in die Felswand eine Schale, aus der sie sich besprengte und richtete davor einen Tanzplatz; wie dem Wiesengrund im März der gelblichgrüne Blütenschaft des Gilbsterns entstieg sie dann leicht der Umgebung ihres Tages, drang aus dem Boden wie die Ameisensäure aus dem Leibe der Ameise, tanzte, opferte kaltblütig die niederen Gelüste ihres Körpers, wurde hungrig und wurde satt, schwebte schleierdünn und süß und begab sich wieder zu den Hollebüttelern. Im Herbst, im September, ahnte ihr, daß sie verlangte, verlockt zu werden schrittweise, nur einen Fuß vor den andern setzend, von dem Gange einer hohen Musik, bis ihr das Mark flüssig zu werden begann. Schweigsam war sie dann am gewöhnlichen Tage und wieder geschwätzig, trug keine Verantwortung. Sie schmolz sich in das Ganze, versöhnt wieder damit bis zum nächsten Male, wo es sie wieder süß entzweite. Dabei wurde sie immer schöner, und ihre Augenwimpern flimmerten schwarz wie die Saftmale auf den Blüten der großen Bohnen. Ihre Haut war längst wieder beweglich geworden, ihre Brust schneeglöckchenweiß. Ihr kleiner fester Kopf tauchte in den Himmel, ihre aalglatten Füße tummelten sich entzückt durch die harten Roggenstoppeln . . .

Die Sommernacht war ohne Kraft gewesen, daher atmete der Morgen wieder so bedrückt und schwül wie am Tage vorher. Beatus Leube zog seinen haltbarsten Anzug an, setzte seinen breitrandigen Filzhut auf, umklammerte mit einem Blick noch einmal den graudunstigen Marktplatz, sah zum Himmel hinauf und verließ die Wohnung und schnell die Stadt. Dann ging er gelassen und doch begierig die ausgetrockneten Chausseen, versuchte sich die Züge von drei hintereinander schreitenden unbeschäftigten jungen Leuten zu merken, von denen der eine ein Italiener sein mußte, und überlegte in jedem Dorfe, ob er hier bleiben solle. Aber die Malven standen so ruhig und zufrieden vor den strohgedeckten Häusern, daß Beatus sie nicht stören wollte; die Milchgeschirre steckten umgekehrt zum Trocknen auf den Staketen, die Zeiger an den Kirchenuhren gingen eigensinnig und unbekümmert ihren Rundgang; jedesmal zog Beatus weiter, und bald wurde ihm seine Ziellosigkeit schwer. Er klinkte ein Gatter auf, das ein Rapsfeld abschloß, und stand in einer Wiese, deren Gras ihm bis an die

Knie reichte. Es war am Ausblühen und samte schon. Die Samen schwebten im leisesten Hauche und zottelten in der Luft herum. Die Sonne stand scheitelrecht und goß weißes Licht hernieder. Da sah Leube am Fuße der Wiese, die von einem Eichenknick umgeben war, eine Vogelscheuche stehen. Als er näher kam, entdeckte er, daß es eine gekreuzte Stange war, die mit der verblichenen Uniform eines Infanteriesoldaten schief behängt war; aber ganz nahe gekommen, schrak er zurück, denn nun sah er einen Schädel in der Sonne blinken, der die Kiefer knöchern auf- und niederklappte, und aus dem verschossenen Tuch zeigte ein gedrechselter, knochenglatter Arm zur Sonne hinauf, der andere schien im Zeug verborgen; ein paar Glaspupillen, durch die ein grüner Strich zog, schauten abwechselnd dem fliegenden Grassamen und dem streuenden Rund der Sonne zu. Plötzlich schnurrte eine Kette Rebhühner hart fegend über den Knick weg. Daran erholte sich Beatus von seinem Schreck, stieg durch die Knicklücke, sah sich noch einmal um nach dem Tode, welcher der Sonne drohte, und ging.

Nach drei Stunden kam er in die Gegend, in der Friederike Wesendoncks Schönheit den Himmel am Vormittage verführt hatte. Die Bremsen, die ihn, den Wandernden unaufhörlich umkreisend, in Hände und Waden gestochen hatten, waren schon seit einiger Zeit zurückgeblieben. Es war kühler geworden, der Staub hörte auf. Entleerte, schlaffe Wolken lagen im Westen, in den Gräben stand fußhohes Wasser, und die Regenwürmer krochen rosig und lebhaft über den Weg.

Drittes Kapitel

Müde und taumelig näherte sich der staubige Beatus Hollebüttel. Des Weges nicht mehr recht achtend, wäre er fast auf den kleinen Schnepfenleichnam getreten, bog jedoch noch eben aus, ging weiter und kehrte dann rasch zurück, um ihn sorgsam von der Landstraße weg unter Farnkraut an den Grabenrand zu schieben. Die Dorfstraße machte eine Biegung, und an der Biegung stand ein geräumiges Wirtshaus; Leube erkannte erst seine Bestimmung an dem Stück Vorpflasterung, einer kleinen Steintreppe und zwei angenagten Pferdekrippen davor. Als er hineintrat, erstaunte er über die Tiefe des Hauses, die sich in ein mildes Dämmer auslud; in der Vorderstube saß noch die Hitze, die vor dem Gewitter geherrscht hatte. Leube setzte sich steif an diejenige Wand der Gaststube, von der aus er auf die Straße sehen konnte. Eine ältere Frau kam und fragte, was er wünsche. Leube merkte ihr an, daß das freundliche Fragen ihr nicht natürlich war, und bestellte Brot und Butter. Sie trug eine gelbe Halskrause, und glattgekämmte stroherne Haare klebten ihr am Kopfe. Sie schloß die Augen, als sie das Verlangte brachte, und wollte wieder fort. Da konnte sich Leube

nicht enthalten, weil er einen Abdeckereiwagen hatte vorbeifahren sehen, zu fragen, ob das Gewitter im Orte geschadet hätte, und sie erwiderte ruhig-bedrückt: „O je! Fünfunddreißig Schafe hat's erschlagen, und einen Braunen von uns." Leube tat einen bedauernden Ausruf, schwieg dann, und die Frau setzte sich in den Schatten hinter der Schenkbank. Leube dachte sich das Erschlagenwerden durch den Blitz aus. Zwischen den Doppelscheiben des Fensters links, das nach der Straße ging, murrte ein Ochsenaugenschmetterling, das Kind der Wärme, gegen das Glas. Wie blanke Knie glänzten die Kopfsteine draußen. Die Wolkenknaben waren furchtsam geworden und drängten sich übereinander. Über Leubes Sitz hing ein Polizeischreiben, das die Verabreichung von alkoholischen Getränken an den Gemüsehändler Ziegeltrum verbot. Die Frau Hedwig verharrte in ihrem verschlossenen Nachdenken. Sie war es die langen Jahre hindurch nicht gewohnt worden, die gefällige Wirtin zu spielen; sie rang es sich ab, sofort aufzustehen und jeden zu bedienen, der hereintrat. Und jeder konnte ja hereinkommen, das war ja der Zweck eines Wirtshauses. Je mehr Gäste kamen, desto tiefer versank sie meist, desto lieber breitete sie eine große Decke vor sich aus, auf der sie sich ihre Figuren einzeichnete. Wenn dann die Gäste alle zusammensprachen, tönte es fern und unverständlich gegen ihren Eigensinn an. Ihr Gesicht war wie ein Stück Borke mit verschnörkelten Spuren. „Die Spuren sind unlesbar," dachte Leube und erinnerte sich der freundlich quäkenden alten Heuarbeiterin, welche ihm im letztpassierten Dorfe den Weg gewiesen und dabei über den hohen Pachtzins ihrer Wiese geklagt hatte, halb in Freude, daß sie es ihm erzählen konnte. Wenn Leube anfing, mit seiner Umgebung zu sprechen, mußte er erst schlucken vor Anstrengung dazu, und hatte er ein Gespräch angezündet, sorgte er sich bereits vor dem Auslöschen und vor dem aufkeimenden Gegenwillen, den er dann stets in dem Anderen argwöhnte. Er hätte jetzt für sein Leben gern nach den näheren Umständen des Blitzestodes der fünfunddreißig Schafe gefragt, da äußerte die Frau plötzlich: „Heut sind ein paar Herren hergekommen, die wollten gegen Abend im Hinterzimmer sitzen." Leube fragte sich, wozu sie ihm das melde, schwieg jedoch; sie, die jetzt den nassen Schenktisch mit einem Tuche abwischte, sollte lieber von ihm denken, daß er sich nicht, wie es auch der Fall war, für die besagten „Herren" interessiere. Daher stand er langsam auf, schlenderte durch die Stube, machte dem Ochsenauge die Bahn frei, legte die Ellenbogen auf das Fenstergesims, starrte hinaus und ließ den Abend herandämmern. Ein junger Mann trat ein, mit einem Stachelhaarhund, der ein helles wütendes Kläffen anhub, als er den Fremden roch. Sein Herr schlug mit seiner Ballonmütze nach ihm, wobei er krähend sagte: „Was bellst du so? Dei' Vater war auch nur ein Hund." Seine Sprechweise und

sein flinkes Gebaren verrieten den Ortsfremden. Er war ein Dachdeckergeſell, der aus der Stadt geſchickt worden war, an der Kirche hier die Dachrinnen zu reparieren. Leube ließ ſich durch ſein Erzählen nicht in Gang bringen. Ihn bearbeitete bloß, was zur Gegend gehörte. Der Thüringer ſtürzte ein großes Glas Schnaps mit einem Zuge herunter und ging: Leube war wieder allein. Er ſtreckte die Beine ſchräg unter den Tiſch und lehnte den Kopf gegen die Wand. Da trat durch die Tür des ſchon dunkelnden Hinterzimmers ein ſehr großer Mann, fragte höflich, ob er Leube ſtöre, und als dieſer ſich zurechtſetzte und zögernd verneinte, ſtellte er ſich vor: Ernſt Magerhold.

Dieſer Mann wohnte ſeit einigen Tagen im Gaſthof zu Hollebüttel. In das Fremdenbuch hatte er ſich als Gymnaſiallehrer eingeſchrieben. In Wahrheit war er das nicht mehr, war vielmehr, nachdem er an ſeiner bisherigen Wirkungsſtätte große Aufregung verurſacht, verabſchiedet worden. Sonderbaren, kalt-brennenden Temperamentes, hatte er allen ſeinen Kollegen am Gymnaſium gegenüber eine eigentümliche Stellung eingenommen. Seine rückſichtsloſe, höchſt lebhafte Art ſowie ſeine Luſt, die Schule, die Stadt, deren Väter und Familien, am allermeiſten Lehrer und Direktor in oft zyniſcher Weiſe zu kritiſieren, hatte das überraſchend ſchnell fertig gebracht. Gegen wirkliche Mißſtände mit Zorn nicht nur, mit Haß und Wut ankämpfend, konnte er nicht leben, ohne jemand, ſei es Menſch ſei es Sache, zu brüskieren. Schwamm einer nicht mit im Strome ſeiner Theorien, ſo war ihm auch an deſſen Perſon zum Spotte nichts zu ſchlecht und nichts zu gut, mochte es des Direktors wohlgenährter Schäferhund oder des Direktors ſtattliche Ehefrau ſein und deren Art, ihre Töchter zu erziehen. Es war ihm bald gelungen, den Schülern die meiſten ſeiner Kollegen unbedingt lächerlich zu machen. Die Schüler hingen ihm zu großem Teile mit wahrer Begeiſterung an, gegen die nur wenige ſich ſträubten. Er machte ihnen die Welt verſtändlich, indem er ſie ihnen als bloß ſeiner von ihm erdachten Ideen und Ideale bedürftig zeigte. Seine Kenntniſſe waren nicht gering, nur waren ſie ausgedörrt und ausgelaugt worden, da er nie einer Weſenheit ihr eigenes Geſicht und ihren eigenen Willen gönnen mochte und laſſen konnte, ſondern ſie unaufhörlich in dem ätzenden Strom ſeiner Vereinfachungs- und Objektivierungsſehnſucht badete. Ganz wörtlich ſah er die wirkliche Welt nur als dürftigen Schatten einer utopiſchen Herrlichkeit, in der kein Apfel wirklich reifte, kein Vogel wirklich ſang. In der Mittelmäßigkeit ſowieſo ſchlecht zu Hauſe, überragte er die ſonſtigen „Größen" der Stadt bei weitem, verlor aber endlich, ohne daß eine direkte Unklugheit von ihm aus oder eine beſondere Schlechtigkeit von den anderen aus die Handhabe wurde, ſein Spiel unter ihnen. Er verlor es, weil die meiſten anderen, weit

entfernt von der Größe seines Extrems, eine eingeborene Empfindung dafür besaßen, daß so restlos unwürdig und unschön die wirklichen Geschehnisse, selbst an ihrem Gymnasium, denn doch nicht waren. Wenn auch bei vielen gekränktes Selbstbewußtsein, Eitelkeit und Haß die Hauptmotive waren, Magerholds Ausscheiden aus dem Lehrerkollegium zu befürworten, so hatte Dippe, der Direktor, obschon nicht gut weggekommen bei Magerholds kritischem Gebaren, nur nach schwerer Überlegung ebenfalls dafür gestimmt. Ihn schmerzte seit langem die brutale Vergewaltigung, die jedes Unterrichtsfach unter Magerholds Händen erfuhr, und an den Schluß seines Berichtes an die Behörde schrieb er merkwürdig beredt seine Klage: „Magerhold hat kein Gewissen dem Geheimnisvollen gegenüber, er gießt einem Gedicht, und sei es noch so schön und flög es geräuschlos wie eine Eule in der Nacht, Vitriol ins Gesicht, und für die Zuhörer, selbst für die, denen keine Organe für das zwecklos Blühende noch erst angebildet zu werden brauchen, behält dies Gedicht für ihr Leben lang die entstellten und verbrannten Züge." Magerhold war durch seine Verabschiedung tiefer getroffen worden, als zu erwarten stand. Als er so plötzlich ohne den gewohnten Wirkungskreis dastand, schien sich eine Weile lang sogar sein innerer Grund zu verwirren. Er rief an, was von sinnlicher Natur in ihm war, Lehrer und Schüler sahen ihn, nachdem er einige Tage verreist gewesen, mit einer jungen Frauensperson auf der Straße. Dann aber wuchs an dem Schlage und an der einmaligen Wut der sinnlichen Empörung gerade wieder der ehemalige Seelenboden mit tückischer Gewalt empor. Märtyrerhaft drehte er der Stadt den Rücken und wanderte fort, der Verwirklichung seiner Pläne zustrebend, auf der Suche nach einer Stätte, wo seine Darstellung der Welt gelten, wo seine Art, Ehrfurcht zu erzeugen und Ehrfurcht zu empfangen, die maßgebende sein würde.

Er begann jetzt, voll einschmeichelnder Liebenswürdigkeit, ein Gespräch mit Leube und beschenkte diesen mit einer sehr bestimmten, dringlichen Aufmerksamkeit, wodurch er dessen zerstreutes Sinnen zum Zuhören zwang. Magerhold erzählte kurzerhand, was ihm passiert war und was ihn infolgedessen jetzt umtriebe. Ob Leube nicht Lust habe, ihm zu helfen, vorausgesetzt, daß er nicht auf einer anderen Mission sei. Ihn ermüde bloß, was man von oben her reguliere und einrichte. Man rede lediglich, aber nie dirigiere man die Vorgänge, denen die Menschen dienten, nach neuem, ursprünglichem Denken. Er wolle einen unberührten Fleck mit Menschen bestellen. Es solle anders werden: was den Menschen, den einfachen, starken, wie den komplizierten, zarten, nur in ihren Glanzmomenten vorschwebe, das solle die bewußte Grundlage des Neuen abgeben. Anfangen wolle er mit der Zeit, in der das alt Erlernte und Erfahrene nicht mehr standhielte, wo die Pubertät stachele und gefährde. Er wolle die jungen

Augen völlig neu orientieren, noch weiter, er dächte an eine Sozialisierung der ganzen Umgebung, da würde sich dann der Vorkeim eines menschenwürdigen Daseins sehen lassen. Seine Stimme war rhapsodisch gestiegen.

Seine dünnen, roten Lippen entließen seine Worte so gebieterisch, daß Leube, augenblicks aufgescheucht, unter ihren Zwang geriet. Magerhold strich seinen langen, dunkelbraunen Bart heftig mit beiden Händen, sein halb vom Haar entblößter spitzer Kopf wogte in der Dämmerung. Laube entdeckte, daß er breite, goldene Ohrringe trug. Zweifellos mühte sich aus seinen Reden etwas heraus, das er mit aller Energie hielt. „Ein Fanatiker," dachte Leube, „frenetisch," wollte er sagen, aber dann fand er die Bezeichnung zu schön für den Sprecher. Es kam ihm vor, daß die Worte, die Magerhold gebraucht hatte und denen er selber vorhin hatte gehorchen müssen, jetzt wie geschorene Schafe frören. „Leg ich eine Zwiebel in seine Nähe, so keimt sie sicher nicht. Da fehlt etwas. Aber uns allen fehlt ja etwas. Mir fehlt auch was. Nur das Ochsenauge von vorhin. Nein, mir fehlt gar nichts, gar nichts, ich bin ganz rund . . ." Einen Moment vergaß er, üppig quellend, daß er nicht allein war. „Was sagen Sie dazu?" forderte ihn scharf die Rede Magerholds auf. „Sie müssen mithelfen, Sie können es nämlich!" Und dann entwickelte er weiter, nicht mehr so sprudelnd, sondern kühler, lebloser, wie er anfangen wolle; mit Hollebüttel, die Menschen lebten hier unangenagter vom Schlechten, da solle sie das Gute mit weißen Zähnen packen . . . Genau so sagte er es nicht, Leube übersetzte es in seine eigene Tonart; er wand, was der andere meinte, in einen buntfädigen Ball zusammen, setzte sich selbst darauf und reiste durch die Luft. „Ja, ich kann ja mal versuchen, ob ich mitmachen kann," sagte er plötzlich. „Glauben Sie nicht, daß dies entlegene Dorf sich vorzüglich dazu eignet?" fragte Magerhold, „wir fangen mit einer Fortbildungs- oder Abendschule an, mit den Konfirmierten." „Ist es hier nicht zu verdichtet rein?" meinte Leube. „Muß man da nicht seines engsten Willens so sicher sein wie der Fischer seiner Angel?" „Ja, das muß man," entgegnete Magerhold, und was er nun noch sagte, kam aus einem unbeirrbaren Hochmut. Leube dachte: „Mit dem ist nicht gut Feind sein," aber er hörte zu. Ihm imponierte der Fremde. Ein Vagabund war er nicht, dazu hielt er sich zu aufrecht und zu gut im Zeug, darauf konnte man gar nicht kommen. Es war freilich nichts an seinem Äußeren, worauf Leube verweilen mochte. Die Ohrringe leuchteten matt. Seine Stimme war eigentlich in Feindschaft mit der Dämmerung. „Das Ochsenauge wäre dabei stumm geworden," spürte Leube. „Glauben Sie nicht, daß wir so manches dazu brauchen können? Es ist schon jemand anders gewonnen, und noch jemand, und noch einer —" mit einem Male lachte

Magerhold, laut, seine höckerige große Nase mit den breiten Löchern blähte sich. Das Lachen fiel gleich wieder zusammen. Er beherrschte zwar seinen Körper, das war deutlich, aber dieser Körper war unergiebig. „Ich werde Sie gleich bekannt machen," sagte er, ging nach oben und erschien mit einem anderen, den er als Herrn Raffael Rinroth vorstellte und den Leube beim ersten Blick für viel älter als sich selber einschätzte. Das Auffälligste an ihm war im ersten Augenblick sein gelber Bart, gelb wie eine gekochte Steckrübe. Rinroth machte einen scherzhaften Kratzfuß vor dem aufgestandenen Leube und gab ihm dann seine Rechte, die an einem sehr langen Arme saß. Magerhold sagte: „Ja, wenn die Herren sich noch darüber unterhalten wollen, ich muß hinauf. Wenn's was werden soll, gibt's wonnevoll zu tun . . . und nicht zu viel Alkohol, meine Herren!" Dabei klopfte er an das Polizeimandat über Leubes Platz. Er machte eine verabschiedende Gebärde mit der Hand, verbeugte sich leicht und ging.

Nur einen ganz kurzen Augenblick verharrte seine Stimme in Leubes Ohr. Dieser wandte sich zu Rinroth. Rinroths Bart war viel heller als der Magerholds, sein längliches Rübezahlgesicht bemächtigte sich ohne Vorurteile der Welt, seine Gliedmaßen waren lang, aber nie ungeschickt geführt. Er schlenderte mit solcher Innigkeit durchs Zimmer und brachte eine solche Ruhe mit sich, daß man Lust bekam, durch die Zähne zu pfeifen. Dabei war nichts Oberflächliches an seinem leichten Sinn: aus anständigster Dreistigkeit schimmerte siegreich ein Kern unbeirrbarer, gütiger Rechtlichkeit. Leube war sehr aufmerksam geworden, er spürte sofort, hier war ein Klavier, das keinen Staub auf seinen Tasten duldete. „Wissen Sie, wir wollen erst mal fragen, was sie hier zu trinken haben. Ich hörte was von Schlehenlikör. — Frau Hedwig!" brüllte er, setzte sich dann mit höchster Ungeniertheit, aber wahrer Anmut zurecht, und dann fragte er, Leube aus seinen hellen Schweinsäuglein anblickend, ob ihm der Magerhold auch so imponiere wie ihm selber . . . „Wissen Sie, ich brauche jemand, der mir für die kaputten wieder frische Saiten aufzieht . . . Ohne ihn wäre ich einfach ein Philister, würde Abend für Abend am Biertisch kannegießern, im Mondenschein nach Hause ziehn, und mir, auch wenn ich eine Braut hätte, jedes kleine Mädchen aufgabeln. Aber so ist es großartig, er hat die Kunst, die Sachen zurecht zu regieren. Er kann nämlich nicht nur fein reden, nee, da täuschen Sie sich." Leube schrak stets zurück, wenn andere ihm von ihren heimlichsten Angelegenheiten erzählten, und gar, wenn es Geschlechtliches galt, prallte er wie von der Tarantel gestochen zurück, aber bei Rinroth, dessen große Füße auf der anderen Seite des Tisches zum Vorschein kamen, war es anders: der Mann sprach mit Nachtigallenkehle; in seiner Stimme konnte man sich dehnen, konnte man geradezu eine Sommerwohnung nehmen. Leube dachte: „Er muß am ganzen Leibe blond

behaart sein, Brust und Beine vor allem." Und dann fing er auch an zu reden: die Magerholdschen Pläne wären wirklich etwas, mit den jungen Leuten ließe sich bestimmt was machen, man könnte ihnen das Beste herauslocken, Konstellationen schaffen, wo es wüchse, spannenlang. Leube besaß nicht die Fähigkeit, geradeaus zu sprechen, seine Sätze horchten in sich selbst zurück. Er meinte im Grunde, wenn viele an etwas beteiligt seien, dann würde die Glocke stumm, die doch immer bloß einer ziehen kann, dann flöge der Vogel weg und ließe seine Eier im Stich, die dann schnell kalt werden. Meistens täuschte Leube die anderen über sich. Auch heute gab er nur ein paar zischende Enthusiasmen von sich, gleichwohl wurden Rinroth und er aneinander warm, Rinroth brauchte, schien es, zum Sprechen, nicht viel persönliche Anteilnahme beim anderen, um warm zu werden. Jemand zündete sacht eine Petroleumlampe an, die mit breitem Blechschirm dicht unter der Decke hing. Rinroth gähnte, — aber für ihn gab es keine Gelegenheit, plump zu werden, er lief die Sprossen jedes Gespräches glänzend auf und nieder. „Er ist wie eine Unke, die mit ausgestreckten Hinterbeinen im lauen Teichwasser hängt, den Kopf heraus, das Maul offen hält und Fliegen schnappt." Nach dem Schnaps tranken sie Malzbier, und Rinroth rauchte aus einer kurzen Pfeife. Von den Zweien war der eine ein geiziger Verwalter seines verschlossenen Reichtums, bei dem im Keller ein blaues Licht brannte, der andere ein Verschwender, der keine Blechkappe über sein Feuer zog. Rinroths Komik zwang die Füße der Welt zum Tanz. „Jetzt ist mir sauwohl. Entschuldigen Sie, aber ich möchte am liebsten meine Beine auf den Tisch legen und die Hose ausziehen!" „Ja bitte, ich hindere Sie nicht daran." „Aber zum Deubel, ich denke, Sie wollen erziehen, Sie und wir wollen der verluderten Gesellschaft Mores beibringen, da empfiehlt es sich doch . . ." Und beide brachen in lautes Lachen aus. „Gut, daß Sie mich daran erinnern, ich vergeß es zuzeiten . . . Ich verdanke dem Magerhold doch allerlei. Wissen Sie, ich war mal verlobt, hatte eine Ge—li—ab—te. Die Betreffende fiel eine Bodenluke hinunter und zerschlug sich den Kiefer, da hatte ich Mitleid, und wenn Magerhold nicht gewesen wäre, dann hätt ich jetzt eine Frau. Ich weiß nicht, ob das besser gewesen wäre für mich. Vorläufig bewundere ich den Mann und will mit ihm gehn. Und es ist großartig, daß Sie auch mitmachen wollen." Er steckte sich in Ermanglung einer Blume einen Löffel durchs Knopfloch, blies durch die Nase, und von seinen beweglichen Lippen gaukelten reizend und unaufhörlich Witze. Ein Brunnen rauschte, der nie trocken lief, eine Frucht war er, der sich eine Haut nach der andern abziehen ließ, aber die Häute wuchsen sofort wieder. Schlug man seine erste Melodie tot, so erklang eine zweite, unter der zweiten eine dritte. Sein Wesen war Wohllaut, und wenn er ein Streichholz anrieb, machte die Katze einen Buckel . . . Wer mit ihm in Berührung kam,

verzog ihn und mußte ihm Gutes tun, nur daß es sehr schwer gelang, ihm was Gutes zu tun. Er kreidete nämlich niemandem eine Guttat an; nur wenn einer einem anderen, den er, Rinroth, mochte, eine Wohltat erwies, dann mochte er dafür den Täter wohl leiden. Und es lag den meisten was an seiner Neigung, denn die war weich und geräumig wie ein Heuhaufen. „Wenn ich mal gestorben bin, soll auf mein Grab keine Platte, sondern Schnittlauch soll darauf gesät werden, auf den Kopf kommt ein Apfelbaum, auf den Rumpf Schnittlauch." „Warum denn grade Schnittlauch?" „Das weiß ich nicht, das sagte mein Vater schon immer." „Verlegen ist er nie," dachte Leube, der immer erst aus seiner Verlegenheit herausgeschnitten werden mußte. „Er ist die Musik, ich suche sie, er ist der Reim, ich suche ihn," dachte Leube. „Mit philosophischen Theorien hab ich nichts zu tun, davon versteh ich nichts. Von Goethe hab ich nie etwas gelesen." Das klang fast wie Prahlerei. Draußen wurde eine Mundharmonika gespielt. „Der Magerhold! Der hat eine Arbeitskraft. Morgen wollen wir uns den Hof ansehen, den wir umbauen wollen. Der vom Bauern Piesemang, der bankrott ist . . . I bewahre!" — Leube hatte gar nichts gesagt. — „Was macht mir denn Kummer? Hab ich schon irgend einmal einen tiefen Schmerz gehabt, einen richtigen Kummer, ich meine ein Problem, in das man sich verbohrt, so wie Sie, Ihnen sieht man das an . . ." Leube machte eine abwehrende Bewegung . . . „bei dem man bleibt? Das fehlt mir, ich bin eben kein tief veranlagter Mensch." Hier aber brach er plötzlich ab, bohrte den Daumen in seinen frisch gefüllten Pfeifenkopf und sagte leise: „Aber man soll sich auch nicht schlechter machen als man ist . . . Gute Nacht, auf Wiedersehen morgen, Sie werden Wunder erleben!" Leube war allein. Frau Hedwig schraubte den Docht der Blechschirmlampe tiefer. Leube trat auf die warm dampfende Dorfstraße. Es war spät. Zu seinem Verwundern schrillte noch ein Rotschwänzchen vom First. Der Nebel war wie eine graue Öde, die verschlingen und auflösen wollte. Das späte Rotschwänzchen war die Uhr dieser Öde. Es sang noch einmal rüttelnd-schüttelnd: es schmiß ein paar kleine klirrende Eisenringe aufs Pflaster; wieder ein paar; noch ein paar.

(Fortsetzung folgt)

Epimenides

von Hermann Bahr

Des Epimenides Erwachen, als ein Zeugnis der allgemeinen Stimmung in und unmittelbar nach den Freiheitskriegen wichtig, der, erſt innerlich widerſtrebend, ja vor ihr flüchtend, doch auch Goethe zuletzt erlag, ſie dann aber freilich ans Höchſte, ans Tiefſte ſeiner Weltbetrachtung anknüpfend und in ihr verwahrend, auch nachdem ſie den anderen, flüchtiger Geſinnten, eiliger Wechſelnden längſt ſchon wieder ausgeraucht und verflogen war, iſt überall voll Bezug auf uns von 1914, die wir ebenſo vom gleichen Gemeindrang herrlich überwältigt worden, uns aber auch wieder ebenſo darum betrogen zu ſehen fürchten müſſen. Und wenn Goethe ſeine Reue, den großen Augenblick, in dem er zögernd abſeits ſtand, faſt verſäumt zu haben, ſchuldbewußt bekennt, aber nun kaum mehr verſtanden, kaum mehr recht angehört wird, weil nun den anderen indeſſen ja der Augenblick, der für ihn die Stimme der Ewigkeit hat, längſt ſchon wieder verſtummt iſt, ſo mag mancher unter uns, den es vielleicht auch beſchämt hat, daß ihm andere an Eile der erſten Begeiſterung zuvorkamen, ſich mit ihm tröſten, der, langſam bewegt, länger in der inneren Bewegung blieb, auch noch als die anderen, die Schnellen, ſchon den Atem wieder verloren hatten. Es kann geſchehen, daß auch wir noch einmal Goethes bitteres Wort verſtehen lernen: „Ich habe der Deutſchen Juni geſungen, das hält nicht bis in Oktober.“ Und dann wird es an den Langſamen ſein, ihre aufgeſparte Kraft einzuſetzen, daß der Deutſchen unvergeßlicher Auguſt hält.

Es ſtehen da zwei Menſchenarten einander gegenüber: die der ewigleeren, die es leicht haben, jeder Empfindung offen zu ſein, was hätten ſie denn auch ihr zu widerſetzen?, und die der erfüllten und darum abgeſchloſſenen Menſchen, die nichts einlaſſen können, bevor ſie es ſich aneignen. Dieſe ſind unfähig, ſich von Impulſen überrumpeln zu laſſen. Jene ſind Säcke für jeden Affekt, der in ſie geworfen wird, aber ſie haben ein Loch, oben gehts hinein und unten wieder heraus, der Affekt geht bloß durch; dieſe ſind Acker, die Saat muß erſt keimen, aber dann wächſt ſie.

Goethe war ein einſaugender und auffſaugender Menſch, und alles hat in ihm erſt ſein eigener Saft werden müſſen. Er ſog noch an dem Phänomen Napoleon, als ſein Volk aufſtand. Dies kam ihm unerwartet, und er gehörte zu den Menſchen, die ſich erſt faſſen können müſſen. Auch war er gewohnt, die ganze Welt ſchon „durch Antizipation“ zu beſitzen. Er hatte ſie ſchon, bevor er ſie noch erlebte. Was ihm von außen her geſchah, war ſonſt immer alles lange ſchon innerlich in ihm dageweſen. Hier

aber hat ihm zum erstenmal das innere Vorbild gefehlt, dessen bloßes Abbild ihm sonst der Augenschein alles äußeren Erlebens stets war. Er sah sich zum erstenmal von außen überholt. Zum erstenmal kam ihm die Welt zuvor, die sonst immer nur sein eigenes Gemüt durch ein längst erwartetes und also gern empfangenes Gleichnis bestätigt hatte. Er hatte hier vielleicht zum erstenmal das Gefühl, alt zu sein; denn nur deshalb nimmt die Jugend alles so willig auf, weil ihr ja nichts unerwartet kommt: sie hat es längst vorgefühlt und braucht es dann bloß einzufügen, nichts kommt ihr unerwünscht. Dies aber kam ihm unerwünscht, und es war doch zu groß, er selbst aber auch für Großes zu empfänglich, als daß er es abweisen, abschütteln hätte können. Er sprach darüber nicht, aber er gab seiner Anzeige des „Epimenides" im Morgenblatt vom 30. März 1815 das Motto Klopstocks bei: „Ehemals verlor mein fliegender Blick in des Lebens Künftiges sich, und ich schuf dann, was mir Wunsch war, fast zur Wirklichkeit. — — Nun erlebt ich, was sich über Gewünschtes erhob."

Was sich über Gewünschtes erhob! Deutlicher wäre, Goethes Erlebnis rein auszusprechen, wenn es hieße: was sich über Vorgedachtes erhob. Goethen war die Welt angeboren und alle Wirklichkeit bloß Erscheinung seines inneren Eigentums. Sie konnte ihm nichts sagen, was er nicht schon wußte, sie hat es ihm bloß bestätigt. Zum erstenmal sah er sich jetzt genötigt, von ihr zu lernen. Er gestand sich das selber nicht gleich ein. Es war eigentlich das einzige Mal in seinem Leben, daß ihn eine Wirklichkeit verdroß. Denn diese hob ihn aus seinen Angeln. Er hätte zum erstenmal dem Leben fast lieber trotzig den Rücken gekehrt. Er trotzte so lange, bis er gewahr worden war, daß auch dies Unerwartete doch insgeheim seit langem schon, nur halb vergessen, in ihm bereit stand, wenn auch unter einem anderen Namen, und er nur den eigenen tiefsten Wunsch in den veränderten Zügen des weltgeschichtlichen Augenblicks nicht gleich erkannt hatte.

Goethe war von Natur höchst kommunikativ, in jedem Sinne: teilnehmend an allem, aber auch selber nach Teilnahme der anderen verlangend. Verbindung ist von Anfang an sein Element. Daß ein Geschöpf isoliert niemals zu sich kommt, sondern immer an anderen erst, merkt er bald, und schon als Knabe braucht er, um selbst produktiv zu werden, die Berührung anderer. Er ist sein Leben lang ein passionierter Briefschreiber gewesen: die geistige Gegenwart des Adressaten belebt ihn, und indem er sich mitteilt, wird er sich selbst erst inne. Er diktiert gern: während manche vor Zeugen ihre eigenen Gedanken nicht finden können, stört ihn der Sekretär nicht bloß nicht, sondern löst ihm erst die Zunge; er ist der geborene Erzähler, der den Hörer braucht, damit ihm was einfällt. Er liebt das Gespräch, es holt ihn erst aus ihm heraus, es bringt ihn erst für ihn selber hervor, im Gespräch erfährt er über sich selber mehr, als er sonst von sich

weiß. Dieses fast frauenhafte Bedürfnis nach Mitteilung an andere, nach Austausch mit anderen, gar nicht um der anderen willen etwa, sondern seinetwegen, um sich an ihnen erst seiner selbst zu bemächtigen, ist es recht eigentlich auch, was ihn zur Farbenlehre bringt: am Auge lernt er erst sich selber verstehen, aus dem Auge sich selber erklären, im Wesen des Auges, das immer erst, um tätig zu werden, berührt werden muß, das erst einen Reiz von außen zur Bewegung seiner inneren Kraft braucht, das erst leiden muß, um handeln zu können, findet er sein eigenes Wesen wieder, und nun geht ihm daran erst das Geheimnis aller Kunst, ja das Geheimnis des ganzen Lebens auf. Aber nun denke man sich den Zustand dieses durchaus auf Mitteilung angewiesenen, nach Austausch verlangenden, im höchsten Sinne geselligen Gemüts in einem Volke, wo jeder sich abzusondern liebt, gerade was ihn von den anderen trennt, hervorkehrt und ihre bloße Berührung schon scheut, aus Angst, sich an sie zu verlieren. Der Jüngling Goethe macht eine lächerlich traurige Figur, jeden umarmend, stets wieder zurückgestoßen. Frau von Stein will ihn sich verwahren lehren. Er lernt es wohl auch, es ist die Zeit, in der er „feierlich" wird, er spinnt sich ein. Gut ist ihm dabei nicht zumut gewesen, er sucht Trost in seinem Garten an der Ilm, den ihm der Herzog schenkt, er flüchtet zur Natur, um die er sich nun „in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig zu bemühen" beginnt, er wird Anatom, Chemiker, Botaniker, Mineralog, er spricht die Natur an, sie soll ihm den Menschen ersetzen. Sie kann es so wenig, daß er sich in seiner Not nach Italien rettet. Heimgekehrt, ist er im „gestaltlosen Deutschland" ganz allein. Er kann mit den Freunden nicht mehr reden, sie „verstehen seine Sprache nicht mehr". Er zieht sich völlig in sich selbst zurück. „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", schrieb er später über diese Tage, von denen er doch ein anderes Mal bekennt, er habe in seinem Leben nicht leicht „operosere, mühsamer beschäftigte" zugebracht. Wenn ihn damals nicht der Anblick der großen, mit Krieg erfüllten, von Aufruhr bedrohten, klaffenden, kreißenden, umgewälzten Welt in Atem und innerer Bewegung erhalten hätte, wer weiß, ob nicht der reichste, flüssigste, fruchtbarste Deutsche damals gestockt, eingetrocknet und verdorrt wäre! Doch ihm war gegeben, immer wieder „den Wert einer klaren Wirklichkeit" aufzufinden, er griff nach der nächsten, die sich ihm bot, und jede half ihm, weil er selber mithalf, ihr aus eigenem nachhalf. So hat er die Kampagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz mitgemacht, immer „den Sinn des Tages" verfolgend, immer aber dabei „den Busen von einer höheren Leidenschaft erfüllt", der Leidenschaft für seine Farbenlehre. Sie blieb in der furchtbaren Einsamkeit, zu der er sich verdammt sah, sein einziger Freund, aber

gerade sie wurde ihm auch wieder ein Anlaß, ein Anstoß, von neuem auf Gemeinsamkeit zu dringen!

Im Pulverdampf hat er sich in der stillen Beobachtung der Farbenspiele nicht stören lassen, hinter Weinbergsmauern von Verdun dem Fürsten Reuß an Refraktionserscheinungen die Grundsätze seiner Lehre dargetan und im Biwak bei Regen unter nasser Zeltdecke dem braven Vogel seine Bemerkungen diktiert. Und während der Belagerung von Mainz entwarf er, die Zukunft seines Farbenunternehmens besinnend, den Plan einer „Gesellschaft verschiedenartiger Männer", die er sich, Philosophen, Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker und Färber, alle zu gemeinsamer Arbeit verbunden dachte, jeden von einer anderen Seite her auf seine besondere Weise mit seiner eigenen Kraft auf dasselbe Ziel losgehend und sich den anderen zur selben Tat anschließend, der ja keiner allein genügen könnte. Dies war ihm ein längst vertrauter Wunsch, den nun aber einmal öffentlich auszusprechen und mit dem tätig Ernst zu machen er voll Zuversicht unternahm, im Gefühl, Großes zu tun. Dies war es auch, denn es war der erste Versuch organisierter Arbeit, zunächst für die Wissenschaft. Was heute der größte Stolz der Deutschen ist, der Begriff der Organisation, aus dem Soldatischen ins Geistige sublimiert, war Goethen damals erschienen.* Aber der erste, den er in seiner Freude damit zu beglücken meinte, sein Schwager und Jugendfreund Schlosser, ein wohlgesinnter, aber freilich viel enttäuschter und mißmutig entsagender Mann, verbat sichs, ihn weiter anzuhören und lachte ihn aus: „Ich sei, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde jemand an demjenigen teilnehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgendeine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden!" Goethe stand beschämt; es ist kein angenehmes Gefühl, ein freudig dargebotenes Geschenk von vermeintlich höchstem Werte mit Spott zurückgewiesen zu sehen! Und was wurde denn aus seinem Werke, wenn es ohne Helfer blieb? Er konnte nicht verstehen, daß ihn die Menschen nicht verstanden. Sie machten ihn nicht irre, er war des Rechten gewiß, er ließ davon nicht ab. Er packte seinen Entwurf still wieder ein, zog sich in seinen gewohnten paradoxen und ironischen Leichtsinn zurück, schied unbehaglich heiter vom Schwager und kehrte so einsam heim, als er einsam ausgezogen war.

Er wurde nicht irre. Der große Gedanke jenes Plans, der neue Begriff wissenschaftlicher Organisation, verließ ihn nicht mehr. 1808 erschien

* Er kündigt sich zum erstenmal in dem 1792 entstandenen Aufsatz „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt" an, „Naturwissenschaftliche Schriften", elfter Band, S. 21 ff.

sein „Entwurf einer Farbenlehre", da hat er ihn in der fünften Abteilung ausgesprochen: „Überhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gutes leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Tuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht sein, doch daß er es sei, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Kompendien zitieren; anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vorteilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden." So stand da schwarz auf weiß, da war vorausgesagt, was nach zwei Menschenaltern erst erfüllt und uns eigentlich in diesem Kriege erst ganz bewußt geworden ist! Aber die Leser benahmen sich damals nicht besser als sein Schwager fünfzehn Jahre vorher, und wir haben heute noch kein Recht, es ihnen zu verargen, da auch wir uns gegen die Farbenlehre noch immer nicht besser benehmen. Goethes tiefstes Buch, das einzige, das ihn ganz enthält, der Schlüssel zum „Faust" und zu den „Wanderjahren", die Offenbarung Goethes, ist heute noch unerkannt. Es gilt für einen Irrtum, eine Laune, die man dem Dichter, dem Künstler lächelnd verzeiht. Daß seine Dichtung, seine Kunst auf diesem Irrtum, auf dieser Laune beruht, daß mit diesem Irrtum, mit dieser Laune auch seine Dichtung, seine Kunst fällt, daß eine tote Wurzel nicht lebendige Blüten treiben und Früchte tragen kann, wer denkt daran? Wer erkennt Goethes Dichtung, Goethes Kunst, Goethes in die Zukunft blickende Lehre? Wer kennt Goethe? Chamberlain. Und wenn es eben jetzt den Anschein hat, als ließen sich die Deutschen doch noch zur Farbenlehre bekehren, so sinds Techniker, denen wir das zu danken haben werden. Techniker wenden sich in ihrer Not jetzt an Goethe, Techniker kommen mit der alten dogmatischen Optik nicht mehr aus, sie genügt ihren Bedürfnissen nicht mehr, sie versagt vor ihren Fragen der Tat, vor den praktischen Lichtproblemen, vor den Problemen der Lichtmessung, der Farbenmessung, der Verteilung und Verwandlung der Lichtkräfte. Und wo sie versagt und den handelnden Menschen im Stiche läßt, die beschworene Wissenschaft aller Katheder, siehe, da hilft ihm der Irrtum Goethes aus, der führt zur Tat! Und vielleicht bringen uns so, was Philologen und Ästheten uns schuldig blieben, doch die Techniker noch: den wahren Goethe, den ganzen Goethe, den Dualisten Goethe! (Diese technischen Bemühungen um Goethes Farbenlehre und, wie Karl Horn in einem grundgescheiten Aufsatz des Juliheftes der Diederichsschen „Tat" sagt, um eine „deutsche Lichtlehre", gehen von der „Deutschen Gesellschaft für rationelle Malverfahren" in München aus, deren Organ die „Technischen Mitteilungen für Malerei" sind.)

Goethe war ganz unpolemisch. Fand er Widerstand, so ließ er sich auf ihn nicht ein, sondern ging um ihn herum. Widerstand war für ihn weder ein Anlaß, Gewalt anzuwenden, noch ein Anlaß, nachzugeben. Was so nicht gelang, hat er einfach anders versucht, so lange, bis es am Ende doch irgendwie gelang. Er konnte die teilnehmende Gesellschaft zur Farbenlehre nicht finden, so half er sich eben ohne sie. Das hat ihn zehn Jahre seines Lebens mehr gekostet. Er murrte nicht, er war gewohnt in „einem anhaltenden Entsagen" zu leben. Er seufzte zuweilen, tröstete sich aber mit einer Maxime. Widerstand war ihm immer nur ein Anlaß zu einer neuen Maxime. Stand die fest, so gab er sich zufrieden und richtete sich mit ihr ein. So stand ihm jetzt fest, in Deutschland auf Teilnahme nicht mehr zu rechnen, weil die Deutschen nichts miteinander zu tun haben wollen. Seit er das wußte, fand er sich damit ab, wie man sich mit dem Klima, den Jahreszeiten, dem Wetter abzufinden hat. Wie man sich zuweilen zur Geduld mahnt, indem man sagt: Im Winter ist es eben kalt und der Abend lang!, so erinnert er sich seitdem stets von Zeit zu Zeit daran, daß die Deutschen einander widerstreben. Das ist ein Refrain, der fortan in seinen Briefen, in seinen Gesprächen immer wiederkehrt, mit aller Ruhe. Er schreibt an Passow: „Ferner hat mich die Erfahrung gelehrt, daß man, besonders in Deutschland, vergebens mehrere zu einer Absicht zusammenruft! So viel Köpfe, so viel Sinne, ist eigentlich die Devise unserer Nation." Und ebenso an Woltmann: „Die Deutschen haben die eigene Art, daß sie nichts annehmen können, wie man's ihnen gibt, reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so schreien sie über Verletzung. Sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Form fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaftig liebenswürdig. Als Autor hab ich mich daher jederzeit isoliert gefunden, weil nur mein Vergangenes wirksam war und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Teilnehmer finden konnte." So kehrt dieselbe Klage immer wieder fast mit den nämlichen Worten. Darum bleibt er auch ungläubig, als sich das deutsche Volk erhebt. Wie soll es sich des Bedrückers erwehren? Er traut ihm nicht zu, ihn loszuwerden, denn es müßte ja dazu doch erst sich selbst überwinden, der „innere Parteisinn" ist sonst immer noch stärker als die äußere Not. Er konnte nicht mehr an die Deutschen glauben, deshalb hat er den großen Augenblick versäumt. Das Volk stand auf, die Jugend zog aus, der Sturm brach los, er aber fuhr indessen nach Teplitz ins Bad, „gewissermaßen als Flüchtling", wie er an die Gräfin O'Donell schreibt, ließ sich, um „des Krieges Bitterkeit zu vertreiben", ins Studium Chinas ein und war bald mit der Erzählung seines Lebens, bald mit der Zinnformation,

bald mit allerhand lyrischen „außerzeitigen Scherzen" beschäftigt, alles nur, um nicht, wie die anderen, „im Augenblick zu ersaufen". Auf der Fahrt war er von Lützower Jägern, Studenten aus Jena und Halle, erkannt worden, sie traten um seinen Wagen, einer schrie: „Präsentiert das Gewehr! Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!", mit Hurra und Hörnerklang fiel die Schar ein und bat ihn, ihre Waffen zu segnen. Er nahm die dargebotene Büchse und den Hirschfänger, legte seine Hand darauf und sprach: „Zieht mit Gott und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute vergönnt!" Es klang freundlich, aber ohne Zuversicht; er war bereit, es ihnen zu gönnen, glaubte aber nicht daran, er kannte den deutschen Parteisinn zu gut. Noch nach der Schlacht bei Leipzig schrieb er an Knebel: „Sich voneinander abzusondern ist die Eigenschaft der Deutschen; ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist." Nicht „eine Eigenschaft der Deutschen" nennt er ihre Neigung, sich voneinander abzusondern, sondern er sagt: „die Eigenschaft". Er wagt noch immer nicht zu glauben, und nur zögernd fängt er nach und nach zu wünschen an, sein „Mißtrauen möge beschämt" werden. November 1813 schreibt er an Karoline von Woltmann: „Die Heilung so vieler dem Vaterland geschlagener Wunden kann nicht sichrer vonstatten gehen, und aus so manchem Verderben ein frisches Leben nicht schneller hervorbringen, als wenn die Deutschen sich nicht nur im stillen und einzelnen anerkennen und schätzen, sondern wenn sie es sich auch liebevoll und vertraulich bekennen und aussprechen; denn fürwahr der Unglaube und der Unwille der Volksglieder untereinander, die Mißhelligkeiten, welche aufzuregen und zu schärfen gar viele sich zum Geschäft machen, weil es ein leichtes ist, wogegen sich aber wenige fanden, welche Mäßigkeit und Billigkeit zu bewirken suchten, weil es schwer ist; der aus gleichgültigen Dingen hervortretende Konflikt zwischen Personen und Untersuchungen, welche gar wohl untereinander bestehen können, und was sonst noch alles die traurige Litanei unserer deutschen Literatur enthalten mochte, dieses zusammen hat mehr geschadet als der fremde Einfluß, denn es hat den wechselseitigen Glauben zerstört und so viele vertrauliche Bande gelöst. Kann die gegenwärtige große Epoche die deutschen Geister zu wechselseitiger Anerkennung stimmen, so bedarf die Nation kaum etwas weiter, um sowohl sich aus der Gegenwart herauszureißen, als der Zukunft getrost entgegen zu gehen." Da klingt das erstemal ein neuer Ton erwachenden Vertrauens, der das Jahr darauf in einem Brief an Frau von Grotthuß sich schon heller und herzhafter hervorwagt. Der Brief handelt von dem Buch der Frau von Staël, das, von der französischen Polizei verfolgt, nun erst erscheinen kann: „In dem gegenwärtigen Augenblick tut das

Buch einen wunderbaren Effekt. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben. Nun liegt es da wie eine spät entdeckte Weissagung und Aufforderung an das Schicksal, ja, es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre. Die Deutschen werden sich darin kaum wiedererkennen, aber sie finden daran den sichersten Maßstab des ungeheuren Schrittes, den sie getan haben. Möchten sie bei diesem Anlaß ihre Selbsterkenntnis erweitern und den zweiten Schritt tun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen, in Wissenschaft und Kunst, nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken und, wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen untereinander besiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können."

Man glaubt fast eine Abbitte herauszuhören. Er hat sein Volk verkannt. Nachdem er den „ungeheuren Schritt" getan sieht, traut er ihm jetzt auch die Kraft zu, jene deutsche Eigenschaft der Absonderung, des ewigen Widerstrebens zu bezwingen und durch Selbsterkenntnis, durch Selbstüberwindung sich zur wechselseitigen Anerkennung, zu gemeinsamer Wirkung emporzuheben. Und wie goethisch ist es, dabei gleich wieder an „Wissenschaft und Kunst" zu denken! Den Fürsten schien durch den Sieg ihre alte Macht neu bestätigt, dem Bürger Besitz und Boden wieder gewonnen, dem Volke Freiheit verheißen. Er aber glaubt den rechten Geist gefunden, ihm gibt es keine Niederlage, keinen Sieg als des Geistes, alles Erlebnis wird ihm zur inneren Tat. Er meint, die Deutschen verkannt zu haben, und — ahnt nicht, daß er sie wieder, und noch viel ärger, verkennt!

Jetzt braucht ihn nur noch eine Gelegenheit leise zu schütteln und die Frucht fällt reif vom Baume. Iffland bringt sie, der sich um ein Festspiel umsieht. Der ersten Antwort Goethes hört man den Schrecken an. Er fühlt sein Tiefstes aufgefordert und bangt davor zurück. Eilig sagt er nein, um aber nach zwei Tagen schon entschlossen ja zu sagen, nach vier Tagen den Entwurf bereit zu haben. So schnell hat er „alle seine Kräfte hervorgerufen", sie konnten so schnell gehorchen, weil er ja bloß aufzuriegeln und alte, mit Gewalt so lange verschlossen gehaltene, zurückgedrängte, fortgewiesene Sehnsucht freizulassen hatte, die Sehnsucht nach Liebeskraft! Schon die „Natürliche Tochter" enthielt die Verse:

„Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefügten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück."

Aber die Deutschen hatten auf die Mahnung nicht gehört, da war der

Dichter verstummt. Was ihm Liebeskraft hieß, das war für ihn so sehr Urbedingung, Wurzel, Grundstock, Trieb und Saft des Lebens, daß er an einem Volke, dem es fehlte, verzweifeln mußte. Wenn er nun dieses Volk unverhofft auf einmal aus seiner Art schlagen, wenn er es zum erstenmal verbunden sah, nahm er dadurch für bewiesen an, daß die verlorene Liebeskraft wiedergefunden war, und in diesem Augenblick hatte der „leidige" Krieg für ihn auf einmal erst einen Sinn, jetzt sah er da nicht mehr nur die rohe Willkür der Gewalt, jetzt war ihm der Krieg eine Wohltat der Nation und er mochte, wenn er jener Begegnung mit der ausziehenden Lützower Schar gedachte, sich im stillen vor den guten Jungen schämen, deren frischer Mut die Wahrheit ergriff, an der er taub und blind vorüber ins Bad fuhr. Der marmorkalte, marmorglatte Goethe, von dem es noch immer heißt, er habe den größten Augenblick seiner Nation versäumt, hat ihn vielmehr, wenn auch zögernd, wenn auch später als die zugreifende Jugend, größer empfunden als irgendein Deutscher seiner Zeit, ja größer, als er war. Wäre der Augenblick so groß gewesen, oder, wenn ihn die Nation mit Goethes Sinn erblickt hätte, so groß geworden, als er in den Gesichten Goethes wurde, so trüge das ganze Jahrhundert, das damals begann, ein reineres Antlitz und es hätte nicht nach unsteter Willkür in ewiger Zwietracht mit dem Einsturz Europas, verwüstet, selbstentleibt, zernichtet, enden müssen.

Der „Epimenides" enthält ein Schuldbekenntnis, eine Deutung der Vergangenheit und eine Verkündigung der Zukunft. Demütig tritt der Dichter vor sein Volk, klagt sich an und erweckt Reue und Leid mit einer Gebärde, so voll von innerer Bewegung, so zart und still, wie noch kein deutscher Bekenner jemals vor dem Weltgericht stand:

„Wie selig euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ich konnt's an den Ruinen lesen;
Ihr Götter, ich empfind es tief!
Doch schäm ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin."

Aber wenn er seine Schuld fühlt, erkennt er sie doch auch als ihm auferlegt und von der unbekannten Macht, die lenkt, für ihn bestimmt, über ihn zu hohem Zwecke verhängt. Die Macht hat ihn schuldig werden lassen, damit er zum Werkzeug werden könne, das sie braucht. So spricht's der Priester aus, der dem beschämten Epimenides erwidert:

„Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im stillen,
Daß du rein empfinden kannst."

Gerade seine Schuld ist es, wodurch ihm sein Gefühl unbefleckt erhalten bleibt. Gerade weil er die Nacht des Jammers überschlief, kann er, leidlos erwacht, was geschehen ist, reiner erblicken, tiefer empfinden, größer begreifen, als wer es selbst mit erlitten hat. Und so wird, was für ihn Schuld war, den anderen zum Heile, denn seine Schuld legt ihm die Pflicht auf, den anderen nun den Sinn ihrer Tat erst zu deuten. Er tritt das Amt des Dichters an, wie seine Schuld die ewige Schuld des Dichters war. Denn in allen Zeiten bleibt der Dichter ihren Taten und Leiden fern und ruht abseits, damit doch einer in der Welt da sei, der unbefleckt bleibt, ungestörten Herzens, unbestochenen Gewissens und untrüglichen Augenlichts, der ihr dann sagen kann, was geschehen ist und warum und wozu, von dem allein sie so lernen kann, was mit ihr war und was daraus für sie werden soll; sonst hätte sie vergeblich gelitten, vergeblich getan, sie wüßte damit nichts anzufangen. Dieser ewige Beruf des Dichters, der Nenner des Erlebten zu sein, hat freilich mit der Zeit recht nachgedunkelt, es war Klopstocks, Lessings, Goethes und Schillers höchste Tat, ihn wieder aufzuhellen, nach der Romantik aber ist er von neuem in tiefe Vergessenheit gestürzt. Götz und Werther, gar der Faust sind schon von den Mitlebenden so verstanden worden, die gegen den Wilhelm Meister so taub blieben, wie die Nachkommen es noch heute für die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und die Farbenlehre sind. Auch des „Epimenides Erwachen" ist damals verhallt und erst uns hat noch gewaltigere Not für seine Mahnung gereift. Niemals hat Goethe so lehrhaft, so deutlich gesprochen, aus der lebendigsten Empfindung des unmittelbaren Augenblicks, mit solcher höchster Aktualität, fast mehr Prediger als Dichter; und man hört ihm die Angst an, das ungeheure Schicksal könnte vertan werden. Besinnt euch, was ihr erlebt habt! Die Macht der Liebeskraft, die jede Wunde heilt, ohne die nichts gedeiht. Sie hat euch errettet, nachdem euch Zwiespalt vernichtet hatte! Besinnt euch! Nicht äußere Gewalt, nicht dem Kriege, nicht dem fremden Eroberer wart ihr erlegen, sondern dem schleichenden inneren Feinde des Unglaubens, verlorener Hoffnung, entwichener Liebe. Das alte Haus der Christenheit, das heilige römische Reich,

„Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig sich zusammenfanden,
Jahrhunderte als eins bestanden"

sie waren unbezwinglich durch Gewalt, sie hätten jeder Not getrotzt, aber

„Ein Wink, ein Hauch den Bau zugrunde stößt,
Wo sich von selbst das Feste löst."

Der Dämon des Krieges ist ohnmächtig ohne den Dämon der List und Zwietracht. Dieser, nicht jener, hat euch gefällt! Der Dämon der List, heißt es schon in dem ersten Entwurf an Iffland, „überhebt sich über den

Kriegsgott, ist seiner Wirkung viel gewisser als jener, und indem er sich einem geschickten Ingenieur vergleicht, beschreibt er die Wirkung seiner Abgesandten, wie die eines unterminierten Terrains, verachtet die alte Vorstellung der Zwietracht als eines gewaltsamen Wesens und spricht die wahre moderne Zwietracht aus, die solutionem continui." Der Dämon des Krieges „rennt in sein Verderben", wenn er nicht den Dämon der List mit sich hat. Dieser spricht es aus:

„Fürwahr, dein ungezähmter Mut
Läßt sich zur Güte nicht erbitten!
Du wirst mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überschütten;
Doch wandl ich dir nicht still voran,
Und folg ich nicht den raschen Pfaden,
So hast du wenig nur getan
Und wirst dir immer selber schaden.

Wer leise reizt und leise quält,
Erreicht zuletzt des Herrschers hohes Ziel,
Und wie den Marmor selbst der Tropfen Folge höhlt,
So töt ich endlich das Gefühl.
Du eilst mir vor, ich folge still,
Und mußt mich doch am Ende schätzen;
Denn wer der List sich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt sich widersetzen."

Und dann, sobald der Dämon des Krieges fort ist, noch deutlicher, zu den Seinigen:

„Der Kriegesgott, er wüte jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.
Zertret er goldner Saaten Halme
Mit flügelschnellem Siegeslauf;
Allein, wenn ich sie nicht zermalme,
Gleich richten sie sich wieder auf.
Die Geister macht er nie zu Sklaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er sie nur der Freiheit reif.
Doch alles, was wir je ersonnen,
Und alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten Tat;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rat;
Durch Zaudern wollen wir verwehren,
Und alle werden uns vertraun:
Es sei ein ewiges Zerstören,
Es sei ein ewig Wiederbaun!
— — — — — — — — —

Leise müßt ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht ist groß;
Wurzelfasern, wie sie dringen,
Sprengen wohl die Felsen los.
— — — — — — — — —
Und so löset still die Fugen
An dem herrlichen Palast,
Und die Pfeiler, wie sie trugen,
Stürzen durch die eigne Last.
In das Feste sucht zu dringen,
Ungewaltsam, ohne Stoß!"

So birst der stolze Bau der alten Zeit, und jetzt erst kann der Dämon der Unterdrückung sein Reich beginnen. Er gesteht dem Dämon der Zwietracht:

„Die Mühe mir verkürzen,
Das ist dein edelster Beruf;
Denn was die Freiheit langsam schuf,
Es kann nicht schnell zusammenstürzen,
Nicht auf der Kriegsposaune Ruf;
Doch hast du klug den Boden untergraben,
So stürzt das alles Blitz vor Blitz;
Da kann ich meinen stummen Sitz
In selgen Wüsteneien haben.
Du hast getan wie ich gedacht,
Ich will nun sehn, was du vollbracht."

Die feindlichen Triebe, die allen geistigen Bildungen und Ordnungen überall drohen, die bösen Kräfte der Verneinung, der Entzweiung sind niemals tiefer erkannt, die schleichenden Gifte, die das deutsche Volk in seinem Blute hat, niemals so rein dargestellt worden, es ist wirklich der geistige Inhalt der ganzen deutschen Vergangenheit, die, sobald sie nur versucht, Gestalt anzunehmen und festen Fuß zu fassen, immer gleich wieder von leisen, mehr leckenden Zungen als beißenden Zähnen angenagt, zersetzt und, ohne daß sie's merkt, vernichtigt, indem sie sich darüber noch freut, eingeweicht und, bevor sie's weiß, aufgelöst wird, dann aber, wehrlos überfallen, um Hilfe nach Freiheit schreit, statt nach Eintracht. Wir erkennen schaudernd, wie nahe wir waren, auch wieder dem alten deutschen Schicksal zu verfallen! War denn nicht alles, was wir in den letzten dreißig Jahren erlebt, eine stete solutio continui? Und wie prahlten wir noch damit! Denn dies ist das Furchtbarste, daß, wenn einmal die zusammenfügende, zusammenhaltende stille Kraft des inneren Zutrauens ein Volk verlassen hat, nichts dem Unterdrücker zu widerstehen vermag, weil, abgesondert und vereinsamt, sich dann auch den guten Genien das Gemüt verwirrt; selbst Glaube und Liebe gehen dann irre. Das stellt Goethe in der Szene dar, die dem wackeren alten Zelter so stark ans Feingehör ging: „Die beiden Tugenden duckten sich wie getretene Hühner und, wie gesagt:

mich hat die Szene in ungeheure Bewegung gesetzt. Und gefühlt haben sie's alle, Gott sei Dank! wenn sie's auch nie erkennen; es ist ein Griff in die Natur menschlicher Verderblichkeit (mors stupebit et natura), den sie rasend übelnehmen würden, wenn sie den Generalbaß wüßten." Und nach der zweiten Aufführung wieder: „Das Auftreten der Hoffnung ist von großer Gewalt. Diese Szene hat mich wieder tüchtig angepackt, wiewohl sie noch nicht vollkommen gegeben wird. Sie ist der geheime Leib, woran alle Glieder festgesetzt sind; — in Ruhe, aber ungeheuer." Aus der Antwort Goethes spricht das Glück, doch einen Hörer zu haben, der ihn verstand: „Daß du die Achse, worauf sich mein Stück herumdreht, (doch wie ich hoffe ohne Knirschen und Knarren) so festgehalten und tief empfunden, freut mich sehr, ob es gleich deiner Natur ganz gemäß ist. Ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieses Exempel an Frauen statuiert wird, macht die Sache läßlicher und zieht sie ins Gebiet der Rührung, doch wollen wir weiter nichts davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheimstellen." So behutsam er es aber auch angriff, es blieb doch höchst verwegen, einem Volk zu sagen: Auch in dein eigenes Gemüt war der Eroberer schon eingedrungen! Wer hätte heute diesen Mut, selbst mit einer noch so „läßlichen" Art?

Aber zum Schlusse, nachdem sich die Genien wiedergefunden, das geborstene Haus auferstanden, der erwachte Schläfer beschämt seine Schuld abgebeten, bringt der Genius der Einigkeit aus dem Munde des Geistes, „der alle Welten schafft", das die Vergangenheit deutende, den Weg zur Zukunft weisende Wort:

„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur gesamte Kraft.
Das, was ich lehre, scheint so leicht,
Und fast unmöglich zu erfüllen:
Nachgiebigkeit bei großem Willen!"

Enthalten diese Verse nicht alles schon, was wir mit den „Ideen von 1914" meinen? Sprechen sie nicht das ganze Geheimnis aller Organisation aus? Scheinen sie nicht mit dem Finger auf uns zu zeigen? Reiner werden wir, wenn die ersten Glocken des ersehnten Friedens im beglückten Lande widerhallen, dem Herrn nicht danken, herzlicher uns nicht für allezeit einander angeloben können als mit den Strophen des Schlußchors:

„So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch,
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Taten Recht.

Und Fürſt und Volk, und Volk und Fürſt,
Sind alle friſch und neu,
Wie du dich nun empfinden wirſt,
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammenhaltet euern Wert,
Und euch iſt niemand gleich.

Nun töne laut: der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht,
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle, die ihm angeſtammt,
Für uns war es getan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!"

Aus eurer Zwietracht entſtand der Krieg, dieſen Feind in der eigenen Bruſt habt ihr erſt überwinden müſſen, der innere Friede gab euch den Sieg, ruft der Dichter ſeinem Volke zu. Echt goethiſch, durchaus ſeinem polariſchen Denken gemäß iſt das: die Kraft, die ſtets das Böſe will, ſchafft überall das Gute, der äußere Krieg bringt den inneren Frieden hervor. Wie das Auge ſich in keinem Zuſtand beruhigen will, ja vielmehr eben den Zuſtand der Ruhe geradezu flieht, wie es, wenn ihm das Dunkle geboten wird, ſogleich das Helle, wenn ihm Hell entgegenkommt, ſogleich Dunkel fordert und nicht abläßt, bis dieſer eingeborene ſtille Widerſpruch erhört, ſein Verlangen nach Ergänzung geſtillt iſt, wie ihm jede beſtimmte Farbe Gewalt antut, von der es ſich nur durch tätige Oppoſition wieder herſtellen kann, nur indem es uns, wenn wir eine grüne Brille weglegen, ſogleich die Welt rot zeigt, ſo ſieht Goethe überhaupt in allen Gegenſätzen nur ein Alphabet der Totalität und führt jede Erſcheinung, wo ſie ſich und wie ſie ſich auch zeige, ſtets entweder auf „eine urſprüngliche Entzweiung, die einer Vereinigung fähig iſt, oder eine urſprüngliche Einheit, die zur Entzweiung gelangen" kann, zurück. Dieſe „ewige Formel des Lebens" ſucht und findet er auf allen Stufen der Natur: „Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, iſt das Leben der Natur; dies iſt die ewige Syſtole und Diaſtole, die ewige Synkriſis und Diakriſis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und ſind." Auch unſer Inneres beherrſcht dasſelbe Geſetz und wir können die „Abſichten der Gottheit" nur erfüllen, wenn wir, „indem wir von einer Seite uns zu verſelbſten genötigt ſind, von der andern in regelmäßigen Pulſen uns zu entſelbſtigen nicht verſäumen" (womit der tiefſte Sinn der Barocke ausgeſprochen iſt). Perſönlichkeit will jeder, das höchſte Glück der Erdenkinder, aber indem er ſie ſucht, wird er bald gewahr, daß er ſie nicht

findet, als wenn er „sich in anderen fühlen", wenn er sich aufopfern, wenn er sich ins Ganze fügen lernt, das aber dann den angeschlossenen, eingefügten Teil sogleich wieder auf ihn selber zurückweist, denn wer nicht erst in sich selbst vollendet ist, mit dem weiß das Ganze nichts anzufangen, vollenden aber kann sich freilich jeder nur am Ganzen, im Ganzen erst — das ist auch eine von den „Antinomien der Überzeugung", die Goethe „mit dem größten Vergnügen" studiert hat, das ist eins von den „Geheimnissen, die in Prosa gewöhnlich absurd erscheinen, weil sie sich nur in Widersprüchen ausdrücken lassen, welche dem Menschenverstand nicht einwollen." Das erhält uns ewig kreisend, bald von Sehnsucht über uns hinaus, bald immer wieder auf uns selbst zurückgelenkt, denn „das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich", und „der geringste Mensch kann komplett sein", aber „die Menschheit zusammen ist erst der wahre Mensch und der einzelne kann nur froh und glücklich sein, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fügen" und „was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfnis. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug untereinander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht." Wer nicht beides hat, den Sinn, sich und seine Kraft zum Höchsten auszubilden, aber auch den Sinn, sich mit dieser höchsten Bildung dann dem Ganzen dienend darzubringen, bleibt unerfüllt. „Wenn ich nun sage: Trachte jeder überall sich und andern zu nutzen, so ist dies nicht etwa Lehre noch Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst." Wer diesen Ausspruch des Lebens nun aber auch noch vom Einzelnen weg auf das Verhältnis der Nationen, der Staaten, ja der Erdteile zueinander anzuwenden wüßte, hätte die höchste politische Weisheit erreicht: denn wie sich der Einzelne zur Nation gewiesen sieht, an der er, eben indem er sich überwindet, sich selbst erst vollendet, so lenkt ihr höchster Eigennutz die Nation zur Menschheit, an der sie, indem sie sich vermeintlich beschränkt, erst wahrhaft zu sich selber und zum Ziele kommt. Für jeden Einzelnen wie für alle Völker gilt das Apostelwort: „Dienet einander, jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Verwalter der mannigfaltigen Gnaden Gottes!" Auch dieses Apostelwort ist im Grunde ja nicht bloß Lehre oder Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst. Wir sollen dienen, aber ob wir es wollen oder nicht, wir müssen dienen, wir können gar nicht anders: wer nicht dient, gerät ins „Ewig-Leere", in den Raum, den sich Mephisto liebt, der Mensch aber erstickt darin.

„Des Epimenides Erwachen" ist am 30. März 1815, am Jahrestage des Pariser Einzuges, zum erstenmal in Berlin aufgeführt und dann dort noch viermal wiederholt, im nächsten Jahr einige Male in Weimar und

einmal auch in einem Leipziger Konzert gespielt worden, mit einem kühlen Achtungserfolg, dem Publikum nicht recht klar, auch Kenner befremdend und, wie Hettner in seiner berühmten Literaturgeschichte wohlgemut schrieb: „jedem warmen Vaterlandsfreund ein Ärgernis." Der Zeit fehlte das Ohr für die große Mahnung. Im ersten Enthusiasmus der Erhebung wäre sie vielleicht gehört worden, aber der „hielt nicht bis in Oktober". Es war noch ein Glück, daß das Stück ganz unverstanden blieb. Wär es verstanden worden, es hätte wie eine Satire gewirkt. „Und ringsumher ist keine Spur des Alten," verkündet die Muse und preist als höchstes Glück „nach hartem äußern Kampf den innern Frieden". Aber der hatte sich doch längst im stillen schon wieder fortgemacht, und die gelinde Macht, die geheime Macht, die schleichende, das Feste lösende, durch Unterschleif ungewaltsam ohne Stoß eindringende, das Gefühl ertötende, die Fugen vertiefende, die Glieder aushöhlende, kalt hauchende Macht war längst schon wieder am Werk. „Nachgiebigkeit bei großem Willen?" Jeder verlangte Nachgiebigkeit von den anderen, für sich aber seinen Willen. Sich, nur sich sah jeder schon wieder, sich und seine Sache, nur auf sich bezog jeder den Krieg, sich und seine Sache berief er auf den Krieg, bewies er aus dem Krieg, sie glaubten einander gefunden zu haben, doch meinte jeder damit nur sich. Noch waren sie kaum den Dämon der Unterdrückung los und huldigten schon dem Dämon der Zwietracht wieder, die Wunden des Krieges waren noch nicht verharscht, die Feste des Friedens noch nicht verrauscht, da fühlten sich alle schon um den Preis des Sieges betrogen, dumpfer Unglaube, hämischer Mißwille, wütender Haß schossen wieder auf, und der innere Parteisinn ließ alle Liebeskraft ersticken. „Ich habe die Deutschen niemals verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser nun über den Rhein gebannt ist," hatte Goethe gefragt. Er sollte es bald sehen: sie fingen den alten Hader wieder von vorne an, und noch im Namen der großen Bewegung. Das Erlebnis wurde vergessen, sein Sinn unterschlagen, sein Geist ins Politische verzettelt, parteiisch verzerrt, die Leidenschaft vertan, die Flamme zu Qualm, so daß den Enkeln nach hundert Jahren nichts davon übrig war und sie verlegen nicht wußten, was sie denn eigentlich feiern sollten.

Die Tat ist nichts, die kein Hauch beseelt. Das Geringste, mit großem Sinn gebraucht, wirkt fort; das Höchste, scheel benutzt, zerstiebt. Nicht was wir erleben, sondern unser Geist ist es, der uns bestimmt. In uns ruht das Schicksal, der Geist entscheidet erst die Tat. Was geschieht, erhält, lange nachdem es geschehen, erst vom Geiste Sinn, Wert und Siegel aufgedrückt.

***

Wie es die Kinder erlebten

Novelle von Irene Forbes-Moſſe

Es hatte damit angefangen, daß Tiſchler Dominik, der im übrigen auch Nachtwächter war und den inneren Menſchen der Turmuhr in Ordnung zu halten hatte, ſchließlich doch geholt werden mußte; denn es war unausſtehlich mit der unterſten Schieblade der alten Schreibkommode, immer ſtellte ſie ſich ſchief; „wie ein eigenſinniger Bock" ſagte die Kleudchen, und erſt durch angeſtrengtes Rütteln konnte ſie in eine normale Lage zurückgebracht werden.

„Und da wir ſchon mal dabei ſind," ſagte der Meiſter und ſtarrte tiefſinnig über ſeine Stahlbrille ins Weite, „ſo wolln wer auch gleich 's andre Fach viſitieren, denn ſo was is efters en Familjenfehler."

Ali und Adallah, die meiſt für Zwillinge gehalten wurden (es war aber ein Jahr Altersunterſchied), fanden das ja nun äußerſt intereſſant; denn wenn dabei auch nur Frau Kleudchens puritaniſche Nachtjacken, der „Pharus am Meere des Lebens" in verſchoſſenem, violettem Einband, mehrere zuſammengeſchnürte Pakete alter Briefe und eine Feige aus Marmor — von Papa vor Jahren aus Italien heimgebracht — zum Vorſchein kamen: Sachen von Erwachſenen, die ſo kühl feierlich daliegen, wie in Königsgräbern, haben immer etwas Apartes an ſich, wenn ſie dann plötzlich hervorkommen an die Tageshelle.

Aber nun hatte Dominik nach vielem Suchen in ſeinem Bund klirrender Haken, der ihm etwas angenehm Einbrecherhaftes verlieh, auch noch die ſchräge Klappe geöffnet, auf deren braunpolierter Fläche eine Wildſchweinsjagd in gelbem Holz zwiſchen vier Tannenbäumen in grünem Holz das Auge erfreute. Dahinter wurden zwei kleinere Gefächer ſichtbar. Das linke enthielt roſtige Angelhaken, mehrere längliche Garnröllchen und ein winziges rotes Buch „Des Anglers Vademecum". Dominik ſah zu der Kleudchen hinüber, ſie wollte etwas ſagen, ſchloß aber wieder den kleinen, vergrämten Mund. Dann zog er auch das andere Schiebfach auf; es hatte ſich ein Heft darin feſtgeklemmt. Er reichte es der Kleudchen; ſie tat einen Blick hinein: „Die Wappenſammlung vom jungen Herrn," ſagte ſie und drückte das Heft wie ſchützend gegen ihr geſtricktes Umſchlagtuch. Aber unter dem Heft hatte noch etwas gelegen, eine Photographie, vergilbt und verblaßt.

„Das iſt die Frau, die bei Papa im Ankleidezimmer hängt," ſagte Ali. Seine Augen ſahen alles. Ja, es war das nämliche weichgerundete Geſicht, mit leicht zuſammengekniffen Lidern, großem, lächelndem Mund, reichem, unglaublich reichem Haar, altmodiſch kunſtvoll aufgeſteckt. Aber

hier hatte sie ein komisches, großkariertes Kleid an und einen kleinen Jungen in russischem Kittel auf dem Schoß.

„Dah," sagte Adallah, der oben in der Nase etwas hatte, das demnächst operiert werden sollte, „das is Vate's este Fau, abe weh is de Junge?"

„Ihr müßt Mama fragen," sagte die Kleudchen. Es war dieselbe Abwehr, die sie gebrauchte, wenn Adallah allzu genaue Auskunft über gewisse naturgeschichtliche Vorgänge von ihr verlangte.

Die Kleudchen hatte jetzt einen roten Fleck auf der Backe und telegraphierte mit den Augen. Tischler Dominik gab Ali das Handwerkszeug zu tragen und hielt Adallah seine kurze, breite Hand mit dem gespaltenen Daumennagel hin: „Nu kommt, Junkerkens," sagte er einladend, „nu wolln wern Leimtopf heißmachen;" und die Aussicht auf eine gemütliche, übelriechende Mantscherei ließ für diesmal alle andern Spekulationen verblassen. Und Mama fragen? Ach, das war überhaupt nicht möglich. Fragen konnte man Kleudchen oder den Kuhknecht, oder Fritz Dralle (Dralle Senior war schon weniger ratsam) und allenfalls Papa, wenn er sehr guter Laune war; aber Mama? Nein, Mama antwortete man, aber fragen, das ging nicht.

Doch es kamen Wiederholungen, allerhand kleine Begebenheiten, die auf denselben Punkt zu deuten schienen und sich allmählich zu etwas Nebelhaftem verdichteten, von dem die Kinder nicht recht wußten, war es Erinnerung an Dinge, die sie schon erlebt hatten, oder Ahnung von etwas, das erst kommen sollte: Papa und Mama redeten zusammen, leise und erregt, Mamas große Augen wurden dunkel, so als sagten sie „Mut" oder „Rechtschaffenheit", aber sie brach ab, wenn die Kinder ins Zimmer traten, und der Blick wurde wieder durchsichtig wie ein geschlossenes Fenster. Oder Papa trat plötzlich aus dem unbewohnten Zimmer auf halber Treppe, stand, als sähe er nichts, in der Nachmittagssonne, wo es nach Holz roch und nach Kleudchens Vesperkaffee; er, den man sonst nur in einer ganz besonderen Luft von Zigaretten und Juchten kannte, im Dämmerlicht auf ein Ledersofa ausgestreckt, wo über ihm die Rennpreise, die Pokale und silbernen Reitpeitschen aufblitzten, wenn ein Sonnenstrahl durch die Jalousien drang. Papa hatte rote Augen gehabt und zuerst gar nichts verstanden, als Ali, die Gelegenheit wahrnehmend, ihn anpiepste: „Ach Papa, Dralle will das Gefleckte versäufen, weil es ein Weibchen ist, und es ist doch so wunderschön" — und Adallah eine Terz höher einstimmte: „Ach, nu nich das Gefleckte, Vätechen, abe das Baune auch nicht!"

Wenn Tante Brunislawa und die Kleudchen beisammen saßen, war ein Gewisper und Geseufz; beinah wie schuldbewußt sahen sie sich um, oder als stünde die Tür zu einem dunklen Gang hinter ihnen offen. Tante

Brunislawa schien noch öfters als sonst mit ihrem Orenburger Schal an allen Türklinken hängen zu bleiben, um dann, wenn man sie losgeheddert hatte, ganz verschüchtert weiter zu flattern, wie eine wunde Schwalbe ... War das auch immer so gewesen, dies Nach-der-Uhr-sehen, wenn die Postzeit nahte, dieser rasche Blick ins Vorzimmer, wo doch nur Papas Zeitungen oder Rechnungen in blauen und grauen Umschlägen lagen, selten nur ein Brief? Und die Stühle und Sessel im Wohnzimmer, wenn die Großen weggegangen waren und man kam auf den Fußspitzen, um den kleinen Zinnjäger zu suchen, der unters Sofa gefallen war: standen die sonst auch so kurios zusammen, wie Verschwörer, die unterbrochen wurden in heimlichen Gesprächen?

Dazwischen schwand den Kindern wohl tage- und wochenlang dies ungewohnte Gefühl als ob „etwas vorginge"; Papa hatte das Gefleckte wirklich begnadigt, und es war, nebst seinem Brüderchen, dem Braunen, zur Sonne geworden, um die sich der Knaben Leben drehte, das ja trotz Vater und Mutter, trotz der freundlich flatternden Tante Brunislawa und der treuen Kleudchen ein seltsam verschwiegenes, heimliches Leben war.

Mama! Ja — das war viel eiskaltes Wasser in der Frühe und harte Bettchen zur Nacht, und beileibe kein Nachtlicht und absolutes, strengstes Verbot, das Gefleckte nach oben zu nehmen. Mama war Morgenandacht, mit einem Hintergrund von Kaffeegeruch und weißen, raschelnden Schürzen, aber nicht Abendgebet; letzteres gehörte zu Kleudchens Departement, die sich wie die Fledermäuse, denen sie ähnlich sah, mehr in den Dämmerstunden bemerkbar machte. Mama bedeutete ferner für Ali Kerbelsuppe und für Adallah Apfelreis, beides so über alle Maßen gräßlich; und da war kein Entrinnen. Aber Mama bedeutete auch ein paar Dinge, die fein waren, wo man sich selber fein werden fühlte, wie die dünne, schwingende Gerte in der Hand, wenn man aufs Pferd geklettert war und sich zuerst nur festklammerte, so gut es ging, denn das einzige, was man absolut nicht durfte, war herunterfallen, und dann allmählich, beim Traben, seine Muskeln und Gedanken zusammenfand, sich aufreckte und ins Gleichgewicht kam. Mama sagte: „So ist's besser," wenn man an ihr vorbeikam, und später mußte Dralle die Longe weglassen und noch später ritt man mit Mama querfeldein; und das war ehrenvoll, aber beileibe nichts zum Lachen; nur dies Gefühl, als würde man feiner und biegsamer und härter dabei, das wuchs und war sonderbar ausfüllend und aufregend; man konnte an nichts anderes denken. Überall ging's so her, wo Mama dabei war, so mit angespannten Sehnen bis aufs letzte Haarbreit; aber doch immer als dürfe man nicht dabei verweilen, als käme noch viel anderes nach, das zu bewältigen sei. Auch wenn Mama einen küßte, war das so, in die Haarwurzeln hinein, rasch und wie ein Stoß und dann weg

und was anderes. Neulich hatte Ali gezuckt, wie der kleine Fuchs beim Striegeln auskeilte. „Ich glaube gar, der Junge hat Angſt," ſagte Mama, und in ihre Augen kam der blaue Funken, der zurückſprang zu den alten, vertriebenen Sachſengöttern, die an Pferdeopfern Freude hatten . . .

In ſolch ſtraff gehaltenen Kinderexiſtenzen entwickelt ſich die Geſchwiſterliebe nachdrücklicher, ſo wie das Zuſammenhalten junger Pflanzungen an exponierten Stellen. Ali und Adallah brachten es fertig, in ihrem feſtumhegten und eingeteilten Daſein Augenblicke berauſchender Oppoſition zu erleben, und das ganz abſichtslos, denn ſie waren gutartige Kinder und, ihrem Vater ähnlicher als ihrer Mutter, nervös und raſch entflammend aber ohne die nötige Ausdauer für ein erfolgreiches Verſchwörertum. Mama war ungemütlich, wenn auch nicht unheimlich, denn es gab bei ihr keine Überraſchungen; hingegen mußte man Papa nur vermeiden, wenn er ſeinen Nervenſchmerz hatte; ſonſt nahm er ſtets für die Unterdrückten Partei, konnte einen freilich im kritiſchen Augenblick unerwartet im Stich laſſen. So ſchloſſen ſie ſich ohne Verabredung enger aneinander; ſie waren zu klein und zu unklar, um ſich über Dinge, die ſie peinigten, miteinander auszuſprechen. Winzige Igel im Neſt, alles noch ſo weich und verwundbar; ein Raſcheln, ein Lufthauch, der Witterung bringt fremder, aber gewiß feindlicher Dinge, und ſie liegen da zuſammengerollt, mit allen zarten Stacheln in der Abwehr, und fühlen, es gibt etwas Schmerzliches irgendwo, das eines Tags ihren Schlupfwinkel aufſpüren wird . . .

Wie gräßlich waren zum Beiſpiel die Schlachttage! Die kaltblütigen Vorbereitungen am Abend vorher, die armen Verurteilten, die ahnungslos — wer weiß? — ihre Henkersmahlzeit verzehrten, die Gänſe, die Hühner und Enten, die Schweine und, was am herzzerreißendſten war, das Kalb! Dieſes wurde freilich nicht auf dem Gutshof gemördert, ſondern in aller Frühe, wie aus blutigem Nebelgrau entſtanden, kam ein gräßlicher Mann mit rotem Geſicht, mit rotfleckiger Schürze; es mußte heraus, ganz dumm und warm und verſchlafen, in die kalte, beißende Luft, es ſtemmte ſich, es wollte nicht, ſeine Augen waren voll Entſetzen; es hörte ſeiner Mutter ängſtliches Muh; aber es wurde am Strick fortgezerrt, über die hölzerne Brücke, wo ſeine armen, unbeholfenen Füße polterten. Hatte es nicht etwas Revoltierendes, wenn bald darauf die Frühſtücksglocke die Hausbewohner verſammelte, und Mama mit weicher, tönender Stimme die Morgenandacht hielt? Und derweil wurde das Kälbchen auf der Landſtraße weitergezerrt; der böſe Mann fluchte; es bekam einen Tritt, wenn es ſtehen blieb. „Alſo hat Gott die Welt geliebt" — las Mama. Ach die arme Kuh in dem dämmrigen, feuchtwarmen Stall; das Kälbchen war doch ihre einzige Freude geweſen; ſie hatte es geleckt, ſo liebevoll, ihre guten dunklen Augen bekamen blaue Lichter, ihre Weichen ſchauderten

glückselig, wenn das Junge nach dem Euter suchte, es hochstieß beim Saugen. Nun brüllte sie, trostlos, gedehnt, in regelmäßigen Absätzen, man konnte zählen dazwischen. Das würde noch tagelang dauern, sagte der Knecht.

Aber Mama war doch sehr gut; zu allen Kranken wurde sie geholt, sobald es was Ernsteres war; sie blieb ganz ruhig, wußte gleich, was nötig war. Manchmal hatte sie ganze Nächte im Dorf gewacht. Und wie Fritz Dralle in die Häckselmaschine geraten war, hielt sie seinen Arm, während er schrie und Doktor Moldenhauer nähte. Sie selbst aber war nie krank. Qualvolles Kopfweh, ja, dann zuckte das untere Augenlid und in der Schläfe tickte es, wo die blauen Adern sind; aber sie gab nicht nach, immer war sie zur Stelle, Sommers um sechs und Winters um sieben. Tante Brunislawa, welche die Kusine der ersten Frau war, fuhr schuldbewußt zusammen, wenn Mama sie bei ihren ewigen Patiencen ertappte. Und doch sagte Mama nie ein Wort und half Kleudchen ganz selbstverständlich mit ihrer endlosen Flickarbeit. In Tante Brunislawas Zimmer waren Heiligenbilder, goldne mit Schlitzaugen und weiße mit blauen Mänteln auf kleinen Postamenten; Tante konnte stundenlang davor knien, mit braunen, kurzsichtigen Augen wie sammetne Pensees. Wo es doch heißt: „Du sollst dir kein Bildnis machen und keinerlei Gleichnis," dachte Ali. Aber nie sagte Mama etwas, eher noch Papa, der manchmal Witze machte über Beichtväter und dergleichen. Mama kämpfte sogar für Tante um die Kutschpferde, wenn Tante zur Messe in die Stadt wollte, gar jetzt, wo man sie doch so nötig brauchte um Wasser zu fahren . . .

Ali und Adallah mußten sich in Selbstkasteiung üben. Ihre Anzüge und Schuhwerk wurden von Dorfkünstlern verfertigt; die Hemden aus grobem Leinen scheuerten sie in den Achseln, wenn sie neu waren, und es war ihnen nahegelegt worden, daß man den Zucker im Milchkaffee beschränken und das Geld dafür sparen konnte, zugunsten der Stadtmission oder als Beitrag zu einem neuen Kochherd ins Armenhaus; seitdem tranken sie ihren Kaffee überhaupt ohne Zucker, hatten sich bald so dran gewöhnt, daß es sie keine Überwindung kostete, aber sie spürten weiter keine Freude an ihrem Opfer; vielleicht waren auch Opfer nicht dazu da.

Alle Donnerstag kam Herr Doktor Löschwitz zum Kaffee. Dies war die schlimmste Prüfung; denn weil sie nur einmal wöchentlich stattfand, konnte man sich nicht dagegen abstumpfen. Herr Doktor Löschwitz war ein alter, gestrandeter Philologe, der seinerzeit Papa durchs Abiturium gelotst hatte; nun bekam er Kost und Wohnung, zwei Stübchen im Seitengebäude, wo auch der Inspektor hauste. Herr Doktor Löschwitz trug einen schwarzen Respirator über die Nase befestigt, wie eine kleine Maske; darunter war etwas Schreckliches, das man ahnen konnte, denn auch

Wangen und Oberlippe waren entzündet. Alli brachte es fertig, hinzusehen; er konnte ganz steinern werden, wenn er sich so Gewalt antat; aber Adallah wurde rot und blaß und senkte die Augen, sobald nur Doktor Löschwitz' Schritt im Flur ertönte. „Adallah, gibt Herrn Doktor Löschwitz die Hand," sagte Mama. In aller Stille dachte Adallah, das Schicksal zu beschwören. Am Mittwoch schon überkam ihn das Grauen; er stand nachts auf, fröstelnd in seinem kurzen Nachthemd stand er auf der Diele und horchte auf die Turmuhr. Wenn er eine Stunde reglos ausharrte und ohne zu wanken immer das nämliche dachte, würde Doktor Löschwitz vielleicht irgendeine kleine unschädliche Krankheit bekommen, so daß er absagen mußte. Aber das Zaubermittel versagte, während es damals bei dem Kalbe so wunderbar geholfen hatte, und da hatte es sich doch um etwas viel Durchgreifenderes gehandelt. Das Kalb hatte etwas Schlimmes mit dem Bein. Es lag leise stöhnend im Stroh, und Adallah hörte den Inspektor zum Knecht sagen, es solle den nächsten Morgen geschlachtet werden. Da hatte er denn die halbe Nacht auf der kalten Diele gekniet; und wirklich, es war gelungen: das Kalb war in der Nacht von selbst gestorben, ganz still. O du lieber, lieber Gott, nein, du bist doch wirklich gut, dachte Adallah, als müsse er eine Verdächtigung abbitten, wie er es dann am andern Tag erfuhr.

Es war ein glühender, regenloser Sommer, wie es hier die Regel war, aber so wie dieses Jahr doch seit langer Zeit nicht. Schon im Mai hatte die Dürre eingesetzt, und jetzt war alles verbrannt. Die Akazienblätter hingen gelb und tot an ihren Stengeln, die Kastanien waren auf der Windseite wie versengt. Alles schlich matt einher, der Inspektor ein schwarzes Gewölk. Papa, der, schon ganz elend von all den Hiobsposten, richtig auch seinen Nervenschmerz bekommen hatte, ging mit Eau de Cologne russe und einem Zerstäuber durch die Zimmer und spritzte die Gardinen an. Tante Brunislawa sagte: „Gott, bester Thilo, wenn du doch Patience lerntest, das beruhigt und die Zeit geht so schön vorbei." „Ja, und die Gehirnerweichung tritt ein," knurrte Papa. Mama schwieg, mit hochgezogenen Brauen, aber in der Schläfe ging der kleine Hammer.

Pastor Gordon hatte am Vormittag Unterricht gegeben: Kopfrechnen und Geographie und natürlich auch Religion; an Allis Horizont machte sich auch schon das Lateinische unangenehm bemerkbar.

Mama saß im Vorplatz, der mit Strohmatten, Korbmöbeln und ausrangierten Aquarellen an den Wänden als Gartensaal gedacht war; über Winter standen hier auch die Oleander in ihren grünen Kübeln. Sie half der Kleudchen beim Erbsenauspahlen; es war die höchste Zeit mit dem Einmachen, sie fingen schon an runzlig zu werden bei der Dürre. Adallah

hätte gar zu gern mitgeholfen; er liebte derartige Beschäftigungen über die Maßen, aber nun sollte er schon wieder hinaus, und nicht etwa in den Stall zum Gefleckten, das wässrige Augelchen geöffnet hatte und viel klüger zu werden schien als das Braune — letzteres hatte dafür aber längere Ohren —, sondern ans andere Ende vom Dorf, mit einem Paket für die alte Schröder, die doch bloß stöhnte und keine Ruhe ließ, bis er eines von ihren unappetitlichen Hustenbonbons nahm. So trollte er mißvergnügt von dannen.

Die Erbsen waren hart, sie fielen wie kleine Kugeln in die Schüssel . . . Mama blickte auf zu dem Gatten, der im tiefsten Rohrsessel lag und sich mit der schmalen, sensitiven Vandykhand nervös durchs Haar fuhr, dies allzu krause Haar, das die Gerüchte, die über den Stammbaum seiner Großmutter umliefen, zu rechtfertigen schien.

„Gordon (sie sprach den Namen englisch aus) ist mit den Fortschritten der Kinder nicht zufrieden."

„Gott, die armen Bengels" — sagte der Gatte und zuckte übers ganze Gesicht, die Fliegen waren heut geradezu ekelhaft — „bei der Hitze auch noch lernen! Und dann diese Langeweile, immer nur zu zweien, so ne Intensivkultur. In der Schule kann man sich doch einmal durchschwindeln, und schließlich, wenn man kein absolutes Kamel ist, lernt man ja doch das Unerläßliche. Eine Schule wäre viel besser für die Jungens."

„Das läßt sich jetzt aber doch nicht einrichten, wo's mit den Pferden so knapp ist — allenfalls hinradeln könnten sie — aber das ist wieder im Winter nicht möglich" . . .

„Ach, so meine ich's nicht, das weißt du ganz gut, Kadettenhaus oder Ritterakademie; das ist das einzig wahre für ein paar tüchtige Jungens."

„Die Erfahrungen, die du damit gemacht hast, dürften doch wohl genügen."

Der Gatte murmelte etwas, das wie „Duckmäuser" klang, und die Kleudchen, die, obwohl ganz zur Familie gerechnet, doch genau wußte, wann sie de trop war, wollte taktvoll mit ihrer Erbsenschüssel verschwinden. Er flog ihr nach und öffnete mit gewohnter Ritterlichkeit die Türe für sie. Mit seinem etwas zu tief ausgehöhlten Kreuz und den übergeschmeidigen Gebärden erinnerte er an jene tadellos ajustierten Bereiter, die in der Manege zu beiden Seiten des Eingangs aufgereiht stehn und der lächelnden Dame im Flitterröckchen mit federnder Eleganz aufs Pferd helfen, die Reitgerte überreichen . . .

Seine Frau blinzelte nervös an ihm vorbei, auf die hellgetünchte Wand gegenüber: „Ich glaube nicht, daß Kinder, deren Selbstbeherrschung täglich geübt wird, zu Duckmäusern werden," sagte sie. „Mein Blut neigt überhaupt nicht dazu." Ihre Stimme bebte, aber sie sammelte ruhig die

leeren Schoten in ihrem Schoß zusammen und legte sie in den Korb. Dann band sie ihre große Hausschürze ab und begann sie zu falten: „Ich habe von Anfang an auf Abhärtung, auch in Gefühlssachen, gehalten. Du hast dich nie gefragt, ob mich das nicht selber hart ankam. Aber es erschien mir als das Wichtigste, wichtiger als alles, was aus Büchern gelernt werden kann. Überhaupt meine ich, wie einer lernt, ist mehr wert, als was er lernt. Jedenfalls bild ich's mir ein und muß deshalb danach handeln. Sonst verlange ich nichts für meine Kinder. Es sind arme Jungens, nicht unbegabt, aber auch nichts Ungewöhnliches. Vielleicht wären sie besser daran, wenn ihre Eltern Holzpantinen trügen, und so mancher Firlefanz, der ihnen später das Herz schwer machen wird, träte gar nicht erst an sie heran."

Sie war aufgestanden und hatte auf die Schürze niedergesehen, die sie immer schmaler zusammenlegte; jetzt blickte sie auf; ihre Augen waren warm und dunkel geworden, und der Klang der Stimme paßte zu den Augen: „Eins aber," sagte sie, „sollen die Kinder haben, ihr Leben soll auf klarer Bahn beginnen, sie sollen mit gesunden Sehnen losgehen und sich ans Wahrsein gewöhnen; damit, wenn je die Stunde käme, wo's ihnen schwer würde, sich zur Wahrheit zu bekennen, sie auch dann . . . nicht anders könnten. Was sie an Hindernissen auf ihrem Weg finden werden, das verfügt unser Herr und Gott; was von außen kommt, liegt nicht in unserer Macht. Wir können nur den Willen bereiten. Das müssen wir. Denn mich deucht, das ganz Furchtbare, das, was nicht mehr heil zu machen geht, ist, wenn der Hahn kräht und einer einsieht, daß er seinen Mann nicht gestanden hat . . . Erkennen, was die Hauptsache ist und was die Nebendinge sind, ja, wer das hat, was kann ihn anfechten, wer kann ihn besiegen . . ."

Dem Gatten waren solche Aussprachen, wenn seine Frau ihr Veledagesicht aufsetzte und das Gesetz verkündete, gradezu fürchterlich. Es fiel ihm ja gar nicht ein, gegen ihren Wunsch Entscheidungen zu treffen; man konnte aber doch wohl seine Ansicht sagen. Zum Glück kamen solche Explosionen selten; für gewöhnlich war Gertie sehr zurückhaltend. Aber er fühlte stets einen leisen Beigeschmack durch: Mißtrauen von vornherein und einen kindischen Eigensinn in Dingen, über die er kein Wort verlor. Gouvernantenhaft; das drückte es am besten aus. Seit der albernen Freundschaft mit diesen überspannten Livländerinnen wurde es immer ärger. Er war gewiß für Religion; mein Gott, wo geriet man sonst auch hin, allein schon wenn man ans Volk dachte . . . aber gerade solche Hyperfrommen hatten etwas Aufwiegleriſches an sich — sie konnten reden wie die ärgsten Sozialdemokraten, gradezu bedenklich; und taktlos waren sie schon alle, weil in ihren Augen der höhere Zweck die ärgsten moralischen Anrempe-

leien rechtfertigte — ja sogar wenn sie schwiegen, brachten sie's fertig, rechthaberisch zu sein.

Er stand auf und sagte: „Wir wollen uns doch nicht über Allgemeinheiten ereifern; dazu ist heut viel zu warm. Meine Ansicht in der Sache, die uns vor allen andern beschäftigt, kennst du. Möglichste Schonung nach allen Seiten. Auch gegen uns selbst. Auch gegen die konventionellen Hühneraugen unserer Nachbarn und Standesgenossen; man lebt eben nicht auf einer Robinsoninsel, nur mit einem Lama und einem Papagei. Aber die Zeit ist ein guter Alliierter; und die Menschen vergessen gern, wenn sie dadurch einem Konflikt aus dem Weg gehen können. In einigen Jahren hat sich alles eingerenkt."

„Ja, in Dingen der Weltklugheit rede ich nicht mit; das liegt mir nicht. Hier im Haus aber will ich kein Versteckspiel mehr, ich will Freud und Leid tragen ohne Scham, wo ich doch keine empfinde. O Thilo, du mußt mir ja recht geben. Sollen wir denn erröten, wenn in der Kirche das Evangelium vom verlorenen Sohn gelesen wird? Was ist uns das Geschwätz der Nachbarn? Nicht mehr als der Rauch deiner Zigarette. Denk an die großen Jagdrennen, früher, damals war ich so stolz auf dich, Thilo. Ich habe dich ja gerade um deiner Courage willen so lieb gewonnen. Willst du dich vor dem Gerede der Leute mehr fürchten als vor dem irischen Wall in Iffezheim?"

In ihre Augen war ein feuchter Glanz gekommen; ihre Farbe kam und ging. Ganz jung sah sie wieder aus, wie damals ... Schumanns „Widmung" fiel ihm plötzlich ein, die sein Vetter Landrat — Theo mit den Lakritzenaugen — am Polterabend, hinter der kleinen Bühne gesungen hatte; er hörte wieder die gaumige Baritonstimme, die ihn damals tiefbewegt hatte: „Mein guter Geist, mein besseres Ich!"

Und an den Tag in Iffezheim hatten ihre Worte ihn gemahnt. Eine rasche, heiße Welle des Erinnerns ging ihm durchs Blut. Wie sie dort auf einem schmalen Brett gestanden hatte, hochgereckt, in dem weißen Sommerkleid, das der Wind fest zurückblies um ihre feinen Glieder; der Hut etwas nach hinten geschoben, das Haar verwirrt um die leuchtende Stirn, und ihre großen, reinen Augen so strahlend und voll Vertrauen auf seinen Sieg; sie, die in ihrer Unschuld doch schließlich auf das Körperliche hereingefallen war und dem stählernen, furchtlosen Reiter auch ohne weiteres Seelenstärke und Unabhängigkeit angedichtet hatte; warum eigentlich? Weil er einen geraden, guttrainierten Körper besaß und eine gewisse Art physischer Furcht nicht kannte. Jugend! Jugend! Von ihrem Glauben getragen war er sich schließlich selbst wie ein famoser Kerl vorgekommen, auserwählt, dieses scheue und doch unendlich aufrichtige Geschöpf an sich zu fesseln ...

Er seufzte leise und küßte plötzlich, sich vorbeugend, ihre Hand. Der Schmerz zog wieder so elend in seinen Genickwirbeln. Da stand er auf und ging in sein halbdunkles Zimmer zurück, wo ihn auf dem Schreibtisch so viel angesammelte, aufgeschobene Arbeit erwartete ...

Das war am Dienstag gewesen. Mittwoch kam, nicht heißer — das war kaum möglich — aber noch bleierner, schon seit dem frühen Morgen. Die Pferde fuhren mit großen Tonnen zum See hinunter; es sollte heut wieder im Gemüsegarten gegossen werden; der Park war für dies Jahr nicht mehr zu retten, die Fliederbüsche standen grau da und an den Wegrändern häuften sich ihre zusammengerollten Blätter; die braunen Grasflächen dehnten sich wie schäbige Löwenfelle, und auch die Linden auf der Terrasse ließen runzliges Laub niedersinken; wär es nicht so furchtbar heiß gewesen, es hätte Oktober sein können.

Papa saß unter den Platanen, grad oberhalb der Wiesen, die sich bis zum See erstreckten. Er wurde stets sentimental, wenn er von diesem etwas erhöhten Platz aus die Landschaft überblickte.

„Hier will ich einst ruhen, unter einem schlichten Stein," sagte er pathetisch und legte wie segnend die Hand auf Alis kleinen, frischgeschorenen Kopf (Ali wünschte sich in solchen Momenten allemal klaftertief unter die Erde; Kinder sind nun einmal nicht fürs Erhabene), „das ist das rechte Grab für einen ehrlichen Reitersmann." Seine Augen blickten verschwommen. Nachdem er die Post am Vormittag erhalten hatte, wars mit den Nerven ganz bös geworden: da hatte wieder das winzige Spritzchen helfen müssen. Ali war grad dazugekommen. „Sage nichts an Mama," hatte Papa geflüstert, „du weißt ja, wie gut sie ist; sie macht sich dann immer gleich Sorgen. Aber bei dem verdammten Bohren ist es nun einmal das einzige ..."

Der Himmel über dem See war blauschwarz; er schien sich immer tiefer zu senken; der große Roggenschlag jenseits leuchtete fahl, unheimlich deutlich unter dem finstern Tuch. „Heut nacht wirds losgehn, Herr Rittmeister," meinte der Knecht und legte militärisch grüßend die Finger an seine alte, verfärbte Soldatenmütze. Er fuhr die letzten Tonnen an ihnen vorbei; die Räder ächzten, das hartgebrannte Wiesenland gab kaum nach unter der Last ...

Auf der Terrasse vor der Haustür stand Mama in ihrem grauleinenen Reitkleid; sie hatte eben noch mal nach dem Vorwerk gewollt, denn die neue Mamsell war doch gar zu unbewandert: da war das Telegramm gekommen. Mit ihrem glatt zurückgestrichenen Haar unter der Mütze glich sie einem lang aufgeschossenen Jungen, wie sie da an der Rampe lehnte, die Hände in den Jackentaschen, der Fuß ungeduldig tappend. Sie händigte ihrem Mann das Telegramm ein. „Der Bote wartet."

„Mein Gott, warum hast du nicht aufgemacht?"

„Bitte, es ist an dich adressiert," sagte Mama, der ja auch Tante Brunislawas naiv gründliche Art, Ansichtspostkarten zu studieren, die nicht an sie gerichtet waren, Gänsehaut verursachte.

„Heute, 8 Uhr 20," sagte Papa leise. Das Blut war ihm zu Kopf geschossen. „Laß Dralle rufen, bitte," sagte er, schon an seiner Tür im Erdgeschoß.

„Ich gehe selbst." Mama ging hinaus in die bleierne Glut . . .

Die Kinder hatten noch Aufgaben für morgen. Aber sie blieben in dem langen hellen Gang stehn, an dessen äußerstem Ende sich ein hohes Fenster nach dem Park zu auftat. Heut waren die weißen, glatten Vorhänge zugezogen; es herrschte ein totes, weißes Licht; es war so still; nicht einmal eine Wespe summte. „Wie auf dem Meeresgrund," dachte Ali. Er hatte zu Weihnachten ein Buch bekommen, mit Bildern von Korallen und Seeanemonen, die Schatten warfen auf den glatten weißen Sand.

Die Kleudchen saß dort am Fenster, klein und dunkel, wie am Ende der Welt, vor ihr der Tisch, wo sich sonst die Flickwäsche türmte. Heut stand eine Waschschüssel drauf, und die Kleudchen hatte Minka, ihre kleine, fette Wachtelhündin, auf dem Schoß; sie fing ihr Flöhe.

„Da," sagte Adallah, der gleich voll Interesse wurde, „du mußt den Finger naß machen, Frau Kleudchen, dann gehts besser."

„Ja, die kleinen Schwarzen sind zu fix," sagte die Kleudchen, „das sind die Männchen. Die großen braunen können nicht so rennen." Sie steckte wieder einen ins Wasser. „Da könnt ihr zappeln," sagte sie rachsüchtig.

„Frau Kleudchen," sagte Adallah, „Vate fäht zu Bahn; es is 'n Tegamm gekommen."

Die Kleudchen ließ Minka zur Erde gleiten. Ihr kleiner zahnloser Mund schnurrte zart und gramvoll zusammen. Sie blickte vor sich hin. Dann stand sie auf und ging mit ihren kleinen, knappen Altweiberschritten den Korridor entlang; der Kamm steckte in der Tasche ihrer schwarzen Moiréschürze; Minka watschelte kurzatmig hinterdrein.

„Kinder, Kinder," sagte die Kleudchen . . . Und dann: „Macht euch nun an eure Aufgaben, nicht wahr?" Sie ging die Treppe hinunter; es krachte bei jedem Schritt; sie trat heute schwer auf. Auf halber Stiege blieb sie stehen. Die Kinder hörten sie in das verschlossene Fremdenzimmer gehn.

Die Kinder machten sich an ihre Aufgaben für Herrn Pastor Gordon.

Nun war die abendliche Milchsuppe glücklich vertilgt, ein Gericht der Ewigen Wiederkehr, dem ebenso regelmäßig eine Schüssel der Jahreszeit entsprechenden Kompotts folgte. Adallah, der Obst nur in rohem, womöglich unreifen Zustande würdigte, hatte namentlich vor gekochten Pflaumen einen Abscheu, während ihnen Ali einen sekundären Reiz abgewann,

indem er später ihre Kerne gegen die geschwärzten Ahnenbilder im Korridor spuckte. Er hatte sich darin zu einem wahren Scharfschützen ausgebildet.

Auch diesmal räsonierte Adallah leise mufflich vor sich hin, und die Kleudchen hatte ein Einsehen und räumte alles ohne Gegenrede weg. Sie schien heut nur auf eins erpicht, daß die Kinder möglichst bald schlafen gingen.

Das Gewitter hatte sich noch immer nicht entschließen können. Auf der Seeseite zuckte es ab und zu fahl auf, und die Haufen dürrer Lindenblätter wirbelten plötzlich auseinander, wenn ein kleiner Windstoß sie aufkescherte: die Schwüle hatte sich eine Spur gehoben; wer konnte sagen, ob heut nacht noch die Erlösung kam.

Nachdem sie ein wenig an einem Lampenschirm für Papas Geburtstag gepappt hatten, gingen die Brüder, ziemlich klebrig und deprimiert, hinauf in den Giebel, wo ihr Zimmer war. Sie schliefen dort allein; es war eine Diele in der Mitte und ihnen gegenüber ein dem ihren ähnlicher Raum, wo Kleudchen die besseren Äpfel und eine Menge Kräuterbündel verwahrte, Zitronenmelisse, Fenchel und Krauseminze; es roch nach Apotheke durch die Türritzen. Im Hintergrund aber war noch ein Verschlag, wo Koffer und Körbe aufgestapelt standen, auch mancherlei ausrangiertes, beleidigtes Mobiliar, dem Dominik bei Gelegenheit zu neuem Jugendglanze verhalf; im Dämmerlicht gab es dort mancherlei Umrisse, Schatten und Geräusche.

Die beiden genossen ihre absolute Freiheit im Giebel sehr, aber es gab Momente, wo sie lieber unten geschlafen hätten, oder im Seitengebäude, wo Kleudchen ihr Reich hatte. Aber sie schämten sich, es einzugestehn. „Ich glaube gar, ihr habt Angst?" Nein, lieber knackende Schränke und unmotivierte, schlurrende Schritte als das! Heut aber, mit dem Gewitter in den Gliedern, lagen sie doch recht klein und kümmerlich in ihren Bettchen, mit großen Augen den Balken anstarrend, wo eine dicke Nachtmotte im Pelzröckchen mit Gebrumm ihre Kreise zog.

„Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverletzet sein"

betete Ali mit Nachdruck; er hatte eine Vorliebe für diese hochdramatische Stelle. Und „Amen" klang es leise stockschnupfig aus Adallahs Bett an der andern Wand. Diesem war der Gedanke an „Satan" heut abend gar nicht so genußreich wie sonst.

Die Kleudchen sah mit dem Licht in der Hand mehr denn je aus wie eine treue, zuverlässige Hexe; den Kindern kam sie vor wie ihre Rettungsplanke. Es war einsam und schwül hier oben, und morgen war Doktor Löschwitz-Tag; sie würden wieder mit ihm spazierengehen müssen, so langweilig; er wollte nie aus dem stickigen Park heraus. Herr Doktor Löschwitz

kam stets im Bratenrock, er führte sie bei der Hand, er sagte ab und zu: „Nun, meine kleinen Freunde, was machen die Wissenschaften?" oder: „Nun, Freund Albrecht, wie sagt der Lateiner?" Was sollte man nun darauf antworten; aber er ließ nicht los, und seine Hände waren heiß und knöchern in den knirschenden Zwirnhandschuhen.

„Frau Kleudchen, bleib doch da," sagte Adallah weinerlich, er war nun schon ganz haltlos. Sie saßen noch aufrecht, vom Beten her; ihre dünnen Hälschen streckten sich nach ihr aus, wie Vogelhälse über den Nestrand. Die Kleudchen stand zögernd, mit dem Licht; ihr Schatten schwankte langnasig über die Tapete. „Ich komme in zehn Minuten und bring euch frisches Wasser," sagte sie. Bis dahin würden sie wohl eingeschlafen sein. Doch die beiden wurden wohl schläfrig, aber darunter blieb eine eigentümliche Unruhe bestehen. Papa war noch vor dem Abendbrot mit Dralle weggefahren, bei der Dürre konnte man den tiefen Sandweg, der viel kürzer war, nicht nehmen. Unten saß jetzt Mama mit Herrn Pastor, der immer des Mittwochs zum Tee kam. Aber heute blieb er nicht, das war seine knappe Art zu reden, auf dem Vorplatz, und nun Mamas tönende Stimme: „Ja, da war der Regenschirm;" und dann ging die Haustür und fiel ins Schloß. Nun war es totenstill, nein, hörten sie Mama nicht auf und ab gehn im Gartensaal? Wenn sie ans andre Ende kam, drehte sie sich mit einem kleinen Ruck; das seidne Kleid war ihr im Wege, das sie abends immer trug . . .

Ja, die Frau im Gartensaal ging schon eine Weile auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, den Blick gradaus, ohne viel zu sehn. Manchmal stand sie an der Glastür still und starrte in die Finsternis, und wenn ein Blitz kam, blieben ihre Augen ruhig, als schauten sie andre Dinge.

Dieser Pastor gehörte also auch zu den Menschen, die „zum Guten" reden. Sie hatte damals Thilo bestimmt, die Stelle an Gordon zu geben. Seine schottische Abkunft, seine hagre, asketische Erscheinung, sein physischer Mut — wie sich damals der Bulle losgerissen hatte — das alles hatte sich in ihr mit Vorstellungen von Cromwells ernsthaften Scharen zu einem Bilde puritanischer Einfalt und Furchtlosigkeit gestaltet, das eine heimliche, romantische Saite in ihr zum Schwingen brachte. Aber sie wurde seit einiger Zeit die Empfindung nicht los, daß Gordon bei allem, was er tat, an ein unsichtbares Publikum dachte. Es war nicht der gewöhnliche, äußerliche Ehrgeiz, den sie durchfühlte, nein, etwas Raffinierteres, den Ehrgeiz der Entsagung, der ihn selbst zum Zuschauer seiner Handlungen machte und seiner Selbstverleugnung den heimlichen, erquickenden Stachel gab. Und sie erkannte dumpf und doch bestimmt, daß er in

den schwierigen Momenten versagen mußte, weil er nicht einfach genug war für die Kompliziertheit dieses Lebens.

So hatte sie denn allein, wie sie es gewohnt war, schwere Dinge abzumachen, in diesen Tagen tief in die letzten Winkel ihres Herzens hineingeleuchtet, eine jener Generalrevisionen vorgenommen, wie sie ihr die frommen, livländischen Freundinnen als ordentliche und außerordentliche Exerzitien — ähnlich den Alarm-Übungen der freiwilligen Feuerwehr — so liebevoll eindringlich empfohlen hatten, und wenn sie dabei auch wohl in anderm Geiste verfuhr als die sanften Gemeinschaftlerinnen, ihr war solche Übung von Zeit zu Zeit sehr recht. In den zehn Jahren, die sie hier lebte, hatte sie Thilo mehr und mehr das Geschäftliche, die Rechnerei, die ihn so furchtbar irritierte, abgenommen, hatte mit mancher Unredlichkeit und Schlamperei aufgeräumt, für die sie im stillen ihm eine schwerere Schuld beimaß als denen, die seine träge Vertrauensseligkeit in Versuchung führte. Dabei hatte sich ihr Blick geschärft, sich gewöhnt, Ursache und Wirkung fast gleichzeitig zu erkennen und auseinanderzuhalten. Nun wollte sie auch sich selbst nicht schonen, nein um jeden Preis mit ihrem Gott ins reine kommen. Und da hatte sie manches gefunden, was sie beschämte, Selbstüberhebung, Herrschsucht, Heftigkeit, sogar gegen Untergebene, die sich nicht wehren können — recht erbärmlich war das alles; aber Menschenfurcht und Eigennutz waren nicht dabei gewesen. Sie hatte Thilo angefleht, hatte darum gekämpft, den Fremdgewordenen, das zertrümmerte Leben, das heute auf kurze Stunden hier einkehren sollte, nicht wieder von sich zu lassen. Er hatte doch nun seine Sünde verbüßt, nach dem Rechtsspruch, der bei all den braven, hochgeachteten Leuten galt, die unversucht in Ehren starben und begraben werden, und für deren Gesetze, die trotz aller Tüftelei nie bis zu den letzten verwirrten Wurzeln einer Handlung dringen, sie dieselbe Geringschätzung empfand, wie ein überzeugter Naturarzt für die Pflaster und Schlafmittel der Doktoren. Was halfs, das Evangelium vom verlorenen Sohn zu bekennen, wenn man das Herz nicht hatte, zu tun, was jener israelitische Vater getan? Aber das war eben die Halbheit, die Willensschwäche, dasselbe, was Thilo die unangenehmen Abrechnungen von Monat zu Monat verschieben, oder ihn zu der feigen Spritze greifen ließ, sobald es ein bißchen stärker in der Schulter bohrte, dasselbe, was ihn seine jüdische Großmutter verleugnen ließ, aus deren Mitgift doch die Vorwerke zurückgekauft, der englische Park und die Treibhäuser — auf die er sich nicht wenig einbildete — angelegt worden waren. Unbegreiflich! Hätte sie auch nur einen Tropfen des verpönten Blutes in den Adern gehabt, nie hätte sie's verleugnet. Ach, sie hatte sie gesehen, in Livland, solche ausgewiesenen, jüdischen Leute, auf kleinen, öden Bahnhöfen gestrandet, im rieselnden Landregen oder in Glut

und Staub zusammengekauert, gleich aufgescheuchten Nachttieren, denen plötzlich das Licht scharf und ohne Erbarmen in die Augen brennt. Diese Kinder, denen das bittre Leben schon so viel unkindliche Pfiffigkeit beigebracht hatte, diese engbrüstigen Männer, die etwas Weich-zähes hatten, Geschöpfe, die sich zugleich anschmiegen und festklammern müssen, um zu bestehn; diese uralten Judenmütter, unbeweglich, ganz verwittert, wie Steinbrüche; nicht ihr eigenes Alter, nein, all die tausend Jahre ihres Volkes schienen in ihren Runzeln eingezeichnet. Vor wenig Wochen saßen sie zwischen Kindern und Kindeskindern, am schöngedeckten Tisch, vor sich den heiligen Leuchter, den Kuchen und den Wein, und nun hockten sie hier, die Füße im Graben! O ihr Wasser Babylons! Ein junger rothaariger Jude hatte traurig auf der Ziehharmonika gespielt. Und sie hatte sich so brennend gewünscht, ein großer Maler möchte das malen, wie sie es sah, den flimmernden Staub, die trostlose Landstraße, die Heimatlosen da am Graben entlang. Aber hinter ihnen, riesengroß, geisterhaft, silberglühend in der gelben Mittagsglut, ein Kreuz, und unser Herr und Heiland daran, der die blutenden Hände von den Nägeln losgerissen hat und sie hinunterstreckt zu den Ausgewiesenen in unendlichem Jammer! Aber sie wurden verleugnet. Und verleugnen kam doch gleich nach verraten; ja, war's nicht eigentlich schmählicher noch, so was Passives, Bequemes? Man hielt einfach den Mund, wo man hätte reden müssen, weiter nichts!

Aber ihre eignen kleinen Söhne dort oben — es kam ein kurzes, trocknes Schluchzen in ihre Kehle — die sollten unberührt bleiben von der Welt. Sie sollten nur wahr sein und deshalb furchtlos, ganz ohne Furcht und deshalb wahr. Vertuschen, schweigen, oder sagen: ich kenne ihn nicht — nein, das würde ihren Buben unmöglich sein; da hatten ihre eignen Vorfahren auch ein Wort mitzureden, die alten Niedersachsen, die lieber mit ihren toten, heidnischen Brüdern verdammt sein wollten, als ohne sie himmlische Freuden gewinnen. — Auf einen Augenblick sprühte der blaue Funken in ihren Augen auf, der die Kinder, wenn sie ihn erhaschten, eine fremde, ungezähmte Mama ahnen ließ, die ihren eignen Weg ging, auf den so kleine Jungens nicht mitgenommen wurden.

Wahr sein! Ach, nur das, nur das, alles andre legte sie gern in Gottes Hand, wollte heiter sein, nicht sorgen um den kommenden Tag, so wie die Freundinnen, deren tiefe Herzensruhe alles um sie her glättete und ganz einfach machte. Aber in dieser einen Sache, da mußte sie selbst Posten stehn, zur Stelle sein mit Augen und Händen und mit ihrem ganzen Verstand; da galt der Spruch, der ihr blutsverwandt war: Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Denn sie wußte, wenn es später hiermit nicht stimmen sollte, würde sie nie vermögen, sich ein X für ein U zu machen, es als eine Schickung hinzunehmen, es dem allwissenden Gott in die Schuhe zu schieben, sozusagen.

So ging sie auf und ab; der lange Raum war halbdunkel; die Lampe über dem Teetisch machte nur die eine Ecke hell und heimlich. Aber die Blitze zerrissen die Nacht in immer kürzeren Intervallen. Unter ihrem Augenlid fing es wieder an zu zucken; das Kleid hing ihr schwer um die Glieder. Einmal griff sie nach dem Türpfosten und lehnte den Kopf auf den Arm, sekundenlang: wie mochte wohl Frauen zumute sein, die ruhevoll und ohne Zweifel den Andern entscheiden ließen und wußten, es würde gut sein, was er auch erwählte? So ein Mann wie ein großer schützender Baum! Solche Frauen mußten doch wunderbar viel freie Zeit haben, o und so großen Frieden, daß die Werktage fast wie Sonntage wurden. . . . . Ach, die dummen, süß-schmerzhaften Gedanken; ganz matt wurde man davon; und darum waren es gewiß keine guten Gedanken.

Neben ihr auf einem Gartentisch standen allerhand blühende Töpfe. Sie knipste einen wohlriechenden Geranienzweig ab und steckte ihn in den Gürtel, die herbsüßen Blätter taten ihr wohl. Sie hatte so ganz verschwiegene Freundschaften unter den Blumen; nun war wieder ein kleines Lächeln in ihre Augen gekommen.

Es schlug zehn. Da ging sie zu der erleuchteten Ecke. Mit ihren schönen, ruhigen Händen zündete sie das Flämmchen unter dem Teewasser an, rückte Schüsseln und Blumen zurecht. Gleich würde die arme Brunislawa geschlüpft kommen und sich schüchtern und gewichtlos auf der Sofakante niederlassen, als hätte sie kein Recht dazu. So überbescheidene Menschen waren doch immer etwas unbehaglich. Ja und nun, in ein paar Minuten, mußte der Wagen da sein.

Ali und Adallah waren, nachdem ihnen die Kleudchen Wasser gebracht, doch eingeschlafen. Aber nun wachten sie, ziemlich gleichzeitig, heiß und unruhig auf: Ali ein bißchen früher, aber er hatte sich nicht gerührt, um Adallah nicht zu wecken.

Das Gewitter schien jetzt Ernst zu machen. Das war kein Wetterleuchten mehr, sondern scharfes, bläuliches Blitzen. Der Donner kam immer näher und die Stimme des Windes hatte etwas Zornig-Pfeifendes, ähnlich wie der Bulle, wenn er ganz böse war und den Kopf zwischen die Vorderfüße bohrte. Die Fensterflügel zerrten in den Haken, und irgendwo war ein Laden locker geworden; bei jedem Windstoß klappte er. Man hörte die Baumwipfel sausen, Blätter huschten vorbei; dann war es wieder ganz schwarz. Einmal mischte sich auch Wagengeroll in das Donnern; die Haustür schlug; die Pferde stampften: „O — da" — das war Dralle, die Braunen wollten nicht stehn bei dem Blitzen.

Die Kinder lagen steif unter ihren roten Wolldecken; der Wind fuhr ihnen abwechselnd heiß und kühl über die Haare. O wenn sie doch jetzt

unten wären bei den Großen, die gewiß um den runden Tisch, bei Tee und Lampenlicht saßen und sich gar nicht fürchteten, oder im Stall, wo Fritz Dralle im Verschlag schlief und die Laterne im Pferdedunst zwinkerte, und Erda in der Kiste lag, im Halbkreis, das Braune und das Gefleckte liebevoll umringelnd.

Die Blitze folgten einander rascher; der Donner kam jetzt krachend, fast gleichzeitig; das war nicht mehr das tiefe Löwengebrüll des Anfangs. Unten gingen Türen; man hörte Stimmen, Papa krähend-aufgeregt, Tante Brunislawas unverkennbaren Klagelaut, so perlhuhnartig, und zwischendurch die Kleudchen, knapp und vernünftig, wie eine besorgte Truthenne. „Ich werde selbst hinaufgehen," hörten sie Mamas weichen Alt; „komm auch du, Stanja." Und Papa: „Nein, nein, später" — und wieder Mama: „Doch, Thilo, heute."

Im selben Augenblick fuhr es blau zum Fenster herein; das Zimmer leuchtete hell auf, man sah jeden kleinen Riß in der Tapete; ein kurzes, scharfes Knistern, als ging feines Glas entzwei, dem ein ohrenbetäubendes Knattern, eine hohe, tückische Salve folgte; es roch seltsam schweflig. Aber nun prasselten schon die Regenmassen aufs Dach, in die Baumkronen hinein; sie wühlten den Kies auf; sie bildeten sofort eine Menge kleiner, aufgeregter Ströme, die über die Terrasse liefen, immer wütender, die Brüstung entlang, bis sie Ritzen fanden, zu denen sie vereint, wie aus Dachtraufen, hinausschossen in den verdorrten, versengten Apfelgarten hinunter.

Adallah hatte aufgeschrien. Ali blickte wie versteint nach der Tür. Dort, mit übergehängter Joppe, stand Mama, blaß, mit feuchtem Haar; ihre Augen glänzten so sehr; sie lächelte. Würde sie sagen: „Ich glaube gar, der Junge hat Angst?" Aber sie sagte nichts dergleichen, sie wandte sich zurück, es stand ein Fremder hinter ihr. „Siehst du, Stanja, deine kleinen Brüder sind wach," sagte sie, „nun müßt ihr gleich Bekanntschaft machen." Ein langer, etwas schlaksiger junger Mensch mit fahlem, kurzgeschorenem Haar, ging verlegen von einem Bett zum andern. Er murmelte Guten Abend, er lächelte, aber als täte es ihm weh.

„Gebt eurem Bruder einen Kuß," sagte Mama, „denn ihr müßt euch sehr freuen, daß er wieder bei uns ist." Ihre Hände klammerten sich um Alis Bettpfosten. Die Hände dort, in die sich nun die kleinen zerkratzten Pfoten ihrer Kinder so vertraulich legten, sie hatten Menschenblut vergossen in tierischer Wut. Und bis es soweit kam, hatten sie vieles andre verübt, was die Menschen milder beurteilen und das Gesetz milder bestraft, und das ihr viel schrecklicher schien, weil es ihr unbegreiflicher war. War das nun ausgelöscht durch die Strafe? Oder blieb einer, der solcher Vergehen fähig war, dadurch gezeichnet für immer, als zu einer Menschenschicht gehörig, die sie bedauern aber nie verstehen konnte? Oder schlief

vielleicht in ihren eignen kleinen Söhnen ebenso giftiges Samenkorn und schlief sich nach Gottes Ratschluß zu Tode oder wachte plötzlich auf, mit unbändiger Triebkraft, wenn alles sicher und befestigt schien? Aber war das ein Grund, um nachsichtiger zu urteilen, weil man selbst oder sein eigen Fleisch und Blut ähnlich straucheln konnte? Was half alles Denken und Abwägen? Eins war gewiß: er hatte zahlen müssen mit dem, was am kostbarsten war, mit der unwiederbringlichen Zeit, mit Sonne und Luft und dem Rausch freier Glieder in der Morgenfrische, dort in der Enge und dem Schweigen, bei grauer, eintöniger Arbeit, ohne Kameradschaft, ohne helles Ziel. Er hatte gezahlt mit langen Jahren der kurzen Jugendzeit, und die kleinen, vergrämten Fältchen an seinem Mund waren wohl die Quittung darüber. Aber was an ihr lag, das sollte geschehen, auf daß er noch einmal, in Demut aber in Klarheit, ohne Vertuschen und grade darum nicht ganz ohne Stolz, sein schweres Leben neu beginnen konnte; und wenn es ihn jetzt in weite Ferne führte, auch dort sollte er wissen, daß sie zu ihm stand in seinem neuen Leben.

„Wo bist du denn so lang gewesen," fragte Adallah, dem der Fremde stumm, wie hilflos, über den kleinen Hemdärmel strich.

Der junge Mensch wurde rot, er murmelte den Namen einer fremden Stadt.

„Stanja ist in einer Schule gewesen," sagte Mama. „Wir Menschen müssen alle in die Schule. Aber nun hat er ausgelernt." (Wie geschraubt das klang, dachte sie, gleich als sie's gesagt hatte.)

„Bleibst du nun hier?" piepste Adallah weiter, dem sich schon berauschende Aussichten auftaten, Kombinationen von Stanja mit dem Kahn und Haselnußexpeditionen mit Stanja und Ali und dem Gefleckten.

„Nein, morgen reise ich weiter," sagte der neue Bruder. Er hatte eine verschleierte Stimme, die den Kindern wie ein fremdartiges Instrument vorkam; und es war da etwas Nettes mit seinen haselfarbnen, etwas schräggestellten Augen, wenn er beim Lächeln das untere Lid so hochzog.

„Ja, aber du kommst wieder, und kommst oft wieder, und schließlich bleibst du da," sagte Mama, sie hatte ihr leises Mädchenlachen und wurde rot. „Du bist ja unser Ältester. Ja, mein Junge," und sie strich ihm über die Schulter und aus ihrer Handfläche schien ein heißer Strahl zurückzuschießen in ihr Herz, „ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß du bald wiederkommst in dein Vaterhaus. Wo auch deine liebe Mutter gewesen ist. Ja und siehst du, mir gehorcht man."

Der blasse Mensch lächelte wieder so gequält; und auch sie quälte sich. Was half die beste Absicht — da waren eben noch Wunden. Es war, wie wenn man einem Schwerkranken sagt: so nun schlaf schön, morgen ist dir besser. Da lächelten dann die Kranken auch so mühsam, als wollten

sie einem einen Gefallen tun. Wund war alles ... was man auch sagte, es war zu deutlich, zu unterstrichen; ach, ihre Hand war nicht leicht genug für so schwere Dinge!

Sie wandte den Kopf dem offenen Fenster zu. Es hatte noch ein paarmal geblitzt, aber schwächer; der Donner klang weit ab, als habe das Unwetter mit dem einen fürchterlichen Schlag seine Wut verbraucht. Der Regen rauschte in großen, ruhigen Wogen nieder, ein unendlicher Segen.

„Lieber Gott, der Roggen!" sagte Mama und horchte auf; ihr Mund bebte ein wenig. „Nun ist der Regen noch zur rechten Zeit gekommen."

Sie ging zum Fenster; sie lehnte sich hin, als wolle sie das Rauschen trinken, als sei sie selbst ganz ausgedörrt gewesen. Es war ihr lieb, dazustehn, unbemerkt; so konnten ihre Augen die eine, brennende Träne zurücksaugen, ungesehen.

Hinter ihr, bei den kleinen Betten, war nun ein Gewisper und Gekicher entstanden; sie merkte es wie im Traume. Und sie stand regungslos, ohne sich zu wenden; nur ihre Schultern bebten ein wenig; sie spürte, daß dort etwas vor sich ging, ganz außerhalb ihres guten Willens, etwas, das von Recht und Unrecht nicht wußte und nicht von Belohnen oder Verzeihn. Nein, ungerufen, sanft erobernd, wie das neue Gras, hier früher und dort später, die verdorrten Stellen durchbricht und belebt, heilend wie der durchsichtige Saft, aus der Wunde selbst bereitet, den Baumschnitt überzieht, daß er nicht faulen kann. Sie fühlte, sie konnte nichts dazu tun; aber abseits stehn, sich nicht drein mischen, nicht stören, das konnte sie. Demut! Sie hatte das Wort oft gebraucht, aber doch meist nur auf andere angewandt. Jetzt eben meinte sie, es in sich selbst zu erkennen.

Diese ereignisvolle Nacht, die die Kinder im Halbwachen durchlebten, dies Gemisch von Donner und Wagengeroll, die kurze Erscheinung des großen Bruders, der von nun an wie ein unsichtbarer Kriegsgott bei allen Abenteuern der Schiedsrichter war, und, fast ebenso erstaunlich, Mamas Erscheinen hier oben, ihr leiser Duft, ihre Stimme, wie von Regentröpfchen durchglitzert, als sie dort am Fenster lehnte, abseits, freundlich, schwach erhellt ... das alles wurde für Ali und Adallah zu einem unauflöslichen Ganzen, wie Dinge, die man im Nebel gesehn, sich getrennt nicht mehr vorstellen kann.

Beinahe das Allermerkwürdigste aber war, daß, als sie bei gleichmütigem Regenakkompagnement wieder allein lagen, Dralle im Gummimantel erschien, naß und ziemlich brummig, aber doch wie ein rechter Himmelsbote, denn er hatte das Braune und das Gefleckte auf dem Arm, setzte dieselben auf beide Bettchen nieder und erklärte, es geschähe dies auf Befehl der gnädigen Frau.

In Brüſſel

von Otto Flake

Um Brüſſel zu überblicken, gibt es Türme von Kirchen und Stadthäuſern, aber man denkt nicht mehr daran, ſie zu benutzen — man fährt auf die Terraſſen der großen Warenhäuſer.

Es ſind Aſphaltplätze in der Luft, ſo grau wie irgendein Aſphaltplatz unten, wo die Straßenbahnen fahren; es ſind Tennisplätze, die durch Lineale von Pflanzenkäſten in Quadrate eingeteilt worden ſind. Auf die großen Lineale laufen kleine Lineale ſenkrecht zu; es entſtehen Niſchen, in denen man Tee trinkt und ein Klavierkonzert anhört.

Der Wind weht bald von den Wäldern her, die bis zu den Ardennen reichen (Wälder von ſagenhafter Vergangenheit, in denen die Ritter Brabants Feen begegneten und die alten Kaiſer Hirſche jagten), bald vom Meer, das ſich am Horizont hinter Antwerpen ahnen läßt; der Juſtizpalaſt liegt von fern ebenſo phantomhaft weiß und dekorativ da wie das ihm an Zweifelhaftigkeit ebenbürtige Sacreceur auf Montmartre, und Brüſſel iſt ein Panorama geworden, ein großes Panorama, ähnlich dem ſüdländiſchen von Stuttgart. Die Stadt klettert auf zwei Höhenzüge hinauf, zwiſchen ihnen, entlang einer Flußſohle, die längſt überdeckt iſt, kriecht die Raupe der Altſtadt.

Das Klavier ſpielt einen Tango. Wie dieſe Muſik von vor dem Kriege dünn geworden iſt; ob man auf den Warenhausterraſſen der großen Städte der Entente auch nichts Neues zu ſpielen weiß? Einen Augenblick wünſche ich mir, eine Stunde da drüben ſein zu können, oben auf den Galeries Lafayette in Paris, denn es ſind nun zwei Jahre her, daß man nichts mehr von der Welt draußen erfährt. Immerhin, ich bin in Brüſſel, das iſt bereits nicht mehr die Heimat, und hier oben laſſen ſich ſchon Gedanken über Europa hin ſpinnen. Von den Ardennen zum Meer ſtreicht der Wind, und Brüſſel liegt genau auf halbem Wege. Wie war das doch im Frieden?

Wie man bei uns in einer Provinz, die man genau kennen lernen will, einen Standpunkt wählte, den man jeden Morgen verließ und jeden Abend wieder aufſuchte, ſo wählte man damals Brüſſel, um ein ganzes Land zu durchſtreifen. Es koſtete ein paar Franken, den Preis für ein Generalabonnement auf den Eiſenbahnen. So klein war Belgien, ſo billig und praktiſch waren die Hilfsmittel, und ſo unerhört nahe lagen Städte, die zu den älteſten Europas gehörten, neben Stätten menſchlicher Arbeit, die zu den dichteſten und reichſten gerechnet werden. Am Montag fuhr man nach Namur, am Dienstag nach Lüttich, Mittwoch nach Antwerpen,

Donnerstag nach Gent, Freitag nach Brügge, Samstag nahm man Mecheln und Löwen zusammen und am Sonntag badete man in Ostende; nie war die Reise weiter als vierzig, fünfzig Kilometer, es war bequemer, zurückzufahren als zu übernachten, und der Portier des Hotels konnte glauben, man sei nur in ein Café gegangen oder füttre auf der Robinsoninsel im Bois wie alle Welt die Tauben.

Man schlug einen Radius um Brüssel, nicht größer als der von Berlin nach Brandenburg ist, und füllte sich in acht Tagen mit Kenntnissen an, die alle Gebiete menschlicher Leistung umfaßten, Kunst, Gewerbe, Schiffahrt, Bergbau, dichtestes Eisenbahnnetz, Kanäle ohne Zahl, gehäuftes Geld, das in aller Welt arbeitete. Seltsames Land Belgien, das zwischen Frankreich und Deutschland gelegt war, vorbestimmt, das Feld zu sein, auf dem die beiden gewaltigen Reiche zusammenstießen, wenn sie aufsprangen, um sich im entscheidenden Kampfe zu messen. Welche Schicksalhaftigkeit — die zu fühlen und auszusprechen Aufgabe des geistigen Beobachters ist, weil in der Not des Tages die Besiegten und Sieger sie vergessen, während sie doch beiden das Grundgesetz des Verhaltens geben wird.

Am Himmel verschieben sich die großen Kulissen der Wolken, die Sonne bricht durch die schwarzgraue Schwüle des Julitages, und für eine Viertelstunde liegt das Land im Licht; wo es sich im äußersten Nordwesten in einem feinen Strich am Horizont spiegelt, ist die Schelde, noch nicht das Meer, doch meerhaft schon. Frieden scheint zu sein, und man ist da oben wie der Wärter auf dem höchsten Turm im Land. Unwahrscheinlich, daß in dieser Landschaft Schützengräben bösartig im wogenden Grün verborgen sein sollen. Aber, als habe die Sonne sie hervorgelockt, kommen die dumpfen Erschütterungen herüber; das Ohr ist gegen sie merkwürdig hilflos, sie lassen sich nicht erfassen und sind doch körperlich. Sie folgen sich regelmäßig und haben den Rhythmus einer riesenhaften Strickmaschine — ja, das ist es, die Kanonen stricken. Manchmal plumpt eine schwere dumpfe Entladung hinein, das sind die Sprengungen, die vielleicht einem Dutzend Menschen das Leben kosten. Man weiß es und es sagt einem doch nichts, weil man es nicht sieht und aus den Tagesberichten, wenn sie von den Minenkämpfen sprechen, nie der Ton des großen Geschehens spricht, der bei den Angriffen stürmender Hand bei aller Zurückhaltung durchklingt.

Das Klavier spielt einen Walzer, schwarzer Takt mischt sich mit Feldgrau, rote Kreuze der Schwestern mit den Emblemen, die belgische junge Männer auf dem Rockaufschlag tragen; das kletternde Surren der Trambahnen steigt aus den Schächten der Altstadt empor, ein Kirchenglöckchen beginnt zu läuten und in seiner eiligen Helle ist etwas von Mittelalter und Beginenzeit. Als ob ich wirklich der Türmer über der Stadt wäre, trete ich den Rundgang an.

St. Marie, der Justizpalast, der Turm auf dem Rathause, St. Gudula, das sind die Erhebungen der Stadt. Mit dem Panorama allein ist es nicht getan. Man sieht auch, daß es eine Stadt ohne charaktervolle Monumente großen Stiles ist. Der Justizpalast sitzt repräsentativ massig auf seinem Hügel, gleich einem riesigen runden Verschlußstück aus Eisen, aber er ist nicht viel mehr als Kitsch, fixe Idee eines Landes, das sein junges Dasein durch einen Monstrebau verewigen wollte; der Turm auf dem Rathaus ist weiße Zuckerbäckerei, die Kuppel von St. Marie in grüner Patina hübsch und doch nur unwesentlich, und St. Gudula — St. Gudula bietet notredamehaft das Profil der beiden Stümpfe, und man fühlt wohl, daß das weißgraue Gerieſel von oben nach unten da ist und nicht geleugnet werden darf, aber es ist nicht genug, was man empfindet, die Vibration bleibt aus, letzte Liebe und Zärtlichkeit bleiben aus. Kirchen ohne Rosette über dem Portal berauben sich ihres schönsten Schmuckes, sie sind wie Frauen ohne Busen. Neulich brach ein Schwabe, mit dem ich vorüberging, in den unerwarteten Ruf aus: „O, die dumme, große Silberdistel." Das war ungalant gegen St. Gudula, aber es war in seiner Art treffend.

Den Cinquentenairetriumphbogen sieht man von hier nicht: wenn man ihn sähe, könnte man nicht mehr von ihm sagen, als daß er das Abschlußportal einer auf Abbruch eingerichteten Gartenbauausstellung sei. Im Nordwesten, auf dem Hügel über dem Hafen steht die Kirche von Laken in einem Gerüst: möchte man es nie abnehmen von dieser Schöpfung einer eklektischen Phantasie. Alles Zärtliche, was ich von Brüssel zu sagen habe, wird sich auf die Bürgerhäuser der weißen, heiteren Oberstadt konzentrieren.

Ich erinnere mich, daß mich einmal von allen Kapiteln des Feldzuges von 1870 keines so interessierte wie das Kapitel Straßburg, und daß ich einen Monat lang in den Bibliotheken die Quellen zusammensuchte, um mich in die Stimmung der Stadt zu versenken, deren Gassen und Menschen ich so gut kannte. Über die Zeit der Belagerung war vieles zu erfahren, aber dann nach der Übergabe, wie lebte sie dann? Die Okkupation interessierte mich brennend, wie war das, wie richteten die Deutschen ihr Leben ein, als das Gewitter vorübergezogen war und jeden Augenblick zurückkommen konnte, ihr eigenes und das der Bewohner, was dachte man auf beiden Seiten, wie vollzogen sich die ersten Annäherungen?

Kurz, ich fühlte den Reiz des Provisoriums, des Zwischenstandes, der keimhaften Andeutung von Gegensätzen, die sich zur elsässischen Frage entwickeln sollten, und ich wünschte mir oft, das mit eigenen Augen und Sinnen erlebt zu haben. Es muß tausend Züge des Alltags gegeben haben, die

aufzuschreiben niemand eingefallen war und die doch einen wundervoll lebendigen Stoff geliefert hätten. Nie kam mir damals in den Sinn, daß Umstände eintreten könnten, die mir eine Erfüllung meines Wunsches bringen könnten, wenn auch fern von Straßburg. Nun bin ich in Brüssel und könnte mühelos Bücher mit jenen Kleinigkeiten füllen, die nie wiederkehren werden, weil sie nur da sind, solange der Krieg währt.

Es ist schrecklich, den Krieg zu wünschen, um ihn gekannt zu haben; aber wenn er da ist, verleiht es eine ungeheure Erweiterung der Erfahrung, ihn miterlebt zu haben. Erleben heißt Anschauung an Anschauung fügen, und ich merke, wie die Kraft wächst, über alle Fragen des Lebens etwas Wesentliches zu fühlen, seitdem Europa im Brüllen der Kanonen daliegt. Abstrakte Worte, der Staat, die Wehrpflicht, der Handel, die Parteien, die Opposition und die Massenregie, sind durch die Kommunion des Krieges Fleisch und Blut unseres Fleischs und Blutes geworden, und neben Dinge, durch die man früher Mensch wurde, die Frau, die Kunst, die Landschaft und die Arbeit, der man hingegeben war, sind die großen Gedankenfaktoren getreten, die die menschliche Gesellschaft zusammenhalten und erschüttern. Die Toten sind tot, und wir, die wir leben, laßt uns den Krieg ernst für das segnen, was er uns zu unserem inneren Wachstum gibt.

Ich saß heute vor einem Café an der Ecke, wo der Platz am Nordbahnhof in den Boulevard des Nordens übergeht. Man kennt diese Terrassen auf dem Bürgersteig von Paris her, und nichts vermisse ich in Deutschland so sehr wie diese Sitte, die erlaubt, jeden Tag in Berührung mit seinesgleichen, den Menschen, zu treten. Sie ist mehr als Müßiggang, sie ist eine soziale Einrichtung.

Wer hier am Eingang der großen Verkehrsstraße sitzt, hat das Gefühl, er halte die Schlagader der Stadt selbst in Händen und spüre ihren Puls. Die Häuser sind mit den Goldbuchstaben der Geschäfte bis unters Dach gepflastert und auf den Dächern stehen die Gestelle der Abendreklame. Karren mit Schlachtvieh kommen vom Bahnhof und tauchen in den Schacht des Boulevards ein, der zum Schlachthof führen wird. In einer Viertelstunde hat man die drei Gattungen von Automobilen vorüberfahren sehen, die es jetzt noch gibt, die militärischen, die der Commission of relief, die der neutralen Gesandtschaften. Schulmädchen ziehen in Trupps vorbei; es gibt keine Backfische in diesem Land, es sind alles schon kleine Frauen, stark im Busen und in der Wadenrundung. Schwestern mit allen Kopfhauben, die in der Christenheit vorkommen, schleppen sich durch die Sonne, in dieselben schweren dunkeln Gewänder gekleidet wie im Winter; Zeitungsjungen rufen die Blätter von Brüssel, von Holland aus, und was die deutschen Blätter betrifft, so braucht man nur hinüber auf

den Bahnhofsplatz zu sehen, wo Berliner, Kölner und Frankfurter Verlage bald ein halbes Dutzend Stände eingerichtet haben; der Buchhandel ist den Behörden der Okkupation auf dem Fuße gefolgt und die Zeitungen werden hier billiger als in Berlin verkauft. Und wie in Berlin ist das ganze Bild mit den starken Farbflecken wohlfeiler Blumen durchsetzt.

Man sieht unendlich viel junge Männer wie in Friedenszeiten, und wenn die deutschen Soldaten nicht wären, könnte man keinen Unterschied gegen früher bemerken. Jede Minute führt ihrer fünfzig vorüber; manche kommen aus den Garnisonen in der Etappe und sehen schlendernd die Häuser hinauf, andere scheinen direkt aus dem Felde einzutreffen, man merkt es an dem umgekehrten Verhältnis, in dem ihre verbrauchten Uniformen zu dem tiefen Braun ihrer Gesichter stehen. Diejenigen, die zur Garnison Brüssel gehören, sind an dem weißen Bändchen auf dem Achselstück kenntlich. Es kommen Armeebeamte und bisweilen ein Österreicher, hinter dessen eleganter Haltung die Belgier hersehen; sehr interessant ist es, die Offiziere zu beobachten. Es hat sich ein ausgezeichneter Typus entwickelt, schlank, ohne ein Gran Fett — sie erinnern mich an einen französischen Roman, den ich dieser Tage las, und in dem eine Französin, die Berlin besuchte, verwundert und offenbar mit einem Seitenhieb auf die deutschen Frauen feststellte, „wie viel schöne Männer" es über dem Rhein gebe. Aber mein ganzes Herz und sein tiefster Respekt gehört den Gemeinen, weil sie das Volk sind, das Volk, das schweigend die Blutsopfer und alle schweren Lasten trägt.

Es herrscht strenge Mannszucht auf der Straße, wie es ein Anschlag am Bahnhof verlangt; sie besteht nicht nur darin, daß der gemeine Soldat ohne Fahrlässigkeit zu grüßen hat, der Vorgesetzte ist nicht weniger angehalten, unbedingt jeden Gruß zu erwidern. Grußzwang besteht auch für die belgischen Polizisten den Offizieren gegenüber: dieser Gruß und Gegengruß machen einen ausgezeichneten Eindruck, es kommt darin zum Ausdruck, daß beide Parteien zusammenarbeiten, um die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Zwei der belgischen Agenten stehen neben meinem Tischchen, sie sind sehr elegant und die kurze Pelerine scheint wie eine letzte dekorativ gewordene Erinnerung an spanische Vergangenheit zu sein, wenn sie auch schlecht und recht nur französische Nachahmung ist. Ihnen gegenüber, an der andern Ecke, halten deutsche Militärpolizisten, derbe Soldaten mit übergehängtem Gewehr, schwarzweißroter Armbinde und einem gelben Blech über der Brust.

Die deutschen Polizisten stehen neben einer Litfaßsäule. Während ich zu ihnen hinübersehe, bemerke ich einen kleinen Herrn in fliegendem Mantel, der die Plakate studiert. Diesen Mantel sollte ich kennen, und es kommen mir die Worte aus den Nordseebildern auf die Zunge: „Herr Doktor,

sind Sie des Teufels?" Da ich sie nicht über die Straße rufen kann, bringe ich sie ihm hinüber. Wir begrüßen uns, ich sage: „Noch heute habe ich Ihren letzten Artikel von der österreichischen Südfront gelesen, und nun sind Sie hier." Nun, was die Südfront betrifft, so haben ja die Österreicher die Offensive abgebrochen und „unser Berichterstatter" ist nach Belgien gefahren, um für die englische Generaloffensive bereit zu sein und, bis sie kommt, etwas über die Entwicklung der flamischen Sprache zu erfahren. Die Probleme der Zukunft schälen sich allmählich aus dem Kriege heraus und aus dem Krieg wird Frieden werden — ein anders geführter Krieg. Seit zwei Jahren ist Dr. A. jetzt unterwegs, unermüdlich auf den Spuren des Krieges und selbst eine Kriegsfigur, ephemer und von Zeitungsinteressantheit umwittert.

Ich kann ihm einiges sagen, er setzt sich zu mir. Ich beneide ihn, weil er alles sieht, er beneidet mich, weil ich eines wenigstens gründlich sehe. Ich erwähne meine Erinnerung an die Straßburger Okkupation, wir verstehen uns und wenden uns der Gegenwart zu. Ja, man soll dankbar sein für das, was nun einmal da ist, und wenn sich für uns als Deutsche auch die Welt seltsam verkleinert hat, sie ist darum nicht weniger ein Rundes, ein Erdteil mit bedeutungsvollem West und Ost, Nord und Süd, den man umreisen kann. Wallensteins Lager von Ostende bis Bagdad, wer das gestalten könnte.

Ich gehe mit ihm essen. Er ist wie jeder Mann von Geist ein Verehrer der Kultur des Essens; sie erstreckt sich von den Lokalen und Kellnern bis zu den Speisen selbst. Nichts in Brüssel ist, im guten Sinn, französischer. Die Lokale sind klein und heiter und selbst die goldprunkenden Brasserien ermangeln nicht dieser Heiterkeit. Die Kellner sind diskret und vertrauliche Sachberater. Wir essen in einem Restaurant, das Baedeker mit zwei Sternen geehrt hat. Es ist im Durcheinander der alten Gassen nicht leicht zu finden. Außer Offizieren kommen wenige Besucher, es sind immer gewählte Paare; sie treten in guter Form ein und nehmen ebenso unauffällig Platz. Man ißt nicht zuerst ein Gericht und bestellt dann ein anderes, man stellt von vornherein sein Diner zusammen und es ist von einer inneren Logik und wägenden Berechnung.

Beim Kaffee wenden wir uns wieder der flämischen Frage zu. Der Doktor hat eine Andeutung von der Bildung eines einheimischen Bundes erhalten, der für die Trennung des Landes in zwei homogene und gleichberechtigte Verwaltungen eintreten wird. Die Landessprache der einen soll flämisch sein, die der anderen französisch, da Wallonisch es nicht über den Rang eines Dialektes gebracht hat, obwohl es mehr als Dialekt, koordinierte romanische Sprache ist. So weit also hat sich ohne Zutun der Deutschen die Frage entwickelt, die vor dem Krieg akut zu werden be-

gann und durch den Krieg, mag er enden wie er will, einen Anstoß bekommen hat, der nie mehr ausgeschaltet werden kann.

A. will wissen, wie sich die deutsche Verwaltung zu der Frage stellt. Ich kann nur meinen Eindruck wiedergeben: sie verhält sich sehr vernünftig, indem sie dem Flämischen jede Hilfe leistet und im übrigen ohne Übereifer auf die Macht des flämischen Gedankens selbst vertraut. Es ist klar, daß die Flamen und gerade die besten Elemente unter ihnen davor zurückscheuen, aus der Hand der Okkupanten ein Geschenk fertig anzunehmen, das ihnen später einen Vorwurf bringen würde. Das ist durchaus begreiflich. Es kann sich für uns nur darum handeln, den Flamen zu ihrem Recht zu verhelfen, das ihnen wohl prinzipiell zugestanden, aber in der Praxis vielfach vorenthalten worden ist.

Einmal wird in Europa die Zeit kommen, wo Deutschland für alle die von ihm politisch getrennten und selbständig gewordenen germanischen Nationen kleineren Umfangs im Süden, Norden und Nordwesten etwas wie der große Bruder sein wird, der es in der Familie am weitesten gebracht hat und ihnen allen seine Hochschulen, sein Schrifttum, seine Wissenschaft und hoffentlich auch seine bis dahin ausgeglichene Kultur zum Gastgeschenk macht, der Bruder, den man besucht und dem man zu Dank verpflichtet ist, weil er sich nicht in die eigenen Angelegenheiten mischt.

Ich glaube, daß die Flamen eher als die anderen diese Anlehnung suchen werden, weil sie sie nötig haben. Ohne die politische Stärke Deutschlands werden sie einen schweren Stand haben, denn Belgien wird nach dem Kriege im großen zum Turnierplatz des Streites werden, der sich vorher im Elsaß im kleinen abspielte. Die elsässische Frage ist erledigt, weil alles seine Zeit hat und es im Elsaß keine Ablehnung der deutschen Gemeinschaft mehr geben darf. Die französischen Ansprüche auf das Elsaß haben jetzt endgültig einen morbiden hysterischen Zug bekommen, sie waren schon vorher eine durch die zweihundert Jahre lange Zwischenherrschaft gemilderte Dialektik.

Dr. A. sieht sich nachdenklich in dem so französischen Lokale um. Ich lese seine Gedanken und erwarte seine Frage. Er äußert sie aber in einer zugespitzten Form, die mich überrascht, weil sie sofort den schwierigsten Punkt herausgreift. Er sagt: „Gut, mag Lüttich oder sonst ein wallonischer Ort Hauptstadt des wallonischen Teiles werden, wie steht es aber mit Brüssel, wem fällt Brüssel zu, ist es gut, Brüssel mit seiner französierten Bourgeoisie und den tausend französischen Anlockungen zur flämischen Hauptstadt zu machen?" Ja, das ist ein Problem. Wie man es lösen wird, weiß heute niemand, es steht nur fest, daß es das Problem ist. Man könnte an Mecheln denken, an Antwerpen, das der französischen Grenzlinie am entrücktesten ist.

Wir waren ungefähr im feinsten Restaurant Brüssels gewesen. Aber als wir den Fuß vor die Tür setzen, stehen wir in einer Gasse, über die ein Neuberliner die Nase rümpfen würde, obwohl auch Berlin einmal diese Verbindung von Küche und Altstadt nicht unbekannt war. Mir gefällt es über die Maßen, mich an einem wenigstens durch seine Enge und den Wirrwarr von kurzen Durchschlupfen mittelalterlichen Punkt zu wissen, im Herzen, in der Mutterzelle einer Stadt, die schon in ihrem größten Teil nicht dem Schicksal entgangen ist, Großstadt zu werden und sich zu banalisieren.

Wir haben nur ein paar Schritte auf den Großen Platz. Er ist geschlossen, wie ein guter Platz sein soll, kein Baum, kein Denkmal, nicht einmal das von Egmont und Horn, die doch hier enthauptet wurden, und dieser Verzicht, der gewiß schon manchem Schock Stadtratsbürger das Herz abgedrückt hat, beweist, wie bewußt man die Reinheit des Platzes hütet. Das ist gut; gleichwohl kann ich mich nicht seinen bedingungslosen Lobrednern anschließen.

Es geht mir mit ihm wie mit St. Gudula. Immer Momente der Wirkung und der Anerkennung, nie dauernde Ergriffenheit. Der Platz hat mehr Cachet als seine Schönheit. Die Zunfthäuser wurden in einem Augenblick gebaut oder wiederaufgebaut, nach der schweren Zerstörung durch die Franzosen vor zweihundert und einigen Jahren, als aus den Bürgern mehr der flämische Trotz und der Wunsch einer Demonstration von Lebenskraft als die unbewußte Liebe und Hingabe sprach. Man wollte zeigen, daß man noch lebte, weiter zu arbeiten entschlossen war und es sich noch immer quand même etwas kosten lassen konnte. Man baute mit Pomp und bewarf die Häuser förmlich mit Gold.

In zwei Jahrhunderten sind Gold und Grau zu einem Ton verwachsen, der seinen Zauber nicht verfehlt, und nur das entsetzliche Weiß des restaurierten Stadthausturmes will und will nicht hineinpassen, wenigstens am Tage nicht. Jetzt ist tiefe Nacht, der Platz liegt schon in Finsternis, nur am Rathaus ist an der Ecke eine gelbe leuchtende Scheibe, die Uhr, deren Zeiger nur noch um ein weniges auseinander stehn. Wir warten, bis sie sich decken, Mitternacht. In der Höhe ein paar blasse Sterne im jagenden Gewölk, im Waghaus, das wie ein geöffneter Mantel die eine Schmalseite des Platzes ganz umfaßt, verstummt ein Grammophon; der deutsche Posten vor dem Brauerhaus, auf dessen Giebel ein Augustus zu Pferd reitet, ein winziger scharf umrissener Colleone in der Höhe, wechselt das Gewehr und macht ein paar Schritte. Die Zeiger auf der gelben Scheibe entfernen sich voneinander, ein neuer Tag beginnt, aber man trennt sich schwer und hat Lust, noch den Kehraus auf dem Boulevard Anspach und du Nord anzusehen.

Es koſtet nur ein paar Schritte. Überall Gruppen von Menſchen, die aus den Vergnügungsſtätten kommen, an jeder Ecke die petites femmes, die hoffen, doch noch Anſchluß bei den Nachzüglern zu finden; es beginnt zu tröpfeln, der hergebrachte tägliche Regen meldet ſich an. Man glaubt, er habe es nicht eiliger als man ſelbſt, aber plötzlich ſetzt er mit einer rückſichtsloſen Heftigkeit ein und im Nu verwandelt ſich die Gummidecke des Aſphaltes in einen glatten Spiegel, der den Gang erſchwert. Alles drückt ſich an die Wände, die Straße ſelbſt bleibt drei Militärpoliziſten frei, die unbekümmert ihre Runde machen. Und nun erleben wir zum Abſchied die Szene, die ſo trüb und mahnend iſt.

An einer Haustür ballt ſich ein Haufen Menſchen zuſammen; was iſt geſchehen, daß ſie des Regens nicht achten? Schläge hämmern gegen die Tür, man begehrt Einlaß, um eine alte Frau, die umgeſunken iſt, hineinzuſchaffen. Sie iſt tot. Eine Frau aus dem Volke, graue Strähnen haben ſich gelöſt und liegen über weiten ſtarren Augen. Die Militärpoſten drängen die Menge zurück, das Haus wird nicht geöffnet, die Tote liegt im ſtrömenden Regen, niemand gibt einen Mantel her, um ſie zuzudecken. So zu ſterben iſt der Tod des armen Volkes. Nach einer Weile kommt ein Wagen, er iſt mit Blech ausgeſchlagen, man ſchiebt die Tote hinein, das Pferd zieht an, ſie fährt zur Morgue. Eines der Straßenmädchen wirft uns einen bittenden Blick zu — es iſt kein gutes Gewerbe, das ſie treiben, im Angeſicht des Todes zwingt ſie die Not, denn ſie iſt nicht mehr jung und man kann nicht mehr von Leichtſinn ſprechen. Der Doktor macht ihr ein Zeichen, an der nächſten Straßenecke gibt er ihr ein Geldſtück. Sie rafft ihre naſſen Röcke zuſammen, wir ſteigen in eine Kutſche, ein alter müder Gaul zieht ſie, auch er hat das Leben kennen gelernt.

Acht Tage lang ſehe ich A. nicht. Eines Samstagabends taucht er auf und fragt, ob ich Luſt habe, einen Sonntagsgang über Land mit ihm zu machen, einen ordentlichen Gang, bei dem man das ſchöne, große Gefühl hat, durch den Sommer zu marſchieren. Mein Plan für Sonntag ſteht ſchon feſt, ich will nach Löwen fahren. Das reizt ihn nicht ſehr, denn er hat die Stadt unmittelbar nach den Ereigniſſen im Auguſt 1914 und ſeither ein zweitesmal geſehen. Ja, wenn man hinlaufen könnte, meint er. Ich komme auf eine Idee. Wir werden bis Tervueren mit der elektriſchen Straßenbahn fahren und von da zu Fuß nach Löwen gehen, das ſind noch etwa drei Stunden, köſtlich in der Friſche eines Sonntagmorgens.

Um halb neun erwarte ich A. an der Porte de Namur. Nach der Sonnenzeit iſt es halb ſieben, das iſt noch ganz früh, die Häuſer liegen

weiß und friedlich da, die Stadt hat etwas vom Land bei Sonnenaufgang. Es steigen nur deutsche Soldaten mit uns in den offenen Wagen, ich frage mich, ob die Deutschen allein den Drang ins Grüne haben und die Belgier wirklich so töricht sind, die blaue, windgefächelte Frühe nicht zu benutzen, nur weil sie die deutsche Zeit nicht anerkennen wollen.

Zunächst liest alles die Nachtdepeschen des „Belgischen Kurier". Als wir das Quartier Leopold erreichen, erhalte ich eine kleine Lehre. Es wimmelt von einheimischen Ausflüglern, sie laufen Sturm auf die Wagen, und an jeder Haltestelle wird die Zahl derer, die zurückbleiben müssen, größer. Man soll nie aus vereinzelten Beobachtungen allgemeine psychologische Schlüsse ableiten. Mit Kind und Kegel ziehen die Belgier hinaus, manche haben noch einen ganzen Trupp befreundeter junger Mädchen eingeladen, auf den Plattformen stehen Angler, die ein Arsenal von Gerätschaften mitschleppen und wie verwegene Alpinisten aussehen.

Hinter dem Cinquentenaire beginnt die breite Avenue de Tervueren, und so bleibt nun die nächste halbe Stunde das Bild: gartenhafte Allee zwischen Vorgärten und Einzelhäusern, die im Licht dieser Hochfläche liegen und die vielleicht schönste Neustadt bilden, die man auf dem Kontinent finden kann. Brüssels Reiz ist die Neustadt; ich bin schon lange von dem Zauber ihrer weißen und basaltgrauen Häuser erfaßt und lasse keinen Tag vorübergehn, ohne sie aufzusuchen.

Der Park von Woluve wird durchschnitten, und es scheint einen Augenblick, als fange das Freie an, so weit sind seine ab- und aufsteigenden Rasen, aber dann beginnt wieder das alte Bild der Avenue, die König Leopold anlegen ließ, um Tervueren mit der Stadt zu verbinden. Er hat in der Stadt selbst viel gesündigt, denn er hatte einen schlechten Architekturgeschmack im Stil eines modernen Börsianers, der er ja auch gewesen ist, aber der Gedanke dieser Avenue war schon königlich.

Den Tram begleiten Radfahrer, junge Paare im nationalen Kabriolett, und daß die Autos fehlen, die sonst zum Eindruck gehören, ist nur Wohltat; viele gehen auch zu Fuß, und von allen, die in Bewegung sind, kommt Lachen und Freude herüber — das sind die großen Städte, die Sonntags in die Wälder auswandern.

Neben mir sitzen drei Deutsche mit gelbrotem Nationale auf der Mütze, Badenser, und es berührt mich tief heimisch, in Brüssel ihren Dialekt zu hören. Der eine ist ein alter Offizier mit geschliffener Brille und den dunkeln Augen, die man oft im Schwarzwald trifft; beides gibt ihm eine Ähnlichkeit mit einem Japaner. Der zweite ist beinahe dreimal so jung wie er, ein Fliegerunteroffizier mit mädchenhaft glattem Oval und noch ganz töricht offenstehenden Lippen, er ist überschlank und wächst noch wie ein Sekundaner. Der dritte, das ist der vollbärtige Landwehrmann, der

alemannische Bauer mit der Pfeife von 1870 im Munde. Als er einstieg, nickte er dem Offizier zu, wie Bauersleute es beim Einsteigen tun; der Offizier hatte Humor, er zieht ihn in ein Gespräch, und die drei Chargen reden, als säßen sie im Bürgerkleid zwischen Offenburg und Karlsruhe im Zug. Disziplin ist gut, harmlose Unbefangenheit zu ihrem Recht kommen zu sehen tut wohl. Ich erinnere mich an einen preußischen Offizier, der mir neulich ein wenig kopfschüttelnd erzählte, daß es bei den Bayern von Arras nichts Ungewöhnliches sei, wenn die Soldaten den Offizier, mit dem sie ein paar Wochen in den Gräben liegen, mit Hauptmann und Du anreden, so ungefähr, wie es die Schweizer und Tiroler tun. Weiß Gott, daß ich mich als Großalemanne fühle und nach dem Kriege diese Heimat voll Charakter nicht vergessen will. Es mag überhaupt sein, daß Süddeutschland, das diesen Krieg so opfervoll führt, in dem Maße an Bedeutung gewinnt, als Österreich und der Weg nach dem Balkan in den Vordergrund treten. Krupp baut in München, das ist ein Symptom.

Die Landschaft wird auf der einen Seite frei, Getreidefelder steigen gewellt zu den ersten Waldrändern hinab, die Bahn umfährt ein Rondell mit Riesenazaleen, wie man sie in der Gartenstadt Gent züchtet; sie bilden tropisch ein Buschwerk, hinter dem ganze Vogelkolonien ungestört hausen. Der Wald öffnet sich, man fährt im Schatten lichter gotischer Buchen, ein Kreuzweg kommt, Wegweiser zeigen nach vier Richtungen, darunter decken ein Mann und eine Frau den ersten Erfrischungsstand; sie stehen ganz verloren und klein auf dem roten Waldboden, den im ausweichenden Halbkreis die Bäume umfassen. Es kommt das Wirtshaus von Quatre-Bras, wo am Nachmittag wie in einer richtigen Waldwirtschaft Tausende Geuse trinken und riesenhafte Brotscheiben mit weißem Käse und Lauch essen werden und wo man das Volk kennen lernt, das lärmende flämische Volk mit dem üppigen schweren Körperbau und den erhitzten blonden Gesichtern.

Nun ist es nicht mehr weit bis Tervueren. Schon sieht man das Dorf auf einem Höhenrücken liegen, die Sommerfrische, in die sich eine Malerkolonie und die Familien der Bourgeoisie teilen; die Bilder der Schule von Tervueren findet man dann an den Wänden der Salons wieder. An der Endstation wartet schon die Dampfstraßenbahn nach Löwen, man benutzt sie viel, weil die Staatsbahn dreifache Kriegspreise fordert. Gleich zur Rechten liegt das Petit Palais von Tervueren, sanssoucihaft weiß vom Park aus; es enthält das beste afrikanische Museum der Welt — weiter, die Negerplastik werden wir uns ein andres Mal ansehen.

Vom Schwarm der Ausflügler ist bald nichts mehr zu sehen, sie haben sich über Park und Wald verloren; wir marschieren allein. Die Landschaft wird wundervoll. Da stehen die ersten Platanen Hobbemas, ihrer drei

nebeneinander über grünender Gerste. Wälder steigen aus der Tiefe, berühren die Landstraße, weichen zurück und sinken wie über den Rand der Welt hinunter. Was sie freilassen, ist mit reifenden Feldern bedeckt. Mohn, Kornblume und Kamille leuchten herüber, die Blumen unserer Kindheit.

Oft habe ich jetzt von Deutschen gehört, diese Landschaft sei ihnen fremd, sie sei schön und bleibe doch irgendwie verschlossen. Das bedeutet nur, daß man seine Heimat in die Fremde mitnimmt und meint, nur daheim seien Flur und Wald ganz warm, ganz deutsch, ganz vertraut. Es ist ein Irrtum, durchaus auf Subjektivität begründet. Viele mögen fühlen: dieses Land ist Feindesboden für uns gewesen, und es ist uns nicht freundlich gesinnt, auch die Natur nicht. Man muß darüber hinauskommen, auch über den Eindruck, den besonders die wallonischen Siedlungen machen. Von ihnen darf man allerdings gestehen, daß sie nicht die warme Fülle des deutschen Dorfes haben, sie sind kärglich und scheinen nur eine rohe Anhäufung von Ziegelsteinen zu sein, in denen freudlose und ungütige Menschen leben. Aber hier wandern wir durch Flamenland.

Ich spreche einen Burschen an und frage ihn nach dem Wege. Er kann kein Französisch, also spreche ich deutsch und er flämisch, wir verstehen uns. Noch in der Bannmeile von Brüssel kommt es täglich vor, daß die Leute aus dem Volke auf Französisch mit einem Achselzucken antworten; die deutsche Verwaltung hat doch mehr als nur Wunschpolitik getrieben, als sie ein neues Schulgesetz erließ und in Brüssel wie überall für Trennung der Schüler nach der Muttersprache sorgte. Die Flüchtlingspresse in Paris, London, Le Havre und Amsterdam höhnt darüber; es ist jener Hohn, der ein Recht nicht zugeben will.

Beim letzten Stück werden wir müde; wir nehmen die Dampfbahn, die den dreifachen Weg gemacht hat, denn sie fährt in Schleifen, die wir schon ein paarmal überschritten haben. Löwen naht, ein zerschossener Giebel steht hoch und leer in der Luft.

Andere haben Löwen als stillträumende Kleinstadt im Gedächtnis, ich werde es immer mit dem leeren Giebel sehen. Im Grunde ist es gleich, wie die Dinge sind; daß sie eine Form haben ist das Wesentliche. Es ist schmerzlich für die Bewohner einer Stadt, wenn der Krieg über sie hinwegbraust, aber einer so großen Tatsache kann der unbeteiligte Beobachter sich nicht mit Anklagen und Erregung nahen, das ist nicht seine Rolle, er fühlt nur die Unerbittlichkeit des Geschehens. Es ist gut, daß ich mich so ein wenig vorbereitet habe, denn der Anblick zerstörter Straßenzüge ist von heftiger Wirkung.

Ich würde wünschen, daß man später nicht den neugierigen Reisegesellschaften von Amerikanerinnen zu dieser Sensation verhälfe; sie wissen nichts von den Dingen, nichts vom Krieg, sind von vornherein aufgehetzt, und

man hört sie schon jetzt in ihre nasalen Ausrufe ausbrechen, aus denen die Enge der Leute von Übersee spricht, diese Enge, die in ihrer eigenen Auffassung vorgeschrittene Freiheit ist und nicht weiß, wie sehr sie aus Massensuggestion, Selbstgerechtigkeit und Zeitungseinfluß besteht. Wir haben das Unglück, daß es von den Landungshäfen Westeuropas nur ein Katzensprung nach Belgien und Nordfrankreich ist, aber eine weite Reise nach Ostpreußen und Galizien.

Nie ist mir so deutlich geworden, wie sehr der Krieg ein Männerhandwerk ist; darum sollte man auch nur Männer ihn beurteilen lassen. Es stößt ab, sich vorzustellen, daß seine Schauplätze ein Spekulationsobjekt auf die Erregbarkeit fremder Reisender werden sollen. Ein Gastwirt hat schon vorausschauend seine Taverne nach Präsident Wilson genannt.

Genug von den Zerstörungen in Löwen. Ich will nicht so unernst sein, auszuführen, wie die ausgebrannten Häuserzüge sich fast erhaben friedlich unter blauem Himmel in das kleinbewegte Leben der engen Stadt einfügen, und auch nicht die Banalität begehen, zu versichern, daß die billigen Backsteinhäuser leicht wieder aufzubauen sind, obwohl in der Tat ein unersetzlicher Verlust nur der Inhalt der Bibliothek gewesen ist. Wir umgehen den Kapellenkranz von St. Peter, wir sind auf dem Fischmarkt entzückt von den winzigen Häuschen mit den Rocaillegiebeln, wir streifen durch Gäßchen am Wasser, die im Spitzenklöpplerviertel von Brügge stehen könnten, wir übersehen die Stadt vom Mont César, der italienisch Obstgärten und ein Kloster über der Ebene trägt, und wir beschließen, nach Mecheln hinüberzufahren, weil so unsere Laune ist und wir eine flämische Stadt im Lichte eines Sommerabends sehen wollen, in ihrem Licht, das die Feuchtigkeit des Meeres enthält und alle zarten Farben bindet.

Wir fahren dritter Klasse, des Volkes wegen, und werden nicht enttäuscht; eine Bande junger Arbeiter raucht uns zuschanden, es gibt beinahe Streit, bis wir ein Fenster öffnen können, und dann spucken wir ihnen gleichmütig unsere Kirschenkerne an der Nase vorbei. Das kommt ihnen durchaus glaubhaft vor, der Friede ist wiederhergestellt, und sie fangen an zu singen. Einer tut sich hervor, die anderen verstummen. Er singt flämisch, aber auf eine Manier, die ich nicht nur als wallonisch oder französisch, sondern nahezu als afrikanisch empfinde. Ich sage das nicht aufs Geratewohl, ich habe schon lange meine Meinung über ein gewisses urhaft dunkles Blutelement bei den Romanen, mag es nun auf die Kelten oder noch weiter zurückgehen.

Draußen stehen Getreide und Wiesengras so hoch, daß man versucht ist, zu fragen, wie mag eigentlich der Boden selbst aussehen? Kühe weiden in Gehegen, viel schwarzweißer Schlag, Gänse sind von apotheosehaftem Umfang.

In Mecheln gehen wir gleich zur Dyle. Der Pointillismus ist nur eine Phase im großen Ablauf der modernen Malerei gewesen, aber daß er an der „Natur" studiert wurde, wird mir hier immer wieder offenbar. Das sind die holländischen Bilder Signacs, heiter, meernähehaft im Ganzen, Zusammensetzung aus den grüngelben, rosabräunlichen Tupfen der Häuser, die sich im leise bewegten Wasserrande spiegeln. Hier malt man anders als auf den Hochflächen Bayerns, hier ist das Licht der Ebenen am Meer. Hier sind die Häuser puppenhaft, wie die ganze Stadt klein im Format, und eben darum so intim und menschlich ist. St. Romuald scheint zu widersprechen, darum ist sein Turm auch nie fertig geworden.

Der Marktplatz von Mecheln. Er liegt noch nicht abseits und im Stich gelassen wie die Grand'Place in Brüssel, er ist noch immer Mittelpunkt und Seele, darum könnte man ihn wohl das Herz des flämischen Volkes nennen, dessen religiöser Mittelpunkt Mecheln schon ist, in St. Romuald zelebriert der Metropolitan von Belgien. Ich sah ihn neulich an Pfingsten.

Auch bis hierher reicht Frankreich, wie es überall seine Fühler zur Bourgeoisie vorstreckt, aber hier sprechen doch nicht nur wie in Brüssel die unteren Schichten flämisch. Hier fühlt man: Flamen, das ist Zukunft und unmittelbare Berechtigung.

Ich bin dabei, Flämisch zu lernen; es ist eine Sprache, die unsereinem durchs Ohr eingeht und rasch ganz blutsverwandt erscheint; der Anfang dieses Prozesses besteht darin, daß sie einem wie ein Kinderkauderwelsch von Deutsch vorkommt. Egmont ist ein Opfer der „onverdraagsamheid" Albas gewesen, wie die Inschrift in Brüssel sagt, aber statt der Komik stellt man bald fest, daß diese Sprache schöpferische Neubildungen für Dinge gefunden hat, für die wir nur Fremdworte haben. Ihre Längen bestehen nur fürs Auge und sind Dehnungszeichen wie unser h, und es kann keine Rede davon sein, daß sie schwerfälliger als Deutsch sei. In Versen klingt sie wundervoll musikalisch, wie alle niederdeutschen Sprachen, das unmusikalische Englisch nicht ausgeschlossen.

Als wir im Sonntagabendtreiben wieder vor dem Nordbahnhof in Brüssel standen, lasen wir den historischen Tagesbericht vom 2. Juli: „In einer Breite von vierzig Kilometern begann gestern . . ." Die englisch-französischen Heere greifen an, die Entscheidung steht bevor. A. drückte mir die Hand und eilte ins Hotel.

Es ist nicht der geringste Reiz der Okkupation, daß man in den Verwaltungen den Geistigen aus dem Norden und Süden Deutschlands, aus gelehrten und den freien Berufen begegnet. Man selbst hat sich in vielem von den offiziellen Wegen entfernt, die die deutsche Bildung ein-

geschlagen hat — nun wird man, sagen wir, mit einem tüchtigen Oberlehrer bekannt, tritt mit ihm in Beziehungen, empfindet ihn wie eine ferne Erinnerung an Studentenjahre, überwindet die Fremdheit und studiert ihn ein wenig.

Er sitzt hier irgendwo in belgischem Staatseigentum, das er mit der Gewissenhaftigkeit der Heimat verwaltet; er gibt dem Dienst jede Minute, die ihm gehört, geht zu Tisch und hat dann drei Stunden freie Zeit vor sich. Er benutzt sie, um Stadt und Landschaft, engere und weitere, mit einer Systematik und Gründlichkeit kennen zu lernen, als solle er ein wissenschaftliches Buch darüber schreiben. Er ist mit Baedeker und Karte bewaffnet, er hat einen genauen Feldzugsplan entworfen, in dem alles vorgesehen ist, Kirchen und Museen, die Schlösser der Bannmeile, in denen Gobelins hängen, das Prämonstrantenserinnenkloster in Grimberghe, das Dorf, in dem Jean Steen lebte, Rouge Cloitre, wo Hugo van der Goes im Wahnsinn starb. Er besucht Fabriken und Privatsammlungen, besteigt jeden Turm und die Kongreßsäule, fährt an Pfingsten nach Mecheln, um den Kardinal zelebrieren zu sehn und kennt die Schauspieler des Dutzends Theater so genau, wie ein einheimischer Kritiker, der zehn Jahre Dienst hinter sich hat — kurz, er vervollkommnet seine Bildung. Das ist bei einem Deutschen, der das Ausland betritt, so national, so selbstverständlich, wie bei einem Franzosen, daß er sich mit dem weiblichen Teil der Bevölkerung bekannt macht.

Ich stelle fest, daß der Weg des Oberlehrers ein Weg wie ein anderer ist, ein pedantischer Weg, der mehr zum Wissen als zur schöpferischen Persönlichkeit führt, aber es ist genau die Methode, die die Deutschen so erfolgreich werden ließ. Er hat etwas, er hat viel von seiner Mühe. Man selbst ist wohl anders, man ist lässiger, kritischer, auswählender, aber es imponiert mir, wie diese große Stadt Wirklichkeit in ihm wird, wie er sie sich aneignet, und schließlich machte ich es ihm auf meine Weise nach und setzte mir ihr Bild aus hundert unermüdlichen Spaziergängen zusammen.

Ich bin der Meinung, daß mein Leben um die Hälfte ärmer wäre, wenn ich daraus die Städte entfernen müßte, die ich aufgesucht habe, die kleinen alten und die modernen großen. Stadt und Landschaft sind Erlebnisse wie die Frau, die Arbeit, der Ehrgeiz. Und nun verdanke ich der trüben Zeit des Krieges das schöne Bild der Oberstadt von Brüssel.

Zwei große Eigenschaften muß ich ihr zuerkennen, die Diskretion und die Heiterkeit.

Die Straßen sind eng, enger als bei uns in den Vierteln, wo die Wohlhabenden wohnen. Die Häuser sind nicht groß, die Fensterreihe ist schmal, es sind fast alles Einzelhäuser. Ich weiß wohl, wenn man hineinkommt, hört die große Treppe im ersten Stock auf, und um in den zweiten

zu gelangen, muß man eine enge Dienertreppe hinaufsteigen; ich weiß auch, es ist vieles ineinander geschachtelt, und es kommt vor, daß der mit zwei englischen Buchstaben bezeichnete Raum in der Form eines tapezierten Kamins in einem Wohnzimmer angebracht ist und nirgends Platz für eine Badewanne ist — gleichwohl, es sind Einzelhäuser, in denen man sein eigener Herr ist. So stehen ihrer zehn Stück in einer Zeile, die in Berlin ein einziger Block einnimmt, die Vorhänge an den Scheiben zeigen die schönste Leinenstickerei und Spitzen, eine Augenweide für den Liebhaber, der vorübergeht; die Messingschilder blinken sauber und vornehm. Die französische Abneigung gegen Auffälligkeit, die französische Liebe zur Zurückhaltung wollen hier durchaus anerkannt sein. Ein Garçon in weißer Schürze, ein flämisches Mädchen, das in kurzem Rock mit Holzpantinen das Trottoir wäscht, ein Auto (im Frieden) vor der Tür, das ist alles, was man in diesen stillen Straßen vor Häusern zu sehen bekommt, von denen jedes eher ein Liebesnest als ein Bürgerheim zu sein scheint.

Das ist die Diskretion. Die Heiterkeit wird durch die Farben bedingt, das Braungelb der Kieselsteine des Straßendammes, das Blaugrau der großen Basaltplatten des Trottoirs, das Weiß der Kalksteine der Häuserwände. Meist steigen die Straßen leicht an, und dann gibt die braungelbe geneigte Fläche der sorgfältig ebenen Kieselsteine eine Vision von Sommer, Sonne, Abend, Gelöstheit und Milde, die nur eine Einschränkung erleidet: daß die Sonne in diesem verhängten Lande so selten ist. Und doch, jeden Morgen und jeden Mittag, wenn ich aus meinem Haus trete, bin ich entzückt, die lange schmale Gasse vor mir liegen und sich senken zu sehen, in der so gar keine Experimente des Stils gemacht worden sind; ich weiß, ich werde an ein paar Läden vorüberkommen, die nur die zwei untersten Fenster der Bürgerwohnung als Auslage haben, so daß ganz diskret der Antiquar lediglich ein paar Karaffen und Dosen, die Schneiderin eine bordeauxfarbene Chiffonbluse und einen einzigen wahrhaft eleganten Hut ausstellen kann. Das will gesucht und gewürdigt sein, das sind keine Magazine, das ist noch gute Zeit von 1850. Möge es lange so bleiben.

Und mittags, wenn ich in meine Pension zu Tisch gehe, freue ich mich immer auf Perspektiven, die man in der nordischen Stadt nie erwarten sollte. Eine enge Straße senkt sich, der Tram fährt vorsichtig hinab, unten kommt ein winziges Plätzchen wie in einer Provinzstadt, darauf zehn, zwölf Bergulmen, niedrige, großblättrige, schattenspendende Sonnenschirmbäume, dann hebt sich die Gasse und hoch oben dahinter liegt ein erstarrtes Meer von Häusern, die kurze, unwesentliche Dächer mit grauweißen Hohlsäumen haben und vom Aufsatz eines Kirchturmes überragt

werden, der mit den spitzenhaften Eisenblechjalusien so spanisch wirkt; das alles in schmalen Senkrechten nebeneinander und übereinander gesetzt, die an die steile Linksschrift Cézannes mehr als erinnern: das ist Provence, klosterhafte Siedlung auf sonnigen Bergrücken, herrliche Agglomeration von Städten über Hügeln und Hochflächen. Kein Wunder, daß man Pläne macht und Wohnungen sucht — wenn sie nur besser eingerichtet wären, unabhängig von dem nun wieder seinerseits so französischen Bourgeoisideal des Salonkitsches, der Bronze- und Nippessachen.

In der Altstadt ist es nicht die Architektur, die man sucht, das habe ich schon gesagt. Aber man kann dem Volk begegnen. Wenn endlich ein schöner Sonnentag gewesen ist, steige ich am Abend hinunter, auf einer der Straßen, die steil und kurz wie das Bett eines Gießbaches sind. Sobald sie die Sohle erreicht haben, beginnt das Kreuz und Quer der kleinen Gassen, die vom Schachbrett weniger die Rechteckigkeit als die verwirrende Aufteilung haben. Der natürliche Mittelpunkt für sie alle ist der Große Platz, aber nicht etwa in dem Sinne, daß er das aufgeregteste Volkstreiben aufwiese, ganz im Gegenteil, er ist das beinahe leere, räumliche Zentrum eines Lebens, das sich ganz in seinen Zugangsgassen abspielt. In ihnen steht Schenke neben Schenke, in ihnen schmettern die Grammophone und hämmern die automatischen Klaviere, und die Goldfassaden der Zunfthäuser am Eingang zum Platz sind nur ein Kulissenabschluß seltsamster Wirkung.

Die Schenken sind Jahrhunderte alt; wo zur Zeit Rubens' die nationalen Biere zum Klang des Dudelsacks getrunken wurden, werden sie heute in der Anschauung von echten oder falschen Tirolern getrunken, die eine Ziehharmonika auf ihren nackten Knien halten und den Gamsbart lüften, wenn sie jodeln. Grammophon, Hammerklavier, Kino, Tabaksqualm — ich meine immer, das hätte so wunderbar ins Mittelalter gepaßt, in die naive, durstige Schaulust der Kleinbürger der alten Städte. Die Schaulust ist freilich ungebrochen geblieben; ich beobachte, wie Mädchen, Männer und Frauen, die ihre Säuglinge mit sich schleppen, von Eingang zu Eingang ziehn, die beweglichen Holzläden, die als Tür dienen, aufstoßen und sehnsüchtig hineinschauen, hingerissen, besessen von der Begierde, den Rhythmus der maschinalen Musik in sich einzutrinken. Eine dunkle Männerstimme singt aus dem Grammophon die Klagen Puccinis über sie hin, eine Frauenstimme fällt schrill und sinnlich ein. Käufer und Verkäuferin am fahrenden Krevettenstand lauschen einen Augenblick; die Verkäuferin, blonde Flämin aus den Bildern Jordaens, hält ihr Bierglas an, aus dem sie in der Eile des Handels einen Schluck nimmt, als fühle sie den ganzen Salzgehalt ihrer Ware im eigenen Hals. Die

Käufer greifen in den riechenden Haufen, koſten und kaufen, unbekümmert darum, daß es Hochſommer iſt. Karren ſteht an Karren, eine ganze Gaſſe iſt in den ſcharfen Meergeruch eingehüllt. Hinter den Karren ſchaukeln in den dunkeln Eingängen der Althändler Anzüge und Bluſen und werden von Fiſchgeräten überkreuzt, nach denen die Männer begehrlich ausſchauen.

Die ſchwarze Menge rollt ſich wie ein endloſes Band ab, durchgellt von den Rufen der Zeitungsmädchen. Sie ſind das Flämiſchſte, was es in Brüſſel gibt; die vierzehn-, fünfzehn- und ſechzehnjährige Gilde trägt ihre eigene Friſur: waſſergekämmtes blondes Haar wird hinten im Knoten getragen und über der Stirn gerade abgeſchnitten; das gibt ihnen etwas Wildes, Strandhaftes, als wenn es der Seewind wäre, der die kurzen Ponylocken zerzauſt. Die Geſichter ſind oval, oft von einem vollkommenen Oval, in das Sonne und Regen ein unauslöſchliches Braun gebrannt haben; an Körperbau ſind ſie feſt, ſtark, flämiſcher Schlag, der volle üppige Frauen aus ihnen machen wird. Und ſie alle, aber auch alle haben Gebiſſe von einem Weiß und einer Vollkommenheit, daß man ſich fragt, wo ſie ſie herhaben, und getröſtet iſt, daß Volk und ſchlechte Zähne doch nicht immer identiſche Begriffe ſind. In drei Jahren wird manche von ihnen, wie man ſagt, in Samt und Seide gehen, ſtatt in alten dünnen Röcken und Hausſchuhen; es kann aber auch vorkommen, daß ſie angeſichts eines Negers den coup de foudre verſpürt; der Landsmann aus dem Kongo iſt ſchuld, daß ſie ihr Leben lang Zeitungen verkauft, mit einem Miſchweſen in den Röcken, das weder Kaffee noch Milch iſt.

Wenn man ſie ſo ganz blondhäutig, gelbhaarig, roſig und gerundet ſieht, kommt einem übrigens ſchon der ſchwarze Wallone, mit dem ſich unzählige vermiſcht haben, wie eine Art Neger, ich will ſagen, von fremder und befremdender Raſſe vor; aber wie bei den Tieren triumphiert doch immer wieder der reine extreme Typus. Unter ſich ſprechen dieſe Fiſchermädchen entweder flämiſch oder den Dialekt des Marollenviertels, den neulich ein Philologe mit der Käſeſtadt Marolles in Nordfrankreich in Verbindung brachte. Philologen ſind ſtark in ſolchen überraſchenden Behauptungen.

Die Lebensfreude des Brüſſeler Volkes iſt ein Feuilletonſtichwort geworden, dem man lieber aus dem Wege geht und das doch bei jedem Abendſtreifzug von einer gewalttätigen Deutlichkeit wird, auch jetzt im Kriege. Die Theater ſind zum Berſten voll, und wenn die Elegants der Oberſtadt und der angelſächſiſchen Kolonie in den Tanzbars fehlen, die vielen Hunderte von jungen Deutſchen, die zur Front gehn oder von ihr kommen, erſetzen ſie, das Bild iſt nur heißer, raſcher, energiſcher geworden.

Dieses nächtliche Brüssel ist der Hintergrund einer Geschichte, die ich hierher setzen will. Die Anregung gab mir eine Begegnung auf dem Hauptfriedhof von Brüssel. Der Kirchhof liegt, von einer Mauer umgeben, im freien grünen Feld. Ich hatte mir die drei Denkmäler angesehen, die die Deutschen und Franzosen den auf belgischem Boden Verstorbenen von 1870 und die Engländer den Toten von Waterloo gesetzt haben. Das französische ist banal-pompös, das englische imperialistisch-pompös (Bronzeflüsse wallen von der Figur über den Sockel und die Platte), das deutsche ausgezeichnet einfach. Dann stieß ich auf reiche jüdische Gräber und las eben verwundert diese wahrhaft kosmopolitische Inschrift: „Josef Barrow Montefiori Levi, born 23d May 5590, died 15th April 5636 (1876)“, als ich einen Landsmann bemerkte, der von Grab zu Grab ging und Notizen machte. Wir gerieten ins Gespräch, und er sagte, es sei gut, belgische und flämische Namen bereit zu haben; er war ein junger Literat, der an sein Handwerk dachte. Es stellte sich heraus, daß er die Fähigkeit starken, unmittelbaren Erlebnisses besaß, vor ein paar Wochen noch Soldat gewesen war und eben eine Krise überwunden hatte, die ich nach meiner Art folgendermaßen niedergeschrieben habe:

Sechs Monate war er von seiner Welt ferngehalten worden, der Welt seiner Gedanken, die ein geistiger Mensch über der realen einrichtet, wie man ein Laboratorium einrichtet, um die Grundstoffe aller Dinge noch einmal zu untersuchen und die Erscheinungen des Lebens nachzuprüfen — eine Welt, in der nichts vorkommt, was nicht auch in der realen Tageswelt vorkäme, eine Stätte der Zersetzung, des Experimentes und des Aufbaus, eine Welt mit den hohen Gewölben der Unendlichkeit über dem Wirrwarr der kleinen Erscheinungen und dem beängstigenden Haufen der tausend Erfahrungen.

Sechs Monate war er Soldat gewesen, und auf den hohen Bettstellen der Baracken, in den Federbergen des dörflichen Quartiers, den Reihenlagern des Lazarettes hatte er vor dem Einschlafen, zwischen Müdigkeit und Aufstehn, an diese Welt wie an ein Haus gedacht, dessen Tür man verriegelt hat, weil man auf eine weite Reise gegangen ist.

Er beklagte sich nicht, denn es war Krieg, und wie alle anderen hatte er sein Opfer und seinen Verzicht darzubringen — großes und erhabenes Massenschicksal, von dem sich nur ein Feigling, der nicht menschlich zu denken gelernt hat, ausschließen könnte. Aber er dachte doch mit Sehnsucht an das Reich, das er bewohnt hatte, und das war seine Art von Heimweh, wie andere nach ihrer Frau, nach ihrem Geschäft Heimweh haben.

Und während sie diesem Heimweh noch lange nicht nachgeben durften

oder, wie viele, nie mehr es fühlten, weil sie im Krieg hinweggerafft wurden, versetzte ihn ein milderes Los eines Tages aus dem großen Soldatenlager in ein Büro, in die volkerfüllte Hauptstadt des eroberten Landes, und erlaubte ihm, sich in ihr in seinem gewohnten Anzug, in voller Freiheit zu bewegen.

Fünf Tage lang kam er nicht zur Besinnung; die neuen Freunde nahmen sich seiner an, und weil sie sagten, daß er ausgehungert sei, führten sie ihn in die glänzenden Speisehäuser, in die lichtüberschütteten Tanzsäle, in die von Lachen, farbigen Kulissen, Frechheit und Geist erfüllten Theater, in die Straßen der geschminkten und vibrierenden Erregung, in den ersten Salon, wo wieder eine mutige Frau Freund und märtyrerhaft grollenden Feind vereinte, in Nachmittagstees und Abendkonzerte.

Aber am sechsten war er plötzlich allein, so allein, wie man es nur in einem bewegten Kreise sein kann, der sich durch den Zufall für einen Abend auflöst, weil jeder seinem Ziele nachgeht.

Er atmete auf, und während er in den Ecken eines Kaffees saß, machte er sich in Gedanken stürmisch auf den Weg zu dem einsamen Tor, das seine „Welt" verschloß, öffnete es, sah sie da liegen, verstaubt, nicht mehr von dem Hauch der täglichen Anwesenheit erwärmt, und erlebte, durch nichts vorbereitet, aber sofort ganz, restlos begreifend, die entsetzliche Offenbarung, daß er in seinem letzten Kern ein Schwächling war: denn es graute ihm vor der Energie des Wiedereroberns.

Still schloß er die Tür, und nun saß er da, von Melancholie ertränkt, schlaff, gleich einem alten Mann, der nicht mehr die Kraft fühlt von vornen zu beginnen. Wie ein Ausgestoßener schlich er durch Seitenstraßen nach seiner Wohnung. Nicht mehr arbeiten können — fanatisch, radikal, selbstzerstörerisch verachtete er sich.

Er hatte die Probe nicht bestanden, den Mut zum neuen Anlauf nicht mitgebracht, es fehlte an dem, was wesentlich und entscheidend war, dem Willen, über den sich nie etwas aussagen läßt, der nur in solchen kritischen Momenten ist oder nicht ist.

Eine geheime Hoffnung war freilich noch in ihm: der nächste Tag. Vielleicht stand er auf und hatte es, das alte Verlangen nach seiner Arbeit, diese feine Sinnlichkeit, die wie eine erfahrene Werbung, ein unermüdlicher Angriff, eine Besessenheit, eine disziplinierte Gewalttätigkeit ist.

Wie er den Zustand nachfühlte, und wie ohnmächtig er dann war, ihn zu haben.

Er brachte den Tag damit zu, Bücher anderer zu lesen, wie er sonst wohl getan hatte, um in der Vergleichung auszuruhn oder, wenn er auf Gekonntes stieß, einen Herzensbruder neben sich zu wissen und die Legi-

timität des eigenen Ehrgeizes zu fühlen. Denn das ist das Äußerste, was ein Künstler dem andern an Anerkennung entgegenbringen kann.

Und siehe, er erregte sich wohl über der Mittelmäßigkeit dessen, was er las, aber er hatte Angst, ohnmächtige Angst, wenn er an die Anstrengung dachte, die es bedeutet, Menschen zu erfinden, sie so zu zwingen, daß sie vor dem inneren Auge stehn, Schemen mit Blut zu füllen, ihr Gott zu sein, der ihnen das Leben gibt.

Im Theater sah er ein Lustspiel, das nicht viel mehr als eine Posse war. Selbst dazu gehörte eine zulängliche Kraft, ein Glaube, ein Wille und wenn es nur der zur Banalität war.

Das blendete ihn, es war Erkenntnis, Weisheit, Einsicht. Wie hätte er sie früher dankbar hingenommen und die Lehre für seine Person daraus gezogen.

In einem Tanzsalon bemerkte er eine junge Französin von siebzehn, achtzehn Jahren. Sie trug ein Goldbrokathäubchen auf goldblonden Locken, die ihr gelöst auf die Schultern fielen, als sei sie Ninon de Lenclos, deren starke, königliche Nase und schmalen Mund sie hatte.

Unter Mädchen mit starken Hüften und straffen Beinen, trikotbekleideter Augenweide der ausgehungerten Beurlaubten, war sie, schmal in den Schenkeln, zart im Busen, Genius, Rasse, Geist, der seinen Körper erschaffen hat, Erregtheit, Blut, tanzende Mänade aus verfeinerten Generationen.

Unmittelbar dachte er: wenn ich ein junger Herzog wäre, würde ich sie heiraten, die meinesgleichen, Standesgenossin durch die Gnade ihrer nervösen Beine ist.

Er machte den Versuch, sie an sich zu ziehen. Sie setzte sich sofort zu ihm, aber ihre Blicke gingen über ihn hinweg. Weil sie meine Schwäche fühlt, bekannte er vor sich selbst und ging.

Raserei ergriff ihn, zu Hause bedeckte er einen Bogen Papier mit Versen, die er sich entriß; am nächsten Morgen wollte er sie auf dem Büro durcharbeiten — es war ein Gestammel, ohne Kraft.

Da gab er es auf und ging in die Ruhe ein, in die mild gleichmäßige und ausgefüllte Bürokratie, die bisweilen den Kitzel der kleinen Macht schenkte, wenn die Bittsteller demütig nahten. „Wenn ihr wüßtet," sagte er hinter ihnen her, „was für ein armer Feigling ich bin."

Er wurde ganz sanft, er schrieb in sauberer, zarter Schrift seine Berichte, dann ging er in die Restaurants und aß sorgfältig und gewählt, oft von geheimem Schluchzen erschüttert, aber immer sich trotzig an dem Gedanken aufrichtend, daß es auch etwas wert sei, die Lebensbahn für alle Zeiten ruhig und glatt vor sich liegen zu sehen.

Auch im Traum knirschte er manchmal auf, aber nicht oft, und man

konnte leben, ohne wahrhaftig zu sein — es war sogar eine Kunst, die Hingabe verlangte. —

Eines Nachmittags schlief er auf dem Sofa ein. Als er sich erhob und zum Waschtisch am Fenster trat, bemerkte er, daß es draußen Frühling wurde. Im Garten stand ein Baum, die Zweige noch schwarz, an den Enden trug er schwellende Knospen.

Und diese Knospen schaukelten sanft, die Äste wiegten sich.

Seltsam, kein Windhauch ging, und sie wiegten sich doch.

Ein Schauer lief durch ihn — welche Kraft war denn in seinem Auge, daß er das sehen konnte, daß es ihm auffiel?

Er betrachtete den Baum fest: der Baum wiegte sich aus eigener Lust, in Entzücken. Er belauschte ihn, er fühlte mit ihm, er, er war der Baum, er sah die ungeheure Inbrunst, die stille Arbeit der inneren Vorgänge, den körperlichen Moment des Aufblühens, der kreisenden Säfte.

Eine namenlose Zärtlichkeit ergriff ihn, eine große Dankbarkeit, eine Furcht auch, in der nächsten Minute das alles nicht mehr fühlen zu können.

Und er erkannte in diesem Augenblick: wir können nichts dazu tun, um stark zu sein; es ist ein Geschenk, demütig zu nehmen und sorgfältig zu verwalten.

Eine Drossel flog auf den Baum, schwarz auf schwarzem Ast, ein kleiner, schwerer Körper, der trunken zu singen begann. „Vogel, lieber Vogel," stammelte er. Und war an diesem Nachmittage Kind, genährt von aller Liebe, gütig gegen alle, fühlend, was Menschen sind.

Am Abend ging er zu Ninon. Sie war stürmisch verliebt — in ein Mädchen, das einen breiten, weichen Mund hatte und sich ihr in jeder Bewegung hingab. Ninon zeigte den Männern in hochfahrender Deutlichkeit, wie es mit ihr stand. Zu ihm sagte sie, als er sie fragte, ob sie nun seine Freundin sein wolle, mit der höflichen Bestimmtheit ihrer Nation, die so menschlich über die Mathematik dieser Dinge redet:

„Ich schwöre nicht, daß ich nie mehr Männer lieben werde — aber sehen Sie, im Augenblick finde ich sie von ganzem Herzen dumm und häßlich. Es ist so gut, in den Armen der kleinen Berthe zu fühlen, was Weichheit ist; es ist so fern von allem Groben, das ist es."

Er hörte ihr ebenso höflich zu und antwortete ihr mit ihrer eigenen leisen Bestimmtheit:

„Ich verstehe vollkommen, Ninon, nur die groben Naturen füllen sich ewig mit der gleichen Nahrung. Empfinden Sie in den Armen Berthes alle Entzückung und selbst das Unwahrscheinliche, eine Art seltsamer Reinheit, und lassen Sie mir, was mich betrifft, die Überzeugung, daß alles seine Zeit hat. Zeit haben und Zeit gewähren, das ist das Geheimnis,

man muß natürlich sein. Ich habe das tiefe Glück erlebt, wieder stark zu sein. Ich werde jeden Abend kommen und jeden Abend, wenn ich von Ihnen fortgehe, arbeiten. Wenn meine Arbeit fertig ist, werden wir Freunde geworden sein. Ich will es so."

Sie dachte aufmerksam über seine Worte nach.

„Vielleicht wird es so sein," antwortete sie, sich die Locken aus dem Gesicht schüttelnd.

Ich habe dann Ninon kennen gelernt, und sie war sehr liebenswert. Ich saß mit meinem neuen Freund manchen Abend in der Bar nnd half ihm warten, bis es Mitternacht war und das Lokal schloß. Sie war ihm treu in einer natürlichen, suveränen Art, die nichts von der Sentimentalität eines kleinen Mädchens hatte. Er arbeitete viel im alten Museum. Sie liebte unten im Saal der Plastiken die „Verhüllte" Godecharles, deren geschlossene Beine und Unterkörper nackt sind, während sie über Brust und Kopf einen Schal zieht, in den oberen Sälen die prätentiöse Eleganz der „Eva" Cranachs und das Bild Johannas, der Wahnsinnigen — alles Kunstschöpfungen, die nicht zu den großen gehören; aber sie zu finden und zu erwählen ist eben darum Zeichen von Entschlossenheit und Blick.

Eines Tages wurde ein Theatermann auf Ninon aufmerksam und engagierte sie für sein Ballett. Der Zufall wollte, daß um dieselbe Zeit sich der Kreis meiner Tätigkeit in der besetzten Stadt erweiterte und ich in die innigste Berührung mit den Theatern trat. Ich begann, den Generalproben beizuwohnen, und so kam es, daß ich manchmal an einem dieser Nachmittage, wenn man von der heißen Sonne draußen unvermittelt in den kühlen Zuschauerraum kam und den inbrünstig farbigen Ausschnitt der Bühne stärker als am Abend als hinreißende Künstlichkeit empfand — es geschah also, daß ich manchmal Ninon proben sah, in dem seltsamen Wechsel von straffer Aufmerksamkeit und nachlässiger Erschlaffung, wenn der Regisseur klopfte und abbrach.

Aber so reizvoll diese Blicke in die geöffneten Kulissen von Theatern waren, die Revuen und Operetten spielten, ich liebte es doch mehr, den Schauspielproben beizuwohnen. Denn was man hier lernte, war der Mühe wert. Es war allgemein die Arbeit, die von jedem Schauspieler verlangt wird, und im besonderen die sehr ernst zu nehmende und respekteinflößende Arbeit, die zur Überlieferung der französischen Bühne gehört. Ich sah mich in einen Wiederholungskursus, eine dramaturgische Unterweisung in der französischen Schauspielkunst des neunzehnten Jahrhunderts versetzt.

Gefälligkeit der Erscheinung, Zusammenspiel der Personen, strenge Vorschrift von Hintergrund und Vordergrund, Verdeutlichung des Ablaufs einer Erregung, Allgemeinrhythmus, Takt, das sind die großen und

bewunderungswürdigen Eigenschaften dieser Schauspieler. Das alles fesselte so, daß ich oft abends noch einmal in dieselben Stücke ging, um das kennen zu lernen, was noch gefehlt hatte, den Kontakt zwischen Schauspielern und Publikum. Da tritt einer der Faktoren zutage, durch die Frankreich die Bourgeoisie der Länder festhält, die es seinem Kulturkreis zu erhalten oder an ihn zu fesseln sucht. Hier triumphiert die Einheitlichkeit und Geschlossenheit dieses Kulturkreises. Ich bin schon lange durchaus kritisch gestimmt gegen das Gesellschaftsideal, auf dem sich seit einem Jahrhundert bürgerlich, wie vorher feudal-salonhaft der französische Roman und das französische Theater aufbauen, und immer von neuem der Ablehnung ihrer Durchschnittsklarheit, ihrer banal werdenden Eleganz ausgesetzt und glaube nicht mehr, daß den Deutschen durch eine Überbrückung des Gegensatzes zwischen absoluter und leichterer Kunst gleichsam zu einem sauber gearbeiteten Exportartikel von größerer Werbekraft verholfen werden soll; ja ich meine, im tiefsten Grunde ist die deutsche Kunstauffassung reiner, strenger und tragischer, wenn sie auch zaghafter und kleinbürgerlicher sein mag; aber es ist gut, noch einmal in einem Augenblick des Übergangs und der neuen Zukunft die Allgemeinverständlichkeit der französischen Theaterkunst zu beobachten, auf einem Boden, wo die Anhänger französischer Leistungen gläubiger sind als in Frankreich selbst — ähnlich wie im Elsaß vor dem Kriege, wo das Bürgertum ebenfalls rechtgläubiger als in Paris war und darum um eine ganze Generation zurückblieb.

So ist es auch hier. Betrachtet man im Theater die Gesichter der Besucher, so kann man sich einer Art ärgerlichen Mitleids nicht erwehren, weil man fühlt, wie eng, wie herkömmlich sie denken und sich bewegen, wie wenig sie von der Welt und ihrem deutschen Nachbar wissen, über den sie zu urteilen glauben, weil sie das feststellen, woran sie sich zuerst stoßen, die ungeschliffenen Kanten seines Wesens.

Sitzt man in den leichteren Theatern, so stößt man auf Tatsachen, die die ganze Mischung der Einflüsse spiegeln, denen die belgische Bevölkerung ausgesetzt ist. Die Theater sind gefüllt, dank ihrer niederen Preise und der Bequemlichkeit, die sie bieten. Jedermann raucht, die Frauen schleppen ihre Kinder auf die Holzbänke oben und in die Logen unten. Die Naivität dieses Volkes ist groß, seine Dankbarkeit leicht zu gewinnen, um die Mittel braucht man nicht verlegen zu sein. Es genügt, eine groteske Szene einzuschieben, die jeden Franzosen entsetzen würde, etwa ein Ballett von Männern, die als Tänzerinnen verkleidet sind: sofort öffnen sich die Tiefen der flämischen Lust am Lärmenden und Derben. Auf Frankreich dagegen verweist wieder die intensive Teilnahme des Arbeiters. Es gibt keine eigentlichen Unterschiede zwischen Gebildeten und Ungebildeten, die schüchterne Demut, mit der in Deutschland der Mann aus dem Volke die Bemühung der

geistigen Klassen, ihm mundgerecht zu werden, hinnimmt, ist unbekannt. Man braucht ihm nicht in einer vereinfachten Sprache von dem zu erzählen, was in den Regionen der Kulturarbeit vorgeht, er erfaßt es, wobei er sich freilich an die großen Repräsentanten hält. Auch er weiß nicht viel und meist Falsches von der Welt draußen, aber er ist intelligent und selbstbewußt genug, um darüber in denselben Wendungen (pathetischen Phrasen, sagen wir irrig) wie der Bürger zu sprechen; und was das Liebesleben betrifft, das seine Töchter führen, so ist es in einer ganz anderen Weise in den Aufbau der Gesellschaft als bei uns eingeordnet. Brüssels Ruf ist schlecht, und es verdient ihn in den Augen eines Moralisten, aber man sollte diese Frage nicht als Moralist, sondern als Völkersoziologe studieren, der weiß, daß in den romanischen Ländern — und Brüssel ist auf diesem Gebiet romanisiert — die menschliche Sexualität ein Unterbau der Gesellschaft ist, der elastischer balanziert, als bei uns angenommen wird.

Freilich ist Brüssel nicht ganz Paris: die flämische Sinnlichkeit, die eine große und, für sich genommen, produktive, gesunde, lebensvolle Tatsache ist, begegnet sich mit der französischen, die bei allem Radikalismus in Frankreich selbst zwar durch Schutzgifte des französischen Naturells und der französischen Systematik ausgeglichen wird, im Grenzgebiet aber zersetzend wirkt. In Wirtz und Rops ist anrüchiger Boulevard, sie sind Belgien im schlechten Sinne. So stößt man auch hier wieder auf das Hauptproblem der belgischen Zukunft, Brüssel innerhalb der flämischen Autonomie.

Die Freundschaft

von Alfred Wolfenstein

Finsternis

An meines Schlafes steife Schaukel stieß die Nacht,
Durch halbe Wimpern fühlt ich hin..: es schwingt das Haus, ..
Mein Bett erzittert und Spiralen zirpen sacht, ..
Mit lautem Herzen flog ich atmend ein und aus.

Noch weiß durch Wolken schien der halb zerschnittene Traum,
In meinem Rücken aber zog steil Luft empor,
Wie Lust befühlt der fernsten Haut und Wirbel Flaum,
Doch kalt als sauste Eis aus schwarzem Kellertor.

Schwang zwischen Sturm und Traum, der —: Augen schließen! rief,
Jedoch die dunkle Welt beschleiche! flüsterte
Mein Antlitz blinzelnd, ein begieriger Mondring lief
Um die Pupille, trockne Kehle knisterte ..

Da, wie durch Glas, durch meinen bleichen Rücken schien
Ein großer Schatten — — — O je wilder ich sein Haupt
Aufsuchte, schob sich meines milchig trüb vor ihn,
Mein Haupt, von Furcht aus seinem Nacken ausgeschraubt.

Und vor Bewegung dort .. trat nur bewegtes Herz,
Schlug wie ein Vorhang nur mein Blut zusammen, .. traf
Ein Griff den Schwung, — und immer schwerer bodenwärts
Flog das Geheimnis — und es stand in neuem Schlaf.

Gang

Durch Dunkel und Gespenster rannten wir
In unsrer Züge kühl geheizter Gier
An diese Stadt an, standen still, nun fahren
Die Straßen wild wie unsre Bahnen waren.

Doch unser Fuß ist nun die schönere Bewegung,
Wie eines Kreisels Spitze leicht in Regung,
Indes die grobe Breite um sich haut —
Musik der Stadt, du brummst noch tierisch laut!

Wir gehn als schlüge unser Herz den Schritt,
In unsrem Fuß schallt unsre Freundschaft mit,
Was aber blickt aus euren glatten Mengen,
Die schlangengleich sich engen und zersprengen?

Daß ihr getrennt seid, dumpfe tausend Füße,
— Aus Bahn und Auto heulen tausend Grüße,
Der Drähte Riesenmuschel saust und hört, —
Und doch ist eure dichte Stadt zerstört.

Du, Kaufmann, keuchst, es klappert Geld, — und schweigt,
Du wuchtest, Architekt, gleich deinem Haus, — das schweigt,
Du bist ein Offizier, — befiehlst ins Leere,
Und du dort spiegelst deines vollen Cafés — Leere.

O es ist ganz umsonst, wie ihr zu rasen!
Sich um sich selbst zu drehn in kalten Steinekstasen.
Nur Pfiff und Pflasterinsel drängt Gefühl
In euer knochig stoßendes Gewühl.

Wo gipfelt euer Rennen auf zum Gang!
Ihr überholt euch, nie im gleichen Klang
Geht neben euch die Fuge einer andern Sohle,
Ihr gipfelt, als ein Strudel, ab ins Hohle.

O wenn, wie uns, Entzückung eure wilden Eisenzüge
— Nur wild, um innig bald zu gehen, — sich entgegentrüge,
Wenn auf dem Antlitz eures Chaos überall
Ein Überbau der Freundschaft wölbte weichen Hall:

Dann wärt ihr tief und hoch, bewölkt und auch durchblitzt,
Wie das zerschluchtete Gebirge sich zuspitzt
Bis zu Gestirnen, die noch aufwärts sehen,
Und, stürmisch innen, voller Sanftheit gehen.

Neue Stadt

Die Stadt ist in die ebene Nacht verzischt,
Die alle Schärfen wie ein Schnee verwischt,
Die Fenster bleiben kaum ein wenig grauer,
— Doch wenn es Tag wird, ragt vor mir die Mauer.

Dann ist die Scheu, dann ist die blinde Scheidung,
Wir stehen noch in steinerner Verkleidung,
Entflohn dem Chaos — sind noch auf der Flucht
Vor uns, es klafft die Stadt in Fels und Schlucht.

Zwar steigt und stürzt sie nicht mehr wie das Land
Bewußtlos auf und ab, sie ist verwandt,
Kein Tier brüllt plötzlich, und Vulkane lauern
Nicht mehr, doch statt der Eise frieren Mauern.

Ihr beim Beginn der Welt wie tote Hände
Verkrampften Flächen, — dennoch tief wie Hände —
Wenn eure Kreatur einander fraß,
Ob nicht Gefühl bei ihrem Kriege saß?

Doch — Straßenbäume, stehn entwaldet, stier,
Laternengleich, fast lichtlos, einzeln: wir!
Daß alle weichen Schritte uns entgegen
Sich nie von ihrer harten Stelle regen.

Gebirgige, o hohl zerzackte Städter,
Erst halb erhoben in den runden Äther,
Aus dir erst halb, du alte Nebelnacht,
Sind ihre schroffen Linien aufgewacht.

Statt deines schwarzen Scheins o löste Sturm
Mit jüngsten Flammen Straße, Pfeiler, Turm,
— Löste zerschmetternd, zerschmelzend auf die harten
Häupter, vor deren Wand ihre Herzen warten.

Nicht Gott, der wütend, kalt wie sie, sie tötet:
Als eine Sonne hebe sich gerötet
Ein Angesicht, durchdrungen von Aller Kraft,
Umdrängt von Freundschaft und von Leidenschaft.

Die Erde schwing, die Stadt ertön, ein Anschlag gellt
Von jeder Ecke der durchblitzten Welt:
Was frostig ist, zerströmt! was starr ist, fällt!
Wer sich versteckt, stürz ein! wer liebt, ist Held!

Aus neuem Chaos, aus dem hohen Meer,
Zu dem wir schmelzen, grenzenlose Form rausch her
Der Mauern gleich innigen Wellen, der Häuser gleich Wellen,
Der Herzen, die zu Freundesstädten schwellen!

Rundſchau

Aus Anlaß eines neuen Bismarckbuches

von Samuel Saenger

Vor dem Kriege begann die Bismarckliteratur — man muß das heute ſchon ausſprechen dürfen — in Bismarckphilologie auszuarten. Tauſend fleißige Hände griffen nach dem dankbaren ‚Thema‘ und pflückten allerhand Einzelfragen und Teilgeſchehniſſe aus dem Reichtum eines ungeheuer bewegten Lebens. Ein Heer von Kärrnern häufte das Material aus Akten, Briefen, Dokumenten, Geſprächen, Tiſchunterhaltungen. Die hiſtoriſche Kritik verſpritzte ihre Scheidewäſſer, um die geſchichtliche ‚Wahrheit‘ vor apokryphen Zutaten zu bewahren. Die maßgebenden Auffaſſungen, die aus dem Miterleben und Mitwollen der Reichsgründung geſchöpft und ſelbſt ſchon hiſtoriſch geworden waren, wie die von Treitſchke und Sybel, wurden revidiert: wiſſenſchaftlich, überperſönlich, ſachlich, mit der anerzogenen Kälte des Unbeteiligten. Und die Parteietiketten waren ſchon faſt ſtarr geworden; und die meiſten entgiftet. Die Konſervativen, die Nichtsalsnationalen, die auch den kleinſten Abzug als Entheiligung und Symbolſchändung ahndeten, die Katholiken, die Freiſinnigen, die Sozialiſten hantierten mit Kliſchees, aber dieſe hatten beinahe alle kämpferiſche Elaſtizität verloren und waren allmählich zu ‚Auffaſſungen‘ abgeſchwächt worden, die ſich in Anerkennung des europäiſchen Ereigniſſes friedlich nebeneinander ſtellten. So ſchien das Feld frei für die Hiſtorie und den Betrieb. Die Geiſtreichen boten pſychologiſche und äſthetiſche Betrachtungen an. Zitatenkäſtlein, in Gold gepreßt, ſchwirrten auf den Markt. Große, ernſte, zuſammenfaſſende Studien waren in Vorbereitung, um die geniale Perſönlichkeit aus ihrer Zeit und ihrer Zeitloſigkeit zu erklären, und in dem raſenden Vordrang der Entwicklungen hielt das junge Geſchlecht den Stempel der Geweſenheit für ſie bereit.

Darum begannen ſogar Hiſtoriker und Publiziſten über den alexandriniſchen Beigeſchmack des Betriebes zu klagen, natürlich nur ſolche, die Bismarck noch immer als große Lebendigkeit empfanden, die mittelbar und unmittelbar zum deutſchen Leben, zur deutſchen Gegenwart und Zukunft ge-

hörte. Sie fühlten Kommendes voraus. Sie empfanden den großen Einsamen auch als Definitivum, nicht aber sein Werk, das kein Boden für Stilleben, für Behaglichkeiten sei, und noch lange nicht reif zum Gegenstand historischen Genießens. Leider wurden sie übertönt von jenem historisch-philologischen Aufgebot. Und es waren nicht einmal die schlechtesten und vermauertsten, die sich solchen Täuschungen hingaben und nicht ahnten, daß wir uns von Bismarck entfernten, je mehr wir ihn als reinen Besitz hinnahmen.

So war es eine Philologie mit noch grünen Blättern, die rings um Ahnungslose und Glückliche blühte, wie eine Legende, die den Reiz hat, noch greifbarste Wirklichkeit mit Zeitlosigkeit zu vereinigen, nur daß sich viele, viele Gegenwärtige daheim und draußen, oft ohne sich dessen bewußt zu sein, auf Schritt und Tritt an ihr wundrieben.

Nicht allen Deutschen galt Bismarck als Symbol, durchaus nicht, aber man bekämpfte die um seinen Namen kristallisierte Ideologie, wie man ein zu eng und einseitig gewordenes Lebensformat bekämpfte.

So lebte er als der schon halb verdeckte und verschwiegene Untergrund unseres politischen Daseins. Sein Bau, die Art, wie er das neue Reich als Block von Eisen unter die alte Staatenwelt Europas geworfen hatte, zur Verblüffung der einen, zur Verschüchterung der andern, zur Ernüchterung der dritten und zur Aufpeitschung derer, die, ohne viele Worte zu machen, das neue Gebilde als Bedrohung ihres Machtwillens empfanden: dieser Bau galt als selbstverständliches Kraftzentrum. Und auch uns, die wir Ja sagten und zugleich Nein, die wir neuen Entwicklungszielen entgegenlebten, neue Ideale im Herzen trugen, neuen Vorstellungen von Macht und Geltung und Autorität huldigten, war er so selbstverständlich als Ausgangspunkt frischen Wollens und zukunftsreicher Gesinnung, daß wir uns viel weniger mit ihm, als mit den Verwaltern seines Erbes auseinandersetzten. Der seltsam große Mann war in das Zwielicht des schon Gewesenen und geschichtlich doch noch nicht ganz Bezwungenen getreten.

Da kam der Krieg, das neue suchende und versuchende Geschlecht war beiseite geschleudert, der Parteihader war zunächst verstummt, eine einzige Front war nach außen gebildet, die Probleme der Inneneinrichtung des deutschen Hauses waren vertagt, es stand isoliert da und bedroht von den mächtigsten Weltvölkern, und das aufgewühlte Denken von Hunderttausenden strömte von allen Seiten auf ihn und sein Werk zurück, das Werk vor allem des Diplomaten. Nun merkten sie, daß deutsch sein und an Bismarck glauben und seine geflügelten Worte nachsprechen für die sichere Orientierung in der politischen Umwelt nicht genügte. Sie hatten vertraut, in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und den berühmten Reichstagsreden ein fertiges System der Politik zu besitzen, aus dem auf jede Zweifelsfrage eine Antwort zu holen sei; aber die Aufrichtigen unter ihnen scheuten

in der Not der Stunde die Selbsttäuschung und bekannten beklommen, je mehr sie hinsahen und die gangbare Ideologie überprüften und die Kriegsschriften mit den hageldichten Berufungen auf Bismarck durchforschten, daß ein Bismärckisches Genie vonnöten wäre, um aus seinen scheinbar enträtselten Werken und Worten zu den Geschehnissen nach ihm und bis zu uns die sicheren, unverbogenen Übergänge zu finden. Sie griffen zu den Büchern, von denen sie annehmen durften, sie seien Bismärckischen Geistes voll, etwa zu Erich Marcks', des feinen Kopfes und Stilisten, Jubiläumsbiographie des Helden (1915), oder zu ‚Deutschland und der Weltkrieg' (bei Teubner; 2. Auflage 1916), einem Werke von großen Dimensionen und Ansprüchen, in dem so kritische, so kenntnisbeladene, so sehr in Bismarck erfahrene Männer wie Otto Hintze, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, Gustav Schmoller, Ernst Troeltsch und ihre Helfer über Ursachen, Veranlassungen, Möglichkeiten und Ziele ihr letztes Wort sagen, oder gar zu des Fürsten Bülow Deutscher Politik, dem Rechenschaftsbericht des erklärten Bismarckjüngers und Bismarcknachfolgers (1913; nun als Sonderdruck erschienen bei Reinmar Hobbing). Doch schon über die Vorfragen mußten sie stolpern. Über die Grundtriebe und Methoden des Diplomaten war man sich einig, kein Zweifel; über Ziele und Mittel des Staatsmanns ebenso; über die Hegemonie des Staatsgedankens in seinem ‚System' und über den Pessimismus seiner Menschenwertung nicht weniger. Und über seinen Glauben an die Macht und sein Mißtrauen in die Wirksamkeit der Vertragsmethoden, dessen also, was ein geistreicher Franzose den rationellen Imperialismus genannt hat, konnten Aufklärungen nicht mehr gegeben werden. Es war nützlich, ach ja, immer wieder an gewisse Kleinigkeiten zu erinnern, zum Beispiel an seine Überordnung des politischen Motivs über das strategische — den Triumph eines Sachwillens von so aufgestauter Kraft — und seine so unbeirrbare Zielsetzung, daß er nie inniger verstanden und glühender bewundert wurde als heute; und es finden sich da in den mit Anführungen übersäten Schriften Zitate, die, obwohl bekannt, doch wieder wie Blitze einschlagen und wie Weckrufe wirken sollten, zum Beispiel die Briefstelle, in der Blanckenburg die Stimmung bei dem Akutwerden der schleswig-holsteinischen Frage schilderte (an Ludwig von Gerlach): „Ich kann nur sagen, daß er der einzige ist, der völlig klar, bewußt, ruhig und energisch den höchst gefährlichen Strom der aura popularis vom entscheidenden Orte abdämmt. Alles war gegen ihn. Die Armee-Aufregung wirkt auf den König sehr zurück. Er wollte Aktion und alle Hunde waren los; aber der Lange blieb fest wie ein Koloß, nur des Abends klagte er mir sein Leid." Darüber hinaus . .

darüber hinaus — nichts als schärfste Gegensätzlichkeiten, Meinungsverschiedenheiten, Kampf um Buchstabe und Geist, der um Sinn, Gel-

tung, Technik und Verwendbarkeit der außenpolitischen Orientierung am heftigsten tobte. Solange die Welt sich in der Gewitterschwüle nicht, oder nur in den ausgeleierten Geleisen zu bewegen schien, die von Millionen im Geschäft, im Betrieb, in den Utopien des Gedankens und im dialektischen Hader durchschritten oder durchstürmt wurden, war so eine Art Übereinstimmung hergestellt, und Bismarck bot sich als Kompaß zum nationalen Gebrauch an: ein für alle Zeiten und Umstände gültiger Wegweiser. Der historische Sinn und seine zünftigen Verwalter frohlockten und waren beglückt im Gefühl seiner mittelbaren und unmittelbaren Nützlichkeit. Als aber zwischen dem englisch-französischen Marokkovertrag (April 1904) und der bosnischen Okkupation und Agadir und Bagdad die ersten starken Beklommenheiten und Beklemmungen aufkeimten, da begannen die ersten Zweifel sich zu regen, – nicht bei den Gelehrten und zünftigen Verwaltern von Bismarcks Erbe, sondern bei nachdenklichen Patrioten, Politikern, Publizisten, die gewahr wurden, wie jeder Punkt in Bismarcks politischem und diplomatischem Evangelienbuch ein Fragezeichen wurde, und die darum schüchtern anzudeuten suchten, daß ein handelndes Genie ewig an die aus persönlichen und sachlichen Faktoren geformte dunkle Unterlage seiner Zeit gebunden sei, wie Prometheus an seinen Felsen. Mit einem Male war die ganze Literatur über Bismarck ein dichter Urwald geworden, und so manchem schoben sich wie von selbst, vor dem schon vergilbenden Grundtext der so vertraut und enträtselt schien, neue Lesarten über Zusammenhänge, Wegweisungen, Prophezeiungen und Warnungen unter. Der Hader begann, aber kein philologischer sondern der des Lebens, der mit Zitaten und den selbstgerechten Ansprüchen der Bismarckianer sans phrase nicht zu beschwichtigen war. Das Genie läßt sich nicht rationalisieren, und mit dem einen bequemen Stichwort Realpolitik, das gegen den unendlich elastischen Geist Bismarcks und den Strom der Dinge und Ideen eine Zuflucht jeder Unwissenheit, jeder ideellen Blindheit, jeder Schwäche und jeder Feigheit geworden war, ließ sich der Aufruhr nicht beschwichtigen und schöpferische Politik machen. Denn dazu gehören, wie vor dem Meister und nach dem Meister, in alle Ewigkeit schöpferische Menschen, mutvolle, einsame, von einem obersten Ziel besessene Wesen, die mit einer neuen Vision vom Sinn und Wert und Ziel des sozialen Lebens begnadet sind.

2

Diese Gedanken strömten mir zu, als ich das ‚Bismarck-Jahrbuch' zu Gesicht bekam (Broschek & Co., Hamburg, 1915). Es enthält, wie das abgegriffene Wort will, eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in einzelnen Darstellungen durch eine Reihe bekannter Köpfe und

Federn, die des Helden Stellung zur Religion, zur Monarchie und zum Beamtentum (Otto Hintze) darstellen, die den Diplomaten (Max Lenz) zergliedern, die Triebe seiner Wirtschafts- und Finanzpolitik bloßlegen (Adolf Wagner), die Beziehungen zum Slawentum aufhellen (Felix Rachfahl), den Kolonial- und Sozialpolitiker überprüfen und so rings um die Persönlichkeit und seine tausendfachen Eingriffe in die geschichtliche Welt herumgehen, die Tatsachen, Erfolge und Folgen beklopfend und ausdeutend. Das Ideal einer solchen Veröffentlichung wäre erreicht, wenn die Historie Politik geworden wäre: man kann und soll bei solchem Thema nicht vergessen, daß die Folgen für uns Heutige unendlich wichtiger sind als die Erfolge.

Die reinen Spiegel der Vergangenheit fehlen also nicht, vor allem nicht in der Gesamtbetrachtung von Erich Marcks oder in der Abhandlung von Erich Brandenburg über die Reichsgründung; aber selbst da, wo das Historische überwiegt, wie in Friedrich Meineckes gehaltener und zurückhaltender Abhandlung „Bismarck und das neue Deutschland", geraten wir auf hohe See, da ja schon rein äußerlich die traditionelle Spannung zwischen altem und jungem Geschlecht an einen Haufen versinkender Traditionen und un- oder halbgelöster Gegensätze heranführt. So blickt uns dieses Buch, das ursprünglich bestimmt war, der deutschen Studentenschaft zu dienen, und von außerordentlichen Bismarckkennern wie Lenz und Marcks in bewußt pädagogischer und politisierender Absicht zusammengestellt ist, aus tausend Rätseln an. Doch will ich heute nur ein paar Punkte hervorheben.

Max Lenz beginnt seine Abhandlung über Bismarck als Diplomaten mit der Feststellung, daß die nachbismärckische Diplomatie, oder bescheidener ausgedrückt, die deutsche Diplomatie bei Ausbruch der Katastrophe „gegenüber den feindlichen Kräften, die uns seit Jahren bedrängten", versagt habe. Die Zahl unserer Feinde sei nicht vermindert, die Zahl unserer Freunde nicht vermehrt worden; und vor der Plötzlichkeit und Schwere der Katastrophe wäre sie kaum weniger überrascht gewesen als die breite Welt der diplomatischen Laien. Also waren die Vorwürfe gegen unsere Diplomatie, die seit Jahren erhoben wurden, berechtigt, also war ihre Auslese schlecht, also war das Verfahren, sachlich und psychologisch aufzuklären und auszukunden, veraltet? Nicht doch. Es gibt in der großen Politik, meint Lenz, säkulare Verschiebungen, die auch die einsichtigste und kraftvollste Staatskunst, ‚für welche die Diplomatie doch immer Mittel und Werkzeug ist, zu der sie sich verhält wie Taktik zur Strategie', nicht verhindern kann. Das sind die Weltwenden in der Geschichte, und wir erleben eine. Dagegen kommt keines Menschen Witz und Kunst auf. Auch nicht die eines genialen Diplomaten, der ein großer Staatsmann ist; der in der Linie des kleinsten Widerstandes denkt; der für die Dynamik der

gegeneinanderstehenden Kräfte und Geistigkeiten das Feingefühl in den Fingern hat; der zur ultima ratio nur greift, wie Bismarck einmal (Februar 1878) im Reichstag ausführte, für den Schutz der nationalen Unabhängigkeit nach außen, für die Einheit und Einigkeit unter den Volksgenossen und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn er für sie eintritt und wirbt, die volle Begeisterung der Nation und nicht bloß das einstimmige Votum des Bundesrats ihn trägt? Es scheint nicht. Das fällt doch bei der geschichtsphilosophischen Haltung der politischen Historiker, die in diesem Werk ihre Lehren und Meinungen und ihre politischen Einsichten begründen, gar sehr auf. Glauben sie doch sämtlich, daß große Männer die Geschichte ‚machen'. Sie glauben an die Überlegenheit des persönlichen Faktors über den sachlichen; und ohne daß sie angeben, wie sich diese beiden Faktoren mischen, glauben sie doch irgendwie an die Überordnung des geschichtsbildenden Genius über ‚Glück, Gelegenheit und Zufall' — die von Ranke gelegentlich ins Gefecht geführte Dreiheit. Sie stehen der marxistischen Auffassung sicher meilenfern, weil sie sich zu den Ideen in der Geschichte und zu dem freien Verfügungsrecht der genialen Verwalter über sie bekennen. Doch nun enden wir im reinsten Fatalismus. Ich finde ihn in diesem Werk an kritischen Stellen, er ist besonders stark dort ausgesprenkelt, wo die Beziehungen zur Weltkatastrophe und ihren Ursachen berührt werden. Diese Unsicherheit im Grundsätzlichen, in dem, was die Geschichtsbetrachtung politisch verwertbar, das heißt lebendig macht, ist lähmend und verwirrend. Der Geschichtsphilosoph hat letzte Grundsätze, der Politiker setzt sie voraus und handelt nach ihnen, der Geschichtsdarsteller muß sich dieser Zusammengehörigkeit wenigstens bewußt sein, um nicht ins Anekdotische, ins kindlich Moralisierende, ins pathetisch Rhetorische zu verfallen. Wie immer sich die Wellen heben und senken: — ich muß das Gesetz sehen und den Gesetzgeber, und muß spüren, daß sie zusammengehören, oder warum sie nicht zusammengehören und zur prästabilierten Harmonie geführt werden.

Also würden wir sagen: das Schwert, das eingreift, um den gordischen Knoten zu zerhauen, ist nicht immer eine Rechtfertigung der Staatsmannskunst und Diplomatie. Herr Lenz wird wissen, daß und warum bei naiven und gar nicht naiven Zeit- und Schicksalsgenossen diese Auffassung heute nicht geteilt wird. Er wird sich erinnern, wie gerade betont nationale Kreise, zum Beispiel die Abgeordneten Prinz Schönaich-Carolath und Dr. Stresemann, auf Mittel sinnen, die offizielle Diplomatie und Leitung des Auswärtigen zu beeinflussen und zu kontrollieren; und es scheint auch in diesen Kreisen offenbar nicht geglaubt zu werden, daß es einem von bismärckischem Geist und von bismärckischem Verantwortungsgefühl gelenkten Staatsmann nicht schließlich doch möglich gewesen wäre, die Um-

gruppierung der großen Mächte zu verhindern und unsere Machtziele, sofern sie materiell und kulturell berechtigt sind, trotz der Entente zu erreichen. Das ist ja gerade das Problem, festzustellen, warum die Anklagestimmung unter Politikern, die durch Pazifismus nicht eben bemakelt sind, nicht verraucht ist. Ein Satz wie dieser: „Zu allen Zeiten hat Bismarck gewußt, daß die Welle sich nicht lenken läßt, daß alle Kunst und Kraft, die dem Staatsmann zu Gebote steht, nur darin beruht, das Staatsschiff den Stürmen zum Trotz im rechten Kurs zu halten" – ein solcher Satz ist durch seine unverbindliche Allgemeingültigkeit gegen jeden Angriff gefeit. Im ‚rechten' Kurs – wenn nur bei solchem Worte sich die Fenster nicht schlössen.

Ein Mensch so außer Reih und Glied wie Bismarck, ein solcher Brecher und Umbrecher, der für sein Werk keine Tradition vorfand, konnte auch keine Tradition im schulbildenden Sinne des Wortes schaffen. Man vergleiche zum Beispiel bloß die Darstellung einer lebensgefährlichen Staatskrisis bei Bismarck, etwa während des schleswig-holsteinischen Gewitters, und beim Fürsten Bülow in seiner „Deutschen Politik". Wer Gefühl hat für das besondere Ethos eines großen Staatsmannes – man denke auch an Cavour oder den Freiherrn von Stein oder gar an Friedrich den Großen – wer dieses Gefühl hat, mit dem brauche ich kein Wort weiter zu reden: wir verstehen uns. Darum war und bin ich bescheidenermaßen der Meinung, daß ein großes verwickeltes Gemeinwesen so eingerichtet sein müsse, daß es nicht alles Heil von der Heraufkunft des Übermenschen zu erwarten habe, daß Kontrollinstanzen geschaffen werden müßten, die verhindern, daß große Völker durch Krisen überrascht werden, die ihr Leben und ihre Existenz bedrohen. Daß dem so ist, zeugt für die Unmodernität und Rückständigkeit eines Gemeinwesens; und in dem Zusammenhange, von dem aus hier gesprochen wird, besteht sie für sämtliche europäische Staaten, für Monarchien und Demokratien und ihre Zwitter, für alle.

Lenz hebt Bismarcks grenzenlose Verachtung des diplomatischen Durchschnitts hervor, aber in seinen Augen waren die meisten Mit- und Gegenspieler, von der goldbeblechten Schützenherrlichkeit in Frankfurt an bis hinauf zu Napoleon III. und Gortschakoff, meist nicht mehr als Abarten und Karikaturen des Durchschnitts. Von Disraeli, Salisbury, Schuwaloff, Crispi ist in dem Aufsatz nicht die Rede; Bismarck hat sie, wenn auch auf seine dem Superlativischen abgeneigte Weise, geschätzt, und es wäre nützlich, sich klarzumachen, weswegen. Die kalte Sachdenklichkeit, die Schärfe der Zielsetzung und die rücksichtslose Ausnutzung aller, aber auch aller Mittel, die Gelegenheit und Zufall dem Verstehenden zutreiben, hat keiner dieser Diplomaten so wie dieser märkische Junker besessen; und gleiches gilt, scheint mir, von Bismarcks Amoralismus und Affektbeherrschung im Großen, – im Kleinen ließ er sich hinreißen, ja die Affekt-

entladung diente als Ventil, wenn sie nicht schadete. Im diplomatischen Spiel war sie, wie bei dem großen Napoleon, bewußtes Mittel der Menschenbehandlung.

Die bekannten Zitate liest man immer wieder gern, sie gehören in die Diplomatenfibel, die der moralisierende Deutsche nicht leicht lernt. ‘Sie müssen politisch schreiben, und in der Politik ist der Zweck nicht Beleidigung‘. Und das berühmte Wort: ‘Die Begriffe Strafe, Lohn, Rache gehören nicht in die Politik. Diese darf der Nemesis nicht ins Handwerk pfuschen, nicht das Richteramt üben wollen, das ist Sache der göttlichen Vorsehung. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe. Sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein mit der Frage zu beschäftigen: Was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten wahr?‘ Oder, gegen den Staatsminister von Mittnacht, das Shakespearische ‘Ich kenne weder Haß noch Liebe‘. Doch sieht der preußische Machiavell ganz, ganz anders aus als der italienische, der sittliche Rhythmus seines Wesens tritt nicht allein in der zarten Pflege privatester Beziehungen hervor, er strömt auch auf seine Art, die Enterbten zu behandeln und die soziale Frage anzuschauen, über. Aber das ist ein Kapitel für sich, ein großes und inhaltreiches. In dem Buch ist viel Richtiges darüber gesagt, auch Kritisches (von Adolf Wagner zum Beispiel), doch nichts aus letzten Tiefen; denn wer nicht nachweisen kann, warum die ererbte patriarchalische Grundgesinnung, die als Motiv diente, in unserer Synthese von mechanisiertem Kapitalistenstaat und Militär- und Beamtenstaat ohne wärmende Liebeskraft bleiben mußte, geht an dem Problem vorbei.

Manche Züge und Kunstgriffe in Bismarcks „ungemütlicher Interessenpolitik“ sind sehr anschaulich herausgearbeitet. Ich fürchte, sie hat, unter dem gemißbrauchten Namen der Realpolitik, auf unbismärckische Weise Schule gemacht. Die Rolle, die Bismarcks Macht- und Staatswillen zukommt, war zu seinen Lebzeiten kein Geheimnis, auch unsere möglichen Gegner rechneten mit ihm: aber er genoß Vertrauen. Weswegen? Seine Ziele zeigten höchste Konzentration. Da war keine Spur von Allerweltsbeflissenheit. Er vermied jede demonstrative Geste und hat seine Bündnispartner nicht im Zweifel gelassen, bis wohin er sich haftpflichtig fühlte. Vielleicht kann man einwenden: er hatte es unendlich leichter als seine Nachfolger. Seine kontinentale Orientierung hat ihn bis zum letzten Augenblick nicht verlassen. Die beiden Spitzen der späteren Zeit, Flotte und Orient, traten nie in die Achse seines Gesichtskreises: insofern muß man künstliche Konstruktionen in manchem Aufsatz des Bandes nachdrücklichst ablehnen. Diese Dinge sind aber für eine öffentliche Erörterung heute noch nicht reif.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Professor Lenz führt an, was

Moritz Busch aus Harry Arnims Munde gehört haben will: „Meine Botschafter müssen einschwenken auf Kommando wie die Unteroffiziere, ohne zu wissen warum.“ Lenz nennt dies einen Idealzustand und weist nach, daß während der Einheitskämpfe der zweite Teil des Satzes zutraf, doch keineswegs der erste; Bernstorff, von der Goltz, Savigny, Usedom hätten ihre eigenen Gedanken gehabt, zum Teil großdeutsche und liberale. Daß aber Botschafter in den tieferen Sinn ihrer Instruktionen nicht eingeweiht sind, ist ein ebenso unwürdiger, wie ungeheuerlicher und gefährlicher Zustand. Soll man auch hierin eine verehrungswürdige Tradition erblicken, nachdem eine so überlegene Intelligenz und ein so dämonischer Wille entschwunden sind und —?

Viel Wichtiges wäre noch zu besprechen. Bismarcks Verhalten gegen das Elsaß, gegen Polen und Russen, überhaupt seine Einschätzung des Slawentums und ähnliche ‚Teilfragen‘ sprengen den philologischen Rahmen und verlangen eine freie politische Kritik: denn der Boden, auf dem wir sicher zu stehen wähnten, schwankt. Hier zeigen sich auch deutlich die Schranken in des Meisters Staatsmannschaft, so in der Behandlung des Elsaß und der Elsässer: ihr fehlte die Sympathie, wie der Verfasser des Aufsatzes, Herr Martin Spahn, hervorhebt; er schob diese Fragen gern ab, sie wurden ihm, nach den Annäherungsversuchen, leider unbequem und lästig, während sein Glacisstandpunkt als des Rätsels Lösung Liebhaber fand. Das führt jedoch in eine Materie, von der in günstigerer Stunde zu handeln sein wird.

Der deutsche, der sozialistische Krieg

von Karl Leuthner

Vorbemerkung: Das Buch von Paul Lensch ist, als Bekenntnis eines der überzeugtesten und zu persönlichem Erlebnis der weltpolitischen Vorgänge befähigten Marxisten, interessant und wichtig, es scheint bestimmt, über den Tag hinaus zu wirken. Wir erteilen darum nach Herrn Südekum auch Herrn Karl Leuthner, dem bekannten österreichischen Sozialisten und Reichsratsmitgliede, das Wort, um die Leser von mehreren Seiten her an den Gegenstand heranzuführen.

Man reiht Paul Lensch, der von der äußersten Linken des marxistischen „Radikalismus“ herkommend im Kriege zu einem der kühnsten Verkündiger einer deutschen Politik der Sozialdemokratie geworden ist, nur mit halbem und zweifelhaftem Recht in die Gruppe

der sogenannten „Umlernenden" ein. Nach seinen Grundanschauungen steht er und steht sein neuestes Buch: „Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück" dort, wo er unverrückt immer gestanden: auf dem Boden des reinen und schieren Marxismus. Dieser hat in Lensch's Denkwelt nichts von seiner dogmatischen Strenge verloren; wenn seine Ausdrucksweise gelegentlich an Lamprechtsche oder Burkhardtsche Gedanken anklingt, wenn er Webers und Troeltschs Meinung über den kapitalistischen Beruf des Kalvinismus übernimmt, so dienen ihm solche Anleihen bloß, die Geltungskraft und den Geltungskreis des Geschichtsmaterialismus zu erweitern. Die „historischen Gesetze" sind ihm Ausdruck von Verhältnissen sachlicher Potenzen, die Produktivkräfte walten als Demiurgen der Welt. Der Himmel der sozialistischen Metaphysik ist hell und klar und alle seine Sterne leuchten. Gerade darin liegt die Bedeutung des Mannes, der außerordentliche Wert des Buches. Tatsachensinn und Geschichtsgefühl, im Kreise der marxistisch gerichteten Geister am seltensten anzutreffen, haben Lensch schon vor dem Kriege die Abrüstungsphrase bekämpfen lassen; Tatsachensinn und Geschichtsgefühl nötigen ihn jetzt, von seiner marxistischen Weltansicht aus, für die umwälzenden Ereignisse des Weltkrieges eine Erklärung zu suchen. Dabei stößt er wie David, Cunow, Heine, wie die Schriftsteller der „Sozialistischen Monatshefte", von denen ihn sonst fast alles trennt, auf die herrschende sozialistische Lehre, die zwischen geschichtsmaterialistischen Grunddogmen und einer rein demokratisch-moralistischen Wertung der politischen Wirklichkeit in traurigem Widerspruch haltlos schwankt. Dieser innere Zwiespalt, der durch das Denken der marxistisch Rechtgläubigen, wie nicht minder sehr vieler Revisionisten geht, ist allerdings keimhaft schon bei Marx und Engels vorhanden. Allein deren tiefer historischer Sinn, ihr beweglicher kritischer Geist haben doch in den entscheidenden Fällen meist über die kosmopolitische Revolutionsromantik den Sieg davongetragen, und niemals sehen wir sie zu Nachsprechern der französisch-englischen Freiheitslegende herabsinken. Ihre Jünger aber, die das traditae sanctis fidei depositum aufs sorgfältigste zu hüten vorgeben, verkündigen zwar den Imperialismus als notwendige Auswirkung der „letzten Phase" kapitalistischer Entwicklung, über den Krieg jedoch reden sie wie pazifistische Kongreßprediger. Die Lehre vom Mehrwert, in allen ihren Folgerungen festgehalten, hindert sie nicht, die Segnungen des Freihandels wie Cobdens Schüler zu preisen. Und obwohl alle Staaten ihrer Meinung und Lehre nach nichts sein sollen als die Organisationen der herrschenden Klassen, verehren sie dennoch im englischen und französischen Parlamentarismus ein Letztes und Höchstes und beurteilen Verhältnisse und Menschen in Deutschland ausschließlich nach den westlich-parlamentarischen Wertmaßstäben.

Lensch ist beherzt genug, auf diese Tatsachen rückhaltlos hinzuweisen; die Überschätzung des Auslandes, die verständnislose Verkennung aller deutschen Dinge, wie sie in der Sozialdemokratie vor dem Kriege im Schwange gingen, wagt er beim rechten Namen zu nennen. Er hebt auch heraus, was ihm als Erklärungsursache erscheint: die aus der Emigrantenzeit herrührende Englandschwärmerei einzelner älterer Führer, die Nachwirkungen des Sozialistengesetzes, die Entfremdung von allen machtpolitischen Fragen während einer langen Friedenszeit, das agitatorische Bedürfnis, das alles, auch die äußeren Lebensfragen des Reiches, nach den altbewährten Schablonen einer starr oppositionellen Verneinung erledigt und für jedes Übel in der Welt den eigenen Staat, die eigene Regierung als schuldige Urheber zur Verantwortung zieht. Diesem Marxismus, der zur dürren Gebetsformel erstarrt und unfähig geworden ist, das politische Geschehen mit seinen eigenen Erkenntnisformen zu erfassen, dessen Verhalten zu den großen Fragen der Außenpolitik nur noch das gespenstische Nachleben der versunkenen Anschauungswelt des alten staatslosen Liberalismus deutscher Kleinstaatenohnmacht darstellt, setzt Lensch die wahre Nachfolge von Karl Marx entgegen, das Deuten und Messen der Weltereignisse nach den eigensten Wertgefühlen und Denkformen der materialistischen Geschichtsauffassung, die mit dem ihr zugrunde liegenden Amoralismus auch vor der gedanklichen Lösung von Machtproblemen nicht weltbürgerlich empfindsam zurückzuschrecken braucht. Ein an geistvollen Einzelheiten reicher Vergleich der englischen und der deutschen Staats- und Sozialentwicklung läßt ihn „die welthistorischen Gegensätze zweier sozialer Gesellschaftstypen" aufstellen, des sozialorganisatorischen deutschen und des individualistischen englischen. Das „Andersein" der Deutschen, die Ursache ihrer Verhaßtheit entspringt nach Lensch dem mühsamen Heraufsteigen aus staatslosen Zuständen unter dem beständigen Druck von außen, den die zentrale Lage geographisch bedingt. Die Not legte unserem Volke auf, was ihm zu Mittel der Einigung des wirtschaftlichen Aufschwungs und jetzt im Weltkriege zur Rettung wurde: die Organisation. Sie aber macht die Sache Deutschlands zur Sache des Sozialismus. In der „Durchorganisierung des deutschen Wirtschaftslebens" unter dem Druck des Krieges sieht Lensch die großen Grundlinien einer zukunftsvollen Entwicklung vorgezeichnet.

So bekommt der Krieg selbst einen sozialistischen Sinn. „Der Aufstieg der Arbeiterklasse im Gegensatz zum Aufstieg des Bürgertums vollzieht sich zwar im Donner eines revolutionären Weltkrieges, aber ohne die Blitze eines revolutionären Bürgerkrieges." Lensch geht mithin noch weiter als Naumann, der aus dem „Organisationsgedanken" die Überlegenheit der Deutschen als moderne Wirtschaftsmenschen ableitet, und er greift tiefer als Steffens, der zwar Deutschland und die Westmächte in der

Spannung derselben Gegensätze erblickt, diese aber vornehmlich ins Ideelle verlegt. Es ist ein überaus kühner Optimismus, der Lensch's Denken durchwaltet. Sowohl der „Kriegssozialismus" als das Gewicht von siebenundsechzig Millionen Menschen Mitteleuropas innerhalb der Zukunftsentwicklung des Weltganzen gestatten auch andere Schätzungen. Doch ist diese, sollte man meinen, der Empfindungsweise einer emporsteigenden Klasse gemäßer als die greisenhafte Abkehr von dem Ungeheuren der Kriegsbegebenheiten, als eine Weltanschauung, die mit der wirklichen Welt nur noch durch Jammern und Nörgeln zusammenhängt.

Für einen Sozialdemokraten, dem der Krieg zum deutschen Krieg geworden ist, war es entscheidend, ob er den Mut fand, über den Zusammenbruch des sozialistischen Internationalismus unumwunden und ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Das weiß Lensch, das spricht er aus, indem er es das geschichtliche Verhängnis der deutschen Sozialdemokratie nennt, daß sie sich und die breiten Massen über das Schicksal der Internationale zu täuschen sucht. Ist es nicht, als wollte sie die Internationale der Zukunft auf das Verschweigen und Nichterkennen der Tatsachen der internationalen Politik aufbauen? Wo aber die Kunst der Schleier, der Verhüllungen geübt wird, gilt es, Gestalt und Farbe der Tatsachen stark, ja grell hinzumalen. Lensch sucht geradezu die heftigen Worte: „Die Internationale ist in Scherben gegangen," schreibt er, oder „die französischen Sozialisten sanken durch ihren Eintritt ins Ministerium zu Hehlern und Helfershelfern jener internationalen Mörderbande herab, die ihre Spitzel in allen Hauptstädten hat". Die französischen Regierungssozialisten tragen, wie er behauptet, die Schuld, „wenn noch heute über der Ermordung von Jaurès ein mystisches Dunkel schwebt"; das sei nur durch ihre Beihilfe möglich. Er beklagt ihren „abstoßenden nationalistischen Hochmut". Nicht minder schroffe Urteile werden über die englischen Sozialisten, über Vandervelde laut. Der Stein jedoch, unter dem er die Leiche der Internationale begräbt, trägt als Inschrift die furchtbaren, schier unfaßlich grausamen Worte, die Huysmans vor Jahresfrist deutschen Sozialdemokraten gegenüber äußerte: „Wenn ihr erst vertrieben seid, werden alle, die es während der Okkupation mit den Deutschen hielten, ermordet, und von ihren Häusern bleibt kein Stein auf dem anderen." Das klingt wie ein Echo aus den Ausrottungskriegen indianischer Stämme, aber es ist der Ausspruch „des internationalen Sekretärs", der noch immer seines Amtes waltet.

Für die Zukunft der deutschen Sozialdemokratie, für das Erwachen ihres Wirklichkeitssinnes, für die Fähigkeit eines Mitlebens und Mittuns im Staate hängt so gut wie alles daran, daß die breiten Massen der deutschen Arbeiterschaft erfahren, wie es um die heilig geglaubte „internationale Solidarität" draußen eigentlich bestellt sei. Diejenigen jedoch, die

gegen die nur allzu rasch und allzu leicht raumgreifenden Angriffe der äußersten Parteilinken die Politik des 4. August zu verteidigen haben und trotzdem sich kein Herz fassen können, dem deutschen Proletariat die Binde von den Augen zu nehmen, sind wahrlich nur die Strategen ihrer eigenen Niederlage; ihnen fehlt, wie Lensch sagt, „die Unerbittlichkeit gegen sich selber, das furchtlose Erkennen erbarmungsloser Tatsachen". Leider mangelt der Geradsinn und die mannhafte Entschlossenheit, sich zu den Tatsachen zu bekennen und einem mündigen Volke zur Prüfung sie vorzulegen, weit über die Kreise der Sozialdemokratie hinaus allen denen, die aus ungesunder und kleingeistiger Rücksicht auf eine nebelhafte künftige „Völkergemeinschaft" ihr eigenes Volk seelisch entwaffnen, indem sie ihm beschweigen und beschönigen, was die Wahrheit ist, die volle und ganze Wahrheit des Hasses, Neides und Rachgefühles in der Welt ringsum.

Phantasie

von Robert Müller

Wenn irgend etwas den Deutschen ausdrückt, so ist es eine restlose phantastische Leidenschaft. Was er außerdem ist, ist er nur darinnen, es ist ein Akzidens, das ihm auf den gefährlichen Wegen seines Wesens zustößt. Daß er sich verwandelt — hui, da ist er weg! — ists nicht schon angewandte Träumerei? Alles kennen, alles besuchen, alles werden, alles sein — davon träumen Jungens und Deutsche. Der Deutsche will nicht etwas Bestimmtes sein, er will Alles sein. Er ist ein Paniker. Im zwanzigsten Jahrhundert dreht er einen Ring, einen bei S. Fischer, Berlin, erschienenen Ring und gastiert in den Möglichkeiten seines Jahrhunderts. Der Hort liegt in den Glasgalerien eines modernen Warenhauses ausgebreitet; tut nichts, es ist noch immer derselbe Nibelunge wie vor zweitausend Jahren.

Wenn man das schöne große Märchen von Otto Flake gelesen hat, ist man viel in Deutschland herumgekommen. Das allein würde zur Zufriedenheit genügen. Wer hat das Wandern erfunden? Ist es nicht ein Merkmal der deutschen Einbildungskraft, daß sie zum Wandern veranlaßt, weil sie sich mit dem Konstruieren und Bilden der Ferne nicht begnügt, sondern kritisch ist, eine sehr kritische Einbildungskraft, die probiert, was sie studiert hat? Aber im Wandern sind uns die skandinavischen Vettern noch vor, wird man sagen. Man denkt an Johannes V. Jensen. In der Tat. Aber Jensen ist ein Deutscher. Der Däne wird sich bedanken, denn

bei „Deutsch" denken sie draußen in der Welt an den Herrn mit der Alpenstange, an Röllchen, magere Frauen, Normalhemden und im besten Fall an tüchtige Polizei. Aber hochentwickelte Deutsche treffen sich gern mit dem skandinavischen Geistesleben; und da dies die deutscheren Deutschen sind, gehören auch die Dänen zu ihnen, vor allem aber Johannes V. Jensen.

Er ist wieder gewandert; diesmal nach Ostasien, seiner eigentlichen Heimat. Sie steht ihm ins Gesicht geschrieben. Nun gibt er zu, daß er in Asien hinten menschliche Urformen zum ersten Male erfaßt hat. Er ist tief drin, er ist diesmal am Grunde, alles, was er davon beschrieben hat, sind Treffer, unter „Olivia Marianne" gesammelt (bei S. Fischer). Er erlebt selbst nicht mehr, als erlebt haben zu wollen anständig ist. Aber er liest Abenteuer von fremden Gesichtern, lüftet die Masken von Personen wie biologische Schichten der Gattungen; seit Jahren sind wir ihm auf der Spur, unsere Ahnung! Er ist ein Asiate. Er hat eine beunruhigende Art, das poetische Böse im Menschen aufs Papier zu bringen, einen gewissen tüchtigen aber scheußlichen Nerv aufzudecken, eine Mongolenfalte über melancholischen Augen zu operieren! Seine Meisteranalyse, zwei Adjektive, eine medizinische Bemerkung genügen, sind die hinterfetzigen Charaktere, Menschen in Futteralen, mit Taschen, menschliche Beuteltiere sozusagen, wie er mit einer Anspielung schreiben würde, um wissen zu lassen, daß er auch in Australien war. Man erinnere sich an Evanston, an das finnische Mädel im „Gletscher". Eine verschlagene Süße, fragwürdige Verzückungen, geheime Laster lassen sich von seinem Stil am vollendetsten entdecken. Er ist sozusagen immer hinter diesem Ostasiaten im Menschen her, diesmal hat er ihn glatt erwischt. Er postuliert ihn als eine biologische Entdeckung; hat aber auch gute Augen für die neuen Ansätze, es ist zum ersten Male, daß man von dem chinesischen Reformmädchen erfährt. Eine wilde, vogelhafte Ahnung orientiert diesen Jensen in die Zeit. Alle Gerüche aller Regionen gehen durch seine Nüstern, und er spürt sie hoch oben im Kopfe, wo gutes Gehirn sitzt. Dieser Nordländer ist zart wie ein malaiisches Mädchen, das ebenso unschuldig als verdorben, ebenso einfältig als tückisch ist. Ist es nicht dieses Naturkind, das er in einem immergrünen Winkel seines Gelehrtengehirns sucht? Auf der Fahrt danach schreibt er „Olivia Marianne" und seine exotischen Novellen.

Schwenken wir einmal ebenso weit um den Mittelpunkt des phantastischen Germaniens, die Diktatur des Verstandes, herum, als Dänemark geistig von Berlin liegt, so kommen wir nach Österreich. Land, Blut, Rassigkeit aus vielen Völkerschaften bilden eine Atmosphäre, in der das deutsche Element, die Einbildungskraft, zu extremen Formen, waghalsigen

Systemen, zur Groteske gerinnt. Der hochstehende Deutsche ist geistig. Hier aber liegt Geisterndes über den Menschen. Dies kommt ebensowohl bei einem reinen Bekenntnisroman durch, wie ihn Hermann Bahrs „Himmelfahrt" darstellt, als in den guten Unterhaltungsschriften Meyrinks. Gustav Meyrinks „Fledermäuse" (bei Kurt Wolff) sind sieben phantastische Geschichten, deren erzählende Spezialitäten gute Lektüre sind, deren gemeinsamer Charakter aber ein Geständnis ausmacht, das nur anders mündet als der Bahrsche Roman: in die Mystik, statt einmal wieder in den Katholizismus. Meyrink ist ein Böhme, vermutlich mit jüdischem Einschlag. Ein Böhme ist auch Franz Kafka. Kasimir Edschmids Zugehörigkeit ist mir unbekannt. Sein Vorname, gleichgültig ob bürgerlich echt oder angenommen, weil auch die Wahl charakteristisch wäre, scheint gleichfalls Slawisches anzudeuten. Dort ist, für den Literaturgeographen sehr anregend, ein literarisches Zentrum geworden. Diese drei Phantasten sind zu hören, sie stehen an der Südstelle des deutschen Pendels.

Bei diesen ist Phantasie nicht eine Manier wie etwa bei Jules Verne oder den englischen Erzählern, sondern ein Lebensprogramm. Sie interessieren auch nur insoweit. Die Tatsache ihrer Phantasie ist wichtiger als deren Inhalt. In ihren Grenzmenschen geht das Tote um, Erstarrtes, sie sind unverwendbar für das Leben des Lesers, und gute Literatur ist, ohne irgendwelchen Standpunkten und Grundsätzen ins Zeug pfuschen zu wollen, jene, die dem Leser weitergeholfen hat. Es ist Beschäftigungsliteratur, man hat, wenn sie gelesen ist, keine innere Arbeit geleistet.

Gustav Meyrink ist unbeherrscht, es liegt nicht im Erlebnis, sondern im Handwerk. Er ist oft unklar, aber nicht von jener zauberhaften Mystik, die nicht zu verstehen man den Drang hat, sondern rein mitteilungsmäßig; er hat eine unklare Ausdrucksweise, es scheint, als ob er nie literarisch jung gewesen wäre, aber es noch ist; als ob er nie trainiert und gleich geschaffen hätte. Es fehlt seinem Geschriebenen an Einmaligkeit und Präzision. Er hat keinen Humor, denn er ist ein Pathetiker bis zum Unerträglichen, aber er hat Komik, sein Witz eben ist pathetisch, es ist eine Komik, die ganz aus dem Worte kommt wie seine Melancholie, sein verzehrender Pessimismus, seine Mystik, die oft zu den tiefsten Dingen hinabgeht. Wo er chaotisch ist, an den Wurzeln des Denkens, im Fegefeuer der Sprache, wird er symptomatisch für das Zeiterlebnis, das einen wissenschaftlichen Nihilismus, eine Aufklärung wider das Gelehrtendogma kennt. Das Leben erscheint als Kreislauf von Motiven, Worte, nein Wörter stehen pflanzenhaft, als Fetische des Geschehens, im Mittelpunkt. Er denkt in Sprachprämien, das Phonetische einer Prägung ist nichts Zufälliges, sondern eine Verwandtschaft, die Lautanalogie sozusagen zum Urgrunde

alles Seins. In der fünften Erzählung erhält das Wort „Vivo" die Bedeutung des Elixiers. Meyrinks Schreibeakt chiffriert das Leben, in diesen Kürzungen und Kraftworten kommen die sonderbaren Leitmotive, die das Weltgeschehen ins Kreisen bringen, in einer Art Nebelplastik, wie Wolken, die über das Bewußtsein ziehen, zum Ausdruck. Das Nebeneinander der Buchabsicht, Unterhaltung und Schöpfung, widerstreitet oft. Meyrinks Witz ist nicht immer fein, dazu ist er zu aktuell, es ist ein Witzblattwitz. Das Wort, ein Kraftschema, ist die Grundlage seines Witzes wie seiner Philosophie. Ein pathetischer Lyriker also, der lacht und erschrickt! Man hat den Eindruck, daß hinter dem Mystiker der zynische Lebemann steht, der seine Späße forciert, bis er ins Grausen gerät. Es steckt eine Art von christlichem Erlebnis darin.

Die Phantasien des Kasimir Edschmid sind Tableaus, schöne Tafeln, zur Gänze gegliedert, sie haben unüberbietbaren Kunstwert, aber sie geben wenig her. Edschmid ist die stärkste Begabung und hat die konsequenteste Phantasie. Die Details nie erlebter, nur geschauter Dinge sind so kraß tüchtig, daß man auch dort am Erlebnis zweifelt, wo das Geschaute sich im Wahrscheinlichen ergeht und das Erlebnis sogar wünschenswert wäre. Am nächsten steht uns „Fifis herbstliche Passion" und die Erzählung von dem Cowboy Yup Scottens. Edschmid, dessen Spannung so enorm ist, daß er sie künstlerisch verwischen kann, hat dieses „Problem des Erlebens" selbst durchdacht. Zu den Kunsttafeln seines Buches „Die sechs Mündungen" hat er in seinem folgenden „Das rasende Leben" (beide bei Kurt Wolff in Leipzig) die Philosophie geschrieben. Er sagt: „Es ist dieses, was dem Geschehen erst Form gibt und Würde: was wir mit den Erlebnissen tun . . . Man soll keine Erinnerungen haben, niemals." Ist das nicht: den Eindruck vergessen und sich ganz auf den Ausdruck stellen? Es könnte, in einem weiten Sinn, ein expressionistisches Bekenntnis zum Leben sein.

Es gibt zwei Spannungen der Phantasie. Man folgt mit geschlossenen Augen der Erfahrung, die man vom menschlichen Leben hat. Diese Phantasie, Einfühlung, Beobachtungsgabe besitzen Detektive, Politiker, Psychiater, Romanziers. Sie ist ein Scharfsinn, der sich anschauliche Bilder leisten kann, ein geistiges Indianertum, ein dichterisch gesteigertes Kombinationsvermögen, aber nicht eigentliche Dichtkunst. In diese Kategorie gehört Johannes V. Jensen. Die andere Phantasie stellt Erfahrungen zu neuen Gebilden zusammen, gründet selbständige Enklaven des Lebens, Werke. Mit jener wirkt man im Leben, auch wenn man nie anderes getan hätte, als Federn in Tinte getaucht. Mit dieser organisiert man das Leben neuartig, stärker: es sind immer Unzufriedene, die diese Phantasie haben oder nützen, begabte Mönche, Dichter. Dahin gehören Meyrink, Edschmid und

Franz Kafka. Von Kafka liegt ein neues Buch vor: „Die Verwandlung" (Kurt Wolff Verlag). In die saubere unromantische Erzählungskunst Kafkas gerät eine Idee. Seine „Verwandlung" ist ein phantastischer Klex auf einem wohlerzogenen Kunstablauf. Der Erhalter und kindlich eifrige Sohn einer Familie erwacht eines Tages, von seiner überstrengen Arbeit nervös zerstört, als riesiger Käfer mit dem Gemüt des Christen und der schwachen geistigen Kraft des Erzguten, der nicht einmal zu staunen vermag. Mehr hat er auch zu Menschzeiten nicht besessen. Die Familie erschrickt, heult, betrauert und pflegt diesen grotesk verlorenen Sohn, bis sich ihr natürlicher Egoismus regt. Es ist kein Problem, sondern ein Experiment; es wird erzählt. Die Hypothese, die alle biomechanische Wahrscheinlichkeit aufhebt, wirkt nicht fördernd; es gefällt als geistreiches, fleißig und lückenlos überdachtes Spiel, aber die Zumutung ist zu groß. Sie strapaziert den Geschmack mehr als etwa die Mystizismen Meyrinks oder die gestellten Bildschönheiten Edschmids. Die sonst absichtslose Erzählerkunst Kafkas, die etwas Urdeutsches, rühmlich Artiges, im Erzählenden Meistersingerliches besitzt, wird durch die hypothetische Flicke auf ihrem schönen Sachgewande deformiert.

Und nun schwingt das deutsche Phantasiependel zur Mitte nach Westen und bleibt dort stehen. Seine Spitze liegt im Elsaß, das uns nun schon manchen mehrdeutschen Dichter gab. Alle jüngeren deutschen Dichter haben einen Zuschuß Fremdes, sei er slawisch, sei er lateinisch. Es ist, als ob sich das frühere Deutsche verbraucht hätte und wir daran wären, ein neuer Typus zu werden, eine Grenzrasse, eine Weltrassennation. Die inneren Widersprüche und Spannungen machen uns darum unserer Deutschheit — diese ist das Wichtige, nicht das Deutschtum — um so bewußter.

Der schöne Heide Otto Flake, dessen Ring wir gedreht und zu dessen Wirklichkeit wir nach diesem Exkurs in phantastische Deutschheiten zurückkehren, hat mit seinem „Horns Ring" (S. Fischer, Verlag) einen umfangreichen Gegenwartsroman geschrieben. Von den phantastischen Fünf, denen wir hier ins Gesicht zu blicken versuchten, hat er das stärkste und gütigste Profil, ein dem Leben zugewandter Theologe, eine, wenn man dem Begriffe den ganzen Menschen aus sinnlichen und geistigen Kräften zugrunde legt, durch und durch athletische Erscheinung. Strenge, die uns aus seiner Arbeit anherrscht, dürfte das Kampfergebnis gegen Fehler der Zeit sein. Seine Psychologenkoketterie Frauen gegenüber, vor der Leserin, die leicht erraten kann, wieviel geschickter und doch kundiger Zartsinn sie und ihre Schwestern im Buche erwarten, kann nicht enttäuschen. Flake ist unter den Jungen ein Kopf, für den alles, was etwa Männer wie Meyrink, Edschmid, Kafka gestalten, zum Element einer Zeitordnung wird. Meyrinks Mystizismus, Edschmids sinnliche Lebenssteigerung, Kafkas

der Satire verwandtes Erzählertum wirken an ihm mit, er ist, obwohl im einzelnen nicht so ausdrucksvoll begabt, der Repräsentativste von allen, denn er besitzt auch noch diese ältere Form der Phantasie aus der Jahrhundertwende, den phantastischen Materialismus Jensens und der großen Engländer Kipling, Wells, Doyle. Sein Roman ist dann der Roman aller Romane, wie sie heute geschrieben werden. Es sind alle Züge des heutigen Lebens da, darum ist er derjenige, der uns am interessantesten erscheint und uns am stärksten beschäftigt. Das Repräsentative seines Romans, der uns durch die wahrscheinlichsten und immer geschmackvollen Abenteuer dieser Betriebszeit führt, leidet wie die Erzählung Kafkas ohne Zweifel an allen Stellen, wo das Ringmärchen den mechanischen Weltablauf unterbricht. Es macht oft unfroh, hier weiterzulesen, weil man Willkür fürchtet; aber die Ringidee ist nicht ausgenützt, diese zweite Störung innerhalb der Störung restituiert den Ernst des Buches. Flake zeigt außer literarischen Eigenschaften, die ja auch ein schlechter Kopf haben kann, eine bedeutende Denkkraft. Er hat Urteil, er ist ein Mann, dessen Bücher man nicht nur mit Vorteil liest, sondern der auch in Angelegenheiten der Nation befragt werden darf, über Kunst und Bücher anderer, über Politik und soziale Reform. Der Kampf der Geistigen um ihre Macht, der nach diesem Kriege, in dem sie in der Vereinzelung eine lächerliche und schlimme Rolle gespielt haben, mit einer nie dagewesenen Schärfe und Opposition ausbrechen wird, feiert in seinem Buche Vorahnungen. Der Ring des Deutschen Horn war ein Hilfsmittel der Annonce und eine Anspielung. Flake versteht etwas von Organisation.

Der Osten liegt leer. Das deutsche Phantasiependel ist noch keine Weltuhr. Dort könnte dem Grenzertum deutschen Geistes die tiefste und umfassendste Modernität gelingen. Denn dort liegen Rußland und China. Immerhin hat Jensen hiervon einen Zug in unseren Gesichtern und eine uralte Delikatesse in unseren Knochen konstatiert.

Geist und Volk

Von Felix Braun

Eine ergreifende Schrift von Karl Nötzel: „Vom einfachen russischen Volke" (gemeinsam mit einer lesenswerten Studie Alexander Barwinskijs über die ukrainische Lyrik in der Diederichsschen Sammlung: „Schriften zum Verständnis der Völker" erschienen) bringt manchen der Gedanken wieder nahe, mit denen man sonst Perspektiven in

die Zukunft, mehr oder weniger spielerisch, zu eröffnen liebte. Sie zeigt uns das Leben eines Volkes auf seiner Erde und belehrt uns über seine tiefe Fremdheit, die auch dort eher erschreckt als hinreißt, wo wir sie bewundern, wo wir sie verehren müssen. Wie liest man dies, daß sich ein ganzes Volk in namenlose Knechtschaft begeben habe, nur aus dem einen Grunde, um dadurch der Sünde auszuweichen! Wie vernimmt man diese Beispiele der Liebe, der Demut und der Einfalt, die aus der dunklen Geschichte Rußlands und von seinen Dichtern genannt werden! Wir haben uns in den letzten Jahren um das russische Wesen sehr bemüht, wohl wissend, daß uns die tiefsten Gründe und Geheimnisse unerschlossen bleiben müssen, aber wir sind doch immerhin so weit in die Ahnung des Fremden vorgedrungen, daß wir mit Phantasie und Vergleichung, mit unsrer altgeübten Kraft der Erforschung und der Intuition an die Wahrheit reichen können. Fassen wir zusammen, was wir durch Dostojewskij und Tolstoj über den russischen Charakter begriffen haben, so sehen wir es hier, in diesen Darlegungen eines deutschen Mannes, der zwanzig Jahre in Rußland gelebt hatte, in einer Weise bestätigt, die niemanden, dem die Menschheit am Herzen liegt, unbewegt lassen kann. Eine große Hoffnung für die Erneuerung der Welt dämmert von Osten her.

Schon lange war ein ausgesprochener Zug gegen Osten in der europäischen Kulturgestaltung zu bemerken. Daß dieser Krieg eine Verschiebung der kulturellen Zentren in dieser Richtung hin nur beschleunigt hat, wird sich, wie immer er ausgehen möge, bald ergeben. Der Westen, so scheint es, hat seine schöpferischen Möglichkeiten hinter sich; Deutschland wenigstens hat von ihm nur mehr geringfügige äußere Formen zu erlernen, etwa eine höhere Form der Weltbürgerlichkeit von England, eine reinere Form der Lebendigkeit von Frankreich; wirklich zu lernen aber — und Deutschland ist am Ende, wenn es einmal das Bewußtsein hat, nicht mehr lernen zu müssen, — hat es einzig von seinem slawischen Nachbarn. In seiner Rede: „Der Krieg und die deutsche Verantwortung" (Berlin, S. Fischer) hat Rudolf Borchardt den Grund für die deutsche Ungeltung in der Welt darin aufgezeigt, daß Deutschlands höchster Wert, das Leben und der Blick nach innen, in Gefahr war, übersehen zu werden, und sogar von Deutschland selbst. Man mochte Deutschland ehrlich gesucht haben, aber man fand ein anderes als das erhoffte Bild. „Man fand eine Philosophie, die den Freunden und Begeisterten des alten deutschen spekulativen Idealismus schneidend erklärte: keine Metaphysik mehr, die Hegel und Schelling längst nicht mehr auflegte, sondern nur noch wie Scharteken antiquarisch zu Rate zog, aber dagegen die Welträtsel gelöst hatte . . . Die Welt, die unserer alten Spiritualität die tiefsten Bereicherungen verdankte, stand gleichgültig vor der Materie, die wir ihr gehäuft zuführten,

vor der Mechanik und der Technik, vor der Kollegialleistung in der Wissenschaft, vor Methoden, Handlungsreisenden und Kanonenrohren." Die tiefe Bewegung der letzten Zeit, die einen Rückweg nach innen suchte — es sei nur auf die Bemühungen des Verlegers Eugen Diederichs hingewiesen, — hat offenbar nicht mehr dieses Maß an entscheidenden Kräften aufgebracht, die Entwicklung einer ganzen Nation zu bestimmen. Im Gegenteil sahen wir einen Stand von Verallgemeinerung, von Anonymität, Amerikanität erreicht, der die größten Besorgnisse erwecken mußte. Da kam der Krieg und zeigte eine tiefbewahrte Fülle von Idealismus als Opfersinn, als Volkstreue, als Tapferkeit, als Herzensgüte, die nun wieder die Hoffnungen ins Unermessene hinauf hob.

Über den Krieg hinaus zu denken mag ein müßiges Beginnen genannt werden, da wir ja in der Tat nicht von heute auf morgen irgend etwas vorauszusagen vermögen. Allein Gefahren auf alle Fälle vorzubeugen ist nur etwas, was wir von den Führern unserer Defensivheere zu lernen hatten. Jedem historisch geschulten Betrachter fällt die Analogie zwischen der Gegenwart und der Zeit der Völkerwanderung nur zu deutlich auf. Daß wir eine abnehmende Kultur mit den äußersten geistigen Mitteln zu retten bemüht sind, unterscheidet uns von jener chaotisch zusammenstürzenden Welt; aber es scheint, als stürze die unsere nach innen zu in ihr Chaos. Wir wissen, daß sich in bestimmten Zeitabständen die kulturellen Phänomene zu wiederholen pflegen, freilich nicht an der gleichen Stelle, aber doch in einem gleichen Verhältnisse, nicht in der Bahn des Kreises, aber etwa in der einer Spirale. Ein Blick auf die Malerei unserer Tage klärt manches auf. Wie sehr der Impressionismus des vergangenen Jahrhunderts an die Malerei des kaiserlichen Rom gemahnt, hat Franz Wickhoff in der großen Darstellung der römischen Kunst überzeugend nachgewiesen, und auch die äußere Kultur des sinkenden römischen Reichs ist der unseren ähnlich genug gewesen. Der Expressionismus, den wir nun in ganz Europa in vielfach voneinander durchaus unabhängigen Erscheinungsweisen sich durchsetzen sehen, führt folgerichtig gegen einen Stil zu, der seine Präfiguration in dem von Byzanz wiederfinden läßt. Dies ist keine bewußte Archaisierung, wie sie etwa die Präraffaeliten, die Nazarener, Puvis de Chavanne und Fantin-Latour erstrebt haben; die Maler wissen gar nicht, was sie wiederholen, die Epoche selbst zwingt sie dorthin, wohin der uralte Weg wieder fortrückt, und im Vermeinen, die Kunst nach vorwärts gebracht zu haben, treiben sie in der zurücksinkenden Zeit in einen vorbestimmten, tragischen Rücklauf hinein. Aus der Geschichte heraus war nie zu begreifen, wie die Kunst der ersten christlichen Jahrhunderte aus der Vollkommenheit der pompejanischen Gemälde schrittweise so sehr verarmen konnte, daß sie endlich im Schema erstarren mußte.

Dieſes Verlieren des Beſitzes ſchien unverfolgbar, und nun ſehen wir es wieder, allerdings im Anſchein des gewollten, freiwillig um hoher Zwecke willen gebrachten Verzichts. Nicht anders aber ſehen wir im Leben ein allmähliches Entgleiten und Entſchwinden von Beſitztümern und Gütern, um die vergangene ſtärkere Geſchlechter zu kämpfen und zu leiden nicht ermattet waren, und wenn uns dieſer Wandel der Werte noch nicht mit Angſt erfüllt, ſo werden wir doch zugeben müſſen, daß Eines ſelten zu werden beginnt: die Perſönlichkeit.

Die großen Tage des Auguſt 1914 leuchteten von der Entflammung der Herzen: der einzelne trat wieder hervor, aus ſich, aus dem Volke, und in ſeiner Bruſt fühlte er die Mit-Entſcheidung über das Geſchick der Welt. Nun aber hat ſich auch der Krieg zu einer namenloſen Erſcheinung umgewandelt, und wir ſehen nicht mehr die Menſchen, nicht einmal mehr die Völker, ſondern nur den Krieg. Wenn er niedergebrannt ſein wird, — wie werden wir uns dann erneuern können? Wie werden wir die alte abendländiſche Kultur lebendig weiterbilden, höherbilden können? Wie werden wir imſtande ſein, ihre Erſtarrung, ihre Mechaniſierung, dieſe neue Form ſcholaſtiſchen Unlebens aufzuhalten?

Man ſpricht viel vom Geiſte jetzt, vom „tätigen Geiſte" erwartet man alles Heil. Was iſt der Geiſt? Der Sinn des Menſchen als des Endgliedes der geſchaffenen Natur iſt nun wohl im Geiſte zu ſehen als in einem Spiegel, in dem ſich die Natur ſelber ſchaut und begreift. In der Bewußtheit ihrer ſelbſt erſchöpft ſich die Schöpfung. Vor dem Menſchen ging ſie in die Zeit blindlings vorwärts: der Geiſt des Menſchen ſchließt ſie nicht nur ab, er umſchließt ſie auch; er umfaßt ſie, alſo faßt er ſie am Ende. Nach rückwärts ſchaut der Geiſt, zu den Urſprüngen ſteigt er hinauf und hinab, er ſucht den Schöpfer als den letzten Grund alles Vorhandenen und ſo auch ſeiner ſelbſt. Das Tier ahnt noch nicht über ſich hinaus: es trägt ſich ſelbſt in die Zeit hinein; erſt der Menſch vermag es, ſich aus der Zeit herauszutragen. So ungeheuer iſt die Kraft des Geiſtes, daß er imſtande iſt, nicht nur aus Zeit und Raum, ſondern ſogar aus ſich ſelbſt herauszutreten. Da er ſelber mit Teil hat an Zeit und Raum, da er ſelber Mit-Geſchöpf iſt in der Schöpfung, überſchaut er ſich ſelber mit.

Hier nun glaubte man eine Entwicklung der Menſchheit erblicken zu können, indem man eine Entwicklung des Geiſtes für ſich und aus ſich ſelbſt poſtulierte. Allein wohin ſollte dieſe Entwicklung zuletzt führen? Geiſt iſt Zweck, nicht Selbſtzweck. Geiſt, unverankert, grundlos, nur ſich ſelber wollend, ſpricht ſich auch ſelber von der Schöpfung los und treibt blind im Leeren. So wenig als die Blüte eines Roſenſtrauchs für ſich allein im Himmel ſchweben kann, ſo wenig kann reiner Geiſt gedeihen.

Er ist die Blüte wohl, aber die dunkle Wurzel ist ihm not: die Wurzel Volk.

Heilig ist das Leben des Volkes, heilig sind seine Tiefen, in denen Leben wird, ahnungslos und urgewaltig. Heilig ist das dumpfe, aber im göttlichen Willen vollzogene Leben der Ackerbauer und Handwerksleute, der Arbeiter, Hirten und Schiffer. Sie leben wahrhaft; sie gehen den uralten Weg von der Geburt bis zum Tode, ohne aufzuschauen. Die Leiden, denen sie unterworfen sind, vermögen sie nicht aus dem Leben zu graben, darin sie wurzeln. Ihr Geist ist dienend, aber manchmal wächst er in einem ihrer Söhne zum Herrscher auf und schafft aus ihrer aller Leiden ein hohes Bewußtsein des tragischen Loses des Menschen: so ging Beethoven, so ging Schiller, so ging Hebbel aus ihnen hervor. Diese Tat des Geistes, die als Erscheinung des Künstlers aus dem Volke aufersteht, wird immer der höchste Ruhm der Menschheit bleiben. Aber ein anderes ist, den Geist ins Volk zu pflanzen, das dunkle Bewußtsein da und dort aufzuhellen und dann doch keine Antwort auf die Frage und für den Schmerz keinen Trost zu wissen. Ohne darauf einzugehen, inwieweit die sogenannte Bildung für das Volk notwendig und zuträglich zu erachten ist, darf doch gesagt werden, daß die große Menge halbgeweckter Intellektualität, die nicht einmal noch Geistigkeit ist, die Welt in eine unabsehbare Verwirrung gebracht hat. Der Intellekt hat ebensoviel Ehrfurcht vor dem Lebendigen, wie eine Diebslaterne vor der Mitternacht. Er fragt um der Frage, vielleicht sogar um der Antwort willen, aber die Antwort kommt ja nicht, es sei denn die eine, mit der sich freilich niemand zufrieden geben will, daß das Leben um nichts anderes als des Daseins willen (niemand begriff noch diese tiefe Synonymität) und einzig nur darum gelebt werden soll. Wir vermögen allerdings, je nach unserer Beschaffenheit, ihm einen höheren Sinn zu proklamieren, und wohl dem Geschlechte, das ihn billigt und ihm dient. Aber die Frage nach dem Warum, die aus der Erkenntnis der Sinnlosigkeit der Welt oder der eigenen Existenz in ihr hervorgeht, ist genügend entschieden mit dem einzigen Hinweis auf die bloße Tatsache der Schöpfung.

Achten wir aber das Leben einmal ganz, wie es geachtet werden will, so werden wir dem Christentum nahe sein wie seit langem nicht; wir werden lieben können wie nicht mit tausend guten Vorsätzen, und wir werden ein neues Lebensgefühl haben durch diese Liebe. Nicht Gewalt, nicht Ruhm, nicht äußeren Prunk werden wir mehr zu schätzen finden: unser Gefühl wird immer nach innen leuchten. Aber der Weg nach innen ist uns nicht fremd. Wir haben nur zu viel romanische Gestalt angenommen, die unsere natürliche Isolierung und Beschränkung mehr verstärkte als uns gut tun konnte. Der Deutsche freilich ist einsam und auf weniges sonst als auf

ſich geſtellt, nicht gerne öffnet er das Herz, und ſeine Liebe gönnt er eher einem unſichtbaren Gut als einem ſichtbaren, eher einer Landſchaft als einem Nachbarn. Heinrich Mann leitet aus dieſem Weſen des Deutſchen einen Mangel an Liebeskraft her; das iſt ein höchſt einſeitiges Urteil. Wir wollen dafür ſagen: Mangel an Liebesbereitſchaft, eine ſo tiefe Keuſchheit der Seele, daß ſie ſich ſcheut, Liebe zu äußern, ja ihr Daſein in der Tiefe zuzugeben. Die leichter ausſtrahlende Liebeskraft und Liebesbereitſchaft des ſlawiſchen Herzens, die Tiefe ſeiner Demut, die Weite ſeiner Brüderlichkeit, die Innigkeit und Verſunkenheit ſeines Chriſtentums ſei daneben geſtellt. „Heimat der Seele" hat ein deutſcher Dichter Rußland genannt, als er die erſte Nacht auf ſeiner Erde verbracht hatte. Wie in der Völkerwanderung der neuen Jugendkraft der Germanen die chriſtliche Verheißung zur Seite trat, um die Welt erneuern zu helfen, ſo ſcheint auch nun der ſlawiſchen Heraufkunft ein neues Chriſtentum, das des Staretz Soſſima und das des Greiſes Leo Tolſtoi, nebenher zu ſchreiten. Hiermit ſich rechtzeitig auseinanderzuſetzen ſcheint mir die nächſte und wichtigſte Aufgabe Deutſchlands zu ſein (um ſo mehr, da wir die Gefahren des leicht ins Grenzenloſe ſich verlierenden ruſſiſchen Subjektivismus nicht zu fürchten haben). Seine Epoche ſteigt auf, allein wie lange ſie währen wird, hängt nicht zum letzten auch davon ab, in welchem Maße es imſtande ſein wird, aus der gegenwärtig herrſchenden geiſtig-materiellen Kultur eine Umwandlung in dem hier angedeuteten Sinne zu erzielen und die Anarchie in den großen, überindividuellen Inſtitutionen von Staat und Geſellſchaft zu überwinden.

Junius: Leſefrüchte

Rußland kann nur mit der Seele erfaßt werden, ſagt Karl Nötzel. Geſchieht das, dann erkennen wir, daß nirgends in der Welt das Leben einheitlicher gelebt wird, nirgends mehr durchdrungen iſt von jenem Unfaßlichen, alles einzelne Zuſammenhaltenden, was wir eben Seele nennen. Von dieſer Feſtſtellung geht Felix Braun im vorangehenden Artikel aus; benommen — und doch wach gegen die Gefahren des Subjektivismus, der in dieſer „Heimat der Seele" wuchert. Dieſe Einſchränkung möchte ich noch ſtark erweitern. Die Seele, von der hier die Rede iſt, glauben wir aus der ruſſiſchen Literatur und Geſchichte zu kennen. Sie wäre das Organ, die Welt zu erleiden und leidend zu genießen. Sie beſitzt ein Minimum an ſozialer und politiſcher Aktivität, ein Maximum an Berauſchtheit aus Anlaß von politiſchen und ſozialen Vorgängen und

Zuständen, von unruhiger revolutionärer Spannung und Geladenheit. In ihr wurzelt der grenzenlose Subjektivismus des Russen; sein Ästhetizismus; seine feminine Reizempfänglichkeit; sein Glücksgefühl im Leiden; seine Unfähigkeit, die Verbindlichkeiten und Verantwortlichkeiten des westeuropäischen, vor allem des deutschen Staatsbegriffs zu begreifen; sein Leichtsinn und sein ewiges Schuldbewußtsein, an dem er sich labt; seine Verachtung für die treue Pflichterfüllung im Kleinen, Ungesehenen, Engen — (lies, zum Beweis, Dostojewskijs Romane und Briefe). Von allen Tieren, die ‚versprechen dürfen', ist er der Mensch, der es, an hohen europäischen Maßen gemessen, am wenigsten darf. Der Russe ist der Christ Europas und darum — kein Europäer. Er ist, das wußten wir stets, seit wir russische Dichter lasen und genossen, der interessanteste Mensch unsres Gesichtskreises.

Und diese Erkenntnis' sagt Nötzel, ‚hält uns dann aufrecht im Angesichte der namenlosen Verbrechen, die an diesem Volke straflos begangen werden, und wenn wir uns auch immer sagen müssen, daß seine Peiniger doch schließlich selber aus ihm hervorgingen. Ja, weich, sehr weich muß die Menschenseele sein — viel zu widerstandslos für die Krallen der Lüste und der Versuchung, damit ihr Gott so tief den Stempel ihrer unzerstörbaren Göttlichkeit aufzudrücken vermochte' (Seite 7). Darum verehren sie heute sämtliche Ästheten und Dilettanten der Welt, die Unschöpferischen, die hundertmal täglich, stündlich Renaissance, Reformation, den Rationalismus der Wissenschaft, die Morgenröte der sozialen Emanzipierungen, die philosophische Einzäunung der mystischen Bezirke verraten, die an Byzanz sich wärmen und im hellen Lichte Homers frösteln. Wo ist die Linie, die von Lionardo über Shakespeare zu Goethe führt? Das soll noch kein Urteil sein, aber eine Warnung. Seien wir stark, seien wir — wir selber. Hüten wir uns, in den Sklavenaufstand der russischen Seele und russischen Moral gezogen zu werden.

Der Westslawe Th. G. Masaryk erzählt in seinen soziologischen Skizzen „Rußland und Europa" (bei Diederichs; zwei Bde., 1913), wie er den Gegensatz zwischen beiden Kulturen in seiner ganzen Schärfe im russischen Kloster erlebt habe. Altrußland sei der russische Mönch. Eines Tages habe er sich aus den geistig fortgeschrittensten Kreisen, in denen er in Moskau verkehrt hätte, in das berühmte Kloster Troicko-Sergievskaja Lavra, — aus Europa nach Rußland zurückgezogen. Und von dort nach der weit abgelegenen Einsiedelei Gethsemane, einer Einsamkeit im tiefen dichten Walde. Religiöse Gespräche mit Tolstoj und seinen Freunden an den Tagen vorher, daneben europäisches Flachland in den französischen Vorträgen von Georg Brandes, der zufällig gerade in Moskau war: nun unterirdische Höhlen, wundertätige Reliquien und Heiligenbilder und ein

junger, kindlich ekstatischer Mönch als Führer. „Die Welt blieb ihm fremd, ich war ihm ein Bote, ein Teil dieser Welt, die er bisher geflohen war. Und nun sollte er mich in den Katakomben begleiten und uns das Gesehene erklären. — Die Gegenstände, die ihm Gegenstände der innigsten Anbetung waren, sollten dem Nichtrussen, dem Europäer, dem Ketzer als Schaustücke erklärt werden. Ich merkte die Verwirrung meines Führers, und er tat mir leid, aber ich gestehe: sein Unbehagen reizte ein wenig den Europäer in mir. Er verneigte sich vor jeder Reliquie und vor jedem Bilde, zumal vor den mächtigeren, er bekreuzigte sich fast beständig, kniete nieder und berührte die heiligen Gegenstände und Stätten mit Stirn und Mund. Ich sah mir die Dinge genau an und beobachtete die zunehmende Furcht des Mönches, der ganz offenbar jeden Augenblick erwartete, daß ich für meinen Frevel und Unglauben bestraft werde. Die Strafe blieb aus — ohne es zu wissen und zu begreifen, rührte sich wohl auf dem Grunde seiner Seele ein ganz leiser Zweifel; das merkte ich an seiner inständigen Bitte, wenigstens vor der Hauptreliquie mich zu verbeugen — es war nicht mehr Angst vor dem Ketzer, sondern das Streben, das Ausbleiben der Strafe bei dem Allerheiligsten nicht erleben zu müssen ... Nachdem wir die Katakomben absolviert hatten, wollte ich allein den Rückweg antreten, aber mein Führer ließ nicht ab und schloß sich mir an. Bald wurde mir klar, daß der Mensch nun auch von mir etwas erfahren wollte, und tatsächlich ließ er seiner Neugierde freien Lauf. Und welche Neugierde, welch heißes Begehren, etwas von der Welt, von Europa zu erfahren. Aus seinen Augen sprühte dieser Welthunger, ich konnte ihm nicht genug erzählen und erklären ... Endlich mußte ich nach dem Hauptkloster zurückkehren, mein Mönch begleitete mich wider Erwarten und trotz meines wiederholten und recht herzlichen Dankes bis knapp vor die Lavra, und trotz meinen letzten Abschiedsworten kehrte er nicht um und blieb stehen — sollte er ein Geschenk von mir nehmen und erwarten? Dieser Gedanke plagte mich schon mehrere Augenblicke; ich schämte mich für diesen Gedanken, er verletzte mich geradezu, aber ich konnte schließlich nicht zweifeln, daß mein glaubensstarker Weltverächter an die Gaben gewöhnt war. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken über Rußland: Europa, Glaube: Unglaube. Ich fühlte die Schamröte aufsteigen, als ich dem Hüter von Gethsemane den Papierschein in die erwartende Hand knitterte." Heimat der Seele! Der Leser nehme schnell Carlyles Darstellung europäischen Klosterlebens in der gläubigen, unzerrissenen, aufbauenden Zeit des Mittelalters zur Hand, in Past und Present. Da ist innigste Glaubens-, Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, mit ihrer Ubung in Treue und Pflicht; ein bis ins Kleinste geordneter Kreis von Tätigkeiten in der Wirklichkeit, das Ideal einer Wirtschaftsgenossenschaft ohne Ausbeutung und Erwerbshysterie,

umfaßt von jener Feiertagsſtimmung, die Ruhe pflanzt in die menſchliche Seele, von der Geburt bis zum Grabe. Ich kenne keine größeren Kontraſtbilder. Dort, bei den Ruſſen, ſcheint — ich verſuche abzugrenzen, ich ſpreche ja nicht ab — dort ſcheint Seele eine Entſchuldigung für die übliche Entbindung von der Zucht bis hoch hinauf; hier, in Weſteuropa, vor allem im germaniſchen Kulturkreis, iſt ſie die Quelle aller Zucht. Die ausſtrahlende Wärme freilich fehlt hier, der Gefühlston im Verkehr der durch Macht und Beſitz ſcharf auseinandergeriſſenen Klaſſen iſt erkaltet, beſonders im deutſchen und germaniſchen Norden; die rationaliſierende Rüſtung des Alltags hat Rechenmaſchinen aus uns gemacht, aber wir haben, neben dem Evangelium unſerer eigenen Seelenkünder und Gottſucher, in tiefer geiſtiger Arbeit die ideelle Maſchine gebaut, um die mammoniſtiſche Aushöhlung unſerer Seele zu überwinden, — nur müſſen wir erſt die Kataſtrophe überleben, vor deren Raſerei auch l'âme russe uns nicht zu ſchützen vermochte. — Übrigens vergeſſe man nicht, bei Maſaryk nachzuſehen, wie die Ideologie ausſieht, mit der Rußland, gegen Danilevskij und Solovjev, gegen Tolſtoj und Doſtojewskij, ſich unaufhörlich zu liberaliſieren, zu verweſtlichen, zu europäiſieren trachtet. Sie iſt erborgt, bis in die Phraſeologie der weſteuropäiſchen Ideenwelt erborgt. Original iſt die ruſſiſche Seele, wenn ſie ſingt und träumt, voll der zauberiſchen Reize taufriſcher Primitivität, die ſich in ihren Spitzen mit raffinierteſter Weſtkultur vermiſcht und verquirlt.

„Es iſt eine der Folgeerſcheinungen des Krieges, daß er in der menſchlichen Geſellſchaft nicht ſo ſehr einen Wechſel in der Regierungsform gebracht hat, als die Verhärtung einer alten Form der Herrſchaft der Alten über die Jungen. Die Welt, welche dieſer Geſellſchaft vorherging, befand ſich in der Tat in großem Maße in der Hand von Leuten, deren perſönliche Auffaſſung der modernen europäiſchen Geſchichte mit dem franzöſiſch-preußiſchen Krieg begann und ſich unter der nachfolgenden Herrſchaft des bewaffneten Imperialismus ausbildete. Frauen ſtanden gänzlich außerhalb dieſer regierenden Klaſſe; aber kaum in höherem Maße als die Jugend. Selbſt die Parlamente, die übrigens wenig Macht hatten, waren Verſammlungen von Leuten mittleren Alters; die Exekutivbehörden, die nahezu die ganze Macht beſaßen, ſtanden in noch höherem Alter. Als die Entſcheidung im Auguſt 1914 fiel, hatte in keinem der kriegführenden Länder, ſoweit wir es überſehen können, irgendein Mann unter dreißig Jahren einen nachweislichen Anteil an ihr. Die franzöſiſche Revolution und die napoleoniſchen Kriege wurden zum großen Teil von jungen Männern geführt; Danton ſtarb mit fünfunddreißig Jahren, Robeſpierre mit ſechsunddreißig, Napoleon war mit achtundzwanzig Jahren Herr von Italien. In dem ‚Kriege der Nationen‘ iſt es ganz anders geweſen. Alte

Politiker haben das Signal zur Schlacht gegeben; alte Generale die Heere geführt, die aus einem Dutzend Ländern, dem Rufe folgend, in Waffen standen. Aber die Reihen der Heere selbst füllte hauptsächlich die halbausgereifte Jugend der westlichen Welt. Das Konskriptionssystem brachte es mit sich, daß in dieser Weise die Jünglinge jeder Nation herangezogen wurden, denn auf keinem anderen Wege konnten die konkurrierenden Ansprüche des Militarismus und des Industrialismus in gewissem Grade versöhnt werden.

In unserem Lande ersetzte die Begeisterung den Zwang. Die Aufforderung, Europa für die Freiheit zu retten, fand Widerhall bei dieser jüngeren Generation, denn das Leben erschien den besten dieser Jünglinge als eine Vision der Freiheit. So waren die Universitäten geleert, schon lange vor Einführung der Dienstpflicht, und heute kündigt ein berühmtes College an, daß es am Ende des gegenwärtigen Sommersemesters nur zwölf britische Studenten zählt, und einen Kandidaten fürs Examen. Nachdem nun der Dienstzwang gekommen ist, wird immer weiter von der Jugend gezehrt. Heute unterliegt jeder körperlich taugliche britische Jüngling von achtzehn Jahren der militärischen Aushebung, die sogar die spätere Schulausbildung der Söhne unserer wohlhabenden Klassen beschneidet und mit der entzückendsten Periode im Leben eines intelligenten Knaben gänzlich aufräumt. Dieser ungeheuere Wandel ist natürlich eingetreten ohne Rückfrage bei jenen, welche ihn erlitten haben. Von den Soldaten der europäischen Heere haben die meisten niemals einen Stimmzettel abgegeben (So?!). Kaum einer von ihnen — außer bei einem zufälligen Urlaub während einer Nachwahl in Großbritannien — kann je seiner Meinung über den Krieg politischen Ausdruck gegeben haben. Von der älteren Generation ist ihnen das Los geworfen worden; über Politik, Diplomatie, Verfassung, Beziehung der kriegführenden Staaten ist für sie entschieden worden; außerhalb der sozialistischen Organisationen hat vermutlich kaum ein Dutzend Debattiergesellschaften oder Klubs junger Männer ernstlich das Problem eines europäischen Krieges als ein bevorstehendes oder wahrscheinliches Ereignis erwogen. In groben Umrissen gesehen: die Welt unter dreißig hat den Krieg zu führen, den die Welt über dreißig verursacht hat. Abraham hat Isaak zum Opfer dargebracht, und es fand sich kein Widder im Gebüsch, um dem Vollzug Einhalt zu tun. Die europäische Gesellschaft beraubte sich selbst, nicht ihrer Erfahrung, ihrer kritischen Vorsicht, ihres durchgebildeten (oder unterjochten) Gewissens, sondern der Frische seiner geistigen und physischen Liebefähigkeit, der ursprünglichen geistigen Auffassungsgabe bei ihrer frühen Berührung mit der Wirklichkeit, des Anstoßes zur Veränderung und Bewegung der Freude, die das leuchtende Morgenrot des Lebens in der Seele ankündigt.

Des weiteren ist es die ältere Männerwelt der Nationen, welche der Kriegspolitik und den Feldzügen die Richtung gibt, die ihren Willen ausdrückt, den Krieg fortzusetzen oder zu Ende zu bringen. Dies wiederum schließt die weitere Verantwortlichkeit ein, den nachfolgenden Frieden zu entwerfen und Richtlinien des sozialen Wiederaufbaus zu ziehen. Es ist unwahrscheinlich, daß vor Erfüllung dieser Aufgaben eine formelle Befragung der Volksgemeinschaften stattfindet; wir bemerken nur, falls es dazu käme, würde unserer Jugend und unserer Frauenwelt ein unverzeihliches Unrecht geschehen, wenn man sie davon ausschlösse. Kein Knabe von achtzehn oder neunzehn Jahren, den man zum Kriege aufgerufen hat, sollte von der Wahlurne ausgeschlossen werden; keiner Kriegsarbeiterin kann man billigerweise das Wahlrecht versagen. Aber nehmen wir an, daß keine solche Rückfrage bei der ‚allgemeinen Meinung' und dem ‚Volkswillen' stattfindet, ehe der Krieg zu Ende geht. Um so mehr wird es den ältlichen Beherrschern der Welt obliegen, die Bedingungen zu erwägen, unter denen der Krieg weitergeht. Auswechslung von Gebietsstrecken, Gleichgewicht der Kräfte, Grundsätze und Formen der Regierung, Gelüste nach Herrschaft und ökonomischer Vormacht, das sind die Probleme, um die sich die Gedanken und die Staatskunst drehen. Was aber wirklich in der Welt vorgeht, das ist eine Verminderung in kolossalem Maßstabe des europäischen Schatzes an Jugend, an Phantasie, an Freudigkeit, an den schöpferischen und erneuernden Kräften, die noch einmal die Erde zu einem Aufenthaltsort machen können, an dem es sich lohnt zu leben. Es besteht die Gefahr, daß die Nationen den Krieg nicht nur bis zum bitteren Ende ausfechten werden, sondern dabei verweilen, sein Gedächtnis feiern, die Erinnerung daran den Jahrhunderten einprägen werden, sich mit finsterer Besorgtheit nach annehmbaren Vorwänden zu seiner Erneuerung umsehen. All das liegt dem Gemüt der Jugend fern, obwohl sie durch dieses Höllentor ins Leben gestoßen worden ist. Wenn die Erfahrung des Gemetzels nicht zu schwer auf ihr lastet, wird die Jugend den Zwang einer Gesellschaft von sich abschütteln, die sich nicht entschließen will, den Blick von den Gräbern abzuwenden, die sie gefüllt hat, und die nicht denken kann, weil sie zu alt ist und traurig und rachsüchtig und voller Furcht. Unsere Staatsmänner haben kein Recht, so die Zukunft zu verpflichten; sie haben sie nicht vorhergesehen, und für diese ‚delicta maiorum' haben sie ihre Kinder zahlen lassen. Einige Isaaks werden wiederkehren; andere aber nicht, und ihre Geister werden Abraham heimsuchen, bis er auf Mittel sinnt, diesen Krieg zu beenden, ehe er Europa in eine Grabstätte der Jugend verwandelt hat." Aus der liberalen englischen Zeitschrift „Nation". Es ist verwunderlich, daß in diesem zerrütteten Lager solche Gesinnungen laut werden.

Anmerkungen

Briefwechsel zwischen Jakob Burckhardt und Paul Heyse*

Italia diis sacra: könnte über diesen Blättern stehn. Die Schwärmerei für Italien hat der Freundschaft dieser beiden Männer das haltbare Fundament gegeben, die beide mit der unabänderlich gerichteten Sehnsucht nach dem Süden schauten, allerdings aus so verschiedenen Augen wie ein Raubvogel und wie ein Singvogel. Aber sie wurden sich des Unterschiedes, der aus der gesamten Gegensätzlichkeit ihrer Naturen folgt, nicht bewußt, weil sie Jugendfreunde waren und weil sie als Männer sich nur noch so gelegentlich berührten, daß sie sich aus der fortlaufenden Quelle ihrer Erinnerungen immer wieder einen neuen Gruß zutrinken konnten.

Anders kann man sich des starken und kritischen Jakob Burckhardt ungestörte Voreingenommenheit für den Dichter Paul Heyse nicht erklären, der ihm den Liedersänger Goethe zurückzubringen schien, seine Raffaelsche Hoheit und Heiterkeit, als ob Goethe, dem die Götter auch die unendlichen Schmerzen geschenkt hatten, nicht ebensogut Rembrandt gewesen wäre. Was bleibt von Heyse, der keinen Naturlaut hatte und an allen neuerlichen Entdeckungen über das Wesen des Menschen unbeteiligt blieb? Außer der sogenannten harmonischen, repräsentativen und in Wahrheit ungoethischen, weil undämonischen und stets unbedrohten Persönlichkeit seine fabelhafte Übersetzungskunst, eine unermüdliche Einfühlungsgabe und eine unerschöpfliche Wandelbarkeit, mit der er gleich Leopardi pathetisch anspringen, mit der er in die borstige Rauheit von Giuseppe Giustis politischem Ethos hineinfahren konnte. Sie hatten sich beide in Franz Kuglers Hause zu Berlin kennen gelernt. Paul Heyse, der so frühe Lorbeerkränze trug — der aus seiner Gedrücktheit und Unentschiedenheit so unendlich scharf blickende Theodor Fontane sah zuerst den Staub darauf — hatte das Glück und führte die Braut heim. Aber wenn er der Schwiegersohn des Kuglerschen Hauses wurde, treu besorgt um den Nachlaß des ausgezeichneten Archäologen, so bekannte sich Burckhardt zeitlebens als Sohn dieses redlichen und männlichen Forschers, der sich noch nicht als Spezialist einsperren wollte. An ihm rühmte Burckhardt den „panoramatischen Blick", und von ihm erbte er die Verpflichtung zur Universalität. Man stellt sich nicht ohne Befriedigung vor, was das nachromantische Berlin in den Fünfziger Jahren mit seinen charaktervollen Gelehrten noch galt, als die Wissenschaften vor ihrer ängstlichen Spezialisierung noch wirklich „blühten", und man sollte dieser Epoche die Anerkennung Berolinum viris sacrum verleihen. Mancher Fremde wie Burckhardts Landsmann Gottfried Keller hat sich gegen die Knappheit und Kantigkeit unverwöhntesten Preußentums gesträubt, aber wohl jeder hat sich eine nachwirkend heilsame Erziehung mitgenommen.

Doch man schwärmt nicht von Berlin, man schwärmt von Italien, dem Lande der Kastanien, der Wallfahrtskirchen und Fresken, wie Burckhardt es immer wieder mit zärtlicher Verliebtheit nennt. Dieses unenttäuschbare Gibellinentum war das Aktivum seines Wesens. Den Rest seines Lebens versuchte der Baseler Professor, der in seinem Amte mit so mühevoller Gewissenhaftigkeit wie sein Nachfolger Nietz-

* J. F. Lehmanns Verlag, München 1916.

sche arbeitete, sich möglichst in schicksalsloser Passivität, in ereignisloser Windstille zu verhalten. Ein Häuschen am Rhein, ein Klavier und ein Fäßchen Burgunder verlangte er zu eigen, um still trinken und schwärmen zu dürfen. Man kann sich den Verfasser der „Kultur der Renaissance" kaum so denken, der eines unsrer männlichsten, zugreifendsten, gehaltvollsten und adligsten Bücher geschrieben hat, der – hier wird es gesagt — dreitausendsiebenhundert Zettelchen sammelte, um einen Extrakt daraus zu pressen, aus dem sich ein feiner Rausch saugen läßt wie aus einer streng denkenden und tief musikalischen Tragödie.

Burckhardt hat sich so in die Enge und Stille zurückgezogen, daß die Persönlichkeit hinter seinen Büchern sich schwer auffinden läßt, auch hier der genaue Gegensatz seines Jugendfreundes Paul Heyse, den man so oft trifft und so selten noch liest. Wenn wir alle Schriftstellerphrasen und Selbsttäuschungen in dieser Hinsicht prüfen, er dürfte als der einzige zurückbleiben, der schließlich ganz nach innen lebte, der Ruhm und Wirkung als gleichgültig fortwarf. Wir bedauern dieses entschlossenste Selbstbegräbnis, weil die Sorge für die Erhaltung seiner Werke durchaus zu ihrem Schaden in fremde Hände gelegt wurde; wir bedauern es noch mehr, weil die Keime zu einer großen polemischen, im Sinne Nietzsches „unzeitgemäßen" Wirksamkeit in dieser Elegie vom stillen Leben verloren gingen.

In diesen Briefen regt sich einiges, als ob ein Mächtiger leise die Tatze erhebt, der schreibend wie ein Löwe packen konnte und der lebend mit seinem unausgegebenen, unbegehrten Besitz ein ungeschorenes Lamm sein wollte. Der große Historiker, oder, wie er sich selbst anscherzt, ‚ein so alter verrotteter Kulturhistoriker' bekommt plötzlich die ganze Geschichte satt, wenigstens wie er sie betrieben sieht, als das gelassen objektive Geltenlassen aller Standpunkte und Epochen; er hält es für fruchtbarer, einmal einseitig und intolerant zu werden, welches Recht seine Souveränität verlangen darf, und man sieht ihn durch eine kurze Andeutung an dem Blitze schmieden, den Nietzsche später gegen den Nachteil der Historie schleudern sollte. Aber Burckhardt hat sich hier wie von allen seinen späteren Einfällen und Überfällen zurückgehalten. Der Kampf zwischen dem Gelehrten und dem Künstler in ihm wurde nicht ausgetragen. Du bist ein greulicher Dichter: hätte auch er zu sich selbst sagen können.

An diesem Dichter, den die meisten in ihrer Jugend begraben, hielt er mit stiller Zärtlichkeit fest, und wenn er mit seiner Flasche Burgunder vor dem Klavier saß, mag er mit stiller Unverantwortlichkeit zwischen allen Künsten geschwärmt haben. War er doch als Student, im Kreise Kinkels mitzechend und mitliebend, ein Improvisator gewesen. Wer das Naheliegende gern ergreift, wird den Freundschaftsbund von Burckhardt und Heyse nach diesen Briefen als ein Bündnis gegen abgestandene Romantik, gegen das Junge Deutschland, für eine tendenzfreie künstlerische Kultur unschwer verstehen. Wer sich lieber unter dem Literarischen und seinen Täuschungen ins Menschliche verliert, wird in einer fast idyllischen Ausgabe die Tragödie eines Meisters finden, der das Seinige einmal getan hatte und der dann in einer nicht recht erkennbaren Hemmung sein Haus bestellte und Türen und Fenster schloß, vor den Blicken und Rufen der Welt sich in Verborgenheit bewahrend. Jakob Burckhardt bestimmte sich zu der wahren Einsamkeit, die den Gedanken der Unwirksamkeit erträgt, und er hinterließ um so größeren Kampfplatz seinem Verwandten und Nachfahren, der durch das Wappen des Adlers und der Schlange die Menschheit auf seine Einsiedelei aufmerksam machte.

Arthur Eloesser

„Der Jude"

Es gibt freilich keinen Inhalt unsres gesamten Lebens und Denkens, der nicht

durch das allerschütternde Kulturbeben des Krieges „aktuell" geworden ist, — aber daß die „Judenfrage" wieder einmal laut gestellt werden muß, das ist noch ganz besonders offenbar. Aus einem äußeren Grunde: die größte Masse der Ostjuden ist durch den russischen Feldzug den Westeuropäern sichtbarer und bedeutsamer geworden, als sie es je war. Und aus einem innern Grunde: das gemeinsame Wesen des Judentums ist jetzt, da Abertausende seiner Träger sich in vollster staatlicher Einordnung mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen, in seiner Problematik deutlicher geworden als je. Wer in dieser Situation die Einheitsqualität des Judentums behaupten und seine wesentlichste Menschenquantität sicherstellen will, für den ist viel zu tun! Bei uns ist nach dem alten Brauch — gutdeutscher Ideologie, gutjüdischer Bewußtheit — die erste Tat zunächst einmal die Gründung einer Zeitschrift. Sie tritt sehr stattlich auf, heißt „Der Jude", erscheint bei R. Löwit, Berlin und Wien, und hat Martin Buber zum Herausgeber.

Die Persönlichkeit Bubers bürgt dafür, daß das Werk der jüdischen „Selbst-Behauptung" hier mit großem Sinn und ohne engen Parteifanatismus angefaßt wird. Seine Geistigkeit ist weit und frei genug, um neben einer ruhigen Würde und erfreulich stolzen Festigkeit des ganzen Tons, neben einem bedeutenden stilistischen und intellektuellen Niveau, auch den Willen zu einer wirklichen Übersicht, zur Entfaltung aller im Judentum arbeitenden Kräfte zu verbürgen.

Die ersten Hefte enthalten viel Wertvolles, das Wertvollste dort, wo sie sachlich orientieren: über die wirtschaftlich-soziale Umschichtung, die volksmäßige Verbreiterung der Lebensbasis bei den Ostjuden im letzten Geschlecht; über die jiddische Sprache und ihre Volkslieder; über ostjüdische Schularbeit und Gemeindeorganisation — da erfahren wir feste, sehr bedeutsame, sehr ernstlich belehrende Tatsachen. Und nicht minder wesenhafte Untersuchungen über das Arbeitsproblem und die Wirtschaftslage der palästinischen Juden stehen zur Seite.

All dies ist nicht nur „anregend", sondern von einem höchstbeachtlichen, zweifellos fördernden Sachinhalt. Es ist aber kein Zufall, daß diese wertvollsten Beiträge sich nur mit dem Judentum in Polen und in Palästina beschäftigen — den zwei Gebieten also, in denen die Juden gewiß keine staatliche, aber sehr wohl eine nationale, einheitlich oder doch dominierend jüdisch gefärbte Lebensgemeinschaft zu bilden imstande sein dürften. Indessen im Westen leben auch noch jüdische Menschen, Menschen, die gegen die größere Zahl der Östlichen einstweilen durch wirtschaftliche und zivilisatorische Ausbildung ein Gewicht einzusetzen haben, auf das bei der Sache der jüdischen Selbstbehauptung auch der entschlossenste „Assimilations"-Verächter nicht so ganz wird verzichten wollen. Wir 600000 deutsche Juden sind zum Beispiel so frei, auch da zu sein und in einer deutschgeschriebenen Zeitschrift „Der Jude" etwas von uns und für uns hören zu wollen. Aber die Ankündigung des Unternehmens, nach der „das innere Leben der deutschen Juden und ihr Verhältnis zum Deutschtum besondere Berücksichtigung erfahren" soll, — scheint mir bisher recht einseitig erfüllt. Soweit die Abhandlungen der Zeitschrift über rein historische Untersuchungen und über die Beziehungen der deutschen Juden zum Ostjudentum hinausgehen, herrscht ohne Gegengewicht jene zionistische Tonart, die jeden, der die Ideen Judentum und Nationalität nicht so ganz zusammenbringt, sofort als charakterlos feigen „Assimilanten" abtut. Mit der hemmungslosen Konsequenz der zionistisch reinen Idee wird die Ablösung der jüdischen Jugend von deutschen Ideen, von der Führerschaft „der Goethe, Fichte und George" gefordert. Diese im recht eigentlichen Sinne des Wortes „bodenlose" Theorie, die sich doch wie Rückkehr zur Natur gebärdet, gefährdet das Gleichgewicht des neuen Organs.

Dieser Mangel hängt nun zweifellos zusammen mit der auch von Buber ge-

teilten Neigung, jede Möglichkeit jüdischen Selbstbewußtseins und jüdischer Selbsterhaltung an den Begriff Volkstum, Nationalität zu binden. Es scheint mir aber, daß dieser Begriff teils zu reich und teils zu arm — zu erdenschwer und zu wenig fluggeistig — ist, um den Sinn zu fassen, in dem ganz gewiß auch „national" deutsch bestimmte Menschen sich doch als Juden fühlen können, sollen und müssen. Nationalität, Volksleben ist vor allem andern nicht von der Sprache zu lösen, und für Menschen, die von Geburt und Natur weder hebräisch noch jiddisch sprechen, bleibt die „jüdische Nationalität" deshalb in jedem Fall eine Zwangskonstruktion, nicht aber ihr „Judentum". Auf Grund dessen und darüber hinaus umfaßt Nationalität aber eine Lebensbreite, die bei einem Vollbürger der modernen Zivilisation unmöglich „jüdisch" sein kann, weil hundert ihrer Teilinhalte ganz ohne jüdische Mitarbeit erwachsen und fertig übernommen sind. Wenn zum Beispiel Hugo Bergmann in einem Aufsatz des ersten Heftes die Verwunderung der Zionisten erwähnt, daß die jüdischen Turnvereine „gar nicht jüdisch" sind, so hat er zwar sehr recht mit der Bemerkung, daß sie das durch die Maskerade hebräischer Kommandos auch nicht würden; er irrt aber in der Meinung, daß auf irgendeine innerlichere Art eine nach Geschichte und Wesen so rein deutsche Sache wie das Turnen je „jüdisch" werden könnte. Man kann aber durchaus deutsch turnen, und doch ein Jude sein.

Wenn deshalb Martin Buber in seiner edelgefaßten „Losung" sehr wahr davon spricht, daß das Judentum seinen Platz außerhalb des Krieges, seine Sendung in der Völkerverbindung habe — so tut er doch sehr bedenklich daran, diese einende Kraft der Juden ihr „Volkstum" zu nennen. Die Nationalität hat sich allenthalben dem Staatlichen, wenn nicht identisch so doch förderlich oder wenigstens gefügig erwiesen; sie ist kriegerisch und völkertrennend. Und wenn heute in der Welt — wie Buber dies feststellt — Juden auch ungezwungen Waffen tragen, so tun sie dies, weil sie der deutschen, englischen, russischen Nation angehören. Ihr Jüdisches aber, das nur „dem Durchbruch des Menschentums dienstbar" sein soll, ist offenbar von zu schmalem und zu hohem, zu geistigem Wuchs, um Nationalitätscharakter zu haben. Als Religion hat es Jahrtausende lang die in den Völkern gelösten Juden bei sich und zusammen gehalten — und in welcher Form beim Hinsiechen des Dogmas diese jüdische Religiosität weiterleben kann, dies scheint mir die eigentliche Lebensfrage des Westjudentums. Gewiß wird ihm das nach anderer Möglichkeit zu entwickelnde Volkstum des östlichen und des palästinischen Juden eine starke Erfrischungsquelle sein können – ein Vorbild nationalen Lebens niemals. War der Wert jüdischen Stammesbewußtseins gegenüber einem radikalen Liberalismus grade die höhere Sachlichkeit (die Tatsachen des Bluts wurden nicht mehr unterschlagen!), so ist der jüdische Nationalismus für Westeuropa nur eine neue Unsachlichkeit, wieder eine andersartige abstrakte Vergewaltigung des viel komplizierteren Lebens: die aus Kraft oder aus Schwäche, jedenfalls längst millionenfach vollzogenen Tatsachen der Verschmelzung durch die Geschichte, die Atmosphäre, die Arbeit, die Sprache werden unterschlagen! Man kann nicht in deutscher Zunge glaubwürdig sagen, daß man andrer als deutscher Nationalität ist! Die sehr wenig einfache aber sehr wirkliche Tatsache, daß sich in mehr als einer halben Million deutscher Volksmenschen doch jüdischer Geist — letzter Extrakt eines in seiner Breite hier abgestorbenen Volkstums — fühlbar macht, und die Frage, wie dieser weder dem Deutschtum noch der Menschheit unfruchtbare Geist vor dem Erlöschen zu wahren sei, das ist für uns hier die eigentlichste Judenfrage, deren Erörterung der Buberschen Zeitschrift eine sehr wesentliche Aufgabe sein sollte. Julius Bab

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

Die deutſchen Sozialiſten und das Problem des Friedens

von Ludwig Queſſel

Wohl in keiner anderen Partei hat der Ausbruch des Krieges eine ſo tiefgehende geiſtige Verwirrung hervorgerufen wie in der deutſchen Sozialdemokratie. Es iſt eine für jeden, der das innere Leben der ſozialdemokratiſchen Partei aus eigener Anſchauung kennt, nicht zu leugnende Tatſache, daß gerade die deutſchen Sozialiſten, die in ihrer Preſſe ſich mit dem Weltkrieg ſo häufig beſchäftigten und ſeine Gefahren für die europäiſche Menſchheit ſo eindrucksvoll zu ſchildern wußten, von ſeinem Ausbruch am meiſten überraſcht waren. Während bei den anderen Parteien die weltpolitiſchen Ereigniſſe der letzten Jahrzehnte, die kriegeriſche Auseinanderſetzung der Amerikaner mit den Spaniern, der Japaner mit den Chineſen, der Engländer mit den Buren, der Ruſſen mit den Japanern, der Italiener mit den Türken, der Balkanvölker mit den Türken und dann untereinander mehr und mehr die Überzeugung vertieft hatten, daß einſtweilen dem Ideal des ewigen Friedens die geſteigerte Wirklichkeit ſchneidender Völkergegenſätze entgegenſtehe, ſahen die Sozialiſten das noch völlig in Froſt erſtarrte Friedensfeld ſchon mit vollen, reifen Ähren bedeckt. Ein untrüglicher Beweis hierfür ſchien ihnen das Wachstum der Internationale, die die Saat des Völkerfriedens, die jetzt ſo üppig der Ernte entgegenreifte, ſeit einem halben Jahrhundert in allen Ländern ausgeſtreut hatte. Die Gefahren, die dem Völkerfrieden aus dem wachſenden Nationalismus und Imperialismus drohten, ſah man wohl, aber man glaubte, ſie jederzeit durch Maſſenkundgebungen für den Frieden bannen zu können. Bei den Wehrvorlagen konnten ſich wohl die meiſten Sozialiſten von dem Verdacht nicht freimachen, daß ſie mehr gegen den inneren als gegen den äußeren Feind gerichtet ſeien. Aus dieſer Stimmung heraus glaubte Philipp Scheidemann ſich berechtigt, den bürgerlichen Parteien, die unter dem Eindruck der marokkaniſchen und bosniſchen Kriſe für verſtärkte Rüſtungen eintraten, den Vorwurf zu machen, ihre ganze Politik lebe lediglich davon, dem Volke Europa wie eine Räuberhöhle zu ſchildern, in der man ſich nur bewaffnet zur Ruhe legen dürfe.

Gewiß gab es unter den deutschen Sozialisten auch Männer, die den unheimlichen Brandgeruch des Krieges, der von Marokko und Bosnien aus sich über Europa ausbreitete, ernstlicher werteten. Aber ihre Zahl war gering. Im allgemeinen war man der Meinung, daß Rußland mit seinen inneren Angelegenheiten beschäftigt sei und von den Weststaaten ein Angriff nicht befürchtet zu werden brauche, da hier dem Volke bei der Entscheidung über Krieg und Frieden ein maßgebender Einfluß zustehe. So fremd standen in den letzten Jahren die Sozialisten den Problemen der auswärtigen Politik gegenüber, daß ihre Journalisten die in der Ententepresse vielfach erörterte Frage der Aufteilung Österreichs mit einer Ruhe behandeln konnten, als habe man es hier mit einer Angelegenheit zu tun, die den Frieden Deutschlands gar nicht berühre. Kein Wunder, daß die deutschen Sozialisten auch Jean Jaurès unermüdlichen Kampf gegen die französische Kriegspartei nur mit mäßigem Interesse verfolgten und diesen nicht höher einschätzten als den eigenen Kampf gegen die Steigerung der Rüstungsausgaben. Am vertrauensvollsten stand der deutsche Sozialismus aber England gegenüber. Karl Leuthners antiengliſch gefärbte Artikel in den „Sozialistischen Monatsheften" erregten selbst bei vielen Revisionisten einen Sturm der Entrüstung. Darin waren sich Radikalismus und Revisionismus nahezu einig, daß die Gefahren für den Völkerfrieden, soweit solche überhaupt vorhanden waren, restlos durch Deutschlands Annäherung an die Westmächte beseitigt werden könnten. Die Frage, ob die Westmächte eine deutsche Annäherung überhaupt wünschten, ob sie nicht vielmehr alles daran setzten, Deutschland im Osten zu isolieren, um für dessen Anschluß an den Westen einen Preis fordern zu können, der nahezu dem Verzicht auf Deutschlands Großmachtstellung gleichkam, wurde überhaupt zur Erörterung nicht zugelassen. Wer Zweifel an der unbedingten Friedfertigkeit der britischen Demokratie zu äußern wagte, begab sich damit nach Ansicht der Sozialisten in geistige Abhängigkeit von der deutschen Militär- und Kolonialpartei. Schriften wie die des berühmten Kämpfers für die Rechte der Kongoneger, des kolonialpolitischen Schriftstellers E. D. Morel über Morocco in Diplomacy, worin er an der Hand eines umfangreichen Urkundenmaterials die Treibereien des „Foreign Office" resolut an das Licht der Öffentlichkeit zog und dessen auf einen europäischen Krieg hinsteuernde Politik schonungslos vor aller Welt an den Pranger stellte, fanden in der sozialdemokratischen Presse überhaupt keine Beachtung.

Die von der deutschen Regierung nach dem Kriegsausbruch veröffentlichten Aktenstücke, die vor allem Rußland als den Friedensbrecher erscheinen ließen, bestärkten die deutschen Sozialisten noch in ihrer Auffassung, daß eine unter Verzicht auf maritime und koloniale Geltung energisch betriebene Annäherung Deutschlands an die Westmächte den Krieg hätte

verhindern können. Nichts lag nun da näher als der Gedanke, das, was die deutsche Regierung vor dem Kriege versäumt hatte, im Kriege nachzuholen und die ganze politische Führung des Krieges auf eine Verständigung mit den Westmächten einzustellen. Am ausgeprägtesten trat die Neigung, den Frieden in London zu suchen, bei dem Radikalismus zutage, dem sich bald einige revisionistische Englandverehrer (Bernstein, Edmund Fischer, Dr. Erdmann) anschlossen. Die Besetzung Belgiens wurde von ihnen namentlich von dem Gesichtspunkt aus tief bedauert, daß sie eine Verständigung mit England außerordentlich erschwere. Überhaupt erschien ihnen die militärische Kriegführung Deutschlands, die ihre Hauptkräfte zunächst gegen den Westen einsetzte, politisch ganz falsch orientiert zu sein. Der einzige Lichtblick in dem Dunkel war für sie der Umstand, daß unsere oberste Heeresleitung wenigstens ihre Hauptanstrengung nicht auf die Besetzung der französischen Kanalküste richtete, sondern zunächst auf Paris zu marschierte, was ihnen geeignet schien, England weniger gegen uns aufzubringen. Ganz allgemein war unter den Linkssozialisten nahezu bis zum Ende des zweiten Kriegsjahres die Anschauung vorherrschend, daß der Hauptfeind im Osten stehe. Sei Rußland niedergerungen, so argumentierte man, so werde es Deutschland nicht schwer fallen, mit den Westmächten, die ja eigentlich vom Zarismus wider Willen in den Krieg hineingerissen worden seien, zu einem Ausgleich und modus vivendi zu gelangen.

Gleich nach Ausbruch des Krieges wurden jedoch in den „Sozialistischen Monatsheften" Stimmen laut, die Englands Anteil am Weltkrieg wesentlich anders einschätzten und deshalb auch zweifelhaft erscheinen ließen, ob Deutschland den Frieden in London werde finden können. Die Mitarbeiter der berühmten rechtssozialistischen Revue, die der Auffassung ihres Herausgebers Dr. J. Bloch nahe standen, bemühten sich in zahlreichen Aufsätzen, ihren Parteigenossen klar zu machen, daß die eigentlich treibende Kraft des Weltkriegs nicht der Gegensatz zwischen Deutschland und Rußland, sondern zwischen Deutschland und England sei. Nicht die Ansprüche Rußlands, sondern Englands Streben nach Wiedergewinnung seines Welthandelsmonopols und Ausweitung seiner territorialen Herrschaft in Afrika und Asien seien mit den deutschen Interessen unversöhnbar. Der Gegensatz Deutschlands zu England sei kommerzieller und kolonialer Natur. Was den kommerziellen Gegensatz anbetrifft, so sei dieser dadurch hervorgerufen, daß Deutschland seinen Gesamtaußenhandel von 1887–1912 um zweihundertfünfundzwanzig Prozent, England dagegen den seinigen nur um hundertunddrei Prozent zu steigern vermochte. In seinen Kolonien sei England auch bei der sogenannten Politik der „offenen Tür" noch imstande, sein früheres Handelsmonopol fast ungeschwächt aufrecht zu erhalten, auf allen wirklich freien Märkten mache sich aber der Druck der deutschen

Konkurrenz für Handel und Industrie Großbritanniens immer schmerzlicher fühlbar. Kein Wunder daher, daß der Rat der Northcliffe-Presse, wieder zu der traditionellen britischen Auslandspolitik zurückzukehren und Deutschlands unbequemen Wettbewerb in einem schnell zu entfachenden Kriegsbrand zu vernichten, in England immer mehr Beifall fand und schließlich zur öffentlichen Meinung des britischen Volkes wurde. Eine wesentliche Verschärfung habe der kommerzielle Gegensatz durch den kolonialen erfahren. Als die gegenwärtige liberale Regierung die konservative ablöste, hatte sich der neuimperialistische Geist in England schon soweit ausgewirkt, daß zur Verwirklichung des größeren Britannien in Afrika und Asien nur noch der deutsche Widerstand zu überwinden war. Ein Blick auf die Karte Afrikas mußte die neuen Machthaber überzeugen, daß nach der Annexion der Burenrepubliken nur noch die Einverleibung von Deutsch-Ost- und Deutsch-Südwestafrika notwendig war, um den Cecil Rhodesschen Gedanken von dem zusammenhängenden britischen Kolonialreich in Afrika und seine Zusammenfassung durch die Kap-Kairobahn zu verwirklichen. Wie in Afrika, so sei auch in Asien zunächst Deutschland das Hindernis zur Ausweitung des britischen Imperiums gewesen. Während Rußland, Frankreich und Italien für die Aufteilung der Türkei leicht gewonnen werden konnten, stellte sich Deutschland diesem Plan energisch entgegen. Sollte also der große Gedanke, Britisch-Afrika und Britisch-Asien durch Annexion von Syrien, Arabien und Südpersien territorial zu verbinden und dadurch den Indischen Ozean zu einem britischen Meer zu machen, Wirklichkeit werden, so mußte der Widerstand Deutschlands durch einen Koalitionskrieg gebrochen werden. Für diese machtvolle Ausbreitung seines Herrschaftsgebiets habe England seine Verbündeten freilich nur gewinnen können, indem es ihnen Österreich-Ungarn als leicht zu erobernde und aufzuteilende Beute zuwies. Das Ziel Englands in diesem Kriege sei es, nicht nur das größere Deutschland übersee sich anzueignen, sondern es auch territorial und wirtschaftlich in Europa so zu schwächen, daß es seinen friedlichen Wettbewerb auf dem Weltmarkt nicht mehr zu fürchten habe.

Faßt man die Ideen des Rechtssozialismus über die richtige Orientierung der politischen Kriegführung Deutschlands zusammen, so läßt sich sagen, daß von Anbeginn des Krieges für ihn der Feind im Westen stand. Diese Auffassung wurde übrigens auch von einigen Linkssozialisten vertreten, unter denen namentlich Cunow, Lensch und Cohen zu nennen sind. Das Gros der Partei hielt jedoch an der Auffassung fest, daß der Feind im Osten steht. Im Dienste dieser Anschauung hielt es der Parteivorstand zunächst für seine Pflicht, die durch den Kriegsausbruch zerrissenen Bande mit den Sozialisten der Westmächte wieder zu ver-

knüpfen. Seine mit Eifer und Liebe betriebenen Bemühungen blieben jedoch gänzlich ohne Erfolg. Dieser Mißerfolg der Annäherungsversuche an den Sozialismus der Westmächte, um mit dessen Hilfe eine Abkürzung des Krieges herbeizuführen, erschütterte die Mehrheit der Sozialisten nicht in ihrer Überzeugung, daß der Weg zu einem dauernden Frieden nach dem Westen führe. Die deutschen Erfolge gegen Rußland trugen dazu bei, diese Überzeugung noch zu verstärken. Die Erklärung des Reichskanzlers vom 5. April 1916, daß „Deutschland freiwillig die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der Baltischen See und den wolhynischen Sümpfen, mögen sie Polen, Litauer, Balten oder Letten sein, nicht wieder dem Regiment des reaktionären Rußland ausliefern könne", fand nur geringen Widerspruch, und zwar wesentlich aus dem Grunde, weil sie der Ansicht waren, daß dies Programm bei der britischen Demokratie auf keinen besonderen Widerstand stoßen werde und daher kein Hindernis sei, den Frieden in London zu finden. Ernste Bedenken hatten die Linkssozialisten jedoch gegen das nach Westen gerichtete Kriegsziel des Reichskanzlers. Dessen Auffassung, daß „die Geschichte nach so ungeheuren Geschehnissen den status quo ante nicht kenne", fand auch beim Linkssozialismus Verständnis. Aber die Worte des Reichskanzlers, daß „wir uns Garantien dafür schaffen werden, daß Belgien nicht ein englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich als Bollwerk gegen Deutschland ausgebaut wird", erregten im Linkssozialismus tiefe Unruhe. Man sah darin ein Zugeständnis des Reichskanzlers an diejenigen, für die der Feind im Westen steht. Klar und bestimmt erhob gegenüber dem Kriegsziel des Reichskanzlers der äußerste linke Flügel des Sozialismus die Forderung, daß Belgien ohne die geringste Schmälerung seines Selbstbestimmungsrechts in äußeren und inneren Angelegenheiten wiederhergestellt werden müsse, da nur unter dieser Voraussetzung eine Aussöhnung Deutschlands mit der britischen Demokratie möglich sei, von der man sagte, daß sie nur „mit größtem Widerstreben in den Krieg eingetreten" und ihre Feindschaft gegen Deutschland einmal „neueren Datums" und zweitens „in dauernden Tendenzen" gar nicht fundiert sei. Zu einem so zornigen Protest wie die Gruppe Haase-Ledebour-Bernstein konnte sich der übrige Linkssozialismus freilich nicht erheben; sie sahen sehr deutlich, wie die Dinge tatsächlich lagen: Belgien werde nach dem Kriege entweder unter englischem oder deutschem Einfluß stehen. Vor die Entscheidung gestellt, entweder Belgien unter englischen Einfluß geraten zu lassen oder die Aussöhnung mit England zu verschieben, entschied sich der ganze Linkssozialismus ohne Einschränkung für den Verzicht. Komme eine Aussöhnung mit der britischen Demokratie zustande, so sei ein Belgien unter englischem Einfluß überhaupt gar keine Gefahr für Deutschland. Aller-

dings werde bei der geographischen Lage der deutschen Industriebezirke aus der politischen und militärischen Vorherrschaft Englands in Belgien sich vielleicht eine gewisse Abhängigkeit Deutschlands von der britischen Demokratie ergeben, aber auf die erstrebte Entwicklung Deutschlands zur Demokratie im Inneren könne dieser Umstand nur günstig wirken. Sie sei vor allem lange nicht in dem Maße zu fürchten wie eine Abhängigkeit von dem reaktionären Rußland.

Ganz anders stellte sich der Rechtssozialismus zu den vom Reichskanzler am 5. April dieses Jahres angedeuteten Kriegszielen. Nicht ohne schwere Sorgen vermerkten die Rechtssozialisten, daß des Reichskanzlers politische Kriegführung sich nicht nur gegen den Westen, sondern auch gegen den Osten richtete. Einen Frieden gegen zwei Fronten anzustreben schien ihnen an und für sich eine Überschätzung deutscher Macht. Ihr Gedankengang war dieser: Anders als die militärische Kriegführung, die in einem Verteidigungskrieg gegen eine übermächtige Koalition nicht viel danach fragen kann, welcher von unseren zahlreichen Feinden nun eigentlich unser Hauptfeind sei, muß bei der politischen Kriegführung hierüber vollständige Klarheit herrschen. Im Angesicht der gegebenen Situation kann Deutschland auf einen Separatfrieden allerdings weder im Osten noch im Westen rechnen. Es erhebt sich daher die Frage, wo man den Anstoß zu einem allgemeinen Frieden, der die Lebensinteressen der deutschen Arbeiterklasse sicher stelle, am ehesten erwarten könne. Bei Entscheidung schaltet Frankreich und Italien aus; die Abhängigkeit beider Staaten vom britischen Weltreich ist im Laufe des Krieges bereits so groß geworden, daß sie, nach Voraussetzungen dieses Standpunktes, für die Friedensfrage nur noch ein beschränktes Selbstbestimmungsrecht besitzen. Eine Wahl besteht also nur zwischen London und Petersburg. Nach den Kundgebungen der britischen Minister Asquith, Runciman und Lloyd George, in deren Äußerungen der Vernichtungswille gegen Deutschland in brutaler Härte zum Ausdruck gekommen ist, wäre es eine Illusion, von London aus einen Frieden zu erwarten, der für die deutsche Arbeiterklasse annehmbar sei. Das deutsche Proletariat kann an den Haßreden der britischen Minister und an den Boykottbeschlüssen der Pariser Wirtschaftskonferenz, in der unter britischer Führung die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands vereinbart wurde, unmöglich vorübergehen. Gerade die Arbeiter dürfen vor der drohenden Gefahr einer Aussperrung der deutschen Industrie von den wichtigsten Märkten der Welt nicht die Augen verschließen. Je länger der Krieg dauert, um so deutlicher zeige es sich, daß England den ungeheuren Kriegsbrand tatsächlich nur entfacht hat, um durch ihn Handel und Kolonialsystem Deutschlands zu vernichten. Das Arbeiterinteresse fordere daher eine Orientierung der politischen Kriegführung,

die zu einer Aussöhnung mit den Ostmächten führen könne. Auf dem Boden der Kanzlerrede vom 5. April dieses Jahres sei dies Ziel allerdings nicht zu erreichen. Die Loslösung der Gebiete zwischen der Baltischen See und den wolhynischen Sümpfen vom russischen Reich nötige dieses zu einem Kampf auf Leben und Tod. Kein Staat könne Gebiete, um die er viele Jahrhunderte gekämpft, in irgendeiner Form preisgeben, ehe er militärisch nicht völlig niedergerungen sei. Bei der gewaltigen Koalition, die den Block der Mittelmächte umschließt, dürfe an eine vollständige Niederringung Rußlands aber nicht gedacht werden. Der ungeheure Menschenreichtum mache Rußland im gewissen Sinne tatsächlich unbesiegbar. Deshalb — so schließen die Rechtssozialisten ihre Argumentation — sei es die unabweisbare Pflicht der politischen Kriegführer, nach einer Lösung der polnischen Frage zu suchen, der auch der Panslawismus zustimmen kann und die es ermöglicht, daß der Anstoß zum allgemeinen Frieden von Petersburg ausgehe.

Es muß betont werden, daß die Scheidung der Geister im deutschen Sozialismus über den Weg, der zur Herbeiführung eines dauernden Friedens eingeschlagen werden muß, sich vollständig erst im dritten Kriegsjahr vollzogen hat. Vorher begnügte man sich gern mit der gedankenlosen Phrase, daß man den Frieden da nehmen soll, wo man ihn zuerst fände, gleichviel ob im Westen oder im Osten. Daß der Friede nicht eine Sache sei, die man durch Zufall im Osten oder Westen finden könne, sondern ein Ding, das durch zielklare Arbeit geschaffen werden müsse, wobei man alle Kraft nach einer Richtung zu konzentrieren habe: dieser so einleuchtende Gedanke wurde den weitaus meisten Sozialisten erst nach Ablauf von zwei Kriegsjahren klar. Erst dann begriff man, daß es eine Illusion sei, darauf zu warten, daß die Waffen den Frieden wiederherstellen werden. Gerade die Entwickelung der militärischen Lage in den letzten Monaten wäre dazu angetan, den Glauben zu zerstören, daß die Waffen uns dem Frieden näher bringen könnten. Kein Wunder, daß der Rechtssozialismus immer offener seine Stimme gegen die politische Kriegführung nach zwei Fronten erhob. Er plädierte für eine einheitliche Front der deutschen Politik nach Westen, während der Linkssozialismus nicht weniger entschieden die Aufstellung gegen den Osten verlangte. Man kann wohl sagen, daß die Politik des Reichskanzlers, die „reale Garantien" gegen die West- und Ostmächte zugleich durchsetzen wollte, im deutschen Sozialismus zurzeit nur noch wenige Anhänger zählt. Dabei ist jedoch zu beachten, daß der Linkssozialismus heute selbst nicht mehr recht daran glaubt, die Preisgabe von Belgien an England werde die britische Demokratie zum Frieden geneigt machen. Die Linkssozialisten lieben es daher, der deutschen Regierung den Vorwurf zu machen, daß

sie den psychologischen Moment, mit England zum Frieden zu gelangen, verpaßt habe. Dieser Zeitpunkt, meinen sie, war gekommen, als die britische Demokratie vor der Entscheidung stand, entweder die Wehrpflicht einzuführen oder den Krieg zu beenden. Hätte sich damals die deutsche Regierung zur Wiederherstellung Belgiens im Sinne Englands bereit gefunden, so wäre nach der Ansicht der Linkssozialisten die Grundlage für einen Verständigungsfrieden mit den Westmächten vorhanden gewesen, dem sich die Ostmächte dann hätten anschließen müssen. Wer die weitgehenden Kriegsziele Englands kennt und weiß, daß die herrschenden Klassen in der britischen Demokratie die allgemeine Wehrpflicht für das Inselreich schon seit einem Jahrzehnt als eine Notwendigkeit erkannt hatten, wird jener Auffassung freilich nicht zustimmen können. Innerlich ist der Linkssozialismus heute zu weit größeren Opfern als die Preisgabe Belgiens an England bereit, um zu einem Frieden mit den Westmächten zu gelangen, wenn er es auch für klug hält, über die weiteren Zugeständnisse an die britische Demokratie zu schweigen. Wie sehr er auch heute noch einer Verständigung mit den Ostmächten, die zu einem allgemeinen Frieden führen könnte, abgeneigt ist, zeigt die Tatsache, daß er sie als „eine gedanken- und gesinnungslose Behandlung der auswärtigen Politik" aufs entschiedenste bekämpft. So geht in der Friedensfrage ein Riß durch den deutschen Sozialismus, der nicht weniger tief ist als der, der sich bei den bürgerlichen Parteien in der U-Bootfrage zeigt, die letzten Endes auf das nämliche Problem hinweist.

Da der linke Sozialismus seiner Sache, daß es jetzt noch möglich sei, den Frieden in London zu finden, selbst nicht mehr ganz sicher ist, so hat es keinen Wert, auf seine Ideen näher einzugehen, da sie mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft weisen. Anders liegen die Dinge für die Ideen des Rechtssozialismus. Von der gewiß nicht unrichtigen Anschauung ausgehend, daß Rußland von allen kriegführenden Staaten vielleicht am schwersten gelitten habe und daher auch daran interessiert sein müsse, dem Krieg ein baldiges Ende zu setzen, kommen die Rechtssozialisten bei der Prüfung der deutsch-russischen Gegensätze zu der Schlußfolgerung, daß diese sich sehr wohl ausgleichen lassen. Ein wirtschaftlicher und kolonialer Gegensatz, wie er zwischen Deutschland und England besteht, ist zwischen Mitteleuropa und Rußland überhaupt nicht vorhanden. Im Gegenteil. Deutschland und Rußland sind wirtschaftlich auf einander sogar angewiesen, und soweit hier Differenzen bestehen, können sie unschwer behoben werden. Nun hat freilich der panslawistische Anspruch auf ein Protektorat Rußlands über die Slawenvölker Mittel- und Südeuropas einen tiefgehenden Gegensatz territorialer Natur zwischen Rußland und den Mittelmächten geschaffen. Zum Glück haben zwei Jahre Krieg sehr viele panslawistische Illusionen zerstört. Zunächst hat der Krieg gezeigt, daß

die Idee eines russischen Protektorats auf die Slawen Österreichs keineswegs den Reiz ausgeübt hat, den man in Petersburg von ihr erwartete. Weiter hat der Krieg offenbart, daß die Bulgaren und Polen das russische Protektorat sogar verabscheuen und den Anschluß an Mitteleuropa wünschen. Englische Kenner slawischer Verhältnisse haben diese Erscheinungen als den Zusammenbruch des Panslawismus bezeichnet. Wenn das vielleicht auch zu weit gegangen ist, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Aufstellung der Bulgaren und Polen gegen Rußland eine starke Erschütterung der panslawistischen Idee darstellt. Jedenfalls hat sie durch den Krieg viel von ihrer früheren Gefährlichkeit für Mitteleuropa verloren. Wie schon mehrfach in Rußlands Geschichte, scheint sich jetzt ein Frontwechsel des panslawistischen Expansionsdrangs vollzogen zu haben. Dafür spricht der russisch-japanische Vertrag vom 3. Juli dieses Jahres, der zeigt, daß die russische Politik ihr Interesse wieder Asien zuzuwenden beginnt. Dieser Umstand kann nach Ansicht der Rechtssozialisten nicht wenig dazu beitragen, einer Verständigung mit den Ostmächten den Weg zu ebnen. Man vermutet in rechtssozialistischen Kreisen auch, daß die russischen Zugeständnisse an Japan nicht zuletzt von der Befürchtung bestimmt worden sind, daß, wenn den Westmächten der Krieg den erwünschten Sieg nicht bringt, der Frieden schließlich auf Kosten Rußlands geschlossen und zum Verlust der Gebiete zwischen der Baltischen See und den wolhynischen Sümpfen führen könnte, wogegen man sich in Japan beizeiten eine Sicherung verschaffen wollte.

Darüber ist sich der Rechtssozialismus allerdings nicht im unklaren, daß Rußland einstweilen die Hoffnung, sich in den Besitz Konstantinopels und der Meerengen zu setzen, noch nicht aufgegeben hat. Nach russischer Anschauung kämpft gegenwärtig England, Frankreich, Italien, Portugal, Serbien und Rumänien für dieses Ziel. Wie aber, wenn trotz dieser Hilfe West- und Südeuropas Rußland sein Ziel doch nicht erreichte? Dann wäre nach der Meinung der Rechtssozialisten der psychologische Moment für die Zentralmächte und die Türkei gekommen, Rußland die freie Durchfahrt für seine Kriegsschiffe in den Dardanellen und eine die russischen Interessen schonende Lösung der polnischen Frage anzutragen, um es zu bestimmen, den Westmächten den Rückzug aus dem Kampfe anzudrohen, wenn sie sich nicht zu einem allgemeinen Verständigungsfrieden bereit finden. Die Rechtssozialisten sind also der Auffassung, daß nur dann, wenn der Frieden unter Verhältnissen abgeschlossen werden kann, die es für England unmöglich machen, Rußland uns gegenüber auszuspielen, es Entgegenkommen für die Lebensinteressen der deutschen Arbeiterklasse zeigen wird. Aus diesen Erwägungen heraus sind sie gegen einen Frieden nach zwei Fronten im Sinne der Reichskanzlerrede vom

5. April dieses Jahres, der England nur die Möglichkeit bieten würde, mit Hilfe Rußlands einen zweiten Koalitionskrieg gegen Deutschland vorzubereiten. So wie die Dinge jetzt lägen, meinen sie, sei es fast unmöglich zu verkennen, daß der Weg zu einem dauernden Frieden für Mitteleuropa nicht der sinkenden, sondern der aufgehenden Sonne zuführt.

Fragen wir nun, wie die Sozialisten sich zu den Friedenszielen des Reichskanzlers verhalten, so ist zu sagen, daß beide Richtungen den von Bethmann Hollweg angestrebten Frieden nach zwei Fronten verwerfen. Jede Richtung wünscht den Frieden nur nach einer Front. Dem Linkssozialismus würde kein Opfer zu groß scheinen, um einen Frieden mit den Westmächten gegen Rußland herbeizuführen, weil er im russischen Staat den finsteren Hort der Reaktion sieht, der ständig Europas Freiheit und Frieden bedrohe. Für den Rechtssozialismus ist dagegen England der Unruhestifter und der unversöhnliche Feind Deutschlands. Nur ein Frieden gegen England kann nach ihm Deutschlands Zukunft sicher stellen. Ein Frieden mit den Westmächten, der zur Verschärfung des deutsch-russischen Gegensatzes führen würde, wäre nur ein Waffenstillstand, da England alles daran setzen würde, Mitteleuropa mit russischer Hilfe von neuem mit Krieg zu überziehen. Genauer betrachtet, lassen sich also in der Haltung der sozialistischen Richtungen zu dem Problem des Friedens Gegensätze erkennen, die in anderer Umhüllung auch bei den bürgerlichen Parteien zu finden sind. Auch hier bricht sich mehr und mehr die Anschauung Bahn, daß bei der Herbeiführung des Friedens die Entscheidung zwischen Ost und West getroffen werden muß, damit der günstige psychologische Moment nicht wieder ungenutzt vorübergehe, und daß von allen politischen Methoden, bald einen für Deutschland ehrenvollen Abschluß des Krieges zu erzielen, die eines Friedens nach zwei Fronten die geringste Aussicht auf Erfolge biete.

Der Bilderſtürmer

Roman von Wilhelm Lehmann

(Fortſetzung)

Viertes Kapitel

Die glatten Lippen der Eſpen kräuſelten ſich in der Erinnerung an die Liebkoſungen des Frühſommers. Der Auguſt drückte ſie an ſeinen mächtigen Buſen und gab ihnen ſeinen wehmütig ſüßen Trunk zu trinken; da ſchwindelte den Bäumen, ſie ſenkten die zierliche Stirn. Die fieberte, und ihr Gehirn kreiſte. Vogelmütter flogen mit ſchnalzenden Tönen beſorgt um ihre letzte Brut herum, ſchnappten nach den vielen Brüſten der Luft, die ſchon müde war und ſich einbetten wollte. Es war als ob alles ſchon getan ſei, als ob nichts Neues mehr anfangen dürfe, alles ſtreckte ſich lang aus und ließ ſich vom weißen Licht beſpiegeln. Leube war früh aufgeſtanden, mit der Abſicht, den Ort ſeiner neuen Exiſtenz gründlich Revue paſſieren zu laſſen. Der Tau der Nacht hielt noch den Kuh- und Staub- und Heugeruch feſt gefangen. Leube war bereits um das ganze Dorf herumgegangen und ſuchte ſich jetzt den ſüdlichen Eingang. Ein großes Quadrat friſch gemähter Wieſe lag rechts. Mitten hindurch führte ein Fußweg. Statt ihn liegen zu laſſen und auf die Häuſer zuzuſteuern, ſchlug Leube gerade ihn ein, fand aber bald, daß er ſich in Ödland verlief, nachdem er ihn noch auf das anſchwellende andere Ende der Wieſe geführt. Hier war geſchlagen worden; Maiglöckchen, die jetzt des Schattens entbehrten, quälten ſich mühſam am Boden dahin. Dann lief der kaum ausgetretene Weg ins Feld, das bald darauf wieder auseinanderriß, um einen Hohlweg durchzulaſſen. Brombeeren ſtanden dort und blühten ſeidig. Ein Waſſerfaden leckte von dem Vorſprung des rechts liegenden Brachlandes herunter. Jäh öffneten ſich Leubes Augen, als er in hohem, dünnem Graſe ein Mädchen liegen fand, in einer rot und weiß geſtreiften Bluſe und braunem Rock, den Kopf hintüber gelehnt, den Rock aufgeſchlagen. Goldrotes Haar umſchloß die Stirn, an den Schläfen wirrte es herunter, die Haarnadeln waren herausgezogen worden; das Geſicht ſchwamm in einem gramvollen Zorn, der Mund ſtand offen; ſie war tot. Die Zähne, ſaubere kleine weiße Kieſel, biſſen feſt aufeinander. Die graugrünen Augäpfel ſtarrten nach oben in den Himmel, Leube ſah mit ihnen empor, der Himmel war weiß wie eine Narbe. Durch eine Blutlache von der Toten getrennt aber lag in den beſtaubten Glockenblumenſtauden ein nacktes Neugeborenes, das die Mutter in den letzten Kämpfen mit dem Fuße ſorglich aus dem Blut in die Blumen bewegt haben mußte. Das Kind lebte; es lag, die Hände in die kleine rote Bruſt gekrallt, ein paar weiße Bläschen im Geſicht, und ſchlief. Leube mühte ſich, ſein

zuckendes Zittern niederzuzwingen. Um ihn arbeitete unhörbar die große Einsamkeit, die ganze Szene in sich hineinzuschlucken. Die heiße Luft hatte schon ihre vollen Arme um die Tote gelegt. Sie war fast winzig dazwischen, ihre Lider waren schon bläulich angelaufen, an dem von seiner Bürde befreiten Leibe rückte sachte und zog die heimliche, starke Erde und wölbte sich unter der Toten hohl zu einer Grube, und oben auf dem Kleeacker lag wartend die Augustwärme; über die Hänge des Hohlweges sich vorbeugend, lag sie wie ein weißes pelziges, von langen mattgelben Fadensträhnen durchzogenes Gespinst, mit angehaltenem Atem herunterstarrend, so lange bis ihre Augen total rot wurden: unter ihrem Blick verfiel die Tote, ihr Antlitz teilte sich, ihre Beine lösten sich in bröckelndes Weidenholz auf. Immerfort war der Raum noch von Schmerzen durchhuscht, sie zuckten im Kreise wie Seepferdchen mit gebogenen Köpfchen, sie stemmten ihren frechen steifen Schwanz wie Spechtmeisen auf, sie saßen wie trinkende Zygänen mit vibrierenden Flügeln auf den Wurzeln der gelben Weide: es schwamm Leube vor den Augen, bis er das entdeckte. Da wurde er Herr der Erscheinungen. Die Sonne kroch jetzt über die Füße der Toten. Die braunen Strümpfe glühten aus der strahlenden Helle, die jetzt den ruhenden Körper zu umflimmern begann; Leube wagte, noch schnell den Unterrock umzuschlagen und las auf einem aufgenähten Läppchen den Namen Zinaide Jessen. Als eine Baumwanze über des Kindes kleine magere Schenkel stieg, raffte er sich entschieden auf, riß ein paar Grasbüschel aus und deckte sie über das Kind, das getötet hatte, um ans Licht zu gelangen, und stürzte dann nach Hollebüttel zurück. Staub aufwirbelnd, wäre er fast an einer schlanken Gestalt vorbeigerannt, blieb in der Hoffnung auf Hilfe stehen und berichtete Friederike Wesendonck keuchend das Geschehene. Er kehrte gleich mit ihr um und erstaunte über die merkwürdige Ruhe, mit der sie die Tote anschaute. Sie bog ihre Arme zu einer Wiege, und er legte das Kind hinein. Ihr kühner Kopf blitzte in der Sonne, und er sagte hastig zu der Lebenden: „O ich bin so erfreut, daß wir es gefunden haben. So draußen unter dem Himmel ganz allein zu sterben! Dabei ist so wenig gestört worden, und alles summt weiter! Grad vorher fand ich zwei Bockskäfer gepaart, einem davon hatte eine große Ameise den Kopf abgerissen, die Lebende genoß den Toten noch, nichts war gestört, dem Taraxum flog ein Same nach dem andern fort." Friederike aber hörte seinen Ausbruch kaum. Eiligst gingen sie mit dem Kinde; sie legte es in ihr eigenes Bett. Dann gingen sie zum Schultheißen und trafen Sorge, daß man die Leiche beerdige. Vom Amt zurückkehrend, mußte Leube wieder sprechen: „Ich bin wirklich so froh, daß wir es fanden, niemand war noch dagewesen. Die Leute hier sind wie aus Holz und begreifen nicht —" Da unterbrach sie: „Aus Holz? Wieso?" „Ja,

aus Holz macht sich wohl Spielzeug und Pumpe —" „Ja, und Särge! Gehören Sie auch zu den neunmal Klugen? Wohl zu den Neuen, zu dem Magerhold oder wie er heißt? Sie bilden sich ein, die Leute begreifen nicht. Nur Sie begreifen wohl?" Sie lachte, halb heiter, halb unwillig. Er schwieg, sagte aber dann wie erleichtert: „Ach, ich verstehe Sie ja viel besser als Sie denken, Holz ist ja so etwas Schönes. Und ob ich zu den Neuangekommenen gehöre, das muß sich erst herausstellen." „Was machen Sie denn überhaupt dabei?" „O, nur so. Ich weiß es noch nicht. Vorläufig, weil ich mich für Geographie und Geschichte interessiere und — und — na . . ." „Sie sind ja verheiratet." „Gewesen," vollendete er schnell. „Von meiner Frau hab ich mich —," er stockte — „getrennt." „Sie haben wohl Gründe dazu gehabt," sagte sie und sah ihn zum erstenmal mit starrer Aufmerksamkeit an. „Ja, und Sie, was machen Sie hier?" „Ich bin hier Lehrerin. Mir tut keiner was. Im Holzwald ists schön. Mich kriegen Sie nicht dazu . . . Die kleine Frau Turch hat das Kind gleich an die Brust genommen. Holzbrust würden Sie sagen, nicht?" Während dieses Gespräches kamen sie am Brunnen mitten im Dorf vorbei: aus einer gebogenen Röhre floß ein dünner Strahl in das Becken darunter. Davor spielten ein paar ältere Knaben Marmeln; sie hatten durchkreuzte Vierecke in die Erde geritzt und hinkten hinter den gezielten Marmeln her. Da setzte einer der Jungen den linken Fuß nieder und sah gespannt auf den Boden: zwei Kohlweißlinge waren, aneinander geheftet, im Eifer der Lust niedergefallen, ihre Flügel gingen so schnell, daß sie wie eine rotierende Kugel aussahen. „Kiek, Korl," rief er, „do beslept een sin Fru, und dobi sünd se ut'n Bett kollert." Die andern stellten sich begierig herum. „O Minsch, dat is grod wie Brunhild und Siegfried," antwortete eine helle Stimme. Der Sprecher, ein Junge mit dunklen Augen, wurde rot. Er sah feiner als die andern aus, trug Stiefel an den Füßen, während seine Gefährten meist in Pantoffeln waren. Leube und Friederike waren stehen geblieben. „Das sind die Früchte meines Unterrichts," sagte sie. „Mit dem Walter Piesemang mußte ich eben das Ganze lesen. Ich hätte mich sonst geniert." „Mir passierte mal dies," erwiderte Leube, „ein kleiner verhutzelter, verdorbener Junge, er stammte aus Wien, mit dem ging ich, da fanden wir eine trächtige Zauneidechse, und er sagt: ‚Da schaun's, die ist noch in den Flitterwochen.' Das war nicht schön. Und solche sollen eventuell auch hierher. Das kann eine tolle Geschichte werden."

Es war herrlich still und sehr warm. Die Luft lief um Friederikens Locken, die sich hinter längliche zarte weiße Ohren flüchteten. Eine Meise schabte an der glasigen rotgetuschten Haut einer Zwetsche, die über das geteerte Dach der Kegelbahn bei Heitmanns hing. Leube war immer noch nicht ganz gewiß, daß dieses entschiedene Mädchen Friederike Wesendonck

war. Noch griff er nach dem Phantasiebilde von ihr, die Gegenwärtige war ihm vorläufig zu sicher, zu derb und durchquerte zu resolut seinen Traum. Er wußte nicht, daß sie hierin durchaus ihrem Vater glich. Der alte Wesendonck war zart wie Walnußfleisch, aber das steckte erst in einem hölzernen und dann in einem dicken grünen Kerker. Sie waren still geworden. Sie sah sich wieder sein Gesicht an, in welchem Knabenzeit und Alteres weich verschlungen miteinander wandelten: es sah gerade an einem Berg hinauf, und sie wurde rot wie die Anemone nach der Befruchtung. Sie merkte es bestürzt, wollte das Erröten überwinden und fuhr nur jäher zusammen; ein zweites Erröten kam und bezwang sie, und sie mußte sich fügen. „Ja, er denkt es sich gut," fing Leube wieder an. „Er will auch solche Leute herhaben. Vielleicht ist es möglich. Muß auch wohl aus finanziellen Gründen. Adieu." Sie gaben sich die Hand.

Leube kehrte, ermattet von den Geschehnissen, dabei heftig angerührt und gespannt, in sein Logis bei Hedwigs zurück. Kurz bevor er das Haus erreichte, rief schneidend ein Hahn. Kriegerisch klang seine Stimme. Sie reckte einen zackigen scharlachroten Arm durch die warme Mittagsruhe. „Was mag es bedeuten?" sprach er, lange nachdem es verklungen, „gestern abend der Rotschwanz, heute der Hahn." Einmal rauschte ihm das Erlebnis der Frühe unheilig, stelzend, prahlend und hurerisch durch die Knie, dann sank es freundlich zögernd, versöhnend und schön zurück. Dem Angelangten meldete Frau Hedwig, daß der Schultheiß Herrn Leube bäte, noch heute bei ihm vorzusprechen. In dessen Amtszimmer, einer kleinen blaugekachelten Stube, die auf einen großen Hof sah, sollte er aussagen, ob er vielleicht etwas über den Namen der Toten wisse; als man sie nach Barnitz geschafft, hatte man nämlich gefunden, daß aus sämtlichen Kleidungsstücken der Name herausgeschnitten war. Leube stutzte, dann aber hielt ihn etwas zurück, den Namen Zinaide Jessen laut werden zu lassen, und er gab an, er wisse von nichts.

Fünftes Kapitel

Hollebüttel lag in einen schweren Dunst eingehüllt, fast unkenntlich. Und wie der Neuhinzugekommene mühsam am Antlitz seiner Bewohner tastete, ergab es sich erst nach schmerzlichem Bemühen. Friederike hatte recht gehabt, über Leubes schnellfertige Urteile zu spotten. Sie selbst war in Hollebüttel jetzt eingeschmolzen, war mit verantwortlich für die Süßigkeit oder Bitternis seines Kernes und nahm teil an der Undurchdringlichkeit seiner Seele. Denn sie selbst war Mitwisserin und Mittäterin seines Geheimsten geworden. Leube traf sie, wie sie Frau Klimesch beim Teigkneten half, die Ärmel aufgestreift. Sie wachte nächtens, wenn ein

Kalb geboren wurde; sie fand sich zurecht in dem Verstummen und dem darauffolgenden kühlen Weggleiten, wenn es eine Leiche gab. Sie schlüpfte in fuchsigem Gewande wie ein Eichhörnchen in schweres Laub, das starr niederhängt: die Blätter regen, freuen sich, schwirren wie grüne Heuschrecken. Wenn sie sich in der Dunkelheit durch die Dorfstraße wiegte, verschüttete sie einen hellen Schein. Sie belehrte nicht, sie war nur. Sie war eine erfolgreiche, umsichtige Lehrerin, aber sie stampfte nie mit dem Fuße auf, doch in der Wirkung war es oft, als hätte sie es getan. Wenn die freche Rüpelhaftigkeit eines halbwüchsigen Burschen ihr das Gleichmaß zu zerstören drohte, so vertiefte sie sich rasch in das Aussehen des Übeltäters, sah ihn wie in einem Abstande; die von einer Stallaterne mühsam durchflackerte, von Stroh und Dung gefüllte Geburtsstube des Kalbes bei Amönens tauchte vor ihr auf, von Lichtstreifen durchzogene harrende Gesichter, abgefallene Fuchsien, abgefallene Baumblätter, Geleise voll Wasser, die ganze Klassenstube, alles sammelte sich um sie wie ein Mottenschwarm um ein Licht, sie seufzte erleichtert auf, und es ging gut weiter. Sie stellte ihre Schuhe, mit Lehm daran von der regendurchweichten Tonerde, an den Ofen und zog den gebratenen Äpfeln mit listiger, behaglich-sicherer Wollust die Haut ab. Wenn das Ofenlicht von unten in ihre kleinen geblähten Nasenlöcher hüpfte, sah sie fast blutgierig aus.

Mit ihr zusammen drang auch Leube in Hollebüttel ein, auch ihm war es, als versänke er bis zu den Knien in die zähe, klebende Tonerde. Wie Elstern auf Glasperlen, fuhren er und Friederike auf die hellsten Flecke los. Leander Bock, der reichste Bauer, lang und dünn wie eine Bohnenstange, hatte sich eine Kreuzspinne herangewöhnt, direkt gezähmt, auf die jeden Morgen sein erster Blick fiel; ihr Netz wurde sorgsam gehütet, zumeist spann sie an der Decke über dem Kopfende seines Bettes. Er sprach mit ihr wie mit einem Propheten, von dem sein Leben abhing. Kilian Zwart, der jungverheiratete Windmüller, war zuerst lange im Glück über den Besitz seines Weibes gewandelt, dann auf einmal schwermütig geworden. Er schnitzte sich einen hölzernen Vogel, eine „Lark", wie er ihn nannte; er hatte sommerlang hinter den staubigen Feldern auf dem Bauche gelegen und den Lerchen ihre Farbe abgesehen, gemischt und probiert und gezeichnet; dann knüpfte er das gelungene Holzwesen an eine unsichtbar dünne Schnur, stieg auf das Dach seines Hauses, bis an die Knie im Stroh versinkend, und schleuderte die „Lark" in den Himmel; das wiederholte er immer wieder und beruhigte sich daran. Noch ein anderer, der pedantische, rechnende Hufner Leopold Rückert zog mit rastloser Mühe zwei junge Füchse hoch und wollte, daß sie ihm als Hunde dienten und folgten. Das waren die deutlichsten Griffe, da faßte es sich für Beatus und Friederike am leichtesten an, von da ab konnten sie auch zu dem übrigen

gelangen, das da wie eine Honigwabe, diese Zelle gefüllt, jene leer, in der wandernden Luft hing und Hollebüttel hieß.

Solange die Dorfleute Leube als Städter ansahen, wehrten sie ihn ab und suchten ihn mit ihrer Klugheit zu übertrumpfen. Als er eines Nachmittags den alten Schlegelmilch beim Dungholen angetroffen und gefragt hatte, ob er das Hufeisen wohl als Glückszeichen an seinen Bretterwagen genagelt habe, traf ihn ein Redeschwall: „Ach, Sie meinen wohl das Gelübde der Loge? Meinen Sie, ich bin so dumm und glaub daran? Ne, das Hufeisen hält als Klammer die beiden Seitenbretter zusammen." Leube wußte aber gar nicht, was er mit dem Gelübde der Loge gemeint hatte: Schlegelmilch hatte bloß nicht übertrumpft werden wollen. Der Himmel, der unerbittlich auf seine Weise Wasser, Wärme und Wut und Wind schenkte, und der Boden, der sie alle trug, zwangen die Bewohner in ihre Bahnen; ihrer Allmächtigkeit begegneten sie mit bewegten Hilflosigkeiten. Manchmal leiden die Fuchsien an einer Unfähigkeit, ihre Blüten, in denen alles sonst gediehen ist, zu öffnen, dann fallen sie geschlossen ab. So fielen die meisten Hollebütteler uneröffnet herunter. Aber die Gefäße waren in ihnen vorbereitet, und bloß die Hülle platzte nicht. Vor ihre Häuser hingen sie kleine Drahtkäfige mit Kreuzschnäbeln, auf daß sie Gewitterschaden abwehrten; wenn die seltener waren, taten es auch Dompfaffen. Der Schultheiß besprach Wunden, auf die er Spinnweben band. Am Vorabend des Ostertages schritten die mannbaren Mädchen, mit bloßen Füßen, rückwärts gewendet, ohne einen Laut von sich zu geben, einem kleinen entfernten Sumpfteiche zu, um in dessen Wasser das Gesicht zu baden: davon wurden sie schön. In der Mitte der Zeit schwankte Hollebüttel wie ein Storch auf schweren Schwingen, über den man erstaunt, daß er jedes Jahr seinen alten Giebel wiederfindet, und Friederike und Leube banden das Flüchtige mit Kränzen aus den hohlen Stengeln des Löwenzahns, banden und lockten das Geheimnis und mehrten es, ohne es zu wissen. Mit gerefften Röcken stand die Kräftige im Wasser und sprach den Forellen zu, nicht zu fliehen, griff sie unter den Steinen und streichelte ihnen den rötlichen Leib, und sie blieben und standen und bewegten die Flossen. Leube schaute ihr bewundernd zu. Kühl konnte sie sein und glühend, die Adonisrosen, die erst im Herbst ihr Blut vergießen, standen ihrer Stirn am besten. Einmal sagte sie zu Leube, auch er müsse sie sich ins Haar flechten.

Sie hatte ihres Grimmes über ihr Erröten im August, da sie mit Beatus gegangen, nicht vergessen; aber dieser Grimm hatte sich gemäßigt, sie nahm sich das Erröten nicht mehr übel. Es war, als hätte er in ihren Augen gewonnen dadurch, daß er ihr seine Ehegeschichte mitgeteilt; er kam ihr vor wie eine an einer Stelle durch einen Wespenstich entzündete Frucht.

Und dann wünschte sie ihn sich leidend. Aber eine Helle begegnete ihr statt dessen; daran wurde sie oft trotzig und ungelenk. Gegen alle anderen war sie ohne Mühsal gewappnet. Während die ganz Erwachsenen und die Kinder an ihr hingen, wurde sie befehdet von denjenigen, die im Geschehen ihres Lebens um den Punkt irrten, an dem in schwimmenden Vorahnungen der Weg des Weibes und der des Mannes sich kreuzen. Befehdet, weil an Friederikens klar gewordener Kühnheit, die jetzt gepanzert einherschritt und den buhlerischen Wind lachend zurückschlug, die Wünsche des Fleisches abprallten. Befehdet oder — es ereignete sich ein anderes. Der Bauer Konrad Gonze hatte nach der Rundfrage der Armenverwaltung eines größeren Ortes einen dreizehnjährigen, ganz verscheuchten Knaben, eine Waise, als Knecht angenommen. Der Knabe hatte unbewacht eines Nachmittags ein von der Frau seines jetzigen Herrn mit besonderer Sorgfalt aufgezogenes Puterküken zu sich gelockt, es fiebrig beobachtet und dann durch Fallenlassen eines Pfahles getötet, damit nicht zufrieden, ihm die Beine abgeschnitten und die Augen herausgelöst, alles mit einer genauen, zarten Hand. Über den Versunkenen waren mit hellem Geschrei die Frau, der Mann mit einem Knüttel hergestürzt. Da war zufällig Friederike Wesendonck in den Hof gekommen, hatte den Bericht angehört und den völlig zerbrochenen Knaben mit sich genommen, sie hatte ihn fast tragen müssen. Und nachdem sie lange an ihm herumgeforscht, um den Schlüssel zu seiner Tat zu finden, hatte sie ihn gegen Abend in ihre Kammer geführt und den Knaben an ihre entblößte Brust genommen, der darin versank wie in frischer Erde. Er hatte laut aufgeweint, sie legte ihn im Wohnzimmer zum Schlafen nieder. Und er war beruhigt; er verletzte seitdem das Lebende nicht mehr und wartete seiner Stunde.

Piesemangs Hof lag, ausgeschieden aus dem übrigen Dorf, an der Stelle, wo Hollebüttel nach Silgar bog, so daß nach links und rechts die anderen Dorfhäuser wie Flügel eines Ahornsamens abfielen. Piesemang war ein heimlicher Trinker. Er sah aus wie ein Mönch; seine Glatze glich einer Tonsur, die von einigen dunklen Haarfransen umrankt war. Der Schädel war nicht klein. Piesemang war gedrungenen Wuchses. Er war sehr viel höflicher als die anderen Hollebütteler; seine Höflichkeit entstammte einer inneren Verzweiflung. Er saß nicht von alters her hier, sondern war als junger Mensch von den Inseln her zugewandert. Sehr klug, hatte er von Jugend auf ein großes reines Schema eines rechtlichen, stattlichen Lebens gehegt. Daß die irdischen Umstände es unterbanden und umbogen, nach ihrem Sinn kehrten und färbten, wäre einem anderen, der weniger an das Schema glaubte, Erheiterung, Wohlwollen, befruchtende Güte der Erde gewesen; Piesemang war das stets nur ein Ansporn geworden, neue Schemen zu hecken, die Umstände zu verachten und ihre Nutzung zu

vermeiden, nicht mit ihnen, sondern gegen sie zu bauen, oft im Widerspruch zu dem, was nachgiebig und wellig in ihm war; dabei zerschnitt er das schöne Kraut, das ihm eine verschwenderische Windsbraut zuwehte, auch dasjenige, das in der Gestalt eines sehr hübschen, aufrechten und feinen Weibes an seiner Seite stand. Niemals gewann er dem Schemen einen Körper. Die Unvollkommenheit der geleisteten Arbeit zwang ihm die Flasche in die Hand, und auch Sieglinde verfiel, gering geachtet von ihm, nachdem sie nur ein einziges Mal Frucht getragen hatte, Walter Piesemang, der jetzt fünfzehnjährig, ebenso gedrungen wie sein Vater, schwarzhaarig und bei aller Stämmigkeit zierlich war und nur eine Schwärmerei hatte, mathematische Pläne auszubrüten. Man liebte Henri Piesemang im Dorfe; eine stille Heiterkeit ging von ihm aus, zumal dann, wenn allen übrigen die Petersilie verhagelt war. In der erregtesten Gemeinderatssitzung saß er lächelnd da und blies die Hitze ihrer Plänkeleien in ruhige und zweckvolle Formen; die Bauern gingen aus solcher Sitzung ein wenig gerührt nach Hause, sie redeten sich zwar die Piesemangschen „Luftschlösser" bald wieder entzwei, aber solange er dagesessen hatte, hatten sie die Hände auf die Türklinken dieser Luftschlösser legen zu können vermeint und die groben Seidel dann angefaßt, als wären es zerbrechliche Geschirre. Der Ertrag eines solchen Beratens war dann aber doch nicht zu fassen, und bei Fragen des rohen Erfolges schlossen sie ihn aus, obwohl auch die Feinsten und Geneigtesten nie nachzuweisen vermochten, warum sie ihm eigentlich immer so gern beistimmten.

Am stillen Herbstnachmittage umschlangen wie Peitschenschnüre, die Ellipsen in die Luft zeichnen, eine über der anderen, Starenschwärme den Hof. Piesemang mistete seinen Kuhstall aus. Magerhold und Leube erschienen an der Hoftür. Leube hatte nun des öfteren Gespräche mit Magerhold gepflogen; diese Gespräche waren meist nur praktisch orientierenden Inhalts gewesen, Leube wollte wissen, wie er sich seine eigene Betätigung an dem neuen Unternehmen zu denken hätte. Er hatte nur in Ausnahmefällen ein genaues Bild von den Personen, mit denen er innerlich zu tun hatte, in sich. Heute wurde ihm die Erscheinung Magerholds wie mit Kohle auf einen silberigen Hintergrund gezeichnet vor die Augen gedrängt. Die Herbstluft zwang auch Magerhold, sich zu offenbaren. Ihre süß und leicht gereichte Hand löste von jeder Flasche den Pfropfen und machte jeden Inhalt frei. Mit einer kleinen Verbeugung begrüßte Magerhold Piesemang. Leube beobachtete Magerholds spiegelblank geputzte Stiefeletten; seine Ohrringe glänzten; um sein Gesicht flammte die Zukunft, sein Mund ging in einem brennenden Lächeln auf, seine Wangen waren aschgrau vor Erregung, er ging hoch und stolz auf Piesemang zu, der die Mistgabel an die Wand lehnte, und als Magerhold ihm zugerufen: „Herr Piesemang,

ich möchte den Ankauf Ihres Hauses mit Ihnen bereden", diesen einlud, näher zu treten. Während Piesemang seinen Rock überziehen ging, schritt Magerhold mit Leube den Hof auf und ab. Leube zog mit Inbrunst den Viehgeruch ein. In gerader Linie schlossen sich an das hochstöckige Wohnhaus die Stallungen an, ein einstöckiger, aber etwas erhöht gelegener Kuh- und ein niedriger, schuppenartiger, geräumiger Schafstall; rechtwinklig lehnte sich an das Haus eine große strohgedeckte Scheune. Bachstelzen überflogen die Jauchepfützen des Hofes, und Leube bedauerte bereits mehr als daß er bewunderte den Willen, der hier Raum für anderes zu schaffen umging. Ein Honigbussard fuhr pfeilschnell über die Scheune, Leube glaubte einen Frosch in seinen Klauen entdecken zu können. Magerhold biß die Zähne zusammen, daß die Unterkiefer zuckten wie stets, wenn er erregt war: er arbeitete an seinen Projekten, sein Blick verbrannte das Nächste und baute an dem, das die Gegenwart Lügen strafen sollte. Und Leube entzog sich ihm. Es war eine Erleichterung für ihn, als Raffael Rinroth erschien. Sie gingen schnell aufeinander zu und begrüßten sich. Wie von selbst blieb Leube dann allein zurück, als Piesemang in einem grauwolligen, um Hals und Hüften von einer Kordel zusammengehaltenen langen Rock erschien und mit Magerhold und Rinroth zur Erörterung der Details im Wohnhause verschwand. Er ging in den Kuhstall, nahm Sieglinde, die beim Melken war, die Milch ab, goß sie durchs Sieb und setzte sich dann hinter den Stall auf eine Bank und schaute in das Land. Der Weg lief den Rücken einer Anhöhe hinauf. Den Boden entlang marschierte zu beiden Seiten mit dunkelgrünen breiten Blättern der Wegerich. Es war lange trocken gewesen, müde rafften die Blattspreiten sich auf und streckten lange, dünne violett gewimperte Finger hoch. Kranichrufe jammerten unter den Wolken, aus denen graufleckig die Dämmerung sank, daß die Wegerichfinger sich unter ihr duckten; aber die Füße der Luft waren ohne Schwere, und die Blattfinger sanken beruhigt nieder, nur der Weg wandelte im Schlafe weiter. „Wat moakt ji hier?" fragte eine klingende Stimme, und der träumende Leube fuhr empor. Vor ihm stand Walter Piesemang, einen Tonnendeckel, auf den eine Sonnenuhr eingezeichnet war, in der Hand. „Was hast du denn da?" war Leubes Gegenfrage, der den Schwarzhaarigen erkannte. Und Walter wies ihm dann die Zeichnung und ihren Sinn.

„Hallo, Leube! wo stecken Sie?" ertönte Rinroths Stimme. „Gratulieren Sie sich und uns. Die Baracke gehört uns! Piesemang will zu seinem Schwager nach Silgar ziehn!" Und von einer rauschenden Woge in die Höhe getragen, schüttelten sich Magerhold, Rinroth und Leube die Hände. Magerhold sprach mit beherrschter Freude. Sie hatten sich bereits Knechte- und Mägdekammern aus der Zeit des Gedeihens von Piesemangs

Wirtschaft zu Wohnstuben reserviert. Wer sich ihnen anschlösse, solle dann ebenfalls in Kammern und Verschlägen unterkommen, um sich kennen zu lernen und das Zusammenarbeiten einzuleiten. Das Logis bei Hedwigs könnte gespart werden, und das Gemeinsame gleich beginnen. Rinroth fand jede Kammer schöner als die andere.

An diesem Abend wartete Friederike vergebens auf die Milch, die sie zum Nachtessen regelmäßig von Piesemangs geliefert bekam. Endlich kam Walter und meldete, Magerhold habe für sich und seine Freunde Beschlag auf die Milch gelegt und Mutter hätte gleich alle gegeben, ob er ihr welche anderswo holen solle. Da verzog Friederike ihr Gesicht und verabschiedete ihn kurz. Nachdem sie sich beruhigt, ging sie ins Dorf, rief der Frau Turch, die mit Zinaide Jessens Kind am Ofen hockte, zu: „Darf ich mir ein Glas Milch von Ihrer Ziege melken?" und saß dann, als diese ihr zugenickt hatte, im laubgestreuten dunklen kleinen Stall. Sie strich dem dickleibigen schwarzen Tier über das baumelnde Euter und die knorpeligen Hörner und lauschte dem eilenden weißen Strahl. Und obwohl sie den strengen Geschmack der Ziegenmilch nicht mochte, trank sie heute mit eigensinnigem Vergnügen davon.

Sechstes Kapitel

Die Tage wurden kürzer, die Sonne ward karger mit ihrer Gunst. Auf der Höhe hinter seinem früheren Hause, wie er schon sagen mußte, stand Walter Piesemang und schaute ins Abendrot. Die braunrote Himmelshöhle im Westen öffnete sich wie ein Hechtrachen, den bläulich bezahnte Wolkenkiefer säumten. Sie verschluckte die Sonne. Rote Atlaskissen schwammen darüber weg, auf denen Krönlein lagen; die Kissen kippten um und die Krönlein glitten klingend zur Erde. Aber Walter sah nur die Mathematik des Himmels.

Vor der Scheune, an der die Sonnenuhr angenagelt worden war, saß Leube und sammelte aus einem Heuhaufen die vertrockneten Herbstzeitlosenschoten heraus. „Ich hab gelesen, das Heu dürfe nicht sauer, nicht muffig, nicht von Seggen, Ried und Herbstzeitlosen durchsetzt und nicht angeschlemmt sein," sagte er. Walter hörte nicht. Dann stand Leube auf, um Magerhold das zu empfehlen, was er längst erwogen hatte, nämlich, wenn auch die Eltern wegzögen, den Walter Piesemang als einen guten Kopf mit in die Abendschule aufzunehmen.

Der Hof hatte bereits ein anderes Aussehen gewonnen; Rinroth und Magerhold hatten ihn mit vieler Mühe nach Magerholds Plänen umgemodelt. Der Kuhstall sollte der Raum werden, in welchem die Teilnehmer der Gemeinschaft vereint essen, feiern und sprechen wollten. Die Pfähle, zwischen denen die Raufen der Kühe hingen, sollten stehen bleiben

nach Entfernungen der übrigen Querteilungen. Da sie dick genug waren, sollten auf ihre Schäfte Schnitzereien. Jeder sollte einen zur Bearbeitung übernehmen. „Leube wird ein Epos schreiben, und die Personen, die darin vorkommen, sollen in erhabener Arbeit darauf," hatte Magerhold gesagt.

Es war ein feierlicher Moment, als Piesemangs stattliche Milchkühe mitsamt dem Bullen, den das Dorf immer noch bei ihm untergestellt hatte, herausgeführt wurden. „Anderen Zwecken soll das jetzt dienen!" rief Magerhold. Seine Stimme klang heiser und harsch. Piesemang sah oben aus einer Luke heraus. „Mir ist nicht wohl, mir ist was in die Luftröhre geraten," murmelte er; dann überwand er sich und kam helfen. Jeder von den Neuen sollte eine Kuh führen, erstmal in Bocks Stall. Rinroth balgte sich bereits mit der seinigen und zwar mit Glück herum; Leube griff seiner Anvertrauten beruhigend um den Hals; nur Magerhold war es es nicht gemütlich, die breite Stirn der Unbekannten hinter sich zu fühlen, aber er beherrschte sich; der vierte im Bunde, ein junger Rechenlehrer, frisch vom Volksschullehrerseminar, brachte die kleine gescheckte Quie. Der Zuchtbulle, ein unheimlich großer purpurschwarzer Geselle, kochend, schnaubend und am kühlsten Tage mit schweißtriefenden Lenden, blieb noch zurück: er warf den Kopf geradeaus und brüllte lufterschütternd, als seine Weiber schwanden. „Wie eine Orgel," rief Leube. „Brautchor aus dem Tannhäuser," jubilierte Rinroth. An der Hoftür angelangt, schaute Magerhold zurück: sein Blick traf Leube, der mit seiner Kuh wie mit einer Braut ging, und ein Neid, der sich zum Haß verdicken wollte, quoll in ihm auf. Leube merkte es fast, wollte den Giftzahn ausbrechen und sagte, als er den Blick auf sich ruhen fühlte: „Ich möchte nachher noch mit Ihnen was besprechen, Herr Magerhold." „Ja, und ich mit Ihnen," gab Magerhold zurück.

Die Besprechung geschah gleich. Magerhold schnitt Leubes lobende Worte über Walter Piesemang auffällig kurz ab und sagte dann plötzlich: „Herr Leube, die Wesendonck müssen Sie für unsere Sache gewinnen. Die ist wichtig." Er wußte längst, daß Leube mit der Ortslehrerin bekannt geworden war, aber er warf es als eine ganz frische Anregung hin. Rinroth stand in der Nähe. Er grinste und sagte mit vorgehaltener Hand: „Das kann Ihnen ja absolut nicht unangenehm sein, was, Leube?" Dieser aber vertiefte sich eifrig in den Gedanken, wie wertvoll Friederike Wesendoncks Mitarbeit wäre. „Ja, und ob die wichtig ist," betonte er. „Um das Land zu dränieren, müssen Röhren gelegt werden. Eine solche gescheite Person macht das rauheste Land bewegt. Es mißlingt sonst; wir brauchen sie; sie bläst einem Hengst in die Nüstern, bringt den Verdrossensten zum Reden und kennt das ganze Dorf gründlich!" Auf seine

Hymne schon nicht mehr hinhorchend, verabschiedete sich Magerhold mit den Worten: „Na, da sehen Sie also zu, was zu machen ist!"

Der Erdrauch funkelte mit seinen kleinen rotgrauen Feuerknollen auf den höckerigen Schutthaufen der Maurer, die im Hofe arbeiteten; die Bauern buddelten Kartoffeln aus. Kilian Zwart erzählte dem herumstrolchenden Leube, die Kartoffeln, das seien die Nieren der Erde. Die Jungens fanden auffallend viele Nester der gelben Bachstelze, die meisten davon mit weißen Hirschhaaren unter der Polsterung. Der Schuppenleib der Erde ringelte sich zusammen; es knackte und jappte in den Nächten. Leube hörte es in seiner Kammer, er feierte dann, er flammte.

Die Pläne Magerholds gediehen schwer; nicht ganz vorsichtig, nicht ganz leise genug vorbereitet, rangen sie nach Luft; dem kühnen Willen aber ebnete sich der Weg doch allmählich. Die Schüler mehrten sich. Mancher Tunichtgut aus den Städten schloß sich bedingungsweise an, die Angehörigen wollten abwarten, was aus dem Ganzen würde. Von den Bauern enschlossen sich einige, ihre halbwüchsigen Söhne mit dazu zu geben, wenn sie nur irgendwie sich anschlägig erwiesen, so daß die Eltern Pastors- und Lehrerträume träumen konnten. Von einer bloßen Abendschule war schon gar nicht mehr die Rede. Der Morgen war dem Unterricht gewidmet, meist Realien, möglichst derbe und handgreiflich zum Anfang; am Nachmittage wurde organisierte Feldarbeit entweder auf eigene Faust und zu eigenem Nutzen oder zur Unterstützung der Dorfleute getrieben. Magerhold pachtete eine große Fläche größtenteils sandigen Gebietes, das den verschiedensten Zwecken dienstbar gemacht wurde; ein Teil sollte Obstplantage werden. Mit Jubel wurden zwei Wagenladungen junger Bäume, die eine nahegelegene Baumschule geliefert hatte, eingesetzt. Der Boden wurde ausgehoben, mit besserem Lehm ausgekleidet, gedüngt und dann bepflanzt. Der etwas tieferliegende Teil wurde mit Winterkorn besät. Ein ackerbautheoretischer Kursus wurde geplant mit Unterricht im Okulieren, Düngung, Bodenkultur; dafür und für den Physikunterricht und chemische Experimente meldete sich ein weiterer junger Lehrer, den man sehnlichst erwartete.

Magerhold richtete sich sein Arbeitskabinett in der größten der ehemaligen Mägdekammern ein, von der aus sein Auge das Ganze beherrschte. Rinroth hauste in einem Lattenverschlag, dessen Primitivität er stündlich besserte. Pfeifend stand er auf, singend ging er zu Bett. Mit seiner zwischen den wulstigen Lippen pendelnden Stummelpfeife war er Arbeit und Abenteuer in einem; beglückt fuhr er Karre auf Karre, durchdrang mit seiner Jovialität, die unerschöpflich war und sich in den unangenehmsten Lagen und verfänglichsten Verhältnissen mit süßem, unwiderstehlichem Lachen bewegte, den ganzen Hof, und dem Wohllaut seines Wesens folgte die Freude wie

dem melodischen Regen die Saat. Man gewöhnte sich an ihn wie an das Gezwitscher der Schwalben; Leube hing an ihm, Magerhold konnte ihn gut gebrauchen, zumal seine theoretischen Auslassungen von Rinroth stets mit Respekt aufgenommen wurden, auch deshalb, weil Rinroth vor dem Geistigen eine Knabenfurcht hatte und beim Vorlesen von Erzählungen und Romanen, die ihn nicht mit barbarischen Tatsachen bombardierten, rebellisch wurde, beim Vorlesen von Gedichten aber unfehlbar einschlief.

Die Wohnstuben Piesemangs wurden zu Unterrichtszimmern hergerichtet. Zum Wohnen und Schlafen der jungen Leute wurden die Bodenräume abgekleidet. Der Hof gab sich den fremden Zwecken unwillig her; immer wieder kletterten aus den Wänden Scharen von Weberknechten, und Nacht für Nacht gab es Jagden auf Feldmäuse, die, des alten Korns begierig, vor der Kühle in den alten Heimatshof übersiedeln wollten. Es war umsonst, die erblindeten Fensterscheiben zu waschen. Neues Glas mußte eingesetzt werden. „Kein Küchenschabenbein darf mehr zu sehen sein," schärfte Rinroth den Schülern ein.

Schon von den zarten Anfängen an wurde deutlich, daß Magerhold vieles nur als Vorstufe betrachtete. Er ward nicht müde, Leube und jedem, der sich nur herlieh, seine weitreichenden Absichten auseinanderzusetzen. Demgegenüber stürzte sich Rinroth in das sinnliche Geschäft des Tages. Es schrie ihm in die Ohren wie ein Kind und wollte genährt und besorgt werden. Die Stützpfeiler im umgewandelten Kuhstalle begannen, sich mit geschnitzten Ornamenten zu umwinden. Rinroth strich die Innenwände taubengrau an, malte an die südliche Schmalwand eine große flügelschwingende Sonne und brachte darunter ein hölzernes Podium an. Von hier aus versuchte Magerhold, die Glieder seines Haushaltes zu beleben und anzufeuern. Von den Bauernsöhnen entwischten die meisten zu den Mahlzeiten ins Elternhaus; zunächst waren es die Schüler aus der Stadt, die er nach dem Essen um sich scharte. Rinroth richtete Chorübungen ein; der Rechenlehrer lieh sein Klavier her, und von den großen Schülern spielten einige Geige; auch hier war Rinroth beredt und sang führend mit.

Unter den noch sehr disparaten und bunt durcheinander gewürfelten Schülern fiel Leube, der, ohne daß er es schon bewußt wollte, seit den letzten Herbsttagen, namentlich seit der Unterredung mit Magerhold über Friederike, am Rande des großen Unternehmens zu leben begonnen hatte, der sechzehnjährige David Pfleghar auf. Stets blaß und kränklich, aber nicht ohne einen Fonds von Kraft, mühte er sich schwerfällig bei der Feldarbeit ab, war meist sehr lässig und brachte es bald fertig, seiner schwachen Gesundheit wegen, möglichst allein gelassen zu werden. In den Lehrstunden zeigte er nur ganz selten Teilnahme und Aufmerksamkeit für andere und anderes, sondern grub an sich selber herum. Zufällig betrat einst Leube seine

Stube und war überrascht, auf dem Löschpapier des Arbeitstisches einen mit großer Innigkeit geschnitzten und bemalten Marionettenholzkopf liegen zu finden, offenbar der Absicht nach der Figur eines Aztekenhäuptlings zugehörig; jedenfalls entdeckte Leube auf dem kleinen Wandregal über dem Tisch ein stark gebrauchtes Buch des Titels „Das Reich des Montezuma". Das Zimmer war sonst in der größten Unordnung, das Bett war nicht gemacht, am Fußboden lag schmutzige Wäsche hingeworfen. Leube konnte nicht umhin, einen Strauß verspäteter Hahnenfußblüten auf das Löschblatt zu legen und den Kopf dahinein zu betten. Er begann, Pfleghar Aufmerksamkeit zu schenken, auf ganz unauffällige Manier, zuerst ohne jede Erwiderung seitens Davids. In einer Geographiestunde kam Mexiko an die Reihe, und Leube wußte, was er jetzt tun konnte: er besorgte sich Material und schilderte beredt und sorgfältig, was er sich über den Stoff zusammengelesen hatte. Was er erreichte, war eine Art frommer Duldung durch David. Endlich kam es soweit, daß bei einem Besuche Leubes, statt zu sprechen, David ihm ein paar kleine schlanke weibliche Leiber zeigte, die so schön waren, daß Leube erglühte. Dies Erglühen war noch stärker, als eines dunklen regnerischen Abends Leube, um ein Messer zu holen, in Davids verschwiegene Kammer trat und bei dem Versuche, etwas Ordnung zu schaffen, in einer Vase ein kleines weißes Taschentuch entdeckte, daneben ein Stück angebissenen Brotes lag: das Taschentuch zeigte die Initialen F. W.; eilig legte Leube Tuch und Brot so hin, wie er es gefunden hatte.

Ende Oktober traf der Chemielehrer Joas Igelshieb ein. Von Magerhold vor dem Tore schon mit geläufiger Liebenswürdigkeit begrüßt, trug er seinen kleinen Handkoffer zum Wohnhaus. Leube steckte seinen Kopf oben aus dem Fenster und sah einen prachtvollen irischen Setter, von wallendem roten Seidenhaar bedeckt, winselnd im Hofe herumschnobern. Er war mit drei Sätzen unten und machte sich mit Igelshieb, der in seinem schwarzen Gehrock ungeschickt herumstand, bekannt. Der strich sich mit der Hand über eine elfenbeinerne Stirn, die aus nußbraunen Locken hervorsah, und wußte vor Verlegenheit kein Wort hervorzubringen. Er wurde von Leube in das für ihn bestimmte Zimmer gebracht, und um das immer drückendere Schweigen zu brechen, bat ihn Leube, in Hunde verliebt, ihn doch seinem Setter vorzustellen. „Ja," taute es von Igelshieb los, „er heißt Junt; wenn er Junge kriegt, schenk ich Ihnen eins."

Am späten Nachmittage sah Leube den Neuen unvermutet wieder. Joas stand, ohne daß er Leube sehen konnte, auf einer schon bereiften Wiese am Saume eines kleinen, mit Hopfen dicht verrankten Wäldchens. Die Hand um das linke Ohr gehöhlt, stand er lauschend wie eine Figur aus Muschelkalk da. Von einem späten matten Sonnenstrahl hervorgelockte Mücken um-

spielten ihn. „Wie der aussieht —," dachte Leube. „Wie der in die Wiese und den Wald paßt!" Er zerdrückte die Bezeichnungen gleich wieder, die sich ihm für den Fremdling aufdrängen wollten. „Wie brennendes Wasser sieht er aus! Schön die Stirn, schön die hellen Augenlider, schön die spitze Nase. Gut, daß er mich nicht sieht."

Ohne sich die weichen Zehen zu schürfen, schlenderte der Wind über die gekappten hohlen Stengel des Roggens; zwischen den Stoppeln stand wie Haarbüschel in den Achseln von Greisen der graue Gänsesalat; vor der Kälte der Nacht zog er sich in die Löcher des Bodens zurück, um Mittag richtete er sich auf, lockerte die Gelenke und verschlang das spärliche Licht. Wie Blätter schwebten die Stimmen der Frauen, die die letzten Hafergarben banden, getragen dahin. Der Wind nahm sie in den Mund und zersang sie. Der Herbst vergoß nach vollendeter Arbeit Tränen. Die Kronen der Bäume entlaubten sich: wie müde Arbeiter, die ihr fertiges Werk verlassen, entfernten sich die Blätter, ockergelb und krapprot. Es gab sehr viele Äpfel. Nichts hatte umsonst geblüht. Leube zupfte sich zwei Roggenähren aus Konzes Scheune und zwei Haferähren aus der Garbe, die Friederike gebunden hatte, und ging nach Hause. Dort legte er die Ähren schräg gekreuzt auf seinen Tisch, stellte ein brennendes Wachslicht in die Mittagshelle und lehnte sich zurück in Gedanken an Wesendonck und Agathe. Ein Klopfen ließ ihn auffahren; er hatte völlig vergessen, daß er gestört werden könnte. Er fuhr so schnell auf, daß er das Licht umriß, dessen flüssiges Wachs die Ähren verklebte, herein kam Magerhold. Leube war so entsetzt, daß er zitterte, als wäre er beim Apfeldiebstahl vom Gendarmen überrascht worden. Es kam ihm vor, als griffe ihm Magerhold nach den Hoden. Er faßte sich, bot Magerhold auf dessen fragendsicheres „Ich störe doch wohl nicht", seinen Stuhl an und stellte sich selbst schülerhaft, die Hände auf dem Rücken, an die Zimmerwand der Breitseite des Tisches gegenüber. Eine saure Ironie lag auf Magerholds Gesicht, das in letzter Zeit Leube gegenüber meist schon unbeweglich geworden war. Er war gekommen, Leube nach seinen Bemühungen um Friederike Wesendonck zu befragen. Mit der Einleitung: „Ach, Sie feiern wohl den gesegneten Herbst" wurde er freundlicher und gab der ganzen Angelegenheit wieder den Anstrich des Sachlichen, Unpersönlichen. Es käme ja nur darauf an. Er zwirbelte seinen Schnurrbart. „Wissen Sie, Erkenntnisse ohne Klang haben keinen Wert. Das gilt auch für die Arbeit selbst, die muß etwas Ähnliches haben, und diesen Klang, den müssen wir erzielen, den haben wir noch nicht. Es kommt mir ja nur auf das Kulturideal an, auf meine Person gewiß nicht, überhaupt nicht auf den Einzelnen. Aber es muß doch zunächst wenigstens alles auf den Menschen bezogen werden. Wenn man besessen ist, wie ich es wahrlich bin, vom Großen —

es brennt in mir ein kosmischer Wahn, der kein Wahn bleiben darf — ja, das bin ich, besessen — dann vergißt man das leicht. Überschätzen Sie nicht, um was ich Sie bitte. Ich tue es jedenfalls keineswegs. Wer sich an das Einzelne hält, kommt nicht weit. Die große Perspektive! Diese Wesendonck scheint tüchtig. Sie sieht übrigens gut aus, hoffentlich verheiratet sie sich nicht so schnell, das klügste Mädchen wird, verheiratet, eine dumme Gans. Ich hab neulich mal ihren Unterricht gehört, nicht schlecht, sie beherrscht die Kindermundart vortrefflich, Sie wissen doch, was ich meine. Die könnte diesen mythischen Klang, von dem ich sprach, hier hereinbringen, auch weil sie sich so gut mit den Dorfleuten steht und auch damit die noch aufgeschlossener und mobiler unseren Bestrebungen gegenüber werden. Ich würde das ja nun alles sehr gern selbst machen, aber ich bin überzeugt, das liegt Ihnen besser. Sie wissen ja nun, wie ich es meine — zum großen Ziel muß man vielleicht Umwege machen oder einschalten, mir liegen sie, wie gesagt, nicht, aber Ihnen! In Ihnen steckt manches Schöne, Sie haben überhaupt Talent. Es wäre mir sehr angenehm, wenn Sie sich in der angedeuteten Richtung im Interesse des Ganzen bemühen wollten."

Leube hatte sich gesammelt, während er so sprechen hören mußte. Zu Beginn von Magerholds Erguß hatte er noch krampfhaft nach dem Recht gesucht, den Mann von sich abzutun. Jetzt gerann er wie Milch, in die Labkraut getan ist. Er gewann seine äußere Fassung zurück und versprach wiederum, sein Bestes tun zu wollen. Dabei wußte er unerschütterlich, daß er keinen Finger rühren werde. Als Magerhold gegangen, richtete er das gefallene Licht wieder auf, ritzte mit der Schere den Talg von den Ähren, öffnete die obere Fensterklappe, verschloß sein Zimmer und ging ins Dorf. Dem hellen Vormittage war ein grauer feuchter Nebel an die Kehle gesprungen. Aus Utings Schmiedeschuppen stob der Rauch. Von einem Kohlenbecken streckten sich lappige Flammen wie Bänder in die Höhe. Leube blieb vorsichtig auf der entgegengesetzten Wegseite stehen. Uting stand hinter einem dicken und schweren, braun- und weißgefleckten Ackerpferd, hielt dessen rechten Hinterhuf in der Hand und schnitt am Horn herum; die Hornspäne warf er ins Feuer, so daß sich ein beißender Gestank verbreitete. Den Kopf des Pferdes aber hielt, die weißen Lefzen mit einem Strick abschnürend und sie dabei sanft anblasend, Friederike. Obwohl sie es doch nachgerade gewohnt sein mußten, tränten Utings Augen beständig. Friederike stand seelenruhig. Über ihren hellen, ungestörten Augen, denen der Rauch nichts anhaben konnte, saßen die langen schwarzen Wimperhaare, beinahe lockig. „Von diesen Haaren eins in ein Vogelnest, besser als Hirschhaare, und jedes Ei in solchem Nest wird ausgebrütet, und die Welt wird voll Vögel, voll Vögel, voll Vögel! Das kommt, weil ihr Vater ein Vogel — Vogel

— Vogelſteller iſt!" frohlockte Leube und ſchoß davon. Er ruderte in einem grenzenloſen Entzücken durch den Nebel, der ihn trug, wie der Delphin den Arion. Erſt in tiefer Nacht kehrte er in das vom Nebel erdrückte Hollebüttel zurück. Die Hände wagrecht von ſich abgebreitet, legte er ſich ſchlafen. Doch über Nacht wandelte ſich ſein Blut in Spülicht, und da er erwachte, fand er darin den Haß gegen Magerhold, häßlich und hartſchalig wie eine Libellenlarve; ſie durchfegte mit langen Füßen ſeine innere Heimat, und die raſchelnden Köpfe der Stumpfweiden faulten vor Schreck. Ein Satz aus einem früheren Geſpräch mit Magerhold kam wieder zum Vorſchein: „Ihnen verfinſtern überhaupt eigene Ambitionen das Blut. Sie ſind ein Sonderling. Sie ſollten lieber gehorchen lernen." Wem gehorchen? Ihm? Leube lachte zornig und ging matt und widerwillig in den Unterricht.

Siebentes Kapitel

Schon begann eine Art Mutterboden ſich in Hollebüttel zu bilden. Über das vorjährige, modernde fiel diesjähriges Laub, und Leube ſank zuweilen wohlig hinein und betrachtete die Jungen wie Kürbiskerne, die lauerten, wann ſie platzen und keimen könnten. Den meiſten anderen fanden ſich indeſſen ſolche Ruhepauſen noch kaum, die äußeren Tatſachen ſchoben ſich zu eilig durcheinander, und das Verhältnis der einzelnen zueinander war ſchwankend. Der Atem ging noch zu ſchnell, und das, woran man ſich gewöhnen wollte, war über Nacht geſchwunden. Der junge Rechenlehrer war, ohne daß bekannt wurde warum, ſchon wieder gegangen. Einen engen, aber lebhaft ſchwingenden Kreis bildete um ſich Gilbert Mannhardt, ein Mann, der wie ein Hebelwerk auf der Erde ſtand, ihre Kräfte aufzuſaugen und nutzbar zu machen. Sein Nacken war breit und ſchwer, der Kopf etwas vornübergebeugt, der Körper robuſt und maſſig, das Geſicht chaotiſch, aber aus dieſem Chaos leuchteten zwei goldlackbraune Augen. Er hatte ſein Studium aus Mangel an Geld abbrechen müſſen und hatte, wie zum Trotz, ſich mehr Wiſſen und einen größeren Reichtum an Können erworben als ungehinderte und gefahrloſe Fahrt je einbringen kann. Viele Gebiete beherrſchte er, und jeglichem Unterricht war er gewachſen. Seine Armut hatte ihn auf ſich ſelbſt allein ſich zu verlaſſen gelehrt, und dieſe Lehre kündete nicht ſein Wort, denn er ſprach ungern, ſondern ſein ganzes Gehaben. Er vermied es gefliſſentlich, ſich mit den anderen durch Freundlichkeiten leichterer Art zu verbinden, und es gehörte offenbar zu ſeiner ihm unbewußten Lehre, niemandem durch Sympathie- oder Dankgefühle Verpflichtungen aufzulegen. Um ſo wunderbarer war es, daß Leube ihn bald auf unerwartete Weiſe eindringlich gut kennen lernte. Leube hatte eines windigen Abends, als gerade er, Mannhardt und Igels-

hieb, beim Scheine einer flackernden Kienfackel, die über der gemalten Sonne in der Wand stak, als letzte ihr Abendbrot verzehrten, unversehens aus Kellers Prolog zur Schillerfeier die Worte: „Und stürmisch floß dem Kind die weiße Nahrung, das erste süße Mittel wider'n Tod" zitiert. Da erhob sich Mannhardt mit einem Ruck und ohne ein Wort zu sagen, und Leube hatte gesehen, wie beim Hinausgehen seine mächtigen Schultern zuckten. Es war kein Zweifel, daß das Zitat die Schuld gewesen war. Zwei Tage danach zündete man zum Abschluß der Kartoffelernte auf einer Ecke des Pachtlandes ein Feuer an. Man lagerte drumherum auf der Erde, und Mannhardt erzählte Gespenstergeschichten; er erzählte grob und abgehackt, warf bei den Höhepunkten der Erzählung Holzscheite krachend ins Feuer, zum Jubel der Jungen. Jeder der Erwachsenen wurde zum Erzählen herbeigezerrt, und auch für Igelshieb war es zu spät, zu flüchten. Er war aufgeregt und verlegen, faßte sich endlich und erzählte zuerst in bangem und leisem Ton, der bei den Höhepunkten zum Tremolo wurde, ein persönliches Erlebnis. Es war eine Geschichte etwas prekärer Art, die ganz gewiß nicht für jedermanns, zweifelsohne aber zu allerletzt für Knabenohren paßte, aber wer von den Erwachsenen zuhörte, wurde durch seine eigentümliche Art derartig zur Aufmerksamkeit gezwungen, daß niemand Anlaß nahm, ihn zu unterbrechen — Magerhold allein hätte es auf jeden Fall getan, er war aber zufällig nicht anwesend. Joas erzählte, wie er als Junge einmal spät abends im väterlichen Stalle, der nur durch eine dünne Wand von der Stallung des Nachbarn getrennt war, ein Gartengerät gesucht, es nicht gefunden, und dabei auf der anderen Seite ein Türöffnen gehört, auch einen leichten Lichtschein durch die Fugen der Bretterwand schimmern gesehen. Er hätte hindurchgeschaut, um zu wissen, wer zu so später Stunde dort zu tun habe, und hätte eine der Nachbarstöchter, ein hübsches blondes Mädchen, in einer richtigen Jorinde und Joringelliebesszene mit — mit ihres Vaters Schimmelhengst erblickt. Über sich selbst erschrocken brach Joas ab, bemerkte, daß von den Jungen ihm kaum einer zuhörte und erzählte darauf, merkwürdig genug, in demselben unsicheren Ton, aber ohne Pausen fast, reizende Märchen, eins nach dem anderen. Hatte Mannhardt derb und unbefangen, klumpig und grob erzählt, so setzte Joas in huschender Aufregung Strich neben Strich. Jetzt kam das letzte. Es handelte von einer Königstochter, die von einem Gespenst, ihrem verstorbenen Bruder, der sie heimlich geliebt hatte, gequält wird. „Das Gespenst rollte eine kindskopfgroße hölzerne Kugel durch die Halle und befahl der Königstochter, nackten Fußes darauf stehen zu bleiben. Die Königstochter stellte sich auf die Kugel und erhielt sich in der Schwebe; die Kugel rollte immer schneller, die Königstochter stand immer sicherer, schließlich schwebte sie über der Kugel wie ein Kreuz, die Arme wagrecht." Hier

überschlug sich Joas' Stimme und kreischte in Diskant. Es mußte an diesem Tonfall liegen: meist nämlich unterbrach Mannhardt solchen Überschwang durch ein rauhes, polterndes Gelächter, durch das er aufsteigende Gefühle abtöten wollte. Diesmal aber sah wieder Leube im Schein der Glut, wie Mannhardts Gesicht um die Nasenflügel herum verfiel und sich verfärbte, wie seine Lippen bebten, und wie er aufstand und fortging. Walter Piesemang, der, in einer Art Nacheiferung von Mannhardts Vorbild, die Erzählung ein paarmal durch Lachen zu stören versucht hatte, sah ihm erschrocken nach.

„Also er hat auch seine Hühneraugen," hatte sich Leube da gesagt. Vergebens bemühte er sich, in ein handgreifliches Verhältnis zu Mannhardt zu gelangen. Mit Rinroth hatte er eigentlich gleich von Anfang an im Ringeltanz einer heiteren Kameradschaftlichkeit geschwebt. Hier war eine ganz verschlossene Tür. Mannhardt war verheiratet. Ute Charmatz war aus niederem Stande, Tochter eines schlesischen Waldarbeiters, eine sogenannte Studentenliebe Gilberts, nur daß es keine Liebe gewesen sein konnte. Groß war sie und breit, mit schleimig-schwarzem, glatt anliegendem Haar, von schlaffer Haut, pedantisch-tüchtig und fleißig, wenn es nötig war, dann auch geschwätzig, manchmal aber gleichgültig und stumpf. Auf ihren Wangen das geringe Rot verkroch sich wie ein Wurm bei jedem Windstoß, ihre Augen waren wässerig, oft duff wie behauchtes Spiegelglas. Leube grübelte nach dem Grunde des Zusammenhanges der beiden. Wenn er die schießende Glut und jähe Leidenschaftlichkeit in Mannhardts Augen sah, neigte er zu der Annahme, daß er Ute gewählt, um durch sie an das Gleichmaß und die Ruhe in der Bewegung, die ihm doch wohl fehlte, gemahnt zu werden.

In Wahrheit lag es anders. Gilbert Mannhardt hatte von seinem Vater, einem pietistischen Pfarrer, oft gehört, daß zu einem ganzen Leben das Heiraten gehöre und daß man nicht gegen den Strich kämmen solle. Und Gilbert Mannhardt hatte in der Tat, so sonderbar es klingt, geheiratet, um sich zu beschweren. Er hielt es für zu leicht und zu einfach, allein zu leben. Er wußte, daß ihm so leicht nichts zu schwer werden könne. Er war geboren, aus der härtesten Erdenkrume die tiefste Süßigkeit auszuscheiden. Joas, Leube und andere wünschten ihm, sobald sie die wenigen Flächen, die er ihren Augen darbot, zu einem Körper zusammentaten, eine andere Frau. Doch Gilbert begann das Werk eines jeden Tages mit kalten Backen und grimmig geschlossenem Munde und mähte mit gelassener Hand die Schwaden, die ihm aufgetragen waren. Magerhold nutzte mit Vergnügen seine herkulische, bunte, vielfältige Kraft.

Bald vergötterte Joas Mannhardt. Er sah nur Mannhardts Können und Stärke. Fast war es, als hätte Mannhardt beständig Furcht, für zu

leicht befunden zu werden, und als bände er sich daher absichtlich Steine aufs Kreuz, um immer tiefer herabgezogen zu werden und daher immer wieder berechtigt, das Haupt erhoben tragen zu können. Bei den beratenden Zusammenkünften suchte Magerhold mit gebieterischer Arroganz all ihre Bestrebungen von höherer Warte aus zusammenzufassen, indem er sagte: „Ja, wir wollen durch die Bildungsmassen hindurchstoßen, um schließlich bei dem Schädel des einfachen Menschen zu enden, der, bei ihm nur rudimentär, bei uns in quellend geschlossenem Maße das Urweltgefühl birgt, bei uns so reich, daß wir abgeben können davon den zu kurz Gekommenen und wieder mit wuchtigen Schritten die Erde betreten." Der große Kopf Gilbert Mannhardts stand eckig in dem Raum, und Joas versank in seinem Anschaun. Leube träumte von den rotplüschenen Beinen des Ordensbandes, das David und er heute in den Stachelbeerbüschen gefangen hatten. Am Nachmittage setzten Mannhardt und die großen Schüler Steckrüben, eifrig und emsig. Mannhardt pflanzte dabei jedem das Bewußtsein des Schaffenden ein. Sein Anblick suggerierte das. Um seine Schläfen hing wie Spinngewebe die graue Sorge, die Sonne sank, sie arbeiteten wie Totenknechte der Unterwelt. Er war der mythische Mensch, von dem die anderen bloß schwärmten. Bei der Heimkehr zappelten die schmalen Weidenblätter wie sterbende Lanzettfische, Gilberts graue Stirn ward dunkelrot, der Wegstaub ward Schleifstaub von Rubinen, und alle Herzen drängten sich zu einem wirklichen Gemeinschaftsgefühl zusammen, ein vollgetrunkener Schwarm, wie Falter an einem saftgetränkten Bindfaden.

Mannhardt hatte sich beinahe gewaltsam seine Atemmöglichkeit in Hollebüttel ausgegrenzt, wie ein Knabe bei Spiel und Kampf durch Armschlagen und Rotieren auf dem Stiefelabsatz Bahn um sich schafft.

Nur an Magerhold schien auch er nicht so ohne weiteres vorbei zu kommen. Während Mannhardt bei all seinem Tun in Hollebüttel immer tief in den Boden sank, voll Sehnsucht und Willen nach der schweren Erde und ungern sich zum betrachtenden Wort aufraffend, schrie Magerhold wie ein Plakat seine Leute an. Aufreizend und beleidigend scholl dann seine Stimme, der, wie Dippe einst gesagt hatte, das Geheimnis geradezu ängstlich aus dem Wege ging. „Für ihn," sagte Leube vertraulich zu Rinroth, „sind die Menschen wie Hauskühe; daß sie jeden Mittag und Abend Milch geben, kommt daher, weil wir sie melken. Eigentlich, von Natur aus, tun sie das nur, wenn sie gekalbt haben. Damit sie nun auch sonst was hergeben, melken wir, das heißt zapfen und zapfen wir ihnen im Unterricht alle Tage ihr Bißchen ab." „Ja, das finde ich gerade fein," entgegnete unwirsch Rinroth. „Ich finde es aber gerade nicht fein," mischte sich David Pfleghar ein und bekam dafür ein „Du Grünfink" an den Kopf.

Auch Mannhardts Sprechweise war so ganz anders als diejenige Magerholds. Seine wenigen, seltenen Worte waren ehrlich bereitet wie Milch aus Wiesengräsern. Sie durchfuchtelten nicht vergewaltigend die menschlichen Verhältnisse, sondern tropften schwer und gut, oft voll eines beizenden Geschmackes. Mannhardt und Rinroth kamen Leube wie Brüder vor, der eine das Chaos, der andere der Wohllaut. Keiner wurde arm durch das, was er tat; Rinroth grübelte nicht weiter nach, Mannhardt suchte sich freilich manchmal vorzureden, daß er arm sei. Und Leube lief zwischen den Menschen einher wie Öl auf Wasserlachen.

Aber Magerhold blieb vorläufig die Chemikalie, die zu dem Ganzen den Anstoß gegeben hatte. Für jeden in der Gemeinschaft, Ältere wie Jüngere, war er die Aufforderung, sich zu entscheiden. „Von der Hochschule her kenne ich ein köstliches Experiment," kommentierte Rinroth. „Ich weiß natürlich nicht mehr, wozu es war. Aber jedenfalls wurden Spermatozoen von Farnkraut untersucht. Die Biester tummelten sich in einem Wassertropfen regel- und ziellos herum. Jetzt tut man Apfelsäure, in eine dünne Haarröhre gefüllt, hinein, und — im Nu haben sämtliche Spermatozoen keinen eigenen Willen mehr und scharen sich, wie Pilger vor einem Marienbild, dicht an der Mündung dieser Röhre zusammen. Sagt was ihr wollt! Magerhold ist hier die Apfelsäure, und wir sind die Spermatozoen. Ja, ja, mein kleines Spermatozoon, das paßt Ihnen wohl gar nicht?" Er kitzelte bei diesen Worten Leube in der Magengrube. „Da stehn Sie, mein Lieber, und sind der Lackierte!"

„Zum Deibel, er macht aus seiner Not eine Tugend," ließ sich Leube vernehmen. Friederike, Joas, er und David saßen zusammen in des letzteren Kammer. Auf Davids Arbeitsplatz saß Friederike, sie hatte ein dünnes Kleid an, das aussah, als sei es aus lauter gelben, schwarz betüpfelten Blättern zusammengenäht. Man war gekommen, David zu besuchen, der nicht ganz wohl war und mit ganz starrer Miene auf einem Fell saß, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Er kritzelte auf einem Stück Papier herum, er war ganz in Friederikens Macht gegeben. „Er möchte natura naturans sein," sprach Joas und streichelte mit seiner Fußspitze leise die Junt, die ihre blaßroten Zitzen wie einen Dudelsack von sich abbreitete und die Augen langsam auf- und zutat. „Dazu hat er aber nicht Blut genug," sagte Leube. „Ach, ich red bloß so," sagte Joas, „weil ich mich im Grunde genommen gräme, daß er mich so vollständig übersieht . . . ich existiere ja gar nicht für ihn, ich bin zu leicht befunden" . . Er schwieg betrübt. Die anderen waren mit sich selbst beschäftigt.

Von Junts Behang fiel ein Regentropfen in die vor ihm stehende Wasserschale; das Wasser fing die Sonne durchs Fenster auf und strich den Widerschein als funkelnde Rundung an die Decke, wo sie, als der

Tropfen die Fläche zerrührte, in wimmelnden Kreisen zersplitterte. Leube vertiefte seine Augen hinein, als er sagte: „Sie müssen nachts kommen, ihm auf die Brust hocken, Fräulein Wesendonck, und seine Adern austrinken.“ „A danke schönstens,“ erwiderte Friederike ungeduldig, „ich müßte es sofort wieder ausspucken, so schal ist es, so schal und dünn!“ Dabei streckte sie die Füße aus. Ihre Bewegung entlockte David einen wohligen Seufzer. „Spricht man eigentlich das g in Cagliostro aus?“ fragte sie. „Sie denken wohl an Calvin,“ versetzte David. Leube erinnerte sich seiner ersten Begegnung mit Magerhold und wie Friederike ihn gleich von vornherein abgelehnt hatte. „Ich muß euch doch noch was erzählen,“ fing Friederike wieder an. „Also ich hab heute vom Landrat ein höchst offizielles Schreiben bekommen, in dem ich aufgefordert werde, als Lehrerin meine bisherige ablehnende Haltung den schätzenswerten Bestrebungen des Herrn Magerhold gegenüber aufzugeben!“ Sie lachte spöttisch. Noch ehe die anderen mit ihrer Entrüstung fertig werden konnten, läutete es zum Abendessen. Friederike entwischte eilig.

Magerhold hatte auf dem Hof unter der großen Kastanie Tische machen lassen. Dort saß er mit den übrigen; an der anderen Schmalseite, ihm gegenüber, saß Walter Piesemang. Leube konnte sich heute nicht entschließen, am gemeinsamen Mahl teilzunehmen. Er schielte von der Mitte seines Zimmers aus auf den Hof. „Er benimmt sich, als wäre es ein Abendmahl,“ sagte er. Die Fluten der Kastanienblätter wogten, die stachligen grünen Früchte wurden wie Bojen auf und nieder geschaukelt. Als hätte gleich einem Heimchen der Haß am Tage geschlafen, kam er jetzt mit der Dämmerung zum Vorschein und wurde laut. „So geht es nicht,“ sagte er; „wer sich nicht aufgibt, siegt nicht, so wie der Mann nur zeugen kann, wenn er sich zerbricht.“ Er fühlte es wie einen beglückenden Schmerz, daß sie sich nicht vermählten, der Weg der Bildung, die hier im Hause um ihn und unter ihm spukte, und der Weg des Dorfes, das barfuß und breitsohlig hinauslief, von Weiden umzäunt. Die Dämmerung versank; die Nacht saß auf dem Wege nach Silgar, sie hüllte sich in ihren Mantel aus schwarzem Blut, sie stieß in ihr gewundenes Horn: in dem Pferch des Schultheißen, der östlich an die Scheune stieß, grunzten die großen Yorkshireeber und sträubten die Borsten.

Leube lauschte lange und war uneins mit allen. Nur einer war ungefährdet. Und wäre er am Schlusse seiner Laufbahn und griffen ihn wunschgemäß die Läuse an, er hätte sie noch freundlich auf die beste Stelle seines Körpers aufmerksam gemacht. Die Jungen tobten in den Schlafkammern. Da ertönte seine hallende Stimme: „Und wenn ihr nicht Ruhe gebt, so nehm ich die japanische Vase, die mir der Idiot von Antrick zum Geburtstag geschenkt hat und auf der eine Dame abgebildet ist, der an

einer peinlichen Stelle die Druckknöpfe aufgegangen sind und die es sowieso schon längst verdient hat, zerschmettert zu werden . . ." Eine Horde von Relativsätzen stürzte sich dem Zorn der Drohung voraus, die längst ihr Ziel aus dem Auge verloren hatte und erstorben war, als noch immer die Relativsätze übermütig wie Ziegenböcke über die Dielenbretter hüpften, wie Vögel die Flügel schüttelten und die Schnäbel wetzend an allen möglichen Quellen sich niederließen.

Achtes Kapitel

Magerhold lehnte sich gegen den splitterigen Stamm eines alten Bergahorns, der am südlichen Eingang zu Hollebüttel an einer Stelle stand, wo vier verschiedene Wege abzweigten. Die kleinen frischgeglühten hellgrünen Sicheln der Ahornfrüchte deckten den Boden. Magerhold beachtete sie nicht. Er sah eine weiße Arena vor sich, darin einen weißen Zelter mit sich selbst als Reiter darauf traben, solange bis Arena und Menschen und Zelter in einem schwindelnden Lichte verstäubten. Aus dem Staube des Zergehenden tauchte eine Schar junger Menschen auf, an deren Spitze wieder er selbst schritt. Sie gingen mailich bestrahlt, aber kein Gesicht war charakteristisch erkennbar; Gesichtszüge, Füße und Arme, die Körper selbst waren abgefallen, der Unterschied der Geschlechter war geschwunden. Wie mit einem Schwamm verlöschte Magerhold die farbigen Umrisse der Gegenwart. Frenetisch die Zähne bleckend, trat er mit dem Fuße das Einzelne aus, das unter seiner Sohle emporglimmen wollte, und als er sah, daß die Wesen, die er seiner Gewalt zwingen wollte, die einen zeugten, die andern gebaren, rührend, hilflos, ungeführt, doch unaufhaltsam um das Leben und das Sterben bemüht, trieb der Zorn Ballen aus seiner Stirn heraus. Statt eines dem Druck seiner Hand gehorchenden Geschöpfes war aus seiner Hollebütteler Saat ein bauschender, eigenwilliger Bienenschwarm aufgegangen, der in seinem innersten geheimsten Gemache ein Wesen mit silbernen Flügeln und fruchtendem Leibe hegte, dessen Schlaffheit noch mächtig war, dem Regen zu rufen, dessen mattester Seufzer noch an Stärke die Stimme von hundert Bienen erreichte.

Er faßte sich, aus seinem Grübeln auffahrend, an den Kopf, und als er von den Schläfen rückwärts über die Ohren strich, ergrimmte er über die goldenen Ringe, die lächerlich darin hingen. Nie zögernd, riß er heftig am Ring des rechten Ohres, prallte zurück vor dem Schmerz, mit dem der Goldreif das Ohrläppchen durchfetzte, sammelte sich, hielt sein Taschentuch an die Blutung und eilte nach Hause, um den zweiten Ring weniger gewaltsam zu entfernen. Im Hofe war niemand; er lief durch die Stille zur Tischlerwerkstatt und riß die Tür auf, um eine Feile zu holen. In der Werkstatt war nur David Pfleghar, der einsam im Sonnenschein

damit beschäftigt war, eine Fichtenbohle abzuhobeln. „Warum bist du nicht draußen?" herrschte Magerhold den Einsamen an. „Ja, es wird noch wieder anders, in den großen Saal kommen wieder Kühe hinein," antwortete David, ohne mit Hobeln aufzuhören. Er gehörte zu den wenigen, auf die Magerhold keinen beherrschenden Eindruck machte. Da schrie ihn dieser an, angewidert von der weißen, schweißgenäßten Stirn des Knaben: „Was? ich werde eine Metallplatte auf deinem Grabe anbringen lassen, dazu reicht der Unterstützungsfonds wohl noch!" und stürzte fort, außer sich die Tür zuschmetternd. Um Davids Handgelenk ringelte sich wie zur Antwort auf den Zorn freundlich und zutraulich ein großer, weißer Hobelspan.

Der folgende Sommer war ungewöhnlich heiß. Kein Regen fiel, und klein und schrumpelig wurden Korn und Baumfrüchte, nichtig und schwach hinkten auch die Buchfinken der zweiten Brut am Boden. Friederike und Leube hatten sich eines Tages gegen Ende Juli gleich nach Mittag an der Stelle, wo Zinaide Jessen gestorben war, getroffen und waren auf die Ödlandanhöhe geklettert, auf der noch immer, ungenügend von den nachwachsenden jungen Eichen beschattet, die gelben Blätter der Maiglöckchen hinkümmerten; dann waren sie auf den Hügelrücken gestiegen, der den Horizont abschloß, und standen jetzt mit dem Blick auf ein in heißen Sonnenbrand eingewiegtes, mit hohem, aber dünnen Grase bestandenes Wiesental. „Sieh, Fliegeneier in jeder Ritze," sagte Friederike und zeigte auf die Spalten der gefällten und entschälten Buchenstämme, die auf der Anhöhe lagen. Sie setzten sich auf die Stämme und versanken in die betäubende Wärme. Da bewegte sich, vielleicht hundert Meter von ihnen entfernt, eine von durchringelter Luft umwallte Gestalt heran, und als Leubes erstauntes Auge auf sie traf, entpuppte sich ein Weib, das mit nacktem Oberkörper auf der braun gebrannten Brust, die hoch emporragte, denn das Weib hatte den Kopf weit zurückgeworfen, einen mächtigen Distelstengel balancierte; der Stengel mündete in eine große offene flockige hellviolette Distelblüte. Um die Hüften hing an einer gelben Hanfschnur, die aus dem Nabel zu keimen schien, ein purpurblauer dünner Kattunrock hernieder. Ihr schwindliges Haar stand wie der Strahlenguß aus einer Gießkanne gespritzten Wassers steil nach unten ab, und durch den dünnen Rock entdeckte Leube, daß sie tanzte: sie schob die Hüften winkelig vorwärts, stand bald mit ihrem ganzen Gewicht auf dem linken, bald auf dem rechten Bein; dabei vibrierte die Distel wie eine Hitzwelle, ungestört von der Bewegung der Hände, die der Sonne, der Wärme und der Helle Liebesbeteuerungen zuschleuderten. Die Hitze war verzehrend. Einmal erhob sich ein vorher unsichtbarer, auf der Erde liegender todesmatter Ziegenbock, bäumte sich auf und trank aus ihrer Brust, die sie ihm mit nur geringer

Bewegung des Oberkörpers entgegenhielt. Leubes Augen verglasten an der Fülle des Gesichtes, Friederike stemmte beide Hände auf die glatte Baumoberfläche. Am rechten Ende der Ebene stand eine Zitterpappel: die Hitze erschütterte ihren schmächtigen Stamm, Leube sah, wie ihre gelblich weißen Wurzelnerven in der Grasnarbe einschrumpften und der Baum sich wie zum Sterben neigte. Da eilte aus dem Dunst der Ferne ein langer nackter junger Mensch. Größer als der versagende Baum besprengte er aus einer Schale, die er mit beiden Händen hergetragen, den Verschmachtenden, und der Baum erholte sich. Sobald das Weib in dem bunten Rock ihn bemerkt hatte, war sie schwebend näher gekommen, und als hätte sie ihn gemeint, ließ sie die Distel gleiten und verfolgte, wobei sie ihre bisher gesenkten Augenlider wie die Hyazinthe ihre abgefallenen Blütenblätter aufrollte, den Jüngling mit den unverhohlensten Liebesgebärden, vor denen er zu fliehen schien. „Sieh, o sieh, o sieh!" stammelte jetzt Leube. Friederike sah auf sein elendes Antlitz. Aus dem versiegten Röhricht unten am Fuße des Hügels flüsterte ein Rohrsänger, an seiner Querpfeife probierend, als wäre sie ihm neu geschenkt. Das Flüstern schritt auf bloßen Füßen schamhaft über den Grund, als reiche die Haut der Sohlen nicht, es zu tragen. „Sieh, sieh, sieh!" hauchte es wieder aus Beatus' Munde. „Mich, mich . . .", brachte sie hervor. Aber sein Gesicht war wie festgeklebt an dem Gesicht der Wärme. Das oberste noch zusammengerollte Blatt des Eichenschößlings neben ihnen stieg empor wie eine Zitze, das darunter glühte wie das Zäpfchen im Gaumen eines Kindes. Und sein erstarrter Blick schritt wie gelähmt von dem Weibe unten zu Friederike, er sah ihre Oberlippe zucken und sank auf die Ohnmächtige, ihren Mund mit seinem feuchtend. Von einer süßen Qual schneidend durchdroht, wimmerte sie: „O laß! nicht zu nahe, schon zu nahe! O wär ich ein Knabe, o ich muß dir fern bleiben, du, o du!" Und da er beschwörend abwehrte, schrie sie auf: „O mein Haar, mein Haar, fühl' nur, es ist aus Sand und fällt ab." „Und meins ist dünn wie das Gras unten, durch das die bunten Häher schnattern, und es brennt und ist verloren," sagte er. „Lieber, Lieber, laß mich dir fern bleiben, an meiner Nähe zerfällst du," antwortete sie. Und da sie so mitsammen in das Tal des Kummers fuhren, wurde das Probieren des Rohrsängers unten zu festem Gesange, und sie schwebten auf seiner Festigkeit wieder zur Höhe. „O mein Birkhahn mit dem roten Kamm!" flüsterte sie. „Und du, Schaumzikade du," sagte er, und sie umfaßten sich ungeschickt und küßten sich, und: „wie schön, wie schön" rief sie ihm leidenschaftlich ins Ohr.

Aufgekeimt, wehrlos, hingerissen standen beide auf der Höhe gegen den knisternden Kupferhimmel. Als sie herunterstiegen auf verborgenem Wege, geschah es. Magerhold kam denselben Weg, den sie für den verstohlensten

und geheimsten gehalten hatten. Er kannte die Stelle, er wußte, wer da gestorben war und er kam nachzusehen, wie hoch das Gras stand, das ihr Blut getränkt hatte. Die neuen Liebenden sahen ihn kommen; sie erstarrten, ihre verankerten Arme lösten sich. „Guten Tag, Adam und Eva!" rief er höhnisch. „Haben Sie sich auch gut für heute abend vorbereitet, Herr Leube?" Devot-gemächlich seinen Hut ziehend, ging er, das Paar anstarrend, vorbei auf die Stätte ihres Taumels zu. Der Landschaft vor ihnen aber blichen die Wangen; sich mit Wolken verhüllend, zog sie ihre Füße unter das Kleid, ihre Finger, die noch eben den Rohrsänger zum Gesange aufgefordert, wurden kalt; Kalk fiel auf den Weg, den beide gehen mußten. Der Glockenklang ihrer Stimmen wurde heiser, ihre Stirnen matt; in rastloser Scham zernagte sich Friederike die Lippen, und ihrer beider Augen fuhren aneinander vorbei.

Mühsam langten sie an der Hoftür an. Da schnellte ihnen mit flatternden Rockschößen Joas entgegen, strahlend lachte er sie an: „Ihr sollts zuerst wissen, also, sie hat geworfen, die Junt! drei prächtige Dinger, kommt, seht, es ist zu fein!" Wie erlöst beugten sie sich in Joas' Stube über den Verschlag, in dem in Stroh vergraben die Hündin lag. Sie rutschte Joas auf dem Bauche entgegen; unter ihr lagen drei fuchsrote Welpen, nur eins, der einzige Rüde, hatte einen weißen Vorderfuß. „Den sollen Sie haben, Leube!" sagte Joas und faßte Beatus an der Schulter. Und an seiner Unbefangenheit erstarkend, zog Friederike den zappelnden jungen Hund hoch und preßte ihn an sich. Joas' Freude hatte ihr und Leube aus der Verzweiflung geholfen.

Sie wußten beide nicht, daß den Joas selbst diese Freude, mit der er heute andere beschenkt, nur selten aufriß aus eigener Qual, ahnten höchstens nur, daß Joas Igelshieb bang und zerbrechlich war und eines Hundes blankes Fell und hallendes Gebell als Zeichen eines Jubels brauchte, dem gegenüber er meistens der aus der Ferne Zusehende und Zuhorchende war.

Vollendet beherrscht gab Leube am Abend seine Geographiestunde. Nur einmal, da David, unaufmerksam sonst, überrascht aufsah und an seinem Munde las, zog Leube das Taschentuch und barg darin Friederikens Kuß und das ganze Geschehnis.

Mit breiten Stößen rettete er sich auf das Meer des Traumes, und auch Friederike schlief einen vergrabenen Schlaf, nachdem sie ihr Herz wie ein ungestümes Tier zur Ruhe gesungen.

Tief in der Nacht kam Magerhold nach Hause. Er schloß sein Zimmer hinter sich ab und starrte verzerrt durch die Scheiben auf den Hof. Die Schatten der Häuser gaben keine Antwort. Die Nacht war grausam, sie drückte ihre Schläfen gegen das klirrende Glas. Kein Flötenton rang sich aus ihrem Schoße für ihn los. Schlachten mußten geschlagen werden,

waren schon geschlagen worden; der Boden unter ihm war ein Netz, in dessen Maschen Tote hingen. Sie krümmten sich wie Sicheln, das waren die Ahornfrüchte des Morgens. Keine Masche war ohne ihren Toten. Der Himmel wurde schwanger, doch in den Falten seines weiten Leibes starb das Kind, das schönste, das je gesehen worden war. Das Kastanienlaubmeer sandte seiner Wogen lispelndes Geräusch herüber. Magerholds Gesicht wurde kreidebleich. Er ging in die Nebenkammer, in der Utensilien und Material für den Naturkundeunterricht untergebracht waren. Auf dem Waschtisch stand hier eine Schüssel mit Taufröschen, die, wie Magerhold wußte, ein Junge aus Friederikens Klasse gefangen hatte. Es zuckte ihm in den Fingern, und er trug die Schüssel in sein Zimmer. Dann entzündete er auf dem Blechrost vor dem Ofen ein Holzfeuer. Er nahm zwei der gefleckten Tiere, deren Wirbelsäule demütig emporstand, und band sie mit einem Faden zusammen. „Rücken gegen Rücken," murmelte er, „das seid ihr, Leube und Wesendonck!", und dann hielt er sie übers Feuer. Ihr lautlosen spitzen Mäuler begehrten fort, und ihre glatten Schenkel mahlten gegen seine Hand. Da schauderte ihn, denn ihn berührte die ewige Erbschaft des Lebens. Er goß das Feuer aus, öffnete die Tür und ging auf den Hof und ließ die Frösche frei. Dann nahm er die warme Asche und streute sie durch das Fenster.

Er schlief in seinem Stuhle ein. Der Stuhl war zum Lesen und Schreiben eingerichtet. An den Armen der Lehne befanden sich drehbare Kerzenhalter, in denen Lichter steckten. Das Kinn fiel ihm auf die Brust. Ein breiter Priesterhut mit hoch gewölbter Mitte sank auf ihn nieder. An seinem Rande hingen kleine Glöckchen; die Nacht, die durch das offen gebliebene Fenster eindrang, blies sie an und erzeugte ein leises Klingen. Ein weiter Mantel floß in Wellen an ihm nieder über die Treppenstufen der Höhe, auf die er seine Andacht zu verrichten gestiegen war. Es war die Stelle, an der Friederike und Beatus ihre Liebe sich eröffnet hatten, es war die Stelle, an der Zinaide Jessen gestorben war. Zinaide Jessen, die einzige, die Bresche in seine Härte zu legen imstande gewesen war, die einzige, die ihn mit ihrem dunkelroten Haar süß geschlagen hatte. Der Mantel floß ruhig. Ein gelber Löwe fiel mit dumpfem Aufschlagen aus dem Gewölbe der Nacht, kam auf schweren Füßen und legte seine Pranken auf den Schoß des Schlafenden, der leise zuckte. Er erhob sich auf den Hinterfüßen und hauchte seinen schartigen Atem in Magerholds Gesicht. Ein Rebhuhn kam durch das Fenster geflattert, kauerte sich auf die äußerste Schleppe seines Gewandes, wollte den Kopf unter die Flügel stecken, schreckte aber jäh empor und floh eiligst ins Dunkle.

(Schluß folgt)

Der Taugenichts

von Thomas Mann

In einem Augenblick, wo literarische Aktivistentugendhaftigkeit ihre rhetorisch geschulte Stimme mit den Stimmen jener Exzedenten der Staatsfrömmigkeit vereinigt, welche kategorisch dafür halten, daß das Menschliche dazu da sei, organisiert, restlos organisiert und sozialisiert zu werden und im Staatlich-Gesellschaftlichen unbedingt aufzugehen, — in einem solchen Augenblick mag es sehr frech, sehr zigeunerhaft oder sehr — bürgerlich scheinen (der Unterschied ist heute so groß nicht, als man denken sollte, und war es niemals), von einem deutschen Buche zu sprechen und es mit Nachdruck als deutsch, auch noch als deutsch zu bezeichnen, das der politischen Tugend in einem wahrhaft liederlichen Grade enträt: nämlich so, daß es nicht nur nichts davon wissen will (das wäre noch keine Willenlosigkeit), sondern tatsächlich rein gar nichts davon weiß und sich also auf eine heute schlechthin verblüffende Weise im Stande politischer Unschuld und Ruchlosigkeit befindet: ich meine den „Taugenichts", Joseph von Eichendorffs wundersam hoch und frei und lieblich erträumte Novelle, die wir alle in unserer Jugend gelesen haben, und von der uns allen all die Zeit her ein feiner Saitenschlag und Glockenklang im Herzen nachgeschwungen hat.

„Aus dem Leben eines Taugenichts" . . . Weiß man noch? Und möchte man die holde Erinnerung nicht einmal auffrischen, gerade und trotzigerweise jetzt die schwebende, klingende Geschichte wieder lesen, die, als wir sie vordem lasen, vielleicht ein zerschlissenes Fetzchen mit Eselsohren war und unterdessen zum vornehmsten Buchwerk geworden ist: solennen Formats, gedruckt in klaren und großen deutschen Lettern auf schönes, starkes Papier und obendrein geschmückt mit Zeichnungen von einem wunderlich anachronistisch wirkenden, genialen kleinen Herrn mit dem romantisch-vorpolitischen Namen Preetorius? So nämlich ist sie kürzlich, mitten im Kriege, wieder erschienen: als „Sechster Hyperiondruck" in Hans von Webers Verlag; und als sie kam und vor mir lag, wußte ich gleich, daß ich eine Buchanzeige schreiben und auf die außerordentliche bibliophile Ehrung hinweisen wollte, die ausgemacht jetzt dem alten „Taugenichts" zuteil geworden. Denn die Sendung paßte, wie das ja geheimnisvollerweise öfters zu gehen pflegt, genau in den Gedankengang, den ich eben verfolge, und das Nachdruckswort im Titel wurde mir in dem Augenblick, wo ich es wiedersah, zum Symbol und Inbegriff für vieles, was mir am Herzen liegt, und was zu entwickeln und in treffende Worte zu fassen derzeit meine Aufgabe ist . . .

Es hat doch wohl keinen Sinn, daß ich die Fabel rekapituliere? Sie anspruchslos zu nennen, wäre schon zu viel gesagt. Sie ist — die reine

ironische Spielerei, und der Verfasser selbst macht sich darüber lustig, indem er gegen den Schluß jemanden sagen läßt: „Also zum Schluß, wie sich's von selbst versteht und einem wohlerzogenen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!" Aber der Roman ist nichts weniger als wohlerzogen, er entbehrt jedes soliden Schwergewichts, jedes psychologischen Ehrgeizes, jedes sozialkritischen Willens und jeder intellektuellen Zucht; er ist nichts als Traum, Musik, Gehenlassen, ziehender Posthornklang, Fernweh, Heimweh, Leuchtkugelfall auf nächtlichen Park, törichte Seligkeit, so daß einem die Ohren klingen und der Kopf summt vor poetischer Verzauberung und Verwirrung. Aber er ist auch Volkstanz im Sonntagsputz und wandernde Leierkasten, ein deutsch-romantisch gesehenes Künstler-Italien, fröhliche Schiffahrt einen schönen Fluß hinab, während die Abendsonne Wälder und Täler vergoldet und die Ufer von Waldhornklängen widerhallen, Sang vazierender Studenten, welche „die Hüt' im Morgenstrahl schwenken", Gesundheit, Frische, Einfalt, Frauendienst, Humor, Drolligkeit, innige Lebenslust und eine stete Bereitschaft zum Liede, zum reinsten, erquickendsten, wunderschönsten Gesange . . . Ja, die Weisen, die da erklingen, die überall eingestreut sind, als sei es nicht weiter viel damit, — es sind nicht solche, die man nur eben in Kauf nimmt, es sind Perlen der deutschen Lyrik, hochberühmt, unserm Ohr und Herzen alt und lieb vertraut; hier aber stehen sie an ihrem eigentlichen Platze, noch ganz ohne Ruhmespatina, noch nicht eingegangen in den Liederschatz der Jugend und des Volkes, frisch, erstmalig und nagelneu: Dinge wie „Wohin ich geh und schaue", oder jenes „Wer in die Fremde will wandern" mit dem Endruf „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!", oder „Die treuen Berg' stehn auf der Wacht", und dann die Zauberstrophe, die eine als wandernder Maler verkleidete Frau zur Zither auf dem Balkon in die warme Sommernacht singt; die, wie jedes der Lieder auf noch prosaischem Wege musikalisch vorbereitet wird — „Weit von den Weinbergen herüber hörte man noch zuweilen einen Winzer singen, dazwischen blitzte es manchmal von ferne, und die ganze Gegend zitterte und säuselte im Mondschein" —, und die nun freilich nicht mehr volkstümlich ist, sondern ein non plus ultra, eine betörende Essenz der Romantik, —

„Schweigt der Menschen laute Lust:
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust."

Der Taugenichts nun also, um persönlich auf ihn zu kommen, ist ein Müllersjunge, der seinen Schimpfnamen daher hat, daß er daheim zu nichts taugt, als sich in der Sonne zu rekeln und die Geige zu streichen, und den sein Vater darum ärgerlich auf die Wanderschaft schickt, damit er sich draußen sein Brot erwerbe. „Nun," sagt der Junge, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen." Und während rechts und links seine Bekannten und Kameraden, „wie gestern und vorgestern und immerdar", zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen, streicht er, „ewigen Sonntag" im Gemüte, mit seiner Geige durchs Dorf in die freie Welt hinaus und lenkt mit dem nagelneuen Liede „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" begreiflicherweise die Aufmerksamkeit zweier Damen auf sich, die ihn in einem „köstlichen Reisewagen" auf der Landstraße überholen. Sie nehmen ihn auf dem Trittbrette mit nach Wien, das er ins Blaue hinein als sein Wanderziel genannt hat; und damit beginnt der verträumte Reigen seiner deutsch-italienischen Abenteuer, die Geschichte seiner Liebe zur viel schönen gnädgen Frau, diese willenlose Geschichte, die sich in einer Opernintrige verwirrt, um sich in kindliches Wohlgefallen aufzulösen, und in welcher der Charakter dessen, der sie erlebt und erzählt, sich so treuherzig-unverantwortlich offenbart.

Der Charakter des Taugenichts ist folgender. Seine Bedürfnisse schwanken zwischen völligstem Müßiggang, so daß ihm vor Faulheit die Knochen knacken, und einem vag-erwartungsvollen Vagabundentriebe ins Weite, der ihm die Landstraßen als Brücken — über das schimmernde Land sich fern über Berge und Täler hinausschwingende Brücken zeigt. Er ist nicht allein selber nutzlos, sondern er wünscht auch die Welt nutzlos zu sehen, und als er ein Gärtchen zu bewirtschaften hat, wirft er Kartoffeln und anderes Gemüse, das er darin findet, hinaus und bebaut es zum Befremden der Leute ganz mit erlesenen Blumen, mit denen er allerdings seine hohe Frau beschenken will und die also wohl einen Zweck haben, aber nur einen unpraktisch-empfindsamen. Er ist von der Familie der jüngsten Söhne und dummen Hänse des Märchens, von denen niemand etwas erwartet und die dann doch die Aufgabe lösen und die Prinzessin zur Frau bekommen. Das heißt, er ist ein Gotteskind, dem es der Herr im Schlafe gibt, und er weiß das auch; denn als er in die Welt zieht, wiederholt er nicht seines Vaters Wort vom Broterwerb, sondern erklärt leichthin, er gehe, sein Glück zu machen. Auch ist er so hübsch von Gesicht, daß in Italien, wo er, ohne es zu wissen, infolge der Intrige eine Zeitlang für ein verkleidetes Mädchen gilt, ein schwärmerischer Student sich recht hoffnungslos in ihn verliebt und daß überhaupt alle Herzen sich freundlich zu ihm neigen. Trotzdem aber und obgleich er die schöne Wandererde, das frische Krähen der Hähne über die leise wogenden Kornfelder hin, die schweifenden Lerchen

zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel, den ernsten Mittag, die flüsternde Nacht aus dankbarer Seele liebt und innig belauscht, ist er in der Welt doch nicht zu Hause, hat in der Regel nicht teil an dem Glücke derer, die sich in ihr zu Hause fühlen. „Alles ist so fröhlich," denkt er, während er wie öfters über der Welt in einer Baumkrone sitzt; „um dich kümmert sich kein Mensch. Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffee, seine Frau, sein Glas Wein zu Abend und ist so recht zufrieden. Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich überall eben zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet." Er vergleicht sich mit einem zusammengerollten Igel, mit einer Nachteule, die in Ruinen hockt, mit einer Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weihers. Und er nimmt dann seine Geige von der Wand und spricht zu ihr: „Komm nur her, du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt!" Er ist ein Künstler und ein Genie, — was nicht seine eigene Behauptung noch die des Dichters ist, aber durch seine Lieder zur schönsten Evidenz erwiesen wird. Gleichwohl hat sein Wesen nicht den geringsten Einschlag von Exzentrizität, Problematik, Dämonie, Krankhaftigkeit. Nichts ist bezeichnender für ihn, als sein „Grausen" vor den wildschönen und überspannten Reden des Malers in dem römischen Garten, eines Bohemiens von dekorativem Gebaren, der mit grotesker Lustigkeit von Genie und Ewigkeit, von „Zucken, Weintrinken und Hungerleiden" rodomontiert und dabei mit seinen verwirrten Haaren vom Tanzen und Trinken im Mondschein ganz leichenblaß anzusehen ist. Der Taugenichts schleicht sich davon. Obgleich Landstreicher, Musikant und Verliebter, versteht er sich nur schlecht auf die Boheme, — denn die Boheme ist eine äußerst literarische und naturferne Form der Romantik, und er ist vollkommen unliterarisch. Er ist Volk, seine Melancholie ist die des Volksliedes und seine Lebensfreude desselben Geistes. Er ist gesund, wenn auch keineswegs derb, und kann die Verrücktheiten nicht ausstehen. Er „befiehlt sich Gottes Führung, zieht seine Violine hervor und spielt alle seine liebsten Stücke durch, daß es recht fröhlich in dem einsamen Walde erklang". Sein Romantizismus also ist weder hysterisch, noch phthisisch, noch wollüstig, noch katholisch, noch phantastisch, noch intellektuell. Dieser Romantizismus ist ganz unentartet und unentgleist; er ist human, und sein Grundton ist melancholisch-humoristisch. Wo dieser Ton drollig wird, erinnert er auffallend an den eines sehr hohen germanischen Humoristen der Gegenwart, der ebenfalls Volk und inniger Landstreicher ist: an den Knut Hamsuns. „Parlez-vous français? sagte ich endlich in meiner Angst zu ihm. Er schüttelte mit dem Kopfe, und das war mir sehr lieb, denn ich konnte ja auch nicht französisch." — Der Taugenichts verleugnet den Humoristen auch

nicht in der Liebe. Auch seine Liebe ist nicht „leichenblaß", auch sie ist human, das heißt melancholisch, innig und humoristisch. Er würde sich niemals, wie der welsche Student tut, der ihn für ein Mädchen hält, jemandem mit Idio und cuore und amore und furore zu Füßen stürzen. Als „alles, alles gut" ist und er seine hohe Frau haben kann, da sie gottlob nur eine Portiersnichte ist, da ist er „so recht seelenvergnügt" und langt eine Handvoll Knackmandeln aus der Tasche, die er noch aus Italien mitgebracht hat. „Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinein." Das ist so freiwillig humoristisch, daß keine unfreiwillige Komik aufkommen kann, und man erinnert sich, daß auch die Märchenhänse sich nicht exaltierter aufführen, wenn sie die Prinzessin bekommen. Der Taugenichts ist in geschlechtlichen Dingen unschuldig bis zur Tölpelhaftigkeit und geht aus recht heiklen Lebenslagen, in die er dank der Intrige gerät, unberührt und ahnungslos hervor. Daß seine Reinheit nicht albern wirkt, ist eine starke poetische Leistung. Es ist die Reinheit des Volksliedes und des Märchens und also gesund und nicht exzentrisch. Er hat die Naivität und Freimenschlichkeit gemeinsam mit Gestalten wie den Wagnerschen Waldknaben, dem Helden der Dschungelbücher und Kaspar Hauser. Aber er hat weder Siegfrieds Muskelhypertrophie, noch Parsifals Heiligkeit, noch Mowglis Halbtierheit, noch Hausers seelische Kellerfarbe. Das alles wären Exzentrizitäten; der Taugenichts aber ist human-gemäßigt. Er ist Mensch, und er ist es so sehr, daß er überhaupt nichts außerdem sein will und kann: eben deshalb ist er der Taugenichts. Denn man ist selbstverständlich ein Taugenichts, wenn man nichts weiter prästiert, als eben ein Mensch zu sein. Auch ist sein Menschentum wenig differenziert, es hat etwas Abstraktes, es ist bestimmt eigentlich nur im nationalen Sinne, — dies allerdings sehr stark: es ist überzeugend und exemplarisch deutsch, und obgleich sein Format so bescheiden ist, möchte man ausrufen: wahrhaftig der deutsche Mensch!

Preetorius hat diese Figur wundervoll verstanden und wiedergegeben. Sie ist nur zwei Zoll hoch auf seinen Zeichnungen, aber voll von poetischem und symbolischem Leben. Der Taugenichts vor dem Amtmann, auf der verwitterten Gartenmauer, im Schlafrock vor seinem Zollhäuschen; der Taugenichts im Frührot wandernd und geigend oder im Baum über das weite Land hin meditierend; der Taugenichts, sein Instrument schwenkend, vor der Silhouette von Rom oder am Schluß mit der Geliebten auf dem Söller über dem tiefen Tal: das sind Fixierungen von zarter und eindringlicher Bildkraft. Der Illustrator macht seinen Helden nicht „schön", obwohl es im Buch über ihn heißt: „Come è bello!" Aber die Schönheit des Taugenichts ist auch sicher nichts weiter als ein Durchschimmern seiner Gotteskindlichkeit, und der Illustrator tat recht, dem Zug seines

humoristischen Talentes zu folgen und keinen Idealjüngling, sondern einen linkischen Märchenhans zu zeigen. Sein Taugenichts — und man wird ihn nun wohl immer so sehen müssen — ist ein Bursche in einem braunen Schoßrock und ungeschickten Hosen, mit Vatermördern, einem komisch widerspenstigen Haarwuchs und einem spitznäsigen, unendlich naiven, unklugen und guten Gesicht. Der Zeichner gab viel, mit ganz sparsamen, aber genau und sinnig verwandten Mitteln: er gab nach der Vorschrift des Dichters ein in seiner Anspruchslosigkeit rührendes und erheiterndes Symbol reiner Menschlichkeit, human-romantischer Menschlichkeit, noch einmal denn: des deutschen Menschen.

Der deutsche Mensch ist heute kein Taugenichts mehr, — o nein. Man hat vielmehr den Eindruck, daß er so viel taugt, wie alle übrigen zusammengenommen; er hat ein Reich, das gar sehr „von dieser Welt" ist, und er verteidigt es mit so gewaltiger Tüchtigkeit, daß es der Welt täglich sauerer wird, ihr Staunen unter Schimpfreden gegen den zu verbergen, mit dem zu „rechnen" sie sich in fünfzig, in hundertundfünfzig Jahren nicht gewöhnen konnte. Die Welt bedenkt nicht, daß sie dem Deutschen das „Reich" nur teurer macht, dadurch, daß sie es ihm nicht gönnen will. Er aber, der deutsche Mensch, läuft dabei eine Gefahr, die oft erkannt worden ist, die aber aufs neue zu erkennen niemals schaden kann: da er so spät ein Reich bekam, das von dieser Welt ist, und für dieses Reich so furchtbar kämpfen muß, läuft er Gefahr, glauben zu lernen, sein „Reich" überhaupt sei nun gänzlich von dieser Welt, Gefahr also, völlig zum „Weltbürger" in einem ursprünglich recht undeutschen Sinne zu werden: zum politischen Bürger nämlich, — während sich uns bisher mit dem Namen des deutschen Bürgers, deutscher Bürgerlichkeit noch immer ein ungleich höherer, freierer, reinerer Sinn als der bloß politische verband. Deutsche Bürgerlichkeit, das war deutsche Menschlichkeit, Freiheit und Bildung. Der deutsche Bürger, das war eigentlich der deutsche Mensch, und zu seiner Mitte strebte von oben und unten alles, was zur Freiheit und Geistigkeit strebte . . .

Ich sagte anfangs, der Gegensatz zwischen dem „Zigeuner" und dem „Bürger" habe für uns keine rechte Schärfe. Er hat sie deshalb nicht, weil er gar kein deutscher, sondern ein französischer Gegensatz, eine Übersetzung aus dem Französischen ist und bei uns nur von einem Literatentum gehandhabt wird, das in übersetzter Begriffswelt lebt und webt. Es ist der glorreiche Pariser Gegensatz von 1830 zwischen dem bohémien und dem bourgeois, dem artistischen Libertin in seiner Sammetflausherrlichkeit und dem großen Amusischen, Engherzigen, auf Nützlichkeit Bedachten, gravitätisch Satten und Lächerlichen, — und er geht uns, wie andere

französische Antithesen, überhaupt nichts an. Die deutsche Romantik besaß kein allgemein akzeptiertes Wort, das dem französischen „bohémien" entsprochen hätte. Auf eigene Hand nannte Eichendorff seinen reinen Menschen den „Taugenichts". Was aber das Wort „bourgeois" betrifft, so ist es freilich durch das kapitalistische Zeitalter internationalisiert worden, aber es mit „Bürger" zu übersetzen, ist ein Literatenunfug. Die deutsche Romantik sprach vom „Philister"; aber der Bürger ist kein Philister, denn der Philister ist der wesentlich unromantische Mensch, zur deutschen Bürgerlichkeit aber gehört unverbrüchlich ein romantisches Element: der Bürger ist romantischer Individualist, denn er ist das geistige Produkt einer überpolitischen oder doch vorpolitischen Epoche, einer Humanitätsepoche, in der, wie Turgenjew in seiner „Faust"-Kritik sagt, „die Gesellschaft in Atome zerfiel und bis zur eigenen Negation ging, in der jeder Bürger sich in einen Menschen verwandelte". Man nenne also — und man tut es ja heute — den Bürger in seiner geistigen Reinkultur einen Atomisten: diesen Begriff des atomistischen Bildungsindividualismus mit dem des Philistertums sich decken zu lassen, wird immer schwer halten. Schopenhauer, der den Staat für eine bloße Schutzanstalt gegen die eingeborene Ungerechtigkeit des Menschengeschlechtes erklärt (auch Wilhelm von Humboldt, ein anderer großer Bürger, dachte zu Zeiten über den Staat nicht anders) — Schopenhauer also wird nicht müde, auf „die Philosophaster" (nämlich Hegel) zu schimpfen, „welche, in pompösen Redensarten, den Staat als den höchsten Zweck und die Blüte des menschlichen Daseins darstellen und damit eine Apotheose der Philisterei liefern". Danach wäre der Philister der Staatsbürger, der nichts als das, nichts darüber hinaus ist, — und vielleicht ist ein Augenblick gekommen, wo es sich um des deutschen Menschen willen empfiehlt, diese Definition, die natürlich nicht definitiver ist, als andere Definitionen, probeweise ein wenig gelten zu lassen. Kein Mißverständnis! Es kann in Deutschland nie wieder werden, wie es gewesen war bis zu dem Augenblick, als Luden in Weimar zu Goethe sprach: „Denn gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund abgewischt hat, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk — gerade dies ist es ja, was Schimpf, Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht hat." Ein Zustand, in dem der ästhetische Tee dem Gebildeten die Öffentlichkeit bedeutete, könnte wiederkehren in der schaurigen Stickluft eines geschlagenen, entmannten und hoffnungslos gemachten Deutschland; er ist undenkbar in einem Deutschland, das den Ansturm der Welt bestand. Der Privat-Michel und der Teetisch-Ästhet, sie beide sind Erscheinungsformen des ödesten vorpolitischen Philisteriums. Politisches Philisterium

und Banausentum wäre die entgegengesetzte Form menschlicher Verkümmerung, Verdummung und Verarmung, – das Philisterium ist ein Extrem; aber die Mitte, das Bürgerliche, das Menschliche, das ist der Deutsche.

Der deutsche Bürger ist heute Staatsbürger, Reichsbürger, und der Krieg arbeitet mit Macht an der Vollendung seiner politischen Erziehung. So soll es sein, denn so muß es sein. Ein Riese setzte Deutschland in den Sattel: nun muß es reiten, denn herunterfallen darf es nicht. Es hält zur Zeit, um Buschklepper abzuwehren, die ihm in den Zügel fielen; doch dann wird es weiter und immer besser reiten ... Der deutsche Bürger, sage ich, ist zum Staatsbürger, Reichsbürger geworden, aber nie, so Gott will, wird er Staatsphilister sein, nie glauben lernen, daß der Staat Zweck und Sinn des menschlichen Daseins sei, daß die Bestimmung des Menschen im Staatlich-Gesellschaftlichen aufgehe, und daß Politik Menschen bilde. Er weiß, daß wichtigste Teile des Menschengeistes: Religion, Philosophie, Kunst, Dichtung, Wissenschaft neben, über, außer dem Staate und oft genug gegen ihn existieren, jede Verwendung und Verwendbarkeit dieser Organe des Menschengeistes als Staatsorgane, jede offizielle, uniformierte und reglementierte Geistigkeit also, wird immer seine Ironie herausfordern, – und „politisch organisierte Geistigkeit" sollte das nicht tun? Nochmals, die Vornehmtuerei des Künstlers und Geistigen gegen den „Bürger" ist bloße Unart und etwas falsch Übersetztes in diesem Lande, wo „Bürgerlichkeit" und „Geistigkeit" so innig sinnverwandte Wörter sind, und wo die Mischung von Artistik und Bürgerlichkeit, bürgerliches Kunstmeistertum, von Erwin bis auf Theodor Storm eine legitim-nationale Lebensform war. Der Artist, der Zigeuner und Libertiner vergesse doch nicht oder bemerke endlich, daß ein gutes Stück seiner selbst im deutschen Bürger steckt: denn Artistik, Zigeunertum und Libertinage ist der überpolitische Teil des Menschlichen, jener Teil, der im Staatlich-Gesellschaftlichen nicht aufgeht, – der atomistisch-individualistische, der romantische, der Taugenichts-Teil, der für den deutschen Bürger beinahe das Menschliche selbst bedeutet.

Nennen wir das Wort, das heute in aller Gedanken und aller Munde ist und das eine Schicksalsnotwendigkeit, eine Entwicklungs- und Fortschrittsnotwendigkeit, aber auch eine Gefahr für den deutschen Menschen, für deutsche Bürgerlichkeit und Geistigkeit bezeichnet! Es lautet: „Politisierung", – und indem ich es nenne, vermeide ich ein anderes antikisierendes Wort, welches heute ganz dasselbe besagt, wegen seines parteiischen Klanges aber zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Die Politisierung Deutschlands also, die nur mit den gewaltsamsten Mitteln ins Werk gesetzt werden zu können scheint, was nicht eben auf eine natürliche Anlage und Bereitschaft des nationalen Objektes schließen läßt; die

Politisierung Deutschlands, die, von Bismarck angebahnt und nur halb vollendet, durch diesen Krieg zur deutschen Lebensfrage, zur allerdringlichsten Forderung und Willensmeinung des nationalen Bewußtseins selbst geworden ist, so daß die Vorbedingungen zu ihrer Vollendung nur erst wirklich vorhanden scheinen: — wenn sie ihrem Wesen nach nur in einer gerechteren Verteilung von Rechten und Pflichten, nur in der volkstümlichen Gestaltung unserer öffentlichen Einrichtungen, in einem Inniger-, Echter- und Vertraulicherwerden also des Verhältnisses zwischen Nation und Staat bestände, — wer wollte zögern, sie zu bejahen, wer sie nicht ebenso wünschbar als notwendig finden! Es wäre jedoch denkbar, daß es dabei nicht sein Bewenden hätte und haben könnte; daß es nach den Köpfen Derer ginge, die unter der Politisierung Deutschlands nicht sowohl eine Vervolkstümlichung und Nationalisierung des Staates, als die komplette Verstaatlichung und Republikanisierung der Nation verstehen — und dieser Prozeß würde eine wirkliche Veränderung in der Struktur des deutschen Geistes, eine Nivellierung, Verengung, Verarmung dieses nationalen Geistes bedeuten, wovon mancher lieber noch die Notwendigkeit als die Wünschbarkeit wird anerkennen wollen.

Frau von Staël rühmte ihren Franzosen drei deutsche Eigenschaften, die nach ihrer Einsicht die Überlegenheit deutschen Wesens über das französische ausmachten: die Unabhängigkeit des Geistes, die Liebe zur Einsamkeit, die Eigenartigkeit des einzelnen Menschen. — „Wer die Signatur des neuen deutschen Reiches kennt", schrieb Paul de Lagarde, „wird, wenn er dies gelesen, mit Tränen im Auge wissen, wie deutsch dieses Reich ist." — Und doch war dem Fürsten Bismarck die Politisierung Deutschlands nur halb gelungen.

Man weiß, was Lagarde gegen Bismarck und das neue Reich auf dem Herzen hatte; man kennt den Haß, den Schmerz, die Forderung dieses großen und geistvollen Patrioten. Er forderte „die volle Durchführung des Grundsatzes, daß der Staat zur Nation in demselben Verhältnis steht, in welchem die Hausfrau sich zum Hausherrn befindet, daß er alle Äußerlichkeiten zu besorgen hat, damit die Nation das wirklich Wesentliche des Lebens mit ungeteilter Aufmerksamkeit ins Auge fassen und in die Hand nehmen könne". Er forderte, „daß man Religion, Wissenschaft, Kunst auf eigene Füße stelle, weil diese alle nur, wenn sie auf eigenen Füßen stehn, überhaupt existieren". Er forderte „ein Reich, das nur soweit Staat ist, als die Nation den Staat nicht entbehren kann", und „die Anerkennung, Erziehung, Verklärung unserer eigenen Natur". Er protestierte gegen die Anschauung, daß der Staat die höchste Form des Menschenlebens sei, — protestierte gegen diese römische und heidnische Anschauung im Namen der evangelischen und der germanischen Freiheit.

Man weiß auch, was Nietzsche, der sich den „letzten unpolitischen Deutschen" nannte, an Bismarck haßte: Gewiß nicht dies, daß er ein den Durchschnitt beleidigender großer Mann war, ein Herr, ein „Machtmensch". Er haßte ihn und bezweifelte seine Größe, wenn auch nicht seine Stärke, weil er ihn an jener Änderung der geistigen Struktur Deutschlands, an der „Politisierung" Deutschlands arbeiten sah, weil er ihm die Heraufkunft einer Ära des politischen Mannes, des Zeitungslesens und der „literatenhaften Mitsprecherei von Jedermann über Jegliches" zur Last legte, – kurz, wenn Lagarde gegen die Politik im Namen der Freiheit protestierte, so protestierte Nietzsche gegen sie im Namen der Philosophie – das Wort in einem sehr unfranzösischen und auch keineswegs exklusiv wissenschaftlichen, sondern in einem sehr deutschen und einem bürgerlich-kulturellen Sinne genommen –, und dieser Protest zieht sich von früh bis ans Ende durch sein ganzes Werk. „Hier," sagt er in den Unzeitgemäßen Betrachtungen, „erleben wir aber die Folgen jener neuerdings von allen Dächern gepredigten Lehre, daß der Staat das höchste Ziel der Menschheit sei und daß es für einen Mann keine höheren Pflichten gebe, als dem Staate zu dienen: worin ich nicht einen Rückfall ins Heidentum, sondern in die Dummheit erkenne .... Wahrscheinlich wird es von jetzt ab immer mehr das Zeichen geistiger Überlegenheit sein, wenn jemand den Staat und seine Pflichten einfach zu nehmen versteht; denn der, welcher den furor philosophicus im Leibe hat, wird schon gar keine Zeit mehr für den furor politicus haben und sich weislich hüten, jeden Tag Zeitungen zu lesen oder gar einer Partei zu dienen: ob er schon keinen Augenblick anstehen wird, bei einer wirklichen Not seines Vaterlandes auf seinem Platze zu sein. Alle Staaten sind schlecht eingerichtet, bei denen noch andere als die Staatsmänner sich um Politik bekümmern müssen, und sie verdienen es, an diesen vielen Politikern zugrunde zu gehn."

Indem ich diese Sätze mit Genuß und Zustimmung exzerpiere, bin ich im Zweifel, ob heute irgendwo Bereitschaft vorhanden sein wird, sie nachzudrucken. Sie besagen nichts anderes, als die Polemik des späteren und späten Nietzsche gegen den ironischerweise hypostasierten Staatsmann besagte, der „sein Volk in die Lage brächte, einer neuen zweifelhaften Mittelmäßigkeit zu Liebe seine alten und sicheren Tugenden zu opfern", der dieses Volk „zum Politisieren überhaupt verurteilte, während dasselbe bisher Besseres zu tun und zu denken hatte und im Grunde seiner Seele einen vorsichtigen Ekel vor der Unruhe, Leere und lärmenden Zankteufelei der eigentlich politisierenden Völker nicht los würde ..." Auch hier kehrt die Antithese wieder, die, so wenig sonst alle Antithetik dem deutschen Geiste gemäß sein mag, wahrhaftig eine deutsche Antithese ist: die nämlich von Philosophie und Politik.

Welches die höhere, edlere, menschlichere Geistesstruktur und Bildung sei, die „politische" oder die „philosophische" — man darf glauben, daß es selbst heute, gerade heute keinen Deutschen gibt, der vor dieser Frage zweifelte. Zeiten der gründlichsten Prüfung kamen ... Zeiten, welche Ernst, Anstand und Würde der Völker, ihre Ehrfurchtsfähigkeit vor dem Schicksal, die Widerstandsfähigkeit ihrer Bildung gegen furchtbare Erschütterungen auf eine entscheidende Probe stellten. Hat die Bildung der „eigentlich politisierenden Völker" in dieser großen Prüfung sich besser bewährt, als die Deutsche? Hat sie sich überhaupt bewährt? Billigkeit ist nicht Chauvinismus, und ich verlange nichts als Billigkeit! Der Vergleich, der aufgedrungene Vergleich fällt zu Deutschlands Gunsten aus, er wird im Urteil der Geschichte zu Deutschlands Gunsten ausfallen. Jene Gespräche, die das einsame, verfemte, bespieene Deutschland unter dem unerhörten Druck der öffentlichen Weltmeinung mit seinem Gewissen führte, die viel beschrieene deutsche „Kriegsliteratur" also, wird Deutschland sich ihrer zu schämen haben, wie jene Gemeinschaften sich des schamvergeßnen Tugendgeschwefels zu schämen haben werden, das ihnen geistig Genüge tat? Haben sie nicht vom ersten Tage an das Schicksal zur sentimental-moralischen Affäre, die Tragödie zum Melodrama erniedrigt? Ihre Besten widerstanden dem nicht, den einen Romain Rolland allenfalls ausgenommen. Aber Rolland mußte nach Genf gehen anläßlich des bescheidenen Maßes von Gerechtigkeit, das er in „Au dessus de la mêlée" bekundete, während ich beinahe nach Genf hätte gehen müssen wegen des außerordentlich bescheidenen Maßes von Chauvinismus, das ich in „Friedrich und die große Koalition" an den Tag legte. Das ist der Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland ... Europas weisester Greis, Anatole France in Paris, leistete er Widerstand? Wo war sein Wissen, sein Zweifel, seine radikale Freiheit? Das Melodrama ergriff Besitz von seinem feinen Hirn, und er geiferte. Wille zur Gerechtigkeit: sicher, er trat individuell hervor; aber nicht drüben, nicht bei den politischen Völkern war es, daß er sich als repräsentativ, als typisch, als bildungswesentlich erwies und behauptete ... Was ist die Phrase? Sie ist der politisierte Hochbegriff, nichts andres. Das haben wir erlebt. Ist denn der hohe Begriff, sind „Wahrheit", „Gerechtigkeit", „Freiheit", „Menschlichkeit" in sechsundzwanzig Monaten nicht hinlänglich durch die politische Gosse gezogen, nicht hinlänglich mißbraucht, besudelt, verhunzt, verheuchelt und entwürdigt worden, daß wir noch immer nicht „vorsichtigen Ekel" vor der Predigt von der Politisierung des Geistes sollten gelernt haben?

Politisierung des Geistes! Das ist es, was gewollt — und zwar nicht so sehr von den Staatsfrommen gewollt wird, welche sich wohl überall um den Geist nicht sonderlich kümmern. Die es wollen, wollen den Staat über-

haupt nicht, es sind Politiker gegen den Staat, und die „Macht" gar ist ihrem französisch-antithetisch konstruierten Hirn der strikte und teuflische Gegensatz des Geistes, — was sie nicht hindert, die Machtergreifung des Geistes zu fordern und zu lehren. Sie wollen die Politisierung Deutschlands durchaus nicht darum, weil Deutschland reiten muß und nicht abfallen darf; für die Herrschaftsaufgaben, um derentwillen die geistigen und seelischen Opfer, die mit solcher Entwicklung verbunden sind, einzig lohnen würden, interessieren sie sich nicht nur nicht, sondern verneinen sie geradezu und wären mit der Rheingrenze ganz einverstanden. Dies sind die eigentlichen Doktrinäre der Politisierung. Sie lehren sie um ihrer selbst willen, nicht, weil, wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Für sie ist die Politisierung Deutschlands weniger das Notwendige, als das an und für sich Wünschenswerte; denn sie ist der Fortschritt.

Freilich, der Fortschritt ist sie wohl, — wenn man nämlich dem Aberglauben abgesagt hat, daß aller Fortschritt unbedingt ein Fortschritt zum Besseren sei. Man kann einen Fortschritt für notwendig und schicksalsgegeben erachten, ohne im mindesten gestimmt zu sein, mit Hurra und Hussa hinterdrein zu feuern — was, sollte ich denken, der Fortschritt auch gar nicht nötig hat. Der Fortschritt hat alles für sich. Nur scheinbar ist er die Opposition. Der erhaltende Gegenwille ist es, der in Wahrheit immer und überall die Opposition bildet, der sich in der Verteidigung befindet und zwar in einer, wie er genau weiß, aussichtslosen Verteidigung.

Der deutsche Fortschritt, der vor dem Kriege in vollem Gange war und mit höchster Wahrscheinlichkeit durch den Krieg einen mächtigen Antrieb erfahren wird, ist ein Prozeß, für den „Politisierung" nur ein Wort unter anderen ist. Es handelt sich um die Intellektualisierung, Literarisierung, Radikalisierung Deutschlands; um seine „Vermenschlichung" im westlich-politischen Sinne und um seine Enthumanisierung im deutschen. Es handelt sich, daß ich dies Wort, den Kriegs- und Jubelruf des Zivilisationsliteraten, nun dennoch ausspreche, um die Demokratisierung Deutschlands, — was alles man wohl in das Wort Entdeutschung nicht übel zusammenfaßt. Fiat! Es ist der Fortschritt; und jeder, der ein Kind seiner Zeit ist, hat nach dem Maß seiner Kräfte Anteil an seiner Förderung. Trotzdem ist mir, als wäre die Politisierung der Kunst, wie der sogenannte Aktivismus sie will, ein wahrer Greuel, — in ihrer gedachten Vollendung sowohl, wie schon als bloße Forderung eines scharfstimmigen Chorus. Politisierung der Kunst! Als ob nicht die Kunst, wie sehr sie immer eine Sache der einsamen Seele, des Gewissens, des Protestantismus und der Gottesunmittelbarkeit sei, — als ob sie nicht an und für sich und allewege eine soziale Macht wäre, als ob nicht „die ihr nach Kräften geleisteten Dienste", wie Turgenjew sagt, „die Menschen

immer eng zusammenhielten"! Welche Unbildung in deutschem Sinne redet aus der Antithese von „Ästhetizismus" und „Aktivismus", aus der Behauptung, meine ich, die Kunst sei frivoles Schmuckwerk und tändelnder Zierat, wenn sie nicht Politik, das heißt unmittelbar moralischer Weltbesserungswille sei. Schiller und Humboldt haben nicht gelebt für eine Gescheitheit, die nicht weiß, daß Nutzlosigkeit und Nichtsnutzigkeit nicht dasselbe sind, daß Sittlichkeit nicht Tugendhaftigkeit und Kunst eine Form der Moral, aber kein moralisches Mittel ist.

Zuletzt ist es wirklich die Frage, ob die Herrschaft der Politik dem Staate zuträglich ist, und ob Die nicht recht feine Politiker sind, die „Politisierung" sagen und Anarchisierung meinen. Bei den „eigentlich politisierenden Völkern" stand es sehr merkwürdig, sehr amüsant um den Staat, vor dem Kriege, — man weiß es; und die Auffassung hat ihre Anhänger, daß dieser Krieg im Grunde ein konservatives Einschreiten Deutschlands zur Rettung des Staates überhaupt bedeute: wie in einem früheren Europa Kant, indem er seine furchteinflößende Gelehrtenfrage nach der „Möglichkeit synthetischer Urteile a priori" in militärischem Kommandoton bejahte, eingeschritten sei gegen die völlige Zersetzung des Menschengeistes, an welcher die Aufklärung arbeitete. Aber es gibt nicht nur einen politischen Individualismus, der den Staat unterhöhlt; es gibt auch einen außer- und überpolitischen Individualismus, der dem Staate gibt, was des Staates ist, und der einsamen Menschenseele, was ihrer ist. Die anderen waren liberal-individualistische Bummler, und der Krieg hat sie sehr stramm gemacht. Staat und „Organisation" ist ihnen das Letzte und Neueste. Aber Deutschland führt. Deutschland ist ein wenig wie sein großer Goethe, der zu sagen pflegte: „Wenn die Leute glauben, ich sei noch in Weimar, so bin ich schon in Erfurt." Die individualistische Reaktion wird aus Deutschland kommen . . . Was aber die Kunst in Deutschland betrifft, so wird jede Bindung ihr gemäßer sein, als die der Republikanertugend, und der deutsche Künstler als Jakobiner und citoyen vertueux mit dem Zivismusschein in der Tasche ist eine allzu wunderliche Einbildung, als daß man ihre dauernde Verwirklichung zu befürchten hätte.

Dies sind in knapper Umschreibung die Gedanken, zu denen die Neuausgabe von Eichendorffs „Taugenichts" mich nicht anregte, sondern in denen sie mich betraf. Ich will sie ausführlicher sagen in einem Buche, das bald fertig sein wird, und von dem ich nicht weiß, ob ich es „politisch", „unpolitisch" oder „antipolitisch" nennen soll.

August Strindberg — Georg Brandes

Ein Briefwechsel

Herr Doktor. Klampenborg, den 14. Dezember 1887.

Das erstemal — da ich Ihnen ein Buch sende —, ist es ein dürftiges Buch, in traurigen Stunden geschrieben, um mich zu vergnügen. Kann es auch Sie eine Zeitlang, zwischen den Gefechten, ergötzen, so hat es doch wenigstens einen Grund gehabt, zu existieren. Wer weiß?

In Erkenntlichkeit und Bewunderung August Strindberg.

Lieber Doktor Brandes. Holte, den 2. Oktober 1888.

Dank für Ihre Freundlichkeit, mitten in der Betrübnis mir Nietzsche zu senden, eine Bekanntschaft, für die ich Ihnen viel schulde, denn ich finde, er ist der Befreiteste, der Modernste von uns allen (natürlich nicht zum mindesten in der Frauenfrage).

Ich dagegen habe Ihnen mein letztes Buch Inselbauern nicht geschickt, weil Sie es nicht lesen sollen. Es zählt nicht! Es ist die moderne „Verlegerliteratur", die wir herstellen müssen, um naturalistische Trauerspiele schreiben und verschenken zu können.

Mehr wäre mir mit einem Grobheitenhagel Edvards, weil ich einen Schmarren geschrieben, gedient gewesen, wenn er bloß ein Bedauern und eine Erklärung beigefügt hätte.

Einen naturalistischen Roman von fünfhundert Seiten zu schreiben, wage ich nicht, denn meine Kinder haben schon zerrissene Stiefel und wir wohnen in sechs Sommerräumen mit einem einzigen Kamin, um den wir uns lagern wie Fliegen.

Daß ich es könnte, darüber hege ich keinen Zweifel, besonders da ich einen solchen, der nicht gedruckt werden kann, fertig liegen habe.

Gegenwärtig arbeite ich, nachdem ich zwei naturalistische Trauerspiele geschrieben habe, an einem Weihnachtsbuch, das von Barscheangeln, Hasenjagen, Gurkenpflanzen handelt. Es ist immerhin ein bißchen weniger korrumpierend, als sich für Hungerhonorare in Zeitungen auszuschreiben.

Denken Sie nicht schlecht von Schwedens junger Literatur. Wir können wohl schreiben, aber wir dürfen nicht! Es ist kein Abfall, sondern ein Abfallen, um wieder volle Fahrt zu haben, sobald der Wind auffrischt. Aber wann?

Noch einmal, einen herzlichen Dank, und mögen Sie Ihrem Genius weiter folgen dürfen als wir dem unseren.

In großer Dankbarkeit und Freundschaft Ihr August Strindberg.

Lieber Herr Doktor. Holte, den 29. November 1888.

Mit vielem Dank für Nietzsche, der für mich allzu kostspielige Bücher schreibt, sende ich Fräulein Julie in einem sowohl von dem Verleger umgearbeiteten wie von mir beschnittenen Exemplar, weil der tölpische Verleger die Geschmacklosigkeit hatte, auf dem Umschlag ein gegen mich gerichtetes Hetzbuch zu annoncieren.

Sie finden indessen einen Versuch, la nouvelle formule unseren Bedürfnissen angepaßt zu geben: die Qual kurz zu machen, sie auf einmal austoben zu lassen! Und seltsamerweise fühle ich mich, nachdem ich 25 meinem Theater eingereichte Dramen gelesen hatte, in meinem Glauben an meine Versuchsformel bestärkt. In jedem Drama gibt es nämlich une scène! Und die will ich haben; was soll ich mit dem anderen Schund, der nur sechs, acht Schauspieler mit Lernen plagt!

In Frankreich habe ich immer fünf Schafkoteletten gegessen, zum großen Erstaunen der Autochthonen. Das Kotelett bestand nämlich aus einem halben Pfund Knochen und zwei Zoll Speck, die ich liegen ließ. Darin steckte ein Ballen der Rückenmuskel, la noix. Diesen aß ich. Gebt mir die Nuß! will ich zum Dramaturgen sagen!

Jawohl! —

Nietzsche habe ich vor acht Monaten unter der Adresse seines Verlegers den „Vater" gesandt!

Nun geht ihm noch einer zu!

Ich sehne mich oft nach einem guten Geplauder mit Ihnen, aber es ist für mich so schwierig, in die Stadt zu kommen, und — ich habe so viele Gründe!

Aber es war erfrischend, an Sie erinnert zu werden. Und ich bitte, mir Ihr Andenken zu bewahren.

Ihr August Strindberg.

Lieber Doktor. Holte, den 1. Dezember 1888.

Nietzsche ist doch ein unglaublich brillanter Meister, aber er fragt, ob ich ihn übersetzen lassen kann? Das zu bestimmen wären ja Sie der Mann, denn ich kriege nur mit Mühe für meinen eigenen Kram einen Verleger.

Was soll man ihm antworten?

Merken Sie meine „Umwertung" des Bedienten Figaro in dem Jahr vor 1889?

Ihr August Strindberg.

Lieber Doktor. Holte, den 4. Dezember 1888.

Zuerst von Nietzsche, dessen Brief zu lesen Ihnen vielleicht Vergnügen machen wird. Ich finde es modern, diese stolzen, aber wahren Worte

zu sagen, und wir wollen uns erinnern, daß es in unseren Tagen erwachenden starken Selbstbewußtseins nicht unerwartet ist, wenn eine große Kraft wie er bei Vergleichen findet, daß sein Geist der größte und stärkste sei und wenn, ist die Entdeckung gemacht, die Versuchung, es zu sagen, sich aufdrängt. Vor mir steht Nietzsche da als Verkünder des Unterganges Europas und des Christentums, des Erwachens und Wiedereintritts des Orients in seine Rechte, als des Adels, der die ältesten Ahnen aufweist. Das Christentum ist mir nämlich eine Barbarei, die nur durch die Völkerwanderungen zustandekommen konnte, da die Wilden im christlichen Aberglauben Ablösung ihres eigenen fanden. Während die gebildeten Römer und Griechen sich niemals taufen ließen, nahmen Goten, Longobarden, Germanen, Sachsen und Nordländer die Treber des degenerierten Christi hin. Das Christentum ist für mich ein Rückschlag in der Entwicklung, die Religion der Kleinen, der Erbärmlichen, der Kastraten, der Weiber, der Kinder und der Wilden, darum steht sie in striktem Widerspruch zu unserer Evolution, die den Starken gegen die schlechte Art schützen will, und das Vorwärtsdrängen des Weibes in heutiger Zeit erscheint mir als ein Symptom für den Regreß des Geschlechtes und eine Konsequenz des Christentums. Nietzsche ist mir daher der moderne Geist, der das Recht des Starken, des Klugen gegenüber den Dummen, den Kleinen (den Demokraten) zu predigen wagt, und ich kann mir die Leiden dieses großen Geistes unter der Gewalt der vielen Kleinen, in dieser Zeit allgemeiner Verweibischung und Verdummung denken. Und ich grüße in ihm den Befreier und schließe als sein Katechumen meine Briefe an literarische Freunde folgendermaßen: lest Nietzsche!

Und nun Fräulein Julie! „Der Todhaß der Geschlechter", den Nietzsche im „Vater" sieht, ist auch hier zu finden, aber hier kommt der bewußte Widerwille der schlechten Art, sich fortzupflanzen, hinzu (vgl. Schopenhauer über Päderastie), die Schwäche des Lebenswillens, der Traum von dem Sturz von der Säule, die Abneigung der Mutter gegen Beischlaf, männliche Erziehung usw. Der Selbstmord ist richtig motiviert: die Unlust zu leben, die Sehnsucht nach dem Erlöschen des Geschlechtes in dem letzten schlechten Individuum, das Adelsgefühl der Scham über Unzucht mit einer niedereren Art, des näheren: die Suggestionen aus dem Vogelblut, die Nähe des Rasiermessers, die Furcht vor Entdeckung des Diebstahls und das Gebot des stärkeren Willens (zunächst der Bediente und weiter die Uhr des Grafen). Bemerken Sie, daß das Fräulein, sich selbst überlassen, der Kraft ermangelt hätte, nun aber treiben und führen sie die vielfältigen Motive.

Seltsam, daß ich nun durch Nietzsche das System meines Wahnes, „gegen alles zu opponieren", finde. Ich taxiere um und gebe alten

Dingen neue Werte! Das hat man nicht verstanden. Kaum ich selbst! Dank indessen für Ihren Brief und auf Wiedersehen!

Ihr August Strindberg.

Lieber Herr Strindberg!* 5. Dezember (vermutlich 1888).

Mit Dank sende ich Nietzsches Brief zurück. Es freut mich, zwei so bedeutende Männer wie Sie und ihn zusammengeführt und das Meinige beigetragen zu haben, daß Sie einander verstehen.

Ihre Darlegungen über Fräulein Julie interessieren mich in hohem Grade und überzeugen mich — beinahe. Es fehlt nur eine Kleinigkeit, aber derlei ist zu weitläufig.

Wie hoch ich Nietzsche schätze, wissen Sie, ebenso, wie lebhaft ich die Ungerechtigkeit fühle, daß er fast unbekannt verschmachtete. Dennoch habe ich gegen seine Lehre, in welcher so vieles zu bewundern ist, persönlich auch vieles einzuwenden.

Manches bei ihm erscheint mir weniger neu, als es Ihnen und ihm selbst vorkommt. Sein Antichristentum kann ja — das werden Sie mir gewiß einräumen — keinen besonders tiefen Eindruck auf jemanden machen, der zwanzig Jahre und mehr — lange Zeit allein — das Odium getragen hat, der Antichrist des Nordens zu sein.

Es scheint mir klug, irgendwelches Lob über sich selbst anderen zu überlassen und außer klug — geschmackvoll, das stärkste Selbstgefühl könnte zu stolz zum Selbstlob sein und dem Urteil anderer gegenüber so gleichgültig, daß es über sich selbst schwiege. Aber dergleichen ist ja eine Gefühls- und Geschmacksache.

Nietzsches Urteil über Zolas Brief ist überraschend lustig und überlegen.

Ihr ergebener G. B.

Lieber Doktor. Holte, den 3. Januar 1889.

Ich belästige Sie mit Korrespondenz, aber nun glaube ich, unser Freund Nietzsche ist verrückt und, was ärger ist, er kann uns kompromittieren, wofern nicht der listige Slawe (erinnern Sie sich an Turgenjeff-Daudet, denken Sie an den durchtriebenen Tolstoi) uns alle zum besten hält!

Lesen Sie nun seine drei Briefe nacheinander. In Nummer 1 bittet er mich, Ecce Homo zu übersetzen — ins Französische! Um ihn abzuschrecken, sage ich, was ich für eine Übersetzung bezahlen mußte (zirka 1000 Franken). In Nummer 2 retiriert er — und sendet die Genealogie der Moral. Ich bin erstaunt, daß ich, ohne ihn zu kennen, lange vorher

* Diese Briefe sowie alle folgenden Briefe von Brandes befinden sich im Original im Archiv des schwedischen Schriftstellervereins. Abschrift von K. Warburg.

über remords (Gewiſſensqual) ſpekuliert habe, und ſchicke ihm dieſe Novelle.

Hierauf antwortet er mit Nummer 3, unterzeichnet Nietzſche Cäſar. Was tun? In Eile freundlichſt Auguſt Strindberg.

Lieber Herr Strindberg! 4. Januar 1888 (Schreibfehler ſtatt 1889).

Als ich heute morgen Ihren Brief erhielt, war ich gerade im Begriff, Ihnen ein paar Worte zu ſenden. Ich hatte mit großer Freude Ihr neues kleines Buch geleſen, das ich mir angeſchafft habe, und ich beglückwünſche Sie aufrichtig dazu. Es wird Ihnen in und außerhalb Schweden Freunde verſchaffen. Es ſpricht lebhaft an durch ſeinen außerordentlichen Naturſinn und bildet einen äußerſt glücklichen und klugen Kontraſt zu dem vorhergehenden aufregenden, ſtark anziehenden und abſtoßenden Buche. Nietzſches Briefe, die ich zu genauerer Prüfung noch einen Tag behalten zu dürfen bitte, habe ich geleſen. Die beiden erſten ſcheinen mir, ſoweit ich urteilen kann, nicht das zu übertreffen, was ſich nach dem ſtetig anſchwellenden Selbſtgefühl des Mannes erwarten ließ, das ich angriff und Sie verteidigten. Den letzten begreife ich nicht. Ich verſtehe nicht, daß er ſymboliſch gemeint ſein kann. Und im entgegengeſetzten Fall iſt der Mann ja wahnſinnig. Das wäre ein wirkliches, ein großes Unglück. Ein ſo ausgezeichneter Geiſt, ſo ſelten, ſo reich — von Größenwahn heimgeſucht!

Trotzdem habe ich noch ein wenig Hoffnung. Wenn man wie ich mehr als zwanzig Jahre als Doktor in dem großen Hoſpital kranker, verwundeter, exaltierter und halbnärriſcher Eitelkeiten umhergewandert iſt, das man Literatur nennt — wundert man ſich nicht mehr über irgendeine Äußerung von Selbſtanbetung bei einem Schriftſteller, beſonders einem lange verkannten. Ich darf ſagen, ich war rechtzeitig ſelbſt auf meinem Poſten — vestigia terrebant — aber ich habe gar viel geſehen. Allerdings iſt der Wortlaut des letzten Billetts geradezu unſinnig. Merkwürdig übrigens, daß ſchon zum zweiten Male in dieſer Woche die Frage an mich herantritt, ob Nietzſche nicht ‚un peu fou‘ iſt. Das erſte Mal kam ſie von einer ruſſiſchen Fürſtin, der eine ſeiner Broſchüren zu ſchicken ich ihm empfohlen hatte — er bat mich nämlich um eine Empfehlung nach Petersburg — und an die er ſeinen Brief — den erſten — mit der höchſt abſonderlichen und wenig imponierenden Unterſchrift: Der Antichriſt unterzeichnet hatte. Aber doch will ich das Beſte glauben.

Ihr ergebener Georg Brandes.

Lieber Doktor. Boo, Vermdön, 12. April 1890.

Ohne Sie in eine zeitraubende literariſche Korreſpondenz hineinziehen

zu wollen, möchte ich Ihnen doch für Ihren Brief danken und gleichzeitig die Punkte aufklären, die Sie in meinen letzten Ergüssen dunkel oder unerwartet gefunden haben.

Die Sache ist die, daß die Chronologie in meiner Tätigkeit in die Brüche ging, als ich im Ausland zu publizieren begann, so daß die Schriften, die jetzt gesammelt werden, nicht in der Ordnung stehen, in der sie entstanden sind, sondern einige älteren Datums solchen aus späteren Zeiten vorangehen.

So begann ich mich schon nach meinem Prozeß 1885 von Theismus, Deismus und Demokratismus zu operieren, die noch in meinem Blute zurückgeblieben waren und in Form kategorischer Postulate auftraten. Auch den Sozialismus, in welchem mein altes Christentum in leidendem Gesamtbefinden aufgetaucht war, ging ich experimentierend durch und säuberte mich von ihm im „Kampf der Gehirne" (Neue Freie Presse).

Als ich dann in Nietzsche, den ich teilweise antizipiert hatte, diese ganze Bewegung formuliert fand, nahm ich seinen Standpunkt ein und beabsichtige von nun an mit diesem Standpunkt zu experimentieren, um zu sehen, wohin er führt.

Die nächste Folge war ja ein unermeßlicher Christushaß und darum liebte ich Voltaire, auch in dessen Eigenschaft als „Aristokrat des Geistes". Daher auch meine Reaktion gegen den kleinen Realismus, die „Kleinkunst", wie sie sich in dem seelenlosen Corbeaux mit seiner Sympathie für „Die Kleinen" (eingerechnet die Weiber) äußert; daher mein Abfall von den katholischen Barmherzige-Schwester-Verehrern Goncourt in Soeur Philomène.

Wie tief ich in meine neue Richtung hineingekommen bin, zeigt sich in meiner Begeisterung über Hamsuns Buch von Amerika, in dem alle die Ansichten, für die ich in den letzten fünf Jahren den Halbtod erlitten habe, frank und frei ausgesprochen sind.

Und nun scheint es mir, als hätte mich nur der Massendruck von unten und das Neidgetrampel von oben zur Demokratie hinabgezwungen. Mich, den geborenen Aristokraten, der nur niemals Mittel und Gelegenheit hatte, es zu zeigen, weil es lebensgefährlich war und noch heute ist. Es wird daher wohl mein Los bleiben, lebendig zwischen den beiden Mühlsteinen zermahlen zu werden — wie schon bisher.

Dies über mich! Was nun über Sie und an Sie, der nichts von mir zu lernen hat?

Nur einen Dank, daß Sie mein Buch gelesen haben!

Ihr ergebener August Strindberg.

Lieber Herr Strindberg! Kopenhagen, 20. April 1890.

Vielen Dank für Ihren herzlichen Brief. Ich habe mich eine ganze Woche lang in Ihre älteren Schriften vertieft, die mir neu waren. Sie tauchten nämlich erst mit Röda Rummet an meinem Horizont auf. Auch das meiste aus Ihrem großen Geschichtenbuch habe ich mit Genuß gelesen. Ich besaß etwa zehn Bände von Ihnen, glaubte fast Ihre ganze Produktion zu besitzen und sah nun, wieviel darin fehlte. Doch sind die früheren Dinge ja weit geringer an Kraft und Originalität als die neueren.

Sie dürfen nicht von einer „zeitraubenden Korrespondenz" mit Ihnen reden. Sie sollten bloß wissen, was für Leute mir schreiben und mir die Zeit rauben.

Vertiefen Sie sich nur ja nicht so sehr in Nietzsche. Es ist ein Element in ihm, das zu brauchen ist, ein anderes, das Gefühl und Gedanken irreführt. Sie sind als Poet Ideengängen gegenüber nicht mißtrauisch genug.

Natürlich sollen die Armen im Geiste nicht obenauf sein, aber ebenso sicher hat der Unterdrückte sein Recht, und Nietzsches Lehre kann auf Proklamation des brutalen Rechts zu unterdrücken hinauslaufen.

Ich bin in die Lage gekommen, in einer Polemik meine eigene Lebensanschauung betreffs dieser Punkte zu entwickeln. Ich weiß nicht, ob Sie Gelegenheit haben, die dänische Zeitschrift Tilskueren zu sehen, wenn nicht, werde ich Ihnen die Artikel senden, die ich nach dem Erscheinen meiner Abhandlung über Nietzsche geschrieben habe. Die erste wird nächste Woche gedruckt.

Ich habe lange an einem großen Buche über Heine und Börne und das Junge Deutschland gearbeitet. Achtzehn Bogen davon sind gedruckt, aber noch ist viel Arbeit übrig. Dennoch hoffe ich es im Herbst herauszubringen. Ich bin im Grunde der historischen Arbeit müde. Wir leben hier unter politischen Verhältnissen, in denen alles Recht abgeschafft ist. Es gibt nur ein Land, wo es noch ärger ist: Rußland. Ich erhielt gestern einen Brief von dem bekannten landesverwiesenen russischen Revolutionschef Lavróf. Mein Herz ist mit diesen Männern. Nietzsche würde ihnen gegenüber, wie gegenüber den Männern der französischen Revolution nur „Ekel" fühlen. Sie sollen nicht in seinem Kielwasser fahren, sondern die Kritik Ihres kritischen Kopfes gebrauchen — Kritik ist überdies eine vorzügliche männliche Fähigkeit. Und Sie sollten nun in so reifem Alter nicht mehr so viel γυμναστικῶς (wie Lessing es nannte), Experimentierendes, wie Sie selbst sagen, äußern. Wir können ja nicht dafür, daß wir uns entwickeln, aber wir haben eine Art Pflicht oder wie man es nennen soll — ich kann das Wort Pflicht nicht leiden — die größtmögliche Einheit

in unser Leben und unsere Gedanken zu bringen, um die Leser nicht zu verwirren. Nicht wahr? Aber ich glaube wahrhaftigen Gotts, ich fange an zu verkünden. Meine Entschuldigung ist, daß es spät in der Nacht ist und dies mein achter Brief in einem Zuge.

Ihr ganz ergebener Georg Brandes.

Lieber Doktor. Boo, Vermdö, 22. April 1890.

Man hatte mich eben nach Upsala eingeladen, um zu „diskutieren": aristokratischer oder demokratischer Radikalismus. Ich lehnte die Einladung ab, weil 1. das Diskussionsthema nicht exakt formuliert war, da Aristoi und Δῆμος keine reinen Gegensätze sind und also nicht als entweder — oder gesetzt werden können, 2. weil ich auf Grund 41jähriger Erfahrungen keine Ansichten mehr zu haben wage, da ich 3. zur selben Stunde, wo ich mich entschließe, für die eine oder andere zu kämpfen, wieder gebunden bin und dann aufhöre zu wachsen, und es ist doch meine Lebensfreude zu fühlen, wie ich wachse.

Sie dürfen darum nicht glauben, daß ich Nietzsche gegenüber unkritisch bin, aber da er in mein Leben eintrat, gleich nachdem ich mir, ohne ihn zu kennen, seinen Standpunkt erkämpft hatte, so fiel sein Programm mit meinem zusammen.

Sie sagten mir damals, — Sie wissen doch, auf Kongens Nytorv —: Na, Strindberg, Sie, die Sie „die Kleinen" hassen, Sie werden wohl an Nietzsche Gefallen finden.

Und damit erkannten Sie, daß ich den Mann antizipiert hatte.

Und das hatte ich, weil ich kürzlich getötet, vernichtet worden war von meinen kleinen Tyrannen von Parteifreunden, die mich ins Irrenhaus stecken wollten — weil ich in der Frauenfrage recht hatte. (Sie sehen, meine Hand zittert noch, wenn ich daran denke.) Fürchten Sie nicht die großen Unterdrücker! Der Große und Starke ist edel, der Kleine aber ist boshaft und tückisch und dumm! Ich bin im Begriff, im Herbst das ganze Problem in einem großen Roman in Szene zu setzen.

Ich habe Ihren ersten Aufsatz über Nietzsche in Tilskueren gelesen und insbesondere Ihr vortreffliches: Man soll durch Nietzsche hindurch gehen (sich befruchten lassen) und sich dann von ihm reinigen — meinen Freunden vorgehalten. Auch ich bin von Schopenhauer erzogen (sah daher bald Hartmanns Aquation) und habe später in Feuerbach Nietzsches Entstehungsgeschichte gesehen. Habe in Hermione und noch mehr Meister Oluf (auch Anno 48, hie und da in „Schwedische Schicksale", das „Geheimnis der Gilde") meine Furcht vor Demos und demokratischer Aristokratie ausgedrückt. Was jedoch aus Nietzsche hervorgehen wird, das weiß ich nicht,

vielleicht eine autokratische Republik der Weisen. Aber der Kampf, diese „Weisen" zu sein! Herrje!

Wenn ich nun meinen Standpunkt mit Namen nennen soll, so wäre es vielleicht: Katheder-Anarchist! Das ist: Freiheit für die Besten, auch schalten zu dürfen.

Ein Reichstag wie heutzutage, ohne einen Mann der Wissenschaft; Richterstühle ohne einen Psychologen, kaum einen Juristen, lauter Berufsrichter; Staatstheater ohne einen erstrangigen Ästhetiker und Dramaturgen; und mitten in der Universität ein Kollegium von Hexenmeistern und Medizinmännern (indianischen!); alte oberste Offiziere um den ersten Leutnant des Landes.

Welch eine Gesellschaft! Die der Demokratie nach 1792! 1848! Ja, so ist die Gesellschaft gewachsen wie ein Gestrüpp, weil die Millionen Kleiner niemals einen Gärtner duldeten, ebensowenig wie die Schere im Haar!

Hier schließe ich und beziehe mich auf meinen Roman im Herbst.

Hiermit einige bibliographische Notizen, da Sie sich mit meiner Person beschäftigen.

Aber sehen Sie bloß, wie unüberschaubar das Material ist. Auch ich bin gewachsen wie ein Gestrüpp. Beachten Sie auch mein Qualifikationszeugnis, ausgestellt um eine Stelle zu suchen, die ich nicht bekomme. Da sehen Sie, daß auch ich ein gelehrter Herr bin, etwas, was meine Landsleute nicht wissen oder nicht zu wissen sich den Anschein geben.

Und nun wieder Lebewohl mit Grüßen an Edvard, den ich mit der Zeit ermüdet habe.

Ihr August Strindberg.

Bester Doktor. Göteborg, den 13. Oktober 1890.

Erlauben Sie mir, Ihnen einen jungen Dichter Birger Mörner zu empfehlen als einen suchenden Geist, der der Festigung im Glauben bedarf und dessen Persönlichkeit seiner Dichtung voraus zu sein scheint. Seine Angelegenheit in Kopenhagen ist hauptsächlich, in Berührung mit Literaten der Antisignani-Phalanx zu kommen.

Es gibt eine schöne Episode in der kurzen Entwicklungsgeschichte des Dreiundzwanzigjährigen, die seinerzeit Aufmerksamkeit erregte. Sohn eines reichen Mannes und mit einem in Schweden geachteten Namen, sollte er Offizier werden, verdarb sich aber seine Laufbahn dadurch, daß er sich für ein krankes Pferd und einen mißhandelten Soldaten einsetzte.

Er hat wohl eben infolge seiner gräflichen Geburt schwere Kämpfe zu bestehen, da er als einziger Sohn ausersehen ist, als Diplomat den Namen mit Glanz zu tragen.

Mir scheint er tiefen Natursinn zu besitzen, er selbst fühlt, daß er über ungewöhnliche Kräfte verfügt, liegt aber unter dem Druck von Familienverhältnissen, Kameradschaft und dergleichen und ist auch unschlüssig infolge der Rückzugbewegung unserer Neuromantiker, insbesondere Heidenstams mißverständlicher Auffassung des Naturalismus.

Mit der Bitte, ihn Edvard sowie Otto Benzon, die er besonders zu kennen wünscht, weiter zu empfehlen, zeichne ich Ihr ergebener

August Strindberg.

Ardagger, Niederösterreich, 31. Mai 1894.

Geehrter Herr Doktor.

Zu Ihnen hat man die Gewohnheit zu flüchten, wenn Dummheit, Bosheit, Neid den Einsamen übermannen, aber ich komme nicht wie die treulose Jugend Ihre Hilfe begehren, um dann mit wiedergewonnenen Kräften hinter Ihrem Rücken loszuschlagen.

Sie wissen vielleicht, daß ich anläßlich einer neu veröffentlichten Schrift, Antibarbarus, in Schweden als ein Schelm dargestellt worden bin, der nachher zum Narren wurde — diese Erfindung ist in Schweden erst fünfzehn Jahre alt! Meine Bitte ist nun, daß Sie, wenn Sie so wollen, ohne Ihren Namen sichtbar zu machen, diesen Brief in einer dänischen Zeitung, am liebsten Politiken, in Druck bringen. Kennen Sie irgendeinen dänischen Chemiker, der gebildet genug ist, zu verstehen, daß ich nur die Konsequenzen aus der Lehre, dem Monismus, gezogen habe, zu dem wir uns ja bekennen, und wollte dieser einige Einleitungsworte schreiben, so wäre es gut!

In Schweden gibt es nämlich keine Zeitung, die so ehrlich wäre, daß sie ein Wort zu meiner Verteidigung aufnähme! selbst wenn sie mich aufs äußerste geschmäht hat! Häckels Brief sagt nicht viel, aber es liegt doch darin ein Zugeständnis, daß ich nicht wahnsinnig bin und daß ein geistreicher Chemiker dieselben Ideen gehegt hat und ich mich mit ehrenvollen Gründen trösten kann. Ich habe viel Interessantes erlebt, aber dies letzte ist das Interessanteste: die Chemiker einer ganzen Nation vor Neid so starblind zu sehen, daß sie ihre eigenen Ansichten nicht erkennen, wenn sie sie von einem Mißliebigen dargestellt sehen!

Ich bin kein Dilettant in Chemie; habe als Knabe laboriert, als Kandidat der Medizin regelmäßige Studien betrieben usw. (Siehe hierüber Sohn einer Magd.)

Ich hätte über das Grinsen des ganzen dummen Schweden gelacht, denn ich besitze in Berlin unter praktizierenden Ärzten Anhänger, aber meine persönliche Freiheit ist diesmal bedroht und Angehörige beginnen sich meinethalben zu grämen. Ich baue auf Ihre Hilfe und hoffe Ihnen viel-

leicht meinerseits zu Diensten sein zu können, wenn ich im Herbst nach Paris reise, wo ich jetzt die Finger tief im Gewebe stecken habe!

Ihr August Strindberg.

Geehrter Herr Doktor.

Nach Absendung des heutigen Briefes sehe ich aus der Kopie des Schreibens von Häckel, daß es unmöglich zu publizieren ist. Das Wort absolut auf der letzten Seite mag ein Lapsus sein, wird aber bestimmt zu meinem Nachteil gedeutet.

Warum schreibt er den ganzen Brief, wenn er alle gute Meinung wieder zurücknimmt?

Kennen Sie Häckel und würde es Sie interessieren, seinen innersten Gedanken zu kennen? Wollen Sie ihm schreiben? Die Sache ist ja interessant, und ich habe Geduld, noch eine lange Zeit als Narr zu gelten!

Als Postskriptum

Ihr August Strindberg.

Lieber Herr Strindberg. Kopenhagen, 3. Juni 1894.

Habe heute Ihr Schreiben erhalten. Sie können sich darauf verlassen, daß Häckels Brief in „Politiken" veröffentlicht werden wird. Ich kenne nichts von den schwedischen Angriffen auf die Schrift, aber Sie lassen sich derlei zu nahe gehen. Schade, daß ich selbst in dem Fach inkompetent bin. Sie brauchen mir keine Gegendienste zu versprechen; das beschämt mich; glauben Sie nur, daß ich immer mit Freuden zu Ihren Diensten sein will. Diesmal ist ja die Gefälligkeit, die Sie wünschen, so gering, daß sie für nichts zu rechnen ist.

Ihr Georg Brandes.

Herrn Doktor G. Brandes. Kopenhagen, den 15. Juni 1894.

Indem ich hiermit Strindbergs Schrift „Antibarbarus" zurücksende, kann ich nicht leugnen, daß das Interesse, das, wie ich im vorhinein hoffte, für mich als Chemiker und Bewunderer Strindbergs sich an die Lektüre knüpfen würde, nicht befriedigt wurde. Wohl zweifelte ich, daß es S. gelingen würde, die chemische Wissenschaft zu reformieren; aber ich dachte, daß ein so genialer Autor, der sich mit Chemie beschäftigt hat, vielleicht blitzartig neue Gesichtspunkte, neue Wege beleuchten würde, auf denen zu wandern sich lohnen könnte. Wenn die Schrift nun als ärmliche Dilettantenarbeit vor mir steht, so ist dies nicht der Fall, weil die Ansichten des Verfassers von den gegenwärtig in der Chemie herrschenden abweichen, sondern weil er in Verteidigung seiner Anschauungen sich ganz auf der Oberfläche hält und keinerlei wirkliche Begründung gibt. S. be-

zeichnet sich selbst als Schüler des Aristoteles und sucht dessen Anschauung von dem Übergang des Wassers zu Luft wieder ins Leben zu rufen — eine Frage, die heute ernsthaft zu diskutieren mir schwierig erscheint. Er kritisiert die ältesten Versuche einer Bestimmung der Zusammensetzung von Luft und Wasser, scheint aber die zahlreichen neueren, exakten Bestimmungen nicht zu kennen. Sein eigener Versuch mit der Maus in der Flasche — das einzige Quantitative, das er anstellt — beweist nichts, da offenbar die Absorption des Sauerstoffs durch pyrogallussaures Kali in seinem Hauptversuch ganz unvollständig ist. — Im übrigen tritt er als Alchimist auf, indem er an die Möglichkeit einer wechselseitigen Verwandlung der Metalle und anderer Grundstoffe ineinander „glaubt". Kein Chemiker glaubt an die Unteilbarkeit unserer Grundstoffe, aber jeder ist überzeugt, daß so einfache Mittel, die Umbildung ins Werk zu setzen, wie S. sie vorschlägt (zum Beispiel Koks zu hämmern, um zu sehen, ob hierdurch Eisen daraus wird) und die alten Alchimisten sie versuchten, keinesfalls genügen. Die Ähnlichkeit, die er zwischen verschiedenen Stoffen findet — er nennt sie wiederholte Male „unglaublich" oder „fast unglaublich" — und auf welche er ihre gegenseitige nahe Verwandtschaft oder eigentlich ihre Identität begründet (Schwefel und Harz; Schwefelkohlenstoff und Benzol; Eisen und Koks; Kohle und Kiesel; Jod und Chinon; Blei, Silber und Quecksilber) ist völlig oberflächlich und zufällig und beruht häufig auf ganz unwesentlichen Eigenschaften wie Farbe, Geruch, Glanz usw. Überhaupt scheint S. in seinen chemischen Studien nicht über das qualitative Stadium hinausgekommen zu sein. Er hegt ein entschiedenes Mißtrauen gegen Zahlen und übersieht, daß die Chemie längst in die Reihe der messenden Wissenschaften eingetreten ist.

S. hat selbst nicht sonderlich experimentiert (man bekommt eine seltsame Vorstellung von den Laboratorien, die er besucht hat, wenn man auf der letzten Seite der Schrift liest: „Warum ist Salzsäure immer (!) mit Eisen verunreinigt?"), aber er schlägt eine Menge Versuche vor, von denen man sagen kann, daß sie entweder schon früher ausgeführt und ihre Resultate längst bekannt oder aber daß sie ganz planlos sind.

Um S. nicht das geringste Unrecht zu tun, will ich erwähnen, daß seine Zusammenstellung von Ammoniak und Wasser — zu der er allerdings auf eine höchst merkwürdige Art gelangt — insoweit berechtigt ist, als aus neueren Untersuchungen (unter anderen besonders aus solchen dänischer Chemiker) hervorzugehen scheint, daß diese beiden Stoffe einander in vielen Verbindungen ersetzen können. —

Anläßlich Strindbergs letzter Schrift von Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn zu sprechen, wie es ein schwedischer Rezensent tut, scheint mir ganz unangebracht, denn hier ist weder das eine noch das andere zu

ſpüren. Strindberg hat originell ſein wollen – aber zur Originalität gehört doch mehr als anderer Meinung zu ſein als alle anderen; unter anderem iſt es gewiß notwendig, in der Sache, von der man ſprechen will, gründlich bewandert zu ſein, eine Forderung, die S. zu erfüllen nicht den Eindruck macht. Ihr ehrfurchtsvoll verbundener Emil Peterſen.

P. S. Inliegend erlaube ich mir Ihnen ein Heft der Zeitſchrift „Die Natur und der Menſch" aus dem Jahre 1890 zu ſenden, das eine Abhandlung von mir enthält, in welcher ich eine populäre Zuſammenſtellung deſſen, was ſich gegenwärtig über die Frage „Einheit der Materie" ſagen läßt, verſucht habe. Obgleich der Inhalt dieſer Abhandlung Ihrem Intereſſe vielleicht etwas ferne liegt, könnte es Sie möglicherweiſe anläßlich der Strindbergſchen Schrift dennoch intereſſieren, ſie zu durchblättern.

Herr Doktor. Ardagger, Niederöſterreich, 9. Juni 1894.

Ich war zwei Tage krank, beeile mich nun, Ihnen zu danken.

Sende zwei Briefe: der deutſche iſt von einem Doktor der Chirurgie in Berlin, Carl Ludwig Schleich, bekannt als einer der Kämpfer gegen Koch und die Lymphe. Er ſowie ein anderer Arzt ſchreiben jetzt einen Artikel und ſenden ihn der Politiken.

Der andere iſt von Doktor Bengt Lidforß in Lund, der drei Jahre lang Amanuenſes am pflanzenphyſiologiſchen Laboratorium war, jetzt ſeit einigen Jahren auf Stipendium in Deutſchland. Er iſt Chemiker!

Lidforß hat eine gewiſſe bedeutende Stellung in Lund und iſt „Fortſchrittler", und ſein Wort gilt bei den Studenten viel. Er hat die Arbeit überſetzt und gedachte zu dem Buch über Strindberg einen Artikel über Strindberg als Naturforſcher zu ſchreiben. Die Briefe können im Auszug gedruckt werden. Sie müſſen nicht glauben, daß es diesmal mit meinem angedichteten Wahnſinn ſo unſchuldig iſt. Man ſpinnt drauf los und ſucht in der Schlafloſigkeit das Motiv.

Unterdeſſen: er kommt bald heraus, der Antibarbarus, in einer franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift, und ein Italiener überſetzt ihn, nachdem er ganz einfach das Buch „ſublim" gefunden hat. (Armer Mann!)

All dies, um Sie zu ſtützen, da Sie wahrſcheinlich in Kopenhagen mit Ihrer Meinung vereinzelt ſind.

Werde ich in der däniſchen Preſſe angegriffen, ſo wäre es gut, es zu Geſicht zu bekommen, denn dann werde ich mich auch erklären! in zwei Worten!

Die moderne Phyſik hat dreißig Jahre lang die Einheit der Kräfte gepredigt; alles iſt eins: Elektrizität, Wärme, Licht uſw.

Ich verkünde nun, daß die Materie eins iſt! Es gibt keine Elemente

absolut. Sein heißt ja für ein Element nur, unter gewissen Voraussetzungen, einer gewissen Temperatur, Druck usw. sein.

Darum sage ich: Wenn Wasserstoff bei gewöhnlicher Temperatur ein Gas und bei hohem Druck und starker Kälte eine metallische Flüssigkeit ist, dann kann es doch Natrium sein, meine ich. Gerade wie schmelzendes Blei Quecksilber ist usw.

Ist dies Wahnsinn? Ich nenne es Monistische Chemie!

Ich ermüde Sie! Aber diesmal finde ich, Schweden hat sich aufgeführt wie ein Schuft — und ich bin schlechter Laune!

Ihr August Strindberg.

Ardagger, Niederösterreich, den 19. Juni 1894.

Herr Doktor.

Ihr Schweigen beunruhigt mich nicht der Sache wegen, denn ich bin ganz resigniert. Aber finden Sie das Ganze gegen Ihre Intentionen und Interessen, so löse ich Sie, sine ira, von dem Auftrag, nur mit der Bitte um Rückgabe der Briefe.

Hätten wir fortgesetzt, hätte ich Ihnen zwei interessante Details über den Ursprung der beiden Zeitungsrezensionen gegeben. Es ist natürlich unser gesegneter Geschlechtstrieb, repräsentiert von einem Weibe, die schwachen Subjekten wie H. B. und B. D. das Gehirn verdrehen kann.

Beide Kritiken sind in Berlin geschrieben, die eine von einem Rivalen, dessen Frau sich in meine langen Arme geworfen hat, und die andere von dem Schwager der Frau. Indessen . . . .

Meine Ärzte in Berlin haben versprochen, den Protest nebst Kritik über das Buch zu schreiben und Ihnen zu senden.

Einen Augenblick habe ich an Otto Benzon gedacht, den Chemiker und Dichter, aber er ist leider auch Fabrikant!

Gibt es keinen jungen Monisten in der Gesellschaft, der die ganze Idealistenchemie durchschaut, mit ihren verschiedentlichen Schöpfungsakten für jedes Element?

Schließlich, obwohl es peinlich ist: Wenn Sie einen Brief von meiner gegenwärtigen Gattin erhalten, seien Sie so gut, ihn mir zu returnieren. Ich sammle nämlich diese Briefe, da sie die kleine Manie hat, allen berühmten Männern meiner Bekanntschaft zu schreiben, und ich habe schon gehört, daß sie nach Ihnen auslugt, um mich zu beschützen! gegen unbekannte Gefahren, als ob es Gefahren für mich gäbe nach allem, was ich durchgemacht habe!

Verzeihen Sie meine Ungeduld, aber ich bin ein wenig nervös.

Ihr August Strindberg.

Sehr geehrter Herr Doktor.

Eben jetzt sehe ich im Journal des Débats zwei neue Bücher, deren Titel etwas Antibarbarisches andeuten. Vielleicht interessiert sich Ihr Chemiker dafür:

François Jollivet-Castelat: La vie et l'Ame de la matière. Etudes de dynamo-chimie.

Société d'Editions Scientifiques 4 rue Antoine Dubois (Paris).

3.50 Franken.

Claude Hemel: Les Métamorphoses de la matière.

3.50 Franken. Ibidem.

Eiligst hochachtungsvoll August Strindberg.

Herr Doktor.

Nun habe ich die beiden französischen Bücher gelesen und finde, daß ich in eine Hauptströmung geraten bin, die eine unglaubliche Fahrt zu nehmen scheint. Die wissenschaftliche Behandlung der Naturwissenschaften wurde erwartet, als Häckel dreißig Jahre alt und die Chemie abgefault war, unbefruchtet vom Transformismus. Nun sehe ich indessen, daß es eine ganze französische Literatur in meinem Genre gibt. — Erhielten Sie die beiden französischen Bücher, die ich Ihnen zu senden ersuchte? Nordenskiöld müßte sie bekommen haben, denn Castelat schrieb in seinem Buch über das Zodiakallicht und die Möglichkeit von Ringen um andere Planeten als den Saturn! — Ich bin nicht sicher, ob Ihr dänischer Chemiker nicht bald Nachzügler ist.

Sehe nun in einem Buchkatalog, daß 1889 in Paris erschienen ist: Tiffereau et Franck: L'Or et la transmutation des métaux. 5 Franken. Castelat zitiert einen Ed. Robin und einen Doktor Gibier, die mir beide unbekannt sind, aber im Genre! Ihr Aug. Sg.

Geehrter Herr Doktor.

Eben jetzt Ihr Brief, und da ich nicht verwöhnt bin, so muß ich zufrieden sein, und danke sagen.

Aber ich glaube, Sie haben Lidforß in eine Schlinge verwickelt, aus der er nicht leicht herauskommt.

Erstens hatte er diesmal die Signatur in B. D. abgeändert. (Er hat sich aber vor einem Bekannten in Berlin zu der Verfasserschaft bekannt.) Zweitens stellen Sie ihn als meinen Anhänger in dieser Sache hin. Aber das ist er ja nicht; lesen Sie weiter in Dagens Nyheter, so sagt er (ich habe das Blatt nicht hier) ungefähr: „Was soll man glauben? Sg. scheint wie Hoffmann in ‚Elixiere des Teufels' zuerst aus Spaß seine Theorien gedichtet, zuletzt aber selbst an sie geglaubt zu haben." Also ist

B. L. in der Zeitung nicht mein Anhänger, aber in seinen Briefen ist er es, und jetzt haben Sie ihn bei den Ohren genommen und zu meinem Bewunderer gemacht. (Dies wird schließlich sehr kompliziert werden!)

Was den dänischen Chemiker betrifft, so sagt er einerseits, das Buch sei nur ein Begehren, originell zu sein; andrerseits, meine Ideen seien nicht neu, sogar anerkannt; so, daß die Elemente nicht einfach sind! Dieser Chemiker glaubt aber nicht, daß Schwefel ein zusammengesetzter Stoff ist. Und wenn er meint, daß meine Theorien anerkannt sind, so sollten ja er und ich einig sein, aber das will er nicht, weil er originell sein will, wie wir alle es wollen (= Differenzierungstrieb).

Ein Detail: In einem kleinen deutschen Handbuch der Chemie, in Leipzig 1893 von einem Professor daselbst herausgegeben, steht, daß man das Metall Nickel für einen zusammengesetzten Stoff hält. Steht das noch in irgendeinem dänischen (oder schwedischen) Handbuch? Es scheint mir, als beherrschte ich mein Fach, die Chemie, besser als der berühmte dänische „Fachmann". Weiter: ist es so närrisch vorzuschlagen, Koks zu hämmern, um zu sehen, ob Eisen daraus wird?

Das Metall Platin, das mittelst Niederschlag aus seinen Lösungen gewonnen wird, ist schwarz wie Ruß (Platina schwarz oder Mohr) und wird erst durch Hämmern metallisch!

Wer edel genug ist zuzugeben, daß ein Zusammenhang zwischen Ammoniak und Wasser ist, weil sie einander in Verbindungen ersetzen können, muß doch auch anerkennen, daß Wasserstoff ein Metall ist, da es in allen möglichen Verbindungen von Metallen ersetzt wird und also verdichteter Wasserstoff Natrium oder irgend etwas anderes sein kann.

„Objektiv" genommen: finden Sie, daß Lidforß' Abhandlung einen Anschluß an meine Ideen andeutet?

In Schweden ist sie indessen nicht so verstanden worden und sie gab den ersten Anlaß zu den Gerüchten von Verrücktheit, und L. will sicherlich seinen Artikel nicht als ein Mitschuldigenverhältnis aufgefaßt sehen.

Genug davon: Leben wir in zehn Jahren, so werden wir sehen, ob nicht diese Ideen benützt, der Urheber verschwiegen und die Epigonen große Männer sind; der Alchimist Strindberg wird doch als Chemiker anerkannt sein, in hundert Jahren!

In Paris und auch in Berlin geht die moderne Chemie der „Alchimie" entgegen usw., dem Monismus (= Aristoteles). Das scheint aber der Däne nicht zu kennen. (Er mag für den Anfang Saporta lesen oder Tiffereau.)

Also: die Sache ist erledigt worden; ich habe Sie belästigt, und wir beruhigen uns! Ihr August Strindberg.

Lieber Herr Doktor Brandes. Ardagger, 26. Juni 1894.

Ich glaubte nicht, daß das Leben mir noch weitere Überraschungen zu bieten haben könnte, nun aber, als diese wunderbare Geschichte mit Lidforß kam, entdeckte ich, daß das nur Selbstschmeichelei war. Ich versuchte zuerst sie ausschließlich interessant zu finden, dann aber fiel ich zusammen, zurück in die alten Spuren und fand sie traurig. Warum traurig? — Vor ungefähr vier Jahren suchte mich in Lund ein junger Mann auf, der mich verehrte. Es war Lidforß, dazumal Amanuensis am pflanzenphysiologischen Laboratorium. Er hatte ein paar Jahre zuvor meine „Blumenbilder und Tierstücke" gelesen und unter der leichten Form die Schlüssel zu einer neuen Naturwissenschaft gefunden, und er schwor, er würde in seiner Doktordissertation Strindberg zitieren. Wir botanisierten in Lund, sprachen vierundzwanzig Stunden lang abwechselnd von Biologie, Botanik, allem.

Ich kehrte in die Stockholmer Gegend zurück und wir korrespondierten lange über Naturwissenschaft, wobei L. sich als Schüler konstituierte, mir Kräuter, Bücher sandte, mir sein größtes Mikroskop anbot usw., sowie auch Sie mit Mörner wegen des Strindbergbuches besuchte, in welchem L. ja über „Sg. als Naturforscher" schreiben sollte.

Da kam der Geschlechtstrieb.

Ich lebte in Berlin, Witwer und niedrig und wartete auf den Wind, der mich aufs Trockene schleudern sollte. Da ich kein Heim hatte, saß ich, wie andere Sturmverschlagene in der Schenke, um jemandem zum Plaudern zu haben. — Da kam ein norwegischer Maler mit einem Weibe; der Maler protzte mir gegenüber auf (er wußte nämlich nicht, daß ich zwei Weiber hatte, obwohl ich darin nichts fand, was des Dicketuns wert war). Das Weib war neugierig auf Sg., den Frauenhasser, und der Liebhaber übermütig. Mit einem Wort, ich tat meine Pflicht mir gegenüber — und dann retirierte ich. Das verletzte das Weib.

Da kommt L. nach Berlin und präsentiert sich dem Madamchen als Bewerber. Ich stellte L.'s Menschenwürde höher, und ich sagte ihm alles — sogar daß seine Braut in dreißig Tagen vier Völkerschaften über sich gehabt habe.

Er freite dennoch und bekam einen Korb! Dann heiratete ich meinerseits und reiste ab.

Madamchen verkuppelten wir zuvor mit einem Polen, und L. wurde Hausfreund. (Später traten auch der Norweger und der Preuße als Freunde bei den Neuvermählten an.)

Eine lange Pause!

Dann taucht L. abermals auf, nachdem er aus dem polnischen Lager ausgewiesen worden, und da sucht er mich auf.

Er übersetzt „Antibarbarus", verkehrt täglich während des Korrekturlesens mit mir, macht allerdings Detailbemerkungen, ist aber in der Hauptsache mit mir einig. Wir scheiden als Freunde, nachdem das Buch gedruckt ist. Sechs Tage danach lese ich seinen Artikel in „Dagens Nyheter", der also den Tag nach meiner Abreise geschrieben sein mußte, um nach Stockholm zu gelangen, hier gedruckt zu werden und wieder zur Donau herabzukommen.

Zuerst frappierte mich die falsche Signatur B. D. statt des gewohnten B. L. — Dann aber dachte ich: also noch ein Rest von Schamgefühl.

Nun findet sich aber ein Detail in dem Briefe, der mir zu dem Glauben Anlaß gibt, daß er, B. L., es ist, dessen Geist gestört ist. In seinem Motto: „Themistokles wanderte nachts umher, weil er nicht schlafen konnte", gibt er sich selbst. Es hat ja gar keinen Bezug auf meine Person und meine Gewohnheiten, denn ich lege mich um acht, neun, zehn Uhr nieder, wenn ich ordentlich bin, während Lidforß ein bekannter Nachtwandler ist.

Und liest man das ganze Zitat, so lautet es so: Themistokles wanderte nachts umher, weil Miltiades' Siege ihm keine Ruhe zum Schlafen ließen.

Dies war es also, was wider seinen Willen hervorkroch.

Die schwedischen Zeitungen aber spannen weiter und suchten in meiner Schlaflosigkeit die Ursache zu meiner Geistesstörung.

Na, Sie haben dasselbe erlebt, und die perfide Jugend bleibt sich gleich.

Daß man entwachsen und seine Lehrer überwachsen kann, ist Tatsache, aber in zwei Tagen — das ist unmöglich!

Er ging also während unserer letzten Tage in Berlin mit dem Messer in der Tasche umher, und das heißt Straßenräuber!

Er kann sich auch nicht damit verteidigen, daß er Mitleid mit der Torheit des Toren hatte und ihn darum schonte, denn seine Briefe zeigen, daß er meine Naturwissenschaft ernst genommen hat, was auch seine nächsten Schriften erweisen werden. Aber nun bin ich bereit, sofort meine pflanzenphysiologischen Versuche drucken zu lassen, besonders über die Transmutationen der Pflanzen (in den Primordialblättern) und über das Nervensystem (nicht Seele!) der Pflanzen, welches B. L. in Briefen als meine Erfindung und absolut neu anerkannt hat!

Diesen langen Brief brauchen Sie nicht zu beantworten; aber ich bitte Sie, ihn aufzubewahren.

Früher pflegte ich mich nicht zu verteidigen, nun aber sah ich ein ganzes Lengendarium von Mythen um meine Person entstehen (vgl. Frau Marholms blödsinnigen Artikel im Strindberg-Buch!), unausrottbare Legenden, die Folgen hatten, geradezu gefährliche Folgen für mich, und da parierte ich und gab den Stoß zurück. Sofort schrie man nach Rache, weil ich

ein Rachgieriger ſei; ja man hatte die Frechheit zu fordern, ich ſelbſt ſollte mich gegen die Wand ſtellen, während die anderen ungeſtört auf mich ſchießen durften.

Wenn Sie bei Politiken irgendwelche Begräbnistendenzen betreffs Ihres Artikels merken, ſo ziehen Sie ihn zurück und ſuchen Sie eine andere — vielleicht ſchwediſche! — oder norwegiſche Zeitung!

Ich bin wahrſcheinlich in acht Tagen in Schweden, und da wäre es gut, nicht mit dem Schein des Toren um den Scheitel zu kommen.

Dank einſtweilen und möge es Ihnen beſſer gehen als mir.

Ihr Auguſt Strindberg.

Viſitenkarte. 30. November 1896.

August Strindberg

Ancien attaché à la bibliothèque royale de Suède,
Médaille de la société impériale Russe de géographie.
Membre de la société astronomique de France,
de la société des Auteurs et Compositeurs dramatiques à Paris
et de l'Alliance Française.

Auf der Durchreiſe zur Weiterfahrt morgen früh fragt an, da nicht in Beſuchskleidung, ob Doktor Brandes an irgendeiner beſcheidenen Stelle heute abend mit ihm zuſammentreffen will.

Im Kriegsflugzeug

von Rudolf Requadt

Artilleriebeobachtung

Die Anforderungen, die bei einer regelrechten Artilleriebeobachtung an Beobachter und Führer gestellt werden, sind die höchstmöglichen; die Arbeit, die sie zu leisten haben, ist die anstrengendste ihrer ganzen Tätigkeit. Ich meine nicht jene Artilleriebeobachtung, die mit der Erkundung zusammenhängt, sondern jene, bei der es gilt, den genauen Stand feindlicher Batterien zur Niederkämpfung festzustellen, das Ziel der eigenen Artillerieleitung zu übermitteln, die Lage der Schüsse bei der darauffolgenden Beschießung zu korrigieren. Das erste, den Stand feindlicher Batterien zur Niederkämpfung festzustellen, ist zugleich das schwerste. Die Geschütze sind in der Regel in die Natur der in Frage kommenden Gegend vollständig einmaskiert, so daß es, wie bei der Erkundung, nur die Erfahrung vermag, ihre Stellungen aufzufinden. Die Hauptanforderung wird dabei naturgemäß an den Beobachter gestellt, aber wenn er etwas erreichen will, so muß ihm der Führer mit der Steuerung der Maschine gewissermaßen stets in die Hände arbeiten. Dies Ineinanderarbeiten geschieht am sichersten mittels mündlicher Verständigung durch den Schlauch, aber auch ein gewisses stummes instinktives Zusammenarbeiten ist nötig, muß geschehen. Sobald der Beobachter etwas erreicht hat, was bei der nötigen Erfahrung gewöhnlich nicht lange dauert, muß das Resultat der eigenen Artillerieleitung gemeldet, angezeigt werden. Falls die ganze Situation keine besondere Eile erfordert, so geschieht das zuweilen, indem die mit der Kamera gemachten Aufnahmen vorgelegt werden. Dies Verfahren wird aber seltener angewendet; in den meisten Fällen zeigt der Beobachter sogleich vom Flugzeug aus das Ziel an, indem er es mit einer Rauchbombe markiert. Die Artillerieleitung veranlaßt danach gewöhnlich ein Geschütz einer Batterie, sich nach der Bombe einzuschießen. Das Einschießen geschieht in der Weise, daß erst ein Schuß hundert Meter vor das Ziel, dann ein anderer hundert Meter hinter das Ziel gelegt wird. Der Beobachter im Flugzeug, das selbstverständlich währenddessen ununterbrochen kreist, unterrichtet sich nach Abgabe der Schüsse sogleich, wie sie zum eigentlichen Ziel liegen. Vorhandene Ungleichheiten merkt er sich, um sie der Artillerieleitung mittels der ihm zur Verfügung stehenden Signale anzugeben. Die Artillerieleitung läßt nach den Korrekturen das Richtgeschütz neu einstellen, worauf wieder zwei Schüsse abgegeben werden. Der Beobachter stellt natürlich sogleich wieder die Lage dieser beiden Schüsse fest; wenn Korrekturen nötig sind, gibt er

ſie in der üblichen Weiſe an, wonach das Richtgeſchütz wieder ſchießt. Dieſe gegenſeitige Tätigkeit wiederholt ſich ſo lange, bis die zwei Schüſſe des Richtgeſchützes in wenigen Metern Abſtand vor und hinter dem Ziele liegen. Wenn die Situation ſo weit gereift iſt, hat der Flieger ſeine Schuldigkeit getan; er kann gehen. Statt deſſen tritt nun die ganze Batterie, der das Richtgeſchütz angehört, in Tätigkeit. In der Regel genügen ein paar Salven, um eine auf dieſe Weiſe feſtgeſtellte Artilleriepoſition gründlich zu vernichten.

Die Artilleriebeobachtung ſchließt außer dem Angriff feindlicher Flieger in erſter Linie die Gefahren einer urgewaltigen Beſchießung in ſich. In den meiſten Fällen iſt es eine Rundfahrt in einem Regen von Artilleriegeſchoſſen. Die ſchlimmſte Fahrt, die ich in dieſer Hinſicht gemacht habe, iſt die nachfolgende; ſie ſteht für mich völlig vereinzelt da.

Der Kampf um den Weichſelübergang in der Nähe des Nebenfluſſes Pilica war entbrannt. Die Artillerien der Ruſſen und Deutſchen bekämpften ſich mit größter Munitionsverſchwendung. Während die Ruſſen verſuchten, durch eine trommelfeuerähnliche Beſchießung des diesſeitigen Weichſelufers der deutſchen Infanterie den Übergang über den Fluß zu verſperren, zielten die Deutſchen darauf hin, die Batterien der Ruſſen zu vernichten. Die ruſſiſche Artillerie ließ ſich jedoch nicht ſo eins zwei drei ſtören. Unter andern war es eine feindliche Haubitzenſtellung, die mit einem ununterbrochenen Trommelfeuer den Operationsbereich einer unſerer Infanteriekolonnen beſchoß, ohne daß es gelang, ſie ganz oder teilweiſe mundtot zu machen, denn es fehlte jede genaue Angabe über den eigentlichen Standplatz der Geſchütze. Nachdem bereits ein anderes Flugzeug unſerer Abteilung reſultatlos, aber mit ſchwerverwundetem Beobachter, von einem Beobachtungsfluge zurückgekehrt war, bekam ich Befehl, zur Beobachtung aufzuſteigen.

In ganz enggewundenen Spiralen ließ ich die Maſchine mit Vollgas ſich bis auf zweitauſend Meter in die Höhe ſchrauben, dann wandte ich nach Oſten ab. Der Tag war hell und klar, aber die von der Erde aufſteigenden Geſchoß- und Branddämpfe hatten über die ganze Gegend einen gelblich-fahlen Dunſtſchleier gelegt. Die Weichſel ſchimmerte wie ein mattes Silberband in grauweißem Kleide. Auf ihren beiden Seiten wälzten ſich große ſchwarze Rauchwolken, die von den Geſchoßexploſionen herrührten. Mit raſender überſtürzter Schnelligkeit ſchoſſen ſie nebeneinander als ſpitze Wolken aus der Erde empor; hier eine allein, dort mehrere zuſammen, hier mehrere kleine, dort eine große; alle zuckten ſie haſtig, grell und wild auf und verloſchen dann matt und kraftlos wie ſteifer Qualm aus übervollem Fabrikſchornſtein. Das dauerte nun bereits den ganzen Vormittag.

Die Weichsel lag unter uns. „Hier müssen sie irgendwo stecken!" rief mich der Beobachter durch den Schlauch an, wobei er erdwärts zeigte. Ich warf einen Blick hinab. Das Gelände stieg von der Weichsel mit kleinen Wellungen sanft gen Osten an; es bestand zum größeren Teil aus Wiesen, zum kleineren Teil aus Ackerflächen, an einigen Stellen war es von Böschungen durchzogen. In den Böschungen stecken sie! fuhr es mir durch den Sinn. Der Beobachter hatte zweifellos dasselbe gedacht, als er mich eben anrief. Ich nickte ihm jetzt zu, dann ließ ich die Maschine über der Gegend fortwährend Kreise und Schleifen beschreiben, während ich sie dabei in einer Höhe von zweitausend Metern hielt. Der Beobachter arbeitete unterdessen an seinen Apparaten, Fernrohren und Karten; ab und zu gab er mir Anweisungen für genaue Steuerung.

Wir wurden stark beschossen; je länger ich die Maschine in ein und derselben Gegend kreisen ließ, desto dichter wurde der Schwarm der Schrapnellwolken um uns. Das Geballer der Explosionen wurde allmählich geradezu infernalisch; in allen möglichen Tonarten machten sie sich bemerkbar; bellend, knackend, zischend und zerreißend mischten sie sich in das eifrige Knattern des Motors, in das pfeifende Sausen des Propellers. Pscht-bäff!! — zisch — bums! — rums! — krax-pitsch-tschtschtschtschtscht — prssss-ssssss — huisitsch-schtschtschtschtscht-sssum! — ssst-ssssst-ssst-sst —, das waren so in ununterbrochener Reihenfolge die Hauptmelodien, mit denen die Unzahl der größeren und kleineren Zuckerhüte krepierte, mit denen die Schrapnellkugeln, die Hülsenstücke, die noch unexplodierten Geschosse an unseren Ohren vorbeisausten, zischelten, prasselten, heulten; selbstverständlich in enorm gedämpfter Tonkraft, so daß nur das geübte Ohr sie aus dem Motorgeknatter und Propellergeheul herauszuerkennen vermag. Hierzu kam noch: wir wurden scheinbar auch von Haubitzen beschossen; jedesmal, wenn eines dieser großen Geschosse in unserer Nähe krepierte, geriet die Maschine infolge der bei der Explosion entstandenen Lufterschütterung in heftige Schlingerbewegungen; es passierte dabei einige Male, daß der wegstoßende Luftdruck die Maschine buchstäblich aus ihrer Bahn schleuderte, ein paarmal rutschte sie plötzlich eine Strecke nach unten weg, ein andermal geriet sie in einen grauenerregenden Wirbel, dessen Ursprung ich mir nicht recht erklären kann, ich vermute aber, daß dicht neben uns ein Geschoß unserer großkalibrigen Steilfeuergeschütze aus einer Höhe von sechstausend bis achttausend Metern heruntergesaust ist und die Maschine im Strudel mit sich riß; ich weiß jedoch nur, daß ich plötzlich fühlte, wie sich die Maschine mit Abzug nach unten einige Male um die eigene Achse drehte. In diesem höllischen Feuerwerk, in dieser geschoßgepeitschten, geschoßdurchfurchten Luft flogen, sausten wir mit größter Geschwindigkeit kreuz und quer umher; zwei Kilometer durchschossen wir in einer Minute, dreiunddreißig Meter in einer Sekunde;

dazu ließ ich die Maschine soviel wie möglich Kurven schneiden, seitwärts, aufwärts, abwärts. Ich wußte, wenn die Maschine getroffen wurde, war es weiter nichts als ein Zufall, aber ich wußte auch, daß der Zufall nach menschlichem Ermessen jeden Augenblick eintreten mußte. Allmählich lagerte sich ein dumpfes bedrückendes Gefühl in meine Brust, lag darin wie ein Eisblock; trotzdem arbeitete ich kalt und hart wie die Maschine selbst, ungestört und sicher als sei ich aus Eisen.

Plötzlich fühlte ich einen Händedruck auf meiner Schulter. Der Beobachter. Ha, dachte ich, er hat die Biester gefunden! Irrtum. Er zeigte mit seiner einen Hand über meine Nase in die Höhe. Teufel, da ging ein feindliches Flugzeug fünfhundert Meter über mir! Was will das hier? fuhr es mir durch den Sinn, mich beschießen? Bomben auf mich werfen? Ich hätte bei diesem Gedanken fast gelacht: lächerlich, das würde in diesem Eisenhagel nicht mehr bedeuten, als wenn eine Mücke ihr Wasser in den Rhein fallen läßt! Ich nahm mir sogleich vor, mich überhaupt nicht um den Russen zu kümmern. Als ich es nach einer Weile doch nicht lassen konnte, sah ich, daß er Reißaus nach Osten nahm. Warum? Aha, ein zweites deutsches Flugzeug kam von Westen, in noch größerer Höhe als er, herangefegt. Darum!

Ich sah nach der Uhr. Die Zeiger zeigten auf zwei. Eine Viertelstunde hatte der Flug bis jetzt gedauert, mir kam es aber vor, als sei die Viertelstunde eine ganze. Ich wandte mich gegen den Hörschlauch, ich wollte den Beobachter nach dem Stande der Beobachtung fragen, aber ich ließ es im letzten Augenblick, damit er nicht nervös wurde. „Ich hab's!" schrie er dann plötzlich durch den Schlauch. „Wo?" schrie ich zurück. Er gab es an: in einer Böschung, die stellenweise etwas breit war, standen die Geschütze vollständig verdeckt; auch die Mündungsrohre waren zugedeckt, so daß der Abschußblitz, der so oft zum Verräter wird, nicht sichtbar werden konnte. An den der Böschung langsam entweichenden Abschußdämpfen hatte er die Stellung schließlich entlarvt.

Ich atmete auf. Das Schwerste war überstanden. Der Beobachter ließ dann einen Wimpel fallen: Achtung! Kurz darauf begann er mit einer Signallampe zu hantieren, in den rückwärtigen deutschen Stellungen antwortete sogleich eine andere. Blitz folgte auf Blitz. Das letzte Zeichen war: Verstanden! Der Beobachter holte dann zwei Rauchbomben hervor; er winkte mir zu: über der Böschung entlang! Ich drosselte den Motor rasch auf die niedrigste Tourenzahl ab und flog dann mit langsamster Fahrt über die Böschung hinweg. Der Beobachter ließ die Bomben fallen, sie kamen nahe beieinander zu liegen; während ich dann wieder Vollgas gab, sah ich, daß von unten ein dicker schwarzer Qualm emporstieg. Eine Weile verging; ich ließ die Maschine in zweitausendfünfhundert Meter

Höhe schöne gleichmäßige Kreise über der Böschung ziehen; der Beobachter starrte durch das Fernrohr gespannt hinab, auch ich sah in den freien Augenblicken erdwärts. Plötzlich: die erste Geschoßexplosion lag zweihundert Meter vor der Böschung, kurz darauf die zweite direkt in der Böschung. Hm, beide Schüsse saßen zu kurz. Der Beobachter klimperte an der Signallampe, die andere antwortete. Pause; währenddessen sah ich, daß aus der Böschung längliche Punktgestalten herausgerannt kamen, irgendwo verschwanden. Plötzlich wieder zwei Schüsse: der erste zirka fünfzig Meter vor die Böschung, der zweite zirka fünfzig Meter hinter die Böschung. Ausgezeichnet! Das war die rechte Spur! Zweite Pause; dann lagen die zwei Schüsse kurz vor und kurz hinter der Böschung. Der Beobachter begann wieder auf der Signallampe zu tippen, die andere erwiderte; man verständigte sich sicher über weitere Einzelheiten, dann sagte der Beobachter durch den Schlauch: „Beobachtung erledigt!" Ich ließ die Maschine jedoch noch kreisen, weil ich das Ende der feindlichen Batterie mit ansehen wollte. Knapp fünf Minuten vergingen, plötzlich: dicht vor der Böschung sprangen mit einem Schlage acht spitze Wolken aus der Erde, verbreiterten sich dann langsam zu einer einzigen langen Rauchwolke; gleich darauf zuckten auf der anderen Seite der Böschung ebenfalls acht Wolken empor und vereinigten sich langsam mit der anderen Wolke; von der Böschung war nun nichts mehr zu sehen als ein paar schwarze Flecke. Noch zweimal schlugen acht solcher kleinen Wolken auf, dann gab es plötzlich eine ungeheure mit gelblich-weißem Dampf vermischte Stichflamme: die Munition war explodiert, die Batterie vernichtet.

Zweikampf

Wir kehrten von einem Aufklärungsfluge zurück und schwebten über der Blonie-Ebene im Luftmeer in einer Höhe von fünfzehnhundert Metern. Der Himmel war vereinzelt bewölkt, die Wolken gingen in verschiedenen Schichten, zogen aber alle sehr schnell an uns vorbei. Von Südwesten her wehte eine steife gleichmäßige Brise, die mir die Maschine auf der einen Seite fortwährend ein wenig leichtete. Der Flug war zu ertragen.

Es war fünf Uhr nachmittags. Ich rechnete gerade aus, wo wir uns befinden konnten. Das Resultat war: halbwegs Warschau – Blonie. „Hallo," sprach da plötzlich die Stimme des Beobachters durch den Schlauch, „Flugzeug rechts voraus in Sicht!" Ich schaute auf, sah umher, suchte, doch ich erblickte nichts als Wolken, wie sie sich grau und schwer um mich im Kreise wälzten. Irrtum? fragte ich mich. Nein! Ich fühlte: irgendwo muß ein Feind stecken! „Donnerwetter," schrie ich in den Schlauch: „Wo denn?" Einen Augenblick Pause, dann klang's zurück: „Fünfhundert Meter rechts voraus! Dreihundert Meter höher! Ein Russe!" Mein

Blick folgte haſtig der angegebenen Richtung, traf zunächſt auf einige ſtumme Wolkenwände, aber dann: mit einem Male tauchte zwiſchen auseinanderfahrenden Wolkenballen ein Flugzeug auf. Wirklich, ein Ruſſe! Wir flogen direkt aufeinander zu; er kam von Weſten, ich kam von Oſten. Ich erkannte ſogleich, daß meine Lage ſo ungünſtig wie nur möglich war, und überlegte raſch: was tun? Der Ruſſe hat mit ſeinen dreihundert Metern Mehrhöhe von vornherein den Trumpf des ganzen Spiels in den Händen; er kann mich jeden Augenblick aus ſicherer gefahrloſer Stellung beſchießen, er kann mich mit Bomben bewerfen, kurz, alle Vorteile ſind auf ſeiner Seite, ich dagegen habe nur die Wahl zwiſchen Flucht und ungleichem ausſichtsloſem Kampf. Alſo: Flucht? Nein, ich fliehe nicht, grundſätzlich nicht, ich gehe keinem Feinde aus dem Wege, das tat ich nie, das tu ich auch jetzt nicht, obwohl es mein erſter Luftkampf iſt; jedenfalls: nein, nie! Schön, aber dann: Kampf? faſt ausſichtsloſen Kampf? Selbſtverſtändlich: Kampf! Mag kommen, was da will! Es gilt! Das war blitzſchnell überlegt, zugleich hatte ich einen Entſchluß gefaßt: Zunächſt werde ich dem Kampfe ausweichen, alſo Flucht markieren, in Wirklichkeit aber verſuchen, günſtigere Verhältniſſe für mich zu ſchaffen, den Ruſſen zu überfliegen; erſt dann den Kampf aufnehmen.

Meine Maſchine ſauſte unter dem Ruſſen her. Der Ruſſe wandte in dieſem Moment die ſeine aus dem bisherigen Kurſe in einer halben, ſteil auf mich niedergehenden Spirale um, ſo daß er im nächſten Augenblicke etwa einhundertfünfzig Meter über mir und knapp hundert Meter hinter mir im gleichen Kurſe mit mir flog. Als ich die Halbſpirale ſah, ſtanden mir die Haare zu Berge, denn ich glaubte einen Augenblick lang, der Ruſſe ſei verrückt geworden, er wolle kurzerhand von oben her direkt in meine Maſchine hineinfahren, was ſowohl meinen wie auch ſeinen Untergang bedeutet hätte. Ich wußte jetzt gleich, mit was für einem Gegner ich mich meſſen ſollte. Ich war nun einen Augenblick vollſtändig ratlos, weil ich einerſeits wußte, daß ich in dieſer gegenwärtigen Stellung zu dem Ruſſen, die für mich noch bedeutend ungünſtiger, für den Ruſſen dagegen noch günſtiger war als bei unſerem Zuſammentreffen, nicht lange bleiben durfte, aber anderſeits nicht wußte, wohin ich mich auf den Schlag wenden ſollte. Plötzlich hörte ich hinter mir einen kurzen ſcharfen Knall; als ich mich erſchrocken umſah, ſah ich, wie der Beobachter, mir den Rücken zugewandt, in den Knien in ſeinem Sitze hockte und mit ſeinem Karabiner nach dem Ruſſen feuerte. Ausgezeichnet! dachte ich. „Steuerung! Steuerung!“ mahnte etwas in mir, „wo anders hin! ſchleunigſt wo anders hin!“ Alſo raſch! Ich hatte weder Zeit noch Gedanken, zu überlegen, ſondern folgte blind, mechaniſch einem Inſtinkte: ich gab linksſeitiges Kurvenſteuer, dann Höhenſteuer; die Maſchine wandte ſich, neigte ſich, ich zog ſie wieder

ins Gleichgewicht, dann kletterte sie mit nach Süden gewandtem Kurs schräg an. Teufel, dachte ich, jetzt nur gleich die ganze Russenhöhe nehmen!; ich gab weiteres Höhensteuer, die Maschine richtete sich noch steiler auf, zugleich aber sah ich, daß der Russe im selben Verhältnis wie ich stieg. Ich knirschte mit den Zähnen: was war das? saß der Teufel da drin? Aber halt: es war Schwindel! denn sobald er die Steigung in der Maschine hatte, gab er sie mit einem Sprung nach vorwärts schon wieder auf und stieß direkt auf mich zu. Als ich das sah, fühlte ich: meine Steigung nach oben macht trotz der Steile nicht so viel aus, um den auf mich zuschießenden Russen zu überfliegen, vielmehr wird er Mehrhöhe behalten. Auf der Stelle brachte ich die Maschine wieder aus der Steigung in die gewöhnliche wagerechte Lage. Der Russe folgte. So durchschnitten wir eine Strecke. Eine vage Hoffnung stieg in mir auf: vielleicht geht meine Maschine schneller als die Russenmaschine! ich gewinne Vorsprung! Aber auch das war ein Irrtum, wir waren gleich rasch. Wie ein brennender Stachel prickelte dann immer wieder der Wille in mir auf, den Russen durch irgendein glückliches Manöver zu überrumpeln, zu überfliegen. Meine Gedanken gerieten plötzlich durcheinander; eine Unmenge Ideen tauchten in mir auf, ich wußte jedoch nicht, was ich damit tun sollte, ich konnte mir nicht klar werden. Einige Male zuckte meine Hand nach dem Höhensteuer aus, aber jedesmal sank sie zweifelnd wieder zurück. Etwas wie Ermattung überfiel mich. Ich versuchte, mich zu bezwingen, — ich sah nach dem Benzinanzeiger: Benzin genügend — ich sah nach dem Motorumdrehungszähler: Turenzahl hochvoll — ich sah nach der Uhr: drei Minuten nach fünf — ich sah auf den Kompaß, taxierte den Kurs: Kurs SSW! Schön! Aber dann mußte ich wieder auf den Flimmerschein des heulenden Propellers starren, denken, denken. „Hallo," klang es plötzlich wieder im Schlauch, „stelle fest: Maschinengewehr an Russenbord!" Ich horchte betroffen auf: Maschinengewehr an Russenbord? „Wie?" fragte ich stockend zurück. „Maschinengewehr an Russenbord!" wiederholte es sich am anderen Ende des Schlauches. „Danke!" sagte ich. Das härteste Entweder-Oder stand jetzt vor mir: wenn ich mich nicht sofort des Russen entledigte, entledigte er sich im ersten besten Augenblicke meiner. Also her damit: Zickzackflug, Kurvenflug, Steilflug, wie's gerade nötig ist! Nur nicht so gemein, so gewöhnlich abgeschossen werden! Ich blickte nochmal rasch zu dem Russen hinüber. „Schießt er?" dachte ich. Nein, er schoß nicht, ich konnte es sehen. Aber das Maschinengewehr erblickte ich jetzt auch. Es guckte wie erstarrt über die Bordwand, das Mündungsrohr stumm und kalt auf uns gerichtet. Mein Blick streifte den Beobachter. Ich fühlte mich betroffen, denn er saß fast regungslos untätig, als wenn er auf etwas horche und warte, in seinem Sitze, hielt

den Karabiner quer über die Knie gelegt, die Augenbrauen wie schmerzverzerrt hochgezogen, starrte zuerst ins Weite, dann in meine Augen. „Der Kerl ist gepanzert!" sprach er darauf durch den Schlauch. Eine heiße wilde Wut quoll in mir auf. Also gepanzert! Herrgott! Dann riß ich mich zusammen. „Ich nehme den Kampf trotzdem auf!" rief ich in den Schlauch. „Ganz einerlei! So oder so!" Mein Blick übersah die Steuerung. Also was? Hoch? Ja, hoch! Ich griff an das Höhensteuer, aber da bannte mich wieder ein seltsames Gefühl: ich mußte nochmal nach dem Russen hinsehen. Teufel, schoß er denn noch nicht? Nein, er schoß noch nicht! Teufel, was bedeutet das? In meinen Schläfen begann das Blut zu zucken. Warum schießt er nicht? dachte ich, was hat er dabei? was steckt dahinter? will er uns narren? Aber plötzlich: meine Hand sank vom Steuer zurück, — Herrgott, wenn es das wär? Herrgott, wenn?? Ho, ja, das war es: er hat keine Munition bei sich! Ich schrie es in den Schlauch: „Er hat keine Munition bei sich! Mensch, Mensch, er hat keine Munition bei sich!" dabei starrte ich den Beobachter ermunternd an, als könne ich ihn zur Bestätigung meines plötzlichen Gedankens bewegen. Der Beobachter sah einen Augenblick prüfend zur Russenmaschine hinüber, sein Gesicht belebte sich etwas; „möglich!" sagte er dann, und er nickte mir zu. Ich wandte mich erleichtert ab. „Selbstverständlich," sagte ich zu mir, „selbstverständlich, so ist es! Er hat keine Munition bei sich. Selbstverständlich, sonst hätte er schon längst geschossen! Hält uns zum Narren! Hahahahaha! Warte, warte! Das muß er büßen!" Die Fahrt ging weiter; ich rechnete auf die Zeit. Mein Beobachter setzte sich wieder in die Knie und schoß auf den Russen los, der uns folgte, als wäre er an einem Bindfaden an uns festgebunden. Plötzlich: was war das? Die Mündung des Maschinengewehrs hatte sich zu uns herabgesenkt! Was bedeutet das? Will er schießen? Mein Herzschlag stockte, ich starrte gebannt auf das schwarze Rohr, wartete, horchte — schoß er? Nein, er schoß nicht! Also doch nicht! Ein Irrtum! Seltsam! Ganz einerlei jetzt! dachte ich, jetzt muß ich durchhalten! Aber zugleich damit: „Hallo," sprach es wieder durch den Schlauch, „beobachte Maschinengewehrtreffer im rechten Tragflügel!" Ich warf einen Blick hin, sah einige schwarze Löcher. Also doch! So, jetzt kein Zaudern mehr: jetzt galt's! Ich gab Kurve links, die Maschine wandte sich, schoß dann in Kurs SO weiter. Richtig, so sollte es kommen! Rasch nochmal! Dasselbe Manöver. Jetzt hatte ich mindestens Kurs O. Wie, nochmal? Nein! Erst: was macht der Russe? Er war meinen Wendungen gefolgt! Teufel, aber wie! Gerade, als wenn ich ihn nachgezogen hätte. Eine Ahnung dämmerte in mir auf: der dort kann gerade so viel wie ich, wenn nicht noch mehr! Ob er noch schoß? Nein, er hatte aufgehört; die infolge der Kurven entstandenen

Schlingerbewegungen störten wohl die Zielsicherheit. Was jetzt? Einerlei, ich versuchte es nochmal. Ich ließ die Maschine hierhin springen, ließ sie dorthin springen, machte Zickzackflug und Steilflug, aber es half alles nichts; welche Wendung ich auch ausführte, der Russe bewahrte sich stets die Oberhand, das Schußfeld, die ganze günstige Lage. Es wurde mir mit einem Male klar: es war nichts zu machen, gar nichts! „Nur nicht schlapp werden!" dachte ich hastig. Ich erhob meine Hände, legte sie auf das Steuerrad, zwang sie daran fest, denn jener Gedanke entsetzte mich. „Nachdenken!" sprach ich mir zu. Was ist zu tun? Ich weiß nicht, was ich in jenen Augenblicken gedacht habe, aber mit einem Male war ich mir klar, daß ich ein Ende machen mußte. Es stand urplötzlich felsenfest in mir; zunächst eine Strecke Zickzackflug, damit der Russe bei der Verfolgung tüchtig ins Schwanken kommt, die Sicherheit verliert, dann rasch äußerster Steilflug, der mir entweder die Oberhand verschafft oder bei dem ich vernichtet werde. Selbstverständlich: ich hatte nicht viel, oder richtiger gesagt, gar keine Aussicht auf einen glücklichen Verlauf dieses Manövers, denn das Verhältnis der von dem Russen zu durchfliegenden Zwischendistanz und der von mir zu durchfliegenden Höhendistanz verlor sich eben zu sehr zugunsten des ersteren. Trotzdem. Ich setzte mich fester in den Sitz, gab plötzlich Kurve links, dann eine Strecke geradeaus, gab wieder Kurve links, dann wieder eine Strecke geradeaus, plötzlich Kurve rechts, nochmals geradeaus, dann Höhensteuer. Die Maschine schob sich zitternd hoch, ich zog dabei das Höhensteuer immer mehr nach, bis sie so steil stieg, wie es eben für sie möglich war. So, nun mußte sich das Spiel entscheiden. Ich war jetzt ganz still und ruhig, dachte nicht: es wird gelingen, dachte auch nicht: es wird nicht gelingen, sondern vertraute ganz auf mein Schicksal. Meine Gedanken waren zur Ruhe gekommen; eine wundersame Feierlichkeit war in mir, als ich so, auf Sieg oder Tod wartend, von der zitternden Maschine aufwärts gezogen wurde. Einmal dachte ich: wenn ich nun abstürze, werde ich gerade so ruhig bleiben, wie ich jetzt bin; das wird ein schöner Tod sein. Mir war zumute wie nahe vor einem Schlafe. An den Russen dachte ich in diesen Augenblicken gar nicht mehr recht klar, sondern ganz gleichgültig. Er interessierte mich überhaupt nicht mehr; ich fühlte: was dort von irgendwoher kommt, ist nicht der russische Feind, sondern das Schicksal. Ich sah mich deshalb gar nicht weiter nach ihm um. Plötzlich hörte ich ein leises, scharfes Knistern und Pfeifen neben mir in der rechten Tragfläche. Ich wandte den Blick dorthin. Ah, Maschinengewehrtreffer! Ich mußte in einem fort auf die Tragfläche blicken, auf der die Maschinengewehrkugeln viele dunkle Löcher hinterließen, wo ein Loch sich neben das andere pflanzte, so daß ein ganzer Streifen daraus wurde; bald sprang er hierhin, bald sprang er dorthin, seltsame Schleifen

und Verzierungen wurden daraus, plötzlich wurde er steif und gerade, einen Augenblick stand er am äußersten Ende der Tragfläche still, kroch dann langsam Schuß vor Schuß, Loch vor Loch auf ihr heran, auf mich zu, er kam immer näher, immer kleiner wurde die Entfernung zwischen ihm und mir . . . ich saß währenddessen ganz still, rührte mich nicht im geringsten; einige Male sah ich im Geiste Szenen aus meinem Leben wie Traumbilder vorüberhuschen, während mein Blick Loch vor Loch dem auf mich zutastenden Streifen folgte . . . plötzlich: weg war er! wie abgerissen! wären die Löcher nicht vorhanden gewesen, ich hätte geglaubt, es sei alles eine Täuschung. Aber es war so: weg war er! Ich war darüber gar nicht überrascht, nur ein seltsames stilles inneres Aufatmen ging durch mich. Dann hörte ich, daß sich das Knattern des Motors verdoppelte, daß sich das Heulen des Propellers verstärkte: ungefähr fünfzig Meter höher schoß die Russenmaschine genau in der Mitte über mich hinweg; zugleich flog aus der Karosserie etwas Schwarzes heraus, eine Bombe; sie traf jedoch nicht, sondern schlug hart an der linken Tragfläche vorbei in die Tiefe. Das Maschinengewehr des Russen wandte sich sogleich wieder nach uns zurück; an dem schwarzen Mündungsrohr erschien fortdauernd eine kleine weiße Wolke, wieder zischelten eine Menge Geschosse um uns, plötzlich neigte sich die Russenmaschine nach vorn über, schoß in rasendem steilem Gleitflug zur Erde hinab, setzte dann auf. Seltsam: kniff er jetzt aus oder war er angeschossen? Die Frage ist ungelöst geblieben, ich aber japste bei der plötzlichen Wendung unwillkürlich erleichtert auf. Der Kampf schien mir Stunden gedauert zu haben; als ich aber nach der Uhr sah, erkannte ich, daß seit dem Zusammentreffen knapp acht Minuten vergangen waren.

Die Schlacht

Die Weichselübergänge nördlich von Iwangorod hatten stattgefunden. Die erkämpften Brückenköpfe waren alsbald längs des Flusses zu kilometerlangen starken Stellungen erweitert worden; von hier aus wurde darauf weiter gegen die Russen vorgestoßen.

An einem der ersten Augustnachmittage fand ein solcher Kampf statt. Die Artillerie, die sich stellenweise bereits den ganzen Tag über bekämpft hatte, begann mit einem Male stärker zu schießen, worauf sich nach und nach die Kanonade an der ganzen Weichselfront entlang ausbreitete. In langem, gleichartigem, immer neu anschlagendem Bummern rollte der Kanonendonner über das Land, bald wie ein nervöses hastiges Fingertrommeln an dumpfklingende Fensterscheiben, bald wie ein wutbebender jähzorniger Faustschlag daran. „Trum! – trumtrumtrum! – trum! – trumtrumtrumtrumtrum! – trum! – trum-trum!" das war der Rhythmus, der immer wiederkehrende Grundton, aus dem die anderen, die heftigeren,

emporsprangen, wie beim Gewitter starke krachende Schläge aus gewöhnlichem Donnergrollen. Ab und zu knatterte ein hartes kurzes Kleinfeuer dazwischen; gleich wie ein hagelnder Aprilschauer über ein Blechdach prasselt, rasselte es zeitweilig über den Kanonendonner hinweg, hielt ein paar Atemzüge lang an, war plötzlich wieder verstummt, wie vom Winde weggeweht. So ging das ununterbrochen.

Als die Kanonade eine Zeit angedauert hatte, stieg ich mit einem Beobachter zu einer allgemeinen Beobachtung auf.

Das gewaltige donnernde Schlachtfeld zog sich in einem vielkilometerbreiten Streifen an der Weichsel entlang; ein fortwährendes Dampfen und Feuerzucken, Abschußblitze, Geschoßexplosionen, Rauchwolken, brennende Dörfer, qualmende Felder, zersplitterte Wälder, zerbohrte Landflächen, mannigfache Schützengräben, große und kleine Geschützstellungen, silberwölkchenbespickte Hecken, Böschungen, Waldränder, das alles zeichnete sich scharf im Gelände ab. In diesem Gebiete lagen sich die beiden Gegner gegenüber, hier hatten sie sich ineinander verbissen, es gehörte gewissermaßen keinem der beiden, es war strittig; daneben breitete sich in eines jeden Rücken sein Aufmarschgelände aus. Hier herrschte reges Leben, im Anblick bei beiden Gegnern ziemlich gleich; die Straßen und Wege waren mit Fuhrkolonnen bedeckt, mit neu heranrückenden Truppen, Autos glitten hin und her, Kavalleriepatrouillen galoppierten über das Feld, Gefangenentrupps wurden nach rückwärts abgeschoben, Armierungstruppen arbeiteten an Wegen, Biwaks schimmerten zwischen grünen Waldbäumen, Gulaschkanonen lagerten neben den Straßen, stilliegende Pionierparke hatten sich mit grünen Büschen abgedeckt; ein richtiges Manöverbild.

Die beiderseitige Artillerie, die bei unserm Aufstieg schon stundenlang geschossen hatte, arbeitete fortwährend mit höchster Munitionsverschwendung; teilweise kämpfte Artillerie gegen Artillerie, teilweise Artillerie gegen Infanterie. Die zahllosen Abschußblitze der Geschütze erschienen inmitten der mithinausgepreßten Rauchwolken wie kleine Gaslichtstichflammen, zuweilen zuckten sie reihenweise, salvenweise nebeneinander auf, zuweilen einzeln, zuweilen in rasender wirrer Schnelligkeit durcheinander. Aus zerschlagenen Waldungen, aus qualmenden Dorfruinen, aus offenem Felde, aus schmaleingeschnittenen Talsenkungen kamen sie herausgewichst; sie sprangen mit weißrotem Glanz aus braunem Erdboden, schossen mattgelb aus grüngedämpften Böschungen, leuchteten mit dunkelrotem Blitz aus nachtschwarzem Walde, huschten aschfahl zwischen rauchenden Häusern auf; das ging schlagweise, prompt, voll unheimlicher Sicherheit. Die Geschoßexplosionen standen wie seltsam geformte mächtige Pilze dazwischen; sie lagen als Sperrfeuer in einer Reihe nebeneinander, richteten dabei grauschwarze steife Wolkenwände auf, schleuderten sie im nächsten Augenblick

wieder auseinander; sie fielen als konzentriertes Feuer auf eine bestimmte Stelle; das war anzusehen, als schleudere eine wuterregte jähzornige Hand mit rasender überstürzter Schnelligkeit Steine in glühende Asche; rauchgeschwängerte Blitze zuckten fortwährend in wirrer Mehrzahl auf, dicke aschgraue Wolken ballten sich breit empor; es war ein spritzendes Kochen und Brodeln von Feuer und Dampf; andere Explosionen gingen salvenweise, meist sechs oder drei Stück nebeneinander, hin und her, schritten zerbohrend das Gelände ab, griffen hierin, griffen dorthin, tasteten schlagweise an den dunklen Linien der Schützengräben entlang, pochten hartnäckig auf truppenverdächtige Plätze, fegten aufwühlend durch die Wipfel des schwarzen Kiefernwaldes, plötzlich darin wie ein Meteor am Nachthimmel zerspringend, schlugen brechend in grüne Laubwaldungen, spuckten ganz unverhofft in friedlich daliegende Talsenkungen, schritten wuchtig über ein Dorf, so daß die Häuser zusammenfielen wie Kartenhäuser, nur noch ein rauchendes Trümmerfeld übrigblieb, griffen vereinzelt über die Kampflinie hinweg, sprangen suchend im Aufmarschgelände herum, zerrissen die Straßen, legten in Zentralpunkte Breschen, platzten in der Nähe von Kolonnen, hin und wieder auch mitten dazwischen, kurz, das ganze Schlachtfeld war davon angefüllt.

Die Infanterie war während dieses Artilleriekampfes nur mit großer Mühe zu entdecken, sowohl die deutsche wie die russische. Die Stellungen waren zum großen Teil mit Rauchwolken verdeckt, nur bruchteilweise lagen sie zeitweilig offen, jedoch auch in solchen Augenblicken war wenig zu sehen. Höchstens machten sich in den dunklen Schützengrabenlinien vereinzelt noch dunklere Schattengestalten bemerkbar, schoben sich langsam darin vorwärts, bewegten sich wie ein Husch hin und her, lösten ab und zu kleine Silberwölkchen los, doch im nächsten Moment hauten schon wieder Artilleriegeschosse hinein, schleuderten dicke Wolken hoch, die sogleich alles zudeckten. Zuweilen krochen auf die Stellungen zu und von den Stellungen zurück einige der gewissen kleinen Kegelkerle, die in diesem Falle wie Katzen anzusehen waren; das waren Verwundete, Nachrichtenüberbringer oder Leute, die aus einem anderen Grunde vorwärts oder rückwärts mußten. Außer solchen Zufälligkeiten war nichts zu sehen; man konnte bei dem rauch- und feuergeschwängerten Anblick förmlich mitempfinden, wie sich dort alles zusammenduckte, in die Erde verkroch.

Plötzlich machte die deutsche Artillerie eine Pause; ihre Abschußblitze blieben auf einmal zum größten Teil weg, die Explosionen verringerten sich bedeutend, das Land lag stellenweise da wie ein verqualmendes Gebäude nach dem Brande. In den russischen Stellungen wurde es zugleich damit mit einem Schlage lebendig, in den vorderen sowohl wie in den rückwärtigen. Die Schattenpunkte in den Gräben vermehrten sich rasch, gingen in wirrer Hast durcheinander, glitten in den Laufgräben nach vorn, die

Gräben wurden fortwährend dunkler, das Dunkle immer beweglicher, an den Brustwehren erschienen sogleich in großer Zahl die ominösen kleinen Silberwölkchen, vermehrten sich rasch, bald war ein feiner weißer Strich daraus geworden, plötzlich: die deutsche Artillerie setzte nochmal ein, die Stellungen waren mit einem Male wieder ein kochendes, zuckendes Rauch- und Feuermeer, in überstürzter wilder Hast folgte Explosion auf Explosion, ungeheure Staubwolken wälzten sich empor, vermischt mit schwarzen hochaufliegenden Punkten; im Augenblick darauf war bereits alles wieder unkenntlich. Mit dieser Taktik, die im Stellungskampfe viel angewandt wird, lockt die Artillerie, Infanterieangriffe vortäuschend, die gegnerische Infanterie aus ihren Stellungen, aus den Deckungen, um dann sogleich mit erneuter Wucht loszulegen, wodurch die genarrte Infanterie naturgemäß schwere Verluste erhält.

Das wiederholte sich noch einige Male rasch hintereinander, bis es auf einmal Ernst wurde. Das Feuer der deutschen Artillerie glitt fast geschlossen von den russischen Stellungen ab, worauf es sich dahinter zu einem gewaltigen dichtgedrängten Sperrfeuer vereinigte; es kam ganz plötzlich: eine lange aschgraue Rauchwand wuchs unter zuckenden schwefelgelben Blitzflammen aus der Erde empor, stellte sich gleich einer Scheidewand mitten in die russischen Linien, trennte die erste von den rückwärtigen ab. Kaum, als das Sperrfeuer stand, sprangen aus den deutschen Gräben sogleich eine Menge der Kegelfiguren heraus, trotz des starken russischen Artilleriefeuers, das darauflag und davorstand, und glitten mit geschäftigen Puppenbewegungen auf die russische Stellung zu; erst kam eine einzelne aus dem Graben gesetzt, gleich darauf mehrere, plötzlich wimmelte es vor den Stellungen von einer Unzahl, alle ein paar Schritt auseinander; aus den Granatlöchern kamen sie herausgehüpft wie Frösche aus dem Teiche, aus den Wäldern taumelten sie heraus, hinter den Böschungen weg setzten sie wie Hasen aus einem Kohlfelde, die ganze Erde spuckte plötzlich solche winzige Kerle aus; alle strebten wie gezogen vorwärts, kollerten zwischen den Rauchwolken hindurch, einige fielen plötzlich steif um, andere schossen erst einige Male im Kreise herum, wie es ein Fisch an der Oberfläche des Wassers tut, wenn er zu Tode getroffen ist, erst dann sackten sie zusammen, etliche überschlugen sich kugelnd, gerade so, wie kleine Kinder Purzelbäume schlagen, andere wurden plötzlich von einer zuckenden Granatexplosion erfaßt, mit spitzen flammenden Rauchwolken in die Luft geschleudert, fielen dann als schwarze Flecke wieder in die Wolken zurück, einige, Verwundete, taumelten schleunigst nach den soeben verlassenen Gräben zurück, eine kleine Anzahl blieb still oder mit zuckenden Bewegungen auf der Erde liegen. In solch einem wirren Durcheinander kamen die Kegelkerle an die russischen Stellungen heran, sprangen direkt auf die kleinen Silberwölkchen,

die davorstanden, zu und waren plötzlich kopfüber in den dunklen Schützengraben verschwunden; andere setzten mit einem niedlich anzuschauenden Satz hinein, etliche schienen vor den Gräben an den Bleistiften, an den Stacheldrahtpfählen, festzukleben, einige davon kamen wieder los, andere sanken still daneben zusammen. Plötzlich war das Zwischenfeld von der Masse der Kegelkerlchen leer; stellenweise ging das rasch vor sich, stellenweise langsamer, auf einigen Punkten kamen sie jedoch nicht nach den russischen Stellungen durch, hier wurden die meisten von ihnen niedergestreckt, die wenigen übrigbleibenden kollerten Hals über Kopf in die deutschen Gräben zurück; dies kam indessen nur auf drei bis vier kleineren Abschnitten vor, sonst war der Angriff allerwärts gelungen und die Stürmenden in die russische Stellung eingedrungen. Der Kampf, der nun hier einsetzte, war nicht deutlich zu erkennen; wieder bewegten sich in den Gräben huschende Schattengestalten hastig hin und her, mehrfach schimmerten kleine Silberwölkchen auf, einige von den kleinen Kegelkerlen hüpften zuweilen auf die Brustwehren der Gräben, verschwanden dann im nächsten, in etlichen großen Granatlöchern war ein dunkles Gewimmel, weiter war nichts zu erkennen, grauer Dunst lag über den Gräben. Als der Sturmlauf begann, wurde es auch in den beiderseitigen Reservestellungen lebendig. Auf der deutschen Seite brachen aus der zweiten Linie, den Gräben, den Böschungen, den Waldteilen in zwei bis drei weitauseinanderstehenden Linien neue Sturmtruppen hervor. Die grauen Linien gingen ausgeschwärmt vor, zum Teil sprungweise; dazwischen sausten fortwährend die Geschoßeinschläge der russischen Artillerie, die ein starkes Zielfeuer gegen sie setzte, Lücken wurden gerissen, ganze Reihen verschwanden zuweilen unter und auch in den Rauchwolken; stellenweise, wenn sich das Artilleriefeuer deutlich erkennbar auf eine Stelle konzentriert hatte, liefen die Leute in großem Bogen darum herum, was aussah, als wenn kleine Mädchen einen Spielkranz schließen wollen; einige von ihnen fielen wieder um, andere liefen zurück, die große Masse gelangte aber ohne besondere Verluste bis in die Russenstellungen; hier verschwanden sie auf dieselbe Weise wie ihre Vorstürmer, das Schattenspiel wurde daraufhin dichter, die Zahl der von Graben zu Graben springenden Gestalten größer, das Vorgehen rascher, man konnte es hieran deutlich sehen, wie sich das eroberte Gelände zunehmend verbreiterte, wie die Deutschen vorwärts drängten, bis dicht an das Sperrfeuer heran. Auf der Russenseite spuckte die Erde die Reserven geradeso aus, wie sie es bei den Deutschen tat, jetzt aber wurde die Überlegenheit der deutschen Artillerie erkennbar, spürbar, entscheidend. Der deutschen Artillerie war es infolge ihres Übergewichtes an Geschützen und Munition möglich, ein fast lückenloses Sperrfeuer aufzustellen, welches die Russen verhinderte, ihre Reserven in die bedrohten

Stellungen zur Hilfeleistung heranzuführen, die russische Artillerie vermochte dagegen nur ein sehr lückenhaftes Feuer in das deutsche Gelände zu legen, weshalb von hier aus immer neue Truppen ohne starke Verluste herangeführt werden konnten, so daß es nicht lange dauerte, bis die russischen Stellungen in deutschem Besitz waren. Mittlerweile löste sich das deutsche Sperrfeuer wieder auf; es begann gewissermaßen aufgeschwärmt vorwärts zu schreiten und fing von neuem an, das Gelände abzusuchen; zugleich stieß die deutsche Infanterie weiter gegen die Russen vor. Das Vorgehen erhielt dabei den Charakter eines reinen Bewegungskrieges; die künstlichen Stellungen waren erobert, der Kampf ging jetzt um natürliche. Die Russen suchten durch Heranführung von Reserven dem Verhängnis zu wehren; starke Artillerie fuhr in neu aufgenommenen Stellungen auf, wobei sie anzusehen war wie Kinderwagen mit davorgespannten Schaukelpferden. In Talsenkungen, hinter Böschungen, neben Waldesrändern, mitten in Dörfern protzte sie ab und begann zu schießen; die deutsche Artillerie antwortete in wenigen Minuten, zunächst mit Schrapnellen; gleich die ersten Lagen waren von Wirkung, die kleinen Kegelkerle neben den Geschützen begannen lebhafter zu werden, einige rannten mit raschen zuckenden Beinen irgendwo in Deckungen, andere duckten sich eng an die Panzerungen, es half aber nichts, bald lagen etliche von ihnen steif daneben. Eine Anzahl Protzen, welche an einem Abhange hielten, in deren oberster Senkung die Geschütze standen, bekamen unter anderm ebenfalls ein paar Schrapnellschneebälle mitten über sich; im selben Augenblick sprangen die Schaukelpferdchen wie besessen übereinander, wälzten sich schlagend und zappelnd am Boden, machten zierliche Bocksprünge, kugelten am Abhange umher; ein einzelnes Gespann raste, wildgeworden, die Anhöhe hinab; es sah furchtbar grotesk aus, mit welchen springenden, tänzelnden Bewegungen die Protze hinter den dahinsetzenden Pferden hermachte, plötzlich kam dabei ein Pferd zu Fall, alle sechs Stück überschlugen sich im selben Augenblicke samt der Protze, kollerten, eins ums andere aufspringend und wieder niederreißend, die Anhöhe weiter hinab, bis sie an deren Fuße als ein wirres, zappelndes Knäuel liegen blieben. In der Nähe einer anderen Batterie, die neben einem Walde abgeprotzt hatte, zerplatzten ein paar Granaten, da spannte sie schleunigst wieder an und ging in vollem Galopp in eine andere Stellung über. Die meisten Geschütze hatten jedoch von vornherein gut geschützte Stände gewählt, einige hatten sich mit grünen Zweigen abgedeckt, auch etliche Bespannungen waren damit bedeckt, Pferde sowohl wie die Protze selbst; ein gutes Fliegerauge entdeckte sie trotzdem; seltsam sah es aus, wenn sich solch ein Protzengespann fortbewegte: als wenn auf einmal ein Gebüsch mit wackelnden Schritten an zu marschieren finge. Das Feuer dieser neu in den Kampf getretenen Artillerie schien hauptsächlich auf der

vorgehenden deutschen Infanterie sowie auf den von ihr gewonnenen Stellungen zu liegen; es wurde sehr lebhaft geschossen, stärkstes Schnellfeuer, Blitz folgte auf Blitz. Außer der Artillerie brachten die Russen frische Infanteriekräfte heran, die ebenfalls eine neue Stellung besetzten. Die Kolonnen kamen wie mühsam vorwärtsschiebende graubraune Schnecken über die Felder marschiert; sobald sie in den äußersten Gefechtsbereich gerieten, schlossen sie stets etwas auf, dann gruben sie sich auf Höhenzügen ein, verschwanden spurlos in Dörfern, lagen in dünnen Linien wie klobige Ackerschollen auf freiem Felde. Ihr Aufmarsch wurde von einigen deutschen Geschützen gestört; so haute plötzlich eine dreistellige Salve mitten in eine bataillonsstarke, fast im geschlossenen Karree vorgehende Infanterieabteilung; „wupp!" erste Lage, „wupp!" zweite Lage, „wupp!" dritte Lage; das Viereck von Menschen war auseinander geschmettert; springend, zappelnd, mit grotesken Hopsasätzen stoben sie Hals über Kopf auseinander, eine ganze Anzahl von den kleinen Kegelkerlen lag auf der Erde; ein anderes Mal krepierten einige Granattreffer nahe bei einer auf einer Straße marschierenden Abteilung; wie auf Kommando schwenkte da das kleine Kribbelzeug mit drolligem, furchtbar tapfer aussehendem Ansturm von der Straße querab auf das gegenüberliegende Feld; ein größeres Waldviertel erhielt eine Zeitlang Schrapnellfeuer, es dauerte nicht lange, da wurde es von einer Abteilung Kavallerie, die auf ihren galoppierenden Pferden aussah wie Kinder auf Schaukelpferdchen, geräumt, in gestrecktem Galopp ging sie davon; ein paarmal glitt dabei ein Reiter wie ein steifer Sack vom Pferde herab. Im übrigen ging die Heranführung der Infanterie geschickt unter vortrefflicher Benutzung der Geländeeigenheiten vor sich; sie nahm ihre Stellung sicher ein, worauf sie dann bald mit der deutschen Infanterie, die fortwährend langsam vorrückte, in Gefechtsberührung kam. Der Kampf war jetzt um alle möglichen natürlichen Kampfobjekte heftig im Gange: um Anhöhen, um Talsenkungen, um Waldgebiete, um Dörfer, um einzelne Gehöfte, sowie um alles andere, was des Verteidigens wert ist; eine Stellung wurde neben der andern genommen, eine Einzelhandlung reihte sich an die andere; ein Zusammenhang als Schlacht war aus der Höhe nicht zu erkennen, man sah nur Bruchteile. Die Vogelschaubilder glichen sich vollständig; der Anblick war stets derselbe, nur die Ausstattung war je nach dem Kampfobjekt verschieden. So ging unter anderm eine deutsche Infanterieabteilung gegen eine kleinere Waldparzelle vor; sie lag zu einer dünnen Linie ausgeschwärmt, wie zerstreut auf dem Felde liegende Kartoffelsäcke, im Halbkreis vor dem Walde; alle Augenblicke wurde aufgehopst, etwas vorwärts gerannt, dann puckte alles wieder nieder; das wurde so lange in exakt und kurz aussehenden Bewegungen gemacht, bis man dicht an den Wald herangekommen war, plötzlich verschwanden alle

mit langen schwebenden Sätzen im Walde; einige von ihnen waren bei dem Vorwärtshopsen nicht wieder aufgestanden, sie lagen jetzt wie so viele andere still auf dem Felde. Auf einer andern Stelle wurde eine kleine nackte, nur mit Gras bewachsene Anhöhe genommen; die Höhe schien stark besetzt, die Abschußwolken lagen wie Schäferwölkchen dicht nebeneinander; zunächst zeigte das Vorgehen der deutschen Infanterie dasselbe Bild wie eben: aufspringende und niederfallende Kartoffelsäcke; als sie an den Fuß der Anhöhe gelangt waren, blieben sie liegen; wie es schien, wühlten sie sich hier in die Erde ein; der Kampf stand; ich verlor dann die Höhe vorübergehend aus den Augen, als ich kurz darauf wieder hinschaute, stand die Kuppe unter schwerem Artilleriefeuer, von den Silberwölkchen war keine Spur mehr, ein Vulkankrater schien sich aufgetan zu haben; plötzlich setzte das Artilleriefeuer aus, sogleich sprangen am Fuße der Anhöhe die Kegelkerle auf, rannten mit zuckenden krampfhaften Bewegungen die Anhöhe hinan, einige purzelten dabei Hals über Kopf wieder zurück, andere fielen auf die Nase, rafften sich vereinzelt nochmal auf, schließlich waren die meisten am Rande der Kuppe angekommen, zugleich sprangen auch hier welche auf, man taumelte aufeinander zu, sprang mit kribbeligen Bewegungen durcheinander, etliche kollerten zusammengeklammert den Abhang zurück, andere brachen übereinander zusammen, der Haupttrupp verschwand dann unter der Rauchwolke; die Höhe war unser. Nicht weit davon wurde um ein Dorf gekämpft, etwas weiter zurück wieder um einen Höhenzug, daneben lagen sich die Gegner in einem großen freien Felde in Schützenlinien gegenüber; so zog sich das Kampfbild mit nur kleinen Abwechselungen durch das weite Gelände dahin.

Die Bewegungen der Kämpfenden sowie alle andern Schlachtfeldbegebenheiten aus der Vogelschau gesehen, haben, wie bereits bemerkt, alle ein und dasselbe Gepräge; es liegt auf die Dauer etwas Eintöniges, Puppenhaftes darin. Das bitterernste irdische Geschehen wirkt in der Höhe wirklich komisch, zuweilen sogar grotesk. „Was wird der liebe Herrgott empfinden," habe ich mich öfter fragen müssen, „wenn der aus seiner noch viel höheren Vogelschau dem Treiben seiner Menschenkinder zuschaut?"

Als es dämmerte, landeten wir. Mit der zunehmenden Dunkelheit flaute der Kampf ab; schließlich ruhte er ganz.

Der letzte Flug

Fernaufklärung. Wintertag. Die Erde lag wie eine schlichte eintönige Schneescheibe unter uns. Aus ihrer Mitte strahlte sie rein und klar zu uns herauf, an ihrem Außenrande verschimmerte sie trübe ins Weißgraue. Die Häuser der Dörfer und Städte waren mit ihren aufgesetzten Schneekapuzen direkt von oben wie ein Steinblockgefilde der Eisregion an-

zuſehen, von der Seite her an die nackten Wände geſehen, nehmen ſie ſich aus wie häßliche graugelbe Dreckflecke auf weißem Kleide. Die Waldungen boten einen ſeltſamen Anblick; die Kiefern- und Tannenwaldungen ſchienen wie ein Meer dicht nebeneinander aufgebauter Kirchen mit ſpitzen, zackig aufragenden Türmen, mit vielartig gewundenen Kuppelungen, mit ſchief aufgewinkelten Dachflächen; die Laubwaldungen dagegen mit ihren nackten ſchneegefrorenen Aſten wie eine Walſtatt bleicher, ſteifgekreuzter und verſchlungener Knochenarme. So weit hatte ſich der Anblick der Erde vereinfacht; alles andere war verſchneit, zugedeckt. Im Luftraum war es ebenfalls ganz anders wie ſonſt; die Luft ſelbſt war ſcharf, ſchneidend kalt, es war, als habe ſich flüſſiges Eis in ihr aufgelöſt; die Sichtweite war ſehr begrenzt, endloſe ſchleierhafte Schneewolken breiteten ſich am Himmel aus und erfüllten die Luft mit einem nebeligen, dämmerigen Lichte.

Die Fernaufklärung bezweckte, feſtzuſtellen, ob und inwieweit auf den ruſſiſchen Bahnen Transporte gingen. Nachdem wir zweihundert Kilometer weit in das feindliche Gebiet hineingeflogen waren, hatte der Beobachter genügend Reſultate geſammelt, ſo daß wir wieder abdrehten. Der Sichtverhältniſſe wegen mußten wir wie beim Anfluge auch beim Rückfluge ſehr tief ſteuern. In meiſt fünfhundert Meter Höhe zogen wir durch die Luft.

Als wir ſo an die dreißig Kilometer zurückgelegt hatten, meldete der Beobachter plötzlich ein Flugzeug links voraus. An ſeiner Bauart erkannte ich durch mein Doppelglas, daß es ſich um ein ruſſiſches handelte. Es hatte Kurs auf uns zu, flog ſcheinbar auch ein paar hundert Meter höher als wir. Die Zwiſchendiſtanz betrug bei Sichtung dreißig bis vierzig Kilometer; ich hatte ſomit noch genügend Zeit, mich gegen den Ruſſen zu ſichern, höher zu ſteigen. Mit ſtark eingeſtelltem Höhenſteuer ließ ich die Maſchine ſogleich aufwärts gehen. Der Ruſſe behielt ſeine Fahrtlage bei; er hatte uns ſicher noch nicht entdeckt. Als ich glaubte, in gleicher Höhe mit ihm zu ſein, legte ich das Höhenſteuer wieder aus. Mein Höhenmeſſer zeigte um dieſe Zeit tauſend Meter; zweihundert bis dreihundert Meter über mir lagerten Wolken; die Erde lag wie ein undeutlich-matter, weißlich-trüber Schimmer unter uns; ich ſah mich deshalb genötigt, die Orientierung nach dem Kompaß zu halten. Plötzlich, als wir auf nahezu vier Kilometer aneinander herangekommen waren, bog der Ruſſe vom bisherigen Kurs zur Seite ab; er hatte mich vielleicht jetzt erſt entdeckt. Ich folgte ihm prompt auf die Wendung, da drehte er wieder auf mich zu. Mein Beobachter machte ſich kampfbereit. Die Apparate kamen ſich raſch näher, das Propellergeheul und Motorgeknatter verſtärkte ſich donnernd, plötzlich ſtanden die Maſchinen nur noch wenige hundert Meter auseinander, der Kampf begann.

Hinter mir knatterte es zuerſt los, dann bei dem Ruſſen, zugleich ſauſten die Maſchinen aneinander vorbei, raſend ſchnell; „ſſſſſſſt," ging es plötz-

lich irgendwo dicht neben mir, meine linke Hand wurde von drei harten stechenden Schlägen in das Ellenbogengelenk vom Steuer geschleudert, fast zugleich fegte mir etwas über meinen Rücken durch die Kleidung, ein paarmal hörte ich noch das wahnwitzige „ssssssssss," dann war das vorbei. Ich sah betroffen auf meinen Arm. In der Außenseite des Ärmels saßen drei Löcher. Verwundet! Mein Arm! Ich fühlte in diesem Augenblicke vor Schmerzen den Arm nicht; ich wollte ihn bewegen, aber es gelang mir nicht; er wurde plötzlich klitschnaß, er mußte furchtbar bluten, denn er fühlte sich an, als sei er in einen zum Wringen übernäßten Umschlag gepackt. Sollte die Schlagader getroffen sein? Ich griff rasch nach meinem Taschenmesser, machte es mit den Zähnen auf, durchriß mit ein paar Schnitten die dicke vierfache Bekleidung. Das Armgelenk war von mehreren Kugeln zerschossen, deren Einschußlöcher dicht beieinander saßen, so daß fast ein großes daraus geworden war. Blut, dunkelrotes und hellrotes, untermischt mit öligem Gelenkwasser, beschmutzte den Arm, als sei er hineingetaucht gewesen. Aus einer Ecke der Wunde quoll tiefrotes Blut in schlagmäßigen Zuckungen empor, hier mußte die Schlagader getroffen sein. Das könnte schlimm werden! Ich sah mich nach dem Beobachter um. „Abbinden!" schrie ich, hielt ihm dabei den Arm hin, mit der Rechten die Wunden zupressend. Der Beobachter regte sich nicht; er stierte mich mit weitaufgerissenen, seltsam großen Augen stumm an, sein Gesicht war, soweit ich es in der Vermummung sehen konnte, kalkweiß, mit den Händen hielt er sich auf die untere linke Brustseite gefaßt. Ich dachte im ersten Augenblick gar nicht daran, daß er auch verwundet sein konnte. „Abbinden!" schrie ich nochmal. Wieder regte er sich nicht, nur seine Finger bewegten sich krallend auf der Brust herum. Erst jetzt kam mir der Gedanke: er ist verwundet! „Verwundet?" fragte ich; er antwortete nicht, weil er mich in dem Getöse nicht verstehen konnte; einen Hörschlauch führten wir nicht mit. Sicher! verwundet! Ein heißes Grauen durchkroch mich: wie seltsam erstarrt er dasaß! Unsere Blicke ruhten eine Weile ineinander, dann hob er kraftlos die eine Hand, begann damit in dem mitgeführten Verbandmaterial zu kramen. Als ihm dabei der Schal vom Munde glitt, sah ich, daß in seinen Mundwinkeln Blut schimmerte. Ich schrak zurück. Er ist schwer verwundet, dachte ich, Brustschuß! vielleicht mehrere! wer weiß! Endlich hielt der Beobachter eine Binde in seinen Händen; er beugte sich zu mir herüber, knüpfte mit klammigen, unsicheren Bewegungen die Binde oberhalb der Wunde um den Arm, als er aber zuziehen wollte, brach er mit schmerzverzerrtem Gesichte zurück; aus seinem Munde floß das Blut in Tropfen. Er stirbt! durchfuhr es mich, dann erfaßte ich mit den Zähnen das eine Ende der Binde, mit der Rechten das andere Ende und versuchte so, die Verknüpfung zuzuziehen.

Zuerst wollte es nicht gelingen; jedesmal, wenn ich losließ, um die zweite Verschlingung zu knüpfen, schloß sich die erste wieder auf; erst als die Binde vom Blute durchnäßt war, ging es. Für den Augenblick war mir geholfen; das Blut hörte auf zu fließen.

Als ich mich gleich darauf nach dem Beobachter umwandte, sah ich, daß er noch so dalag, wie er eben zusammengebrochen war. Er war gänzlich auf die Rückenlehne des Sitzes zurückgesunken, der Kopf lehnte auf dem Rande der Karosserie, die Hände waren krampfhaft auf der Brust in der Lederjoppe vergraben, vor dem halbgeschlossenen Munde standen Bluttropfen, die Augen waren zugesunken; er lebte noch, die Brust hob und senkte sich schwer und zögernd, durch den Körper flog andauernd ein leises Beben. Ich sah ihm zu, fühlte mich ganz vernichtet, wußte nicht, was ich tun sollte und vergaß meine eigenen Schmerzen. Das Zittern wurde rasch stärker, es wurde ruckweise; der Oberkörper schob sich im Sessel hoch, er bäumte sich, er fing an, sich in der Karosserie hin- und herzuwerfen. War das der Todeskampf? Ich wurde von einer heißen verzweifelten Angst ergriffen: wenn das so weiterging, fiel er dabei aus dem Flugzeuge! Herrgott, was tun? Was? Fallen lassen? Nein, nein, nur das nicht! nur nicht! auf keinen Fall! Rasch streifte ich mit einem Blick die Steuerung, streckte mich dann kurzentschlossen nach hinten aus, ergriff den Kameraden mit der Rechten an der Brust und zog ihn mit einem Ruck nach vorwärts wieder in die Tiefe der Karosserie. Hier blieb er mit verhaltenen Zuckungen zusammengekrümmt liegen; er schien noch zum Teil bei Besinnung zu sein, seine Augen suchten hilfejammernd die meinen, seine Lippen bewegten sich mehrere Male hastig sprechend, mit den Händen griff er ein paarmal nach mir her. Plötzlich streckte sich sein Körper unter krampfhaftem Zittern noch einmal lang aus, hielt einen Augenblick an, dann sank er völlig zusammenknickend leblos in den Sitz zurück; es war vorüber.

Ich erbebte bei diesem Anblick vor Grauen. Die Zähne schlugen mir klappernd zusammen, über meine Stirn prickelten heiße, brennende Schauer. Dazu konnte ich meinen Blick nicht von dem Toten wenden; ich mußte fortwährend in die weitaufgerissenen dunkelblauen Augen schauen, auf den regungslosen großen, starken Körper. Seltsam: wie grauenhaft allein ich mich auf einmal fühlte, wie vereinsamt und verlassen, grad wie ein Kind in dunkler Nacht vor einem herbeiphantasierten Spuk; wie unheimlich unmenschlich, wie gemein frech mir auf einmal das Fliegen vorkam, wie spielzeughaft, wie krickelig das zitternde Flugzeug, wie schauderhaft raumlos, endlos, der fahle schneegebleichte Luftraum. Eine heiße tränende Sehnsucht nach der Erde überkam mich, durchschüttelte mich, preßte ein zerbissenes Schluchzen aus meiner Brust. Mit einem Ruck mußte ich mich von dem Toten wenden, dann sah ich starr geradeaus auf die kleine Kompaßnadel, dachte an nichts.

Die Fahrt ging weiter. Ich saß vollständig erschlafft in meinem Sitze, die Rechte am Steuer, die Linke angeschmiegt haltend. Erst nun fiel mir ein, daß meine Wunde noch offen stand. Ich sah nach: das Blut war gefroren. Also daher der rasende Schmerz! Mit meinem Taschentuche legte ich jetzt einen notdürftigen Verband an, dann versuchte ich, die Armelkleidung wieder darüberzuziehen, was mir auch gelang. Die Schmerzen verzogen sich jedoch nicht, vielmehr nahmen sie an Heftigkeit zu. Ich rechnete dann die Flugzeit aus, die ich noch zur Erreichung der deutschen Linien nötig hatte. Die Rechnung ergab eine ganze Stunde.

Plötzlich fing es an zu schneien. Der Schnee fiel außerordentlich dicht, die Flocken waren sehr groß, die Luft wurde aschgrau davon, so daß die Sichtweite auf einmal nur noch wenige hundert Meter betrug. Ich gab sogleich Höhensteuer, um über die Wolken zu kommen. Bei achthundert Meter Höhe traf ich in ihre unterste Schicht. Hier verringerte sich die Sichtweite auf wenige Meter. Die Gläser meiner Schutzbrille waren stets von einer dichten Schneeschicht bedeckt, obwohl ich sie alle Augenblicke abwischte. Als ich zwölfhundert Meter hoch war, lag die Wolkenregion endlich unter mir; die Sonne schien, ein klarer Winterhimmel breitete sich über mir aus; von der Erde war nichts mehr zu sehen, der graue Wolkenschleier war bis tief an den Horizont darüber hinweggespannt.

Bald wurde ich schrecklich müde; eine Müdigkeit, wie man sie kennt, wenn man lange im Schnee gewandert ist. Der große Blutverlust sowohl wie die geistige Abspannung taten das ihre. Ich konnte selbstverständlich nicht schlafen; dadurch wurde meine Erschlaffung immer größer.

Schließlich gab es noch einen kleinen Zwischenfall. Ich bekam plötzlich einen entsetzlichen Stich in den zerschossenen Arm, dabei trat ich versehentlich heftig in die linke Seitensteuerung, im nächsten Augenblick stellte sich die Maschine mit einer ruckweisen abschlagenden Seitenneigung nach vornüber auf die Spitze und schoß sogleich fast senkrecht in die Tiefe hinab. Ich wurde dabei zuerst wie im Taumel herumgerissen, verspürte blitzlang einen grauenhaften Wirbelzug in meinem Körperinneren, dann schlingerte die Maschine bereits wieder in wagerechter Fahrtlage. Abgerutscht. Mehrere hundert Meter tief. Der Apparat hatte sich von selbst wieder aufgefangen. Hier unten herrschte noch andauernd starker Schneefall; ich gab deshalb sofort Höhensteuer, um von neuem über die Wolken zu klettern.

Als ich wieder oben war, wurde ich plötzlich von einem heftigen widerlichen Schüttelfroste ergriffen. Abwechselnd schossen mir heiße und kalte Schauer durch meinen Körper, gingen von meiner Brust aus, durchrüttelten meinen Leib, machten den Kopf dumpf und benommen, so daß es mir war, als sei er ein kalter toter Klumpen. Der Atem fing an, mir tief aus dem Leibe zu kommen. Das Atemholen selbst wurde mir

drückendschwer, pfeifend und erstickend; die Lungenmuskeln schienen aus Kräftemangel zu erlahmen, so daß ich alle Augenblicke, mich zusammenraffend, nach Luft schnappen mußte, einige Atemzüge hielt sie an, bis sie plötzlich wieder verkeucht war, bis ich nahe vor dem Ersticken von neuem aufschnappen mußte. Mein Herz schlug sehr unruhig, bald stockend langsam, bald überschnell. Die Schmerzen in dem zerschmetterten Armgelenk wurden von Augenblick zu Augenblick grausamer. Wie ein breiter schneidender Bohrer gingen sie den Arm hinauf, lähmten und betäubten meine ganze linke Seite, sprangen stichweise bis oben in den Kopf über, rannten gegen die Schädeldecke. Ich schwitzte wie aus Wasserquellen, mein ganzer Körper war klitschnaß. Die Steuerung führte ich rein mechanisch ohne Denken, ohne Willen, nur nach dem Instinkte, zusammengekauert saß ich im Sitze, mit schlotternden Gliedern, im Fieberfrost zuckend, die Rechte am Handrade, die Füße in die Hebel der Seitensteuerung gestellt, die Augen unverwandt auf den Kompaß gerichtet; halb abgestorben. In dieser grauenhaften Situation sauste ich mit meinem Toten in donnernder, brausender Schnellzugsgeschwindigkeit durch das einsame Luftmeer. Höllenhaft.

Allmählich wurde es mir, als gewöhne ich mich an diesen Zustand, in Wirklichkeit aber: mein Bewußtsein verließ mich immer mehr, dadurch stumpfte ich gegen die Qualen ab. Ich fühlte, wie langsam etwas in mir erstarb, wie das eigentliche Denkvermögen wie beim Einschlafen entschwand. Es war sozusagen ein Halbschlaf, in den ich allmählich geriet, ein fortwährendes Vegetieren vor der Ohnmacht.

Plötzlich: auf einmal wurde es licht um mich, blendend licht, die Maschine drehte sich sanft wie von Engelshänden geschwungen im Kreise, der Motor hörte auf zu knattern, der Propeller heulte nicht mehr, es wurde ganz still, so still, wie es an einem linden Frühlingsabende ist, nur ein seltsam verklingendes, singendes Flöten und Trommelpfeifen zog zart an meinen Ohren vorüber. Ha? Ah! Lebensbilder tauchten mit einem Male vor mir auf, aus meiner Kindheit, aus meiner Jugendzeit, aus der letzten Vergangenheit, die Eltern, der Kaiser, lachende Mädchengestalten, Kameraden, die Szene, in der mir das Eiserne Kreuz angeheftet wurde, noch andres, dies, das; huschend tauchte es auf, blieb einen Augenblick in süßem bläulichem Schemenschein vor mir stehen, fiel dann gestaltlos wieder zurück; plötzlich war es vorbei.

Der Motor knatterte wieder, der Propeller heulte wieder, das Flugzeug schoß noch vorwärts, alles war wie vorhin. Mein Kopf aber war auf den Außenrand der Karosserie gesunken, ich fühlte neue Schmerzen an meinem Körper, im Munde hatte ich einen blutigen Geschmack, der von meiner Zunge herrührte, die zerbissen war. Sogleich wußte ich: ich war ohnmächtig gewesen, wenn auch nur sekundenlang. Eine peinliche Empfindung stieg in mir auf, dann machte ich unwillkürlich den Versuch, mich aufzuraffen, vergebens,

ich blieb kraftlos mit schweren, schlaffen Gliedern im Sitze hocken. Ich kauerte dann wieder vor der Steuerung; mit denselben grauenhaften Gefühlen wie vorhin. An der Uhr sah ich, daß ich jetzt noch zwanzig Minuten Flugzeit vor mir hatte. Die Zeit schlich langsam dahin, furchtbar langsam, daß es mir zuweilen vorkam, ich flöge schon Tage und Nächte.

Endlich: ich hatte es erreicht, es fehlten nur noch zwei Minuten an den zwanzig. Es wird doch stimmen? Ja ja, sagte eine Stimme in mir, es stimmt! Ich drosselte den Motor schnell auf die geringste Tourenzahl ab und stellte das Tiefensteuer ein; die Maschine sank. Zunächst traf ich wieder in die Wolken; erst in eine große einzelne, die wie eine ungeheure Riesenwelle aus dem grauen Meere emporragte, gleich darauf verließ ich sie wieder; noch einmal, ein letztes Mal, konnte ich jetzt einen Blick auf ein Wolkenmeer werfen, dann war ich in der trüben Masse versunken. Bei neunhundert Meter kam ich aus den Wolken hinaus. Ich zog die Schutzbrille vor den Augen weg, sah zur Erde hinab. Es hatte aufgehört zu schneien, nur ein paar vereinzelte Flocken fielen noch. Meine Augen schmerzten, flimmerten, stachen; ich konnte nichts sehen, nur ein verschwommenes, eintöniges Weiß, das nicht neunhundert Meter unter mir, sondern wenige zehn Meter dicht vor mir zu sein schien, sich im Kreise drehte, rasend schnell unter mir herzog. Nur mühsam hielt ich den Kopf aufrecht; er schlug mir alle Augenblicke gegen den Rand der Karosserie. Plötzlich erkannten meine Augen die wirkliche Tiefe; da wurde ich sogleich schwindelig, sank wie betäubt zurück. Die Maschine glitt derweil tiefer hinab. Auf einmal empfand ich einen scharfen Stich im Oberschenkel des einen Beines, danach ein heißes Bohren, Brennen, Schneiden darin. Herrgott, wieder verwundet? Ich sah auf, sicher, ich wurde beschossen: Schrapnellwölkchen standen neben und über mir. Noch einmal raffte ich mich zusammen, sah zur Erde hinab, wollte wissen, wo ich mich befand; diesmal erkannte ich sogleich Stellungen, russische direkt unter mir, deutsche voraus. Gott sei Dank, also doch nicht ganz fehlgerechnet! Ich riß die Maschine nochmal kurz hoch, ließ sie dann im Gleitflug unbekümmert um das feindliche Feuer auf die deutschen Stellungen niedergehen. Meine Augen flimmerten so stark, daß ich beim Landen nichts erkennen konnte; so kam es, daß die Maschine schon aufsetzte, als ich mich noch hoch über dem Boden vermutete. Der tiefe Schnee fing den harten Aufstoß vollständig auf, allerdings versackte die Maschine fast gänzlich darin. Als ich fühlte, daß ich wieder auf der Erde war, wurde ich sogleich ohnmächtig.

Das war mein letzter Flug; er hat mich um Jahrzehnte älter gemacht. Noch heute überfällt mich ein unheimliches Grauen, wenn ich an ihn denke. Aber eine Freude ist mir trotz allem doch noch dabei geworden: der Beobachter war nicht tot, sondern nur bewußtlos.

Das Bild

Novelle von Johannes V. Jensen

„Der Marktpreis iſt entſcheidend für den wirklichen Wert eines Kunſtwerks," ſchrie Doktor Helge Pierrepont Pickles.

Und er fügte hinzu:

„Die Bedeutung des Künſtlers als Genie ſteht im Verhältnis zu dem Aufſehen, das es macht."

Nach einer Kunſtpauſe:

„Der Marktpreis und das Aufſehen beſtimmen den Preis. Das Publikum wird betrogen, was es auch will. Und ich werde wohlhabend."

Doktor Pickles brach in ein Gelächter aus, wurde aber ſofort wieder ernſt, indem er ſeinen Zeigefinger auf ſeine Zuhörer richtete:

„Darf ich Ihnen die Geſchichte eines Kunſtwerks erzählen? — —"

Doktor Pickles warf einen Blick über den Rand des Aeroplans und fand nichts, was im Augenblick ſtörend auf die Unterhaltung einwirken konnte, die Reiſenden befanden ſich in einer Höhe von einigen tauſend Metern überm Meere, keine Kriegsſchiffe, Unterſeeboote oder feindliche Aeroplane in Sicht, die Maſchine ging zuverläſſig, in einem ruhigen Luftſtratum, Zirruswolken in roſa Beleuchtung von der eben aufgegangenen Sonne und vereinzelte Regenwolken, die wie ſcheckige Kühe überm Waſſerſpiegel wanderten; die ſechs bis acht Paſſagiere ſaßen bequem mit dem Sauerſtoffhelm auf dem Schoß, in einer dünnen aber genügend nährenden Luft, und konnten ſich unterhalten, das heißt, wenn man ſo laut ſchrie, daß man den Propeller übertäubte. Es war der Omniplan New York–Petrograd auf ſeiner Route nach Europa.

„Ein Kunſtwerk bringt man durch Macht hervor," ſchrie Doktor Pickles. „Das Verfahren iſt verſchieden, aber die Methode iſt immer dieſelbe, mit einem Wort: Aufſehen. Aufſehen verſchafft man ſich. Es iſt eine harte Arbeit, die hochgeſpannte exploſive Energie und jahrelange Ausdauer verlangt, wenn man ſich aber erſt einen Platz in der Preſſe, Kunſtgeſchichte und auf dem Markt verſchafft hat, kann man ausruhen, das Aufſehen geht dann von ſelbſt, in ziemlich regelmäßig quadratiſcher Progreſſion, die man das Geſetz der Berühmtheit nennen könnte. Überſehen Sie hierbei nicht, daß das Kunſtwerk als ſolches an und für ſich bedeutungslos iſt, weder Ariſtokraten, noch Leute aus dem Volk können ein Meiſterwerk von einer elenden Stümperarbeit unterſcheiden, vorausgeſetzt, daß das eine Bild aus irgendeinem Grunde eben ſo berühmt iſt wie das andere. Darf ich Ihnen noch einmal ſagen, meine Herren, die Kunſt liegt weder im Meiſterwerk noch in der talentloſen Pfuſcherei, ſondern im Ruhm, und es

ist keine geringe Kunst, eine wirkliche Berühmtheit in die Höhe zu arbeiten. Ich habe nette Dinge darin geleistet, aber nur einmal bin ich genial gewesen. Ich weiß nicht, warum ich es Ihnen verbergen soll. Tjek."

Letzteres war ein Laut, den Doktor Pickles hin und wieder hervorbrachte, ein Trick mit der Zunge gegen den Gaumen. Damit drückte er eine Zufriedenheit aus, die sonst in keiner Sprache Worte fand.

„Vor mehreren Jahren kam ich in meiner damaligen Eigenschaft als Antiquitätenhändler in den Besitz eines Bildes. Wie Sie wissen, ist mein Geschäft seit dem Freigut Institution geworden und mit mir selbst als Direktor an die Öffentlichkeit übergegangen. Das Bild, von dem ich spreche, bildet die Perle der Sammlung. Es ist für zwei Millionen versichert. Ich habe, lassen Sie mal sehen, fast zehn Jahre dafür gearbeitet . . ."

Doktor Pickles schwieg einen Augenblick und versank in Erinnerungen. Wehmut über entschwundene Zeiten, funkelnde Brutalität und Triumph beim Gedanken an seinen Erfolg, alles in allem ein Übermaß von bestialischem Glück, spiegelte sich in seinen Zügen.

„Tjek. Meine Bemerkung vorhin könnte Sie zu der irrtümlichen Annahme verleiten, daß das Bild bereits alt war, als ich es bekam und aus dem Grunde eine gewisse Güte hatte. Es war aber neu, ich begann mit einem Nichts. Ich entsinne mich noch deutlich des Tages, als der Maler damit zu mir kam, ein verkümmertes Individuum, dem seine Stellung auf einem Postkontor gekündigt war und der die verrückte Idee bekommen hatte, Maler sein zu wollen. Solche eingerahmte Dinger bringen ja Summen ein, eine Tatsache, die dem Armen wahrscheinlich durch den Kopf gegangen war, und darum kam er zu mir mit seiner Schmiererei. Ich sah sofort, daß es talentlos war. Im selben Augenblick kam mir meine Idee. Tjek. Ich kaufte das Bild für eine Kleinigkeit – eine vorzügliche Annonce natürlich später für das Bild, daß es für sozusagen nichts gekauft worden war, – aber unter einer Bedingung. Der Mensch mußte sich verpflichten, kein einziges Bild mehr zu malen! Warum? Das will ich Ihnen erklären. Der Preis einer Ware hängt von der Seltenheit ab. Gesetzt, ein Maler ist berühmt, so steigen seine Bilder im Wert, je weniger davon da sind. Massenproduktion kann selbst sehr hervorragende Maler totschlagen. Der zeitige Tod eines Malers ist ein altes bekanntes Hilfsmittel für den Markt, indem dadurch verhindert wird, daß mehr von der Signatur in den Handel kommt, was wiederum eine Basis für eine gesunde, steigende Spekulation ist. Das ist die Erklärung dafür, daß Maler oft erst nach ihrem Tode berühmt werden, ein sentimentales Motiv für so manchen Kunstproletarier, der sich von seiner Mitwelt übersehen glaubt; in Wahrheit liegt die Sache natürlich so, daß eine Ware Chancen hat, im Preis zu steigen, wenn die Quelle versiegt, vorausgesetzt, daß Nachfrage

da ist, was wiederum davon abhängt, ob der Tote einen Namen gehabt hat. Es kommt vor, daß besondere Umstände beim Todesfall hohe Preise hervorbringen, wie zum Beispiel Selbstmord, oder wenn der Maler geradezu vor Hunger umkommt, was bekanntlich Kunsthändler häufig in Nahrung gesetzt hat. Aber unter normalen Verhältnissen ist es die Anzahl der Bilder eines Malers, die den Preis bestimmt. Nun sagt ein Vernunftschluß, daß die geringste Anzahl von Bildern, durch die ein Maler sich bemerkbar machen kann, ein, ein einziges Bild ist, nicht wahr? Also ich stellte meinem Mann die Bedingung, daß er nicht mehr als dieses eine Bild malen dürfe, und ich sicherte mich dadurch, daß ich ihm seine alte Stellung wieder verschaffte. Nun hatte ich eine fundamentale Bedingung in Ordnung, nämlich die Seltenheit. Sie müssen zugeben, nur ein Bild von einem ganzen Maler, das ist eine Seltenheit. Jetzt mußte es berühmt gemacht werden.

Wie das Bild aussah? Mit kurzen Worten, es war das schlechteste Bild, das ich je gesehen habe. Es hatte indessen einen Fehler, einen naiven Fehler, man konnte sehen, was es vorstellen sollte. Das verbesserte ich selbst, — denn ein gewöhnliches Bild wollte ich nicht haben, — indem ich es einfach auf den Kopf stellte, und damit war die Qualität in Ordnung. Ich muß Sie hier auf das im übrigen recht Einleuchtende aufmerksam machen, daß die Berühmtheit eines schlechten Bildes, wenn es berühmt geworden ist, auf einer höheren Stufe steht als die Berühmtheit eines guten; daß ein Meisterwerk Aufsehen macht, kann ein jeder verstehen, das ist trivial, aber der Lärm, der wegen eines ganz uninteressanten Produkts entsteht, ist doch noch eine Sensation mehr. Hierdurch geschieht das Unfaßliche, wenn Sie wollen, Empörende; ein Zustrom ist gesichert, dadurch Zustrom in zweiter Potenz und so weiter. Selbst die ganz berechtigte Wut der Leute, weil sie zum Narren gehalten werden, erhöht die Sensation; Entrüstung ist das beste Plakat, das es überhaupt gibt.

Erst schickte ich das Bild auf einen Speicher. Die große Kunst muß ihre unbeachtete Periode haben, sonst ist sie ihrer Zeit nicht voraus. Wissen Sie, was ich dann tat? Dann verkaufte ich es. An wen? An mich selbst. Ich schickte es in aller Stille auf eine Auktion und kaufte es mit Pauken und Trompeten, indem ich einen Gehilfen dagegen bieten ließ. Wir lieferten eine kleine Schlacht, und die plötzliche, rätselhafte Nachfrage nach gerade dieser Nummer im Katalog, schuf beinah Panik auf der Auktion; mehrere fühlten, daß ihnen etwas, sie wußten nicht wieviel, entgangen sei, als nach einem letzten erbitterten Kampf mit vierstelligen Zahlen der Hammerschlag fiel und ich das Bild bekam. Die Presse brachte kleine Artikel darüber, die Sache kam ins Rollen. Ich verkaufte das Bild von neuem und jetzt mit einem schwindelnden Verdienst, der die Zeitungen sehr beschäftigte und dem Namen des Malers einen gewissen Klang gab.

Jetzt lag die Entrüstung in der Luft, und ich nährte sie. Da das Bild nun nicht mehr mir gehörte, konnte ich es loben und brachte acht lange Jahre hindurch fast in jeder Nummer meiner Kunstzeitschrift einen entweder sachlichen oder lyrischen, historischen, analytischen, polemischen oder anbetenden Artikel über das Bild. Ich bildete einen neuen Typ in der Kunstkritik aus, das Suggestionsschaf, das das Feld der Wiederholung abgrast und beständig neue Nahrung findet, mag das Gras auch noch so kurz sein. Meine Schafe begegneten einem Sturm von Widerspruch, die gangbare Kritik war rasend, und als meine Leute davon erst Fährte bekommen hatten, wurden sie eigensinnig und warm, waren dicht daran, Talent zu entwickeln, was gereizte Einfältige bisweilen können; es begann eine ganze Literatur, eine Epoche zu werden. Da schlug ich um.

Ja, denn ich sah ein, daß die Entrüstung, der Widerspruch, zweckmäßiger organisiert werden müßten, es ging nicht an, ihn Outsidern zu überlassen, ich übernahm ihn selbst. Während einiger Jahre ließ ich die andere Meinung in meiner Zeitschrift zu Worte kommen, das sah freisinnig aus; daß ich mir gleichzeitig eine gewisse Kontrolle sicherte, fiel nicht weiter auf, und die neue Schule, denn das Bild hatte inzwischen Schule gemacht, wie Sie sich denken können, wurde auf eine schändliche Weise verfolgt und geschmäht, zu der jämmerlichen Nachahmerei reduziert, die es tatsächlich auch war. Zu diesem Zeitpunkt kaufte ich das Bild unter der Hand zurück, billig. Der Kurs war ja nicht mehr so gut. Und jetzt schlug ich wieder um.

Meine eigenen Kunsthistoriker, die sich in der Zwischenzeit in obskuren Cafés, mit ausgefransten Ärmeln und der Glorie des Martyriums im Tabaksrauch über ihren Köpfen, herumgetrieben hatten, kamen wieder zu Worte und durften über das Philistertum und die rohe Reaktion schäumen, die sich gegen das Herzblut des Postbeamten, des großen Unikums, richtete, usw. Das Bild war jetzt ins Museum gekommen, wo ich es als Direktor, ohne gegen Sitte und Takt zu verstoßen, erwerben und gleichzeitig in meiner Zeitung darüber schreiben konnte. Man kauft doch keine Bilder, die man nicht loben kann, nicht wahr? Tjek."

Jetzt aber galt es, den Maler etwas mehr zu pflegen. Während des atemlosen Kampfes um das Bild war er ein wenig vernachlässigt worden, saß und zahlte Postanweisungen an die Bewohner einer ganzen Stadt aus, ohne jemals selbst eine einzige zu bekommen. Ich sah ein, daß er ein auffallenderes Schicksal haben müße, wenn sein Name dem Wert des Bildes nützen sollte. Eigentlich mußte er am liebsten sterben. Ich tötete ihn. Der Mord wurde nie aufgeklärt, ein Verdacht aber sammelte sich nach und nach und nahm schließlich eine bestimmte Richtung an: man meinte, daß ein oder mehrere Neider innerhalb der alten Malschule ihn aus dem Wege geräumt hätten.

Ich gab seine Biographie heraus. Sie brachte keine Überraschungen, abgesehen davon, daß er das schlechteste Schulzeugnis hatte, worin sich eine gewisse Originalität und ein frühzeitiger Beweis für oppositionelle Gesinnung gegen lumpige Autorität äußerte; in Geographie hatte er rein heraus schlecht, wahrscheinlich hat er mit autochthonem Freimut die Existenz der ganzen Welt außer dem Kirchspiel, worin er geboren war, verleugnet. Er endigte nicht in einem Irrenhaus und hatte keine unvergeßlichen Selbstverstümmelungen irgendwelcher Art vorgenommen, aber es war doch auffallend, daß er ohne Passionsgeschichte in mehreren Evangelien, ohne irgendeine Abnormität, imstande gewesen war, dieses jetzt weltberühmte Bild zu schaffen, den Ausgangspunkt für eine ganz neue Kunstart. Der ungeheure, fast mystische Abstand zwischen dem Mann und seinem Werk mußte verblüffen und imponieren, und tat es auch.

Mehr Glück hatte ich mit seinen Briefen. Verstehen Sie mich recht. Die Biographie war ein Erfolg, aber seine Briefe wurden ein Bombenerfolg. Sie erschienen in zwei prachtvollen Bänden und überraschten, im Gegensatz zu der riesenhaften Berühmtheit des toten Meisters, durch ihre fast stumme Einfachheit und ihren Mangel an literarischem Ton. Zum größten Teil bestanden sie aus Hunderten von fast gleichlautenden Schriftstücken, rührenden und unbeholfenen Dokumenten, die ein Licht über das Schicksal eines kleinen Beamten warfen: es waren die monatlichen Quittungen, die er für den geringen Lohn, den er auf dem Postamt bekam, ausgestellt hatte. Der Rest war intimerer Natur, ein in einem etwas kleinlichen Ton gehaltener Briefwechsel mit einer unbekannten Frau, offenbar durch eine Heiratsannonce eingeleitet; mehrere Briefe an Verwandte, recht gleichartig, Bitten um geringe Darlehen enthaltend, zum Schluß Bruchstücke aus einem Tagebuch, von nicht geringem kulturhistorischen Interesse, in dem das Datum der Anschaffung eines Petroleumkochers festgestellt wird, Aufzeichnungen über einen Waldausflug, einen einzigen, und was er bei jener Gelegenheit verzehrt hatte. Sie sehen den jähen Kontrast zwischen dem Privatleben des Mannes und seiner Berühmtheit, und Sie begreifen, je sinnloser er ist, desto mehr Bedeutung hat er für den Preis eines Kunstwerks. Die Briefe kamen in mehreren Auflagen, an und für sich ein ganz hübsches kleines Geschäft.

Aber zum Bild zurück. Es hing jetzt im Museum, in etwas bedenklicher Nähe des Begriffs Galeriekunst, man sprach und schrieb wie wild über alle Nachahmungen, während das echte Urbild etwas in den Schatten zu treten begann. Warum? Weil es nicht mehr im Handel war; es mußte freigemacht werden, etwas mußte geschehen . . ."

In diesem Augenblick setzte Doktor Pickles sich den Sauerstoffhelm auf den Kopf. Der Höhenmesser zeigte eine rapide Steigung, er blickte hin-

unter und beobachtete mehrere Schrapnellwolken einige hundert Meter tiefer: der Omniplan wurde von einem Kriegsschiff beschossen, das wie das kleine Stahlschiffchen einer Nähmaschine tief unten auf dem Meer lag; der Omniplan näherte sich Europa und blieb von jetzt ab oben in einer Höhe von 3—4000 Meter, wo die Artillerie ihn nicht erreichen konnte. Die Passagiere konnten sich gegenseitig durch die Fensterscheiben ihrer Sauerstoffhelme sehen, die Unterhaltung aber mußte durchs Telephon fortgesetzt werden. Doktor Pickles senkte die Stimme, sie kam gedämpft zu den anderen durch den Trichter:

„Da geschah es, daß das Bild gestohlen wurde . . ."

„Ah!" hörte er durch den Trichter seines Apparats, ein einstimmiger Ausruf von allen Passagieren, und er sah wie ihre Gesichter hinter den Fensterscheiben sich zu einer Grimasse mit hochgezogenen Augenbrauen verzerrten, wie wenn Leute Ah! sagen.

„Tjek," sagte Doktor Pickles, „Sie alle kennen die Geschichte, meine Herren! Ja, wer kennt sie nicht! Das ist das Bild, von dem ich gesprochen habe, und der Maler, von dem ich Ihnen erzählt habe, ist . . ."

Hier nannte Doktor Pickles den Namen.

„Ah!" ertönte es durchs Telephon von allen Reisenden, und alle hoben wieder die Brauen in behaglicher Überraschung. Endlich bewegte die Unterhaltung sich auf Zeitungsgebieten, wo sie sich alle heimisch fühlten.

„Ich habe das Bild gestohlen," sagte Doktor Pickles.

„Ah!" Gewaltige Sensation, lauter große runde Augen hinter den Helmen. Fragezeichen . . Fragezeichen . . .

„Sie sind die ersten, die die Neuigkeit erfahren, meine Herren, und ich bitte Sie, nicht darüber zu schweigen, sie ist bereits an alle Telegraphenbüros gegeben, Sie werden sie lesen, wenn Sie die erste Zeitung in Europa bekommen. Ja, ich brach unter Anwendung der modernsten Diebswerkzeuge, Autogenflamme und allem, in mein eigenes Museum ein und entfernte das Bild. Wie Sie wissen, ist es ein ganzes Jahr spurlos verschwunden gewesen und hat in all der Zeit eine stehende Rubrik in den Zeitungen neben den Kriegsnachrichten gehabt. Man glaubte, daß es sich irgendwo in Amerika befände, wo ein verrückter Mäcen sich damit in seinem Keller eingemauert hatte und täglich Andacht davor verrichtete. Jetzt aber ist das Bild gefunden . . ."

„Ah!"

„Tjek. Ich habe es selbst wiedergefunden. Was den Detektiven zweier Weltteile nicht gelungen ist, das ist mir geglückt. Das Bild ist in unbeschädigtem Zustand aufgefunden, wenn auch unkenntlich, indem ein Idiot es im Rahmen auf den Kopf gestellt hat. Jetzt steht es wieder richtig und Leute fallen davor in Ohnmacht. Es wird mit dem ersten Amerika-

dampfer herüberkommen, für zwei Millionen versichert. Die Auslieferung hat offiziell wie ein Staatsakt zwischen der amerikanischen Regierung und der meines Landes stattgefunden. Im Beisein des Ministers des Äußeren Stanhope, des Unterstaatssekretärs im Unterrichtsministerium D. A. Rye und des Direktors für die schönen Künste Herbert O. Conner wurde das Bild dem Gesandten meines Landes, Finesherbes, im großen Saal des Unterrichtsministeriums feierlich übergeben. Zwischen den Vertretern der Länder wurden herzliche Reden gewechselt. Nachdem alle Anwesenden ein Protokoll über die Übergabe unterschrieben hatten, wurde das Bild an meine Gesandtschaft im Gesandtschaftspalais überführt. Dies ist ungefähr der Wortlaut eines Telegramms, das durch alle Weltbüros der Öffentlichkeit zugestellt worden ist. Gleichzeitig teilen die Büros mit, daß ich zum Ehrendoktor an der Kopenhagener Universität ernannt worden bin. — Meine Herren, wir befinden uns jetzt über Europa."

Tief, tief unten über dem Lande, das jetzt die Hälfte der Aussichtssphäre füllte, konnte man eine rollende Wolkenwoge von eiterartiger Farbe unterscheiden, das waren giftige Gasarten, die gegen eine Stellung angewandt wurden, weiter hinten sah man etwas wie eine rauchende Fabrikstadt, es war große Artillerie, mitten in einem mehrtägigen Trommelfeuer. Doktor Pickles hielt ein Fernglas vor die Augen und bekam zwei Heere in den Sehkreis, die mit Messern aufeinander eindrangen.

„Und dennoch, meine Herren," sagte er, indem er die Unterhaltung wieder aufnahm, „fehlt mir etwas in dem Riesenerfolg, den ich gehabt habe. Ich empfinde es als ein gewisses persönliches Unrecht, daß der elende Postbeamte die Ehre bekommen hat, obgleich ich doch die ganze Arbeit geleistet habe. Ich habe noch einen Wunsch, ja, ich glaube sogar, daß ich die beiden Millionen und meinen Doktorgrad hingeben würde, wenn ich ihn erfüllt bekommen könnte: daß ich das Bild selbst gemalt hätte . . ." Doktor Pickles seufzte hörbar durchs Telephon.

„Hier muß ich aussteigen," sagte er zehn Minuten später, als sie über Paris waren. Und mit ausgebreitetem Fallschirm, ihnen Lebewohl zuwinkend, trat er über Bord und verschwand hastig sinkend durch ein Loch in der Wolkenschicht, durch das man die Notre Dame erblickte.

Mutter und Tochter

von Hermann Stehr

I

(vor dem Kriege)

Tanz nur, Maria! Draußen blüht der Mond
in Schleiern, ſo verzaubert ganz, als da
die Welt das erſtemal ſich ſelig in
dein Auge hob. Du weißt's ja. Da er ſich,
wie eine Finſternis in hellen Tag,
in deinen Mädchentraum geneigt. Er war,
erſchauernd, dir ans Knie geſunken und
ſein Kopf, dem keine Welt genügte, grub
ſich, Frieden ſuchend, tief in deinen Schoß.

Tanz doch, Maria, tanz! Die Zeit eilt nicht!
Der Wirbel, der uns dreht, iſt nur ein Spuk
der Sinne. Ewig bleibt, was rein ſich einſt
aus Ewigem gebar. Nichts ändert ſich,
und wenn du nur die Kraft des Willens haſt,
ſo ſind die ſieben Jahre dir umſonſt
vorbeigeraſt, ſo war nie Schmerz, nie Gram,
Enttäuſchung, nichts. Du biſt das Mädchen noch,
das über den Balkon der Erde fragend
ſich in das Weltall neigt, um Gott zu mahnen,
nun die verklärten Wunder doch zu ſenden,
die er bereitet hat dem Engel deiner Seele.
So tanz, Marie, füge dich in den Zauber
tief der Erwartung nur hinein, wie damals.
Dann wiederholt ſich, glaube mir, das Wunder.
Ja, vielleicht ſiehſt du erfüllt dein Wünſchen
in Bildern ſo vor deinen Augen, als
ſein ſie Erinnrung an wahrhaft Gelungnes.
Narrt uns das Leben, daß es wie ein wirrer
und widerſinniger Spuk hinfliegt, ſpringt draus
das Recht, den Spuk durch einen Spuk zu äffen.

Tanz, tanz, mein Liebling! Wem wie Eis die Seele
geworden iſt, muß Rhythmenſtürme durch
die Glieder raſen laſſen und mit ſinnlicher
Erhitzung eine Glut ſich ſtehlen, um die
ein glücklos Leben langſam ihn geprellt hat.

Ich nehm es dir ja nicht! Sei still! Es soll
dir bleiben, daß dein Mann die Liebe ganz
an seinen Ehrgeiz hat verhandelt. — Nicht? —
Das Gegenteil? — So so. — Das war es, meinst du,
daß er aus Liebe seines hohen Fluges
vergessen hat und endlich, fast erstickt
von buntem Schlaf, traumübermästet, hohnvoll
aus deinem Arm gestürzt ist, so, als hättest
du um seine harte Kraft ihn nur gebracht,
nicht er, der, angestachelt, immer doch
ins marklos leere Kreisen der Genüsse
sich fallen ließ? — Haha! — Was sind die Männer
für Jämmerlinge! Als ein Sturm erwachen
sie, wie Götter schreiten sie dahin,
und jeder, jeder fast, wird dann zum Schmerbauch
mit der gramdurchfurchten Stirn. Und drum,
Maria, willst du trauern? — Liebes Herz,
wenn deinen hohen Traum das Leben klein
zerschlug, leg auf die andere Seite dich
und träum ihn höher weiter. Das allein,
das nur ist Stärke, wenn am Ende herrlicher
Musik wir nicht verzweifeln, sondern tiefer
durch unsre Seele machen, göttlicher,
was, ach so schnell, verflog.

Maria, armes Kind,
sieh nur, nun treten Wald und Berg und Fluß
und Ferne geisterklar in silberduftiges
Geleucht. Komm, sitz und starr nicht mehr so stumpf.
Du! — Wenn schon schmerzgelähmt die Glieder dir
ruhn müssen, wenigstens laß deine Blicke
wie ehedem verklärt betrachten diese
bezaubernde Auflösung einer Welt,
die unsre Erde ist und unser Traum.

2

(während des Weltkrieges)

Mutter

Hörst du den Klang, Maria?

Maria

Laß mich schlafen.
Ich mein', nicht schlafen. Ach, du weißt es ja,

vor mir verſinken, vor der Welt, vor der
Vergangenheit. Denn nun ſind wir vor uns,
ſind Welt und die vergangne Zeit nur Qual.

Mutter

Deswegen eben fragt ich dich: Hörſt du
den Klang, Maria? — Was der Scharfſinn auch
nicht eines Menſchen kann entwirren, warum
der Weltenblutſtrom über uns hereinbrach,
daran ſoll ſich das ſtumpfe Brüten nicht
noch ſtumpfer wühlen. Wenn ſich Kupferlinge
auch zehnmal wechſeln, keiner wird doch Gold.
Gewänder, die nur quälen, wirft man ab.
Der Mauer, die man weder brechen, noch
erſteigen kann, kehrt man den Rücken.
Und denken, das durch keine Art von Flug
und Schärfe an ein Ziel kommt, iſt vom Übel.
Doch löſcht auch aus in mir die Melodie,
Der Klang lebt weiter . . .

Maria

Nein, ich weiß nicht, Mutter,
wie du es meinſt. Denn ſchon ſeit langem hat
dein Reden einen andern Sinn, als den
des Klangs der Worte. Und — greift dann Verſtehn
nach dem erhofften Sinn, fährt es daneben,
wie die Hand, die ſich aus tiefen Waſſern
erwünſchte Dinge will ans Lichte heben.
Ich mag nicht denken. Nein. Iſt das ſchon Torheit,
ſo ſteigt die Narretei turmhoch und ſchreit,
wenn Denken gar ſich ſelber will bedenken.

Mutter

Du läßt mich nicht zu Ende ſprechen, Kind.
Das eben wollt ich ſagen. Denke nicht mehr
daran, auch nicht, daß je du haſt gedacht.
Laß an den Wandellichtern deiner Sinne
vorbei dich ruhig ſinken in die Tiefe
des eignen Weſens, von woher das Licht
dem Lichte kommt, der Sinn dem Sinnen, wo
der Schoß der Farben iſt, der Klang des Klingens.
Und nun verſtehſt du meine Frage nach
dem Klang, Maria, die beſagen will,

daß jetzt durch den Zusammenbruch der Welt
in Trümmer auch geschlagen worden ist
die Stadt des Denkens. Und der unbehauste,
der Geist, muß tiefer wandern in das Land
der Mütter. Dort, von wo er stammt, holt er
die Kraft sich, eine neue Welt für die
gesunkne aufzubaun, um drin zu wohnen.

Maria

Ach Gott, wir armen Frauen, ich und du,
die nicht durch Hilfe sich zu helfen wissen,
die immer nur, von Eigensucht verzärtelt,
die überfeinerte Begier des Herzens
zu Fordrungen der Welt hinaufgeschraubt!
Und nicht heraus führt uns dein Rat, nur tiefer
in Einsamkeit, fast hinter diese Welt.
Sonst waren schöne Schatten wir, nun soll
zuletzt das helfen, daß wir jede Form
des Lebens hinter uns versinken lassen,
um eignes Leid und fremdes nicht zu fühlen.
Sei ungeduldig nicht! 's kann sein, daß ich
nicht völlig dich begreife. Doch jetzt stoße
ich dieses Reden von mir. Liebe Mutter,
vorbei sind die drei Stunden. Gib mir jetzt
noch einmal seinen Brief, und wenn du meinst,
daß mich der Anblick seiner Schrift zu tief
erschüttert, lies mir wenigstens ihn vor.

Mutter

Mein Kind, du weißt, es heilen Wunden nicht
sich durch Verwundungen, und Schattengraben
hebt niemand in das Sonnenlicht. Steh ab
davon. Geburt und Tod, einmal vorüber,
kann auch ein Gott nicht ungeschehen machen,
viel weniger ein gramvoll Frauenherz.

Maria

Das will ich nicht. Was war, muß sein. Nur soll,
was einst geschehn, in mir sich wandeln; denn
ich fühl, daß meine Täuschung mir verfälscht
mein Leben, meine Welt, so Gott als Menschen.
Und seine Stimme, mehr von drüben schon,
entrückt der Wirrnis dieser Erde, führt

mich sichrer eine Bahn, die immer ich
in mir gespürt, wenn auch nicht deutlicher
gesehn, als erste Helle vor Aufgang
des Monds in klarer Nacht. Geh, hol und lies!
Ich mag die Schleier nicht, nicht deines Denkens,
nicht deines Trostes, nichts! Geh, hol und lies!
In seiner toten Hand liegt die Entscheidung.
Denn auf den Worten eines Sterbenden
blüht schon der Widerschein des ewgen Lichts.

Mutter

Maria, noch ein letztes Wort der Mahnung.

Maria

Nein, nein! das letzte Wort bleibt ihm. Lies, bitte.

Mutter (liest)

Maria, liebes Wesen! Um mich dunkelts.
Nur manchmal bricht die Finsternis. So will
ich eine Klarheit nützen, die mir eben
ist geschenkt, vielleicht des Lebens letzte.
Ich ging von dir, weil ich, mit dir vereint,
so dich wie mich zerstören mußte. Denn
das Band der Ehe scheint die innen gleichen
zu trennen, weil das edle Herz niemals,
auch selbstgewählte Fesseln nicht erträgt.
Wir hatten keine Kinder, und so schwoll
zum Strome oft das kleine Mißbehagen,
mit dem verliebte Menschen gern sich reizen,
um so den Jubel ihrer Glut zu steigern.
Mein Streben schlief, an dir völlig gestillt.
Allein, in mancher kummervollen Nacht
sah ich erschreckt die Geister meiner Pläne
mein Haus umwandeln und vernahm gedämpft
ihr vorwurfsvolles Klagen, daß ich halb
gerufen sie und ganz verlassen. Doch
dein Blühen, deine Schönheit, all der Glanz,
der von der Seele her dich stets umstrahlte,
ließ dann am andern Morgen wieder mich
ein jedes Werk, als das, nur dir zu dienen,
mit Lächeln mich vergessen.
Alles dies
schreib ich nicht zur Entschuldigung, nein,

dir zum Anhalt, durch den Knäul der Not
zu finden, der in jener Zeit mich hielt
umstrickt, dir auch zum Trost. Wärst wen'ger schön
bis in die letzte Fiber du gewesen,
mir wärs gelungen, in dem Streit
von Tat und Liebe mich fürs Werk
zu retten, ohne mich zu trennen. Aber
so jagte fort, was tausend bindet, gerade
die Liebe mich von dir, Geliebte. Drum
auch ging ich ohne Abschied. Denn gehärtet,
ich wieder selbst wie sonst, gereift vollkommen
durch hohe Werke, wollt ich wiederkehren.
Und sieh, nun ists erreicht, wenn anders auch
wie ich gedacht. Ich liege in Etin todwund
im Lazarett. Das überklare Licht
des nahen Endes strahlt in meiner Seele.
Ganz still und glücklich bin ich. Was einst Gott
von mir gefordert, ist erreicht: Ich gab
mein Leben für ein hohes Werk, noch mehr,
ich gab es für mein Volk. Wenn künftig
im Frieden wieder Kinder lachen, Frauen
im Gesang und Männer schaffend blühn,
aus meinem Herzen mit strömt diese Schönheit –
aus meinem Herzen, das nie größer war
als jetzt, da es erfüllt zum Tod sich rüstet.
Gut sein kann, wer sich selber liebt. Doch herrlich
ist nur der Opfertod für andere. Nun wirds grau
um mich. Leb wohl und traure nicht, Maria,
mit deinem Bild vor Augen werd ich sterben.
Und laß mich liegen, wo sie mich begraben.

Maria (nach langem Weinen)
Jawohl – 's mag sein. Nein, nein, es muß so sein.
Die Liebe scheidet tiefer, die sich lieben,
und eh des einen Leben nicht verweht,
weiß nichts der andere von ihm und sich.
Sieh da. Nun erst, da er für mich verloren,
ist er für mich, bin ich für ihn geboren.
Ha, und ich soll so fort in Selbstgenügen,
in sichrer Stille leben, weiter so
mit Geld und feilem Mitleid mir loskaufen

von tätiger Hilfe meine trägen Hände?
Ich sterbe, wenn ich bleiben muß! Ein Ende!
Ein Ende! Nichts ist wahr, was du gesonnen.
Ich sterb an deiner Weisheit, Mutter. Fort!

Mutter

Bleib nur drei Tage noch. Man wartet ab
die Flut und sieht, wie viel noch übrig bleibt.
Du weißts von früher, brausend Wasser täuscht.
Denn kocht ein Teich, siehts leicht aus, wie ein Meer.

Maria

Teich oder Meer, mir ist es gleich! Es schwebt
sein lichter Schatten auf zerwühlten Wegen,
vor Hütten, drin das Darben wohnt, er ruft
mich mit den Fieberlippen der Verwundeten
und starrt im horn'gen Auge Sterbender nach mir.
Und ich muß nach. Ich geh und folge ihm.
Denn so kann ich nach seinem Tode, so allein
mich fühlen als sein Weib und seiner würdig sein (ab).

Mutter (allein, ihr nachschauend)

Im Lieben Loderflug, in Trauer Rasen,
im Gram Erstarren. Niemals lernt der Mensch
Gelassenheit im aussichtslosen Tanz.
Ja, noch im Tod zerplatzt der Geist in Phrasen
wie dieser Dichter, welcher sterbend lügt.
Man müßt sich schütteln, wann sichs lohnte!
Aus Liebe quält man sich, der Haß greift nach
des Feindes Hals, und kämpfen Millionen,
heißt das beinah ein gottgefällig Werk.
Recht speit wie Unrecht, Wahrheit und Lüge sind
ein Knäul von Schlangen. Geh, Maria! Bald
enttäuscht, gramvoll die Schultern hängend, schleichst
den Hügel wieder du herauf. Ich will
indessen mein entrücktes Herz noch läutern.
Wärst du ein Engel, du erfährst es doch:
Mitleid und Liebe selbst zerschmettern sich
die Hand, wenn tätig sie ins Leben greifen.
Nur wer nichts will, wird für die Umgeworfnen
geheimnisvoll Ruhort und ewge Richtung
für die selbst, die ihn weder sehn, noch kennen.

Rundſchau

Rußland und Europa

von Hans Vorſt

Die politiſchen Entſcheidungen, die in unſeren Tagen fallen müſſen, gehören gewiß zu den wichtigſten der Weltgeſchichte. Ob es Entſcheidungen ſein werden oder nur Kompromiſſe, ob nach den elementaren und irrationalen Ereigniſſen der Gegenwart wieder die menſchliche, ordnende Vernunft die Oberhand gewinnen wird, ob auf den Weltkrieg ein internationaler Ausgleich folgt, der dem erſchöpften Europa Zeit läßt, ſeine Wunden zu heilen und das Zerſtörte neu und beſſer wieder aufzubauen, oder ob der Friede nichts anderes bedeuten ſoll als eine Zeit neuer Spannung, die neuen Entladungen entgegenſtrebt, — davon hängt im buchſtäblichen Sinne das Wohl oder das Verderben der europäiſchen Kulturvölker ab. Es laſſen ſich die Konſequenzen gewiß nicht im entfernteſten überblicken, die es haben müßte, wenn der Krieg nicht mit einer Löſung der Probleme endigte, die er teils in ihrer ganzen Ausdehnung enthüllt, teils neu geſchaffen hat. Aber dies iſt klar, daß dann der Friede eine ſchlimmere Kataſtrophe bedeuten würde, als es der Krieg geweſen iſt. Und es wäre kein bloßes Phantaſiegebilde, wenn man ſich dann die Völker Europas dächte, wie ſie, ihrer alten Geſellſchaftsordnungen und Regierungsformen, die Frieden und Ruhe weder zu erhalten noch wiederzugeben imſtande waren, müde und überdrüſſig, einer Periode unberechenbarer Anarchie entgegentrieben, in der vom Alten vielleicht kein Stein auf dem andern bleiben würde.

Je feſter man davon überzeugt ſein mag, daß ein ſolcher verhängnisvoller Ausgang der gegenwärtigen Wirren nur auf rationalem Wege verhindert werden kann, um ſo weniger wird man die Schwierigkeiten überſehen, die dem entgegenſtehen. Daß die Politik von keinen anderen als ſachlichen Erwägungen beſtimmt werden dürfe, iſt ſtets eine jener Binſenwahrheiten geweſen, die weit öfter verkündet als befolgt werden, weil nämlich wirkliche Sachlichkeit zu den überaus ſeltenen menſchlichen Eigenſchaften gehört. Gegenwärtig aber iſt die Gefahr noch größer als

sonst, wo beispielsweise nationale Leidenschaften nicht nur in der Politik die größte Verwirrung stiften, sondern sogar auf einem Gebiete bedeutenden Einfluß gewinnen, auf dem sie bisher am wenigsten heimisch waren, auf dem des Geschäfts. Gerade hier wird es sich am deutlichsten zeigen, welchen Vorteil das deutsche Volk dadurch genießt, daß es bei weitem nicht mit einer so hohen Hypothek des Hasses belastet ist, wie seine westlichen und östlichen Nachbarn. Wenn nach Friedensschluß Franzosen und Russen bei der Wiederaufnahme der internationalen Wirtschaftsbeziehungen durch antigermanische Stimmungen beeinflußt und behindert werden, was unvermeidlich ist, so sichert dem deutschen Volk seine größere Unbefangenheit auf diesem Gebiet einen beträchtlichen Vorsprung. Für die Politik läßt sich freilich nicht ohne weiteres dasselbe behaupten. Denn die Abwesenheit von störenden Hemmungen genügt zum Erfolge nicht, und es läßt sich den deutschen Diplomaten gewiß nicht nachsagen, daß sie bisher die Geschicklichkeit und Tüchtigkeit bewiesen hätten wie die deutschen Kaufleute und Industriellen.

Immerhin ist es auch für unsere Politik von Wert, wenn rationale Erkenntnis und sachliche Entscheidung verhältnismäßig wenig durch Völkerhaß und sonstige Emotionen behindert werden. Andere Gefahren aber sind bei uns nicht geringer als überall. Eine besondere Rolle spielt darunter der ungeheuer ausgedehnte Einfluß, den gegenwärtig die Phrase auf die Politik gewonnen hat, und es wäre für einen klaren Kopf eine interessante Aufgabe, dieser Frage bei allen beteiligten Völkern nachzugehen. Er könnte leicht zu dem Schlusse gelangen, daß selbst der Ausbruch des Weltkrieges ohne diesen Einfluß unmöglich gewesen wäre. Wohnte doch zum Beispiel der Idee von der slawischen Vormachtstellung Rußlands, die eine der Grundlagen des Konflikts bildete, gewiß mehr Phrasenhaftes inne als unmittelbarer politischer Wert. Jedenfalls bedarf es wohl keines besonderen Beweises dafür, wie unheilvoll die politische Phrase wirken kann, wenngleich sie sich gelegentlich auch zufälligerweise mit wohlbegründeten politischen Bestrebungen treffen und diese unterstützen mag, indem sie sie populär macht. Meist kommen derartige Schlagworte irgendwelchen Volksinstinkten oder Zeittendenzen entgegen und werden deshalb um so lieber aufgegriffen und nachgesprochen. „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." Die Wirkung der politischen Phrasen beschränkt sich daher, wenn sie geschickt gefaßt sind, auch keineswegs auf die breite Masse, und man erstaunt, wie wenigen es gegeben ist, in solchen Fällen die Unabhängigkeit ihres Urteils zu wahren. Es ist ja auch so sehr viel bequemer, sich bei einem Schlagwort zu beruhigen, wenn es überaus verwickelte Verhältnisse mit einem glücklichen Schein des Plausiblen auf eine einfache Formel bringt.

Das einzige Mittel, dieser Gefahr zu begegnen, ist, daß man die Mühe nicht scheut, derartige politische Phrasen gründlich auf ihren realen Gehalt zu prüfen. Halten sie dann noch stand, so wird man sie ruhig bestehen lassen und sogar die Förderung gerne begrüßen, die sie einer gut begründeten Sache zu gewähren imstande sind.

In bezug auf das politische Verhalten, das wir unserem östlichen Feinde gegenüber einzunehmen haben, hört man je länger um so häufiger den Grundsatz aufstellen, Rußland gehöre eigentlich überhaupt nach Asien. Das wird in allen möglichen Formen abgewandelt: der russische Staat sei ein asiatisches Gebilde, das russische Volk nach seiner nationalen und kulturellen Eigenart wesentlich asiatischer Natur, in Asien könnte Rußland daher sogar eine Mission erfüllen, während es in Europa auf die Dauer nur Unheil stiften würde. Das deutsche Reich vertrete daher nicht nur seine eigenen, sondern europäische Interessen, wenn es Rußland in diesem Kriege so weit nach Osten zurückdränge, daß das Reich des Zaren gezwungen sei, auf seine europäischen Aspirationen ein für allemal im wesentlichen zu verzichten und sich seinen asiatischen Aufgaben zuzuwenden. Es sei die letzte Gelegenheit zu verhindern, daß Rußland sich zu einer dauernden Gefahr für ganz Europa entwickele. Wenn es in diesem Kriege nicht entscheidend geschwächt und von den europäischen Meeren weit nach Osten zurückgedrängt würde, so müßte es sich, durch seine starke Bevölkerungsvermehrung, die Entwickelung seines wirtschaftlichen Lebens und die Hebung seiner natürlichen Reichtümer zu einer solchen Macht entfalten, daß es kaum mehr möglich sein würde, auch nur ein Gleichgewicht in Europa herzustellen. Jetzt aber sei es noch Zeit dieser Gefahr vorzubeugen. Die wirtschaftliche Krisis habe den Staat schon aufs äußerste geschwächt, die innerpolitischen Gegensätze und die in großen und wichtigen Reichsgebieten wirksamen zentrifugalen Kräfte würden bei neuen militärischen Niederlagen vollends zersetzend auftreten und eine Situation schaffen, die es gestattet, Rußland für die Zukunft als entscheidenden Faktor aus den europäischen Dingen auszuschalten.

Dieser Standpunkt ist extrem, aber konsequent. Wenn Rußland wirklich nach den politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen seiner Existenz in einem unversöhnlichen Gegensatz zu Europa steht, wenn es insbesondere für Deutschland unmöglich ist, zu einer Verständigung mit Rußland zu gelangen, so muß versucht werden, ganze Arbeit zu machen. Wollte man da nur einige westliche Provinzen von Rußland loslösen, so würden dadurch die Gegensätze nur verschärft, von diesen Wunden könnte sich das ungeheuere Reich verhältnismäßig schnell erholen und die Abrechnung müßte doch noch einmal kommen, vielleicht wenn es schon zu spät wäre.

Die Spekulation auf die angeblichen Unabhängigkeitsbestrebungen der Ukraine, durch deren Abtrennung Rußland aus der Reihe der europäischen Großmächte ausscheiden soll, halte ich freilich für einen Traum. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen das Reich gegenwärtig zu kämpfen hat, sind unzweifelhaft so groß, daß sie leicht zu einer für den Augenblick noch unberechenbaren Katastrophe führen können und jedenfalls dazu dienen müssen, die ernstliche Friedensbereitschaft Rußlands, und infolgedessen der ganzen Entente, mächtig zu fördern. Trotzdem aber finde ich in einer Reihe politischer, sozialer und wirtschaftlicher Erscheinungen der russischen Gegenwart alle Vorbedingungen dafür, daß Rußland auch die schwersten Schäden des Krieges überaus schnell verwinden und dann neu erstarken muß.

Aber gerade wenn die praktische Möglichkeit fehlt, die letzten Konsequenzen aus der erwähnten Ansicht zu ziehen, ist sie um so gefährlicher. Denn sie kann leicht dazu verführen, in dieser Richtung das Maximum des gerade Erreichbaren zu erstreben und so, durch halbe Maßregeln, jenen unleidlichen Zustand herbeizuführen, der eine neue Abrechnung mit Rußland unvermeidlich machen würde. Die Voraussetzungen dieser Theorie aber werden keineswegs nur von unmaßgeblichen Leuten vertreten, sondern gerade von der Mehrzahl der Männer, die sich speziell mit russischer Politik befassen und daher um so stärkeren Einfluß in dieser Richtung üben können. Erst kürzlich erklärte mir ein Politiker, dem niemand die genaue Kenntnis der russischen politischen Verhältnisse absprechen kann, der Expansionsdrang sei für den russischen Staat eine Naturnotwendigkeit, die sich aus dem asiatisch-mongolischen Charakter des Volkes herleite: wie mongolische Nomaden ein Gebiet der Steppe abgrasen und dann weiterschweifen müssen, so werde Rußland von unersättlichem Länderhunger getrieben; zu organisatorischer Arbeit, die dauernde Früchte bringt, unfähig, könne es die angeeigneten Gebiete nur aussaugen und müsse sich, sobald dies geschehen sei, wieder nach neuen umsehen. Das Geistreiche ist in diesen Dingen selten richtig. Es kann gar keine Rede davon sein, daß Rußland seine bisherigen Erwerbungen ausgesogen hätte. Im Gegenteil hat es, zu seinem eigenen Schaden, an ihnen vielfach kaum zu saugen angefangen. Eine polemische Absicht liegt mir hier völlig fern, nur um zu beweisen, daß ich nicht gegen Windmühlen und eingebildete Gefahren fechte, muß ich als Beispiel die Ansicht Paul Rohrbachs anführen. Sein bereits in sehr hoher Auflage verbreitetes Buch „Rußland und wir" beschließt er mit folgenden Sätzen: „Kratzt den Russen, und der Tartar kommt zum Vorschein, hieß es schon vor einem Jahrhundert. Sobald die oberflächliche Tünche der äußeren Zivilisation abfällt, offenbaren sich in dem Moskowitertum der Gegenwart noch dieselben wilden und barbarischen Züge, wie

vor Jahrhunderten unter Iwan dem Grausamen ... Der Moskowiter ist Moskowiter geblieben. Nur wer ihn nicht kennt, vermag sich einzubilden, daß das moskowitische Staatswesen und das moskowitische Volkstum imstande sind, auf die Dauer nach Art einer Kulturnation mit der europäischen Welt zusammenzuleben. Sie können es nicht, denn sie haben einen andern Geist ... Mit diesem Staate ist es schwer, nach Völkerrecht einen anständigen Frieden zu schließen, denn er kennt weder Anstand noch Recht. Sinnliche Barbarei, frevelnde Eroberungsgier und Zerstörung aller auf innere und äußere Freiheit gegründeten menschlichen Kultur sind das Element seines Wesens und Wirkens. Wer an den Frieden hinter diesem Kriege denkt, der muß sich vor allen Dingen die innere Natur des russischen Gegners vorstellen. Diese Natur hat der Russe jetzt durch die Schandtaten gegen unsere Gefangenen und durch sein Benehmen in Ostpreußen offenbart. Daß es daneben auch in Rußland Persönlichkeiten gibt, denen Ehre und Menschlichkeit keine fremden Begriffe sind, ist unbestreitbar, aber nicht sie, sondern das wilde Barbarentum und die kaltherzige Grausamkeit der asiatischen Elemente im Volk wie in der Gesellschaft haben sich als die maßgebenden Kräfte erwiesen. Wer ein Gefühl für den Völkergeist, für die Zukunft des Deutschtums und der menschlichen Gesittung hat, der wird hiernach bekennen: Kein schonender Friede mit Rußland!"

Wenn man nun die Voraussetzungen jenes verbreiteten Schlagwortes vom asiatischen Charakter Rußlands zu prüfen beginnt, so fällt einem der Ausspruch ein, den vor fünfzig Jahren ein echter Russe und guter Europäer, Iwan Turgenjew, in seinen Lebenserinnerungen getan hat: „Ich sage weiter, daß ich nirgends auf die unübersteigliche Schranke gestoßen bin, welche gewisse ängstliche und selbst manche kühne, aber doch kleinmütige Patrioten zwischen Rußland und dem übrigen Europa ziehen wollen, — diesem Europa, mit dessen Stamm, Sprache und Glauben wir so eng verbunden sind." Aber zugleich erinnert man sich der Tatsache, daß, wenn auch nicht zwischen Rußland und Europa, so doch zwischen Europa und Rußland immer noch eine merkwürdig tiefe Kluft besteht. Während die gebildeten Russen im Westen vortrefflich Bescheid wissen, die europäischen Sprachen beherrschen und häufig in Deutschland, Frankreich oder England studiert haben, bleibt Rußland für uns noch immer das unbekannte, fremde Land. Selbst in den fünfundzwanzig Bündnisjahren ist Rußland in Frankreich zwar populär aber nicht bekannt geworden. Und auch bei uns steht es damit kaum besser, obgleich uns mit keinem andern Staat ein ebenso starker wirtschaftlicher Austausch verknüpfte und sehr zahlreiche Stammesgenossen von uns in Rußland ständig ansässig waren. „Den ursprünglich fröhlichen Charakter haben ihm (dem

Russen) die Mongolenherrschaft und der nachfolgende politische Druck und die Leibeigenschaft geraubt, so daß heute ein Zug der Wehmut durch alle Russen geht, der sich in den Volksliedern ausspricht .... Mißtrauen hegt der Russe nur gegen die Tschinowniks (Beamte), sonst ist er offen und gastfrei, aber auch träge und dem Trunke ergeben. Er ist der beste Gatte und Vater, dankbar für empfangene Wohltaten, ein treuer Freund. Dagegen zeigt sich bei ihm ein Streben nach materiellen Genüssen, Neigung zu Betrug und Diebstahl, Bestechlichkeit ... Die Nahrung besteht aus schwarzem Brot, Grütze, Sauerkraut, saurer Kohlsuppe (Schtschi und Borschtsch), Kuchen aus Buchweizen, Zwiebeln, Knoblauch, Fischen und Pilzen. Lieblingsgetränk ist der Kwaß (s. d.), auch Branntwein und Tee werden viel verbraucht (öffentliche Teehäuser, Tschajnaja)." So läßt sich eine unserer großen und vorbildlichen Enzyklopädien über Rußland vernehmen. Klingt das nicht, als schilderte ein australischer Forschungsreisender einen neuentdeckten, wilden Volksstamm, dessen Gewohnheiten er bei flüchtigem Zusammentreffen beobachtet hat, ohne sich mit ihm in seiner unbekannten Sprache verständigen zu können? Ich würde dieses Zitat nicht anführen, wenn es nicht typisch wäre. Wer Rußland kannte, mußte sich schon in Friedenszeiten darüber wundern, wie völlig bei den russischen Dingen die Berichterstattung unserer größeren Zeitungen versagte. Sie begnügten sich mit einer Art Anekdotensammlung. Und wenn auf diese Weise bei den breiteren Massen einer abenteuerlichen Verkennung und Unterschätzung des russischen Volks der Boden bereitet wurde, so fand man wiederum bei den gebildetsten Schichten, die die prachtvollen Erzeugnisse der russischen Literatur mit Liebe und Verehrung gelesen hatten, häufig eine fast ebenso phantastische Idealisation des russischen Nationalcharakters, die auch nur bewies, daß ihnen, trotz Tolstoi und Dostojewski, das russische Volk im Grunde doch fremd geblieben war. Vollends unter den erschwerenden Umständen des Krieges herrscht über die äußeren Ereignisse und inneren Bewegungen in Rußland bei uns eine bedenkliche Unwissenheit, und selbst in Kreisen, deren Ansichten über diese Gegenstände von größter praktischer Bedeutung sind, werden die wichtigsten Erscheinungen des russischen Lebens und der öffentlichen Meinung, wie mir scheint, oft fehlerhaft interpretiert, obgleich schon die russische Presse für den unterrichteten und unbefangenen Beurteiler viel besseren Aufschluß über diese Dinge bietet als die westeuropäische und natürlich noch andere wertvolle Ergänzungen zur Verfügung stehen müßten.

Warum gibt es so wenig echte Kenner Rußlands, die das Volk von innen heraus verstehen gelernt haben und imstande wären, uns aufzuklären? Abgesehen davon, daß zur Erkenntnis eines fremden Volkes eine

gewisse Intuition gehört, die selten zu finden ist, spielt hier die Schwierigkeit der Sprache eine große Rolle. Es genügt natürlich nicht, russisch zu radebrechen, und weiter bringt man es selten, wenn man die Sprache erst als Erwachsener mühsam erlernt. Und gerade die Deutschrussen, von denen man annehmen sollte, daß sie zu natürlichen Vermittlern zwischen uns und den Russen berufen sein müßten, haben viel zu Verwirrung und Mißverständnis beigetragen. Teils, weil man bei uns immer noch geneigt ist, sie mit den Russen zu identifizieren, noch mehr aber, weil sie selbst, aus Gründen, die sich jetzt zur Erörterung nicht schicken wollen, äußerst selten zu einem unbefangenen Urteil über Rußland gelangen. Nur das eine sei erwähnt, daß man als Deutscher von Jugend auf in Rußland gelebt haben kann, ohne je eigentlich mit Russen verkehrt zu haben. Selbst in den mittleren Provinzstädten des Inneren gibt es meist deutsche Kolonien, aus deren Kreise herauszutreten für ihre Mitglieder oft gar nicht so einfach ist und auch häufig nicht einmal für erstrebenswert gilt. Diese Abgeschlossenheit trägt vielleicht zur Erhaltung des deutschen Wesens, aber gewiß nicht zur Erkenntnis des russischen bei. Und zeigt sich nicht darin vielleicht ein wenig von jenem Europäerhochmut, dessen auch das Schlagwort vom asiatischen Charakter Rußlands nicht ganz unverdächtig ist?

In der Tat ist es nicht gut möglich, Asien ohne Weiteres in einen geringschätzigen Gegensatz zu Europa zu stellen, auch ganz abgesehen davon, daß die Wiege der indoeuropäischen Völker wohl mit Sicherheit in Asien zu suchen ist. Stammt doch das Christentum aus Asien, sind doch die Schätze indischer Poesie und Weisheit immer noch für uns fruchtbar und noch längst nicht einmal ganz gehoben, und bedeutet doch chinesische Kultur als Ganzes in ihrer Eigenart einen erhabenen Gipfel. Aber man mag den europäisch-asiatischen Gegensatz ruhig gelten lassen, für Europa die arische Rasse, die es hier zur höchsten Zivilisation gebracht hat, und auch das Christentum in Anspruch nehmen, weil es hier den Boden für seine Verbreitung fand. Das Schlagwort von dem asiatischen Charakter Rußlands müßte sich historisch, rassentheoretisch, kulturphilosophisch oder politisch-wirtschaftlich begründen lassen.

Wer sich dafür auf die russische Geschichte berufen wollte, müßte vergessen, daß deren wichtigstes Ereignis, dessen Folgen noch heute nicht einmal äußerlich überwunden sind, nicht ein Zusammenstoß zwischen Rußland und Europa gewesen ist, sondern zwischen Rußland und Asien — der zweieinhalb Jahrhunderte währende Kampf gegen die Mongolen. Die Interessen Rußlands und Europas waren dabei durchaus solidarisch, und der zähe Widerstand, den die Russen den tatarischen Eroberern entgegensetzten, hat zweifellos in hohem Grade dazu beigetragen, daß die übrigen euro-

päischen Länder nicht mehr von ihren Horden heimgesucht wurden, oder meist ganz davon verschont blieben. So ist es denn die Verteidigung europäischer Interessen, die Rußland jahrhundertelang in seiner Entwickelung aufgehalten hat und dadurch noch heute an seiner Rückständigkeit zum großen Teil die Schuld trägt. Gelang es doch den Russen erst, das Tatarenjoch endgültig abzuschütteln, als sich bei uns schon die Reformation vorbereitete.

Es wäre auch falsch, zu glauben, daß der Gegensatz zwischen Rußland und Asien in der Gegenwart zu bestehen aufgehört habe, und sich dafür auf den jüngsten russisch-japanischen Vertrag zu berufen. Gerade dieser Vertrag, der ein Kabinettswerk und aus augenblicklichen Bedürfnissen entstanden ist, hat deutlich gezeigt, daß dieser Gegensatz zu tief begründet ist, um sich durch einen Vertrag aus der Welt schaffen zu lassen. Bei anderer Gelegenheit werde ich das offenkundige Mißtrauen und die lebhafte Eifersucht zu schildern haben, mit der die maßgebende russische Presse, trotz der Zensur und der Schwierigkeit der Zeitumstände, zu diesem Vertrage Stellung genommen hat und seither die darauf bezüglichen Äußerungen der japanischen Öffentlichkeit verfolgt. Man wird sich dann dem Eindruck kaum entziehen können, daß es nur von den Umständen abhängt, ob der russisch-japanische Gegensatz sich wieder zu offenem Konflikte steigert. Und wenn es einmal in irgendeiner Form zu einer Machtprobe zwischen Asien und Europa kommen sollte, was vielleicht fern, aber wohl unvermeidlich ist, so würde Rußland in dieser Auseinandersetzung notwendigerweise wieder, wie vor Jahrhunderten, den natürlichen Vorposten Europas bilden. Es ist klar, daß dann ein möglichst starkes Rußland im europäischen Gesamtinteresse liegen müßte. Aber freilich sagte mir kürzlich ein zünftiger Diplomat, es sei eine Grundregel, Politik auf fünfzig Jahre zu machen. Und auch das mißlingt in den meisten Fällen. Vielleicht ergibt noch dieser Krieg die Notwendigkeit, die politischen Tendenzen weiter zu spannen, und bringt die Männer hervor, die dazu befähigt sind.

Die Rassenfrage ist bekanntlich ein zu unsicherer Boden zur Begründung irgendwelcher brauchbarer Maximen. Um so lieber wird sie benutzt, um allerhand theoretische Kartenhäuser darauf zu errichten. Was die Russen betrifft, so ist es ein beliebtes Exempel, von der gesamten Einwohnerzahl die Ziffer der Groß- und Kleinrussen zu subtrahieren und als Lösung „Asien" darunter zu schreiben. Man denkt dabei nicht daran, daß sich auf diese Weise alles mögliche beweisen ließe, zum Beispiel auch der asiatische Charakter Hollands oder Englands. Denn das ziffernmäßige Verhältnis der Engländer zu ihren asiatischen Untertanen ist noch bedeutend ungünstiger. Auch die Mehrzahl der russischen „Fremdstämmigen" steht zweifellos zu Rußland in der Beziehung von Kolonialvölkern. Nur pflegt man das zu

vergessen, weil Rußland in der bevorzugten Lage ist, mit seinen Kolonien eine territoriale und zollpolitische Einheit zu bilden. Allein es gibt noch ein anderes Argument: man beruft sich auf den starken finnischen und mongolischen Einschlag, den die Großrussen im Blute haben sollen. Aber das ist eine noch längst nicht genügend geklärte Frage, und man braucht sie wohl um so weniger in Erwägung zu ziehen, als es wohl gegenwärtig niemandem einfallen wird, in dieser Argumentation konsequent zu sein und sie auch etwa auf die Ungarn oder Türken anzuwenden.

Wenn man endlich die — darf man sie so nennen? — kulturphilosophischen Begründungen in Betracht ziehen soll, die für die asiatische Natur Rußlands ins Feld geführt werden, so gerät man fast in Verlegenheit, weil man befürchten muß, dabei an Banalitäten zu streifen. Lohnt es sich, darauf zu erwidern, wenn der Expansionsdrang, den das russische Reich im Laufe der Jahrhunderte bewiesen hat, als ein Merkmal mongolisch-nomadischen Wesens bezeichnet wird? Der Ausdehnungstrieb ist unter den bestehenden Verhältnissen allen starken staatlichen Gebilden eigen. Er hat politisch-wirtschaftliche Ursachen und wird vermutlich erst dann völlig verschwinden, wenn das System der Nationalwirtschaft ganz von dem der Weltwirtschaft abgelöst sein wird. Es ist daher sinnlos, einen Staat asiatisch zu schelten, weil er durch Energie und günstige Umstände in seinen Ausdehnungsbestrebungen besonders glücklich gewesen ist. Besonders wir Deutschen bedürfen einer derartigen Beweisführung nicht. Uns waren unter anderen Verhältnissen andere Ziele gesteckt, und wir haben allen Grund, mit Befriedigung auf das Erreichte zu blicken, auch ohne uns fremde Gebiete und Völker in großer Zahl unterworfen zu haben.

Ebenso unbegründet ist es, die Rückständigkeit Rußlands in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung dadurch zu erklären, daß dem russischen Volk ein asiatisch-chinesisches Beharrungsvermögen eigen sei, dem die Fortschrittlichkeit Europas entgegengesetzt wird. Von einem solchen Beharrungsvermögen kann nur jemand sprechen, der das Rußland der Gegenwart nicht kennt. Ich habe schon daran erinnern müssen, daß es der Kampf mit den Mongolen war, der Rußland um Jahrhunderte in seiner Entwicklung zurückgeworfen und es dadurch lange Zeit verhindert hat, an den geistigen und sozialen Bewegungen Westeuropas Anteil zu nehmen. Die kirchliche Trennung des Ostens vom Westen spielt demgegenüber nur eine sekundäre Rolle. Es mußte Jahrhunderte dauern, bis der gewaltsame Eingriff der Tatarenherrschaft nur einigermaßen ausgeglichen war, und es erforderte eine weitere lange Zeit, bis erst die Vorbedingungen für einen schnellen Fortschritt sich gebildet hatten. Insbesondere fehlte in Rußland natürlich ein starker und gebildeter Mittelstand, der in erster Linie der Träger des Liberalismus und des Fortschritts zu sein pflegt. In Rußland

hat sich ein solcher Mittelstand erst im neunzehnten Jahrhundert gebildet. Kaum aber war er da, so hat er, das läßt sich nicht in Abrede stellen, das Werk des Fortschritts energisch in die Hand genommen. „Die Freiheit ist in England aus historischen Begebenheiten, in Rußland aus Prinzipien hervorgegangen". Dieses interessante und feinfühlige Wort Heines, das damals freilich noch einen halbprophetischen Sinn hatte, findet sich in den Kapiteln 29 und 30 der „Reise von München nach Genua", die in mancher Beziehung gegenwärtig ein besonderes Interesse haben. Die Revolution kam in Rußland über hundert Jahre später als in Frankreich, aber sie war auch hier ein Werk des Mittelstandes, der russischen „Intelligenz", und erzwang die Reformen des Jahres 1905, über deren Wirkung nur kenntnisloser, westeuropäischer Hochmut spotten kann. Jedem, der offene Augen hat und die Verhältnisse kennt, müssen die Fortschritte erstaunlich scheinen, die Rußland in diesen zehn Jahren gemacht hat. Das Wichtigste ist geschehen. Der Willkür sind Schranken gesetzt, es besteht eine Kontrolle über das, was von Staats wegen geschieht, die öffentliche Meinung hat sich eine breite Bahn gebrochen und sich seitdem geschult und mächtig entwickelt. Die dumpfe und stickige Atmosphäre, die bis dahin über allen russischen Dingen lag, hat einem frischen Luftstrom weichen müssen. Man braucht nur an die geknebelte russische Presse der vorrevolutionären Zeit zu denken, um den Unterschied der Gegenwart zu ermessen. Jetzt im Krieg ist die russische Presse bedeutend freier als die deutsche oder die französische. Von einem Beharrungsvermögen des russischen Volkes als solchem konnte schon lange nicht mehr die Rede sein. Die ungebildete bäuerliche Bevölkerung kann zwar in diesen Dingen nicht mitreden und das soziale Unabhängigkeitsgefühl, das demokratische Selbstbewußtsein, das man im Verkehr mit deutschen Bauern häufig beobachten kann, unterscheidet sich weit von der erst allmählich sich abschwächenden Unterwürfigkeit des russischen Landvolks. Aber das russische Bürgertum ist in seiner großen Mehrzahl entschieden wesentlich fortschrittlicher gesinnt als das deutsche, wie ich an einer Reihe anschaulicher Beispiele illustrieren könnte. Wenn trotzdem die russische Reaktion nicht mit einem Schlage überwunden werden konnte und immer wieder ihr Haupt erhob, so war das nur eine natürliche Gegenwirkung gegen den extremen Radikalismus — und dies ist in der Tat für den russischen Volkscharakter kennzeichnend —, mit dem das zu Worte und zur Macht gelangte gebildete Bürgertum seine Forderungen erhob. Die Reaktion der Regierung hat gewiß in den letzten zehn Jahren manche wichtige Reformen aufgehalten, aber sie hat es zugleich verhindert, daß die junge russische Volksvertretung von vornherein auf einen Weg radikalen Experimentierens geriet, der leicht mehr Unheil als Nutzen hätte stiften können, eine Gefahr, die sich in-

zwischen durch die gewonnene politische Schulung beträchtlich vermindert hat.

Jedenfalls war das Rußland von 1914 schon ein ganz anderes, freieres und moderneres als das von 1904. Seitdem aber haben sich im Verlauf des Krieges Ereignisse abgespielt, die, wie ich in anderem Zusammenhang ausführlicher geschildert habe, für die weitere Entwicklung von entscheidender Wichtigkeit sind. Aus Gründen, die hier zu erörtern zu weit führen würde, ist zwar während dieses Krieges diejenige politische Richtung in Rußland, die eine Niederlage des Reichs wünscht, weil sie davon eine entscheidende Niederlage des bisherigen Regierungssystems erhofft, die Richtung der „Porashenzy", stark in der Minderheit geblieben. Dennoch aber haben gerade die schweren militärischen Niederlagen, die das Reich erfahren hat, und die wirtschaftlichen Prüfungen, die es durchmacht, den Boden für den endgültigen Sieg der fortschrittlichen Kräfte bereitet. Die Regierung war mit ihrem bürokratischen Apparat der Lage bei weitem nicht gewachsen und mußte es dulden, daß sich die sozialen Kräfte des Landes zum unmittelbaren Zweck der Kriegshilfe kräftig organisierten. Die sozialen Verbände, die so entstanden und sich bald über das ganze Reich ausdehnten, sind schon jetzt eine Macht geworden, mit der die Regierung in allen Fragen, die das Wohl des Volkes betreffen, ernstlich zu rechnen hat. In der Duma bildete sich, trotz des reaktionären Wahlrechts, aus dem sie hervorgegangen ist, unter dem Eindruck der bitteren Lehren des Krieges, jene Majorität für ein entschiedenes, fortschrittliches Programm, die den Namen des „progressiven Blocks" trägt. Der Konflikt, der infolgedessen zwischen der Regierung und der Duma ausbrach und zu dem Versuch führte, sich während des Krieges ohne die Volksvertretung zu behelfen, endigte mit einem Siege des dadurch nur neubefestigten konstitutionellen Regimes. Die Schäden, an denen das Reich bisher gekrankt hatte, traten durch den Krieg so deutlich zutage, daß selbst die Regierung in einer Reihe von wichtigen wirtschaftlichen, sozialen und Bildungsfragen ihr bisheriges, passives Verhalten ganz oder teilweise aufgeben mußte. So entstanden Bedingungen, auf Grund deren sich schlechthin behaupten läßt, daß die Reaktion in Rußland endgültig ausgespielt hat. Wenn sie sich in der Zusammensetzung und dem System der Regierung doch noch vorläufig behauptet, so liegt das nur daran, daß der russische Liberalismus es jetzt nicht auf den offenen Kampf um die Macht ankommen lassen will, um die Gefahren nicht zu vermehren, in denen der Staat während dieses Krieges schwebt. Über das wahre Kräfteverhältnis, das zugunsten des Fortschritts spricht, ist aber wohl kein Zweifel möglich. Und darin liegt eine Garantie dafür, daß die Entwicklung Rußlands zu einem modernen Staat nach Friedensschluß mit Riesenschritten vorwärts gehen wird. Schon

jetzt, wo jede Änderung des Bestehenden in anderen europäischen Ländern aus Rücksicht auf den inneren Frieden nach Möglichkeit vermieden wird, ist in Rußland auf vielen Gebieten eine intensive Reformtätigkeit im Gange, was schon zum Beweise dienen kann, daß dort in diesen Dingen jetzt eigentlich nur eine Stimme herrscht. Es braucht wohl kaum betont zu werden, daß dieser Fortschritt sich durchaus in der europäischen Linie bewegt und die slawophile Theorie, die für Rußland eine eigene, bodenständige Entwicklung forderte, keinen Einfluß mehr darauf besitzt.

So müssen denn bald die letzten Schranken fallen, die bisher noch die volle geistige Gemeinschaft Rußlands mit Westeuropa behinderten. Und betrachtet man nur die kulturellen Beziehungen, so könnte es nicht anders als Wahnsinn heißen, wollte man ein Volk nach Asien verweisen, das im letzten Jahrhundert der Welt eine Reihe von Dichtern geschenkt hat, der keine andere Nation in demselben Zeitraum eine gleichwertige an die Seite stellen kann. Puschkin, Gribojedow, Lermontow, Gogol, Turgenjew, Gontscharow, Dostojewski, Tolstoi: die ersten zeigen, bei aller starken Eigenart, deutlich den Einfluß der europäischen Dichtung, die letzten haben mächtig auf die Literaturen und die geistigen Strömungen des Westens zurückgewirkt. Und dies in einer Zeit, wo Rußland noch in vieler Beziehung weit hinter uns zurückstand. Es läßt sich nicht ermessen, welche Werte verloren gehen würden, könnte man, wie jenes Schlagwort meint, diesen Austausch aus dem geistigen Gesamtleben Europas ausschalten. Aber glücklicherweise handelt es sich ja dabei um ein Absurdum. Die Zeiten sind vorbei, wo man chinesische Mauern errichten konnte. Und wäre dies europäisch?

Wenn man so die möglichen Voraussetzungen der Phrase von der asiatischen Natur Rußlands auf ihren realen Gehalt prüft, so verflüchtigen sie sich einem unter den Händen zu wesenlosem Scheine. Und wer dafür ist, daß Rußland politisch gegen Asien zurückgedrängt werden müsse, wird sich schon nach einer anderen Begründung für seine Forderung umtun müssen. Er wird sich dabei nicht mehr auf einen europäischen und kulturellen Gegensatz berufen dürfen, sondern auf ein deutsches und politisch-wirtschaftliches Interesse, womit man sich sofort auf einem weit realeren Boden befände. Obgleich dieser Gegenstand schon über mein Thema hinausgeht, möchte ich doch noch andeutungsweise darauf eingehen. Wenn es nicht möglich ist, Rußland in diesem Kriege so zu zerschmettern, daß es als konkurrierender Großstaat völlig ausschaltet, so liegt es auf der Hand, daß das an Menschen und Schätzen überreiche Land es zu einer Machtentfaltung bringen kann, die unter Umständen eine furchtbare Drohung für das deutsche Reich bedeuten würde. Diese Gefahr ist um so größer, als der deutsch-russische Gegensatz in der Dardanellenfrage gipfelt. Ruß-

lands historischem Drang nach „Zargrad" steht nicht nur unser Bündnis mit der Türkei entgegen, sondern auch die Tatsache, daß für uns der Weg nach dem Orient über Konstantinopel führt. Hierin liegt allerdings die größte Zuspitzung des Konflikts, aber auch, wie mir scheint, die Möglichkeit einer Lösung. Bestände noch die alte, slawophile Theorie, die Konstantinopel aus kultur- und machtpolitischen Gründen begehrte, so wäre freilich kaum ein Ausweg denkbar. Aber diese Zeiten sind vorbei, und heute strebt Rußland lediglich aus wirtschaftlichen Motiven an die Dardanellen. War Rußland ohne Zargrad nicht Rußland, so mußte es die Stadt am Goldenen Horn besitzen, wir aber können sie ihm nicht geben. Braucht Rußland aber nur die Sicherheit der freien Durchfahrt durch die Meerenge für seine wirtschaftliche Blüte, so ist der Besitz nicht unerläßliche Bedingung. Hier begegnen sich sogar die deutschen und die russischen Interessen in einem besonderen Sinne. Rußland braucht, wie wir, die unbedingte Garantie für die Freiheit der Meere und der Meerengen für seine wirtschaftliche Entfaltung. Sollte sich da keine Lösung denken lassen, die beide Teile befriedigt? Ist das nicht vielmehr die Grundlage für ein analoges Verhalten?

Ich bin weit entfernt davon, wie gewisse politische Kreise, für eine deutsch-russische Freundschaft einzutreten. Das wäre während dieses Krieges ein merkwürdiges Beginnen. Es kann auch davon schon deshalb keine Rede sein, weil in den maßgebenden Kreisen Rußlands die Stimmung allzu heftig gegen uns gerichtet ist, als daß in absehbarer Zeit der Gedanke an eine Freundschaft aufkommen könnte. Aber ich meine, daß es notwendig und möglich ist, zu einem Frieden zu gelangen, der nicht für alle Zukunft die Verständigung mit Rußland ausschließt. Wir haben in diesem Konflikt vor den meisten unserer Gegner die kühlere Überlegung voraus und müssen daher darauf sinnen, Mittel zu finden, um nicht die Gegensätze dieses Krieges zu verewigen . . . In Rußland verhält man sich zu dem Gedanken des Handelskrieges äußerst zurückhaltend, weil man trotz aller Feindschaft viel an die wirtschaftlichen Beziehungen denkt, die vor dem Kriege die beiden Länder verbanden. Auch wir brauchen das nicht zu vergessen. Die russische Gefahr wird in mancher Hinsicht überschätzt. Man hat damit schon seit vielen Jahrzehnten gedroht, schon Heine spricht davon, und jetzt hat sie sich wieder als weit geringer erwiesen, als man vielfach angenommen hatte. Nach Friedensschluß wird Rußland auf Jahrzehnte hinaus mit der Heilung seiner Wunden und mit seiner inneren Entwicklung vollauf beschäftigt sein. Das ist eine lange Zeit, in der auch in der internationalen Politik manche Früchte reifen können, wenn nicht der Krieg den unheilvollsten Ausgang nimmt, daß alle Brücken abgebrochen werden. Aber es scheint mehr und mehr, daß, wenn auch nicht der menschliche Wille, so doch der unerbitt-

liche Gang der Ereignisse allmählich einer rationalen Lösung zustrebt. Man darf ja kaum erwarten, daß die Vernunft aus freien Stücken unter den Menschen ihre Einkehr halte, und wird sich schon darüber freuen, wenn es einmal unter dem harten Zwang der Notwendigkeit geschieht. Und wenn sich dann doch in Zukunft — dies für furchtsame Gemüter — ein übermächtig erstarktes Rußland als Friedensstörer erheben wollte, so werden Verhältnisse geschaffen sein, wo wirklich ein allgemeines europäisches Interesse dieses Unterfangen des östlichen Riesen niederhält.

Neue Dichtung

von Oskar Loerke

Unter den Dichtern, von denen wir im Folgenden neue Werke anzeigen, befinden sich einige, Neuerer von Geblüt, die von dem kritischen Publikum lebhaft angegriffen werden, teils weil man sie an den modernen Kunstprogrammen mißt, teils weil man es nicht tut. Gleich umfangreiche Talente alten und jungen Bekenntnisses vorausgesetzt, ist die größere Vollendung in den Äußerungen derer, die zum Überkommenen neigen, nur scheinbar: ihnen tötet die Unsumme nicht mehr gefühlter, gleichwohl kraftfordernder Konvention, was den anderen die Übertreibung, der Krampf, das Steckenbleiben des revolutionären Versuches zerstört. Und wie die ruchloseste Betrachtungsweise es sehr leicht hat, hier nur Stilblüten zu bemerken und dem gleichgesinnten Pöbel preiszugeben, so findet sie dort eigentlich nur keine Stilblüten und tut dies mit anderen Worten kund. Wenn der Wille auf dem Wege zur Tat ist, ist es bisweilen ein Unrecht, nicht schon den Willen für die Tat zu nehmen. Vielleicht gerät diese an den Theorien vorbei, die ihretwegen abgezogen wurden, aber die stärksten Talente sind allerzeit nicht die stärksten Anwendungen der Theorien.

Hanns Johst präludiert sich selber, nachdem er in verschiedenen Arbeiten seine Kraft getummelt hat. Sein neuestes Buch heißt „Der junge Mensch, ein ekstatisches Szenarium". (Delphin-Verlag, München 1916). Der Titel erschöpft den Gehalt. Wie die Überschrift „Der junge Mensch" als Personenbezeichnung durch alle dramatischen Variationen wandert, könnte sie auf der letzten Seite als Inhaltsanzeige stehen. Der Held ist einer, der, „wenn er seine Arme breitete und schlüge, dann würden sie ihn tragen wie Schwanenschwingen". Also hat er in der Schulklasse das Erlebnis mit Rektor Griechenselig, im Bordell mit Professor Sittensauber, im Nervensanatorium mit Medizinalrat Doktor Haarklaar, im

Schweizer Hotel mit Frau Kommerzienrat Knatter. Er wird zuletzt begraben, — aber er sieht von der Kirchhofsmauer, die er zwischen den Beinen hat wie einen Gaul, seinem eigenen Begräbnis zu. „Um seine Nase wehten die Wolken." Und wie er da reitet, unter einem Fuße den Tod, unter dem anderen das Leben, eine blaue Glockenblume in seinem Munde, ist es entschieden, daß er nach der Seite des Lebens springt. Eigenart und Wert, auch Gefahr, der Szenen liegt darin, daß ebenso wie der Held, all seine Partner bis zum Ekstatischen durchgezeichnet sind, der Borniерte bis zur Borniertheit, der Rohe bis zur Roheit, der Vorurteilsvolle bis zum Vorurteil, der Spießer bis zur Spießerei. Von jeder Sorte scheint eine Wüste, ein Meer, ein Kontinent zum typischen Individuum eingetrocknet. Die Feinde vergleichen sich nicht, sie durchbohren sich — und leben weiter; aber der leuchtende Schemen funkelt die leibhaften Menschen so an, daß sie in seinem Lichte selber zu Schemen verblassen. Das soll gelten.

Theodor Däubler hat ein neues großes Werk vollendet, an dem er Jahre lang arbeitete und aus dem er Bruchstücke in Zeitschriften bereits vorlegte. Es heißt „Hymne an Italien" und ist bei Georg Müller, München, als ein sorgfältig hergestelltes, mit schwerer, aber einfacher Pracht ausgestattetes Druckwerk erschienen. Es erstattet den Dank des Dichters an ein mütterliches Land. In Italien lernte seine Seele die Gleichnisse lesen, die große Kunst vor Jahrhunderten und große Natur vor Jahrtausenden dem Ewigen abrang und aufstellte. Hier weilte er, wie er selbst ausspricht, bevor er ein Mensch mit Wünschen war, in seiner Einsamkeit. Nun, spät, überblaut ihn die eigene Unschuld und schaut ihn an, seine ersten Laute wurden Blumen, Wesen, und die Besinnung darauf soll ihn bis über das Wollen hinaus rückwärts mitnehmen. Die Besinnung schweift in den Anfang. Über der Ätnalandschaft wacht groß das Urfeuer, — das schlafende Urfeuer erwacht in allen Erscheinungen: ihr Anbeginn scheint durch. Däublers seherische Forderung ist: geistige Sternenzeit. Wir wollen das Weltgewand mit unsrem Kern vertauschen! Damit ist er mitten in den Ideen seines anderen Hauptwerkes, der Dichtung vom „Nordlicht". Der feuerflüssige Stern Erde steht noch bevor, wie er vergangen ist: Der Menschengeist wird ihn in einheitliche Glut verwandeln und seine zerspaltene, verdunkelte Schwere aufheben. Wie das Meer das Auge der Erde ist und den Himmel in sich trägt, so hat ihn der Mensch im Blute. „Nun wird es Ernst! Vorbei der Stern der Dinge!" Denn Däubler spürt als Seher, „daß schon ein ferner Wurf nach meinem Ausdruck zittert". Aufglänzen soll der eingeborne Sternenschein! In diesem Verstande fühlt sich der Dichter als Astrologen und seine Seele als das Instrument, in das die ungeheure Unendlichkeit einbricht. — Um nicht nur

versprengte schöne Gedanken und berauschenden Klang im rasenden Chaos zu erlesen, ist es notwendig, sich in dieses Meer von Versen zu stürzen, wie es der Dichter befuhr: „Ich selber wurde Steuer, Mast und Taue." Die Fahrt muß ein Flug werden, denn, „wir lasten auf der Welt, wir sind der schwerste Alp auf Erden!" Ein kühnes Gesicht erklärt, der Dichter sei in der Windhose über Steppen die aufgewirbelte Säule träger Vergangenheiten und trete in sich selber hin und her; er breche auf und wälze sich nach vorne, ein Turm der Auferstehung. Noch nicht einmal die Trümmer aus Tempeln alter Götter, also zusammengebrochener Auferstehungstürme der Vorzeit, haben ihm die Ruhe gefunden. Sie scheinen ihm fortzuklingen, er möchte das Beflügelte des Klanges fassen und seinem Fluge einfügen, weil alle Welt, die werden soll, zuerst gesungen wurde. Ahnung errafft jede Wahlverwandtschaft, sie wartet nicht, bis ihre Geschlechterfolge sich entwickelt hat. Das Innerste hat Zusammenhang, doch keine Folge. Es ist ewiger Augenblick, mit steinernem, irdenem, lebendigem Körpergewande bekleidet. Die tagende Zeit ist Verlust, sie vernichtet die Sammlung, zersplittert das innere Licht. Dasein und Werden des Einzelnen wird darum bei Däubler nicht verfolgt, wie wir es gewohnt sind. Ist ihm der Funke entrissen, so springt schon aus dem Nächsten ein anderer hinzu, hat sich mit ihm verschmiedet, und das Leuchtende sucht zum Gestirne weiterzuwachsen und wird dann das Recht aller Vereinzelung zumal enthüllen. Die Dinge sind wie Worte und Strophen zu Epen, die sich über den Wolken abspielen. Ihr Schweigen weissagt. Sie können nur eine Gleichnissprache sprechen, wenn sie überhaupt laut werden wollen. Däubler liest ab, was sich im Wasser spiegelt, doch die Schrift entfernt sich tief unter die Sohle der Flut, bevor sie deutbar wird, bevor das viele Ich sich zum Wir zusammenfügt. Um den Begriff Wir zu gewinnen, müssen wir aus dem Lauten noch tiefer als in einen Traum versinken: das Wir ist ein unbegreiflich leises Wesen. Gleichklang von sinnfremden Worten kann es den Dichter vermuten lassen, ein Widerspruch in der erschienenen Dinglichkeit kann, in große Stille hinabgelotet, aufhören. Ja, schon unsre Frage, nur an die Gestalt gerichtet, ist unser Feind. Aber der Umweg über die Tiergestalt schafft Gott in uns, und als Gott können wir im Bewußtsein andrer aufleben: das unbegreiflich leise Wir strahlt dann hervor, eine Befreiung aus dem Zwange. So wird die Geschlechtlichkeit mit ihrer Lust ein Befreier, weil sie tiefster Zwang ist. Der Wunsch, der nicht wünscht, legt Anfang und Ende zusammen in der Schönheit. Die panische Perluzidität des Ursprungs bricht aus. In jedem Blatte liegt solch ein wunschloser Wunsch der Wurzel bestattet, aus gestorbener Sehnsucht wurde erwachsene Schönheit. — Das stürmende Zupacken des Geistes stößt überall auf Ruhe. Dem

Dahinfliegenden mag sein, als stünde er still in seinem Elemente und alles andere rase unter ihm fort. Daher ist die strenge Form der Verse Däublers kein Widerspruch zu ihrem Gehalt: meist binden sie sich in langhinbrandenden vierzeiligen Strophen, Stanzen und Terzinen. Die Ordnung des Stoffes schuf, bald in der Betrachtung atmosphärischen und tellurischen Waltens, bald in menschlicher Gegenwart und Vergangenheit die Intensität suchend, starke Gegensätze.

Hier sei ein kleines Gegenbild eingeschaltet. Dieser Monate ist der wunderschöne Hasenroman von Francis Jammes im Hellerauer Verlage erschienen, von Jakob Hegner gut übertragen (wenngleich groin mobile nicht bewegliches Grunzen heißt). Däubler zog den Himmel und seine Ideen in das Irdische, Jammes trägt die Erde in den Himmel. Sogar die Erde der Tiere, ihre dunkle Kargheit und Gefahr. Der Hase bringt zuerst sein gehetztes Leben in seiner Einsamkeit hin. Hundegebell, Furcht, Schwitzen, Taumel der Flucht, ewige Unrast werden seine Weisheit und sein Einssein mit den Dingen. Dann schließt er sich mit anderen Tieren dem heiligen Franziskus an, und sie wandern mitsammen, versöhnte Feinde, vertraute Fremde, bis an den Hungertod. Alle außer dem Hasen sterben und er, der Weg und Gefahr am besten kennt, muß ihr Führer zu ihren Paradiesen sein. Er tut einen Sprung, ist im Blauen, noch einen, und er hat die irdischen Genossen um sich. Jeden bringt er in seinen Himmel, der aus den verewigten liebsten Mühsalen und Nöten im Dasein seiner Gattung besteht. Der Hase allein findet das paradiesische Glück nicht, weil er seinen Tod nicht gestorben ist, und erst als er sich an einen wohlbekannten Wegweiser mit der Aufschrift „Von Kastetis nach Balansun fünf Kilometer" verirrt hat und kläglich erlegt ist, da gleicht er dem Leben, dem Tode, sich selbst und seinem Paradiese. — Jammes, der ältere Dichter, hebt das Dunkel und die Not der Kreatur auf, indem er sie verallgemeinert und also beseelt, Däubler, der jüngere, indem er sie vergeistigt und persönlich macht. Vielleicht ist es unrichtig zu sagen, der große französische Lyriker sei voll franziskanischer Liebe — gerade, weil Franziskus selbst auftritt — doch er liebt diese Liebe, die eine sanftere Form des panischen Staunens ist. Wir sehen den Unterschied zweier Generationen: Ergriffenheit wurde Ergreifen, Beschaulichkeit Schauen, Hören Horchen, Sang Singen.

Paul Adler bringt einen Roman „Die Zauberflöte" (Hellerauer Verlag, Dresden-Hellerau 1916). Uns begegnen die vertrauten Personen der Oper, aber es ist, als wäre der Gott, der sie prüft und führt, aus der Partitur entwichen. Wir wurden zu spät geboren, die Spur des Gottes kam den uralten Priestern abhanden. Ohne Hilfe müssen wir sie suchen. Wie Prometheus das Feuer, stahl Tamino, oder wer immer, die

Zauberflöte. Stahl? Weil der Besitz der Flöte, deren Sinn die Sehnsucht nach tönender Vollendung der Welt ist, immer Drang und Unrast bleiben wird. Fern aller Anklage klagt sie um den Menschen. Wo Tamino liebt, dringt seine Liebe durch ihren Gegenstand, fragt weiter und ist bald im Allgemeinen. Die Schwärmerei fordert und verwandelt, da sie ja das Göttliche sucht. Sie stürzt ihm nach durch die Gestalten. Wenn Pamina Isis wäre und oben im Monde hauste? Wenn sie Elpis wäre, in die Unterwelt verbannt? Wie eine Seele ihren Körper um Jahrhunderte vorwärts und rückwärts überleben kann, so überleben hier die Körper sich selbst, um dem zu dienen, der ihrer bedarf. So ist die gegenwärtige Pamina nur ein Werk der Seele Taminos, ein Gespinst seines Herzens. Und dieses Werk wiederum hat keine Ruhe in den Gezeiten des Schöpfergeistes und schweift mit ihm durch die Räume. Denn „das Tönereich wächst ihm über die Schulter." Das Ringen und Dienen um die Geliebte entwickelt sich nicht in Schicksalen, vielmehr: es ist das Schicksal und hat darum keinen Anfang und kein Ende. Wollte man es versinnlichen, so möchte man ihm die Gestalt der Kugel geben. Wir sehen Teile des Schäreninnern, sehen an ihnen das immer gleiche Gesetz der Schwerkraft wirksam und erhalten die Illusion, die ganze Kugel sei vorhanden. Die Szenen der Erlebnisse scheinen einen Augenblick gewiß und für jeden beschreitbar, dann rasen sie in das Gehirn zurück, das sie ausstrahlte. Paradies kann alsbald zertrümmerte Öde sein, wenn die Affenstimmen der Dinge schreien, weil Gott fern ist, oder der Laut des großen Pan tönt. Die äußere Tempelwelt des Adepten versinkt, die innere, wild, beklemmend, steht auf; die Hieroglyphen sind nun Wirklichkeit, die Menschen „blutene Schatten". Feuerprüfung im alten Ägypten mag der Brand eines modernen Opernhauses sein, in dem Ägypten dargestellt wird. Diesseits, jenseits, hier und dort, wo ist es? Die Sinne fallen ab, „die goldnen Götter". Der Raum scheint die Zeit zu verdrängen. Zeitlos ist die Leidenschaft und Verzweiflung. „Pamina, Eva, Isis sind nur Namen für die Verzweiflung in dieser Brust". Tag und Nacht sind der gleiche Raum für dieselbe Verwirrung, der Tag ist durch sie Nacht, die Nacht durch die Erleuchtung der Hoffnung Tag, und so sind beide aufgehoben. Wie Spott, der Neid und Verzweiflung zugleich widerhallt, kräht Hahnenschrei durch das ganze Buch, der Schrei des Geistes, „dem Gott das Unterscheiden verliehen hat zwischen dem Tag und den Gebilden der Nacht". — Das Wagnis, das persönliche Raumgefühl mit seinen imaginierten Freiheiten allein gelten zu lassen, bot Paul Adler künstlerisch viele Vorteile. Eine außerordentliche Fülle von Einfällen hat auf weniger als 200 Seiten Platz gefunden. Alles ist von Geheimnis umwittert. Das Irdische ist in das Überirdische so hineingerückt, daß wir mit dem Ohre

des Helden hinhören, wenn Pferde in mythisch halbdunklen, fast nur durch ihren Rhythmus weisen Sprüchen reden und Steine sprechen. Innerhalb der ungewissen Sphäre waltet im Einzelnen Sorgfalt und Eindringlichkeit, herrscht die Ruhe des Sichversenkens, Sicheinbohrens, sogar Pomp und Prunk ist ausgebreitet, wie über erregtem Meere die zarten Abendfarben der Windstille niederscheinen mögen. Raum tut sich auf für viele getragene Hymnen, Largo oder Grave überschrieben. Das Kühnste an dem Buche und gleichwohl eine logische Folge aus seiner Methode ist die Auflösung der einheitlichen Person Taminos. Sie geschieht nicht, wie etwa in einem Novellenkreis um dasselbe Thema mehrere Helden in mehreren Handlungen auftreten, nein, ein zu vielfacher Vision seiner selbst halluzinierter Mensch, der mit allen seinen Leben in ein und demselben Hirne zu hausen scheint, in dunklen Sympathien oder schlafwandelnden Instinkten mit den anderen zusammenklebend, schreitet in spätere und kehrt in frühere Phasen zurück. Tamino ist auch der moderne Elektrotechniker Karl Tamin aus der Charlottenburger Kantstraße, ist auch Theseus, ist das Herz, die Seele schlechthin, ist der Schauspieler seiner Rolle auf dem Theater und, schwermütig vor Papagenos Fleischlichkeit, sein eigener Schatten. Seine Zauberflöte bildet letzten Endes die Einheit. „Selig, wer nicht besitzt die Welt. Er ist ihr Erhalter."

Während Adler in die Starrheit des Raumes phantastische Verwandlungen bläst, scheint **Franz Jung** eine Verzauberung der Zeit vorzunehmen. Sein neuer Roman „Opferung" (Verlag Die Aktion, Berlin-Wilmersdorf 1916) gibt die Geschichte der Beziehung zweier Menschen zueinander. Liebe, Ehe? Eine Geschichte? Nein, den Rhythmus einer Geschichte, „daß der Mensch nur von Menschen stammt und ewig in allem mit ihnen verbunden sein soll und sein Blut opfern". Vor uns wühlt es in einem zuckenden Klumpen aus Anbetung, Verzückung, Haß, Verbrechen, Einsamkeit, Gemeinsamkeit. Letzte Erkenntnis wird, „daß auch der Glaube voll Licht und Finsternis, voll Höhen und Tiefen, laut und still und das Leben ist". Nie ganz enthüllt, schwebt etwas Brausendes, Visionäres aus dem Knäuel von Trunk, Ohrfeigen, Besuchen übler Kneipen, Lügen, Verrat, Reisen, Einkerkerung. Das Aufschwebende kann ein Unheil, es kann ein heiliges Glück sein, die Erlebenden wissen es nicht, wir wissen es nicht. Es ist vielleicht beides. Die Tage und ihre Inhalte verändern sich nicht, was wir in ihnen erleben, das sind sie. Sie sind ein Scheinleben des wahren Lebens in uns. Bald gilt der Strom als Gefälle und Kraft, bald als feindliche Flut und Bürde. Wir schließen etwa die Augen, — die Welt ist nur noch in uns; wir öffnen sie — die Welt ist dennoch in uns. So sehen wir sie auf den Wegen unserer Nervenstränge, vom Hirn beleuchtet. In diesem Lichte erstarrt die Gegenwart nie, sie hat nicht Vor-

her und Nachher und also keine Kausalität. Die Kausalität ist Gleichzeitigkeit geworden. Nur die Kraft, nicht die Masse wird gezeigt. Große äußere Ereignisse werden bei Jung mitunter kaum erwähnt, sie sind nur manchmal viel später wirksam. Sie werden einmal dagewesen sein und Gegenwart in wer weiß welcher Zukunft empfangen. Anderes ist bloß Vergangenheit, obschon es eben erscheint, weil seine längst vorhandene Bedeutung jetzt erst ihren Träger findet. Sekunde und Jahr können ihr Maß tauschen. Lücken sind in die alltäglichen Geschehnisse gerissen, nicht so, daß ein Vorhandensein dieser Geschehnisse stillschweigend angenommen würde, sondern sie scheinen ausgelöscht. Reale und ideale Gewärtigkeit können auseinanderfallen. Zum Beispiel: ein Weib kniet; nachher heißt es: „Maria übersprang eine Ewigkeit. Fiel dann auf die Knie." Dann! Jetzt erst ist das Hinknien Ereignis geworden. — Der Rhythmus der Ereignisse überzeugt, sie selbst dürften nicht faßlicher gemacht werden, weil sonst das Vagantentum Leibes und der Seele in diesem Roman vielleicht als eine sehr unwahrscheinliche Anhäufung von Unflat, Brutalität, Schlaffheit und Ekstase erscheinen würde. Sie klopfen nur an, donnernd oder mit Geisterfingern, sie nennen ihre Namen nicht und gehen weiter. Welchen Wesens und welcher Gewalt sie waren, erspüren wir an der Wirkung auf jene, die das Pochen vernahmen. — Interessant ist die Behandlung des technisch-künstlerischen Mittels. Eine bald zerhackte, bald weit ausgebeutelte, bald gleitende, bald stochernde, das allgemeine Gesetz vergessende, dem Blitz nachspringende Sprache sucht uns zu führen. Sie ist von Verwirrungen verwirrt, von Bedrängungen bedrängt. Sie ist keine geschriebene und keine geredete Sprache, sondern fast das Verlauten eines hingenommenen Zuschauens, das sich nach dem Willen eines Dämons der Worte und Interpunktionszeichen bedient. Es ist, wie wenn man die Linien auf der Platte des Grammophons als eine Notenschrift jenseits der Musik läse, während die gewöhnliche Notenschrift eine Schrift diesseits der Musik bedeutet. Sonst läßt die Sprache die Welt aus einem Traume des Bildners erstehen, hier sucht die Welt den Traum in den Leser zu diktieren. Sonst weiß der Erzähler die Ereignisse, die er darstellt, hier wissen nur die Erlebenden den fruchtbaren Teil. Streckenweise werden vorläufig nur gleichgestimmte Nerven dem Dichter folgen können; seine Kunst ist noch nicht groß genug, selber zu stimmen; er wünscht uns bisweilen mit den gleichen Mitteln im selben Satze ganz draußen und ganz drinnen. Trotzdem, seit seinem ersten Buche „Kameraden", das übrigens manche Ähnlichkeiten im Einzelnen mit diesem jüngsten aufweist — wie das Sterben der Schwester mit seinem Eindruck und die Rechtfertigung der Frau vor der Polizei —, ist er weit vorangeschritten. Den Erstling verlegte der vortreffliche Richard Weißbach in Heidelberg, der mit kleinen Mitteln, aber viel Treue, wachsamer

Sorgfalt und großem Enthusiasmus mancherlei Jungem die erste Pflege schuf.

In einem bei ihm erschienenen Sammelbande findet sich auch der Name Ferdinand Hardekopf. Dieser hat jetzt eine Reihe von Arbeiten unter dem Titel „Lesestücke" zum Buche zusammengefügt. Franz Pfemfert bringt sie eben heraus, ebenfalls ein Pflanzer und Förderer des Neuen, ausgezeichnet durch stetigen Willen und große Umsicht. Durch seine Zeitschrift „Die Aktion" ist unter den Mitarbeitenden ein Hauch von Freundschaftlichkeit, ein Wunsch nach Zusammengehörigkeit trotz aller Vielfalt des Bestrebens, trotz aller Schroffheit und Fehde aufgekommen, der in unserer Literatur vor zehn Jahren fehlte. Der Anfänger darf reden, der Unfertige vielleicht nie fertig werden, der Freche mit dem Starken gehen, der Triangel stolz neben einer ersten Violine niedersitzen. Und der Typ des Literaten greift wieder nach seiner Ehre. Hardekopf beweist es. Er behauptet in stolzer und listiger Resignation kurzweg, gestorben und ein Gespenst zu sein. Ernsthafte und Wohlmeinende zuckten vor dem Literaten die Achsel, Anmaßliche und Neidische spien vor ihm aus. Der Zünftige denunzierte die literarischen Unterhaltungen seines Zunftgenossen, dem philosophischen Wohltäter der Menschheit diente er wie der Zöllner dem Pharisäer. Er aber achtet es für keine sonderliche Kühnheit, den Vorwurf des Geschwafels mit dem des Geschwätzes zu beantworten, sieht auch kein lohnwertes Verdienst in seiner Faulheit, Verdorbenheit und Keckheit, meint auch nicht, wie der schreibende Nichtliterat, schriftlich die Welt zu beherrschen, kümmert sich nicht darum, überlegen oder unterlegen zu sein, doch ist er im Ernste des Glaubens, daß Gedanken oder gar Worte, „ein unergründlich schweres Leichtgewicht", mit Goethe zu reden, unter Umständen weit mehr und im kleinsten Kreise mit sofortiger, unmittelbarer Wirkung beglückender Tat sein könnten, als Worte und Gedanken über Taten. So ist für Hardekopf beispielsweise träges, leichtfertiges Hintreiben durch Nächte, sogar durch Vormittage, keine Vorstufe zum Katzenjammer, sondern ein Vorwand, aparte Angstzustände mit scharfem Bewußtsein zu ergreifen oder ein Gedicht von Baudelaire (Morgendämmerung in Paris) meisterhaft nachzuschaffen oder gegen Morgen den verehrten Stendhal weiterzustudieren. Er ist, wie gesagt, ein Gespenst, und deshalb ist sein Verhältnis zur Welt: nehmen ohne zu geben, aber das Genommene, da er es ja nicht mehr gebrauchen kann, wiederzugeben, geschrieben oder nur, als ob geschrieben, als Geistesstrahlung. So bereichert das Nehmen die Beraubten. Und jene Beraubten sind häufig nicht Fleisch und Blut: Dinge reizen mehr als Menschen und an den Menschen wieder die Dinge, höchstens die Eigenschaften — Schmuck, Parfüm, Kleidung („Das Weib ist neu mit jeder neuen Mode"), Krankheit. Lockt einmal mehr als das Schau- und Hörbare, so wird es mit

müder Gelassenheit in Abstand gehalten, um in spukhafter Verwandlung der spukhaften Seele gewonnen zu werden. Wertet man den Eindruck nach seiner Eignung für den Ausdruck, so ergeben sich zunächst viele nicht zu lyrisch lebendige Vokabeln von des Lebens Peripherie: Opium, Tabak, Kaffee, Puder, Zahnpasta, Schminke, Smart, Revolverschüsse, Korsettkrachen, Dessous, Amerikanismus, Puder nochmals. Und nun verlegt Hardekopf seine Mitte in diese peripherischen Reize. Liebe Gifte, darf es da heißen, gute Drogen, gebenedeite Cafés, tiefgeliebte Decadence. Doch das wären nur Drolerien auf gelindem Papier, wenn nicht wirkliche Melodie die ganzen Stücke aus Beunruhigungen her durchquölle und sie ins Geistige trüge und löste. Sie hebt den Stoff auf, indem sie ihn gibt. Darin steckt die ernste Arbeit des Buches. Hardekopf benutzt keine fremden Prägestempel. Die Lesestücke setzen sich zusammen aus Gedichten, Schilderungen, kleinen Erzählungen, Übersetzungen, Sprüchen.

Einen scharfen Gegensatz zu allen bisher Genannten bildet Carl Einstein. Suchten sie irgendwie Wesen zu formen, so gilt ihm künstlerisch nur Form als Wesen, Form als ein totales System, das keinen Zugang außer dem Geiste hat. Sein Buch „Anmerkungen", gleichfalls im Verlage der „Aktion" erschienen, gemischt aus reiner und angewandter Theorie, voll leuchtender Überzeugungskraft und Kraft zu überzeugen, erwärmend mit seinem Fanatismus der Strenge, ist sicher eins der wertvollsten Bekenntnisse aus den Kreisen der jungen Kunst. Einstein begründet seine Thesen und weiß, wie andere von den ihren wohl verleitet werden, „geringe Vorurteile zu ermalen". Er zieht gegen den „vorsichtigen Revolutionär" zu Felde. Eine Geistigkeit von so hohem Range wie die Einsteins ist schon darum von rein praktischer Wichtigkeit, weil das nur Thesenhafte ringsherum Sklaven macht. Junger Hochmut mag jüngsten nicht ablehnen, um nicht weniger jung zu erscheinen. Dem vorwärtsschreitenden Eklektizismus gesellt sich der rückschauende: die Auswahl der anzuerkennenden Götter aus der Vorzeit wird öfters mehr nach den Katalognummern, die an der Sammlerbörse eben gelten, als nach ihrem Wesen bestimmt. Einstein wünscht überhaupt keinen Weg, sondern das Resultat. „Gegenstand der Kunst sind nicht Objekte, sondern das gestaltete Sehen." In den „Anmerkungen" werden uns verschiedene Menschentypen vorgeführt, unter ihnen der des Armen. Er wird mit genauester Aufmerksamkeit bis zur Unbedingtheit entblößt, bis er keine Negation des Reichen darstellt, keinen Vergleich zuläßt, weder einen sozialen noch einen moralischen, also nicht einmal den der Heiligkeit. — Doch in seiner Absolutheit ist er ein Wunder, wie es ein Wunder sein würde, wenn jemand, um beispielsweise die reine Form einer Birne übrig zu lassen, innen sorgfältig alles aushöhlte, die Lebenssäfte entfernte, die sie gebildet, das Fleisch, das sie gespannt,

wenn er den Zuſammenhang mit den Blättern und dem Aſte zerſtörte, ferner mit dem Baumſtamm, den Wurzeln, dem Erdreich, der Natur, der Welt. Lobgeſänge auf die Künſtlichkeit, aber ſo ernſt auf die Vollkommenheit und Reinheit gerichtet, daß ſie Lobgeſänge auf die Kunſt werden!

Gedanken zur modernen Kunſt

von Oskar Bie

In dieſen Zeiten, wo die Tatſache alles, der Gedanke kaum etwas und das klingende Wort nichts iſt, treibt die bildende Kunſt ſcheinbar in genau entgegengeſetzte Bahnen. Sie ſagt der Wirklichkeit immer mehr ab. Es handelt ſich nicht um Kriegsbilder; die ſind eine ſtoffliche Erſcheinung, die nur Wirkung, nicht Urſache wird. Es handelt ſich um die ganze Stromkraft der Kunſt, die von jeder Tatſache, Krieg und Nichtkrieg, ſich entfernt. Man muß auf den erſten Blick zugeben, daß dieſe Entwicklung wirklich in einem vollendeten Gegenſatze zur Zeit ſteht. Der Krieg liegt wie eine dunkle Wolke darüber, aber dieſe Dinge da unten gehen ruhig ihren Weg weiter. Man will auch daraus ſchließen, was zu ſchließen iſt.

Die Kunſt verdammt ja immer lauter jede Gegenſtändlichkeit. Das lachende Geſicht des Freundes, das Sonnenſpiel auf der Wieſe, das Flüſtern der Blätter, die Luft auf dem Waſſer oder die Reflexe im Zimmer ſind Trivialitäten geworden. Ihre Wirklichkeit, das iſt ihre konventionelle Wahrnehmung durch die Sinne, ſcheint eine Banalität. Sie malen, heißt eine Nachahmung nachahmen, was kaum der Mühe wert ſein ſoll. Noch der Impreſſionismus behauptete, ihren Schein wiederzugeben. Was liegt an dem Schein? Jahrhundertelang mühte ſich die Kunſt mit dieſem Schein, weil ſie diente, ſtatt daß ſie ſchuf. Darum ſoll die Wirklichkeit gehaßt ſein und ihre Nachahmung eine Niedrigkeit heißen. Schlimm genug, daß ſie exiſtiert — jetzt heißt es, ſie zerſtören und von innen die neue, die menſchliche Welt ſchaffen. Wir ſind die Herren.

Es gab gewiß ſchon Epochen ausgeſprochen idealiſierender Richtung. Das griechiſche fünfte Jahrhundert war es, oder die japaniſche Blüte, oder die tauſend Jahre byzantiniſcher Kunſt. Aber dieſe Epochen wurzelten in dem geſamten Anſchauungskreiſe einer Kultur, waren allgemein durchgebildet und gänzlich naiv. Der heutige Antirealismus iſt es nicht. Er entſpringt einem Erfindergeiſt, taucht hier und da in einzelnen Köpfen auf,

verbreitet sich nach den Gesetzen der Mode und, ohne unehrlich zu sein, äußert er sich mehr als ein literarischer Zwang des Generationsblutes, nicht als Welle des allgemeinen Empfindens. In der Produktion selbst mischt er sich durchaus mit dem alten Erbgut, hat wohl eine steigende Kurve, aber auch nicht die geringste Berührung mit der Erde voll wandelnder Menschen. Er hat nicht einmal eine feste Gestalt, und man kann ihn meistens nur an Symptomen erkennen und darstellen. Gleichwohl ist er da und es ist ernstlich mit ihm zu rechnen.

Er äußert sich ganz natürlich in der Abnahme des malerischen Elementes, das mit der Schönheit jedes Scheins arbeitete, und in der Zunahme sowohl des plastischen wie des dekorativen. Denn entfernt man sich von der Gegenständlichkeit der Dinge, so gibt es hauptsächlich diese zwei Wege, eine innere Gestaltung der Welt dafür einzusetzen: die Form selbst zu isolieren und ihr eine eigenwillige Herrschaft über jeden Inhalt zuzuerkennen, oder das Spiel der Kräfte innerhalb der Form zu verselbständigen und aus der Phantasie umzuschalten oder zu bereichern. Expressionismus könnte man beides nennen, insofern der Weg von innen nach außen geht. Aber der seelische Klang, den das Wort leicht mitbringt, wäre ein Mißverständnis. Nichts kommt hiervon aus der Seele, sondern alles aus einem gewissen, schwer zu benennenden Teil des Gehirns, der die sinnlichen Vorstellungen korrigiert und umarbeitet.

Wenn man durch eine Ausstellung, wie die herbstliche der Sezession, mit offenen Augen geht, wird man es keinen Zufall nennen, daß malerisch weniger Gewinn zu verzeichnen ist als plastisch.

Von dem Hamburger Heine Lederers will ich in diesem Zusammenhang sprechen. Er ist eine reizende Vignette der Natur, die im Kopf den Meister, in der Haltung den Stilisten zeigt, darin jedenfalls eine absichtliche Entfernung vom realen Porträt, dessen sanfte Vergangenheit an und für sich nicht in die Faust Lederers paßte. Etwas reliefiert Verträumtes kam dabei heraus, eine Stilisierung in das Biedermeier hinein, wie sein Bismarck eine in das eiserne Zeitalter wurde. Das Gegenstück ist Corinths gemalter Luther. Es sollte ein Feste-Burg-Stück werden, mit herrschender dunkler Talarfarbe vor heller Burglandschaft. Aber Corinth ist zu sehr Maler dafür. Er findet nicht die Beschränkung der Strenge. Hier sollte ein Monument auf der Fläche erstehen, aber es löste sich ungern von der Malerei ab und blieb im Temperament stecken. Temperament, Malerei, Genuß und Verschwendung müssen gekettet werden, wenn der Stil blühen soll. Die Architektur des Figuralen, wenn sie nicht unbarmherzig aus der Form gewonnen wird ohne jede literarische Entgleisung, sinkt sofort in das Ornament hinunter.

Metzner, einer der architektonischesten der Bildhauer, stellt den mächtigen

Rüdiger hin vom Nibelungenbrunnen der modernen deutschen Galerie in Prag. Metzner polstert, häuft, ballt und türmt. Sein formaler Sinn hat die Tugenden des Handwerks, wenig Sünden der Kunst. Er wird seiner Wirkung immer sicher sein, weil die Form auf negativem Wege erreicht ist, unter Weglassung des Details, unter Posaunen-Instrumentation des Wesentlichen. Er hat den Sinn für die Regie der Form, nicht für ihre Abstraktion. Alles das fehlt ihm zu Hildebrand. Von der Baulichkeit her gesehen ist es freilich höchste Verwendbarkeit, was nicht viel ist.

Etwas positiv Errungenes sehe ich in Hufs schreitendem Jüngling. Huf fiel sofort auf durch die Zartheit seiner Abstraktion, die Kultur seiner Formempfindung und die Einheitlichkeit seines künstlerischen Willens. Manches Porträt von ihm ist in Erinnerung als ein edler Abzug vom Leben ohne System und Methode, nur aus starker augenblicklicher Erfassung der Körperlichkeiten. Dieser Jüngling ist ein vollendeter Ausdruck des Schlanken. Keine Modeschlankheit, die aus langgezogenen, gotisierenden Figuren archaistisch sich hinüberschleicht, sondern das mit seltener Harmonie durchgefühlte Vertikale eines konturierten Körpers. Hier ist Wirklichkeit, aber auf eine plastische Idee gebracht; Betonung dieser Idee, aber nicht über die Grenzen des Natürlichen. Nicht oft wird ein solches Zentrum getroffen.

Jäckel als Maler ist der Kernpunkt der Ausstellung. Vier große Wandbilder, in denen seine plastische Kraft eine merkwürdige Lösung gefunden hat. Das Michelangeleske als Vorbild trat schon bei seinen ersten Arbeiten hervor, die in versteckten Salons durch die technischen Sicherheiten auffielen: wie wir sie heut plötzlich bei irgendwelchen Malern finden, die aus alten Generationen sich in diese Gesellschaft verirrt zu haben schienen. Dann trafen wir Zeichnungen von ihm, die durch die instinktive Beherrschung der Form, fast rutinierte Verteilung von Farbflecken und schwarzen Schattenwirbeln glatt ins Gedächtnis gingen. Auf diesen Wandbildern hat er seinen Punkt gefunden, sagen wir zwischen dem Museum Michelangelos und der Gebärde der „Scholle". Vier Stimmungen in Menschen und Landschaft, Mann über Land, Mann am Meer, Menschenpaar, Mutter und Kind, großzügig hingestrichen, mit kontrapunktischen Rhythmen, in der Zeichnung dimensional, in der Farbe auf Kontraste, aber etwas zu glasig für einen überzeugten Plastiker. Er hat Repertoire. Seine Kriegsmappe „Memento" ist eine Folge kühnster Rubensbewegungen. Er hat den plastischen Trieb. Nicht nur seine Figuren, auch die Szene atmet in Geste und Komposition. Als Beispiel der Plastisierung von Malerei ist er schlagend. Doch — gegen Hodler — er schöpft aus zweiter Hand und ist in Gefahr, in einer großartigen Pose zu erstarren.

Ein ungewöhnlich charakteristischer Vertreter der anderen Gruppe, der

höchst dekorativen, ist Campendonk, von dem der „Sturm" eine Sammlung bringt. Man nenne sie Futuristen oder Kubisten, sie laufen gar nicht Sturm gegen die realistische Kunst, sie zanken nicht und schreien nicht, sondern bleiben eine stille Gesellschaft von Träumern in Geometrie und Phantasten in Ornament. Warum soll es nicht blaue Mäher geben oder auch rote, gelbe Pferde und grüne Akte, das ganze Aquarium vorsintflutlicher Organismen und das Paradies nie dagewesener Bäume? Das gab es schon auf uralten Reliefen. Es ist nicht schwer zu erfinden, Getreide, Gitter, Badende, Paletten, Gärten zu zerschneiden und neu zu ordnen, aber das Bedenklichste daran ist, daß es eben nur erfunden ist. Campendonk ist einer der reichsten. Er füllt die Rahmen mit nie verlegener Mischung und setzt die Flächen mit großem Talent ab. Er beschränkt sich auch nicht auf Kandinskysche Symphonien, die die Welt der Dinge schon hinter sich musiziert haben. Sondern er ringt noch mit der Wirklichkeit: Gesichter, die in Teppichfarben leuchten, Schatten, die Flügel bilden, Schlipse, die noch ein Kreuz sind, Fischschüsseln, die auf der Kante stehn, plötzlich natürliche Blumen und Tabakspfeifen. Er steckt noch in den Fängen der Realität und reißt sich seine Visionen mit Gewalt vom Himmel herunter. Visionen zugegeben — man sollte sie niemals in Masse auftischen. Die Masse tötet sie, weil sie ihre Maschine enthüllt. Aus Erfindung kommen sie, nicht aus Empfindung. Der verfluchte Geist, der Begabungen macht statt Schöpfer, der die Industrien macht und die Großstädte und die Kriege, die selbst wieder Industrien machen, der Geist des Technisierens und Mechanisierens steht Pate bei dieser Art Kunst. Wir kennen ihn kaum noch, den Menschen, der auf seinem Stück Erde sitzt und bleibt und wartet und sich langsam aus den Wurzeln der Natur seinen Charakter bildet, wir kennen kaum noch, was dies an Seele bedeutet, an ungeheurer Kraft der schaffenden Seele gegenüber aller Sentimentalität. Fabelhafte Reiche der zerebralen Aquarien und Terrarien mag der Geist sich erdenken, expressionistisch bis zum Purzelbaum, er wird zerflattern durch Luft und Wasser vor dieser Erde.

Aber was ist das? Wir meinten, diese Vorgänge hätten keinen Teil an unserer Zeit. Nun stellen sie sich von anderer Seite doch in die Nähe. Die Herrschaft des Zerebralen vereint sie, deren Folgen wir jetzt spüren. Die Materie ist getötet, weil die Materialisierung herrscht. Die Tatsache ist verachtet, weil das Machtgefühl, die aktivistische Phrase bestätigt wird. Zerstörung der Charaktere und Umwertung aus dem Geiste. Wie wunderbar läßt sich über die Herrschaft des Geistes schreiben, wie schöne Worte stehen dem Schriftsteller zur Verfügung, wenn er die Synthese der Innenwelt gegen die Erbärmlichkeit der bürgerlichen Naturnachahmung verteidigt. Die Literatur gefährdet ihre expressionistische Geistesschwester nur noch mehr.

Das iſt der Rauſch der Gehirne, die voll ſind von tönenden Vokabeln und mit Ketten glühender Adjektiva ſich ſchmücken. Inzwiſchen denken wir anders, über die Bogen der Kunſtgeſchichte hinüber: Gegenſtändlichkeit iſt nicht Nachahmung aber Ringen, Wirklichkeit iſt nicht Flucht aber Segen, Charakter iſt Naturzwang, Geiſt ein Verführer. Es gibt einen Punkt mitten in den Schöpfungsakten der Natur, wo das arme vergeſſene Herz blutet und auf ſeine Zeit wartet.

Chronik: Parlamentariſierung der Diplomatie / von Junius

In ganz Europa beſchaut man mit Grauen die zerbrochenen Töpfe und fragt nach den Schuldigen. Die Antworten fallen naturgemäß verſchieden aus, aber eine Anklage wiederholt ſich allerorten: daß die Diplomatie verſagt habe; daß ſie unfähig geweſen ſei, die Kataſtrophe zu verhindern; unfähig, ihren Umfang, ihre Opfer und die Fülle der unlösbaren Probleme vorauszuſehen, die ſie dem menſchlichen Witz im Augenblick eines durch Erſchöpfung erzwungenen Friedensſchluſſes präſentieren werde. Nun will man beizeiten vorbeugen und durch parlamentariſche Ausſchüſſe auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Einfluß gewinnen. Wir haben weder Demokratie noch Parlamentarismus, und wir haben uns ihrer Abweſenheit gerühmt; nun aber will man, ohne Gefühl für die Paradoxie der Forderung, parlamentariſche Ausſchüſſe zur democratic control der Diplomatie. Mit einem Mal bohrt ſich offenbar der — demokratiſche — Glaube in das undemokratiſche Gemüt, das Parlament beſäße Weistümer und Talente genug, um die diplomatiſchen Techniker zu beraten und die dort empfangenen Aufklärungen zu kompetenten Urteilen über die zwiſchenſtaatlichen Beziehungen der Mächte zu verarbeiten. Die Vorſchläge überſtürzen ſich. Alle Parteien ſind daran beteiligt; denn die Maſſen, die hinter ihnen ſtehen, ſind heute ausſchließlich von dem einen großen Gedanken beſeſſen, wie dieſer ungeheuerliche Krieg politiſch zu gutem Ende zu führen ſei, nachdem er diplomatiſch ſo ſchlecht vorbereitet geweſen ſei.

Woher wohl den Mitgliedern der Kontrollausſchüſſe die diplomatiſche Sachverſtändigkeit zuflöſſe? Sie durfte ſich bisher in dem Plenum des Parlamentes zeigen. Doch vergebens ſuchte man dort die diplomatiſche Intelligenz, dieſe Fähigkeit, Konflikte mit andern Staaten zu vermeiden oder unvermeidliche unter Umſtänden zu überwinden, die Staat und Volk und zukünftige Geſchlechter nicht auf unabſehbare Zeit in ſchwierige oder gar lebens-

gefährliche Umstände bringen. Es wird wenig urteilsfähige Menschen geben, die nicht mit Beschämung an die Erörterungen über auswärtige Politik in den deutschen Parlamenten zurückdenken. Von Bismarck wollen wir heute nicht sprechen. Die Opposition gegen seine auswärtige Politik kann das posthume geschichtliche Urteil blind nennen, aber sie war wenigstens, bis 66, an Grundsätzen orientiert. Nach ihm stiegen die Gefahren der auswärtigen Beziehungen von Jahr zu Jahr, sie schoben sich immer mehr ins Zentrum unserer deutschen Angelegenheiten, sie schufen seit der Jungtürken-Revolution in Saloniki und der Annexion von Bosnien eine dauernde Krisis, sie verknäuelten die imperialistischen, die nationalen, die kontinentalen und die weltpolitischen Motive dieser Beziehungen so schnell und so unauflöslich miteinander, daß gerade wir Mitteleuropäer wie am Rande dunkler Abgründe wandelten. Seit 1908 war das Publikum bis in seine gänzlich unpolitischen Schichten hinein beunruhigt, und der Zwang zur tiefsten Konzentration auf alle Fragen, die mit den Konfliktsmöglichkeiten zusammenhingen, hätte wirklich die Abgeordneten — nicht ein paar besonders für auswärtige Dinge interessierte, sondern alle, alle zu Spezialisten in diesen Dingen machen müssen.

Die Debatten aber, die bei der Beratung des auswärtigen Etats sich entspannen, sie waren ein Greuel für jedes feinere Ohr und für jede feinere sachliche Empfindlichkeit. Sie verliefen matt und farblos; und wer immer der Kanzler oder Staatssekretär des Äußern war, er durfte — wie seltsam — der schließlichen Zustimmung der Mehrheit des Hauses sicher sein, selbst wenn er die Unerschütterlichkeit des Dreibundes, unsere Saturiertheit, unsere Friedensliebe, unseren festen Willen, Weltpolitik ohne Weltkrieg zu betreiben, aber gleichzeitig den Zwang zu neuen Rüstungen und die Fährnisse darzustellen unternahm, die unsere Flotten-, unsere Orient- und unsere Kolonialpolitik hervorriefen. Die Sozialisten spielten ihr Blindekuhspiel — aus Grundsätzen, die zuletzt, wegen des gar nicht mehr grundsätzlich negativen Verhältnisses zum Kolonialen, ins Schwanken geraten waren. Die Freisinnigen wollten inbrünstig Frieden und Verständigung und predigten das laisser faire, wie wenn die berühmte bismärckische Saturiertheit ohne Bismarck der Polarstern unserer diplomatischen Orientierung geblieben wäre: und billigten und bewilligten, gehoben von dem Gefühl, daß die Vorsehung in der Wilhelmstraße doch schließlich die richtigen Wege an Klippen und Strudeln vorbei finden werde. Die Nationalliberalen und Freikonservativen waren materiell am ehesten unterrichtet und wußten sich von der Möglichkeit gefährlicher Wendungen unserer Politik wohl die deutlichste Rechenschaft abzulegen, weil sie ja ganz bewußte Weltpolitiker geworden waren, die Zukunft ‚des deutschen Gedankens in der Welt' ganz materiell auffaßten und die Saturiertheit ehrlich über Bord

geworfen hatten. Daher fand in ihrer Mitte die diplomatische Methodik unserer Diplomaten noch die verhältnismäßig sachgemäßeste Kritik; – allein sie waren von ausschließlich machtpolitischen Idealen so berauscht und von dem Gedanken so beherrscht, daß Deutschlands weltpolitische Gleichberechtigung sich nur durch Gewaltmittel werde erkämpfen lassen, daß sie die Gegenspieler psychologisch in einem vollkommen falschen Lichte sahen. Und diese falschen Voraussetzungen der Kritik, die blinde Völkerpsychologie, wurden ihr ebenso zum Verhängnis wie ihrem Gegenstand, unserer Diplomatie. Wie soll so die Aufgabe gelöst werden, durch Summierung von Inkompetenzen – Kompetenz zu erzeugen? Man hatte das Gefühl, daß die fleißigsten unter den Etatsrednern wohl auswärtige Zeitungen eifrig gelesen und wohl auch Spezialschriften studiert hatten, dieser oder jener von ihnen mochte sich auch des vertrauten Umgangs mit diesem oder jenem Diplomaten erfreuen und in der Wilhelmstraße gelegentlich Gast sein, aber nie erhob sich eine solche Kritik im Parlament bis zur Höhe des europäischen Problems, nie stieg die Kritik – von der sozialistischen Negation und vom unproduktiven Abseitsstehen lohnt sichs nicht zu reden – über Einzelheiten hinweg zu einer fortreißenden Gesamtauffassung, die sich auf Erlebnis von Menschen und Dingen, auf gründlichste Kenntnis der politischen und wirtschaftlichen Literatur stützte und aus dem klar durchschauten Verhältnis der materiellen und ideellen Kräfte und Gegenkräfte in dem heutigen Zustande der Kultur ihre Farbe zog. Wir durchblättern die Stenogramme: und nie findet sich eine objektive, unbekümmert wahre Darstellung des Wertes, der Mittel, der Kräfte und der letzten Willensrichtungen bei unseren Bundesgenossen, zu denen man in ein Haftpflichtverhältnis geraten war: gegen Bismarcks Weisungen und gegen die bis dahin heilig gehaltene Tradition in Auslandsfragen. Was haben wir, um an die lehrreichste Unterlassung zu erinnern, in den deutschen Parlamenten über die Südslawenfrage gehört?

Sie wurde täglich drohender, sie vergiftete uns schon vor dem Balkankrieg das Leben, sie zerklüftete die österreichische und die ungarische und die österreichisch-ungarische Politik, sie lähmte von vornherein jeden Aufschwung des deutsch-russischen Verständigungswillens, sie bahnte dem russisch-italienischen Abkommen den Weg, aber was verkündeten die klugen Herren von dieser südslawischen Gorgo Meduſa? Nichts, oder Schlimmeres als nichts. In den Zeitungen, in denen die nach hoher Literatur duftenden Schmöcke über jeden Wiener Theaterskandal oder die Leben und Kultur vortäuschenden Pariser ‚Sensationen‘ berichteten, fand sich noch zuweilen eine Notiz über wetterleuchtende Vorgänge in den Delegationen in Wien oder Pest, und dieser oder jener Leitartikel zerbrach sich beklommen den Kopf über die vorausschauenden Warnungen, die so eine Rede von Schwarzenberg, dem

Fürsten, oder Kramarcz, dem russophilen Böhmen, oder Baernreither, dem liberalen Deutschen, an die Heimatsvorsehung richtete; doch vielleicht bemüht sich ein freundlicher Leser, nachträglich die Rede eines unserer Abgeordneten zu entdecken, in denen diese Vorgänge zu einem Urteil verarbeitet wurden. In Blaubüchern und Weißbüchern, in den Konsularberichten, in den politischen und wirtschaftlichen Fachschriften, in den großen Revueaufsätzen, besonders des Auslandes, die so oft von Diplomaten und Verwaltern geschrieben sind, die im auswärtigen Dienst erprobt und ergraut sind, dort findet sich ein ungeheueres Material angehäuft, das man lesen und zu verwerten lernen muß, um urteilsfähig zu werden. Doch nach Abgeordneten, die sich dieser Mühe systematisch unterzogen, suchte man vergebens. Dazu gehört stärkste Konzentration und die Hingabe der gesammelten Lebenskraft. Heute, unter dem Druck des Krieges, glaubt man dessen entraten oder durch schnell zusammengelesene Wissenschaft ersetzen zu können, falls nur der patriotische Wille stark genug sei. Das ist ein Irrglaube, der besonders fest in unseren Doktoren der Allerleiwissenschaft nistet und gegen dessen dilettantische Überhebung Bismarck oft genug gekämpft hat . .

Bleiben die Mitteilungen, die vom Auswärtigen Amt zur „Information" gegeben werden können und gegeben zu werden pflegen. Sie sind im Einzelfall gewiß nicht zu verachten, aber wehe dem Abgeordneten oder Publizisten, der sich aus diesen Berichten oder meinetwegen Geheimberichten die außenpolitischen Wünschbarkeiten und Notwendigkeiten vorschreiben ließe. Jetzt klopft so mancher Abgeordnete sich an die Brust und ruft aus: Öffnet den Deckel des Geheimkastens, laßt uns in die Truhe hineinschauen, und wir werden die richtigen Einsichten und Entschlüsse herauszuholen wissen! Das ist ein Aberglaube. Man muß zu lesen, zu ergänzen, den Wert der Aufklärungen der Amtspersonen zu wägen verstehen, und diese Fähigkeit pflegt nur die instinktiv gewordene Erfahrung und interessierteste Beschäftigung langer Jahre zu geben. Die bittere Not unserer Tage wird freilich die Entwicklung dieses Instinktes auch bei den Parlamentariern beschleunigen, sie wird wohl auch über den unsagbaren Zeitungsjammer die Augen öffnen, durch den Hekatomben von Talent und Charakter jährlich dem Kapitalistenintereſſe und dessen Pöbelinstinkten geopfert werden. Bisher hat aber der tatsächliche Ablauf der Dinge darum folgendes Bild gezeigt: die Diplomatie mit ihrer Technik der Heimlichkeiten hat versagt; die Volksvertretungen haben versagt; die Presse hat versagt. Die warnenden Vorhersagen der spärlichen Kenner und gewissenhaft Spähenden — es waren meist einsame Politiker und Publizisten — sind in allen wesentlichen Punkten durch die Katastrophe bestätigt worden. Es ist vielleicht ein Trost, sich zu sagen, daß es in den westlichen Demokratien nicht anders gewesen ist. Aber ist das ein Trost?

Schön. Wir sind ja herzlich froh, daß sich die Gewissen regen und einen verwesten Apparat durch einen neuen zu ersetzen suchen.

Nehmen wir also an, es bestehe hinfort eine bessere Auslese der zum diplomatischen Dienst befähigten Persönlichkeiten, es würden die Beschränkung der Talentauswahl auf Aristokratie und Plutokratie zum Teufel gejagt und die Anforderungen an die Vorbildung der Beamten des auswärtigen Dienstes von Grund aus geändert, und es sei ferner die Kontrollkommission des Reichstages – gleichgültig, wie sie verfassungstechnisch in den parlamentarischen Gesamtapparat eingeschoben werde – in Wirksamkeit getreten. Ist das alles, was zur Sicherung vor Gefahr geschehen kann? Es scheint so. Von außen besehen, wird auch in England, dem parlamentarischen Musterland, Gleiches verlangt, nämlich die parlamentarische Kontrolle der Diplomatie. Hier, vor dem auswärtigen Dienst, hat sie gänzlich versagt, diese Beaufsichtigung des ausführenden Organs durch die Volksvertretung; und der Delegierte schaltet mit der Volkssuveränität nach Gutdünken. Das Frage- und Antwortspiel zu Anfang der Sitzungen war eine Farce; wer sonst nichts wußte, wurde durch die so gewonnene „Aufklärung" dümmer. Wir brauchen auf die Zeiten des allmächtigen und grob zynischen Palmerston oder des klugen und fein zynischen Disraeli nicht erst zurückzugreifen: wir kennen die Vorgeschichte dieses Krieges. Jede Antwort, die Sir Edward auf Anfragen wegen der hypothetischen Bündnisse, Vereinbarungen, Militär- und Marinekonventionen erteilte, war ebenso falsch wie richtig, sie war Wahrheit und Lüge zugleich. In dem Manchester Guardian, einem der wenigen publizistischen Gegengifte gegen die Northcliffe-Presse, wurde dieses Verfahren bis zur letzten Stunde als undemokratisch und staatsgefährlich gebrandmarkt: bis es zu spät war. Und dann lese man des tapferen E. D. Morel Anklage in Ten Years of Secret Diplomacy and Unheeded Warning, mit der niederschmetternden Vorrede Macdonalds; sie darf nie mehr vergessen werden, denn sie ist allgemeingültig. Die Publizistik stand unvergleichlich höher als die Diplomatie . .

Privatim ein vollendeter Ehrenmann mit pazifistischen Neigungen, hütete der Minister, mit seinen Tirrels und Nicolsons, eifersüchtig den Geheimschrank mit der Geschicklichkeit eines Zauberkünstlers: die Charakteristik Bernard Shaws im Truth about the War trifft den Punkt, nur ist in diesem Fall der Witz zu schal für den grausen Ernst der Sache. Im Parlament wurden die auswärtigen Angelegenheiten in großen zusammenfassenden Rechenschaftsberichten kaum je berührt, weil jene nach Übereinkunft nicht als Parteisache betrachtet wurden und das Volkshaus mit anderen Angelegenheiten, den sogenannten home affairs, überlastet war. So schaltete der Außenminister suverän in seinem Amt; allein, mit den so wichtigen ‚permanenten' Sekretären des Ministeriums, im Besitz des ganzen Materials,

das die Lage ausdrückt, allein so sehr Herr aller Einzelheiten, aller Geheim- und Stimmungsberichte, daß er sein Urteil, seine Wertbemessung, sein Ideal von Macht und Recht und Ehre zur Norm erheben und den Kabinettsgenossen in kritischen Augenblicken suggerieren konnte. Kein englischer Minister genießt einen ähnlichen Schutz vor parlamentarischer Überprüfung; man muß schon dem engsten Ring der Ministerfähigen angehören, um überhaupt Genaues zu wissen: der gewöhnliche Abgeordnete weiß nichts, was er nicht aus der Zeitung erfährt.

Ich empfehle dringend, die Flugschrift über Parliament and Foreign Polices des liberalen Arthur Ponsonty, M. P., zu lesen: sie versetzt ins Mittelalter. Oder doch nicht Mittelalter; denn die fast absolute Macht des Außenministers hängt zum Teil auch mit der fabelhaften Zentralisierung des heutigen Reiches zusammen, mit jener Tendenz zur Monopolisierung der aktiven Politik in den Händen des Kabinetts, die mit der früheren Initiative des privaten Parlamentsmitglieds ein Ende macht. So stehen in England Kabinett und Wählermasse (oder Volk) nebeneinander, dazwischen klappert der Abstimmungsautomat des Parlaments. Aber — das Kabinett ist aus Wahlen hervorgegangen, es wird von dem Strom aus der Tiefe emporgehoben, es ist vom Hauche der Volksstimmung als zur Wurzel gehörige Krone geweiht, und es wird von der öffentlichen Meinung in und außer dem Hause kontrolliert; das steht zu unseren Verhältnissen in schreiendem Kontrast. Nur eine einzige Ausnahme trübt das Bild, und mit ihr haben wir es hier zu tun: sie betrifft das vitalste öffentliche Interesse: die auswärtigen Beziehungen. Auf diesen allerschwächsten Punkt im britischen Staatsbau wiesen schon seit Jahren die allerersten Theoretiker und Praktiker des Landes.

James Bryce, der berühmte Verfasser des American Commonwealth, sagt voraus: „Für England naht der Tag, wo die Frage, wie man die beinahe unumschränkte Machtfülle der ausübenden Gewalt in auswärtigen Angelegenheiten beschränke, wird gelöst werden müssen." Lord Rosebery, zweimal liberaler Außenminister, erklärte seinen Hörern am 13. Januar 1912 (!) in Glasgow: „Rüstungen müssen von Ihrer Politik abhängen; und uns, für die es kaum möglich ist, über die auswärtigen Angelegenheiten etwas mehr zu erfahren, als was die Zeitungen darbieten, uns wird es furchtbar schwer gemacht, über die Beschaffenheiten dieser Außenpolitik ein sachkundiges Urteil zu bilden. Ich möchte mit dieser Behauptung den Wert dessen nicht herabsetzen, was aus den Zeitungen herauszulesen ist. Ich sage nur etwas, was jedem mit dem Gegenstand vertrauten Menschen geläufig ist: was der Vordergrund der Bühne zeigt, ist nur ein kleiner Ausschnitt des Ganzen. Das meiste geht hinter der Bühne vor sich, und da uns gewöhnlichen Sterblichen der Zugang zu den Hinterbühnenräumen untersagt ist, beruht unsere Kenntnis

der auswärtigen Politik nur auf Spekulation . . . Ich maße mir nicht an, von diesen Dingen mehr zu wissen als Sie oder etwelche andere Zeitungsleser; aber jedenfalls müssen Sie alle wissen, daß England gewisse Verpflichtungen oder ‚ententes' eingegangen ist — ich wünschte, es wären bestimmt formulierte Bündnisse, denn schließlich umschreiben und umgrenzen Bündnisse (alliances) genau —, und wir die Art dieser vagen Verpflichtungen nicht kennen. Doch ohne sie genau zu kennen, weiß jeder so ungefähr: sie zwingen zur Teilnahme an einem riesenhaften Kriege unter Umständen, deren Eintritt nicht gerade sehr unwahrscheinlich ist . . . Mir scheint zweifelhaft, ob irgendein Glasgower Kaufmann das tun würde, was wir in unserer auswärtigen Politik tun: nämlich ungeheuerliche, noch dazu unbekannte Verpflichtungen einzugehen und, ohne ihre Art und ihren Umfang zu kennen, seine Unterschrift darunter zu setzen." Diese Worte, man beachte es wohl, waren gegen die stockigen metternichischen Geheimmethoden des radikalen Kabinetts Asquith gerichtet: — der edle Lord hat sie inzwischen gründlich vergessen. Aber noch wuchtiger sind die Anklagen, die am 8. Februar 1914 Austen Chamberlain, der Verwalter des väterlichen Imperialismus und jetzige Minister, in Birmingham erhob; wie grausam verwüstet müssen die Gemüter dieser mächtigen Menschheitslenker sein, damit sie in so kurzer Zeit zu Verrätern ihrer selbst werden konnten . . Die Forderungen, die diese Gruppen von Männern erhoben, zielten auf die Beseitigung der Geheimdiplomatie und Bindung des Außenministers an die parlamentarische Sanktion jedes Vertrages oder jedes Übereinkommens von irgendwelcher Bedeutung, nachdem dessen Bestimmungen einzeln durchberaten worden seien: man will dem elenden Spiel, das der Minister (und sein Klüngel) mit seinen persönlichen Wünschen und Sympathien und seinen halb mündlichen, halb schriftlichen Vereinbarungen trieb, ein Ende machen und die Kriegserklärung von einem Plebiszit oder wenigstens der Zustimmung des Parlamentes abhängig machen.

Das sind englische Methoden und englische Heilmittel, denen wir jede Wirkung wünschen. Aber wir sind in Deutschland und haben unsere besonderen dunklen Mauern. Zwischen Exekutive und Gesetzgebung sind noch keine Brücken, Regierungswille und Volkswille stehen verfassungsrechtlich neben, praktisch oft gegen einander. Der ersehnte Kontrollausschuß hätte zu beraten oder auch zu begutachten. Aber da ihm keine Verantwortung zufällt, hängt seine Tätigkeit in der Luft, wie die jedes beratenden Ausschusses, der von der Exekutive durch eine Kluft getrennt ist. Nun ist das Grundproblem unseres — wie jedes — politischen Lebens dieses, Regierer und Regierte einander zu nähern, Staat und Obrigkeit durch Recht und Praxis immer identischer zu machen. Also Parlamentarisierung? Zu-

nächst sage ich unbedenklich ja: Parlamentarisierung, solange wir nämlich keinen besseren Ausdruck der Volkswünsche besitzen als Parlament. Es ist schon viel gewonnen, wenn das elende System der Kritik und der Gegenkritik und des unsäglich gequälten und quälenden Handelns der Partei mit der sogenannten Parteilosigkeit der Regierung, die über den Wassern schwebt, ein Ende habe und die Parteiführer selber gezwungen werden, vor dem ganzen Volk die Verantwortung für ihr politisches Wollen und Versagen zu übernehmen. Nicht die Herrlichkeiten des westländischen Parlamentarismus verlocken zur Nachahmung, sondern der Zwang, aus der Halbheit und dem Zwielicht unseres Scheinparlamentarismus herauszukommen. Ist die Regierung durch Parlament ein Irrtum, so ist es besser, man beschreite ihn im hellen Licht des Eingeständnisses, daß er immerhin noch besser sei als der Behelf mit kläglich bloßgestellten Scheinmethoden, die in längst vergangenen Tagen und Zuständen ihre Bestätigung suchen. Kein vernünftiger Mensch wird den Parlamentarismus als Ding an sich, also um seiner selbst willen lieben. Er wird umgebaut und unserer deutschen Art besser angepaßt werden müssen, damit nicht ein neuer ‚Kultus der Inkompetenz' seinen Einzug halte und die Mittelmäßigkeit triumphiere. Davon ein anderes Mal. Aber solange kein besseres Verfahren erfunden ist, um die Kritik durch den Zwang zur Verantwortung vor aller Welt vor Entartung zu bewahren und den Regierungswillen auf das Vertrauen des Volkes zu stützen, werden wir es in unserm demokratisch aufgewühlten, mit Gewalt politisierten Zustand übernehmen müssen. Es bleibt keine Wahl. Das Schreckmittel, nämlich der Vorwurf, daß man gegen den Kreislauf der eigenen Geschichte sich verwestliche und blutsfremde Einrichtungen ins deutsche Leben einschleppe, ist heute schon mehr als dumm. Denn der Sprung ins Dunkle, die Gewöhnung an die Verfassung, wurde ja auch durch westliche Einflüsse erzwungen; heute liegt er schon zwei Generationen hinter uns, die konstitutionelle Gewöhnung ist allmächtig geworden, und die Ansprüche an die Wirkung des Parlamentes sind so gewachsen, daß sie nur — durch Parlamentarisierung erfüllt werden können. Es ist der letzte Schritt auf der Bahn.

Vor den zweiten Schritt setze man also den ersten. In England, auf dessen Verfassungsleben man auch heute noch stillschweigend blickt, um sich politisch anregen zu lassen, sind Legislative und Exekutive blutsverwandt, sie sind aus gleichen Elementen gebildet; und nun will man, unter dem Drucke des Kriegserlebnisses über das einzige Ministerium, das sich dem parlamentarischen Einfluß entzog und absolutistisch hinter verschlossenen Türen über das nationale Leben verfügte, das Kontrollnetz werfen. Dieses Verfahren ist logisch und entspricht dem Gesetz der Entwicklung. Die geheime Kraft, die den Gedanken des Kontrollaus-

schusses für auswärtige Angelegenheiten bei uns so populär macht, ist ja wohl auch, nicht wahr, der Wunsch des Parlamentes, über das Beratenwerden hinaus an den Beschlüssen und der Politik der Regierung teilzunehmen, sie mit zu gestalten: es will das nationale Schicksal bestimmen dürfen. Dann tue es den ersten Schritt vor dem zweiten. Ein neues Gesetz der politischen Entwicklung wird für uns nicht erfunden oder gefunden werden.

Das Allerwichtigste aber bleibt noch zu sagen. Der letzte und tiefste Bestimmungsgrund der nationalen Politik ist die zur Herrschaft gelangte Ideologie, sind die in der reinen und angewandten Wissenschaft, in der kritischen Geschichtsschreibung, in der Philosophie und im Schrifttum zum Ausdruck kommenden Wertvorstellungen, Gesinnungen und Stimmungen. Was in diesem großen Laboratorium des deutschen Geistes vorgeht, das ist zuletzt auch für das politische Leben und für die politische Praxis entscheidend. Aus dieser Quelle schöpft die Presse — die öffentliche Meinung; labt sich die Jugend. In der Grimasse und der Verzerrung des praktischen Lebens erkennt das scharfe Auge noch die unterirdischen Denkmotive, die es bestimmen. Und mir will scheinen, als ob unsere an Universitäten und Schulen gelehrte Ideologie, obwohl reich an Inhalten, reich an wundersam tiefem Erbgut in sich brüchig war und in einen breiten Strom von Relativitäten auseinanderfloß, der keine Harmonie der Lebensauffassung aufkommen ließ. Auf unser engeres Thema angewendet, heißt das: es gab keine allgemein gültige Politik im aristotelischen Sinne, die den unentbehrlichen Machtgedanken begrifflich und sittlich meisterte; es gab keine allgemein gültige Rangordnung zwischen Macht und Recht, privater und öffentlicher Moral; und vor dem gefährlichen Begriff der Realpolitik, der bis in Schülergehirne hinein katastrophale Wirkungen übt, hat unsere Ideologie.. man darf wohl sagen: kapituliert. Hier sind Versäumnisse schnell und gründlich nachzuholen. Die Arbeit, die hier zu leisten ist, halte ich für noch dringender und wichtiger als die von parlamentarischen Kontrollausschüssen zu leistende. Sie ist es, sie vor allem anderen, die die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt entscheiden wird.

Anmerkungen

Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre*

Als Grundgedanken dieses Buches kann man hinstellen, daß die Sittlichkeit des Staates sich gegenwärtig auf eine höhere Stufe erheben müsse. In seinem Mittelpunkte steht der Begriff der Staatenwürde. Er bildet für das öffentliche Leben ein Seitenstück zu dem Begriff der Menschenwürde im privaten Leben. Auf einer gewissen tieferen Stufe läßt sich die Sittlichkeit, die hier noch heteronom ist, in den Begriff der Ehre zusammenfassen; auf der höheren, auf der sie autonom geworden ist, läßt sie sich entsprechend aus dem Begriff der Würde ableiten. Die persönliche und private Lebensführung hat sich bei uns längst zur Sittlichkeit der Würde erhoben, während diejenige des Staates dahinter zurückgeblieben ist. Heute tritt an ihn die Forderung heran, das Versäumte nachzuholen. Der Grund dafür liegt in den erhöhten Ansprüchen, die heute im Kriege und voraussichtlich dauernd an den Staatsbürger gestellt werden. Der Krieg verlangt schwere Opfer von der Persönlichkeit. Denn die moderne Kultur ist auf der autonomen Persönlichkeit aufgebaut, der Kriegszustand aber fesselt diese in der mannigfachsten Weise, wie er überhaupt in mancher Beziehung zu primitiveren Zuständen zurücklenkt. Soll der einzelne trotzdem seine ganze Kraft dem Staate widmen (und das will er), so muß der Staat jene Opfer ausgleichen durch ein inneres Entgegenkommen. Und dieses kann nur darin bestehen, daß er sich zur höheren Sittlichkeit der autonomen Persönlichkeit seinerseits erhebt.

Ohne daß es ausdrücklich gesagt wäre, sind in diesem Buche Jerusalems, das klar und durchsichtig geschrieben ist, seinen Gegenstand freilich aus naheliegenden Gründen vorwiegend in Umrissen behandelt, die Gedanken unserer großen Reformer über das Staatsbürgertum verbunden mit dem auf Kant zurückgehenden Grundgedanken der modernen Kultur vom Rechte der freien Persönlichkeit lebendig. Jerusalem hat sein Buch als ein soziologisches bezeichnet, weil von den Beziehungen zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit darin die Rede ist. Mir scheint er es dabei jedoch mehr nach seinem Stoff als nach seinen Problemen gekennzeichnet zu haben. Nach den letzteren gehört es in der Hauptsache in das Gebiet der angewandten Ethik: es zählt zu den wenigen hervorragenden Erzeugnissen unserer Kriegsliteratur, die Freiheit und Gebundenheit, Persönlichkeit und Staat in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu setzen bestrebt sind.

Alfred Vierkandt

* Wilhelm Jerusalem, Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre. Ferdinand Enke. Stuttgart 1915.

Grenzen der Seele

Auf ein bedeutendes philosophisches Buch: „Grenzen der Seele" (Berlin 1916, Schuster und Loeffler) von Emil Lucka aufmerksam zu machen ist der Zweck dieser Zeilen. Man kennt den Verfasser als den Dichter des tiefen Romans „Tod und Leben" und mancher schönen Erzählung und Legende. Von

seinen betrachtenden Arbeiten, deren früheste den Einfluß des Umgangs mit Otto Weininger nicht verbergen, seien eine Schrift über die Phantasie, namentlich aber das Buch: „Die drei Stufen der Erotik" hervorgehoben. Es empfiehlt sich, dieses Werk, auf das in den „Grenzen der Seele" stets wieder verwiesen wird, vorerst zu lesen; die Idee, die es regiert, die Fülle neuer und überraschender Gedanken, schöner Verbindungen, tiefer Blicke und Einsichten lohnt die Mühe gewiß und reich. Obwohl Gegenstand und Methode hier und dort durchaus verschieden sind, gibt es doch genug Voraussetzungen für das spätere Buch, die zu kennen dem Leser die Mitarbeit immerhin erleichtert.

„Die Gedanken, die hier niedergelegt sind", heißt es im Vorwort, „streben nicht einem System der Philosophie, sondern einem System des Menschen zu." Was für Kriterien entscheiden da? Wir können den Menschen in seinem Verhältnis zur Umwelt und in seinem Verhältnis zu sich selbst betrachten; in jenem wird er entweder als selbstschöpferisch oder als nur verarbeitend erscheinen, in diesem als in sich ruhend oder als im Kampfe mit sich begriffen. Lucka findet hier einen prinzipiellen Gegensatz. Er kreiert den Typus des „Mittelmenschen" als des idyllischen, mit sich und der Welt zufriedenen Bürgers, für den — wie uns dünkt, mit Unrecht — Gottfried Keller als Repräsentant angeführt wird, und entsprechend den des „Grenzmenschen", über den alles gesagt ist, wenn die Gestalt Beethovens ihn illustriert. Der Grenzmensch nun ist der Held dieses Buches. Sein Kennzeichen ist Zerissenheit, innerer Zwiespalt, gebrochener Wille, der gleichwohl nie abläßt, das Höchste von sich zu fordern. An der Gestalt des Grenzmenschen wird vor allem das Problem des Tragischen klar.

Dieses Kapitel über das Tragische, das zu den Hauptstücken des ganzen Werkes zählt, gibt jener vom deutschen Geiste sich selber immer wieder gestellten Frage ihre — man darf es aussprechen — endgültige Lösung. Indem es alle bedeutenderen Meinungen durchgeht, findet es zum Ende, daß auch in der tiefsinnigsten, der Hegels, der Kern des Problems im Außen statt im Innen gesehen wurde. Lucka macht sich von allen ästhetischen und ethischen Bedingungen frei und läßt nur die seelische zu. Tragisch ist nicht ein Werk, ein Schicksal, ein Tod: tragisch ist die Seele des Menschen selbst. Der Mensch, der in sich den Zwiespalt zwischen Natur und Willen entdeckt hat und ihn nicht zu überbrücken vermag, ist tragisch. Es ist klar, daß der Mittelmensch nicht tragisch sein kann. An großen Grenzmenschen, an Gestalten der Dichter wird uns dies Tragische gewiesen, und wir sehen es sowohl im Handeln als im Leiden, sowohl im Wort als im Schweigen. In der Verlegung des Problems von den Taten eines Menschen oder den Zufällen, die ihn bestimmen, in sein Innerstes hinein, in dieser letztmöglichen Vertiefung besteht der Wert der neuen Erkenntnis, mit der verglichen auch die tiefsten der früheren den vollen Ernst ihres Gegenstands, der allerdings nur erlebt werden konnte, kaum geahnt zu haben scheinen.

Der tragische Zwiespalt kann mit dem Siege der Freiheit oder der Natur entschieden werden: jene Lösung nennt Lucka die heroische, diese die dämonische. Der Begriff der Dämonie fällt ihm mit dem der unwidersprochenen gebundenen Natur zusammen. Hier forschend, dringt er weit ins Böse hinab, in die Seele des Verbrechers, in psychische Verstrickungen, Krisen und Mächte, die an Charakteren und Erfindungen tief dämonischer Dichter wie Poe und Dostojewsky erläutert werden. Die Erklärung der Gestalten Iwan Karamasoffs und Raskolnikoffs, die Analyse der Erzählung vom Großinquisitor erhellen die dunkle russische Seele und heben aus ihr das allgemeine Menschliche

zu Tage. Es ist nicht möglich, auf alles hier erscheinende Schöne und Bedeutende nach Gebühr einzugehen: so sei der Leser auf das Kapitel vom Erhabenen, auf das „vom Philosophieren", darin die Antithese: Natur — Freiheit an den Philosophien Spinozas und Fichtes wieder dar- und zur Wahl gestellt wird, auf das merkwürdige Kapitel vom „Schicksalsmenschen", das eine völlig neuartige psychologische Wertung Napoleons versucht, am nachdrücklichsten aber auf das Schlußstück: „Stufen der Genialität" aufmerksam gemacht. Neben der Abhandlung über das Tragische ist dieser Gedankengang, der das Inkommensurable schlechthin, das Genie, in eine fast entwicklungsmäßige Ordnung einzureihen unternimmt, die stärkste geistige Gestaltung dieses an Ideen und Erkenntnissen überreichen Buches.

In viermaliger Erscheinung tritt uns der Genius entgegen: als die Einzelseele, die dem Universum das Gleichmaß hält, daß es sich in ihr spiegle, daß sie sich an ihm läutere und rein umschaffe (Dante); als die einzelne Seele, die sich ins Universum zerstreut, verliert und in Allgestalt verwandelt (Shakespeare); als die Seele, die, jene beiden in sich vermählend, das Universum in sich erlebt und im Universum sich (Goethe). Über diesen höchsten Zustand des Einklangs, diesen tiefsten des wahren Besitzes hinausdenkend, ergreift der Geist eine vierte Möglichkeit, die sich über alles so erhebt wie die Musik über die Gestalt. Denn all dies war doch nur geschaffene Natur, mit der die Seele in ein Wechselwesen eintrat; das Unzulängliche, das Andersmögliche irdischen Daseins haftet noch an ihm. Aber das unbedingte, absolute, das reine Sein, das Sein an sich, in sich ruhend, aus sich bewegt, Harmonie der Harmonien: welcher Seele war es gewährt? Die Seele, der dieser höchste menschliche Gipfel zu Füßen lag (aber sie wußte nicht, daß sie über ihm schwebte), war eine Seele aus Musik, die Johann Sebastian Bachs. Lucka zeigt uns Bach als den Menschen, der jenseits aller Tragik steht. Wie er fest im Glauben verankert ist, so im Sein, in dem er selber kreist, ohne es zu wissen, ohne es zu ahnen, eine sich selbst dunkle Vollendung, eine Harmonie von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin. An seiner Musik wird dieser große Gedanke so weit erwiesen, als er erweisbar ist. Bei Bach ist eine „höhere Art von bewußtem und unbewußtem Sein eingetreten. Für diesen Zustand haben wir weder eine Vorstellung, die über Ahnung hinausginge, noch ein Wort, das ihn bezeichnete". „Der Mensch hat Letztgültigkeit erlangt."

Die Dichter der letzten Zeit haben den Menschen von zwei Gefühlen her gesehen: vom Mitleid und vom Staunen; sie haben uns auf dem Theater und in den Romanen den schweren Weg des Menschen gezeigt und uns gelehrt, immer nur auf diesen Weg zu achten, woher er kommt und wohin er führt; und wo sie in Gedichten etwas zu meinen wagten, da haben sie ihn als ein Kind, als einen Blinden und von Anbeginn Verlorenen beklagt. In Büchern wie diesem aber finden wir den Menschen in seiner erhabenen und ewigen Einsamkeit, mit seiner großen Bestimmung und in seiner inneren Unendlichkeit wieder. Uns ist, als erblickten wir seine heroische Gestalt gegen nichts als den Himmel gehalten. Wir haben die Seele des Menschen hier wieder erkannt. Sie erhob sich vom Platz der Mägde, ohne daß wir's gewahrten; aber nun sehen wir sie unter den ewigen Sternen.

Felix Braun

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig

Der Geiſt vor und nach dem Kriege

von Samuel Saenger

I

Weh, weh, Ihr habt ſie zerſtört, die ſchöne Welt" — war ſie ſo ſchön, die Welt, an deren Trümmern wir heute ſtehen? Man erinnert ſich der Urteile, die kurz vor der europäiſchen Kataſtrophe von ſichtbaren Perſönlichkeiten des öffentlichen Lebens über deutſche Entwicklungen, Leiſtungen und Zukünfte gefällt wurden; dürfen ſie als Generalnenner für den Stimmungsgehalt eines großen Volkes betrachtet werden, ſo lag Grund zur Zufriedenheit vor. Der jetzige Staatsſekretär des Innern, Herr Helfferich, hatte als Bankdirektor die Bilanz gezogen. Er fand ſie berauſchend. Die Vergleichszahlen des nationalen Einkommens und des Nationalvermögens waren imponierend, immer gemeſſen an dem ewigen Vorbild wirtſchaftlichen Gedeihens und kulturellen Behagens: an England. Unſer Selbſtbewußtſein hatte ſich inzwiſchen außerordentlich gehoben. Unſer Stolz auf den eigenen Wert und die eigene Weltmiſſion hielt viele Gemüter umfangen, aber das Britenimperium pflegten ſtillſchweigend auch diejenigen noch immer als eine Art Ideal anzuſehen, die von der überlieferten liberaliſtiſchen Vergottung des Inſelreiches weit entfernt waren. Helfferichs Betrachtung ging von Zahlen aus und mündete in Zahlen, und es war ſehr charakteriſtiſch, daß der Jubel über dieſe Bilanz durch die Lande ging und einzelne hiſtoriſch orientierte Begutachter frohlockend ausriefen: Hier habt ihr das Werk Bismarcks und das Werk Friedrich Liſts in einem. In der Tat, in dieſem Werke ſteckten Teile von beiden: der Genius des ſtaatlichen Machtwillens und des machtpolitiſchen Gedankens, und der Genius der einheitlich gegliederten nationalen Volkswirtſchaft, der die Produktivkräfte des Landes zu entfalten drängte und dem deutſchen Geiſt, neben der alten und ſchnell verblaſſenden Miſſion im Traumreich, den Anſpruch auf die politiſche und materielle Gleichberechtigung mit den übrigen Weltvölkern vorausſchauend zuerkannte. Vergeſſen waren in dieſer Jubiläumsbetrachtung von 1913 die ſchweren, ſchweren Geburtswehen Großpreußens, das man Deutſchland zu nennen ſich beſchied, vergeſſen

das Weh über den Schnitt von 66, der den alten geheiligten Bund und die politisch-geographische Solidarität von Jahrhunderten zerstört hatte, vergessen auch das Glück der ästhetischen Beschaulichkeit, des Sichversenkens in die Daseinsgründe, der humanistischen Selbstentfaltung, die in gedrückter politischer Lage und staatlicher Zerstückelung die Wonne der deutschen Seele und der Urgrund so vieler deutscher Weistümer und Reichtümer geworden war. Vergessen, vor allem, der wundervolle großdeutsche Einschlag in Friedrich List. Ein stolzes, bürgerliches Freiheitsgefühl, das aus der bürokratischen Stickluft des Vormärz hinausstrebte, alle Glieder der deutschen Familie umfaßte und für die Paarung von Staatsgesinnung mit Untertanengesinnung die Verachtung des Menschen hatte, der die Salzluft des Meeres geatmet: es war von der Entwicklung wie zugedeckt.

Und zu diesen Betrachtungen des Wirtschaftstechnikers trat der Rückblick des Staatsmannes, der während eines Jahrzehntes die deutschen Geschicke geleitet hatte. Seine repräsentativen persönlichen Eigenschaften strahlten auch nach außen hin, und er schien die deutsche Geistigkeit und die idealen Ziele ihres Strebens nicht unvollkommen in sich zu verkörpern. In dieser Betrachtung des Fürsten Bülow, der unter der Fahne „Deutsche Politik" eine Massenverbreitung gegeben wurde, um ihre Kontinuität seit der Reichsgründung zu beweisen, solange der Fürst selbst für sie verantwortlich war: in dieser Betrachtung fehlen zwar die Schatten nicht, aber es sind dunkle Flecken auf einem hellen, strahlenden Hintergrund. Man spürt, wie der musivisch und weltbürgerlich angelegte Verfasser an der ungeheueren Regsamkeit des deutschen Lebens seine Freude hat, wie wenn die Vielfältigkeit der einander bekämpfenden und mit lärmender Aufdringlichkeit angebotenen Lebensanschauungen Weltbürgern und Weltbildnern die so heiß erstrebte Harmonie verbürgte, wie wenn das Gehämmer und Getöse über und unter Tag der Jagd nach dem Glück die allein wünschbare Seligkeit verspräche, wie wenn die von Händeln rings umdrohten Tätigkeiten des neudeutschen Wirtschaftsvolkes die Würde von Dingen an sich besäßen. Der erlauchte Schriftsteller hatte die Gabe, jene dunklen Wolken am politischen Horizont wegzuglätten. Er behauptete zuversichtlich den Zusammenhang seiner neuen Zeit — der Zeit des jungen Kaisers, dem er diente — mit der alten Bismarckszeit und der noch älteren Goethezeit. Er sprach von den zwei neuen Spitzen der reichsdeutschen Politik, der Flotte und dem Orient, als ob sie sich folgerichtig aus Bismarcks Kontinentalismus entwickelt hätten und die Weltpolitik ein neuer Ausdruck für eine alte Sache sei. Er sprach von den Bünden und Gegenbünden, den imperialistischen Spannungen, dem Neumerkantilismus, dem Wett- und Widerstreit der Parteien, dem neuen in unbekannte Weltweiten treibenden stürmischen Macht- und Wirtschaftswillen, der gärenden Unruhe des um seine Zukunft besorgten

Volkes so besänftigend und beschönigend wie von den Launen eines gesunden Körpers; aber die Fahnen wurden nicht entrollt und das Ziel des nationalen Schicksals nicht gezeichnet. Ein zu eng gewordenes Vaterland, eine zerfahrene, in sich brüchige Bürgerlichkeit, eine in nationalen Wehen befangene Demokratie, ein in die alte Ordnung sich eindrängendes Proletariat, ein neues Staatsgefühl und ein neues Menschgefühl mitten in scheinbarer Blüte und unantastbarem Aufstieg, Heiligtümer, die versanken, und Realitäten, die Lasten türmten: das gab den Stoff her, aus dem die große Politik gemacht werden mußte; und der Staatsmann, der die Chronik dieser Sturmzeichen schrieb, hatte das Lächeln des Zauberers, der seine Geister beherrschte.

So sah die offizielle Gegenwartsbetrachtung aus, kurz nach den aufregenden Tagen der Jungtürkenerhebung, der bosnischen Annexion und der Marokkokrisis und unmittelbar vor dem europäischen Zusammenbruch, zu der jene Erschütterungen die Generalproben waren.

Aber einen andern Anlaß zur Rückschau und zum Vergleich bot im gleichen Jahre des kaiserlichen Regierungsjubiläums die Erinnerung an die Befreiungskriege. Hier war der Ton nicht durchweg auf Jubel und Selbstzufriedenheit gestellt. Ab und zu klang die Wehmut hindurch, daß die staunenswerte Geschäftigkeit und Regsamkeit im deutschen Lande alte Güter zerstört und an dem herrlichen Seelenbestand aus der idealistischen Epoche stark gerüttelt habe. Der Segen der Einheit, die der Mißgunst der europäischen Großmächte abgerungen war, wurde natürlich nirgends verkannt, und es galt als Glück, daß der deutsche Tatsachen- und Wirklichkeitssinn aus dem Gefängnis der Abstraktion befreit worden war und sich überall, unter dem Schutze eines großen und starken politischen Gemeinwesens, auf dem Planeten tummeln durfte. Man war sich klar, daß jene idealistische Zeit unserer großen Denker, Dichter und Träumer ja doch auch eine Halbheit gewesen sei: für ein Volk mit gebrochenem politischen Machtwillen konnte sie nur ein Surrogat und Betäubungsmittel sein. Aber der deutsche Mensch, mit seiner heißen Sehnsucht nach Transzendenz, mit seiner allumfassenden Weltbürgerlichkeit als Brücke zum Gottesreich, mit seiner Aufklärung, die zum Unterschied von der westeuropäischen stets in Mystik und Musik mündete, er schien wie abgedrängt von seiner Heimatscholle und inmitten gehäuften Reichtums zum Sklaven seiner Technik und seiner Bilanzen verarmt. Sollte die Wandlung zum Weltvolk im politisch-ökonomischen Sinne mit dem Verlust seiner alten beruhigenden und beseligenden Ideologien verknüpft sein? 1813 hatte der Wille zur Macht einen leicht faßlichen Inhalt: die durch eigene und fremde Schuld zerschundene nationale Selbstbestimmung. Er verlangte nur ein Bekenntnis zu sich, zu einer Mission von innen heraus, so wie neben den Denkern

und Moralisten die Heerführer und Staatstechniker, neben Fichte und Schleiermacher und Humboldt die Stein und Hardenberg, die Gneisenau und Scharnhorst sie begriffen. Hundert Jahre später trug auch in Deutschland der nationale Wille zur Macht, wie anderswo, die bekannten kapitalischen und imperialistischen Stacheln. Der Gemeindrang der Masse, die inzwischen politisch geboren war, hatte ihn hinausgepeitscht, und um zu erhalten mußte er wachsen wollen; aber die Felder, auf denen dies möglich war, lagen über den Planeten zerstreut, und wer sie betrat, trat auf vulkanischen Boden. Die Ideen von 1813 waren darum eine kostbare Erinnerung, von Romantik übergoldet, aber ohne die Fähigkeit, in den wesensanderen Zeitläuften als Kompaß zu dienen; die neuen aber, die sprachen in tausend Zungen zugleich und lagen irgendwo zwischen Bismarck und Nietzsche und Karl Marx, oder in dem überreich bevölkerten Olymp von Göttern und Götzen des Tages.

2

Man wird mir zugeben, daß die Bekundungen dieser zwei deutschen Männer von ganz besonderem Gewichte waren und sind: denn sie durften ohne redensartlichen Beiklang „führende" genannt werden. Sie sprachen in einer Atempause vor aller Welt und besonders vor ihrem großen Volke, das Fackeln brauchte, um starken Glaubens aus dem Dunkel ins Licht geführt zu werden. Man spürte die kommenden Erschütterungen voraus, man fühlte den europäischen Boden wanken, man hatte seit der Erhebung zum Welthandelsvolk und der bewußten Internationalisierung seiner politischen Interessen Krisis auf Krisis und Krieg auf Krieg erlebt und erhob, nach einer materiellen und ideellen Leistung ohnegleichen, den Anspruch zu wissen, was ist und was sein soll. Nun beschränkte sich Bülows Rechenschaftsbericht zwar auf die deutsche Politik im engeren Sinn; aber da der Fürst im rüstigsten Alter sehr absichtlich auf die Chronik Wegweisungen pfropfte und den deutschen Gedanken in der Welt, die deutsche Weltmission zu umschreiben unternahm, so mußte man erwarten, daß er mit Nachdruck auch auf die Gefahren des Übergangs, auf die politische und soziale und ideelle Unfertigkeit des Zustandes hinweise, zumal da seine Entamtung mit Vorgängen zusammenhing, die jene Unfertigkeit grell beleuchteten. Diese Erwartung wurde getäuscht. Es wird für alle Zeiten merkwürdig bleiben, daß der Staatsmann und ein Stab unsrer weisen Männer, die das letzte Vierteljahrhundert deutscher Geschichte zu summieren unternahmen, einen so episch beruhigenden Ton fanden, wie wenn der Grundrhythmus unseres nationalen Lebens von keinem Bruch, von keiner Umwälzung und Umwertung bedroht gewesen wäre. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", die Bibel unserer politischen Weisheit, setzte einer abgelaufenen und in sich beschlossenen Epoche und Persönlichkeit ein Denkmal, das zugleich

auch ein Grabstein war; die Fluten des Lebens waren über sie hinweggerauscht, alles Überkommene und Gewesene zersetzend und umbauend und die Ordnungen zwischen Volk und Führern, zwischen Regenten und Regierten, zwischen den Parteien und ihrem Gefolge so gründlich umstülpend, daß die alten Orientierungen wie stehengebliebene Uhren auf eine neue Welt niederschauten. Aber der Fürst, ein Mann von weltbürgerlich feinen Formen und der Unvoreingenommenheit des über dem Kampf stehenden Aristokraten, glaubt, merkwürdig genug, seine Politik zu rechtfertigen, die Politik, die einer in jedem Betracht revolutionären und revolutionierenden Zeit die Tore öffnen sollte, indem er deren Lenkern und Deutern die Rolle von Epigonen und Testamentsvollstreckern des erlauchten Vorgängers auf dem Kanzlerstuhl zuerkennt. Da war die Wirtschaftspolitik, mit ihrer Tendenz, einen zusammengepreßten und tausendfach vom Weltmarkt abhängigen Binnenmarkt nach dem untauglichen amerikanischen oder russischen Vorbild schutzzollsicher zu machen: und gleichzeitig offene Türen zu erzwingen; da war die Polenpolitik, mit dem Ziel, diese Westslawen zu germanisieren: in einer auf ihre gute Gesinnung angewiesenen Weltlage; da war die famose Behandlung der Parteien nach dem überlieferten Schema der das Reich bejahenden und verneinenden: während die internationale Lage die Grundlagen unseres Industriekapitalismus und Industriesozialismus zu zerstören drohte: alles, alles verriet die Epigonenart und Epigonengesinnung, mit rückwärts gewandten Begriffen den Riesenleib des Vielmillionenvolkes zu umfangen.

Wie seltsam war diese Fassung der Aufgabe, für das reichste, das angeregteste, aber auch politisch unfertigste und geistig fragmentarischeste Leben auf dem Planeten die Formen finden zu helfen. Über den deutschen Zwang zum Imperialismus, unserem allgemeinen Schicksal, dem nur blinde Toren oder Träumer glaubten entschlüpfen zu können, wird mit Hilfe der geläufigen Statistik und der bekannten Denkmotive gesprochen; aber über den Willen zum Wollen nach bismärckischer Lehre, nämlich zur mehrfach aufgedrängten Wahl zwischen West und Ost, zur endgültigen Fixierung des Punktes, von der aus das solidarisch gewordene Verhältnis zu Österreich-Ungarn auszugestalten und mit der freien Benutzung der Meere und des Weltverkehrs zu verknüpfen wäre: darüber erfahren wir in diesem großen Manifest aus den letzten Tagen unseres friedlosen Friedens so wenig wie über so vieles andere, zum Beispiel die Eingliederung des Machtgedankens in das System einer Idealität, die vor dem Gewissen gerechtfertigt ist. Ein Publizist von weit geringerer Autorität, Paul Rohrbach, hatte um dieselbe Zeit ebenfalls über den „Deutschen Gedanken in der Welt" sein Schauen offenbart. Hier war wenigstens grundsätzlich mit etwas wie Fichteschem Ernst — freilich ohne Fichtesche Tiefe und religiösen Fernblick — der deutsche Nationalstaat zu einer noch nicht gelebten aber heiß

erstrebten Nationalkultur in Beziehung gesetzt; der Zwang, Weltvolk unter Weltvölkern zu sein, oder zu verzichten, war als Selbstverständlichkeit behandelt, aber über die innere Bereitschaft oder vielmehr Unbereitschaft dieses zukünftigen Weltvolkes, das in breiten Schichten noch so provinziell und eng-mittelständisch empfand, so manches gesagt, was aufrüttelnd klang und von der Selbstbestätigung der Bülow oder Helfferich weit wegführte. Es war befremdend, daß auch hier dem „Weltvolk", das noch um seine elementarsten Voraussetzungen rang, die Fata Morgana eines fertigen Begriffs aufgezwungen wurde, und der deutsche Gedanke, der bestimmt ist, unser Urrecht auf eine geistige Weltmission zu umschreiben, wirtschaftlichen und machtpolitischen Bedürfnissen als Etikett angeheftet wurde. Aber die ganze Gefahr unserer politischen Unfertigkeit war immerhin schon gesehen und, wenn auch mit unsicherem Augenmaß, mutig ausgesprochen. Auch daß nur ein freies Volk, eines, das für seine Selbstbestimmung sich eine würdige Form und Verfassung zu schaffen vermag, Weltvolk werden und den Völkern der zu schaffenden mitteleuropäischen Föderation eine Anziehung sein könne: auch das kam hier einigermaßen zum Ausdruck. Das Ganze las sich wie eine weltpolitische und weltwirtschaftliche Studie für das aufstrebende Bürgertum und war eine Ergänzung von Naumanns Jugendwerk über „Kaisertum und Demokratie". Man sieht heute erst deutlich, daß diese Gedanken, so vorläufig und oberflächenhaft ihre Fassung war, nicht mehr verloren gehen dürfen.

3

Doch alle Gedanken, alle Orientierungsversuche führten zu Bismarck zurück. Gegen den Brauch, dieses Orakel zu befragen, war schon vor der schwarzen Augustwoche von seinen denkenden Bewunderern Einspruch erhoben worden, allein schon darum mutete des Fürsten Bülow Betrachtungsweise so epigonenhaft an. In der Tat gibt er auf keines der Probleme, die unser Wissen narren und unser Gewissen beklemmen, eine eindeutige Antwort. Wir kennen ungefähr seine Methoden: wer aber vermäße sich, sie auf das gegenwärtige Chaos anzuwenden, in dem ungemein verwickelte wirtschaftliche und politische Fragen, mit allerlei nationalen Atavismen verquirlt, nebeneinander lagern? Sein Grundtrieb war, ohne Zweifel, machtpolitisch. Staat und Macht setzte er in eins, die humanitäre Ideologie mit dem Europäismus als Gipfel höchster Wünschbarkeit schob er als redensartlich beiseite, und den Krieg als politisch-ökonomisches Mittel stellt er fest in Rechnung. Daneben bemerken wir als Richtpunkte seines Handelns bis zuletzt den hartnäckigsten Kontinentalismus, dazu die äußerste Vorsicht in der Behandlung möglicher Gegenspieler; das Bestreben, die Bildung „kaunitzischer" Koalitionen gegen seine Schöpfung Großpreußen zu ver-

hindern; die Unterordnung innerpolitischer Fragen unter außenpolitische; die Vermeidung aller Gesten, die in der Welt Unruhe und Zweifel erregen könnten; den festen Willen, sein Regententum vor parlamentarischer Belastung zu bewahren; die Tendenz, zwischen den Klippen der Isolierung und der Allerweltbeflissenheit das Staatsschiff unbeschädigt hindurchzusteuern; endlich die weltpolitische Konzentration und die allmähliche Anpassung der überkommenen Wirtschaft an den neuen Industrialismus. Aber wer wurde nicht, der an diesem Bild des Vorbildes die Weisungen der gelehrten und geeichten Bismarckianer maß, von dem Gefühl der Ohnmacht und Verzweiflung befallen? Denn es gab nicht drei für die heutige Bedrängnis empfohlene Sätze seiner geschäftigsten Ausdeuter, denen nicht Bismarck selbst Wort für Wort widersprochen hätte.

Also schon vor einem Jahrzehnt konnte man feststellen, daß die Berufung auf Bismarck den Willen zur politischen Erkenntnis zu lähmen beginne, statt ihn leichter, freier, heller, unbefangener zu machen. Die Bismarck-Philologie machte unlebendig, die Bismarck-Romantik blind. Seine intimsten Kenner und Bewunderer mußten über sein Verhältnis zu unserer Zeit und unseren Zielen sagen: er sah eine neue Politik und ein neues Geschlecht entstehen und sich versuchen, doch er hat an sie nicht geglaubt. Er widerstrebte und widersprach. Er lehnte Ziele und Methoden ab. Er hatte für sie kaum je ein ermutigendes Wort, über seine Lippen kam kaum je etwas anderes als eine Warnung. Und sein herber, ätzender Tadel bezog sich nicht nur auf die schüchternen Liberalismen gegen Bürgerschaft und Arbeiterschaft, die den Formen seines Autoritätglaubens und seiner Autoritätübung widersprachen und widerstrebten, er bezog sich noch unzweideutiger (der cäsarische Sachwille ließ sich nicht entwurzeln und entamten) auf alle sichtbaren und heimlichen Äußerungen des jungen gouvernementalen Machtwillens. Als dann die überlebensgroße Gestalt im tragischen Strudel versank, gezwungen, sein Werk aus Erz Experimentierern von anderem Geist zu überlassen, da mischte sich der scheuen Ehrfurcht und Bewunderung das Gefühl bei, daß die Psychologie dieses Herrentums aus zu viel Menschenverachtung und zu wenig Vertrauen bestanden habe. Nun begannen Zweifel auch bei denen sich zu regen, die nur noch ein letzter Rest von Selbstbesinnung abhielt, in den Abgrund gedankenloser Genievergottung zu stürzen. Diese Zweifel waren ja schon in Bismarcks stärkster Schaffenszeit berechtigt, in den Tagen des Kulturkampfes, der schiffbrüchigen Polenpolitik und der ohnmächtigen Sozialistenverfolgung; und in einem großen, reichen, schöpferischen Volk frei sein wollender Männer waren sie sogar selbstverständlich. Der geschichtliche Rhythmus zersprengt immer den Kreis des alternden Genius; und so kam der Moment, da Bismarck und seine Zeit sehr fühlbar auseinandergingen.

Denn das Neue war da; es webte und regte sich und suchte sich neue Formen in dem von ihm, von seinen eisernen Händen und seiner harten Produktivität geschaffenen Deutschland, das er, gleich einem Klumpen Erz, in die alte, vermorschte Staatenwelt Europas geworfen hatte. Es gehörte zu den größten Gedankenlosigkeiten des Vor-August, zu glauben, die Berufung auf diesen gewaltigen Tatmenschen und seine Schöpfung könne die Stelle einer politischen Ideologie einnehmen.

4

Der deutsche Glaube hatte aber auch andere und unendlich tiefere Formen, und wenn man sich nach den Polarsternen der geistigen und politischen Ideologie umschaute, so standen noch Karl Marx und Friedrich Nietzsche unverdunkelt am Firmament. Vielen Deutschen, und nicht den schlechtesten, gaben sie Inhalt und Ziel des Lebens. Selbst die rücksichtsloseste Kritik an ihrem Werk — die von der Logik oder Unlogik der tatsächlichen Entwicklung geleistete — hatte noch immer nicht alles zerstören können, was die Fülle und der Reichtum ihrer Denkmotive entdeckt und ihr synthetischer Blick für die geschichtlichen Dinge erspürt hatte. Beider Männer Horizont war europäisch, beide dachten und konstruierten in Zeitaltern, und beide rechneten mit der Gewalt als dem Geburtshelfer der neuen europäischen Gemeinschaft. Aber die Spannung zwischen beiden war eine polare.

Karl Marx packte das gesellschaftliche Leben an der Wurzel, das heißt an seinen unpersönlichen und kollektiven Formen, an seinen Sachlichkeiten und Gegenständlichkeiten; er sah starke Einzelwesen heraustreten und ihren Glanz verbreiten, aber nie anders, als wenn sie im Auftrage des Kollektivgeistes Dienste leisteten.

Nietzsche windet Kränze um die starke Persönlichkeit; sie rechtfertigt, sie allein, den geschichtlichen Wirrwarr; sie beschenkt die Fronenden und die unschöpferisch Genießenden; ihr Sinn liegt in der Kraft, den eigenen Willen der Masse aufzuzwingen mit allen Mitteln: der Verführung, der Gewalt, der Schönheit und, wenn es sein muß, des Verbrechens. Einen andern Sinn hat die Geschichte nie besessen als den: Summe zu sein: die Summe genialer Leistungen, die aus den Lenden von Heroen geboren sind. Nie senken sich die Berge. Nie heben sich die Täler, nie kann Masse in wesentlichem Umfang gehoben oder individualisiert werden, nie darf sie sich selbst gehören und Selbstbestimmung üben: sie hat Rahmen, Folie, Objekt, Knetstoff zu sein, weshalb alle Wertsetzungen und Gegenorganisationen von unten her, als Christentum und Demokratie mit oder ohne Terror moralistisch verputzt, Falschmünzereien seien. Um diesen Pol sammelten sich in Deutschland vor dem Kriege viele individualistisch gestimmte

Gegenkräfte, die durch die technische und großunternehmerische Richtung der Zeit in ihrer halbgaren Soziologie sich bestätigt fühlten; und die große Geste der Kraft, die vor Seelenweichheit und dem allumschlingenden Gefühl der Wesensgleichheit zu kapitulieren sich zu aristokratisch wähnte, schlug hier die Brücke zu einem Geschlecht, das die Zwangsgeburt der neudeutschen Nation aus Blut und Eisen mißdeutete. Es gehört zu den seltsamsten Paradoxien des deutschen Geistes und der deutschen Geschichte, daß hundert Jahre nach einem Befreiungskampf, dessen Waffen sittlich und religiös geweiht waren wie nie zuvor — Carlyle atmete bewußt in seinem Nachglanz (aftershine) —, daß hundert Jahre später um zwei solche Lichtkegel ein großer Teil unseres Heerbannes gelagert war.

5

Erst heute, im blutigen Spuk der Zeit, kann man erkennen, wie die Wirkungen waren, die die ‚bilderwütige und bilderwirrige' Ideologie Nietzsches gehabt hat. Sie gab sich für unpolitisch oder apolitisch aus, aber ihre mit gesteigerter Heftigkeit vorgetragene Geschichtsphilosophie, die in „Jenseits von Gut und Böse" und in der „Genealogie der Moral" gipfelt und im Fragment des ‚Willens zur Macht', dem Antichrist, strandete, hatte politisch die peinlichsten politischen Folgen; denn sie verdrängte bei den meisten Lesern den Willen zur Erkenntnis und zur gewissenhaften Orientierung durch das anmaßende Hantieren mit Werturteilen in pretiös zugespitzter Form. Und dies geschah in einer Zeit, wo Staat und Wirtschaft sich umorganisierten, jeden Menschen unter ihre Allgewalt beugten und sein Seelisches bis ins Allerheiligste verfolgten. Was der große Frage- und Infragesteller Gutes stiftete als Psycholog des Machtwillens oder als neuromantischer Zauberer, der vor den metaphysischen Brüchen und der erkenntnistheoretischen Kahlheit zu der ästhetischen Rechtfertigung des Lebens flüchtet, wurde durch den in Rausch und Klang offenbarten Dilettantismus einer Politik, die keine zu sein vorgab, wieder aufgehoben.

Um Nietzsches Geschichtsphilosophie zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Psychologie des ästhetischen Menschen, die Psychologie der Kunst und des Künstlers die Mutterzelle aller seiner Wertsetzungen und Wertschätzungen ist. Darum wird an die Grundkräfte und Triebe, die die elementaren sozialen Bänder schaffen und erhalten, ein grundverkehrter Maßstab gelegt. Der ästhetische Mensch lebt im Schein, er erkennt keine Ziele, außer der Befriedigung und Sättigung seiner Anschauung und Empfindung. Ihm gilt nur die Rechtfertigung durch das Werk, an dem gemessen jedes andere Sein und Tun subaltern ist. Er beugt sich nur dem schöpferisch begabten Könner und hat kein unmittelbares, ihn aus und über sich treibendes Interesse am steigenden Niveau und der Vermenschlichung

der Triebe, an der Festigung und Reinigung der Beziehungen, die von Mensch zu Mensch, von Gruppe zu Gruppe führen. Er kann meist nicht anders, als den Staat und seine Ordnungen als Hemmungen und böse Gewalten zu empfinden und betrachtet alle Form der Sozialität unter dem Gesichtspunkt der Freiheit, die der ästhetisch schöpferische Mensch braucht, um Natur und Geschichte als Material zu seinem Werk zu benutzen. Darum ist ihm der cäsarische Gewaltmensch, der die ‚Masse', die Vielzuvielen, die bürgerliche Kanaille mit Eisenstangen in den Käfig sperrt, der Inbegriff von Staat und Staatlichkeit. Es werden auch andre Töne hörbar, in der „Morgenröte" zum Beispiel, oder in Zarathustras Traum vom Kinderland; aber sie versinken im Gesamtsinn des Gesamtwerks. Der Begriff einer sozialen Bewegung zu sozialen Zielen, der Grundbegriff einer politischen Ideologie, ohne die eine Gesellschaft im Chaos verkommt und der Einzelmensch vertiert, hat in dem ästhetischen Reich keine Funktion — oder nur nebenher. Daraufhin lese man die Charakteristiken schnell wieder durch, die Nietzsche von Menschen entwirft, die historische Ereignisse gewesen sind und aus der geschichtlichen Ursachenkette als irgendwie Abhängige und irgendwie Impuls Gebende herausragen, zum Beispiel Napoleon. Man wird finden, daß sie immer nur als ästhetische Phänomene betrachtet und bewertet werden, nicht als Exponenten von un- und überpersönlichen Bewegungen und Werkzeuge des ‚objektiven Geistes', sondern als Wundertäter ursachlos aus dem Dunkel aufsteigend und nach eigenem Gesetz Ordnungen zerstörend und aufbauend. Wie Bonaparte in dem demokratischen Fluß seiner Zeit sich emporringt und der Cäsar demokratischer Ideen wird, bis er sie verrät und in den Strudel gleitet, weil der Strom ihn als Mittel verbraucht hat und seine Hebammendienste entbehrlich oder von nun an entwicklungshemmend findet: das zu untersuchen oder auch nur aus letzten Ursachen einer Riesenentwicklung zu verstehen, die bis Renaissance und Reformation zurückgeht, fällt Nietzsche kaum je ein. Auch erhält der unkritische Leser, berauscht von den Lichtern eines äußerst reizempfänglichen Psychologen, ein gefährlich falsches Bild von den elementaren Trägern des modernen Schicksals; und merkt nicht einmal, daß damit die Sehnsucht nach einer aristokratischen Gesellschaftsverfassung verraten wird.

In dieses Wirrsal führt die zentralste aller Nietzscheschen Thesen: daß die Produktion des Genius die Rechtfertigung der Gesellschaft sei. Sie besteht nicht um ihrer selbst willen, ihre Glieder, als solche, haben kein Recht auf Selbstbestimmung, kaum eines auf Selbstentfaltung; ihre tatsächlich fortschreitende Differenzierung ist für nichts zu achten. Der Riesenapparat von Technik und Erkenntnismitteln, der seit der Begründung systematischer Wissenschaft und ihrer Aufklärung im siebzehnten und acht-

zehnten Jahrhundert die Zucht des Kopfes und die Herrschaft über das Trieb-leben ständig erweitern und erhöhen, scheint ihm durch die Produktion des — Bildungsphilisters bloßgestellt. Das steigende Niveau, die revolutionierendste Tatsache der neuen Zeit, wird der Verachtung preisgegeben. Christentum, Humanität, Demokratie, ‚moderne Ideen', Fortschritt: sie sind nichts als Spiegelungen und Stufungen von Sklavengehirnen und Sklavenseelen und haben eine Falschmünzerei der Moral auf dem Gewissen, die die natürliche Basis jeder gesunden Gesellschaftsform, die aristokratische, zugrunde richten und einen Niedergangstypus schaffen. Man kennt die Schlagworte dieses Systems und die Tiefe der wissenschaftlichen und psychologischen Unzulänglichkeit seiner Begründung, die durch einen Blick auf Geschichte, Entwicklung, Wissenschaft, Technik und jede andere Form der Sozialität Lüge gestraft wird. Wir hatten Dekadenz und die Entartungen einer alten, müden, mürben, überhäuften Kultur, und wir hatten Humanität und Christentum und Demokratie, aber bezähmt und eingegliedert in das rücksichtsloseste, unsentimentalste Herrentum, das je über Menschen geherrscht hat: das kapitalistische, mit seinen von Statistik, Bilanzsucht, Maschine und Kolonisationsdrang ausgefülltem Gemüt. Von dieser Entwicklung, ihren Ursachen, ihren Formen, ihren Wirkungen auf Menschen und Menschtum, ihren sozialen Aktionen und Reaktionen ahnte Nietzsche nichts, die als Brücke zur Erkenntnis unentbehrliche Kenntnis der englischen Geschichte war ihm ein Buch mit sieben Siegeln. Der ästhetische Mensch haßt Übergangserscheinungen, er beschaut, beobachtet, begutachtet Gewordenes, Fertiges, von einer Persönlichkeit Umfangenes; in jedem von ihnen steckt ein Stück jener Gemütsbeschaffenheit, aus der und auf der Stirners Einziges und sein Eigentum sich entwickeln konnte. Für Nietzsches so groß angelegtes Werk wurde dieser Mangel ein Verhängnis. Dafür haben wir einen Regenschauer umgebrochener und umgedeuteter Wertvorstellungen, die ein zwischen Kunst und Wissenschaft hin und her schwankender Genius als deus ex machina auf die Gesellschaft niedergehen ließ, während sie von dem revolutionären Kapitalismus der Zeit neuen, nicht gekannten, kaum geahnten Organisationen zugetrieben wurde, — er hat eine Verwirrung sondergleichen geschaffen und ein unausstehliches Herrentumgefühl in subalterne Menschen und Mächler gepflanzt, die zu minderwertig waren, um in Humanitäten, Demokratie, Fortschritt und modernen Ideen den Kern von der Hülle und die gestaltende Kraft von ihrer üblen Vorläufigkeit zu unterscheiden. Er konnte nicht begreifen, daß diese neue Wirtschafts- und Gemeinschaftsform an den Aristokraten der Gegenwart die Forderung gehirnlicher und gemütlicher Leistungen stellte, ihn auf Wissenschaft und Kopfzucht hinwies und Erbansprüche aller Art unter die Kontrolle eines Auslesepringips brachte, welches das Adelsprädikat unendlich weniger von

Blutproben und Ahnen als von dem gesellschaftlichen Wert der im eigenen Wesen beruhenden Persönlichkeit abhängig machte. Diese neue, schon mehr als geahnte, oft schon in Bewußtheit erhobene Erkenntnis verstand unter Demokratie nicht mehr Herrschaft der Straße oder des Pöbels oder der gedankenlosen Laune und der entfesselten Gier: sie verstand darunter die Neuordnung fest gestufter und verbundener Leistungen, gemessen an ihrem ideellen und materiellen gesellschaftlichen Nutzen. Sie verstand darunter ein System gesellschaftlicher Verbundenheit in Höhe und Tiefe. Sie verstand darunter ein Netz gegenseitiger Kontrollinstanzen, die die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen schwieriger und Gerechtigkeit möglich machen. Sie verstand darunter ein Freimachen aller Wege für alle Begabungen und Tüchtigkeiten, ein bewußtes Öffnen der Tore, um sie einzulassen und an die Spitze zu führen, ein unbarmherziges Wegräumen aller bejahrten Vorurteile, die aristokratischen Anspruch von aristokratischer Leistung trennten.

Alles das bedeutet noch keinen Bildersturm und keinen Verzicht auf die brauchbaren Reste früherer Stufungen, noch gar ein Verkennen jener schollenhaften Wesenheiten, die von dem Wandel der Zeiten fast unberührt geblieben sind; wohl aber bedeutet es den Willen zur Macht, das heißt den Willen, unter der Herrschaft der Maschine, der organisierten Arbeitsmethoden und des schulmäßigen Denkens die Volkskräfte neu zu sammeln und in wirksamere Formen zu bringen als bisher. Die Demokratisierung des politischen Betriebs mit Parlament und öffentlicher Meinung ist dem Grundsätzlichen gegenüber fast sekundär; das sind Hilfsmittel, nichts mehr; ob sie in westlicher oder in östlicher oder in mitteleuropäischer Form das Geforderte leisten, ist keine Frage der Rechthaberei oder des nationalen Dünkels, sondern der Zweckmäßigkeit, die man nüchtern und ohne Verblendung durch die Phrase prüfen soll. Daran aber hinderte, neben vielem andern, auch der blinde Nietzschekultus, dem im seltsamen Verein die zu Mißverständnis vorherbestimmten Plutokraten und die in Worträuschen schwelgenden Literaten verfallen waren. An die trotzige Subjektivität hatte sich eine dummenjungenhafte Vergottung des Ich gehängt. Sie tobte sich in Kraftgebärden aus, sie faßte den Willen zur Macht ganz ungeistig auf, und die solide politische Arbeit, die von feinen Naturen immer nur unter schwerem Verzicht zu leisten ist, brachten sie in Verruf, — während die Flut stieg und die brutalsten Macht- und Besitzfragen, die im europäischen Sinne zu lösen die Intelligenz an der Spitze zu rückständig und zu unmodern war, uns täglich dem Zusammenbruch und der Anarchie und der katastrophalen Vergewaltigung alles Geistigen näher brachte. So sahen, aus der Nähe besehen, einige von den Wirkungen aus, die von der scheinbar unpolitischen Predigt Nietzsches ausgingen. Kapitalisches Herrenbewußtsein im Bunde mit einem ausgehöhlten Aristokratenbegriff auf der einen Seite. Auf der

anderen ein übermorgiges Europäertum, das zwischen Kultur und Politik eine Kluft aufriß und den Staatssinn subalterner, oder subaltern gescholtener, Pflege überließ. Beide Extreme leiteten ihre Berechtigung von dem stärksten und reichsten Befruchter ab, den der deutsche Geist seit Hegel und Schopenhauer gehabt hat.

6

Wo Masse war, da war irgendwie auch Karl Marx. Nicht warmes Gefühl, wie bei Sismondi oder Saint-Simon oder Owen, hatte ihn aber zum Anwalt der Proletarier gemacht, sondern die Einsicht, daß die fortschreitende Emanzipierung und Technisierung des Lebens und gleichzeitig der Strom der geistigen und sittlichen Emanzipationen den Tag herbeiführen müßte, der die Produktionsmaschine in die Hände der gehobenen und organisierten Masse und ihrer „natürlichen" Führer legen würde. Dieser Tag würde den Diener zum Herrn machen, er würde den Gebrauchswert den Tauschwert verdrängen sehen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufheben und Werte an Stelle von erworbenen Rechten setzen. Das Zaubermittel Marxens war die wissenschaftliche und politische Organisation, sein Optimismus war der Glaube an die rationalisierende Vernunft als letzten Sinn menschlicher und kosmischer Wirklichkeit. Auch hier war Mystik und Romantik, doch hier war sie im Bunde mit allen technischen Hilfsmitteln der Modernität. Im einzelnen hatte diese Lehre nur Niederlagen und Widerlegungen erlebt. Noch blühte der Kapitalismus; noch vergiftete Klassenkampfstimmung die soziale Harmonie; noch trieb blöde Ausbeutung minderwertiger Besitzverwalter dem Menschenfreund Schamröte ins Gesicht; noch verfügte vornehm maskierte Plutokratengesinnung über die unermeßlichen Werte der Produktionsmaschine und die Kulturschätze ungezählter Geschlechter. Aber die Gegenkräfte schwollen an, sie hatten in dem brodelnden Schmelztiegel der Organisationen aus Masse Wert, aus der Summierung treu arbeitender Mittelmäßigkeiten Geist und Anspruch gemacht, sie hatten ihre Bastionen bis hart an die Verwaltung und Obrigkeit herangeschoben, sie hatten gelernt, Bildung und Erziehung als ökonomisches Mittel zu benutzen und die politische Maschine als Umweg zur Macht zu gebrauchen. Und das war nirgends mit solchem Eifer und solchem Gelingen geschehen wie in Deutschland, dem am spätesten aber machtvollst entwickelten Kapitalistenstaate der Alten Welt. Langsam kam der Volksstaat, die Demokratie, in Sicht, doch nicht mit westländischen sondern eher mit preußisch-militärischen Methoden. Das wurde lange verkannt, erst unmittelbar vor Ausbruch der Katastrophe ahnten luchsäugige Franzosen, wie Professor Ch. Andler von der Sorbonne, den Zusammenhang, den nun der Marxist Paul Lensch in seinem

Bekenntnisbuch ‚Die Sozialdemokratie ihr Ende und ihr Glück' bloßgelegt hat. Man darf sagen: hier war der Punkt, in dem sich die beiden Antipoden Bismarck und Marx begegneten. Denn wie der eine von oben her mit langem ungebrochenen Willen den Rahmen für den Nationalstaat geschaffen hatte, gegen die Herzenswünsche und Grundgesinnungen der liberalen Einheitsträumer und Nationalvereinler, so suchte der andere aus der knetbaren Masse der vielen einzelnen das Kollektivschicksal zu gestalten und das ‚Glück' der größten Menge zu organisieren. Der erstrittene Machtstaat des einen und der erstrebte Proletarierstaat des andern hatten beide keinen Raum für das behagliche Glück und die Sehnsucht, sich selbst zu gehören, die der Mensch nie verliert.

Für Rousseauiten war im Schoße dieser stahlharten deutschen Realpolitiker kein Plätzchen. Die Atmosphäre war mit den Explosivstoffen des wollenden Willens überladen, und wenn es je einen ungemütlichen Ort auf diesem Planeten gegeben hat, so fand er sich sicher inmitten dieser voluntaristischen Realität und voluntaristischen Philosophie. Fremd stand Goethe in dieser Welt des ökonomischen und politischen Wälzens und Umwälzens, alle Bemühungen der akademischen Katheder, die innerlichen Beziehungen aufzudecken und einen ungestörten Zusammenhang nachzuweisen, schienen gequält. In der Tat: was konnte er Menschen sein, die gänzlich von Staat und Wirtschaft ergriffen und ausgefüllt wurden, für Menschen ohne Muße, für ökonomisierte und politisierte Wesen, die dem Seelischen nur verstohlen und in Augenblicken der Ermüdung konventionellen Tribut zollten. Dieser Zustand war eine der größten Sorgen unseres neudeutschen Lebens geworden, auch von dieser Seite her war es unfertig und mit sich selber im unreinen. Nichts war geblieben als die Sehnsucht, ihn zu überwinden. Doch der Weg dazu hing nicht von uns allein ab. Die Geburt der Masse, die Umwälzung ihrer Wirtschaft und Gliederung durch die Maschine, die Ablösung des Ständestaates durch den Klassenstaat, des Lernvolkes durch das Tatvolk, die Nationalität als lösendes und verkittendes Prinzip der neueren Geschichte, die Internationalisierung des Marktes bei gleichzeitiger Nationalisierung der Politik, die Umwandlung des allgemein gebildeten deutschen Bürgers in die hastig klappernde Erwerbsmaschine, die man Bourgeois nennt, die Entwicklung und Entartung des Kapitalismus, der bindet, in den Imperialismus, der aneinander und auseinander treibt, die Entstehung der großen nationalen Wirtschaftsgebiete oder Weltreiche, die Deutschland umklammert hielten und zwischen denen es sich den Weg in Freiheit und Gleichberechtigung zu suchen hatte, ohne Rast vorwärts gepeitscht, keuchend, atemlos: es waren Zwangsläufigkeiten über Zwangsläufigkeiten, und in Papier oder Schutt versank die alte, treue, unschuldsvoll liebe Romantik. Die neue Romantik aber, von gemütvollen deutschen

Professoren der ‚mechanisierten‘ Zeit als Gegengift in Büchern verschrieben, hieß Bismarck oder Nietzsche oder Karl Marx .. heißt: Weltkrieg. Darum wird das Suchen nach dem Schuldigen, in welthistorischem Abstand gesehen, einst als pfäffische Torheit erscheinen. Sein Sinn kann nur in der Überwindung seiner Sinnlosigkeit, das heißt aller Hemmungen liegen, die die Entwicklung zu reinerer Humanität verstopfen. Uns soll er den Gewinn bringen, daß uns gegeben sei, den Ring unseres Daseins nach dem Gesetz zu vollenden, nach dem wir vor allem seelisch und geistig angetreten, das heißt: innerhalb der europäischen Familie, die uns anerkennen muß, wie wir sie anerkennen.

7

Alles, was nun geschah, bekam sofort eine unberechenbare Wirkung in die Ferne, und Licht strömte mit einemmal auf das vielleicht wichtigste Stück unserer jüngsten und engsten Vergangenheit, unsere proletarische Bewegung, die zwischen Extremen, an den Ketten einer starren Doktrin und einer klug auflockernden Praxis, der nationalen Demokratie vorzuarbeiten schien.

Wir wissen, was der Bruch in der sozialistischen Reichstagsfraktion bedeutet. Als Karl Marx die Internationale gründete, mochte er sie für ein brauchbares Mittel im proletarischen Befreiungskampf und der Zerstörung kapitalistischer Bürgerherrlichkeit förderlich gehalten haben; aber die Werkzeuge zu dieser Überwindung und die Bausteine zur Konstruktion eines klassenlosen Staates suchte er bekanntlich in anderen und tieferen Kräften. Staunenswert ist, mit welcher Oberflächlichkeit über die Phasen seiner inneren Entwicklung hinweggeglitten und die verächtliche Skepsis übersehen wird, mit der er privatim solche Veranstaltungen betrachtete. Ein Beispiel. Die Internationale soll das Nationale überwinden helfen: das war ein Glaubenssatz der Parteigänger, als die Partei noch Sekte war. Schlage ich nun den dritten Band seines Briefwechsels auf, so finde ich unter dem zwanzigsten Juni 1866 eine sehr ergötzliche Darstellung einer Beratung im International Council, worin es heißt: „Übrigens rückten die (Nichtarbeiter) Repräsentanten der Jeune France damit heraus, daß alle Nationalität und Nationen selbst des préjugés surannés sind. Proudhonisierter Stirnerianismus. Alles aufzulösen in kleine groupes oder communes, die wieder einen ‚Verein‘, aber keinen Staat bilden. Und zwar soll diese ‚Individualisierung‘ der Menschheit und der entsprechende mutualisme vor sich gehen, indem die Geschichte in allen anderen Ländern aufhört und die ganze Welt wartet, bis die Franzosen reif sind, eine soziale Revolution zu machen. Dann werden sie uns das Experiment vormachen und die übrige Welt wird, durch die Kraft ihres Beispiels überwältigt, dasselbe tun. Ganz, was Fourier von seinem phalanstère modèle erwartete. Im übrigen

sind alle ‚Reaktionäre', die die ‚soziale' Frage mit den superstitions der Alten Welt inkumbieren. Die Engländer lachten sehr, als ich meinen Speech damit eröffnete, daß unser Freund Lafargue, der die Nationalitäten abgeschafft hat, uns ‚französisch', also in einer Sprache angeredet habe, die neun Zehntel des Auditoriums nicht verstanden. Ich deutete weiter an, daß, gänzlich unbewußt, er unter Negation der Nationalitäten ihre Absorption in die französische Musternation zu verstehen scheine." Auf diese Weise, das sah er, über Staat und Nationalität hinweg, war nicht einmal der Sprung in die proletarische Internationale zu wagen. Diese Lücke hat Marx leider nie ergänzt, er hat klare Begriffe von ihnen, ihren Besonderheiten und ihrer Verbundenheit nie gegeben und darum mit seinen Mutmaßungen über die zukünftige europäische Geschichte im einzelnen Pech gehabt. Immerhin verraten Aussprüche, wie der obige, Unterschiede.

Aus den Statuten der Internationale wirft dieser phantasievolle Begriffsvirtuose duty, right, truth, morality and justice, überhaupt die ganze Moralterminologie, heraus. Er verhöhnt die Utopisten, die mit den Waffen der Menschenrechte die europäische Diktatur glauben begründen zu können. In seinen ‚Kleinen Schriften' teilt er die europäischen Nationen in historische und unhistorische und wertet sie nach kulturellen Leistungen für die zu erstrebende Gemeinschaft der europäischen Familie. Später verloren er und Engels den Schlüssel zur deutschen Entwicklung. Die böse Zeit des Sozialistengesetzes hatte ihren Blick verengt, und der Aufenthalt im Auslande verleitete sie, den deutschen Sozialismus eher unter dem Gesichtspunkt einer Sekte als unter dem einer großen radikalen Reformpartei zu betrachten. Das Wachstum der großen proletarischen Berufsorganisationen zwang zu einer neuen politischen Praxis; und zwischen Lohn und Profit waren Gemeinsamkeiten entstanden, die nicht mehr gestatteten, gegen den Kapitalismus als System und Gesinnung einfach eine feindliche Front zu bilden. Wem sage ich da Neues? Die Taktik der Parteiführer, er heiße Bebel oder Jaurès, glich einem schwankenden Rohr: im neuen sozialen Klima versagten die Rezepte aus der Zeit der Kinderkrankheiten. Geschlossen hatten sich allmählich die gründlich und unaufhaltsam nationalisierten Proletariate der durchkapitalisierten und durchindustrialisierten Länder hinter die nationalen Politiken, die nationalen Wirtschaften, die nationalen Monopole, das heißt auf den nationalen Wirtschaftsboden gestellt, dessen Gedeihen ihren materiellen und kulturellen Aufstieg, dessen Verdorren ihre Verelendung, dessen machtpolitische Verstümmelung ein Hinabgleiten in vormärzliche Helotenstellung im Gefolge hatte, während der Kampf um die Anteilquote am Nationaleinkommen weiter tobte und nach neuen, wenn auch nur zum Teil erfolgreichen Methoden der Einbruch in die politische Machtsphäre versucht wurde. Der Streit ging um mehr Demokratie,

also um mehr Staatsanteil und Staatskontrolle; aber es wurde täglich mehr eine beleidigende Unwahrheit, zu sagen, daß im Bewußtsein der Massen, die da sich hinaufkämpften in Licht und Wohlbehagen und bürgerlich fundierte Sicherungen des Lebens, die Entkapitalisierung des Staates die treibende Vorstellung sei. Diesem neuen proletarischen Bewußtseinszustand, der von der alten proletarischen Weltidee himmelweit entfernt war, suchte der Revisionismus den Ausdruck: die Praxis war schon leise opportunistisch geworden, sie drängte auf Übernahme der Verantwortungen, ehe die Bernsteine aller Länder ihre neuen Voraussetzungen des Sozialismus offenbarten. Und bei den Westlern war der Schritt zum Ministerialismus geschehen, wenn auch unter den Protesten und Flüchen der Orthodoxen. Noch lebte und wirkte die Internationale; aber neben den Vaterländern, nicht um sie zu ersetzen. Die nationale Differenzierung hatte überall rasende Fortschritte gemacht, der nationale machtstaatliche Rahmen war Organ des kapitalistischen Konkurrenzkampfes geworden, und ehe nicht für diesen eine wirksamere Form der Syndikalisierung (oder wie man es nennen will) gefunden war als der gute Wille und das Humanitätsgefühl ohne die Peitsche einer eisernen internationalen Exekutive, war ein Fortschritt zur Integration, war eine Internationale eine Unmöglichkeit geworden. Das war Gesetz und Weg der Entwicklung. Doch was geschah? Für die zwischenstaatlichen Beziehungen, dieses Feld der gefährlichsten Reibungen und die Quelle der tödlichsten Gefahren, hielt man all die Jahre pazifistische Beschwörungsformeln und die Verurteilung des Imperialismus in Bereitschaft; und als Leute auftraten, die auf den letzten Kongressen über die tieferen Ursachen der imperialistisch genannten Bestrebungen aufzuklären suchten und auf einer Sozialisierung der Weltwirtschaft bestanden, das kleine tapfere Häuflein von Realisten, die Hildebrand, Leuthner, Quessel, Schippel, Calwer, Conow und andere, die sich um die ‚Sozialistischen Monatshefte' scharten, stopfte man ihnen den Mund und beschloß den internationalen Generalstreik, den auch weniger kluge Männer als Auer für den Generalunsinn hielten. Die Entzauberung war da, vor dem Bruch.

8

Ich habe an andrem Orte ausführlich davon gesprochen: es sei gestattet, um das geschichtliche Bild zu vervollständigen, die Hauptpunkte hier herauszuheben. Diese entzauberten Sozialisten hatten eine 'auswärtige Politik' oder, genauer gesprochen, die Vorstellung, wie über alle Maßen wichtig es sei, eine zu haben. Sie allein, unter den Genossen, legten sich nicht auf das bequeme Faulbett des Pazifizismus quand même, das heißt des passiven Pazifizismus: denn es gab, und gibt heute erst recht, einen aktiven, der auf ganz neuen Erfahrungsgrundlagen, auf ganz anderen seelischen, psycho-

logischen und materiellen Voraussetzungen beruht. Sie allein summierten die fruchtbaren modernen Gewaltfaktoren, die wie unpersönliche oder überpersönliche Schicksalsmächte die Vordergründe beherrschten und mit Geißelhieben Politik machten und die Völker dem Strudel zutrieben. Sie warnten. Es ist falsch, sie mit den Revisionisten schlechthin in einen Topf zu werfen: die meisten von diesen erhoben sich nie über einen kleinbürgerlichen Radikalismus. Man empfand kleinbürgerlich, demokratisch, parlamentarisch oppositionell. Der Durchschnittsrevisionist verehrte in dem Lloyd George der ‚revolutionären' Budgets den idealen Staatsmann. Auf diese Entwicklung gründeten — darf man noch sagen: gründen? — sich die Hoffnungen derer, die an die Heraufkunft einer großen deutschen Linken glaubten. Der Geschichtsschreiber soll ehrlich sein: seien wir ehrlich . . Die Realisten empfanden und dachten sozialistisch und demokratisch und hielten Nationalismus und Imperialismus weder für überwunden, noch auf dialektischem Wege für überwindbar. Sie politisierten die Gewitterwolken über Europa nicht weg, sie waren beladen mit der Verantwortung, die das Wissen um eine schwer zu vermeidende Katastrophe gibt, ja gereizt durch die Selbstgefälligkeit, mit der die Machtverwalter unter den Genossen in den Resolutionsstürmen der Kongresse sich wohlfühlten. Man durchblättere die Protokolle der letzten internationalen Kongresse, man mache sich ein Bild von der verlegenen, kompaßlosen Haltung der Bebel und Jaurès und der übrigen representative men: erst dann wird man die tapfere Haltung dieses Häufleins zu würdigen wissen. Vielleicht wird man von ihm später sagen können, daß es am strengsten marxistisch gedacht habe.

Fortwährend und mit gesteigerter Heftigkeit hatten diese Realisten wiederholt, daß England und Frankreich ihre weltbeherrschende Position gegen eine neue, von unten andrängende Macht verteidigten und daß es auch zwischen Völkern kapitalistische Abhängigkeitsverhältnisse gäbe, indem das eine zum andern als Ganzes im Verhältnis des Lohnarbeiters zum Unternehmer, des Produzenten zum Händler, des Schuldners zum Gläubiger, des Pächters zum Grundherrn stehe (Karl Renner). Es gibt einen Klassenkampf und eine Klassenordnung so gut zwischen wie innerhalb der Nationen, und England als ‚Generalstab der Menschheit', um mich eines Ausdruckes des geistreichen Ernest Seillière zu bedienen, war auch die idée maîtresse der englischen Gewerkschafter. Um ihr Weltherrschaftsmonopol zu verteidigen würden sich im kritischen Augenblick bei den Westvölkern Bourgeoisie und Proletariat, ihre gemeinsamen Nutznießer, solidarisch fühlen, und umgekehrt war mit ebensolcher Deutlichkeit vorauszusehen, daß in dem deutschen Proletariat sich genug Internationalisten finden würden, an die gottgewollte Rangordnung unter den Völkern zu glauben und den Klassenkampfcharakter zu verkennen, wenn er das Verhältnis der Nationen untereinander bestimmt. Diese Voraussage ist buchstäblich Ereignis geworden.

Doch — die beſten Einſichten und Erkenntniſſe machten dieſe Realiſten nicht zu Politikern. Sie ſahen die objektiven Gründe zum Konflikt. Sie ſahen alles daran, was zwangsläufig iſt. Sie durchſchauten ganz klar die gefährliche Blendung, die von der Englandlegende, von der unter Sozialiſten und Liberalen ſtereotyp gewordenen Vergottung engliſcher Zuſtände und engliſcher Methoden im Verkehr mit Staaten geringerer Macht ausging (wozu die durchaus ſehr begründete Bewunderung ſo manches Engliſchen in Politik und Geſellſchaft noch keinen Anlaß gab). Aber ſie waren ſich nicht klar über die diplomatiſchen und politiſchen und völkerpſychologiſchen Mittel, die Deutſchlands Aufgabe ermöglichen oder wenigſtens erleichtern könnten, — die Aufgabe, dieſe Klaſſenvorherrſchaft Englands zum Beſten Deutſchlands oder des ganzen europäiſchen Kontinentes zu brechen. Ihre Kritik an dem Aufmarſch der beiden Koalitionen, deren Beziehungen zueinander drohend wurden, war minimal. Sie gaben keine Abgrenzung dieſer Miſſion. Sie unterſuchten nicht die materielle, die ideelle und die politiſche Reife der einzelnen Bundesgenoſſen für dieſe Miſſion. Sie gaben keine Abſchätzung der militäriſchen und ſittlichen Kräfte, die in das Ringen miteinbezogen werden würden. Sie überlegten nicht, daß der imperialiſtiſche Konflikt, in den Deutſchland zu England geraten war, nach Oſten und Südoſten hin mit Konflikten ganz anderer Art belaſtet wurde, vorzugsweiſe mit nationalen, die ihre Säfte aus einer ſcheinbar abgelaufenen Geſchichtsepoche ziehen. An dieſem Mangel ſcheiterte ihre Kritik der offiziellen Diplomatie. Hätten ſie das alles mitberückſichtigt, ſo würden ſie ein wirkſames Schema für die Behandlung außenpolitiſcher Fragen erworben und gemerkt haben, daß das hypnotiſierte Hinſtarren auf die deutſch-engliſche Spannung allein noch nicht den Ariadnefaden in den weltpolitiſchen Wirren hergäbe. Denn es iſt apriori klar, daß man eine Miſſion zu früh oder mit unzulänglichen Mitteln oder mit halbwahrer Völkerpſychologie unternehmen kann. Hier betreten wir Glatteis und müſſen ſtehen bleiben.

9

Bismarck, Marx, Nietzſche, der Nationalismus, der Sozialismus — lauter treibende Kräfte, lauter Umwälzer und Umwerter unſerer jüngſten Vergangenheit. Aber es ſind Größen verſchiedenen Formats, jede iſt mit einem Bruch behaftet, und alle zuſammen bilden eine rätſelhaft irrationale Erbſchaft.

„Ein zu eng gewordenes Vaterland, eine zerfahrene, in ſich brüchige Bürgerlichkeit, eine in nationalen Wehen befangene Demokratie, ein in die alte Ordnung ſich eindrängendes Proletariat, ein neues Staatsgefühl und ein neues Menſchgefühl mitten in ſcheinbarer Blüte und unantaſtbarem Aufſtieg, Heiligtümer, die verſanken, und Realitäten, die Laſten türmten: das gab den Stoff her, aus dem die große Politik gemacht werden mußte;

und der Staatsmann, der die Chronik dieser Sturmzeichen schrieb, hatte das Lächeln des Zauberers, der seine Geister beherrschte."

Der Sturm ist da, und der Zauberer, der ihn beschwöre, läßt auf sich warten. Er braust seit mehr als zwei Jahren über Europa, über Deutschland, drückt nieder, reißt ein, und sehnsuchtsvoll schauen wir nach dem aus, der die zerschlagene Welt ‚herrlicher wieder aufbaue'. Unter solchen Umständen zu hoffen erheischt Tapferkeit. Der Ansporn liegt im deutschen Vermächtnis froher und dunkler Tage; und in der deutschen Leistung der Gegenwart, ihrem erhabenen Resultat. Es heißt uns hoffen.

Es ist notwendig, sich den tiefsten Grund dieser Leistung klar zu machen. Sie beruht auf dem aus der Not geborenen Prinzip der Organisation, der Seele der preußischen Prägung. Die Geschichte dieser großen Schöpfung aus Not ist oft erzählt worden, von keinem mit größerer soziologischer Reife als vom Marxisten Paul Lensch in dem erwähnten Buche. Das Reich, seit Jahrhunderten auflösenden Tendenzen unterworfen, in immer tiefere Ohnmacht versunken, die nationale Einheit zu begründen; seit der Erweiterung des geographischen Horizontes in der Zeit der Entdeckungen an die weltwirtschaftliche Peripherie gedrängt und in die naturalwirtschaftliche Enge und Armut zurückgetrieben; umklammert von den großen Nationalstaaten, die in frühkapitalistischer Geldwirtschaft blühten; die territorialen Mittel- und Kleinstaaten dem beschränktesten Partikularismus verfallen; das reich begabte Volk staatlich zerstückelt und in weltbürgerlicher Absicht die nationale Kultur pflegend, religiös zerklüftet und dadurch auch politisch über die Maßen geschwächt, von fremden Eroberhorden fortwährend zertrampelt und ausgesogen: da wurde der preußische Absolutismus die einzige große lebensfähige deutsche Kollektivkraft, das heißt die deutsche Rettung, wodurch seit dem Großen Kurfürsten durch vorsichtig kühne Politik die zerfetzten Landesteile zusammengeschweißt, die Stände willig gemacht, Bürokratie und Heerwesen mechanisch geordnet worden waren. Der Boden gab zunächst wenig her, die Menschen dieses Nordostwinkels waren nicht übermäßig begabt, der Wille mußte alles machen: der war es, der von oben, der Obrigkeitswille, welcher Ziel und Umfang und Mittel seiner Tätigkeiten angab. So entstand der Obrigkeitsstaat, der Land und Leute regulierende und organisierende. Um zu existieren und sich im Druck von außen zu erhalten mußte gehungert, gespart, mußten mit kleinsten Mitteln größte Wirkungen erzielt werden. Für freie Persönlichkeitsentwicklung, für phantasiebegabte Menschen unentbehrlich und in den großdeutschen Bezirken seit alters stärkstes Bedürfnis, war in diesem preußischen System wenig Raum: daß ein Winckelmann mit Schauder preußische Luft geatmet, wird man begreifen.

Hier, in der nüchternen, klaren Willensatmosphäre Preußens, entwickelten sich jene Eigenschaften, die heute in der ganzen Welt unter verschiedenen

Namen als Andersſein empfunden wurden, nachdem tauſenderlei ſich geändert und die Durchdringung mit großdeutſchen Elementen auch das Menſchenmaterial ſeeliſch elaſtiſcher und politiſch anſpruchsvoller gemacht hat. Disziplin, Willenszucht, Organiſation beſtimmten hinfort den Rhythmus alles deutſchen Lebens, ſeit Preußen führend wurde, ſie ergriffen auch mit unerhörter Gewalt das Wirtſchaftsleben, ſeit die politiſchen und techniſchen Vorausſetzungen dem Kapitalismus und der Großbürgerſchaft den Boden gegeben hatten, und ſie haben eine Sozialiſierung der Geſellſchaft von oben und von außen angebahnt, eine Fähigkeit zu Zuſammenſchluß und Unterordnung unter gemeinſame Ziele, wie ſie nirgends geweſen iſt. Wenn ſie das einzige und letzte Ziel des Lebens wäre, bliebe wenig zu wünſchen.

In allem Weſentlichen war die engliſche Entwicklung das Widerſpiel. Ihr Großes beruht auf der freien Entfaltung der individuellen Kräfte. Sie haben, es iſt wahr, auf letzter Stufe eine plutokratiſche Oberſchicht und plutokratiſche Geſinnung zur Herrſchaft gebracht, und ihre Organiſationsart in Staat und Wirtſchaft offenbart Zeichen großer Schwäche, vielleicht des Alterns. Der Stachel der Not hat zu treiben aufgehört, alle Größe ſcheint faſt Größe von geſtern, und ohne krämerhaft zu verſchrumpfen, hatte der engliſche Geiſt zuletzt jene ſtarren Züge angenommen, die eine ſo überwiegend vom Handel, von Produktion und Umtauſchſorgen befruchtete Kultur notwendig annehmen muß. Ich ſage: ſcheint. Das Thema iſt unerſchöpflich aber ſchlüpfrig, die Billigkeit glitzernder Antitheſen, mit denen unſere Kriegsliteratur ein gefährliches Spiel treibt, kann zum Gebrauch nicht locken; es ſoll ſpäter behandelt werden. Paul Lenſch wagt den Vergleich des deutſchen mit dem engliſchen Format und kommt zu überraſchenden Urteilen. In keinem Lande der Welt, ſagt er, iſt der banale Patriotismus ſo ſtark entwickelt wie in England, in keinem aber das ſoziale Bewußtſein, das wahre Staatsgefühl ſo elend verkrüppelt, wie — wiederum — in England. Die großen Einrichtungen der Demokratie, die erſt die primitivſte Vorausſetzung bilden, um aus der Maſſe der Volksgenoſſen eine Nation mit bewußter Kulturgemeinſchaft zu machen: die allgemeine Schulpflicht, die allgemeine Wehrpflicht, das allgemeine Wahlrecht: ſie fehlen teils dem ariſtokratiſchen Individualismus Englands, teils iſt ihre Einführung jungen oder jüngſten Datums. So ſteht, ſchließt Lenſch, das individualiſtiſche Geſellſchaftsſyſtem an den Schranken ſeiner Tage; eine neue Zeit und mit ihr ein neues ſoziales Ideal zieht herauf: die ſozialiſtiſche Geſellſchaft. Ihr Degen aber iſt Deutſchland. Das mag ganz oder teilweiſe richtig ſein, die Vorausſetzungen dazu ſind günſtig, — ich halte es für lächerlich, zu bezweifeln, daß England als Nation, das heißt ein verhältnismäßig großer Teil derer, die ſie zuſammenſetzen, eine ſtark empfundene und gelebte Kulturgemeinſchaft darſtellt, obwohl ein Teil der

Arbeiterschaft das allgemeine Wahlrecht nicht ausübt, und halte es für angebracht, hervorzuheben, daß in keinem als demokratisch gerühmten oder gescholtenen Volke der Welt die Personalrechte des Individuums, mit dem doch auch das Menschgefühl zusammenhängt, einen ähnlich starken Rückhalt an Verfassung und Herkommen finden. In unterbrochener Linie, von der Magna Charta bis zur Petition of Right und der Reform der Lokalverwaltung, haben sie sich begründet und entwickelt, der Independentismus und Puritanismus haben ihnen die Weihe gegeben, sie drücken dem angelsächsischen Wesen den Stempel auf. Das ist, mit allem Drum und Dran, als ein einmaliges Stück Geschichte nicht nachzuahmen, so wenig wie unser Andersein. Aber in der durchorganisierten und durchsozialisierten Gesellschaft, die wir erstreben und für die wir geschäftlich und seelisch in so besonderem Maße disponiert sind, wird auch jenes andre nicht fehlen dürfen, sie ist sonst nicht bewohnbar, trotz aller Wunder, die unsere Organisationsbegabung vollbracht hat und noch vollbringen wird. Dies gehört zu den allernächsten Aufgaben unserer nationalen Politik.

Doch ihr letzter und tiefster Bestimmungsgrund ist die zur Herrschaft gelangte Ideologie, sind die in der reinen und angewandten Wissenschaft, in der kritischen Geschichtschreibung, in der Philosophie und im Schrifttum zum Ausdruck kommenden Wertvorstellungen, Gesinnungen und Stimmungen. Was in diesem großen Laboratorium des deutschen Geistes vorgeht, das ist zuletzt auch für das politische Leben und die politische Praxis entscheidend. Aus dieser Quelle schöpft die Presse — die öffentliche Meinung; aus ihr labt sich, bildet oder — verbildet sich die Jugend. In der Grimasse und der Verzerrung des praktischen Lebens erkennt das scharfe Auge noch die unterirdischen Denkmotive, die es bestimmen. Und mir will scheinen, als ob unsre an Universitäten und Schulen gelehrte Ideologie, obwohl reich an Inhalten, reif an wundersam tiefem Erbgut, in sich brüchig war und in einem breiten Strom von Relativitäten auseinanderfloß, der keine Harmonie der Lebensauffassung aufkommen ließ. Auf unser engeres Thema angewendet, heißt das: es gab keine allgemeingültige Politik im aristotelischen Sinne, die den unentbehrlichen Machtgedanken begrifflich meisterte; es gab keine allgemeingültige Rangordnung zwischen Macht und Recht, privater und öffentlicher Moral; und vor dem gefährlichen Begriff der Realpolitik, der bis in Schülergehirne hinein katastrophale Wirkungen übt, hat unsere, hat die europäische Ideenlehre ... man darf wohl sagen: kapituliert. Hier sind Versäumnisse schnell und gründlich nachzuholen. Man rolle neue Fahnen auf, und die klagende Flamme des Gestirns wird über Gesetzestafeln leuchten, in die der alte Geist der Befreiungskriege sich eingegraben.

Der Bilderſtürmer

Roman von Wilhelm Lehmann

(Schluß)

Neuntes Kapitel

Auffällig laut ſchrie der Kleiber, ſo laut wie er es ſonſt nur im Februar tut. Dabei war das Jahr doch ſchon fünf Monate weiter. Er ſchrie als ob die Dachrinne, die er entlang lief, ſich verengt hätte und ſeine Füße darin feſtſtäken.

Schon war ein gut Teil des Sommeratems verbraucht. Wie ſchmerzliche Stirnrunzeln lagen zarte Wolkenſtriche über den Bäumen. Eine rauhe Stimme ſtand auf und rief den langen über die Runzeln fegenden Wolken zu, ſie möchten ſich beeilen. Der leiſe rote Rand, der den Südoſten ſäumte, brach ein. Die erſte Pflanze, die ſich nach der Mahd erholte, war der Wieſenknopf. Er war vorſichtig geworden. Mit gebückten Büſcheln bewachte er ſeine Kinder. Mit aller Macht hoffte er, auch den zweiten Schnitt zu überſtehen, um noch eine Weile des Spätherbſtes friedlich zu erleben und dann ſtatt in die Sichel in die freundlicheren weißen Arme des Nachtfroſttodes zu ſinken.

In den Gräben ſtanden bis an die Hüften im warmen Waſſer die Mädeſüßſtauden und verſchenkten ihren Duft. Um ihre Zehen ſpielten die jungen Elritzen. Langſam und erſtaunt flackerte der Duft um die ſtarken Brüſte der warmen Luft, die noch übermütig lächelte. Ihn ſchlürfte der Wind weg, der mit wiegenden Schenkeln die Luft verfolgte. Zinzin —la—li zin zin—la—li ſang er. Joas Igelshieb wußte heute nicht, was er beginnen ſollte. Er beſchloß, ſich im Kopfe die Stunde zurechtzulegen, die er am Nachmittage geben ſollte, und machte ſich auf den Weg nach Quennen, einem zwei Stunden entfernten kleinen Torfdorfe. Die mathematiſche Geographie lag ihm nicht; es war nur eine Finte geweſen, daran denken zu wollen. Geſtern hatte er gehört, daß Rinroth von ihm geſagt habe, es ſei luſtig mit dem ſtändig aufgeregten Igelshieb, er fühle ſich in jeder Lage „neugeboren". Er hatte ſich darüber geärgert. Es war vielleicht wahr. Für ſich ſelber könne er doch nicht ſorgen, er ging noch auf nichts; daher erwarb er ſich das Gefühl, er könne und müſſe für Mannhardt ſorgen. Er beobachtete ſeine Schuhe, die unter ihm durch den Staub ſtapften, ſie waren ganz ſtaubig und knarrten gleichmäßig. Grau wie Griffelſtaub waren ſie. Er könne Mannhardt doch nicht näher kommen als ſo, er wollte es auch nicht direkt. Aber es geht ihm nicht gut! ſagte er. Dann fand er, daß Friederikens Schönheit in der letzten Zeit aufſäſſig heftig geworden wäre und daß ihr Mund blute. Seine Phantaſie zuckte von Friederike zu Ute, von Ute zu Friederike. Beim Aufſtehen

hatte er sich das Kiefergelenk verschoben; er fühlte es immerzu. Er zerstäubte mit dem Absatz einen trockenen Kuhfladen, der vor ihm auf dem Weg lag; zwei Totengräber krochen drunter hervor. Ein Windhauch scheuerte seinen Schlips raschelnd am Rockkragen entlang, er erschrak.

Es hatte keinen Sinn gehabt, nach Quennen zu gehen. Er war auf dem Rückweg. Ein Bauer mit einem papierweißen Gesicht, aus dem eine knollige rote Nase herausstand, versuchte auf einem Stier einen zackigen Glasberg hinaufzureiten. Aus den Huffesseln des Stieres wuchs Gras, war so lang, daß es sich umbog, es kroch ihm unter die Sohlen, und so gelangten Tier und Reiter nach oben, wo sie in wolkiger Höhe verschwanden. „Rot und weiß machen zusammen die Kastanienblüte," besann sich Joas. Ihn ängstete der Tag, ihn ängstete sein Dasein in Hollebüttel, und dann konzentrierte er sich mit Gewalt auf die Stunde.

Sie war schlecht gewählt, gleich nach Tisch. Die sechs großen Burschen saßen unwillig in der großen Klasse, in die der nackte Himmel teilnahmlos hineinsah. Nur Piesemang regte sich laut. Er unterhielt sich gröhlend mit den anderen. Er lebte von der Mathematik. Man hatte in der vorigen Stunde von der Achsendrehung der Erde gehandelt, und Piesemang malte höhnisch aus, daß es ja sehr schön sei, daß die Erde das täte, aber wenn sie sich in derselben Ebene drehe, in welcher sie zugleich jährlich um die Sonne geht, dann gäbe es keinen Wechsel der Jahreszeiten, dann wäre jener ewige Frühling da, von dem einige Leute so gern faselten. Unerwartet erschien plötzlich Magerhold und setzte sich auf die hinterste Bank zum Zuhören. Die Stunde begann. Joas kam und stellte ein Modell der Erde und ihrer Bewegungsmöglichkeiten auf den Tisch. Die Bewegungen der Erde, die der Sonne wurden repetiert. Die Fragen schlaff beantwortet. Joas versuchte, einigen Zugwind hereinzubringen und erzählte, auf dem Monde erreiche man mit fünfmal geringerem Kraftaufwande sein Ziel, die Pferde zögen dort viel größere Lasten und liefen ohne zu ermüden viel schneller als auf der Erde, ein Tänzer führe viel höhere Sprünge mit Leichtigkeit aus, weil nur mit fünfmal geringerer Kraft zum Monde als zu seiner Erde zurückgezogen. Joas war in den Stunden vorher durch Piesemangs Interessen gegen seinen Willen und auch gegen sein Können weiter in den Stoff hineingezogen worden, als in seiner Absicht lag; er hatte vom Astronomischen aus auf Massen und Dichtigkeiten auch der chemischen Stoffe kommen wollen, zum Feldspat, den Silikaten und zur Bodenchemie. Schon sah er nicht mehr das, wohin ihn Piesemang gerissen; die mathematischen Sachen, nach denen Piesemang eifrig fragte, klebten ihm in der Hand wie Glassplitter; mit größter Kraft hielt er sie, als wenn er mit seinen fünf Fingern einen zu großen Ball umfinge, der ihm jeden Augenblick zu entfallen drohte. Er gedachte daher über das

noch nicht beendete Thema von der Frage nach dem Verhältnisse der Geschwindigkeit der Erde zu der des Lichtes hinwegzugehen und wandte sich, mit der Kreide in der Hand, der Wandtafel zu, um die verschiedenen Dichtigkeiten zu notieren, als Walter Piesemang sich erhob und sagte: „Aber, Herr Igelshieb, wir wollten das doch noch gerade berechnen, ich habe mich den ganzen Nachmittag gestern damit beschäftigt." Piesemang sprach hoch- und plattdeutsch gleich gut; wenn er das erstere sprach, bekam seine Redeweise etwas Abstrakt-Arrogantes, und heute legte Magerholds Gegenwart ein gesteigertes Selbstbewußtsein, einen leisen Hochmut hinein. Joas hörte nur diesen und schmeckte blitzschnell einen hämischen Versuch heraus, ihm eine Falle zu legen. Seine Hand zitterte, noch mit Gewalt die Augen vor dem Kommenden zudrückend, sagte er heiser: „Gut, dann wollen wir darauf zurückkommen." Aber Geschwindigkeit der Erde und Geschwindigkeit des Lichts — das waren Telegraphendrähte, die er vorhin noch gesehen hatte, jetzt waren sie fort, keine Anstrengung sah sie mehr, gerade da, wo sie aufhörten, packte Walter Piesemangs Frage an. Magerholds Stimme schnitt von hinten durch die Klasse: „Ich glaube, Walter Piesemang hat ein gutes Recht auf die erbetene Orientierung." Er nahm stets die Partei der jungen Burschen, er selber war zu gewitzigt, sich Blößen zu geben, wußte auch auf vielen Gebieten gut Bescheid. Joas fiel die Kreide aus der Hand, er bückte sich darnach, spürte in der Höhe grinsende Gesichter, schleuderte die Kreide von sich und stürzte aus dem Zimmer. Er hörte noch, wie Piesemang rief: „Es ist ja nicht so gemeint, Herr Igelshieb." Die Stunde war sowieso zu Ende. Piesemang drehte sich um und sagte zu den andern: „Gott, wat moakt de Kierl for Ogen." Im Lärm der Pause und in der Vorbereitung auf die anschließende Stunde, die Magerhold gab, verschwand Joas' Flucht.

Joas raste wild wie eine Wespe durch die Kellertür an der Hinterfront des Wohnhauses auf den Weg nach Silgar. Gierig war er auf die Blamage gestürzt. Keuchend hielt er sie fest, als könne er sie noch wieder verlieren. Seine Rockschöße flatterten; er war schon oft ihretwegen ausgelacht worden, hatte sich auch anderes Zeug machen lassen, aber das saß ihm noch weniger, zu wieder neuem langte es nicht, das meiste Geld schickte er seiner Mutter, und so hatte er den alten Rock wieder angezogen. Gut, daß diese Blamage mit Piesemang und Magerhold passiert war; sie hatte ihm seine elende Traumsicherheit aufgestochen, in der er ewig über aller Pein dahinschwebte. Er fühlte es wie einen Speer mit kratzenden Rändern an seinem Rücken heraufschürfen. Bewußt hatte er an seinem Traumkokon gesponnen, bewußt zerriß er ihn jetzt. Was er je zum Schutze in sich aufgespeichert hatte, gab er preis. Er riß den Spund heraus, daß das Gefäß auslief. Mit jammerndem Laut. Nein, es jammerte nicht.

„Sie sind so einer, der sich in jeder Situation wie neugeboren fühlt," hatte ihm Rinroth scherzend gesagt. Er wollte es nicht mehr. Vielleicht würde er morgen schon wieder „neugeboren" sein — morgen, wenn er die heutige Blamage vergessen hätte. Er wollte endlich mit der Wirklichkeit zu tun haben, endlich mit dem, worin die anderen lebten, Rinroth, Piesemang, Leube, Magerhold, damit er mit ihnen verkehren könne, richtig verkehren, o und mit Mannhardt. Sie haßten ihn mit Recht, er lebte ja nicht mit ihnen. Noch war er in der Wut über die Blamage: die Scham riß ihn wie einen jungen Hund hinter sich her. Aber wie er von Gegenstand zu Gegenstand stürzte, löste sich die Schameswut auf. Sie war nur der Anlaß, nur als solchen ließ er sie nicht fahren. Und er ruinierte sich. Nicht wieder in den Zwiespalt! In dieses Schweben! Um sich wirklich zu machen, versuchte er um einen in einen Teich vorspringenden Erlenstamm herumzuspringen. Auf einem Hügel Erde, die vom Chausseewärter aus dem Graben gehoben war, lag ein Häufchen grauer Kot. „Fuchslosung," sagte er mechanisch, „es sind noch Mäusezähne darin." Dann trat er mit hochgehobenem Fuße patschend hinein und roch in den Dreck. Als Schüler hatte er in einer Sandheide einen Pferdehuf gefunden, an dem noch faulendes Fleisch gesessen hatte; er entsann sich des pestilenzialischen Gestankes, den es ausgeströmt hatte. Triumph! das war vielleicht der Weg: im größten Ekel war vielleicht, was er suchte — und nicht besaß, erkennbar. Immer wieder war er damals zu der Fundstelle zurückgekehrt und hatte den Huf berochen. Der Gestank triumphierte, eindeutig wie der Tod, war er doch sein höllisches Kleid! Er stürzte weiter, kam durch den dicht von Haseln überhangenen Weg kurz vor Silgar; er blieb vor einem Weinrosenbusch stehen, der den Duft einer ganzen Apfelkammer verbreitete; nach alter Gewohnheit riß er ein Blatt ab, zerrieb es und hielt den Finger an die Nase. Er stolperte weiter auf eine sandige Waldblöße: unter einem Stein verwandelte sich eine Ameisenjungfer; Joas wollte es nicht sehen und sah doch deutlich, wie das neue Pigment schön graphitgrau aus der Haut drang. Er fiel über den Stein weg. Er eilte, ehe er wieder verführt wurde zum „neugeboren sein". In der Nacht kam er auf den Hof zurück. Bei Mannhardts war noch Licht. Wie ein berstender Stern tanzte ihm Mannhardt mit seiner ausbündigen Kraft vor Augen. Aber als er neulich am Feuer die Geschichte erzählt hatte, war auch Mannhardt weggegangen. Er klopfte; drinnen saß Frau Ute und gab ihrem Kinde die Brust. Sie bedeckte sich und sagte auf Joas' Frage, daß Mannhardt mit Rinroth Holz für die Werkstatt zu besorgen fort sei. Joas tastete sich in sein Zimmer und brachte die aufgewachte Junt wieder zur Ruhe. Schon wieder im Schlafe, wedelte sie andauernd, mit dem Schwanz auf den Fußboden klopfend. Bei einem angezündeten

Streichholz kniete er vor dem kleinen Schrank nieder, in dem er seine Chemikalien aufbewahrte. Er lachte laut auf; am Seminar hatten sie Englers Syllabus der Pflanzenfamilien, mit leeren Blättern zu Notizen durchschossen, gebraucht, und der Witz war herumgegangen, einer sei morgens mit durchschossenem Syllabus aufgefunden worden. Er horchte auf sein eigenes Lachen. Es hatte innig geklungen. Nun hatte er alle Register gezogen; früher hatte er immer eins geschlossen gelassen, so daß es stets den Ton hatte wieder verändern können, wie er es wollte. Jetzt rauschte es mit allen Tönen, nichts blieb in Reserve. Seine ganze, beste Energie hatte er versammelt. Sein Gesicht war ganz nackt geworden, niemand dürfe ihn jetzt sehen. Es wurde schon heller draußen. Nicht wieder neugeboren werden!

Im Morgengrauen klopfte Gilbert Mannhardt, hörte kein „Herein" und fand den Toten krumm gebückt im Stuhle sitzen. Aufschreckend und pfeilschnell von sich selbst fortbewegt, von seinem Weibe, von seinem Kinde, von seiner nagenden Pein über sich selbst und sein Hoffen, umfaßte er den kalten Kopf, bog den Leichnam liebevoll gerade und legte ihn auf das unbenützte Bett. Seine Augen glänzten wie eben der Schale entquollene reife Kastanien. Er öffnete das Fenster. Es hatte stark getaut. Er ging an das Bett, und als er die kalten Finger der rechten Hand streichelte, machte sich von ihnen süß und deutlich der Duft der Weinrose los, verwandelte sich in einen kleinen grünen Vogel und schoß zum Fenster hinaus, auf dem grauen Wasser des Morgens in goldene Tropfen zerstäubend.

Mit schwerem Schritt ging Mannhardt, Magerhold das Geschehene zu melden. Magerhold ging arbeitend in seinem Kabinett auf und ab. Mannhardt stand mit gebeugtem Kopf und vorgestrecktem Leibe in der Tür; er hegte den hohen singenden Ton des Vogels im Ohr. Magerhold hatte den ja nicht gehört — und er sagte: „Stören Sie mich doch nicht so früh — das ist ja eine Erbärmlichkeit von dem Menschen."

Zehntes Kapitel

Magerhold hatte ursprünglich Joas Igelshiebs Beerdigung mit Gepränge zu einem erzieherischen Erlebnis für die ganze Ansiedlung gestalten wollen. Aber dann ließ er es laufen. Der gelbgestrichene häßliche Sarg stand im Lindengange, der zum Friedhof führte. David Pfleghaar hatte eine mit Tierköpfen besetzte schöne Holzzierleiste am Sarge anbringen wollen, aber Magerhold hatte ihm die Erlaubnis dazu verweigert. Einer der Träger machte die Dahliengirlande, die das Dorf gewunden hatte, rund um den Sarg fest. Es kam Leube vor, als drängen die Nägel, die er ins Holz schlug, dem Toten ins Fleisch. Die harte Kieserde war mühsam aufgegraben worden; der Sarg wurde auf die Querhölzer über die

Grube gesetzt, zuerst verkehrt herum, dann richtig mit dem Angesicht nach Osten. Der junge Pfarrer aus Silgar, den man mit Mühe bewogen hatte, die Begräbniszeremonie abzuhalten, stand hochmütig am Grabe. Er war ein hochgewachsener Mann, mehr Reserveoffizier als Pfarrer, rückte dem Führer der chorsingenden Dorfknaben das Christuskreuz zurecht, das dieser unachtsam verkehrt herum hielt, und warf ab und zu verachtungsvolle Seitenblicke auf Leube und die übrigen Erwachsenen in Magerholds Gefolge. Die übrigen Schüler standen versunken herum.

Rinroth zog die Querhölzer weg; die Träger ließen den Sarg in die Erde gleiten. Mannhardt aber riß seinen ständig etwas vorgebückten Nacken empor, und als er eine Handvoll Grand auf den Sarg streute, verfinsterte sich seine Miene, indes er in Gedanken die toten Füße in eine Streu aus Rosenblättern bettete und in die schlummernden Ohren leise und zärtliche Worte rief.

Das nächste Frühjahr kam mit zorniger Wildheit. Der Märzwind fuhr schrill mit sägenden Händen über die Felder von Hollebüttel. Der Ampfer steckte seine blaugefrorenen Finger tief in die braunen schneefreien Erdtaschen. Leube ging, um nachzusehen, wie es mit der Blüte stände, auf den großen Haselbusch zu, der auf einem aus alter Waldstreu aufgetürmten Misthaufen im Schutze der Wegtannen besonders gut aufgewachsen war. An den Kätzchen zerrte der Wind. Als er sie neulich mit Friederike besehen hatte, hatte sie gemeint, die offenen Kätzchen zögen sich bei der Kälte wie eine Ziehharmonika zusammen, um den Staub nicht zu gefährden. Einige waren aber doch erfroren. Leube blieb stehen und sah in den Busch hinein: „Wächst auch das Gute," sagte er, „so wächst gleichzeitig auch das Böse; während hier die Hasel Fortschritte macht, kräuseln sich auch und wachsen die Haare von Magerholds Bart."

Als er zu Hause ankam, sagte ihm Rinroth, daß es mit David viel schlimmer geworden sei und daß im Dorf zwei Kinder gestorben wären. „Immer wenn die Haselkätzchen erfrieren, kommt Diphtheritis," hatte Friederike gesagt.

David lag nicht unzufrieden in seinem Bette, Packungen um den Hals. Sein Antlitz lebte ganz ruhevoll für sich weg, seine Hände zuckten. Gestern nachmittag und heute früh hatte ihn der Arzt, der um diese Zeit alle Hände voll zu tun hatte, untersucht, Leube war dabei gewesen. Der Arzt, der in Schmellichau fünf Stunden Wagenfahrt entfernt wohnte, war ein erfahrener Mann; Leube hatte sich nur an seiner gewollten Originalität gestoßen, die sich darin äußerte, daß er jedermann duzte: „Es ist ein schwerer Fall, merk es dir," hatte er Leube ins Ohr gemeckert. Die Schule war für einige Tage geschlossen worden, Leube und Rinroth fürchteten sich nicht vor Ansteckung. Es ging auf zwölf Uhr mittags. Der

März brüllte nur noch halb so unſinnig als in der Frühe; der halbe Sturm kam allen wie eine ganze Ruhe vor. Auch der Löwenzahn in der Ecke bei der Regentonne vor dem Saal meinte das, benützte die Pauſe und machte ſchnell eine gelbe Strahlenblüte auf. Klagend rief David nach Rinroth. Dieſer hatte wie die anderen ſeine Sorge heruntergeſchluckt und fragte David, was er wolle. „Rinroth, die Forellen haben Furunkuloſe," ſagte David, „du mußt was dagegen tun." „Du kannſt dich beruhigen," erwiderte Rinroth, „natürlich werd' ich das; es iſt nur noch etwas früh dazu. Erſt wenn's wärmer wird, kann ich die Sache mal unterſuchen." „Iſt Fräulein Weſendonck denn nicht da?" fragte David ungeduldig. „Nein, ſie ſchätzt Magerhold ja nicht. Aber ich will ſie gern holen, nachher, wenn Magerhold fort iſt, kommt ſie vielleicht."

Am Nachmittag kam Friederike. Rinroth und Leube ſaßen ſchon bei David. Sie unterhielten ſich anſcheinend ungezwungen und heiter. Der Kranke fieberte nach der Einſpritzung des Arztes; er ſprach zuweilen ganz klar, am Geſpräch teilnehmend, zuweilen aber wie aus einem Gewölbe heraus, in das er ſchon bis zur Hälfte des Leibes hineingezogen ſchien. Er klagte: „Das Fürchterlichſte, das ich getan habe, iſt: ich habe einmal gemäht und hab dabei drei Rebhühnereier mit der Senſe glatt durchgeſchnitten, uh, uh! ein orangeroter Brei kam klumpig heraus, ſie ſind ſchon ſtark bebrütet geweſen; drei Vögel wären's geworden oder drei weiße Mädchen. Magerhold hat ſchuld daran, ich war noch gar nicht hier, aber ich will, daß Magerhold die Schuld daran hat." „Na, na, na," ſagte Rinroth beruhigend. „Eigentlich ſtirbt es ſich im März immer am leichteſten," flüſterte David. „Nanu, wieſo immer? machſt du das häufiger?" fragte Rinroth. David beachtete die Frage nicht und ſprach lauter: „Es brüllt ſo, es überbrüllt das Schöne, das dann kommt. Es tut mörderiſch weh, Rinroth, der Wind hat haarſcharf gefeilte Zähne, die kann Magerhold gebrauchen, wenn er ſeinen Ohrring durchhaben will; o, er drückt ſie mir in den Hals, jetzt — jetzt — jetzt!" Der Wind wurde leiſer. „Die gelbe glitſchige Blume heißt Scharbock — bock — bock." Seine Zähne klapperten. „Leube muß das wiſſen, Leube iſt ja mit ihr verheiratet." Leube errötete. Friederike ſtand auf und ging in das anſtoßende Zimmer. Sie ſetzte ſich vor das Klavier, das dort parallel mit Davids Bett ſtand. Man ſah auf ihren ſchlanken Rücken; um den Hals trug ſie eine blaßrote Korallenkette. „Der Kopf iſt gar nicht ſchlecht," murmelte David. Er meinte ſeine letzte Holzſchnitzerei, einen Wildeſelkopf. Seine hohe und ſchrille Stimme klang überzeugt und überzeugend, unbeirrbar und rein. „Ich will Ihnen was ſpielen, David," ſagte Friederike hell und froh herüber, „ich ſitze hier vor der Tür." Sie ſpielte ganz leiſe einen franzöſiſchen Tanz. Die Spannung, die mit Drahtſchlingen kam, wenn David ſchwieg,

war so groß, daß Leube mühsam einen Lachkrampf unterdrückte. Er und Rinroth sahen sich an, legten einander die Hände auf die Achseln und tanzten nach Friederikens Musik einen langsamen Tanz. „Ich mache dir die Türe auf," sang Rinroth.

Mit einem Male wurde die Tür zu Davids Zimmer nahe dem Fußende seines Bettes aufgerissen, und außer sich vor Erregung stürzte Magerhold herein. Friederike floh wie ein Blitz davon. Er trat im Zimmer herum, als lösche er brennende Papierfetzen und schrie: „Pfui Deibel! Pfui Deibel! Räudig ist er, dieser Pfleghar, weg muß er. Was sollen diese skandalösen Sachen!" Er suchte mit rasenden Augen die Wände ab und riß ein Stück Holz herunter, das eine weibliche Brust darstellte. „Ja, ja! parfümierte Brüstchen, das ist das Richtige, das paßt hierher, das ist die richtige Atmosphäre. Diese Romantik und diese Sentimentalitäten, das sind nicht meine Absichten, dazu hab ich das Ganze hier nicht gemacht." Da krachte das Bett, David hob sich empor, seine Augen quollen heraus, und immer lauter werdend schrie er Magerhold wütend an: „Frosch, Frosch, Frosch — Frosch!" und fiel zurück. Das Zimmer wurde plötzlich ganz hell.

„Er ist tot, Herr Magerhold," sagte Leube, der erschrocken zu David geeilt war. „So, so, tot —." Mit einem Sprunge ohnegleichen hatte Magerhold seine Form wiedergewonnen. „Wir werden eine würdige Feier veranstalten." Er machte beiden eine vollendete Verbeugung und ging. Leube starrte ihm entsetzt nach. Rinroth kraulte in seinem Barte.

Das Zimmer wurde blendend hell. Der geschnitzte Wildeselkopf beugte sich vor und schrie. Der Märzwind draußen wurde ganz milde und freundlich, er schwebte auf den Fußspitzen an die Haseln heran und schlenkerte vorsichtig und sorgfältig den schwefelgelben Staub in die glühenden Schöße, die unter den Kätzchen warteten.

Die Sonne war untergegangen; den Himmel umzog in der ganzen Runde ein rostbrauner Streifen, darüber war es hellblau und grünlich. Die Helligkeit im Zimmer sank zurück in das Gesicht des Toten, von dem sie ausgegangen war. Das Gesicht war vollendet friedlich. Rinroth und Leube hatten, seit Magerhold gegangen war, kein Wort gewechselt. Sie saßen lange, in ganz gerader Haltung, auch Rinroth ließ sich nicht gehen. Etwas war da, das ihre Trauer hinderte. Der Tote hatte doch den Lebenden besiegt. Das war es vielleicht. Der Gedanke, daß jetzt lebendige Hände den toten Knaben aus dem Bette heben mußten in die Sargkiste hinein wie Joas, spannte Leube so fürchterlich, daß er jetzt ohne Hemmung in ein schallendes, federndes Lachen ausbrach. Dann saßen beide wieder lange ruhig. Jetzt sagte Leube: „Die Haseln blühen gut, nur ein paar sind erfroren." „Da sagt man bei uns, wenn die Nüsse

reichlich ſind, gibts viele Huren," erwiderte Rinroth. „Übrigens käme das für Magerhold nicht in Betracht." Er feuchtete ſeinen Zeigefinger mit Speichel an und rieb einen Schmutzflecken auf dem Knie ſeiner Hoſe damit aus. „Für Magerhold?" fragte Leube. „Na für Sie ja natürlich auch nicht. Aber Magerhold . . ." „Ach ſo, ja, wo andere Leute die Geſchlechtsteile haben, da ſitzt bei ihm ein vertrocknetes Eichenblatt." „Gar nicht ſchlecht, gar nicht ſchlecht nebenbei. Dann lebt es ſich leichter. Über Magerhold denk' ich doch anders als Sie. Der Burſche hat's doch am beſten erfaßt, triumphiert eines Tages doch!" „So, da ſind wir wieder bei unſerm erſten Thema, am erſten Tage, wiſſen Sie noch, bei Frau Hedwig?"

Leube ging, nachdem er den Holzkopf von der Wand genommen, dem Toten in die Taſche geſteckt und dem Geſtorbenen noch einmal ins Antlitz geſehen hatte. Er ſchauderte bei der Vorſtellung von der „großen und würdigen Feier", die Magerhold angekündigt hatte.

Elftes Kapitel

Gilbert Mannhardt wohnte mit Frau und Kind in zwei zu ebener Erde gelegenen Räumen, dem Südende des ehemaligen Pieſemangſchen Schafſtalles. Ihr Schlafzimmer lag mit dem fenſterloſen Rücken gegen die Dorfſtraße. Die ſteile unſchöne Schafſtallwand war an der untern Hälfte durch aufgenagelte, braunlackierte Latten anſehnlicher gemacht worden; das hatte David Pfleghar noch mit Rinroths Hilfe durchſetzen können.

Es war eines herben Vorfrühlingsabends des nächſten Jahres. Frau Mannhardt ſchlief bereits, ihren kleinen Knaben neben ſich. Gilbert trat leiſe ein. Er hatte mit Magerhold über weiteren Plänen zu umfaſſender Regelung der Gemeinſchaft geſeſſen. Sie hatten beſchloſſen, Dienſtboten abzuſchaffen. Die Pflichten, die dieſen ſonſt zufielen, ſollten von jetzt ab von den Mitgliedern, die über ſechzehn Jahre alt wären, abwechſelnd übernommen werden; über die Koſten der Feuerung, Einrichtung eines gemeinſamen Waſchhauſes, über Verteilung und Nutzbarmachung der Gewinne aus der Ackerwirtſchaft hatten ſie beraten; endlich war Magerhold dafür eingetreten, daß bei Heiraten innerhalb der Gemeinſchaft eine Abſtimmung nötig ſei über die Perſon, die der Gemeinſchaft von Haus aus nicht angehöre. Magerhold mußte hier beſtimmte Dinge im Auge haben; Gilbert Mannhardts Frau hatte in letzter Zeit durch ein herriſches Auftreten Anſtoß erregt, und Magerhold dachte offenbar auch an das Verhältnis zwiſchen Leube und Friederike. War er perſönlich beiden nicht geneigt, ſo hatten die meiſten doch gelernt, Leube trotz und wegen ſeiner leidenſchaftlichen Iſoliertheit, wenn auch nur als aufſtachelnd und reizend, zu ſchätzen. Mann-

hardt hatte heftig gegen derlei Regelungen gesprochen. Sein klares Hirn arbeitete gern mit Magerhold. Dessen Person war nicht viel mehr für ihn als die Reibefläche für den Schwefelsticken. Er selbst vermischte nicht Dinge miteinander, die nicht notwendig mit ihren Wurzeln zusammengehörten. Auf seiner Landkarte gab es Wege, die sich nie trafen. Genehmer war ihm ein legitimes Chaos als ein unehelich gezeugter, ein schenkelmatter Bastard von Kosmos. Er arbeitete wie ein Holzhauer, stets mit entschiedenen Vorstößen in das Unbekannte. Er ergriff jede Gelegenheit zu solchen Arbeiten. Fast schien es, als suche er mit Gewalt danach, um anderes dadurch zum Schweigen zu bringen. Trotzdem Magerhold es sich um keinen Preis hatte anmerken lassen wollen, so hatte Mannhardt heute abend zum ersten Male Müdigkeit und Trauer an ihm bemerken können.

Gilbert trat an das eine große Fenster des Schlafzimmers, das auf den Hof ging, und schaute hinaus. Er tat dies jeden Abend, versuchte jeden Abend, sich den Anblick des nächtlichen Himmels einzuprägen, um mit den Bildern der Wolken, der hellen und der dunklen Stellen, des Lichtscheins aus diesem oder jenem Dorfhause schlafen zu gehen. Es war draußen abwechselnd warm wie in einem Tiermagen und kalt wie Schneeluft. Mannhardt ließ es strömen, froh, keinen Widerstand leisten zu brauchen, die Wolken und die Luftbewegungen waren seine Adern, die hellen Stellen seine Hoffnungen, die tiefen Schatten das Unbewegliche, das Schicksalsbestimmte. Er horchte hinaus. Unten an der Stallecke rief jemand flüsternd auf die Dorfstraße hinauf: „Is der Melle da? Die Kathrine badet jetzt!" Von der etwas höher liegenden Dorfstraße rief es derb: „Ja, hier is er; da kann er ihr ja die Rostflecke abreiben." Das Mädchen kicherte, und der Bursche ging von der Straße um die Hinterwand des Schafstalles herum. Mannhardt hatte hinhören müssen; er stellte sich die Situation vor, aber sie erschien ihm völlig reizlos. Da gaukelte ein anderes Zwiegespräch die Straße entlang. Das erste Viertel des zunehmenden Mondes wagte sich aus den zuckenden Wolken heraus und schüttete sein Licht auf die Dorfhäuser, sie glänzten naß. Wie Regen lief es die Schindeln herunter in die Dachrinnen. „Du, man kann ihn fast auffangen, den Mondschein, Beatus!" „Ja, du kannst ihn ja gleich oben aus der Rinne trinken, du bist ja so lang, Friederike! Wie lang bist du eigentlich?" „Sieh mal, der Stieglitz bei Turchs schläft gar nicht, er hat seinen Kopf frei, sein Gesicht ist ganz rot, er sieht sich offenbar auch den Mond an. Schlafen hier nicht Mannhardts? Wollen wir die mal stören?" „Nein, laß das sein." Er lief auf sie zu, sie rannte weg. Man hörte noch, wie sie rief: „Du bist mir viel zu klein!"

Mannhardt mußte plötzlich darüber nachdenken, ob Friederike wirklich so lang sei, wie Leube gerühmt hatte. Er kam von der Vorstellung nicht

gleich wieder los; er sah ihren Rücken vor sich, ihre Wirbelsäule und sagte vor sich hin: „Ihre Füße müssen Speerspitzen sein." Mit einem Gram, der ihn schwer und hart anfaßte, wandte er sich um und trat an das Bett seiner Frau. Er widerstand der Versuchung, die Decke aufzuheben und ihre Füße mit denen Friederikens zu vergleichen. Ute lag auf dem Rücken. Ihr Mund stand offen. Ihre Stimme war heute den ganzen Tag so heiser gewesen. Ihr Haar gefiel ihm nicht. „Verflucht glatt," murmelte er. Auf dem Nachttisch zu Häupten ihres Bettes lagen sauber gefaltete Papiere, Rechnungen und Haushaltungsvoranschläge. Er griff nach dem zu oberst liegenden Zettel und las das unbehilflich Geschriebene: sechs Geraniumstöcke von Zünhäuser in Silgar, Klopffechterstraße 3 pt., vierundeinhalb Meter gestreiften Kattun bei Wunigel in Barnitz . . . Jeder Posten war mit der größten Genauigkeit notiert und verrechnet. Ach ja, sie war eine Tochter der Ordnung. Rinroth hatte sich schon oft an ihrer Pedanterie geärgert. Friederike hätte sich bei Farbe, Varietät und Größe der Geraniumstöcke aufgehalten, Ute hatte kein Talent zum Pflanzenzüchten. Friederike hatte im Sommer zu ihm von den blühenden Tabakspflanzen gesagt, ihren weißen Blüten sähe man die Pfeifen an, in denen ihre Blätter geraucht würden. „Vielleicht ist das Leben nur um des Gleichnisses willen lebenswert," grübelte er. Er blickte auf seinen kleinen Sohn. Er schlief vergnügt. Er war trotz seiner kräftigen Mutter schmächtig — es wurmte seinen Vater noch, daß sie nicht zu bewegen gewesen war, ihr Kind länger als einen Monat zu nähren. Gilbert sorgte, daß er gewandt und stark wurde. Nur eins bekümmerte ihn, seine Augen waren, wenn schon leuchtend blau, wie seine eigenen, empfindlich, wie seine eigenen, und zogen sich schmerzhaft zusammen, wenn sie ins Licht schauten. Also das hatte er vom Vater und dann die Sehnsucht vielleicht nach dem Gleichnis, vielleicht; und er sah Gleichnis auf Gleichnis wie eine Reihe hintereinander gehängter feiner Traumringe aus seines Söhnleins Munde dringen, Ring auf Ring . . Ute streckte im Schlaf die Hand zu ihrem Kinde hinüber. Die blauen Adern an ihren Händen traten hervor. Ja, Gilbert liebte doch die Ordnung, hier kam nichts um, hier war nichts unwichtig, nur der Traum . . . der rechnete für Ute nicht mit. Von Leube ging Unordnung aus. Aber Joas, Joas hätte er, Gilbert, halten müssen. Doch wenn ihn die Sonne, die gerechte rote Sonne, nicht hatte halten können, wie hätte er es können! Gleichwohl, er hätte es versuchen müssen und hatte doch nur, als es zu spät war, den grünen Vogel in der Morgendämmerung gehört. Leube und Joas hatten auch nur mit den Rändern sich berührt. Den in seiner Einsamkeit ruhenden Joas hatte Magerhold willenssüchtig aufgestochen. Wie viele Menschen beim Anhören von Musik ihr Antlitz verdecken, so hatte sich Joas zugedeckt, und als man ihm die Hände weggerissen, war er gestorben. Ord-

nung und Fruchtbarkeit waren bei Joas eins gewesen, bei Leube aber umstanden, wie bei der Kornblume, große trichterförmige wunderschöne, aber taube Randblüten die paar fruchtbaren Röhrenblüten. Wieder flackerte Friederikens Gestalt vor Gilbert Mannhardt auf, ihre Hüften waren schlank wie bei einem Knaben . . Gilbert lehnte sich zum Fenster hinaus, umfaßte ächzend die Dachrinne, die senkrecht rechts herunterlief, und krallte seine Finger in das Blech.

Er trat vom Fenster zurück und legte sich aufs Bett. „Ich will mir zwei Hunde züchten," sagte er, „den einen will ich reich und trunken und voll Feuer ziehen und mit blühendem Fleisch ernähren und nur den Hirsch jagen lassen, den andern will ich karg füttern und arbeiten lassen wie — wie einen Menschen. Der eine soll nachts zu den schönsten Hündinnen laufen, der andere soll nur seine Pflicht tun, nur Pünktlichkeit lernen und grausame Strafen erleiden, dann werde ich ja sehen, wer besser wird . . ." Er stand auf, wusch sich das Gesicht und legte sich nieder. Wieder fuhr er auf. Es kratzte am Wellblech des Dachrandes. Ein Marder, der sich vom etwas niedrigeren Dach eines kleinen Holzschuppens vor Gilberts Fenster auf den Schafstall hatte schwingen wollen, war zu kurz gesprungen, seine Hinterläufe hingen zappelnd herunter, indes seine Vorderpfoten ängstlich an der Dachrinne kratzten. Gilbert beugte sich vor, gab dem Jammernden einen brüderlichen Ruck, der ihn aufs Dach schleuderte, und pfeifend lief der Marder davon. Gilbert mußte lachen über seinen Freundschaftsdienst, und mit Hilfe dieses Lachens kam er zur Ruhe.

Trotz der Kälteschauer, die sich immer wieder in die Wärme keilten, schob sich der Knöterich an der Straßenseite des Schafstalles höher, indem er seine schwieligen roten Knie in jede Ritze preßte, und oben an den klaren Stengeln öffneten sich schon die weißroten Blüten. Die Kohlmeisen prusteten ihren Begattungsruf in den scharfen Nebel, die Bachstelzen fingen ihr Reifenspiel an, eine warf der anderen ihr rüttelndes Rad zu. Die Kälte zerriß die Luft stets neu in lange Riemen, daß sie stöhnend niederfiel, die Zweige der Eschen schlängelten sich wie weiche Taue und krümmten sich. Wo Friederike ging, leuchtete es und verführte es zur Lenzwollust. Fort, weg über Magerhold! Über die Wasserscheide der Zeit drang der April: er stand mit aufgerissenen Augen am Bache, der zwischen Silgar und Hollebüttel floß, und wartete, bis Beatus und Friederike sich umarmten. Dann schritt er durch den Bach, seine Ferse waren weiß wie der Sporn der Akelei. Er trug eine weiche Mütze von der Form der Löwenzahnknospe mit umgekrempeltem Rand, aus dem sich lüstern Farnkrautschnecken rollten. Es tropfte von seinen Knien. Seine Schuhe endigten vorn in Spitzen, an denen kleine Glocken hingen. Das Lächeln seines Mundes suchte die Trauer seiner Augen zu besiegen. Er ging an die

Bäume und hauchte sie an, da entschlüpfte ihrem Mark ein Geigenton, der flog als blaubeschopfte Meise fort, und die Bäume atmeten schneller. Und der April entschwand ins Dunkle. Am Morgen sah Friederike die Abdrücke seiner Schuhe; in der Höhlung seiner Fußstapfen saß saugend der erste Trauermantel. Er schwebte fort, als sie kam. Es war mit ihm wie mit dem Munde und den Augen des April. Er versuchte über den Gram seiner Flügel durch seinen stürmischen Flug hinwegzubringen, und sein Totengewand milderte er durch den Safran seiner Flügelränder.

Leube brachte Friederike bis vor ihre Wohnung. Sie verabschiedeten sich. Ihre Hand schlüpfte in seine wie eine Spitzmaus in ihre Höhle. Eine Kuh brüllte. „Du, wieviel Kühe sind eigentlich im Dorfe?" „Genau zweihundertsieben, genug, nicht?" „Die Kühe und Rinroth, Friederike! Heute morgen sagte er übrigens, Kröten hätten was Vornehmes, häßlich, aber von Charakter." „Was geht mich Rinroth an, du!" Sie küßte ihn und lief ins Haus. Leube ging die Dorfstraße geradeaus. Er stieß den Atem durch die Nase. Er hegte seine Liebe und trug sie vor sich her wie einen Topf blühender Krokus. Aber heute sollte der Krokus in den Tabaksrauch zur Abhärtung. Der Mondschein breitete weiße Laken auf den Weg. Von Hedwigs Gasthof klang Lärm her. Er wollte jetzt Menschen sehen, seine Ärmel an Leuten reiben, die von ihren Sachen sprachen, seinetwegen auch ganz gern vom Trüben, von den Unsicherheiten des Daseins, von Krankheiten, von Unglücksfällen. Wenn sie mitten im Gespräch darüber wären, wollte er Friederike beschwören, mitten auf den bierbeträufelten Tisch würde sie aus seinem Haupte springen, eine windleichte Roggenmuhme, eine kleine weiße Liebesgöttin mit durchsichtiger Haut und mit blauen Haaren . . . seine Friederike, davon würde er selbst in einen blauen Schein gehüllt sein, und die anderen würden erblassen und fliehen, und er würde es auch so merken, gerade gegen solchen Hintergrund, was er hätte, was er besäße.

Er sprang die glitschigen Stufen hinauf. Es kam und ging. Burschen mit roten Gesichtern, Zigarren im Mund, kamen heraus, gingen über die Straße ins Dunkle, schlugen ihre Wasser ab und kehrten zurück. Es war ein Sonnabend; die Hollebütteler hatten die Silgarer zu einer Aufführung mit folgendem Tanz eingeladen. Auf der steingepflasterten Diele saßen im Halbdunkel Burschen und Mädchen; sie kicherten und lärmten, die Mädchen saßen keinen Augenblick ruhig, drehten sich in unaufhörlichem Gelächter über die Bemerkungen der Burschen und wanden sich unter ihren derben Griffen. Der Scham gingen sie durch beständiges Schwatzen aus dem Wege. „Liebe, wat dat is?" gröhlte einer; „do frog mal die Heitmann; Liebe, dat is ganz wat Feines: Selterswasser mit 'n Schuß." Die Mädchen wollten sich ausschütten. Leube freute sich, daß es fast alles Silgarer waren. Er schlüpfte rechts in die stark besetzte Gaststube; die war

voll Tabaksqualm. Er hing in Kränzen über den drei Schirmlampen dicht unter der Decke. Leube setzte sich etwas betäubt gleich rechts von der Tür an den Tisch, an dem gerade ein Stuhl frei war. Da saß Cäsar Ziegeltrum, der Gemüsehändler aus Quennen, und sprach zu Henri Piesemang, der mit gesenktem Kopf in sein Bierglas schaute, und Konrad Gonze; den Vierten, einen Silgarer, kannte Leube nicht. Ziegeltrum sprach in affektiert reinem Hochdeutsch über Hühner- und Entenzucht, mit scharfer Stimme, kenntnisreich erhaben. Vor ihm stand ein Glas Grog. Sein kleines brandrotes Gesicht glühte, er rieb seinen graumelierten eckigen Spitzbart gegen das Kinn, daß es knisterte. „Die Hauptsache ist, daß die Rasse rein bleibt. Beschränkter Auslauf, Hanf, Kalk. Neulich hatte eine Gräfin aus Usedom inseriert, sie suche einen Minorkahahn, sie bezahle fünfzehn Mark; ich hatte einen für vier Mark — elf Mark glatt verdient." Frau Hedwig kam mit gewohnt resigniertem Gesicht zu Leubes Platz und fragte, was er tränke. Plötzlich hörte Leube eine wohlbekannte Stimme „Hier!" rufen, dazu wurde mit einem Messer an ein Glas geschlagen; er fuhr zusammen und entdeckte auf dem Roßhaarsofa an der gegenüberliegenden Schmalseite der Gaststube Magerhold. Er war wieder verstummt, er schien in einen finsteren Traum versunken, Leube glaubte, er wäre noch nicht von ihm gesehen. Neben Magerhold saß Rinroth, er mußte etwas angetrunken sein, er sah schlecht aus, seine Backen hingen schlaff; er rekelte sich in die Sofaecke, die Beine lang von sich gestreckt, dabei sprach er immerfort abwechselnd laut, Leube hörte „eine faule Runkelrübe, die ausgezeichnete Dienste als Briefbeschwerer leistet," dann ganz leise. Leube duckte sich und haschte gierig nach den Worten, die kugelrund wie Gummibälle von Ziegeltrums Lippen sprangen: „Nichts feiner als diese weißen italienischen Hennen, befiedert bis zur Zeh, das heißt man Hosen." Eine Nummer der Vorstellung mußte gerade beendet worden sein, aus dem nach hinten gelegenen Saale quoll neuer Besuch in die vorderen Zimmer, Hollebüttlerinnen mit schwarzen Schultertüchern, als wären sie zu einer Beerdigung gerüstet, junge Mädchen, die sich an den älteren linkisch vorbeidrückten, der Schultheiß von Hollebüttel. Er kam an Leube vorbei und wollte diesen höflich begrüßen, da sprang urplötzlich Magerhold auf, schlug heftig an sein Glas und rief schneidend in das Stimmengewirr: „Ich bitte die Anwesenden mal um Ruhe. Ich habe Ihnen was mitzuteilen." Das gewünschte Schweigen trat ein, so herrisch sprechen wie Magerhold konnte eben keiner. „Dieser Herr Leube" — Leube zuckte entsetzt zusammen — „treibt sich Nächte hindurch mit Ihrer Lehrerin, dem Fräulein Friederike Wesendonck, herum. Das denk ich mir keineswegs aus. Er hat längst mit ihr — na also, sie ist seine Geliebte. Herr Leube, hiermit kündige ich Ihnen Ihre Lehrerstelle. Die Gemeinde Holle-

büttel wird wohl selbst wissen, was sie jetzt zu tun hat!" Leube erhob sich wankend. Die Leute waren zu betroffen, um irgend etwas Bewußtes zu tun. Leube tastete nach der Türklinke, ging hinaus, fiel fast die Stufen herunter und rannte dann wie gehetzt die Dorfstraße hinunter.

Er rannte und rannte. Vor Friederikens Haus blieb er keuchend stehen. Er ging in den Hintergarten, trat auf die Beete, warf, ein verabredetes Zeichen, ein Steinchen gegen ihr oberes Fenster, und war erstaunt, als sich das Fenster sofort auftat. Friederike lehnte heraus: „Beat, o Beat! daß du kommst, grad in diesem Moment hat's in mir angeklopft, o Beat, Beat!" Sie lachte ruckend wie eine Holztaube in die Nacht. „Ja, ja, ja!" heulte er fast hinauf. „Ja, ja, ja! aber höre doch, du" — seine Stimme brach — „du, eben hat uns Magerhold öffentlich, vor allen Leuten beschimpft, mir gekündigt, mich an die Luft gesetzt und dich dazu!" „Aber komm doch herauf, du Dummer," lächelte ihre Stimme ihm zu, „Dummer, Dummer, und fürcht' dich nicht." Und er stürzte die Treppe hinauf.

Zwölftes Kapitel

Den Weg des Lebens gehen die Füße der Ameise und die Füße des Löwen, jene haarzarte Stiele, diese donnernde Pranken. Zwischen Ameise und Löwe steht der Mensch, er hat Teil an ihrer Kraft und ist doch ohnmächtiger als beide, denn er ist unfertig. Nur ein Umriß ist er gegen sie, und selbst die kleine Hummel, die über ihn fliegt, lächelt seiner: er zittert gegen ihre Weisheit; er streckt beschwörend seine Hände zur aufgehenden und zur untergehenden Sonne, und grübelnd weiß er seinen Anfang nicht und nicht sein Ende. Er rinnt zusammen aus den Tatsachen seines Lebens, seiner Verehrung und seinem Abscheu, und was ihm geschieht, bleicht wie das Blatt des Sauerklees im November, nur die Spitze glüht und sucht weiter über dem Vergangenen.

Schneller als Magerhold selbst es gehofft hatte, stand er in dem mitleidslosen Lichte, das mit der Dämmerung in Feindschaft lebt. Um die Köpfe der anderen, die er beherrschen wollte, flogen am Abend die Fledermäuse wie wilde Grüße der Unterwelt. Ihn mieden sie. Wenn er es jetzt auch hätte versuchen wollen, die vielen Stimmen und die vielen Gestalten herbeizulocken — ärmer als die Spottdrossel, die außer sich selbst den Gesang der anderen Vögel singen kann, hätte er verstummen und ablassen müssen. Der Strick selbst, mit dem er binden wollte, entzog sich seiner versteinten Hand und begehrte zurück zur biegsamen Hanfstaude als zu seinem Ursprung. Er wollte zwingen und hatte nicht die Macht, die die Einzelnen eint wie die Schwere und der Druck die Wassertropfen des Springbrunnens. Das stärkste Haar seines Bartes war geringer als der Fühler der Ameise, und seine Sohle dünn und rissig gegen den Violinbogen der Löwenkraft.

Nur solange das Gefäß sausend geschwungen wird, bleibt sein Inhalt ihm treu, und gründet sich der Kreis. In solchem Kreisen wußte sich Leube eins mit Rinroth, auch mit Mannhardt, und auch Joas Igelshieb war mit im Kreise gegangen, bis ein zu heftiger Schwung diesen einen aus der Bahn gesprengt hatte.

Nun war auch Leube hinausgedrängt, und schon lief er wieder die einsame Bahn, aus der er gekommen war. Er lief sie innig und lief sie neuverjüngt, denn Friederike Wesendonck war ihm druidisch nahe, in ihr wuchs sein Kind, von ihren Schultern aus machten die jungen Fliegenschnäpper ihre ersten Flugversuche.

Zinaide Jessens Kind lernte gehen. Der Schultheiß Jungnickel suchte jemand, der für den Findling weiter sorgen wollte, und da Leube es gefunden und Friederike es gewesen, die ihn von seinem heißen Geburtstage an überwacht hatte, so ging Beatus, stürmisch gebeten von Friederike, der die eigene Last nicht schwer genug zu sein schien, zum Schulzen und adoptierte den kleinen David, wie sie ihn zur Erinnerung an David Pfleghar genannt hatten. Als Leube in Jungnickels Amtsstube stand, entsann er sich des Tages, an dem er den Namen Zinaide Jessen verschwiegen hatte. Er wußte nicht, daß er Ernst Magerholds Kind zu eigen annahm. Denn Magerhold hatte sich nicht zu seinem menschlichen Eigentum bekennen können: zu viel stand für ihn auf dem Spiele, das er schon einmal verloren hatte. Gedieh jetzt nicht doch, was er gewollt hatte? Wozu den anderen mitteilen, was auch ihn befallen hatte, da er an ihnen es doch haßte. Später würde der Findling in die Obhut der Schule, also in *seine* Obhut gelangen, und eins wäre dann wie das andere.

Aber als er erfuhr, daß ausgerechnet Leube seines Kindes Hüter geworden war, streckte er erregt seine Hand mühsam steil wie einen Stab empor. *Sein* Kind, das, wie man es auch ansehen mochte, in einem bitteren, vielfachen, verknoteten Sinne wahrlich ein Schmerzenskind war! An dem Marienfaden, der durch sein Zimmer wehte, hing, an ihren roten Haaren aufgehängt, Zinaide Jessen; wie eine chinesische Gauklerin im Vertrauen auf die Stärke ihres Haupthaars glitt sie schräge am Faden entlang. Unendlich leicht mußte sie sein, da er nicht zerbrach, unendlich mild ihr rotes Haar! Magerhold schüttelte das Gesicht ab, er bog seine Hand zurück und scheuchte die Abgeschiedene von sich. Mochte sie zu Beatus Leube und Friederike Wesendonck fahren, da gehörte sie hin. Aber — der Faden hob sich am anderen Ende auf, richtete sich dort hoch, und Zinaide glitt statt von ihm weg dicht auf ihn zu. Entsetzt flüchtete er von seiner Arbeit, ließ den auf ihn Wartenden sagen, er könne heute nicht kommen und bat Mannhardt, für ihn einstweilen die Geschäfte zu besorgen.

An einem warmen Junivormittag saß Leube in seinem Zimmer. Es

war sehr still, jedermann war bei der Arbeit, ein Teil beim Unterricht, ein Teil bei der Heuernte auf den Feldern. Da sah Beatus von Süden her die Dorfstraße herauf einen unbekannten Mann kommen. Er ging wie Magerhold. Aber so hätte Magerhold sich nie kleiden können. Der Fremde trug einen scharlachroten Kittel und scharlachrote kurze Beinkleider; seine Beine und Füße waren nackt, sein blondes Haar war lang. Nur von weitem hatte er Magerhold geglichen. Als er an dem südlichen Teil der Hofmauer vorbeigekommen und jetzt ganz deutlich sichtbar war, blieb er vor dem offenen Tore stehen, zog eine Muschel aus der Tasche und setzte sie an die Lippen, und aus der Muschel drang ein weicher, zuerst klagender, dann in Freude anschwellender Ton . . . Während der Ton wuchs, glitt aus der Tasche des Fremden eine graue Kreuzotter, ringelte sich am Bein des Blasenden herunter und entschwand schlängelnd mit erhobenem Kopf auf dem sonnigen Sande. Als aber der Ton erstorben war, da schwoll in der jetzt folgenden tiefen Pause, die wie ein ungeheurer Ruck war, die Ferse des Mannes an, schwoll blasig an wie ein Ball, wobei es stark knisterte, wie wenn die Fensterscheiben in Leubes Zimmer zersprängen, und plötzlich gebar sich aus ihr eine große Kugel aus Rauch, eine Kugel, die aus rauchiger Hülle zu Glaseshelle gedieh, die ganze Dorfstraße wie einen Mantel aufrollte, das Tor, den Hof, die Gebäude, Leubes Stube und Leube selbst mitnahm, der nun in dem sprühend hellen Gemach ihres Innern mit Friederike stand: ihm gesellten sich der blaue Wald, ihm traten zur Seite David Pfleghar und lächelnd, lachend Joas Igelshieb . . . dem roten Manne gelang es, gelang die neue Welt, die Magerhold gewollt hatte und die nun wieder wie eine Luftspiegelung fortzitterte . . .

Eine Stunde nach dem Mittage desselben heißen Tages war Raffael Rinroth mit einer Schar der ältesten Schüler damit beschäftigt, den Weg am Saal entlang und die Steige des Gemüselandes an der westlichen Querseite des Hofes von Unkraut zu reinigen. „Seit Herr Magerhold krank ist, tut das Gras, als wolle es den Saal stürmen!" rief er. Er quoll über von launigen Bemerkungen, dabei keinen Augenblick müßig. Wenn Leube ihn so sah, schwebte ihm stets der Zuruf auf den Lippen: Mensch, verschwende dich nicht! einmal läuft auch die reichste Quelle leer!, aber nie wurde Rinroth leer, nie vertrocknete sein Mund. Immer wieder schlug es, wie an den Stümpfen gefällter Weiden, wie an Stecken, die längst zu Staketen unterjocht waren, in grünen Schüssen, in Raketenspritzern zart und froh und unermüdlich aus. Seine Worte, wie Tausendfüßler mit behaarten Fühlern bebend, bevölkerten den Raum und verbreiteten eine Wollust, zu leben und zu handeln. „Da Honig zu suchen, wäre mir nie in den Sinn gekommen," zwitscherte er und zeigte mit der Hacke auf den von Bienen umsummten blühenden wilden Wein an der

Sonnenseite des Wohnhauses. „Der Eisenhut hat tatsächlich eine Liaison mit dem Wein," er fuhr mit der Hacke zwischen die sich berührenden Rankenspitzen; „Liaison" brachte er mit öligem Behagen heraus, er biß das Wort beim s wie eine reife Stachelbeere auf. Dann ergriff er einen Hammer, der neben dem Wasserhahn lag, und knuffte den langen Martin Birkenbeil, der sich gern von der Arbeit drückte und am liebsten gähnte: „Es gibt doch nichts Schöneres als so einen Zimmermannshammer, dann fühlt man sich derartig raufluſtig" — er wog den Hammer in der Rechten — „nehmen Sie auch mal einen, Birkenbeil!" Er sagte es so, daß es sogar dem in den Fingern juckte, er sich bückte und den zweizinkigen Hammer aufnahm. „Ja, Sie haben aber doch die Haltung eines eben geborenen Walrosses —". Er brach jäh ab, denn völlig unvermutet war Magerhold um die Ecke des Wohnhauses herum unter die Arbeitenden getreten. Er sah blaß aus, aber sonst paßten zu dem Bilde großer, gelassener Sicherheit, wie sie es gewohnt waren, nur die hochgezogenen Schultern heute nicht. Die Arbeitenden konnten sich, da sie eben noch Rinroths räuberisch schönem Geschwätz lachend gefolgt waren, der Befangenheit nicht erwehren; dann aber drängten sich einige, darunter Walter Piesemang, um ihn, und Magerhold ließ sich zwischen ihnen auf der rotgeschindelten niedrigen Gartenmauer nieder, die an einer Seite den breiten Steg gegen das Meer von blühendem Rittersporn und Eisenhut abschloß. Zuerst schien es, als sollte eine Unterhaltung zustande kommen, wie Magerhold sie oft im Freien abzuhalten liebte. Aber seine anfänglichen vereinzelten Antworten auf ihre Fragen, wie es ihm gehe und worüber er nachdenke, sollten nur seine Stimme klären, denn bald sprach er, in Fluß geraten, allein. Er fuhr sich über die Stirn, strich den Bart herunter, und seine anfangs ruhige Stimme wurde heiser vor Erregung: „Was habt ihr gemacht diese Tage? Denen gefolgt, die ihre Empfindungen haben wollen bei allem und jedem? Ja die! ihre Welt! Sie streichen um die Erscheinungen herum als Kater um den Baldrian, und suchen — nach ihrer Seele. Sie haben nur Sorge, daß man sie ungestört lasse, und ihr, ihr bekommt dann die Abfälle ihres seelenvollen Daseins" — er wollte zum Zeichen seiner siegenden Ruhe die Schultern sinken lassen, aber sie zuckten sogleich wieder hoch — „Von Rotkehlchenstrophen, von Abendröten fabeln sie, von sich und ihrer Sucht. Denkt an den Herrn Joas Igelshieb. Ein Noah wars, dem der Wind die Scham aufgedeckt hatte, aber richtig wars und gut, daß keiner seiner Söhne sie ihm schützen half. Noah war trunken seines Weins, Igelshieb war trunken seiner Einsamkeit. Kommt jemand herzu, so können diese Herren das nicht aushalten. Dann platzen sie auf, wie — wie Boviste — bach! ich mache wahrhaftig schon Bilder wie, wie der Herr Leube! Ich aber, ich zeige euch den wahren Weg, den Weg der Freiheit. Ein-

samkeit, das ist das, was ihr euch abgewöhnen sollt, aber ebenfalls die bloße Zweisamkeit, in der ergehen sie sich nämlich auch —". Die letzten Worte schrie er grell den Erschrockenen zu.

Da fiel urplötzlich aus dem dichten Laub des großen Walnußbaumes, der am Südende des Mäuerchens stehend seine längliche Krone über ihren ganzen Verlauf streckte, ein ineinander gebissenes Bachstelzenpärchen hernieder, faßte, nur Auge für einander, sich lösend, Fuß auf der Brüstung, gerade zwischen Magerhold und Walter Piesemang. Dann trippelten beide Tiere mit süßem Keifen wieder aufeinander zu, wobei der wippende Schwanz des Männchens sich fächerartig spreizte. Das Weibchen duckte sich und schob sich mit vibrierenden Schultern an das Männchen, das schrill kreischend der Begehrlichen auf den Rücken flog. Als dürfe die Sommerluft nur für eines Wimperzuckens Dauer ihrer Kinder Liebesfeuer den Menschen anvertrauen, entschwanden die Vögel eiligst, wie sie gekommen.

Kurz war es gewesen, das kleine blaue Liebesfeuer, aber es hatte gebrannt. Da alle wie gebannt darauf gestarrt, auf die kleine Gebärde, die mächtiger war als Magerholds Ingrimm — und er war ermattet, war ohne Kraft, und seine eigenen Worte lärmten ihm sinnlos im Ohre — hatte er sein Taschentuch an den Mund gepreßt und war unbemerkt ums Haus davongegangen. In die erstarrte Stille sprach endlich Rinroth, der, an seiner Tabakpfeife saugend, am anderen Ende der Mauer gehockt hatte. Wie frisch gebrochene Rosen kamen die Worte im flüssigen Glanz seiner Stimme geschwommen: „Potz Herrgott! Groß ist die Diana von Ephesus! wie kommt mir das jetzt in den Sinn? Höher als die Erde und niedriger als der Himmel! Himmel und Erde, so heißt man bei uns ein Mus aus Zwetschgen und Kartoffeln. Diese Viecher, aber schön is es doch!" Seinen Ernst merkte nur der große Albert Weinrück nicht; sein mühsam zurückgestautes Lachen sprengte ihm jetzt die Backen. „Du aber, Weinrück," fuhr ihn Rinroth jähzornig an: „du bist zu dumm dazu!"

Magerhold war in sein Zimmer gegangen. Wie von einem Baum im Herbst die Blätter, war von ihm abgefallen, was ihn schützte, womit er rauschte, womit er siegte. Und auf die Frage: „Wer hat dir etwas getan?" erscholl nur die Antwort: „Niemand." Er wurde blutrot und erblich wieder. Die Phänomene spotteten seiner. Er sah verstohlen hinaus und entdeckte links an die Schrägung des Daches gelehnt eine Leiter; der Strohdecker, der zum Kaffee gegangen war, hatte sie stehen gelassen. Magerhold zog sie mit heftiger Anstrengung an das Fenstersims und stieg sie hinunter. Er wollte den Hof, er wollte Rinroth, alle, alle vermeiden. Als er an Zwarts Haus vorbeikam, um ins Feld zu biegen, sah er im Hintergarten in der Ligusterlaube Albert Weinrück und Willy Hickethier; sie trieben unsaubere Späße: das war die Wirkung hier des Bachstelzenspieles; aus

dem Giebel bei Zwarts lehnte ein üppiges junges Dienstmädchen. Sie hatte sich ein Stück Apfelsinenschale über die Zähne gespannt und grinste die jungen Burschen unten wohlgefällig an. „Schert euch an die Arbeit!" schrie ihnen Magerhold zu.

Schon hatte er die Dorfhäuser hinter sich. Er rannte in der Hitze umher, seine Zähne gruben in der Unterlippe. Die Wut gegen Leube kam wieder. Warum hatte er ihm nicht sofort Grund und Boden seines Werks verboten? Doch lächerlich! Was kam auf ihn und die Wesendonck an? Er, Magerhold, brauchte niemand, niemand. Die kamen, die wußte er schon in Grenzen zu halten. Der Sonnenglanz, der sich an jedes Blatt, an jedes Sandkorn klammerte, lachte ihm hinterlistig zu; an die Glasscherben krallte er sich geradezu an. Vielleicht hätte er den Tod als Bundesgenossen besser nützen sollen. Der hatte ihm doch zweimal die diamantene Hand gereicht ... Aber er hatte auch ihn unmächtig vor sich verwittern lassen. Er lief jetzt über einen Acker, der, zuerst schräg sich hebend, über abgestuftes Geröll, mit Hundsrosenbüschen bestanden, gegen einen steinigen Weg abfiel. Hätte er dem Tode seine Reverenz gemacht, dann hätte sich der — der hätte sich wie eine Spinne — da lief so ein gelbes Biest mit blasigem Hinterleib, einen Sack mit kleinen blauen Eiern auf den Rücken gepackt, das war was für Leube — mitten in sein Werk gehängt, hätte speiend als Spinne dagesessen und hätte die Menschen gefangen nach seinem Willen. Magerhold streckte die Handflächen abwehrend von sich weg. An der Brust des Todes kann man liegen. Die stechende Sonne schüttete ihm plötzlich ein Sieb voll winzig kleingeschnittenem roten Häcksel in die Augenhöhlen. Ihm wurde übel. Er setzte sich fallend an die Seite eines großen, derben Hundsrosenbusches. Aber der Busch hatte ja gar keine Blätter, nur Blattskelette. Magerhold setzte sich mühsam auf. An der Brust des Todes kann man liegen... Schon wieder dies. Sein Blut schwemmte ihm immerzu solche Sätze zu, als quöllen halbverdaute Speisen auf. Er wehrte sie mit letzter, verzweifelter Kraft ab. „Und das mit der Spinne..." bohrte er. „Ich kenne diese Bilder nicht. Skelett — Seklett". Er hatte an Leubes Tür gelauscht, als Friederike ihm lachend erzählt hatte, der kleine Stötzner wäre zu ihr gekommen und hätte ihr erzählt: „Du, ich habe ein Hühnerseklett gefunden." Es orgelte in seinen Ohren. Es war, als wenn sein Körper gegen ihn dichte, gegen seinen gebrochenen Willen. Schaum tropfte von den Blättern der Hundsrose wie von den Lefzen eines abgehetzten Rosses. Sein Blut verdickte sich und blieb stehen. Hurerisch kam die Sonne herunter. Ihre roten Schenkel stachen, hockten sich auf seinen Rücken und zerquetschten ihm den Hals. Er wollte nicht, aber das Wehren nützte nichts; er wurde eisengrau und fiel aufs Gesicht über den Weg schräg herunter.

Der kleine Tuff weißen Honigklees, auf den das Geſicht zu liegen kam, ſträubte verängſtigt ſeine Blütenkörbe und hörte mit einem Schlage zu duften auf, das Ruchgras ſchrie quäkend, die Schnarrheuſchrecken, die ſich in der ſonnigen Stille auf den heißen Kieſeln übten, vom Springen zum Fliegen überzugehen, flohen entſetzt, die Haarkronen des ſamenden Baldgreis ſchwebten bange fort. Die hohe Geſtalt lag wie eine zerbrochene Flöte mit den Füßen in den Dornen. Der Boden ſelbſt lehnte ſie ab, die nackten ſcharfſpitzigen Steine ſchoben ſich wütend zuſammen und ſchleuderten den Gelähmten widerwillig in die Höhe, daß ſein Rock aufriß und ſeine Bruſt zerfetzt wurde.

Mit angſtvollem Geſchrei: „Magerhold iſt was paſſiert. Er iſt aufs Geſicht gefallen, hinten beim Steinbruch!“ ſtürzte um fünf Uhr nachmittags Walter Pieſemang auf den Hof. Nur Mannhardt war anweſend, Rinroth war fort, in die Wälder gegangen, den Vögeln nach. Aber Uting, der Schmied, war noch im Hof beſchäftigt, und er und Mannhardt holten den vom Schlage Gerührten. Man bettete ihn in ſein Zimmer.

Als Leube gegen Abend die Tür leis öffnete, lag Magerhold auf dem Rücken. Er lallte unverſtändlich; ſein rechter Arm ſchlug auf und nieder. Der eine Fenſterflügel ſtand offen, es war noch ſchwül. Gegen den anderen klapperte — wie damals bei Hedwigs — ein Ochſenauge. Sein linker Flügel war ſtark lädiert, er mußte zu haſtig ausgeſchlüpft ſein; dafür triumphierte der rechte wie lebendiges Blut. Er flog, als Leube die Tür öffnete, ſchräg durchs Zimmer, umflatterte wie freundſchaftheiſchend Magerholds Arm und flog fort durch das offene Fenſter.

Am nächſten Vormittage wurde Leander Bocks Kaleſche requiriert. Magerhold ſollte in die Kreisſtadt gebracht werden. Die Hitze war im Abnehmen; Wolken kamen, blähten ſich, ſchwollen, ſchluckten die Lerchen, die ihnen nahten, auf und ſpien ſie wieder von ſich.

Von Silgar her zog eine Geſellſchaft von Turnern, eine Knabenſchar mit Trommlern und Pfeifern an der Spitze, in Hollebüttel ein. Der Kapelle voran ſchritt ein Knabe, kleiner als die übrigen; er hob und ſenkte in tiefſtem Ernſt ſeinen Taktſtock, den eine purpurviolette Schnur mit Troddelquaſte umwand, zum „Jäger aus Kurpfalz“. Vor Zwarts Hauſe ſtand Weinrück. Ihm war die allgemeine Aufregung zu paß gekommen; er hatte ſie benutzt, um mit Hülfe von Zwarts Mädchen einen Rettich zu ſtehlen, den er jetzt unter der Pumpe abwuſch. Da die Melodie ſchwieg, grinſte er den vorbeiſchreitenden Führer an und ſagte: „Ji künnt nu man ‚Lott is dot‘ ſpeln.“ Der wollte ſich nicht lumpen laſſen, und von Trommeln und Pfeifen erklang es:

„Lott is dot, Lott is dot,
Jule licht im Sterben,

Wer schall nu, wer schall nu
Ihren Plunner erben?"

Bevor der Zug Hedwigs Gasthof erreichte, brach das Lied ab, denn der Regen prasselte hernieder.

Da das Rollen des Wagens, der Magerhold aus Hollebüttel wegführte, verklungen war, schwebte mit aufseufzendem Ton die lange hagere Gestalt des Südwestwindes die Dorfstraße herauf. Seine hühnerbraunen Mantelflügel schimmerten durch die Silbersträhnen des Regens. Er bog in den Hof des Magerholdschen Anwesens und hielt an vor der Tür des Saales, in welchem heute niemand saß. Er legte seine körnige, mit Warzen bedeckte Hand ans Ohr, und was er heranlauschte, war das schwere, hobelnde und reibende Gebrüll von Kühen, das er in den Raum sprühte, von Kühen, die zwischen den alten Pfosten standen, den Boden traten der ehemaligen Tenne und nach dem Grase lüsteten, das sich stürmisch über die Schwelle drängte. Und um den Gräsern das Eindringen zu erleichtern, lockerte der Wind den Schwellebalken, damit sich die hellgrünen Spitzen nicht klemmten und erschöpften. Er bestrich die Tür mit den Flächen seiner Hände und langte dann in die bauschigen Taschen seines braunen Mantels. Aus ihnen holte er Schöllkraut- und Wucherblumensamen hervor und stopfte ihn in die Ritzen des Bodens. Er hielt inne und hielt jetzt eine kleine Phiole, in der sich Samen der Fledermaus befand, ans Licht. „Akkurat wie Menschensamen," sprach er, „der einzige im ganzen Tierkreis," lächelte und spritzte den Inhalt in weitem Bogen unter die Dachrinnen und zwischen die alten Stalluken. Der Boden quoll auf. Wie nach einem Siechtum hob er sich. Die welken Arme der umstehenden Bäume richteten sich in die Höhe, und ihrer Blätter Spreite sog den Regen begierig ein. Die Stachelbeeren, die Rinroth hatte hochstämmig und mit länglicher Beerenfrucht ziehen wollen, schlugen seitlich aus, die Beeren kehrten zu ihrer alten Rundung zurück. Auf dem ganzen Hof wellte sich die Erde mit Sprudeln; sie lockerte ihre Kräfte, die summten in Tatendrang.

Frau Hedwig saß auf der Bank hinter ihrem Hause, die Turner waren abgezogen. Rinroth trat völlig durchnäßt ins Vorderzimmer. Leube rüstete sich zum Fortgang mit Friederike, dem eigenen und Magerholds Kinde.

Es hatte nicht umsonst geklungen. Die Ungeduld der Apfel reifte jetzt süßer, der letzte Schein der Junisonne versickerte ohne Schmerzen an den Stämmen der Walnußbäume. Der Himmel, der Blutzeuge alles Geschehens, verbarg, seiner Macht froh, die Erinnerung an seinen Feind in seinem tiefsten Schoß, und der Widerstreit träumte sich zur Ruhe eines neuen heiligen Anfangs.

Kunstauktionen

von Emil Waldmann

Bei öffentlichen Versteigerungen von Pferden, Moselweinen oder Diamanten sieht man fast nur Fachleute, das heißt Händler und Agenten. Neugierige sind selten und gehen aus Langeweile bald wieder fort. Auf Kunstauktionen dagegen drängen sich die Zuschauer und es sind nur seltene Ausnahmefälle, wenn bei einer Versteigerung von Gemälden die Fachleute mehr als die Hälfte aller Anwesenden ausmachen, und nur bei ganz ausgesprochenen Spezialitäten sind sie unter sich. Dieses große Interesse des nichtkaufenden Publikums erklärt sich einmal aus der weitverbreiteten Neugier gegenüber künstlerischen Dingen. Es ist immer etwas los, man sieht und wird gesehen, wie beim Pferderennen oder einer Theaterpremiere, man kann Überraschungen erleben und seine Sensationslust befriedigen, und wenn man Glück hat und vorher keine Zeit hatte, sich die tagelang ausgestellt gewesenen Kunstgegenstände zu betrachten, kann man auch, für ein paar Augenblicke wenigstens, ein Bild zu sehen bekommen. Aber der eigentliche Grund für dieses allgemeine Interesse an Kunstversteigerungen liegt doch wohl an anderer Stelle. Es muß etwas Geheimnisvolles dabei im Spiele sein, das die ganze Veranstaltung mit einer Atmosphäre von Spannung und Aufregung umgibt: die Tatsache, daß ein Bild teurer ist als das andere, ist ja an sich ebenso uninteressant wie die andere, von einem Schah von Persien bemerkte, daß ein Pferd schneller läuft als sein Gegner.

Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um folgendes: Kunstwerke sind imaginäre Werte. Ein Bild ist, als Material betrachtet, zunächst nichts weiter als verdorbene Leinwand, die zu sonst nichts mehr zu brauchen ist. Der Mensch, der Geld dafür opfert, sieht in dieser verdorbenen Leinwand also etwas, was mit dem Materialismus nichts mehr zu tun hat und mit dem Idealismus schon nahe verwandt ist, und dieser Mensch und seinesgleichen verleihen dem Werke einen Liebhaberwert, und von diesem Liebhaberwert ist der Preis abhängig. In dem Augenblicke aber, wo etwas einen Preis hat, wird es, auch das Imaginäre, wieder zur Ware. Das Reizvolle hieran aber ist nun, daß der Preis dieser Ware, außer von dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, noch von anderen Dingen geregelt wird: von der öffentlichen Meinung, von der Mode, von der Presse, von der Reklame, und zwar, weil es sich um einen imaginären Wert handelt, hier in viel höherem Maße, als es bei andrer Ware je der Fall sein kann. Denn ob Perlen oder Diamanten gerade höher von der Mode geschätzt werden, macht an der Amsterdamer Juwelenbörse nur sehr wenig

aus, Perlen oder Diamanten haben trotzdem immer einen bestimmten Mindestpreis, den sie auf alle Fälle bringen werden. Und ob nun ein Hindernispferd oder ein Traber eine schlechte oder gute Presse in der führenden Sportzeitschrift hat, ist für die Jährlingsauktion vollkommen gleichgültig; da entscheiden einfach die Zahl der Siege in Hoppegarten oder in Mariendorf, das heißt also, das Geld, das sie schon verdient haben und das sie auf der Bahn oder in der Zucht noch verdienen werden. Und wenn plötzlich ein Kritiker gegen den Bernkastler Doktor vom Jahre 1911 einen Pressefeldzug inszeniert, so wissen die Herren in Trier mit der vollen Zunge und den leeren Kellern doch, wieviel sie brauchen und was der Wein im Verkauf höchstens oder auf alle Fälle mindestens wert ist. Sie kalkulieren, was in den schlechtesten Jahren ein Heuriger immer und auf alle Fälle gebracht hat, und daraus ziehen sie auf einem Stück Papier das arithmetische Mittel. Und wenn im folgenden Jahre der Mosel gerade nicht Mode ist, sondern die Parole auf Rheinwein lautet, um so besser; schlechter kann er nicht werden. Das alles ist rein kaufmännisch, also für das weitere Publikum uninteressant.

Aber die Mischung von Ware und Kunst, von Materie und Idee, von Liebhaberwert und Marktpreis! Die Schwankungen, denen dieses an sich schon reizvolle Verhältnis unterworfen ist, die geheimen Einflüsse der Tagesmeinung, der Mode, der Kritik, der Propaganda, die auf die Preisbestimmung einwirken, diese gar nicht materiellen Kräfte in einem Augenblick der Hochspannung am Werke zu sehen, das hat etwas Sensationelles und Aufregendes. Dazu die Leidenschaft, die sich ganz lautlos aber darum nicht weniger hartnäckig äußert, in dem Tempo, in dem geboten wird, in dem Hinaufschnellen der Preise, das hat etwas von der Erregung des Hasardspieles, das auch die Nüchternsten schließlich elektrisiert und mitreißt. Irgendwo im Saale sitzt ein leidenschaftlicher Wille, er darf seine Leidenschaft nicht merken lassen, die Zuhörer stehen auf und recken die Hälse, sie sehen nichts, gar nichts; der Auktionator steht eisig da und nennt immer höhere Zahlen, weshalb, weiß man nicht, denn gesagt wird nichts; er aber sieht, daß einer mit dem Kopf nickt und ein anderer leise den Bleistift hebt — bis der Kopfnicker plötzlich gleichgültig tut und der Mann mit dem Bleistift die Augen etwas größer macht; bis der Auktionator nach vergeblichen Aufrüttelungsversuchen des gleichgültigen Kopfnickers schließlich sagt: „Sechzigtausend zum Letzten!" Das Bild wird von der Staffelei weggenommen — „ach so, es war ein Liebermann," denkt mancher. „Schade, ich bin nicht dazu gekommen, ihn anzusehen, war es ein gutes Bild?" Die Leidenschaft des Spiels war so groß, daß man beinahe vergessen hat, um was für eine durch Ölfarbe verdorbene Leinwand es sich eigentlich gehandelt hat.

Kunstwerke haben keinen Wert, sondern nur einen Preis. Und wenn

auch das Geld, das für ein Bild bezahlt wird, nicht der höchste und entscheidendste Maßstab ist, es ist, auf die Dauer wenigstens, immerhin ein Maßstab, und in Ermangelung eines besseren jedenfalls brauchbar. Dieser Maßstab wird heute auf Auktionen festgelegt, und er bleibt der gültige, nach dem der ganze Handel sich richtet – bis zur nächsten Auktion. So ist es heute. Denn so wie es früher war, ist es längst nicht mehr: daß man auf Auktionen Gelegenheitskäufe machen konnte und ein verstecktes, unbekanntes Meisterwerk für ein Geringes erwerben; dieser Traum Goncourts, auf eine vollkommen unbekannte Auktion zu gehen und dort einen Schatz zu heben, mit dem man sich heimlich wie mit einer fernen Geliebten im Zimmer einschließen kann, so daß ihn kein anderes Auge sieht – dieser Poetentraum ist längst ausgeträumt. Heute, wo sich der Kunsthandel kapitalisiert, wo sich der Warenverkehr vom Geldverkehr getrennt hat, wo der Kunsthandel kein Zufalls- oder Amateurhandel mehr ist, stellt die Auktion nichts weiter dar als eine Festsetzung von Höchstpreisen. Die Ware, die Bilder kennt jeder oder kann sie kennen, und wer sie nicht kennt, dem öffnen die zahlreichen Abbildungen des meist verschwenderisch ausgestatteten Kataloges die Augen. Überraschungen gibt es keine und soll es keine geben, im Gegenteil, jeder soll wissen, was er zu erwarten hat und wie gut und kostbar das ist, was ihn erwartet, weil nur so die Höchstpreise gesteigert werden können. Und wenn einmal heute ein Sonderling, wie der Maler Vahldieck in Eutin, stirbt, der auch ein Bildersammler war und von dessen Bildersammlung kein Mensch etwas wußte, und wenn dann in der Tagespresse von seiner herrlichen, gänzlich unbekannten Gemäldesammlung getuschelt wird, die eine große Überraschung sein werde, so kommt heraus, daß die Sonderbarkeit dieses Menschenfeindes darin bestand, Kopien nach alten Holländern aufzuhäufen, und daß sein mysteriöser Rubens, der vielleicht ein ganz eigenhändiges Original ist, sich als das bekannte Bild entpuppt, mit dem die Händler vor zwanzig Jahren hausieren gingen und den damals, vielleicht mit Unrecht, niemand haben wollte. Die Überraschungen, die man auf Auktionen heute erlebt, betreffen nicht mehr die unbekannte Ware, sondern nur noch den Preis für die bekannte Ware. Börsenerregung am imaginären Objekt! –

Ursprünglich war die Kunstauktion eine Nachlaßauktion und als solche ist sie vom Staat überwacht und geregelt. Der Staat erhebt eine Abgabe vom Gesamterlös und bestimmt, daß Käufe nur in bar abgeschlossen werden dürfen. Ganz begreiflich und auch im Interesse der Versteigernden: die Erben oder die Nachlaßverwalter wollten den Besitz, wegen der glatteren Abwicklung der Erbteilung, möglichst schnell realisieren und der Mühe sowie der Unsicherheit des langsamen Einzelverkaufs überhoben sein. Aber schon verhältnismäßig sehr früh begannen die Besitzer von Kunstsammlungen

bereits zu ihren Lebzeiten zu verauktionieren. Im Jahre 1755 brachte ein Amadé de Burgy seine damals berühmte Kollektion von Rembrandtschen Radierungen im Haag zur Versteigerung. In dem Vorwort zum Katalog, das sich sehr wortreich mit der großen Kunstliebe dieses Sammlers befaßt, geht der Verfasser auf die Frage ein, wie dieser leidenschaftliche Kunstfreund sich nun wohl dazu habe entschließen können, sich von seinem Besitz zu trennen? Zunächst, so lautet die Antwort, sei er von Besuchern, die seine Rembrandts sehen wollten, täglich derart überlaufen worden, daß es ihm schließlich doch zuviel geworden sei. Dann aber habe er keine Lust gehabt, sich unnötig Feinde in den höchsten Gesellschaftskreisen zu machen. Denn die Besucher hätten ihn bestürmt, er solle ihnen diesen oder jenen Druck verkaufen und seien dann, wenn er nicht wollte, empört wieder abgezogen. So sei es für ihn schließlich das kleinere Übel, alles auf einmal herzugeben, anstatt sich seine Lieblinge Stück für Stück vom Herzen zu reißen.

Wenn in heutigen Katalogwerken derartige Umschweife und Schönrederein auch nicht mehr gemacht werden, — auch heute fällt es auf, wenigstens in Deutschland, wenn ein Sammler zu Lebzeiten versteigert. Man nimmt dann immer sofort Vermögensverlust oder dergleichen an. Im allgemeinen gilt der Sammlungsbesitz bei uns als so konsolidiert, daß Auktionen bei Lebzeiten zu den Seltenheiten gehören und, bei dem Fehlen anderer Gründe, leicht in den Verdacht einer Spekulationsauktion kommen. Solche gibt es natürlich in allen Ländern, auch bei uns, sehr häufig, ja ununterbrochen. Seit ungefähr einem Jahrzehnt veranstaltet ein Hamburger „Sammler" alljährlich eine Auktion seiner Bilder. Es waren aber nie seine Bilder, sondern irgendwelche wahllos zusammengeraffte schlechte Kunsthandelsware, die sonst nicht unterzubringen war und die nun durch diese Amateurflagge gedeckt werden sollte. Dann stand nachher in den Tageszeitungen: „Es herrschte rege Kauflust. Ein Teniers brachte 675 Mark, ein anderer stieg bis auf 415 Mark." So kam der Name dieses Sammlers in Mißkredit, und als er während des Krieges durch die Verhältnisse gezwungen war, wirklich seine eigenen Bilder zu verkaufen, herrschte gar keine rege Kauflust, weil die Käufer fehlten; man ging eben schon gar nicht mehr auf diese stets wiederkehrende Auktion, und da konnten die wenigen zufällig Anwesenden tatsächlich auch bessere Bilder ganz wohlfeil erstehen.

Man sieht es meistens schon dem Katalog auf den ersten Blick an, ob es sich um eine reelle oder eine unreelle Versteigerung handelt. Wenn draufsteht: „Versteigerung aus fürstlichem und hochadligem Besitz"; wenn das Vorwort überschwenglich ist, wenn die Bilderbeschreibungen von lobenden Beiworten strotzen wie auf der Weinkarte von Kempinski, wo man bei einem miserablen Cüser zu 1,30 das Vermerk findet: „voll, rassig, elegant" — dann ist die Ware fast immer schlecht oder unecht und der Weg bis zur so-

genannten Schieber-Auktion (zusammengeschobene Auktion) ist nur noch sehr kurz. Wenn man im Jahre 1916 den Katalog der Auktion des Bremer Sammlers Direktor Kock sah, dessen Vorwort die Sammlung als einen klassischen Bilderschatz bezeichnet und in einem Atem mit Stern und Beckerath nennt, wenn man dann wußte, daß der Sammler Kock in Bremen als Sammler unbekannt ist, und wenn man dann unter „Liebermann" eine pompöse Bildbeschreibung las und den kleinen Zusatz am Schluß „Liebermann zugeschrieben", dann brauchte man die Abbildungen dieses elenden Schundes überhaupt nicht anzusehen, um zu wissen, daß hier die Autionsreklame die Grenze des Bedenklichen mit beiden Ellbogen streifte. Leider liegen die Verhältnisse aber durchaus nicht immer so klar zutage, wie in diesem plumpen Falle, und oft gehört eine sehr innige Vertrautheit mit dem ganzen Sammel-, Handels- und Auktionswesen dazu, um zu unterscheiden, was eine echte und was eine unechte Versteigerung ist. Der bekannte Pariser Sammler Dr. Viau, hat, trotzdem er noch nicht alt ist und in sehr guten Verhältnissen lebt, schon zweimal eine Auktion abgehalten, und beide Male war die Versteigerung so gut wie echt. Fast alle der unter den Hammer kommenden Bilder gehörten ihm wirklich und der Pariser Kunsthandel war, wenigstens unmittelbar, nicht beteiligt, die Daumiers und Degas und Corots hatte Viau längst bezahlt. Viau ist eben ein Mann von sehr lebhaftem Temperament, er wechselt gern und kauft Neues, und an der Stelle, wo Daumiers „Drama" hing, wollte er nun gerne einmal Renoirs „Mme. Chocquet" hängen haben, und er meinte, daß die Patienten in seinem Wartezimmer die „Familie Mantes" von Degas nun langsam kennten und daß es vielleicht gut wäre, jetzt einmal Manets „Geteertes Boot" dorthin zu hängen. Ebenso oder ähnlich war es mit Pellerin, der Manet nicht mehr leiden mochte und meinte, nur noch mit Cézannes leben zu können und sich deshalb sein ganzes Haus voll Cézannes hängte. In Deutschland wäre das aufgefallen, so wie vielleicht ungerechtfertigter Weise die Auktion Marcel von Nemes, von der gemunkelt wurde, sie sei damals noch gar nicht ganz und vollständig Eigentum und Besitz gewesen. In Paris aber fand man nichts dabei und hielt sich, was ja vielleicht auch verständiger war, einfach an die Frage, ob die Bilder gut oder schlecht waren, und da sie gut waren, war es eben eine echte Auktion. Aber die Rückseite der Medaille kann man glücklicherweise bisher auch nur in Paris kennen lernen. Da war, um die Jahrhundertwende, die berühmte Sammlung von Georges Feydeau, dem erfolgreichen Theaterschriftsteller. Seit einem großen Bühnenskandal war er der Mann des Tages, spielte eine große Rolle und lebte auf beträchtlichem Fuße. Selbstverständlich hatte er sehr bald eine herrliche Bildersammlung, und bei seinen Empfängen, auf denen tout Paris erschien, wurde fast mehr von seinen Bildern als

von seinen Theaterstücken gesprochen. Dann kam die Sammlung plötzlich unter den Hammer, jeder ging, um sich das anzusehen und wenn möglich mitzubieten. Aber an dem Erfolg war Keiner so wenig beteiligt wie Georges Feydeau: Die Sammlung gehörte ihm gar nicht. Ein Kunsthändler war der Besitzer, der hatte sie ihm nur gegen ein gewisses Entgelt in die Wohnung gehängt, weil sie dort viel mehr Leute sahen als bei ihm im Laden, und durch geschickte Ausnutzung von Feydeaus gesellschaftlichem Ruhm hatte der kluge Mann der „Kollektion Feydeau" ein Cachet verliehen, das sonst die Bilder nie bekommen hätten und das natürlich auf die Bilderpreise der so lancierten Künstlergruppe einen äußerst belebenden Einfluß ausübte.

Mancher Sammler arbeitet ja von vornherein auf seine Auktion hin, er häuft Ware auf und hält sie zurück bis zu dem Augenblick, wo nach seiner Meinung die Konjunktur am günstigsten ist für eine Gewinnsicherung. Solche Spekulanten haben gar kein großes Interesse daran, möglichst billig zu kaufen, nicht nur weil sie meist keine Zeit haben, hinter Okkasionen herzulaufen, die nachher dann doch keine sind, sondern aus der einfachen Erwägung heraus, daß nur bei relativ hohem Anlagekapital auch nennenswerte Kurssteigerungen zu erzielen sind. Anatole France, der selber als Sammler von diesen Dingen ein hübsches Lied zu singen weiß, stellt einmal im „Anneau d'Amethyste" die beiden Sammlertypen einander gegenüber. Der eine, von der guten alten Sorte, ein Herr von Terremondre, schritt eines schönen Tages die Treppe des Hotel Drouot hinab, mit einem kleinen Bild unterm Arm. Da fühlt er sich am Ärmel gezogen von seinem Freunde Herrn von Bonmont. „Was haben Sie da?" – „Einen Ruisdael, einen echten Ruisdael!" sagt Terremondre mit der Miene des glücklichen Amateurs. – „Und was haben Sie dafür bezahlt?" – „Die Auktion war in einem der Parterresäle, der Auktionator wußte nicht, was er unter den Händen hatte: Dreißig Franken!" – „Fatal, fatal." – „Warum fatal?" – „Mein lieber Herr von Terremondre, Sie hätten 10000 Franken geben müssen. Hätten Sie 10000 Franken dafür bezahlt, so wäre das Bild, in Ihrer Sammlung, heute 30000 wert. Jetzt aber, was glauben Sie, was das kleine Bild, das Sie 30 Franken kostet, auf Ihrer Auktion bringen wird? Höchstens 500 Franken. Man muß doch vernünftig sein, eine Ware kann doch nicht mit einem Satz von 30 Franken auf dreißigtausend springen!" – Herr von Bonmont, der gewiegte Spekulant, hätte sich sicher, als der Auktionator ahnungslos einen Ruisdael ausbot, mit einem der bei den Auktionen im Hotel Drouot immer herumlungernden Agenten und Strohmänner verständigt, der ihm das Bild künstlich bis 9800 Franken hätte hinaufbieten müssen. Erst dann wäre es ein Geschäft gewesen.

Man sieht aus diesen Geschichten, die, in Paris wenigstens, täglich passieren und die den Eingeweihten geläufig sind, daß, wer auf einer Ver-

steigerung kaufen will, genau wissen muß, wer der Besitzer der Sammlung ist und für wessen Rechnung versteigert wird. Nur so kann man beurteilen, ob eine plötzlich einsetzende Hausse nach der ganzen augenblicklichen Marktlage berechtigt oder ob sie nicht etwa künstlich gemacht und durch irgendwelche beabsichtigten Manöver mechanisch hervorgerufen ist.

Man muß aber auch wissen, wer versteigert, das heißt, wer die Versteigerung leitet. Man muß den Mann kennen, der da die Zuschläge austeilt. Nicht, ob er ehrlich ist; das versteht sich von selbst. Aber man muß vertraut sein mit seinen Gewohnheiten und mit den Mitteln, die er anwendet, um — was ja seines Amtes ist — möglichst ein immer noch höheres Gebot zu erzielen. Denn nur so kann man im Eifer des Gefechtes und bei der Schnelligkeit der Vorgänge beurteilen, wann ein Preis auf seinem Siedepunkt angelangt ist, nur so kann man den kritischen Moment herausfühlen, in dem die künstlichen Galvanisierungsversuche einer unvermittelt flau gewordenen Stimmung einsetzen. Der Käufer muß aus seiner persönlichen, in langsamer, immer wiederholter Beobachtung gewonnenen Erfahrung wissen, ob der Auktionator im vorliegenden Fall ein kritisch-verständnisvolles oder nur ein zahlenmäßig geschäftliches Verhältnis zu seiner Ware hat und überhaupt haben kann, oder ob er imstande ist, die Lücken seiner Bildung auf dem zur Verhandlung stehenden Spezialgebiet durch geschicktes Hinweggleiten über die Dinge und durch gelernte Berufstricks zu verdecken. Wenn der routinierte Mann mit dem Hammer Zwischenbemerkungen macht, meist heiterer Art, hat der Zuschauer immer die Möglichkeit zu sehen, wie die Dinge laufen, je nachdem ob seine Stimme blechern klingt und die Witze den Eindruck des schon oft Gesagten machen oder ob die Aperçus im Augenblick improvisiert erscheinen. Sagt er gar nichts, so kann man nur an dem Anfangsgebot ungefähr ermessen, ob ein Bild hoch geht oder nicht, ob schriftliche Aufträge von Abwesenden vorliegen oder ob das Bild vom Besitzer zu einem bestimmten Preise zurückgekauft werden soll, wenn die Gebote den Erwartungen nicht entsprechen. Wird ein Werk, das im Handel etwa 1000 Mark wert ist, mit 1000 Mark ausgeboten, so heißt das, daß der Auktionator nicht mehr erwartet. Fängt er dagegen mit 500 Mark an, so soll es bis mindestens 1500 steigen — vorausgesetzt natürlich, daß der Mann geschickt ist und sein Handwerk versteht. Die offiziellen Taxate, die man manchmal vorher erfahren kann, sagen nicht viel, da sie meistens, bei den großen Sachen, nur den Mindestpreis bezeichnen.

Noch schwieriger als die Beurteilung des Besitzers und des Auktionators, ist die Beurteilung des Publikums, des kaufenden und des nicht kaufenden. Auch das nichtkaufende und nur aus Neugier zuschauende Publikum ist nicht so gänzlich belanglos, wie man wohl meinen könnte. Als Stimmungsfaktor kommt es durch seinen Massencharakter in Betracht, ferner auch

durch die Tatsache, ob es ein von der Straße hergelaufenes Publikum ist, dessen Neugier mehr oder minder lange aushält; ob es Aufgebot von irgend jemand, oder ob es eine Clique ist, die irgendwie mit der Veranstaltung zusammenhängt, als Freundschaft oder Familie des Besitzers. Natürlich bietet auch das nichtkaufende Publikum oft mit. Nicht nur, was ja selbstverständlich ist, im Anfangsstadium jedes Rennens, sondern gelegentlich auch hoch. Als die „Konservenmacherinnen" von Liebermann unter 30000 Mark standen, schrie noch alles munter durcheinander, weil bekannt geworden war, daß das Bild seinen Besitzer rund 40000 Mark gekostet hatte und weil man mehr als ein Dutzend Leute im Saale sah, die es für 35000 jeden Augenblick nehmen würden. Dieses an sich so harmlose Bieten vonseiten eleganter Damen, die gerne „beinahe" einen Liebermann gekauft haben möchten, wirkt aber doch für die ganze Stimmung sozusagen als Schrittmacher, und es ist nicht zu sagen, ob der Wettkampf, wenn er nur zwischen ernsthaften Reflektanten wäre ausgefochten worden, zu einem ganz so hohen Resultat geführt hätte. Zweitausend Mark dürfen sich die eleganten Damen wohl auf ihr Konto schreiben. Doch bleiben das am Ende Bagatellen, für die der seriöse Bieter nur ein nachsichtig belustigtes Lächeln hat. Schließlich sind diese Statisten ja leicht zu kennen.

Das ernsthaft kaufende Publikum setzt sich im wesentlichen aus vier Gruppen zusammen. Um mit der Gruppe zu beginnen, die in den Zeitungsberichten immer zuerst genannt wird, sind da zunächst die Galeriedirektoren. Dann die bekannten Sammler. Dann die unbekannten neuen Sammler und Zufallskäufer. Und endlich die Händler und Agenten. Daß die Galerieleiter von auswärts immer an erster Stelle genannt werden, ist heute kaum mehr als eine veraltete Etikette. Sie stellen durchaus nicht den Hauptstamm der Reflektanten dar, sondern wirken beinahe wie geladene Gäste. Es ist gut, wenn sie vertreten sind, und sie tun gut daran, vertreten zu sein, denn es ist wichtig für sie, sich über die Hergänge der Preisbildung persönlich zu informieren: Die nackten Preisresultate, die später veröffentlicht werden, geben weder von der Strategie noch von der Taktik einer guten Auktion ein anschauliches Bild. Aber im großen Maßstabe kaufen tun die auswärtigen Museen auf Versteigerungen, wenigstens Gemäldeversteigerungen nicht, sie können es nicht, weil für einen Galerieankauf nur in seltenen Ausnahmefällen der Galeriedirektor allein entscheidet. Meistens tut es eine vielköpfige Kommission, die natürlich nicht in corpore anwesend sein kann. Wären die Auktionen auf den Wettstreit der Galerien angewiesen, so würden sie sich kaum lohnen. Früher verstand man unter einem Galeriebild ein besonders teures Bild. Heute ist es ein besonders billiges Bild, und die Galerien sind bei den großen Händlern kaufmännisch keine sehr gesuchten Kunden. Sie entschließen sich langsam und zahlen noch langsamer, und

wenn das Prestige nicht wäre . . . Und so sind sie auch bei Auktionen keine entscheidende Macht. Das sind vielmehr die Sammler und die Händler.

Bei jeder wichtigen Versteigerung kann man mit einiger Sicherheit schon vorher sagen, zwischen welchen der großen Sammler der Streit um dieses oder jenes Hauptbild ausgefochten wird. Es gibt Bilder, die ihrer ganzen Bedeutung nach nur in wenige Sammlungen hineinpassen. Unsere großen Privatsammlungen haben einen derart ausgesprochenen Charakter und sind so nach einer künstlerischen Überzeugung und so nach einem einheitlichen Plan und Ziel angelegt, daß man immer weiß, ob dieser späte Leibl oder jener frühe Trübner für den und den Amateur in Frage kommt, und was für einen Menzel ein Impressionistensammler nehmen könnte und was für einen er bestimmt ausließe. Und als Rembrandts „Mühle" frei wurde, nannte man unter den amerikanischen Sammlern nur einige wenige und wußte, daß andere, die ebenso reich waren, keinesfalls in Betracht kämen. Ein orientierter Auktionator braucht sich, wenn er mit dem Fragen durch die Augen arbeitet, bei derartigen Bildern kaum mit dem langsamen Hochbieten aufzuhalten, sondern er fühlt und sieht, daß jenseits einer bestimmten Summe der und jener mit dem Kopf nickt und wer der Mann ist oder sein wird, der dann den Bleistift hebt. Die andern, das Publikum, brauchen es ja nicht zu merken. Auch wenn ein neuer Sammler auftritt, wie es während des Krieges mehrfach geschah, liegen die Dinge noch relativ einfach. Kennt der Auktionator den Mann nicht, so fühlt er es doch an der Stimmung der andern Reflektanten, ob es ernst wird und wieweit der Mann beeinflußbar ist oder nicht. Zufallskäufer spielen, wenigstens bei großen Objekten, keine wesentliche Rolle. Sie treten meist in der Schar der Anfangsbieter auf. Wenns hochkommt, haben sie Angst und geben den Kampf auf, in dem Gefühl der Unsicherheit, in dem sie nicht wissen, bis zu welcher Grenze ein Kauf noch vernünftig ist. Ihnen tut es dann hinterher doch leid, daß sie einen Cézanne ausließen, den dann ein berühmter Sammler um wenige tausend Mark mehr erstanden hat, erstehen konnte, weil er genau wußte, daß er nicht nur den Preis bezahlt, sondern ihn auch macht. Das wahre Verständnis und das wahre Unverständnis liegen meistens sehr dicht beieinander, und wenn beim nächsten Cézanneverkauf der Zufallskäufer nun doch, kühn gemacht, bis zuletzt durchhält und den Zuschlag bekommt, so ist das dann wahrscheinlich ein Bild mit irgendeinem Schönheitsfehler, den der andre, der nur bis zu einer bestimmten Grenze mitging, kannte oder sofort sah.

Die großen Sammler bieten oft nicht selber, sondern lassen durch einen Dritten bieten und sitzen nur stumm dabei. Einmal, weil sie nicht von Spaßvögeln, böswilligen Neidern oder ernsthaften Konkurrenten unnütz hinaufgetrieben werden wollen. Denn wenn gewisse Elemente im Publikum

merken, daß ein Mann, der schon vierzig Daumiers hat, von Anfang an bei einem Hauptbild, sagen wir bei der „Revolte", sich beteiligt, so wissen sie, daß er sich wahrscheinlich keine Limite gesetzt hat, sondern notfalls die „Revolte" à tout prix haben will, und dann steigern sie aus Vergnügungssucht oder aus angeborener Bosheit oder aus Interesse (weil sie vielleicht selber mit Daumiers handeln und weil ihnen natürlich dann ein möglichst hoher Rekordpreis für Daumier eine gute Konjunktur in Aussicht stellt) oder aus irgend welchen noch dunkleren Motiven bis ins Endlose hinein und machen ihm das Bild teuer. Bietet aber ein Dritter, den man nicht kennt, oder auch ein Agent, den man kennt, für ihn, so weiß man natürlich, daß dieser Agent im Auftrag handelt. Man weiß aber nicht für wen, denn es könnten am Ende doch mehrere Interessenten für das Bild da sein, und so werden die Treiber vorsichtig. Dann aber vermeiden die seriösen Käufer das persönliche Mitbieten auch aus dem Grunde gerne, weil es sehr absorbiert und die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Es ist aber gut, auch auf die allgemeinen Vorgänge des Aktes achten zu können, die Umwelt im Auge zu behalten — um möglichst den eventuellen Gegner festzustellen und danach schnell Entschließungen zu treffen. Auch will, wer ernsthaft zu kaufen beabsichtigt, gern die Hände frei haben, um in entscheidenden Augenblicken bluffen zu können. Gewiegte Käufer haben ihre geheimen Kniffe, mit denen sie manchmal ihre wahren Absichten verschleiern, durch geheucheltes Interesse für ein ihnen gleichgültiges Bild, durch absichtliches Niederhalten des Tempos und dergleichen Dinge. Was das für dergleichen Dinge sind, entzieht sich jedoch einer öffentlichen Behandlung. Nicht als ob sie kriminell wären — der Bluff ist meistens viel harmloser als man annimmt und ernsthafte Sammler hüten sich vor jeder Inkorrektheit —; aber jeder hat seine eigenen Erfahrungen und seine erprobte Taktik, die man nicht gerne ausplaudert und zur Nachahmung empfiehlt. Und wenn es auch keinen einzigen Trick gibt, der immer wirkt und man sich vielmehr sein Vorgehen vom Einzelfall und vom Augenblick eingeben lassen muß, gewisse Beobachtungen der Auktionspsychologie allgemeiner Art treffen fast immer zu, und die muß eben jeder selber machen.

Das Hauptkontingent bei Versteigerungen stellen die Kunsthändler, da sie am Ausgang der Sache am lebhaftesten interessiert sind. Zunächst brauchen sie Ware. Denn bei dem heutigen Stande des Kunstmarktes, wie er seit etwa sechs Jahren andauert, ist es für einen Kunsthändler nicht das Schwierige, Käufer zu finden, sondern Bilder aufzutreiben. Die guten Bilder sind selten geworden in Deutschland. Unter der Hand oder im kleinen Besitz gibt es bald gar nichts mehr, fast alle großen, das heißt teuren Künstler sind tot, und die wenigen noch lebenden verkaufen nur an ihren eigenen Händler. Daher bietet sich eine Einkaufsgelegenheit von

Belang eigentlich nur bei Auflösung und Versteigerung berühmten und angesehenen Besitzes, und so wird oft der Endkampf zwischen zwei Händlern oder Händlergruppen ausgefochten. Auf die Höhe des Preises kommt es ihnen nicht immer so sehr an, wie etwa dem Museum oder dem Privatsammler, sondern überhaupt auf das Haben oder Nichthaben. Wenn heute Menzels „Theâtre Gymnase“ unter den Hammer käme und wenn Pächter noch lebte, wäre es Ehrensache für ihn, für seine Firma, für seinen guten Ruf, das Bild keinem seiner Konkurrenten zu lassen. Es wäre wie eine Thronabdankung und ein Gang in die freiwillige Verbannung. „Pächter läßt Menzel fallen; er hat überhaupt nur noch Sinn für chinesische Keramik.“ Der Preis darf keine Rolle spielen gegenüber dem Renommee; spielt auch keine Rolle, denn da die Ware, wenn sie ersten Ranges ist, konkurrenzlos ist, macht nachher in der Praxis des Weiterverkaufs eine Differenz von zehn- oder zwanzigtausend Mark keinen großen Unterschied. (Man kann statt Menzel auch Liebermann oder Leibl sagen und statt Pächter die Namen der größten deutschen Händler; die Sache, das Prinzip bleiben dieselben.) Auf jeder großen Auktion kann jeder Händler, wenn er planvoll vorgeht, vorteilhaft kaufen. Die Interessensphären der verschiedenen Kunsthändler haben sich so gesondert, daß auch die kleineren unter ihnen, wenn sie ein Sondergebiet pflegen, ihren Bestand nutzbringend bereichern können.

Aber für den Kunsthandel existiert noch ein anderer Beweggrund, der ihn treibt, auf alle Fälle dabei zu sein. Auch das hängt, vielleicht nur indirekt, mit seiner Spezialisierung zusammen. Der Händler ist nicht nur Käufer für die vorliegende Ware, sondern er war auch einmal Verkäufer dieser selben Ware. Daher muß er natürlich daran interessiert sein, daß die Ware seines Spezialgebietes nicht im Kurse fällt. Das will er und muß er verhüten. Wenn in einer Sammlung, in der vierzig Meisterwerke sind, hundert Werke zweiten Ranges sich befinden, denen durch die Vortrefflichkeit jener die Hauptteilnahme absorbierenden vierzig die Gefahr des Preissturzes droht oder drohen könnte (könnte; denn es kann auch umgekehrt kommen, daß nämlich die Preise für minder Gutes hochgerissen werden und daß sich die Spekulation gerade auf die Nebenwerte stürzt), dann treibt der Kunsthandel die von ihm stammende Ware zweiten Ranges bis zur früheren Höhe hinauf und kauft sie zurück. Zwar weiß er im Augenblick nicht, was er damit anfangen soll, denn zehn Bilder zweiten Ranges verkaufen sich, auch wenn sie zehnmal billiger sind, schwerer als ein Bild ersten Ranges. Aber dieses Risiko erscheint ihm immer noch geringer als eine allgemeine Baissebewegung, die direkt existenzgefährdend sein kann. Sechs gute Trübners gegen zwanzig Bilder der Scholle können dem Kunsthandel der Scholle, wenn er nicht aufpaßt, vorübergehend sehr peinlich werden.

Endlich aber wirkt eine Auktion belebend auf das ganze Kunstgeschäft.

Man hat ja die Käufer und Interessenten nie so vollzählig beisammen wie bei einer großen Auktion, und das Trostrennen, das nach Schluß der Veranstaltung gelaufen wird, bringt oft sehr große Resultate, weil diejenigen, die bei der Versteigerung leer ausgehen, nicht gerne mit ganz leeren Händen nach Hause kommen. Hat der Kunsthändler, bei dem die Auktion stattfindet, einen Bilderstock, an dessen Besitz er hängt, so tut er gut daran, ihn vorher auf die Seite zu schaffen, ihn etwa auf eine auswärtige Leihausstellung zu schicken, weil es sonst schwer ist, den Angriff der Kauflustigen abzuschlagen. Aber auch die Händler von auswärts machen gelegentlich einer großen Versteigerung oft sehr große Umsätze. Man kann feststellen, daß an den Auktionstagen in den großen Hotels die Namen der fremden Kunsthändler meistens nicht neben einer Zimmernummer stehen, sondern neben mehreren. In den anderen Zimmern wohnen die Bilder, die sie mitgebracht haben, und tatsächlich werden hier bis spät in die Nacht hinein Geschäfte besprochen und abgeschlossen. Ein Bild von Thoma für fünfzigtausend Mark, das kürzlich ein Uhr vierzig nachts in einem Hotelzimmer erworben wurde, dankt seinen Besitzerwechsel wohl nur der Hochstimmung, in der sich das Publikum erfahrungsgemäß an Auktionstagen befindet. Und wenn ein Antiquar eine Graphikauktion abhalten will und um das Datum verlegen ist, kann er nichts Besseres tun, als seine Versteigerung für den Tag nach einer großen Gemäldeauktion anzusetzen. Das Interesse ist dann am wachsten. —

Besitzer, Auktionator, Museum, Sammler, Käufer, Händler, Agent und Publikum, deren Interessen an der Angelegenheit während der Auktion oft auseinanderlaufen und sich gegenseitig befehden, sie alle sind aber über die Ziele und Zwecke des Tages hinaus doch wieder gemeinschaftlich verbunden in dem Interesse an der dauernden Bedeutung der Kunstversteigerung: an der Preisfestsetzung und an der Preisregulierung. Die geht sie alle in gleicher Weise an, ob nun einer gewonnen oder verloren hat. Der Maßstab, den die Auktion festgesetzt hat, ist für alle in gewisser Weise bindend, so zufallsmäßig er manchmal auch sein mag. Denn wir haben nun einmal keinen anderen Maßstab, und so wie ein Reichstagsabgeordneter, der mit knapper Majorität seinen Sitz im Parlament gewonnen hat, nach der Wahl doch als der Vertreter der gesamten Wählerschaft gilt, ebenso ist Leibl nach einer Auktion so und so teuer, ganz gleich, ob der Besitzer ihn beim Erwerb aus dem freien Kunsthandel einst billiger oder auch teurer bezahlt hat. Im großen gesehen bieten ja auch die Auktionen, weil sie öffentlich stattfinden, die einzige Möglichkeit, um Wertsteigerung oder Wertminderung festzustellen. Als die „Danseuse à la barre“ von Degas auf der Auktion Rouart 315000 Franken brachte, erklärte der alte Degas, der dabei war, daß er das Bild seinerzeit für hundert Franken

verkauft habe – vielleicht die größte Wertsteigerung, die je ein Bild eines lebenden Meisters erfahren hat. Ohne die Versteigerung wäre aber dieses Bild wohl nie so teuer geworden, denn die Erben Rouarts hatten es dem Louvre für 200000 Franken überlassen wollen, und daher bildete diese Summe von 200000 Franken von vornherein ein Minimum, das ohne öffentlichen Wettbewerb in diesem Maße wohl nicht wäre überschritten worden. Im allgemeinen geht die Wertsteigerung auch bei Bildern ersten Ranges langsam vor sich, oft ist sie Rückschlägen ausgesetzt und hat auch in höheren Sphären, also jenseits von 25000 Mark, stark zu kämpfen, um nur frühere Rekorde zu halten. Wenn man bedenkt, daß Liebermanns „Konservenmacherinnen", die den sogenannten Phantasiepreis von 61000 Mark brachten, vor fünf Jahren von ihrem Besitzer um etwas mehr als 40000 Mark erworben wurden, so kann man selbst diesen Preis nicht anormal nennen, wenn man fünfmal fünf Prozent Zinsen und die Auktionsabgaben in Anschlag bringt.

Während in Deutschland, Frankreich und England und, soweit holländische Kunst in Frage kommt, auch in Holland die Preisbewegung für Kunstwerke einen einigermaßen normalen Verlauf zu nehmen pflegt, bietet das Konkurrenzland Amerika auch hier die sprunghaftesten Überraschungen. Der amerikanische Markt hat etwas Unberechenbares. Daß die deutschen Bilder der Sammlung Reisinger in Newyork fast sämtlich sehr niedrig bewertet wurden, mag politische und Stimmungsgründe haben, alles Deutsche erfreut sich drüben einer weitgehenden Unbeliebtheit, und darunter mußten natürlich auch Leibl und Trübner und Liebermann leiden. Aber selbst bei Bildern alter Meister, die doch allem politischen und nationalen Streit längst entrückt sind, zeigt sich der amerikanische Markt durchaus nicht so fest wie der kontinentale. Wenn man immer sagt, jedes gute alte Bild sei in Amerika sicher zu verkaufen, so gehört auch diese Meinung wie so viele andere über amerikanische Kunstverhältnisse verbreitete in das Reich der Legende. Ein Bild kann noch so gut und noch so echt, es kann von Friedländer und Bode und Hoofstede und Bredius übereinstimmend beglaubigt sein und trotzdem kann es in Newyork vorkommen, daß es noch nicht einmal den Preis bringt, den die Honorarkosten für die Atteste betragen. Die Amerikaner wollen immer etwas anderes als die anderen, und mit wenigen Ausnahmen sind sie auch alten Bildern gegenüber kunsthistorisch nicht orientiert und nicht interessiert. Als Katholina Lambert, der seit fünfzig Jahren sammelt, in diesem Jahre versteigern mußte und vier Millionen Mark erwarten konnte, gingen nur zwei Millionen ein. Die Amerikaner wollten nicht, die Sammlung war ihnen zu gemischt und hatte keinen so guten Ruf wie die später entstandenen Privatgalerien. Fast alle großen Stücke hatten eine erschreckende Wertminderung zu verzeichnen. Durand-Ruel konnte einen guten Tintoretto für 20000 Franken kaufen, der

bei Nemes 200000 Franken gebracht hätte, Colnaghi erwarb ein Rundbild von Botticelli, „Madonna mit Kind", prachtvoll, ganz eigenhändig und mit Recht als der Favorit der Auktion angesehen, für 100000 Franken, trotzdem Lambert ihn dreizehn Jahre vorher mit einer Million Franken bei Agnew bezahlt hatte. Also zehnfache Kursverluste. Dergleichen Maßstäbe darf man nicht ohne weiteres auf den europäischen Kunsthandel übertragen, das gibt es nur in Amerika, wo der Trustgedanke auch im Sammlerwesen seine Rolle spielt. Widener, Johnson, Frick, Altman und Huntington würde Ähnliches nicht passieren, und zwar nicht nur, weil ihre Sammlungen reiner und ihre Bilderzuschreibungen durchweg in Ordnung sind, sondern auch weil sie in Kunstfragen eben zum „smart set" gehören, zu dem, was man in der gesellschaftlichen Rangordnung so „die Elite" nennt, die auf Kastengeist hält.

Abgesehen von solchen Kunststeigerungen und Preisstürzen, die hüben wie drüben nur Ausnahmefälle, wenn auch besonders interessante, bilden, ist nur durch den Erfolg einer Auktion die vermutete Marktlage zu umschreiben und zu rechtfertigen. Es kommt nicht darauf an, ob Leibl steigt, sondern in welchem Tempo er steigt und wie von der Preisbewegung der Hauptmeister die Nebenwerte beeinflußt werden. Es können im Laufe eines Jahres noch so viele Spitzwegs teuer verkauft werden, erst wenn in einer Versteigerung ein Dutzend normaler Spitzwegs die Durchschnittspreise des Jahres halten, weiß man, daß die Nachfrage vorläufig immer noch andauert — weil bei einer Auktion die Geschicklichkeit des Verkäufers, die Geschicklichkeit seines Zuredens wegfällt.

So hat die Auktion, und das ist vielleicht ihr bleibendstes Interesse, auch die Bedeutung, den Wert einer ganzen Kunstrichtung oder einer Kunstmode zu erweisen. Es war ein Risiko gefährlichster Art, mitten im Kriege die Sammlung Stern mit ihren vielen französischen Bildern zur Versteigerung zu bringen. Jetzt mußte es sich erweisen, ob der französische Impressionismus auch trotz des Krieges als Wert geschätzt blieb, oder ob die recht hatten, die immer behaupteten, das sei eine künstlich von einem pariserisch-berlinerischen Kunsthändlerkonzern gemachte Bewegung. Paris fehlte, und die Bilder, durchaus nicht alles Werke ersten Ranges, fanden Liebhaber zu über dem Durchschnitt stehenden Preisen, vornehmlich in Deutschen, dann aber auch in Schweden und Dänen und Holländern. Daß diese in manchen Fällen Sieger blieben, hängt natürlich auch mit Valutafragen zusammen: wenn ein dänisches Museum für einen mäßigen Degas 25000 Mark gab, so kostete er ja, wegen des billigen Kurses der Mark, eigentlich nur 15000 Mark. Aber andrerseits beweist das doch, daß der Impressionismus nicht nur für die törichten Deutschen erfunden wurde. Andere Völker befinden sich in der gleichen Verdammnis. Die Kraftprobe war gelungen. — Und als dann die Sammlung Schmeil mit

ihren deutschen und wesentlich Münchener Bildern unter den Hammer kam, galt es die Gegenprobe: es war abzuwarten, ob die vielbeschriene „Herabwertung deutscher Kunst durch die französische Mode" wirklich eine Tatsache war oder nur eine Phrase. Und auch diese Gegenprobe gelang. Nicht darauf kommt es an, ob ein alter Liebermann 62000 Mark brachte oder ein guter, wenn auch nicht großer Leibl 40000 Mark. Sondern als festgestellt, als durch Barverkauf zahlenmäßig erwiesen war, daß ein riesiges, schwer unterzubringendes Stilleben von Schuch für gleichfalls 40000 Mark einen Käufer fand, als Spitzwegs mittlerer Qualität bei 10000 Mark heiß umstritten waren, als Stäbli 6000 Mark kostete, Habermann ebenfalls, Uhde 12000 und Zügel 17000 Mark, da wußte man, daß von einer Schädigung deutscher Kunst als solcher keine Rede sein kann. Wenn ein Zügel soviel kostet wie ein sehr guter Pissarro, dann können sich die, die um das Schicksal deutscher Malerei besorgt waren, getrost beruhigen.

Gewiß darf man die Verhältnisse, die durch die Kriegszeit entstanden, nicht als bindend für alle Zukunft ansehen. Mancher hohe Preis für zeitgenössische Malerei mag sich auch mit durch Kriegsgewinnerwägungen erklären. Bilder lebender deutscher Meister werden zur Kriegsgewinnsteuer nicht herangezogen. Und andrerseits kann man jetzt für Geld nicht viel anderes kaufen als Kunst. Perlen und Diamanten werden versteuert, Automobile bekommt man nicht, Auslandsreisen kann man nicht machen, und in Nahrungsmitteln kann man sein Geld auch nicht anlegen und verprassen, weil es keine gibt. Und wenn heute jemand aus seinem Kriegsgewinn von einer Million Mark sich einen Liebermann für 60000 Mark kauft, so kostet er ihn ja eigentlich nur 30000 Mark. Kaufte er ihn nicht, so würden ihm ja fünfzig Prozent Kriegsgewinnsteuer abgezogen werden. Das spielt natürlich mit in diese Fragen hinein; aber doch nicht so allgemein und ausschlaggebend, wie angenommen wird. Zunächst sind ja nicht alle Käufer Kriegsgewinner, sondern einen großen Prozentsatz bilden die alten Sammler mit ihren soliden Mitteln. Auf der anderen Seite aber muß man darauf hinweisen, daß der junge Reichtum, der über Nacht an der Granatendrehbank entstandene, noch nicht so weit ist, die Art von Kunst zu kaufen, auf die es uns hier ankommt und die allein uns interessiert. Der kauft einstweilen ganz andere Dinge, Kunststücke statt Kunstwerke, und zwar an Stellen, die wir gar nicht kennen. Wenn nach dem Kriege der Kriegsgewinn seine wegen der Steuer in Bildern versteckten Überschüsse wieder realisieren will und sich an den Kunstmarkt wendet, wird er Kursverlust von mehr als fünfzig Prozent erleben. Und wenn er sich dann wegen Übervorteiltsein beschwert, wird ihm, als einziger Maßstab und Wertmesser, nichts anderes übrig bleiben als — die Auktion.

***

Adam

Eine Legende von Emil Lucka

Der laue Mittagswind ging durch die Krone der Zedern und trug Wohlgeruch von Aſt zu Aſt, von Blatt zu Blatt. Goldenſchwere Früchte ruhten in Neſtern von Laub, eine löſte ſich und fiel und verſchwand aufklopfend ins hohe Gras. Vögel, rot gefiedert, ſtelzten auf dürren gelben Beinen und ſtachen den Schnabel, der einem Meſſer glich, ins ſüße Fleiſch der Früchte ein, und tranken den Saft. Eine Eidechſe fuhr ſchillernd durchs Gras – in einen ſcherenweit offenen Schnabel, der ſie umfaßte und vom Boden hob; ohnmächtig wand ſich der feine Leib. Aber ſchon ſchnellte aus den Farnkräutern ein Luchs und umklammerte den Vogel und biß ihm den Hals durch; die Eidechſe fiel zerfetzt nieder und mühte ſich, noch weiter zu kriechen. Die großen Vögel entwichen mit Kreiſchen und Flügelſchlagen. Gierig ſog der Luchs an dem offenen Hals, der wie eine Röhre Blut ausſpie. Die hohen gelben Beine des Vogels waren umgebrochen, das Raubtier lag über dem zuckenden Leib. Aber es konnte ſein Mahl nicht beenden. Eine ſchwarze Pantherkatze mit grün geſchlitzten Augen ließ ſich vom unterſten dicken Aſt herabfallen und drückte den Schädel des Luchſes mit ihrer Pranke ein. Sie ſchlürfte das brodelnde Hirn aus der Knochenſchale und ſchlug mit dem ſchweren, ſtarken Schweif umher, daß Blumen und Halme brachen. Dann zermalmte ſie unter ihrem Leib die Knochen des Vogels und des Luchſes und ſchlief ein.

Mittag brütete über der Wildnis, dunkelblau ſtrahlte der See. Und im Blau ſchwebten weiße Flocken: Schwäne, Kopf und Hals unterm Gefieder verborgen. Schlanke Fiſche im Perlmutterkleid ſtiegen herauf, die Stille des Mittags zu nützen, und ſchnappten nach den umſummenden Fliegen. Die gelben Waſſerroſen ſchwammen regungslos in die Ferne, alles Vogelſingen war verſtummt. Hoch über Eden flimmerte neu erſchaffener, golden-blauer Frühling.

Die unſichtbare Stimme des Mittags ſprach: „Gut iſt alles, Tier, Vogel und Fiſch! Jedes weiß ſich Nahrung zu finden, eines am Leib des andern! Aber dumpf leben ſie und ſchauen nicht hinein ins Werden der Zeit! Am Tag wiſſen ſie nicht, daß Nacht ſein wird, und haben doch ſchon fünf Tage und fünf Nächte geſehen! Niemals werden ſies wiſſen! Das ſchwächere Tier wird vom ſtärkeren eingeſchlungen und weiß nicht, daß es vergehen muß! Zu gering ſind ſie für mein Werk!" – Ein Wind ging in die Ebene aus und umſchlang jedes Tieres Leib mit taſtenden Händen und fand keines, das vollkommen geweſen wäre. Der Wind kehrte wider und die Stimme ſprach: „Noch einmal muß ich ſchaffen

und mir einen Knecht bilden zum großen Kampf, einen Knecht, der alles sieht, was um ihn her ist, der es wohl zu gebrauchen weiß! Er und sein Geschlecht sollen mir helfen! Wie schaff ich ihn? – Gierig nach Blut und Herrschaft sei der Sinn meines Knechtes wie der Wille des Panthers, der seine Beute beschleicht und den Saft ihres Schädels trinkt! Aber nicht in Dumpfheit möge er seine Gier stillen – meinen Befehl empfange er und übe er jeden Tag! Er soll Herr sein über die Tiere, allesamt müssen sie ihm dienen, wie er mir diene!" – Eine schwarze Wolke trat jäh vors Licht, verirrtes Flüstern ging durch Eden. Und es klang aus aufbrechendem Donner: „All das Getier tötet, um satt zu werden! Knecht du, der den Haß kennt, der die Wollust des Tötens findet!"

Blitzsamen sprang aus gewaltigen Händen übers Land. Die Tiere jagten in Angst durch Eden und heulten und verkrochen sich wieder unterm Zucken der blauen Speere. Aus einer Erdfurche stieg Adam. Er stand und regte sich nicht. – „Geh!" sprach die Stimme. Adam entriß sich der Scholle mit schweren Füßen und ging. – „Steh!" – Adam stand. Seine Lider hatten sich noch nicht voneinander gelöst. – „Heb dein Gesicht auf und blick umher!!" – Da sah Adam breite Stämme; ein Affe hing nieder und bot ihm eine Frucht. – „Iß!" – Adam zehrte die Frucht auf, und dann griff er den Arm des Tieres und riß ihn vom Rumpf und aß. Schreiend entschlüpfte der Affe und fiel zu Boden. Adam tat einen Satz – und faßte und aß. Die Stimme des Mittags lachte. – „Du heißest Knecht!"

Adam ging durch den Garten und würgte alles Getier, das ihm nahe kam. Die Panther traten aus seinem Weg, denn sie wußten nicht, ob er ein starkes Tier sei oder ein schwaches. Die Affen warfen Früchte vom Geäst und schrien, die großen Vögel im Gras achteten seiner nicht. Wenn die Welt dunkel war, lag Adam und schlief. Und kam ein nächtiges Tigertier, an ihm zu riechen, so schlug er ihm mit der Faust über die Stirn und schlief von neuem. Da sprach die Stimme am Mittag: „Tier unter Tieren! Und ich wollte mir doch einen Knecht schaffen zum großen Kampf! Er hat die Gabe des Redens und weiß nicht um sie! Vielleicht daß er aus seiner Blödigkeit aufwacht, wenn ich ihm die Gefährtin gebe gleich allen anderen Tieren. Eine Knechtin sei, damit er rede! Hunger sei, damit er hineinschaue ins Werden der Zeit! Er soll bei mir stehen im großen Kampf!"

Und die Stimme rief: „Knecht! Grab die Erde auf, wo du stehst!" – Adam kniete und grub mit seinen Händen. – „Nicht mit den Nägeln sollst du graben wie die Tiere! Nimm in beide Hände den langen spitzigen Stein, der neben dir liegt, er wird dir dienen!" – Adam tat, wie ihm befohlen war, und grub, stumpfen Auges, Stich um Stich. Und die

Stimme am Mittag sprach: „Lang wird es währen, bis dieses zweibeinige Tier Knecht wird fürs große Werk!"

Adam wühlte bis zum Abend. Dann fing er einen Hasen, der nah weidete, und sog das Blut und aß das Fleisch und sank schlaftrunken nieder. Aber er fand keine Ruhe in dieser Nacht. Wieder faßte er sein Werkzeug und grub tiefer und tiefer. Als der erste Morgenvogel zu singen anhub, traf Adams Hand auf etwas Weiches. Er legte den Stein fort und tastete weiter — Fleisch, das seinem Fleische glich! Da ballte sich das blöde Aug zu einem starken Blick und umkreiste, was ihm die Erde gab. Seine Hände gruben mit Bedacht — und fanden ein Wesen, anders als die Tiere, die er in Eden gesehen hatte. Er hob die Frau aus der Tiefe, wusch sie am nahen Wasserquell von Erde rein und bettete sie ins Gras. Da lag sie mit geschlossenen Augen. Die Sonne stieg auf und überglänzte den weißen Leib.

Eine Eidechse huschte ihren Arm entlang. Adam ergriff das Tier und schleuderte es weit fort. Und er scheuchte vom Schlafe der Frau Vögel und Käfer. Bis zum Mittag saß er und regte sich nicht und vergaß zu essen. Da sprach die Stimme: „Knechtin heißet sie! Tu mit ihr, wie Luchs mit Lüchsin tut, Wolf mit Wölfin!"

Adam blickte um sich, zu erspähen, woher ihm die Stimme kam. Zum erstenmal war Frage in ihm und Begierde, zu schauen und zu begreifen.

Er sah die Frau — groß waren zwei Augen aufgegangen, sie blinzten gegen die Sonne. Adam faßte ein Huflattichblatt und schützte dies neue Aug vor dem Grellen. Seine Blicke schwebten über dem Antlitz und tauchten in die schimmernden Augen ein. Er tat die Lippen voneinander und sprach sein erstes Wort: „Ewa!"

Drohend tönte die Stimme: „Sie ist Knechtin geheißen!"

Doch Adam sprach: „Ewa!" — Durch seine Brust quoll Neues: er fühlte, daß er nicht Gras war und nicht Vogel und nicht Tier — er war Anderes, Größeres! Wieder blickte er in die Augen der Frau und fand sich selber und fand die Welt. Er reckte sich hoch auf und hob die Arme. Er sah den Himmel und das große Licht — und staunte. Adam wußte plötzlich, daß Himmel über ihm gewölbt war, daß ihm Sonne Licht gab. Die Wildnis — riesige Sykomoren, von Lianen umkränzt, bargen im Laub rot glühende Früchte. Bis zu dieser Stunde hatte er immer nur ergriffen und verzehrt. Jetzt sah er ohne Begier. Sein Herz ging weit auf und fühlte: Schön! — Klar stand sein Aug über dem Auge Ewas.

Aber die Macht rief nahe und fürchterlich: „Was stehst du träge? Tu, wie Luchs mit Lüchsin tut, Wolf mit Wölfin, Knecht!"

Adam hob trotzig den Blick dort hinauf, wo die Stimme erschollen war — Wille wuchs in ihm!

Und die Macht ließ sich vernehmen: „Fall nieder, Knecht, und bete an! Daß du mir dienest, hab ich dich geschaffen!"

Doch Adam sprach klaren Auges: „Wer bist du? Ich kenne dich nicht!"

„Du wagst zu fragen? In den Staub vor dem, der dich geschaffen!" — Das Rauschen in Eden erstummte und starb — Der Mensch! Selbst hatte er sich einen Willen gegründet!

In Adam brannte die neue Kraft. — „Ich will dich kennen! Ich will dich sehen! Was verlangst du von mir?"

„Ich habe dich geschaffen, daß du mir im großen Kampfe dienest!"

„Gegen wen kämpfest du?"

„Gegen ihn, der zu stark ist für mich! Ich brauche Krieger, und du sollst sie mir schaffen mit dem Weibe! Dazu ward es dir gegeben!"

„Was willst du von mir und den Meinen?"

„In dunkler Ewigkeit geht der Kampf. Blick um dich — das Wasser und die Feste und das Meer der Luft hab ich aufgerichtet, Getier und Vögel und Fische hab ich mit meinen Händen gebildet, und Sonne und Gestirne und Tag und Nacht. So hab ich die Welt hineingesetzt in die schwarze Ewigkeit. Sie ist mir untertan! Ich habe die Zeit geschaffen und was sich in ihr regt — mein Werk! In jedem Geschöpf bin ich, das andere tötet und schlingt! Und du sollst der wahre Knecht sein! Denn Voraussicht und Verstand sind in dir und werden immer mächtiger in deinen Söhnen und Sohnessöhnen. Über alles Wesen wirst du herrschen — es ist dein! Wirf dich nieder, Knecht! Du bist mein Schwert gegen ihn!"

„Wer ist Er?" fragte Adam.

„Er nennt sich nicht! Aber jählings flammt er in dir auf und will dich verleiten, Mensch zu heißen, nicht Knecht."

Adam sah in das offene Auge Ewas. Und dann hob er die Stirn: „Ihn erwähl ich mir! Ich will nicht dein Knecht sein, sondern Mensch und mein eigen!"

Im Donner sprach die Stimme: „Ich kann dich zerschmettern und wieder zu Erde machen, wie ich dich aus Erde gemacht habe!"

„Ihn kannst du nicht zerschmettern, denn er ist jetzt in mir!"

„Das hast du im Auge des Weibes geschöpft!" sprach die Stimme. Und ein Blitz fuhr nieder — Ewa brannte in einer hohen weißen Flamme: „Beuge dich, Knecht! Ich hab sie dir wieder genommen!"

Aber Adam griff in die Flammen — sie bogen sich seiner Hand, und er hielt ein blendendes Schwert und schwang es weit aus — der Brand verzuckte, nur Asche knisterte, wo Ewa gelegen hatte. Und Adam rief: „Bist du der Herr der Flamme?"

„Der bin ich! Wirf das Schwert von dir! Es wird dich verzehren!"

„Mit ihm will ich den Herrn der Flamme schlagen!"

Da fuhren Blitz und Donner vom Himmel, die Vögel kreischten aus den Ästen ins Gras, übers Gefild ergossen sich die Gewässer und ersäuften jedes Tier. Feuer sprang von Baum zu Baum, rotglühend verging Eden unter der erdunkelnden Sonne. Aber Adam schwang das Schwert, das er dem Feuer entwunden hatte, und ging durch den Brand und spaltete die ehernen Tore. Er schüttelte den Namen Knecht von sich ab, daß er stinkend in Sümpfe fiel, und wußte in Freiheit das Gute und das Böse.

Adam schritt in die Wüste hinein, die um Eden war. Tagelang ging er und fand keine Nahrung für seinen Leib. Er schlang gelben Sand, aber er wurde nicht satt davon. Eine Viper stach den Essenden in die Lippe, daß er sich heulend wand. — Da sprach die Stimme im versehrenden Brande des Mittags: „Du gehst in deinen Tod! Beuge das Knie dem Herrn, der dich geschaffen hat! Dann wirst du satt werden, und der Schmerz weicht von dir!" — Doch Adam saß gekrümmt und regte sich nicht. Er umklammerte sein Schwert — in grauen Fetzen schälte die Haut von den Fingern.

Adam ging weiter, durch schwefelqualmende Wüsten. Von seiner Lippe träufelte Gift und deckte den Leib mit blutigen Schwären. Lag er ruhend, so tastete grünes Gewürm heran. Die Stimme der Wüste rief: „Beuge dich!"

Und Adam beugte seine Stirn und sprach: „Hilf mir, Mächtiger!" „Wirf das Schwert von dir!" — Adam warf das Schwert in die Wüste — Bäume wuchsen auf und neigten ihm saftige Früchte entgegen, zwei Tauben setzten sich auf seine Hände, daß er sie würgen konnte und essen. — Die Stimme sprach: „Nimm die Blätter, die um dich stehen, und lege sie dir auf Lippe und Leib!" — Adams Wunden schlossen sich, und der Schorf fiel von seinem Leib wie Zunder. Neue Kraft rieselte ihm durch die Adern.

„Hast du erkannt," sprach der Geist, „daß du schwach bist, wenn du mir widerstehst, um in eigener Kraft zu leben?"

„Ich hab es erkannt!" — Adam senkte demütig den Blick.

„Wenn du mir allezeit dienest, dann wird es dir wohlergehen, und die Erde wird dir zu eigen sein mit allem, was sie birgt."

„Ich will dir dienen, Mächtiger!" sprach Adam. „Gib mir auch Ewa zurück!"

„Das Feuer hat sie verzehrt! Aber viele andere Frauen sollst du haben statt ihrer!"

Aus den breiten Blättern über ihm beugte sich eine Frau nieder — Adam brach sie vom Stiel, sie glitt lächelnd in seine Arme. Und er sah andere Köpfe unter den duftenden Früchten; Arme, die lebenheischend aus den Rissen des Stammes wuchsen — er trat hin und hob eine Frau ans Licht. Alle lehrten sie ihn ihre Liebe. — Und Adam begann Hütten zu

bauen und Gerät zu ſchaffen für ſich und ſein Volk, wie es ihn die Stimme des mächtigen Unſichtbaren wies. Er erhöhte ſeinem Herrn einen Altar und opferte ihm Schafe und junge Farren und tat in allem nach dem Wort des Mächtigen, der ihn verderben konnte. Die Furcht war in ſein Herz eingezogen, und er verkündete ſie den Söhnen, die um ihn wuchſen.

Manchmal, in roten Abendſtunden, gedachte er der erſten Ewa und ihrer Augen, die ihm Kraft und Mut gegeben hatten. Dann fühlte er, daß er ein Knecht geworden war. Es flammte auf in ſeiner Bruſt. Das Rauſchen der Nacht um ihn her war plötzliches Aufrauſchen verborgener Tiefen. Er warf ſich nieder und wühlte ſein Geſicht in den Staub und zerbiß Wurzeln und Steine. Knecht! — Er kannte ſeinen Herrn nicht, aber er wußte, daß er einem unbekannten Werk fronte. Er ſprang auf und brach einen jungen Baum um und ſtürmte in die leere Wüſte, die ſein Reich umrandete, fing den ſtärkſten der Löwen und würgte ihn zu Tod. Als ob ſeine eigene Kraft den Mächtigen überwältigt hätte! Dann kauerte er nieder und ſtarrte in den Sand und regte ſich nicht. Doch am Morgen ging er müde den alten Weg. Er fand Weiber und Kinder und grub den Acker um und ſäte Korn in die Furchen, wie es ihn ſein Herr gelehrt hatte.

An einem jungen Frühlingstag machte ſich Adam auf, um Holz zu brechen für Spaten und Haue. Ein wilder Vogel ſang, den er noch niemals vernommen hatte. Adam blieb ſtehen und lauſchte; ſein Herz ſchlug hoch und ſein Aug erglomm. Und dann ging er mit ſtarken Schritten weiter und immer weiter — vielleicht würde er heute den Mächtigen ſehen und ihm die Frage ſtellen: Was willſt du von mir? — und mit ihm ringen! — Bis zum Abend wanderte er und fand mancherlei fremdes Tier, aber den Mächtigen fand er nicht. Im Verglühen der Sonne erſchien der Brand Edens und Ewas Angeſicht. Und ihm war, als ſpräche Ewa — niemals hatte er ihre Stimme gehört! Sie ſprach: „Sei nicht länger Knecht des böſen Geiſtes! Lauſche dem Hohen!“ — Und Adam trank die Glut ein, bis ihm das Geſicht verging — er konnte nicht mehr aus fremder Kraft leben! Das Dunkel der Nacht war um ihn, blaues Licht floß über Baum und Gras. Adam umſchlang die Erde und fühlte ſie atmen und leben in ſchweigender Gelaſſenheit. Ihre Steine ſogen Nahrung aus Erde und Luft und wuchſen rundum und verbröckelten zu Staub. Langſam hob ſich die Spitze des Ölbaums aus dem Moder und wurde Bäumling und Stamm und ruhte in Duft und ließ ſeinen Samen niederfallen und ſchattete weit übers Land. Der Baum wurde riſſig und alt und ſchrumpfte. Neue Ölbäume ſtiegen ins Daſein und vergingen wieder. Die Geſchlechter der Tiere zogen dahin und ſuchten ihre Nahrung und lagen unter Sternen und ſtarben; Herde auf Herde wanderte durch die feuchten Wälder. In Adams Leib rauſchte das Blut, und er hörte

die Luft durch seine Haut sickern. Sein Haar verwuchs in die Gräser und bot ein Nest den Feldlerchen und ihrer Brut. Reife Samen fielen auf seine Brust und schlugen Keime und sproßten aus ihm. Das Herz Adams barg die Kraft der Welt, es trug alles Leben.

Das große Brausen der Sonne kam wieder — Adam reckte sich hoch und gab sein Aug dem Lichte dar. In Baum und Strauch und Blume zitterte der Schlag seines Herzens. Er durchschritt die Wildnis und ging den Gehöften zu. Seine Weiber waren gestorben, seine Töchter waren Urmütter geworden, die Söhne hatten mit Enkeln und Enkelsöhnen neue ferne Reiche gegründet. — Menschen kamen herbei und staunten, eine zahnlose Alte hob den Stock und rief: „Das ist er, der einst in die Wildnis gegangen! Adam, unser aller Vater! Er ist nicht anders, nicht älter geworden!" — Männer und Frauen warfen sich anbetend nieder, aber Adam trat gewaltig vor die Opferstätte — selbst hatte er sie vorzeiten dem Mächtigen aufgebaut. — „Er ist gekommen, zu sehen, ob wir eifrig sind im Dienst seines Gottes!" schrie die Hundertjährige, Adams jüngste Tochter. Doch Adam schlug den Altar in Stücke, band den Widder los, der der Opferung harrte, legte ihm die Fessel ums Gehörn und sandte ihn hinaus, in die Freiheit. Zitternd duckten sich Männer und Frauen, sie erbangten die Rache des Mächtigen. Der Widder kehrte zu den Höfen zurück. Aber Adam ging aus, mit dem Mächtigen zu ringen. Denn in ihm war Wille und Kraft.

Nach Tagen der Wanderung traf er einen Mann, der ihn des Weges fragte. Adam sprach: „Ich suche den Guten."

„Von ihm komm ich! Laß dich führen!"

Sie traten in eine Berghöhle: Die Wände glissen in kristallenem Schein, und leuchtende Kugeln waren zu Haufen geschichtet. Jede Kugel war hell wie die Sonne am Mittag. „Das ist die Gabe des Guten!" sprach der Fremde und verschwand.

Adam nahm von den Kugeln und suchte seinen Weg, bis ihm Menschen entgegenkamen. Jeder von ihnen sprach: „Herr, ich will dir dienen!" Gebückt gingen sie hinter ihm und brachten ihm Nahrung und trugen ihn auf den Schultern bis in die Stadt. Da machten sie ihn zu ihrem König. Immer wieder fand Adam den Weg zur Goldhöhle. Die Menschen bauten ihm ein schimmerndes Haus und brachten ihm ihre Frauen und ackerten die Erde für ihn und lasen sein Glück aus den Sternen.

Aber eines Nachts hatte ein anderer sich zu den Schätzen gefunden und sammelte die Knechte Adams um sich und wurde König über sie. Ein Knecht nach dem andern schlich aus Adams Haus und kam nicht wieder. Die Goldhöhle war dunkel und leer.

Da gellte in dem verlassenen Haus die Stimme des Mächtigen: „Was

bist du ohne mich, Knecht deiner Knechte! Fall aufs Angesicht und bete an! Dann will ich dir mein Gold wiedergeben und du sollst König sein über die Erde!"

„Ist das Gold von dir, nicht von dem Guten?"

Ein Lachen ging durch die Säle des Hauses, daß die Mauern borsten. „Der andere schenkt dir nichts! Von ihm wirst du kein Gut gewinnen!" — Adam sprach: „Ich will nicht deine Gaben! Selber werde ich mein Reich schaffen!" — Er zog aus der Stadt der Knechtesknechte.

Aber sie fingen ihn ein und höhnten: „Hast du uns betrogen und bist du selber ein Knecht wie wir? Dann sollst du unserem König dienen!" — und spannten ihn in ein Ackerjoch und schlugen ihn mit der Geißel, daß er den Pflug zöge. — „Ich will nicht euer Knecht sein!" — Sie lachten. — „Wo ist dein Gold?" — Und sie taten sich stark zusammen und zwangen ihn.

Als die Nacht kam, hockte Adam auf dem Steinboden, von seinem Rücken troff Blut. Herr war er gewesen, nun war er Sklave — und er fühlte doch, daß er dem Mächtigen diente jetzt wie ehedem! Er biß in seine Fesseln und röchelte vor Durst.

Der Riegel sprang auf, ein großer dicker Mann trat ins Verließ. „Ich will dich frei machen!" sprach er und begann Adams Fesseln zu lösen. Und bot ihm Wein.

Doch Adam preßte die Arme an sich und stieß den Becher um. „Wer bist du?" fragte er. „Und was begehrst du als Lohn?"

„Laß dir genügen, daß ich dir helfe!"

„Ich will dich kennen!"

„Du kennst mich — ich bin der Herr dieser Welt!"

„Warum willst du, daß ich dir untertan sei?"

„Tor! Mein Geschöpf bist du vom Anbeginn! Denn ich habe dich erschaffen am sechsten Tag meiner Zeit! Sträube dich nicht — ich bin dein Schicksal, bin dein Herr!"

Aber Adam stand hoch, Aug in Auge dem Mächtigen, mit gebundenen Händen. Und er sprach: „Ich bin keines Knecht!"

„Bist du nicht begierig, Knecht des andern zu sein, des Guten, wie du ihn einmal genannt hast?"

Adam senkte den Blick. Und dann sprach er: „Willst du mir die Wahrheit sagen? — Zeig mir den Weg, der zu ihm führt! Ich finde ihn nicht!"

Der Mann sah jetzt freundlich drein, mit roten Wangen und wohl angetan. „Ich habe die Zeit geschaffen, in der ihr lebt, mein Schwert im großen Kampf. Wie kann ein anderer in der Zeit sein, die mein ist?" — Er lächelte zufrieden. „Geschöpf bist du und lebst in meiner Welt gleich allen Wesen! Such nicht andere Reiche! Du findest sie nimmermehr!"

„Einst hast du mir gesagt, daß der große Kampf im Dunkel der Ewigkeit brütet?"

„Du magst es so nennen! — Aber wahrlich, besser wärs gewesen, ich hätte dich niemals gemacht! Denn du bist ein widerspenstiger Knecht!"

„Warum zerschmetterst du mich nicht, wie du einmal verheißen hast?"

Das Gesicht des Mannes wurde ein böses Grinsen. „Er hat sich in dir versteckt!"

Schweigend sah Adam dem Mächtigen ins Auge. Und dann sprach er: „Wo ist das Dunkel der Ewigkeit?"

„Es ist eines, ob du sagst: im Dunkel der Ewigkeit — oder ob du sagst: nirgends!"

Adam stand mächtig auf: „Kann ich nicht sagen: überall!"

Dem Fremden schrumpfte das Fleisch, seine Wangen wurden gelb und faltig, und sein Aug brannte in feindlicher Glut. „Verfluchter Knecht!" brüllte er, „wer hat dir das verraten?" — Und warf Adam nieder und verschwand stinkend.

Bis an den Morgen lag Adam ohne Besinnung. Dann kamen die Knechte und wollten ihn zur Arbeit jagen.

Aber sein Auge war steinern geworden. Er sprach: „Ich diene keinem als ihm! Nirgends und überall — das ist seine Stätte!"

Sie kreischten auf. „Überheblicher! Willst du dem großen Herrn der Welt widerstehn? Frevler! Gotteslästerer!" — Und sie rissen ihm die Kleider ab und geißelten ihn mit grünen Ruten, daß ihm die Haut borst. „Willst du dem Mächtigen dienen?" — Adam schüttelte den Kopf. — Sie schlugen ihn wiederum. „Warum beugst du dich nicht ihm, der der Herr der Welt ist?"

„Weil ich einem anderen dienen muß!"

„Wo ist er?"

In diesem Augenblick wußte Adam alles. „Er ist noch nicht in der Welt. Ich muß ihm die Stätte schaffen — mein Wille ist die Mutter, die ihn schmerzhaft gebiert!"

„So werden wir deinen Willen töten, daß dem Mächtigen ein Opfer falle!"

„Ihr könnt es nicht! Mein Wille ist mächtiger als euer Herr. Er ist der Sieger der Ewigkeit!"

Da pflanzten sie das Kreuz in die Erde und zogen Adam mit Stricken auf und schlugen ihm Nägel durch Hände und Fußknochen und ließen ihn hängen bis zum Abend. Einer fragte: „Warum hilft dir dein Gott nicht, da er so mächtig ist? Wo bleibt er jetzt?"

„Ich schaffe ihn!" sprach Adam und verschied.

Algeriſche Reiſe

von Oskar Loerke

Blida

Sand und Lehm ſah ich als den dritten afrikaniſchen Landſtreifen: die Wüſte. Über den Saharaatlas hinweg ſteigt man in den zweiten: Salz und Fels, über den Küſtenatlas hinweg in den erſten: Wein, Frucht und Blumen. Es iſt der breite Saum des Meeres.

Nirgends wurde ich ſeine Üppigkeit ſondergleichen ſo gewahr, wie auf der Fahrt von Algier nach Blida, einer nicht gar weit nach Weſten gelegenen Stadt. In Riſſen bricht die Erde auf, als müſſe ſie Munde auftun, um dem ungeſtümen Sonnenſegen zu antworten. Baumparadieſe, Blumengärten ſpringen bis an den Schienenſtrang, und manchmal denke ich, im nächſten Augenblick müßten ſie den Raum vor der Maſchine zugewuchert haben. Johannisbrotbäume halten die Fruchtbüſchel herab, Miſpelbäume ſtehen wie halbkugelförmig erſtarrte Kaskaden mit ihren tauſend gelben Bällchen. Eukalyptus und Ölbäume dazwiſchen in ſtolzerer Zurückhaltung. Zehntauſende von Mohnkreiſen, Millionen von gelben Blumen. Roſen drücken in ſolchen überquellenden Frachten auf die Mauern, als wollten ſie alles Bauwerk von Menſchenhand in den Boden drücken. Gepflegte Weinfelder meilenweit. Meilenweit Mandarinen- und Zitronenhaine, von Zypreſſenhecken quadratiſch eingefaßt. Immer wieder die ſchwarzen, ſchnurgraden lebenden Wände, wahrſcheinlich zum Windſchutz. Feigen, Kaktus und Agaven ſtehen wie Gewappnete die ganze Bahnſtrecke entlang.

Blida, die Stadt, möchte ich mit drei Beinamen benennen. Den erſten nehme ich vom Anblick ihrer Bäume und Totenäcker, die anderen beiden trägt ſie von alters her, freilich in ein und demſelben Sinne gebraucht. Der erſte Name nennt ſie die Heilige, der zweite die Roſe, der dritte die Hure.

Heilig ſind die Bäume, die uralten, dieſe ſchwankenden Türme, dieſe wehenden Berge: doppelte Platanenreihen kreuz und quer auf Plätzen und zu den Toren hinaus, Alleen aus Johannisbrotbäumen längs der Stadtmauer, die ſchwarzgrünen Pagoden der Araukarien und vor allem die vielgeſpaltenen, greiſenhaft gekrümmten, von zerreißenden Laubpelzen weithinaus übergrauten, weithinaus überklafterten Ölbäume des Heiligen Haines und des Heiligen Friedhofes von Sidi el Kebir. Dieſe Ölbäume mögen wohl die annähernd 400 Jahre ſeit Gründung der Stadt oder länger an ihren Stätten ſtehen.

In Sidi el Kebir, das vor der Mauer liegt, überdachen ſie das Grab

des Stadtgründers, Achmeds des Großen. Zu diesem greisbärtigen Totengarten im ärmlichen, schmutzigen Dörfchen strömen an Festtagen die Frommen der ganzen Umgegend. Er liegt demütig im Angesicht der Atlaskette auf ihrer ersten Stufe. Jeder seiner Olivenbäume ist ein schwebender Irrgarten für sich, worin die Äste wie krumme Straßen fast in sich selbst zurückkehren. Unter solchen Denkmalen brauchte man nicht erst umständlich in Stein zum Gedächtnis zu bauen. Nur ein paar schmale, mannshohe Tempelchen sind da und übrigens weithingestreut niedrige parallele Schwellen aus verwitterndem Stein. Sie gleichen Sarkophagen, denen die Deckel abgehoben sind. Die Deckel scheinen als Gedenktafeln tief in die Erde gerammt. Die Seelen aber fließen im blauenden Dunstgeschwele der Berge mit, die hinter den Ölbäumen aufgebaut sind, oder sie sitzen um die plötzlich aufspringenden, gleißenden Sonnenkrater in den Felsfalten, unter dem Wolkenzug, sie horchen, ob die verstummten starren Fontänen der Zypressen sich in der hohen Einsamkeit nicht rühren werden.

Fester schlafen unter den grauen, gelassenen Riesenflügeln ihrer Ölbäume, unter ihren Aleppokiefern die beiden Toten des Bois sacré. Diese Marabuts haben feste Gräber, weiße Würfel mit rundem Tor. Eine ebenfalls weiße Halbkugel bildet das Kuppeldach. Die Kubben haben dort wohl seit Anbeginn der Stadt ausgedauert, sonst ist gewiß nicht viel unter den ehrwürdigen Laubwolken gleichaltrig mit diesen.

Zweimal im vergangenen Jahrhundert hat die Erde unter Blida gebebt und die Stadt vertilgt, wer weiß, wie oft früher? Vielleicht aus Vorsicht hat man sie mit Ausnahme der Kasbah weitläufig und niedrig aufgebaut. Den Hauptteil machen die Bauten für die ungemein große Garnison und die Gassen der Frauen, welche sich der Liebe widmen, aus. Um die Stadtmauern liegen Exerzierplätze, ein großes Gestüt, Tennisplätze für die Offiziere, Obst- und Gemüsezüchtereien. Die Stadt hat etwa 20000 Einwohner, mehr als die Hälfte sind Mohammedaner. Das gibt ein buntes Wesen, zwergenhaft und zierlich, welches mit Sicherheit wieder nur die Bäume überdauern werden.

Nein, ich komme von ihnen nicht los. Ihr Schatten weihte mir sogar die Qualen und Martern, die ich sah, Martern an Menschen und Tieren. Das dauert nur ein Weilchen, denke ich. Ich habe ja keine Hilfe bereit.

Die gequälten Menschen waren Soldaten. So bepackt habe ich so schwächliche Gestalten, wie sie unter ihnen waren, noch nie gesehen. Und auch soviel Schweiß habe ich noch nie gesehen. Unter dieser Sonne glich er schmelzendem Blei. Dabei sahen die Gesichter über den Uniformen mit dem wie aus dem Sonnenlicht selbst geschnittenen schönen Rot, Grün und Blau aus, als wären sie vor Frost so mager und bebten. Die Leute mußten den steilen Weg vom Bahnhof nach dem Tore Bab el Sept

hinauf. Es ist eine kleine halbe Stunde, – aber ich ging auf der Seite der Allee unter den Wipfeln!

Eine noch größere Marter hatten die Omnibuspferde auszustehen, die einen schweren Kasten desselben Weges schleppten. Sie zwangen ihn nicht und stolperten in verzweifeltem Zickzack von einem Gehsteig nach dem anderen. Hatten sie die Straße bis zu den Bordsteinen überquert, so blieben sie erschöpft stehen, wenn sie dann auch minutenlang geprügelt wurden, blieben stehen und duldeten, atmeten spitzbrüstig, bevor sie den Wagen losruckten und hastig nach der anderen Seite herüberrissen, um dann wieder minutenlang geschlagen zu werden. Wenigstens 25 Personen saßen und standen in dem Gefährt, ein Briefträger und ein Araber sprangen unterwegs noch auf das Trittbrett, und die zwanzig Pausen der Exekution warteten sie alle andächtig ab. Zu Fuße wären sie dreimal so so schnell vorangekommen, niemand aber wollte einen Meter Fahrt verlieren, auch der Kutscher nicht, der manchmal absprang, um wüster hauen zu können, aber sich hinaufschwang, sobald er den Augenblick des Losreißens nahe glaubte. Eine Dame, die mit meinem Zuge gekommen war, wollte den Wagen verlassen, weil sie es nicht länger ertrug, aber der Kassierer haschte sie bei der Hand und drückte sie auf den Platz. Sie habe doch bezahlt und es ginge gleich weiter. Fast unerträglich war die Vorstellung, daß dieses Martyrium täglich mehrmals vor sich ginge und durch Wochen, Monate, Jahre.

Noch einmal: das nächste Erdbeben werden mit Gewißheit nur die ehrwürdigen Bäume überdauern; die Tiere sind wie sie heilig in ihrer Qual, weil sie ihnen nicht gleichaltrig werden können.

Der zweite Name Blidas heißt: die Rose. Viele Düfte mischen sich hier, biegen um die Ecken, stürzen von den Mauern, ziehen durch die Straßen. Der süße Schlaf des Orangeblühens schwebt durchs Licht. Wer will sie alle scheiden und erkennen?

Im Bizotgarten duftet die Erde selbst, als erhebe sie unsichtbare dunkle Blüten zu den Millionen sichtbarer heller. Sie ist auch hier wieder geborsten vor schwermütig dumpfem Fruchtbarkeitsdrang. Es ist leider nicht möglich, im Stummen stumm zu werden: da kommen auf schleichenden Sandalen schon wieder die Händler im roten Troddelfes, die „Führer", und ich muß diesen meinen ergebenen Dienern einem nach dem anderen Audienz erteilen. Ich sitze thronend auf einer Bank, verliere die Laune nicht und werde die Leute los. Aber sie sammeln sich draußen vor der Hecke und spähen mit Geieraugen herüber. Zuletzt ist ein kleiner nackfüßiger Strolch da, die Hände auf dem Rücken sieht er mich an, steht immer neben mir, und als ich mit befremdeten Augen an einer mächtigen Magnolie aufschaue, fühlt er seine Stunde gekommen und fängt an zu

führen. „Dies ist ein großer Baum," belehrt er mich. „So, so," antworte ich, „wie heißt er denn?" Er schweigt. Nun verhöhne ich ihn ein wenig mit demselben Kastellanston: „Das da ist wieder ein großer Baum." Er bleibt herzklopfend ernst und sagt andächtig, auf eine Araukarie zeigend: „Herr, auch das ist ein großer Baum." Er begleitet mich beherzt auch zum Park hinaus, doch vor den Geieräugigen draußen muß er die Flucht ergreifen. Diese wiederum sind durch einen riesenhaften Unteroffizier geschlagen, den bei meinem neugierigen Blick durch ein Kasernentor der Stolz packt und der sich erbietet, den Ehrensaal der Offiziere seines Regimentes zu zeigen. Nun, es ist dort wie überall: erbeutete Säbel und Flinten, im Halbrund geordnet, gehen über verblichenen Draperien auf wie die Morgensonne über Wolken, Schleifen hängen an Gedenktafeln für Kameraden, die im Kampfe mit den Eingeborenen fielen, große Festtafeln stehen auf dem Tisch in der Mitte und Trinkhumpen auf den Schränken.

Im Hotel koste ich den berühmten weißen Wein von Medea, unweit aus dem Gebirge. Er ist wie hierzulande jeder gute Weiße und Rote schwer von Sonne, aber wohl für die meisten Gäste aus dem Norden ein wenig zu süß. Immerhin, auch er hilft, die Stadt gegen Abend in ihrer Blühetrunkenheit sorgenfrei scheinen zu lassen. Außer in dem sauberen französischen Viertel, das hinter durchbrochenen, grünen Holzläden schläft, gibt es nichts, das in ihrem Leben verborgen wäre. Noch mehr als in der Hauptstadt ist hier die Straße der Kasbah Werkstatt, Ruhelager, Spieltempel. Wir haben alle unseren Alltag, aber tausend Alltage nebeneinander zu sehen, es gehört mir zu dem Festlichsten und Verzaubertsten, was sich denken läßt. Ich versuche nicht zu beschreiben, sofort würde alles zu langsam und zu schnell. Nur wenige Stationen des planlosen Ganges, an denen ich länger verweilte, will ich mir zurückrufen. Ein Weber hat den Webstuhl mitten auf der Straße, und der weiße Meisterbart schlägt in die Fäden immer mit herein. Die Zuschauer stehen gemauert, als müßten sie ein neues Gewand für sich abwarten. — Vier Pfosten, ein Dach darüber und darunter ein Kaffeebrenner. Er schüttelt und hechelt die Körner, der Rauch quillt dick in die Straße und kämpft über ihr mit dem Blumengeruch. — Noch erreicht und eingehüllt von dem Rauch, erhebt sich, ein wenig weiter die Straße hinab, die fliesenverzierte Grabkapelle eines Marabuts, in der das Abendlicht schon brennt. Und wieder, so nah den Gebeten vor dem Toten, wandert der Blick in eine Gasse, wo auf den niederen Dächern weißer Häuser starre Frauen in blitzenden Geschmeiden und leuchtend weißen, grünen, blauen Stickereigewändern gegen den blauen Himmel ragen, alle wie Königinnen auf den zuckerhellen Würfeln. — Am Eingang eines maurischen Bades bitten mich Männer in Laken

um eine Zigarette und um die Freundlichkeit, das Bad anzusehen. Es ist darin alles sehr sauber mit blauweiß gemusterten Fliesen ausgelegt, der Vorraum hat Sitzbänke. Ich werde durch einen völlig schwarzen Raum gezogen, stehe dann im Hitzraum und verliere fast das Bewußtsein, weil ich bekleidet in dieser plötzlichen Glut sieden soll. Ich will hinaus, aber ein halb Dutzend Hände halten mich eisern fest. Gütige Stimmen reden mir ein ganz Dutzendmal arabisch und französisch zu, der Aufenthalt hier sei sehr gut. Als ich schließlich frage, wieviel Grad Hitze mir denn diese Schweißkrone aufgesetzt hätten, werde ich zunächst nicht verstanden. Grade? Grade? Dann aber bekomme ich entschlossen die Antwort: zwanzig oder fünfundzwanzig, weil das ja ganz vertrauenswerte Zahlen sind. — Ich beschließe, nach dem Abenteuer in die Moschee zu treten, die bald im Wege liegt. Ich bin in Blida schon in einer anderen gewesen. Beide sind klein, arm und riechen streng, in beiden verfolgten die Aufseher mit Katzenaugen unverwandt meine Füße, ob sie nicht irgendwo auf einen Zipfel der Betteppiche träten. Ich bin mir nicht sicher, ob im Falle eines Fehltritts eine große Erpressung oder ein Totschlag verübt worden wäre.

Gegen den Markt zu findet ein Mann großen Zulauf, der aus hohem, schönem Steinkrug eine Art Buttermilch austeilt. Mancher bezahlt den Becher voll mit einem Kupferstücke, mancher mit einem zufriedenen Mundwischen. Es ist beides recht. Auch ich werde freundlich eingeladen, zu kosten. Die saure Flüssigkeit mag wohl erfrischen, doch hatte sie mir einen widrigen Geruch und einen süßlich käsigen Beigeschmack. Ich nahm es aber für Freundlichkeit, ja Gastfreundlichkeit in Blida, der Rose. — Auf dem Eingeborenenmarkte dreht sich, zumal es Freitag ist, ein ungeheures Gewimmel von Arabern, so daß von den Waren nichts zu sehen ist. Unangefochten von dem Strudel und mitten drin kauern auf einem Teppich sechs Männer und spielen Karten. Ich erschrecke vor der fanatischen Leidenschaftlichkeit, die sich in dem affenschnellen und geschmeidigen Hinabschießen der Arme, in dem krallenhaften Zustoßen der langen, krummen, durchgedrückten Finger, in den rundgespannten Nacken und schleichend vorgeschobenen Köpfen kundgibt. An sie wagt sich nicht der photographische Apparat der Dame in einer Droschke, die hier, merkwürdig genug, einen Weg sucht und findet. Merkt jedoch jemand von den Marktleuten, daß er in die Linse soll, so versteckt er sich rasch hinter den andern, wenn er Ehrgefühl hat, wenn nicht, so glotzt er verächtlich und blöde sein schiefes Lächeln hinein. Ergreifend ist, wie gleich darauf eins von den unverschleierten Geschöpfen in einer der Huldgassen vor demselben Apparat zusammenschrickt, seine Hände aufs Gesicht wirft, sich hastig abkehrt, in seine Türnische drückt und gleich einem Steinbild stehen bleibt. Wer nicht vor der Kamera flieht, muß in den Hohlpässen vor den Wagenrädern fliehen. Breiter, als die

Wagenachse lang ist, ist der Raum oft nicht zwischen den beiden Hausreihen. Der Wagen jagt die Leute in die Nischen der Eingänge, und die zahlreichen Dominospieler auf den Hausbänken müssen ihre nackten Füße schleunig auf das Sitzbrett ziehen. Sie erregen sich über diese Störung und Verfolgung nicht, keiner hat geschimpft, die meisten haben weggesehen. — Der Totengräber bringt Orangenzweige aus seinem Garten neben einem kleinen Friedhof.

Mit einem dritten, sehr alten Beinamen heißt Blida die Hure. Wie schon angedeutet, war das nur ein grober Ausdruck für den Namen die Rose. Die vornehmsten Seeräuber aus Algier, ihre obersten Machthaber, fuhren einst gern hier heraus, um fröhlich zu sein.

Fröhlich ist das Bild des Frauenviertels nicht, eher verhalten schwermütig. Es blickt einen immerfort die Trauer an, die man wenige Stunden von hier in der Chiffaschlucht findet, wo auf den Bergwegen viele Affen sitzen und mit leeren Augen herüberschielen.

Die ganze Kasbah ist Quartier der freundlichen Frauen. Es ist für eine so kleine Stadt so erstaunlich groß, daß alle anderen Quartiere nur wie Anhängsel wirken, geht man gerade durch dieses. Es ist leise hier, obschon ein lebhaftes Hin- und Herwandern die Gassen füllt und besonders viele Soldaten, Zuaven und Turkos, in Reihen daherstreifen oder in Gruppen stehen und Silbermünzen über sich werfen in dem Glücksspiel: Schrift oder Kopf? Ein Spiel, das ich zu hunderten Malen in Algerien sah. Verbissen spielen sie es, andere stoßend und selber torkelnd, aber fast stumm. Still ist es. Kaum je fährt hier ein Wagen. Nur der summende, näselnde Gesang der Frauen, die vor den Türen oder in den Höfen sitzen, und der dumpfe Ton der Topftrommeln, auf denen sie sich öfters begleiten, rieselt einförmig durch die Gassen. Meistens sitzen sie in kühler Wehmut da, scheinbar bloß mit sich beschäftigt, oder sie folgen reglos mit neugierigen Steinaugen dem Wanderer, und die Blicke allein kommen aus den Gittertüren und Fenstern heraus. Europäische Damen können wohl unbeleidigten Gefühles einen Mann durch das Märchen begleiten. An diesen Wesen haftet nach der allgemeinen Meinung kein Makel, nein, sie sind nicht verstoßen und verfolgt, daher sind sie selten frech und aufdringlich. Ihr Wille schläft: langsame Sonnen, die über ihre niedrigen Dächer wandern, halten den Willen gebunden.

So sehe ich sie jetzt wieder, lange Reihen auf und ab, gegen den schon grüngelben Himmel auf dem Dach der weißen Häuser ragen, manche in Seide, mit Metallschmuck an Haaren, Hals, Händen und Füßen. Oder sie liegen auf einer Palmfasermatte auf dem Hofe, der fast ihr Haus ist; seine Wände stehen, mit schmalen, offenen Räumen hinter dem Holzperistyl, wie Hürden um sie. Der Boden des Hauses ist kahle Erde, die

Decke der Himmel. Oft strahlt wieder wie in Algier das blaue oder grüne Licht der Tünche herrlich heraus, eine währende Mondnacht, und wieder krümmt sich ein blätterloser, rindeloser Baum im Hofe auf und scheint manchmal dennoch der Hauptbesitz der Hütte. An dem Stamme aber lehnen zwei oder drei den Rücken fest, verschränken die in weißen Pumphosen steckenden Beine und scheinen in Gleichmut hoch über ihrer großen Armut auszuruhen. Fast alle haben sie sich einen Zweig blauschwarz mitten auf die Stirn gemalt, auf die Wangen oft einen Punkt oder auf die Hände eine Blüte. Auch die Augenwimpern und der Rand der Lider sind mit Kohel, Schwefelantimon, dem „Geschenk Allahs", gefärbt, und das schützt die Augen vor Krankheit und Tränen und macht den Blick klar und fest... Die Fingernägel strahlen orangefarben von Hennah, oder auch die ganzen Hände sind jodbraun. Suak aber muß man kauen, damit der Atem wohlrieche und die Zähne wie Milch werden.

Von hier quer durch die Stadt kommt man nach dem Bois sacré. Nun begegnen ehrbare Frauen, vom Haupt bis zur Erde eine einzige Faltenhülle. Ganz grau gehen sie einher wie wandelnde Felsen, nur ein dreieckiges schwarzes Loch ist das Türchen eines Auges und der Ausgang des ganzen Leibes und der ganzen Seele ins äußere Leben. Vom Munde hängt das Gewand steif und kalkig wie ein Leichenstein vom Friedhof Sidi el Kebir. Auch sie, wie man erzählt, haben ihre Haut geschmückt. In einem Wüstenliede heißt es: Ihre Brauen sind Bogen, vom Negerlande gekommen, und ihre Wimpern, ihr schwört, sie seien die Spitze der Ähren, gereift durch das Auge des Lichts gegen Ende des Sommers.

Von Blida bis zur Chiffaschlucht im Atlas sind es zu Wagen einige Stunden auf ausgezeichneter Chaussee. Die Fahrt wird nur durch den Geruch beeinträchtigt, der den Kutscher wieder wie eine unsichtbare Wolke umgibt. Wir folgen längs dem herrlich herabrollenden Gebirge, das zunächst in seinen Falten Zedernwälder trägt, dem „großen Flusse". Der ist freilich nur ein paar Ellen breit, und man würde ihn leicht übersehen, wenn er nicht von so schwer gelbroter Farbe wäre. Dick und träg rekelt sich das Wasser durch ein ungeheures, mit blauweiß schimmerndem Gestein gespicktes Bett. Dieses zieht in großartigen Krümmungen durch reichstes Land und könnte wohl fünfzig solcher Wässerchen wie den Oued el Kebir nebeneinander aufnehmen. Viele Brücken springen hinüber. Um das Gebirge weht eine erhabene Einsamkeit und Größe, zumal unzählige runde Bäume mit blauen Zwischenräumen so reglos in kleinen schwarzen Einsamkeiten dastehen. Bei der Klarheit der Sicht sind sie mitunter noch in den Wolken in der Vereinzelung erkennbar. Weiße Würfel, wohl Kapellen oder Totenmäler, sind die seltenen Meilensteine auf den sonst leeren Flanken der Berge. Fluß und Höhen sehen unheimlich aus in dem strotzen-

den Lande. Wieder steht die vorhin aufgezählte Flora als reicher Gottesgarten um mich, Goldseen aus Blumen, Rosen- und Geranienkaskaden, überall wieder Reihen der hundertjährigen Aloe mit dem vier, fünf Meter hohen Schafte der Blüte, an der sie sterben soll, wie erzählt wird. Große Güter liegen an der Chaussee, verwunschen die Gärten im Zypressendickicht.

Steinklopfende graue Gespenster machen ein leeres Geläut an der Straße, verhüllte Frauen und die Kinder, die kleinen Wegelagerer in ihren hellen Talaren, tönen wie die Unken hinter dem Wagen her: Un sous, un sous, sie sprechen: „Ssü", lachend, blumenwerfend. Auffallend viele Eselreiter schweben mit steif hinabgereckten Füßen, wie aus eigener Kraft, so überzeugend dicht über dem Boden voran, daß die Tiere zwischen ihren Beinen wie ein scherzhaftes Spielzeug aussehen. Ab und zu, um das Gruseln zu lehren, ein Dörfchen in Sack und Asche.

So bleibt der Weg etwa bis zur Tropfsteingrotte am Flußufer. Der Wagen hält, ein Wurzelgeist von Mensch taucht aus der Chaussee und ruft: „La grotte". Sie ist naß, man gleitet auf schlüpfrigen Steinplatten aus. Der Geist zündet ein Strohbündel an und leuchtet. Mir drückt er außerdem eine Kerze in die Hand, — es ist aber nichts zu sehen außer einer Stalaktitensäule im Hintergrunde. Auf diese Enttäuschung folgt die Enttäuschung der weitberühmten Chiffaschlucht. Die bewaldeten Bergkulissen, tief eingeschnitten, sind einander nahe gerückt, sie sind oben gerade abgeschnitten und einförmig. Ein paar Wasserfällchen springen hinter dem Affenflußhotel herab. Nur die vielen Affen, die an den Felswänden hausen, machen das Bild sonderbar. Sehr häufig schüttelt sich ein Baum auf das heftigste, dann sprang eins der Tiere. Und als ich die schmalen Bergpfade höher hinaufsteige, schnellt immer wieder ein Affe über meinen Kopf hinweg von Baum zu Baum, oder er sitzt mitten im Wege und sieht mich aus unerlösten Augen an. Der freundliche Wald erschreckt mich immer wieder, wenn ein Sturm einen einzelnen Baum faßt. Wenig Vögel singen.

Als ich zum Wagen zurückkehre, hat sich der Kutscher über seine vordere Sitzbank gelegt und schläft. Obschon die beiden Seitenrampen aus Eisen ihm die Kniekehlen und den Nacken tüchtig drücken müssen, obschon der Turban sich von dem hintüberhängenden Kopfe löst, ist er kaum zu wecken. Dann aber lacht er voller Glückseligkeit.

Aus der Kabylie

In Algier blättere ich in einem Buchladen die von Boulifa zusammengestellte und ins Französische übersetzte Auswahl kabylischer Gedichte durch. Ich nehme den Band nicht, er hat ein sehr großes Format,

viele Anmerkungen, und kabylisch verstehe ich trotz der Transkription in lateinischer Schrift doch nicht. Die Sprache ist ein Berberdialekt, untermischt mit lateinischen und arabischen Wörtern. Aber die Käufer im Buchladen bestätigen mir, was ich in Büchern und Zeitschriften über den kabylischen Volksstamm gelesen habe. Werde ich von seinem Leben nicht viel sehen können, so möchte ich doch zumindest einen Ausflug in die Kabylie machen.

Bis mitten in sie hinein, nach Tizi-Ouzou, sind es wenig über hundert Kilometer von Algier nach Osten. Der Zug teilt sich den Weg gut ein und trabt in der Stunde etwa zwanzig Kilometer ab. Aber die Wagen sind sauber, bequem, haben große Fenster, und da überdies der Weg durch köstliches Land führt, ist es mir willkommen, ihn langsam zu machen. Hügel, bepflanzt mit Weinreben und fruchttragenden Mimosen, umhegen sehr reiches Erntefeld, werden von schön geformten, baumschattigen Bergen überschaut und schließen oft erst sehr weit hinten den Blick ab, nachdem sie launig die Krümmen eines Flußlaufes mitgemacht haben. Und es bleibt in den Tälern Platz für herrlich hohe Baumschläge und schloßartige Gehöfte. Die vielen Korkeichen schält man ungefähr alle fünf Jahre, wie Mitreisende erzählen, sie liefern das hier verarbeitete Pantoffelholz, oder die Schalen werden in unseren Breiten zu Flaschenstöpseln, Polsterungen usw. verwandt. Einmal schwebt das Meer in einer Lücke vor, dann zeigt sich über Dörfern, die von Elsässern und Lothringern bewohnt werden, die rauhere Nähe des Hochgebirges. Doch trotz Schluchten und Viadukten, Tunneln und Steinwänden, die den Hall der Fahrt nachschnarchen, — die ganze Strecke war lieblich und warm, die Grundfarbe des Landes war gelb. Millionen Blüten stickten Mondteppiche zusammen. Und die Endstation heißt Tizi-Ouzou, das ist zu deutsch Ginsterpaß.

Ich erfahre alsbald, daß nicht bloß das Kabylische, sondern auch das berberische Französisch ein Urdialekt ist, untermischt mit lateinischen und arabischen Brocken, wenigstens in Gemeinden ohne Gasthaus und abseits der famosen Diligence.

Ich sehe Zwergendörfer auf runden Bergkuppen hoch gegen den Himmel liegen wie helle Raubvogelhorste, dicht ineinandergekrallte Häuser, stachlig umhegt von Kaktushecken, an denen Schafe und Ziegen wie Einlaß begehrend nagen. Ein andres, wieder Dach bei Dach gehäuft, ist wie eine eigensinnig schräge Schrift in den Himmel gekritzelt, neben die Sonne, und die Schrift scheint für Jahrhunderte auf dem blauen Grunde befestigt. Ähnlich mögen sie seit Anbeginn ausgesehen haben. Weil das Weltdach so nahe ist, sind die Hausdächer so niedrig, daß der Kopf sie erreicht, gewiß aber die ausgestreckte Hand. Viele Dörfer sind, selber zwar pflanzenlose Steinhüttenhaufen, versteckt hinter endlosen Feigengärten. Diese

haben eine behäbige Üppigkeit durch die mächtigen Blätterlappen, sind warm von südlicher Sonne und werden doch unfern überragt von der Nacktheit und schroffen Stille des Djurdjuramassivs. So dicht unter dem Schnee seiner höchsten Gipfel spielen Kinder, die mit nichts bekleidet sind als mit ihren Haaren, an denen, wie es heißt, sie Gott einst ins Paradies entrücken wird. Den Frauen, welche von tiefher das Wasser bringen, hat die Sonne das unverschleierte Angesicht geschärft, auch bückt die Last sie frühzeitig, aber mit ihrem ernsten, sehr breiten Munde, der geraden Nase, den geradgestellten Augen unter gewichtigen, zurückhaltend entschlossenen Stirnen, sehen sie edel aus. Die jungen Mädchen, aufrecht und ebenmäßig gewachsen, sind mitunter von schwerer fremder Schönheit, wenn sie klirrend im Schmucke großer Ohrgehänge und mehrerer Hals-, Arm- und Fußreifen einhergehen.

Diese Menschen wollten immer vor allem sie selbst sein. Die Höhe ihrer Berge schützt sie vor sichtbaren und unsichtbaren Feinden. Das Sumpffieber, das bei den tiefer wohnenden Nachbarn soviel Gesundheit verwüstet, steigt hier nicht herauf, und gegen andere Krankheiten wachsen Kräuter auf der Höhe. Man weiß sie wohl anzuwenden. Die europäischen Ärzte sollen an der kabylischen Heilkunde manches gelernt haben.

Vollends gegen die bewaffneten Feinde standen diese Berber mit allen edlen und unedlen Mitteln auf, und ihre Berge blieben ununterjocht von den Römern, Arabern und Türken. Anderer Völker Politik und Religion dringt nicht in ihre innere Überzeugung. Daher schwanken sie darin in jenem raschen eigensinnigen Zickzack, worin die Dächer der Dörfer über eine Bergkuppe laufen. Sie sind durch alle Richtungen des Christentums und des Islams geschwankt, bei dem letzteren sind sie schließlich geblieben, vielleicht weil das, worauf ihr Drang am meisten geht, Freiheit und Reichtum, durch einen Religionswechsel jetzt nicht mehr zu erwerben ist. Denn wenigstens reich wollen sie um jeden Preis werden. So sind sie berühmte Gold- und Silberschmiede, aber auch berühmte Falschmünzer. So haben auch die Hütten der Gutgestellten oft kein Schmuckstück außer der Truhe mit dem Sonntagskleid, während sie doch geübt sind in jeder Zierkunst und Hochzeitskronen für ihre Frauen wie alle Waffen für ihre Krieger mit außerordentlichem Fleiß und Geschick herstellen. Die Häuschen sind oft baufällig und schmutzig, und manche kleinen Dörfer sehen aus wie Sprichwörter von der Armut. Ein dumpfes Bescheiden lastet die Straßen entlang. Gleichwohl ist auch heute noch nicht alles von der eigenartigen Selbstverwaltung daraus verschwunden, die auf Freiheit und Wohlstand ausging. Jedes Dorf versammelt sich, um Rat zu halten und Neuigkeiten zu hören, zur Djemaa. Hat es eine Moschee, so kommt die Djemaa dort zusammen, sonst in einem einfachen Hangar mit zwei Bänken

an der Mauer, oder auch nur ein alter Baum überschattet eine Bank, auf der der Amin, das heißt der Gemeindevorsteher, und die Marabuts sitzen dürfen, während die übrigen Mitglieder die Bank umstehen. Alle Männer, die eine Flinte haben, sollen teilnehmen. Wer nicht kommt, hat eine Geldbuße verwirkt. Die Familien des Dorfes, die Kharuba, wählen alle Jahre den Amin. Der übt die öffentliche Gewalt aus. Verwaltet er sein Amt nicht rechtlich, so wird er im großen Rat (Arch) aller Amins einer Tribus, etwa 7000 an der Zahl, abgesetzt. Und es mag nicht immer leicht sein, die gerechte Strafe aus den ungeschriebenen Gesetzen, deren Hauptbestimmungen alle kennen, zu finden. Ins Gefängnis wird niemand geworfen, denn der Kabyle, auch wenn er einen Fehl begeht, ist der Knecht niemandes. Ist sein Verbrechen schwer, so wird er gesteinigt und zwar von allen, oder er muß außer Landes gehen. Bei leichteren Vergehen wird sein Acker verwüstet, sein Haus umgeworfen, sein Vieh weggetrieben. Ehebrecher werden kastriert oder ihre Kleider verbrannt, oder sie werden nackt auf einem Esel durchs Dorf gejagt. Die Arbeiter einer Tribus tun ihre Ernten zusammen und verteilen sie gerecht, weil die Öl- und Weinberge, die Feigengärten und Felder vielfach gemeinsam verwaltet und bestellt werden. Trotzdem, die kluge Gemeinsamkeit geht wieder nur soweit, wie es das Streben nach Nutzen und Wohlstand fordert. Im übrigen darf die Arbeit, die gleichsam nur die selbstwirkende Natur unterstützt und zu größerem Fleiß einlädt, die persönliche Freiheit nicht antasten. Die Kleidung muß sich jede Familie selbst weben, die Ziegel selbst brennen und die Töpfe selbst formen. Wer eine Weissagung braucht, bringt dem Marabut ein Geschenk. Ist einem eine Frau für 200 Franken zu gering, er kann auch eine für 2000 erwählen. Gebiert sie keine Söhne, so darf sie durch eine andere ersetzt werden, ist sie unfruchtbar, so muß sie heim, falls der Mann es verlangt; ebenso, wenn sie zu alt ist, und der Freier erhält die Summe zurück, die er für sie zahlte. Und wird sie bei der Hochzeit auch mit einem Diadem geschmückt, dauert das Fest auch drei Tage, — die Landessitten sind streng: erst nach einem Monat gilt der Bund als fest geschlossen. Bei den Mahlzeiten, die sehr einfach sind, nur an Markttagen Fleisch enthalten und mit dem Kreisen eines Wasserkruges beschlossen werden, setzen sich zuerst die Männer zu Tische, und wenn sie abgegessen haben, folgen die Frauen und Kinder.

Muß der Kabyle sterben, so fürchtet er sich vor dem Tode nicht. Lange sitzen die Freunde bei ihm und wiederholen ihm eindringlich, wie wenige Augenblicke noch von seinem Leben übrig sind, und drücken ihm manchmal in die Hände, was er auf die große Reise mitnehmen soll. Zum Gedächtnis der Vorfahren brennen in den Moscheen Lampen.

Solcherlei aus eigener Seele gewachsene Gebräuche machten die Kabylen

ſtark bis heute, da ſie ſchwinden. Aber vielleicht iſt die Kraft nur verborgen und taucht herauf wie ihre Horſte manchmal aus dem Nebel.

Von Michelet iſt es nicht weit auf die Kammhöhe des Mittelgebirges. Auf Wolken, die nach unten alles ſtreifig verhüllen, ſitzen klar die höchſten Gipfel des Djudjuragebirges. Wie ſchwere ſteinerne Götzen ſchweben ſie auf den graden weißlichen Dampfringen. Die Himmelsgrotte über ihnen hat einen unheimlichen ſtumpfen Glanz. Aber tiefer, auf einem weitbrandenden Meere bläulicher Nebelmilch, ſchwarzgrüner Rücken und rotgrünem Lichtgeiſt, ſchwimmen viele Kabylendörfchen und immer mehr in langer Staffel herauf. Wo eben Leere war, iſt plötzlich eine Siedelung geſchaffen, bleich und lautlos von der Geſpenſterſee umbrandet. Und auch um die höchſten Gipfel ſchleicht der zähe Dunſt ſchon davon. Von den Höhen könnten ſich hundert Dörfer anreden, wenn ſie Glocken hätten.

Dieſer Bergſaal iſt der am dichteſten bevölkerte Teil Algeriens. Die Männer ziehen jetzt weit hinaus vor die Felstore, helfen ernten und verhandeln Waren. Sie ſind überall ſehr geſucht. 1857 wurden ſie nach fünfjährigen ſchweren Kämpfen von den Franzoſen vorerſt unterworfen, 1871 nach dem unglücklichen Kriege ihrer Zwingherrn erhoben ſie ſich wieder, umſonſt. Franzöſiſches Blut konnten ſie nicht ſoviel zapfen, um die Bedrücker zu ſchwächen, ſo verſuchen ſie es jetzt, indem ſie franzöſiſches Gold zapfen. Und am Ende ſind ſie ſelbſt nicht zu ſchwach, um noch einmal gegen ein abermals geſchwächtes Frankreich aufzuſtehen. Vielleicht auch ſchmelzen ſie mit den übrigen Volksteilen Algeriens zuſammen zu einer Einheit, die ein heimlicher Bund gegen die Fremdlinge von jenſeit des Meeres ſein wird.

In der Hochſteppe

Die Oſtbahn verläßt von Ménerville an, wo ein Zweig nach der Kabylie nördlich abbiegt, das grün-golden-orangene Fruchtland, das dem Küſtenatlas vorgelagert iſt, und gelangt in den zweiten Streifen Nordafrikas, die Hochſteppe, die zwiſchen den Wällen des Küſten- und Saharaatlas liegt. Viele Flüſſe, die keinen Ausweg fanden, haben jahrtauſendelang Laſten geſchleppt und geſchwemmt, geſchichtet, gebaut und erhöht und ſo dieſe Steppe aus Stein, Salz, Sand und Gips zuſtande gebracht. Kalt und pflanzenarm läuft ſie von der Syrte bis zum Ozean, wie das eben verlaſſene jenſeitige Paradies entlang dem Mittelmeere.

Der Zug ſteigt gewaltig, viele Stunden lang, über Bouira, Maillot, ſenkt ſich gegen Beni Mançour und erreicht dann bei Sétif eine Höhe von elfhundert Metern. Zuerſt rauſcht es noch oft aus der Tiefe, aber es iſt, als machten die Steine der Flußbetten das Geräuſch, nicht die zinnoberfarbenen Rinnſale, die irgendwo den verödenden Bergen wie krankes Blut

entweichen. Eine Meile lang, taumelt und wirft sich die Isserschlucht um unseren Schienenstrang, eng fahren die schwarzen Kalkwände und -Türme empor, werfen massige Bergklötze in den Weg. Der beharrlich weiter schnurrende Zug muß oft durch Tunnel keuchen. Der Djurdjura steht beängstigend, gleich einer eben aufgerichteten Gefängniswand Gottes, zur Linken. Ein brückenähnlicher Felsbalken führt einmal von Gipfel zu Gipfel. Wie verzauberte Hähne mit rotem Fleischkamm auf dem Kopf, wippen mitunter fesbekleidete Arbeiter im ergrauenden Gefilde. Nur um die Stationshäuser ist es noch freundlich. Wenn der Zug hält und schweigt, singen die Vögel in den Bäumen laut auf. Oder Kinder stürzen, hastig nach Geld rufend, haufenweis heran.

Je höher wir steigen, um so mehr scheinen die Berge im schwarzen Schutte zu versinken. Keine Behausungen sind weit hinaus zu sehen, doch soll die Erde Schwefel und Phosphor bergen.

Dann verlieren die Höhen Form und Stolz, nur graue Felsen ragen gleichsam mit eingeengter Brust aus dem erdrückenden grauen Staube. Schwarze Schafe stehen darauf in sehr großen Abständen und weiden. Was sie finden, ist nicht zu sehen. Es scheint, als fräßen sie die Erdklumpen. Dann beginnt die Hochfläche die Felsenberge, aus denen sie aufgeklommen ist, nachzuäffen, beginnt selber zu wogen und trockene Rücken aufzuwerfen. Und nun sind, wiederum matt und spukhaft nachgeahmt, etwas wie Kabylendörfer auf ihren Höhen ausgestreut. Winzige Häuschen, mißfarbig und öde, kauern auf den leeren Erdbuckeln. Die schmutzige Schuttwelle leckt zu ihren Türen hinein, und ob sie auch erstarrt ist, sie scheint doch weiterzuschälen: und schon auf der zweiten, der dritten Woge, hoch in die heiße Luft gehalten, ruht ein Dörfchen wie ein Phantom die Sekunde lang, die ein Jahrhundert ist. An zwanzig, dreißig, vielleicht fünfzig fahren wir vorüber. Die Hüttenflecke sind wie Auswurf von Maulwürfen, aus anscheinend ungebrannten Erdquadern aufgeschichtet, meist mit dürrem, struppigem Grase bedacht, ununterschieden von der Erde ringsum, wie Bodensatz der unheimlichsten, farblosen Dämmerung, die zu weben beginnt. Kein Baum, kein Halm, keine Blume im ganzen Dorfe. Die Längswände der Häuser haben meist keine Öffnung außer dem schwarzen Loche der Tür, manchmal zwei kleine Luken links und rechts von der Tür. Man könnte glauben, hier seien Orte von Abgeschiedenen und Geistern. Hier ist niemand reich, aber auch niemand arm, weil alle gleich arm sind. Bisweilen sitzen die Berber an der Mauer, so lang sie ist, einer neben dem andern. Sie schweigen vor sich hin. Erhöben sie sich, so würden sie so hoch sein wie ihre Hütte. Unwillkürlich muß ich die Schaf- und Rinderherden beneiden, die unterhalb grasen, wo einige Büschel stehen. In Mondhöfen weicht das gesparte Grün von den Dörfern zurück. Die Tiere

ſcheinen reicher als ihre Herren. Nur daß ſie ſich an den ſchönen Wolken nicht erfreuen können, die als prunkende Regenbogengärten durch die Luft zu fahren beginnen.

Hält jetzt der Zug vor einem ganz einſamen Hauſe, ſo iſt es totenſtill. Die Mitreiſenden ſind eingeſchlafen.

Die letzte Strecke vor Sétif iſt wieder eben. Die Erde erträgt wieder Getreideanbau, und auch viele Pferde ſollen in dieſer Gegend gezüchtet werden. Die Stadt Sétif iſt ſtill und langweilig. Einſt, unter dem Namen Sitifis, war ſie Hauptſtadt der römiſchen Provinz Mauretanien. Jetzt bewahrt ſie die Erinnerung an ihren Glanz nur noch in dem falſchen Ruhme, das Grabmal des großen Scipio Africanus zu beſitzen.

Weiter, um El Guerrah, einen Eiſenbahnknotenpunkt, kollern und kegeln runde Hügel, wild, dumm und unfruchtbar um den Zug. Man ahnt keinen erdaufbauenden Plan mehr, weil keine Schönheit in dem kugelnden Wirrwarr mehr deutlich wird. Der Zug legt ſich oft auf die Seite. Es paßt mir ſogar ganz gut dazu, daß die Beamten mir aus dem Fahrſcheinheft bei Unterbrechungen der Fahrt nichts ausreißen: „Morgen" ſagen ſie oder „bei der Abfahrt", bei der Abfahrt ſodann: „bei der nächſten Ankunft". So habe ich noch heute das unverſehrte Heftchen.

Gegen Conſtantine ſcharen ſich um die Stationshäuſer wieder Baumgruppen.

Conſtantine

Die Atlasſtadt Conſtantine, von zweihundert bis dreihundert Meter hohen, ſenkrecht niedergeſchnittenen Schluchtwänden faſt zylindriſch umgeben und getragen, erbaut auf einer Kreideplatte von tauſend Meter Länge und ſechshundert Meter Breite, arabiſch „Stadt der Lüfte" genannt, immer umbrauſt vom Fluge der Sperber und Störche, die in der Finſternis der Klamm hauſen, hat den größten Teil der Landesgeſchichte an ſich erduldet. Wieviele Völker und Bekenntniſſe ſind zu ihr gekommen und aus ihr gegangen! Wieviel Blut iſt an dem ungeheuren Felſenturm, als deſſen Zinne ſie ſelbſt aufgebaut ſteht, heruntergefloſſen! Eine alte Erinnerung daran iſt der rocher des martyrs in der Schlucht, der an chriſtliche Blutzeugen der erſten Jahrhunderte gemahnt, eine neue der Palaſt des letzten Bei droben, der vor ſeiner Vertreibung aus der Herrſchaft fünfhundert Franzoſen in den Abgrund ſtürzte. Berber, Phönizier — welche dieſe Stadt „Stadt" (Kartha) nannten —, Numidier, Römer — die aus Kartha Cirta, dann zu Ehren Konſtantins des Großen Konſtantina machten —, Vandalen, Mauren unter vier Fürſtenhäuſern, Türken, Franzoſen haben um ſie gerungen. Zu dem politiſchen brachten die Chriſten frühe den Kirchenſtreit. Konſtantina war lange Mittelpunkt der donati-

stischen und arianischen Spaltungen. Die Juden brachten friedliche Kultur aus Osten und Süden. Sie machen heute den fünften Teil der Bevölkerung der Stadt aus, die fünfundfünfzigtausend Einwohner zählt, mit drei Fünfteln füllen sie Mohammedaner vieler Sekten, und das letzte besteht aus Franzosen, Italienern und Maltesern.

Mich will die Empfindung eines uralten geheimnisvollen Wesens hier nicht verlassen, und doch ist von früher her nicht viel sichtbar geblieben. Der Schlag der im Christentum rodenden Axte ist verhallt; friedsam wie überall, residiert ein Bischof des anerkannten Bekenntnisses in der Stadt. Versunken ist die weitberühmte mohammedanische Gelehrsamkeit des Mittelalters, zerstreut und verbrannt sind ihre kostbaren Büchereien, eine vor wenigen Jahren gegründete moslemische Hochschule sucht andere Wege. Nicht versunken ist nur eine Reihe öffentlicher Bauwerke aus der Türkenzeit mit lauem oder verwildertem Stilgefühl. Sogar die Bauten der Römer, die fast ewigen, hat die Zeit und wütender die beginnende Franzosenwirtschaft ausgekehrt. Nur eine schöne Brücke, geschmückt mit zwei Elefanten und der Afrika in Relief hängt noch in der Schlucht auf halbem Wege zur Tiefe, römische Zisternen dienen noch heute, in einem römischen Warmbad wurde, bis Hochwasser es vor sechzehn Jahren zerstörte, gebadet, wie übrigens im ganzen Lande und über seine Grenzen hinaus in der Wüste viele altrömische Bäder bis auf den heutigen Tag benutzt werden. Eine Reihe Aquäduktbogen stehen noch an ihrer Stätte, alles andere ist Trümmer, Scherbe, Grus.

Aber durch den Alltag wandeln reine tausendjährige Gesichter, besonders im Judenviertel, wo auch Sitten des Mittelalters noch eine Behausung haben, die fleißigen Mozabiten, die aus der Wüste kamen und im Alter wieder dahin zurückkehren, trennen sich von den übrigen Mohammedanern in Treue zu sich selbst, und besonders das Aussehen der Altstadtgassen, die die Franzosen leider auch zu vernichten angefangen haben, gebrechlich und finster, arm und schmutzig, bestätigt doch, wenn man sie aus der Tiefe als Bergeszinne sieht, den rechtmäßigen Stolz des Wortes: „Stadt der Lüfte". Und von Ewigkeit her ist die Schlucht selbst.

Ich steige nach flüchtigem Rundgang in den Felsenzirkus hinab. Zwischen Wänden, die vielen übereinander gesetzten Brandmauern großstädtischer Häuser gleichen, fließt, nur von lotrechten Sonnenstrahlen erreicht, ein unterweltlicher Bach, der Rhumel. Das Wasser hat eine eitrige Schlammfarbe, strömt einen schlaffen, faulen Geruch aus und ist von einem Schleier großer, listiger Mücken überdeckt. Die Stadt wird unten Sommers von Malaria belagert, oben drückt Schirokkoluft auf sie, und wer es wagt, da zu hausen, muß dann im Winter viele Kältegrade ertragen. Mit krankem Gemurmel krümmt sich der Rhumel um die Felsen, als suche er seinen

Anfang, und wenn man ihm lange zwischen den schwarzen, von der Feuchtigkeit angesteckten Wänden gefolgt ist, glaubt man, der Fluß habe den Kreis vollendet und fließe in irrem Ringe durch Ewigkeiten fort.

Die Felsen aber über ihm schweigen empor bis an die Sonne. Der schwarze Atem der Jahrtausende hat überall Verwitterung darüber gehaucht. Risse und Spalten haben sich aufgetan, unendlich hohe und unendlich schmale Spitzbogen wölben flache Höhlen. Mitunter scheint sich die Wand vorzubauchen und mit den obersten Steinen überzuneigen. Heere von Sperbern, Tauben, Schwalben, Störchen brausen in der Finsternis der Klamm, als müßten sie durch Jahrtausende von Geschlecht zu Geschlecht den ewig gleichen Tanz führen, so daß hinter dem Zucken des Flugs gering wird, was da oben in der Stadt die lange Zeit geschieht.

Da liegt sie, däumlinghaft, die Häuser gedrückt und gehäuft, wie aus blauweißem Schaum gebacken. Das einhüllende Himmelblau und das Schwarz des Vogelschwebens ist körperhafter als sie. Fast deuten die siegellackroten Striche der Dächer allein an, daß unter ihnen getünchte Backsteine aufgerichtet seien.

Heute sind die Vogelschwärme besonders erregt, denn die Schlucht donnert, und nach ungeheurem Knall springen und spritzen Felsstückchen die Wand hinunter und schütteln ihr zusammengespartes Gestrüpp: es werden Minen gesprengt. Man ist gerade dabei, eine Anlage für elektrisches Licht herzustellen. Vielleicht ist der grünliche Ölschein aus den seltenen, bestaubten Glashäuschen der Laternen schöner in den Schlüften und Engpässen der Gäßchen, als es das scharfschattende elektrische Licht sein wird. Es wird keinen Neumond und kein erstes Viertel mehr über dieser Welt geben. Das Pulver dampft unter den Häusern, so daß sie wie auf Wolken stehn, aber unter den Wolken rührt sich das Feste nicht: großartig schweigt die Höhe.

Ganz unverwahrt drängen sich die meisten Häuser bis an den äußersten Rand des Abgrundes vor. Wo unten kirchturmhohe Höhlen einschneiden, hocken sie waghalsig droben. Abwässer aus den vielen Lohgerbereien ziehen blitzende, aber stinkende Adern über den Fels. Unkraut, hie und da aus den Spalten züngelnd, fängt sie auf. Dicke Rohre langen unendlich tief hinab, wie Riesenwürmer, ebenso ein lebender Spinnwebfaden, das Transmissionsseil einer wassergetriebenen Ölmühle. Es verschwindet in einer Baracke, weiterhin erscheint oben ein gelbroter Schornstein. Er steht so leicht und klein da wie eine geköpfte Butterblume und paßt gut her. Einen steilen Pfad herab kommen Mädchen zu jenem ehemals römischen Bade. Eine Jüdin ist so schön, daß ich wie vom Blitz getroffen stehe. Sie kommt näher und streckt die Hand nach Münze. „Wofür?" — „Pour me regarder."

Auf dem drei Kilometer weiten Bogen der Schlucht um die Stadt gelangt man in zwei gigantische Höhlen, die der Rhumel dreihundert Meter weit unter Tage durchfließt. Die erste ist ein schwarzer, gotischer Dom von siebzig Meter Höhe. Sein Gewölbe biegt sich mit dem krummen Flusse. Sieht man nachher rückwärts, so trägt er auf seinen Schultern ganz leicht die Stadt, auch den neuen Teil mit fünfstöckigen Kasernen. Ein Felsgigantenhaupt, auf der Rückseite einem Mammutkopfe ähnlich, horcht im Dome in das rußige Licht und das Rauschen. Die zweite kleinere Höhe gleicht einer ungeheuren römischen Torwölbung.

Über der Römerbrücke hängt an Zwirnfäden im Himmel eine andere. Eine Linie ist in die Goldlasur gezogen, kleine Buchstaben rücken auf der Linie. Das ist die neue Eisenbrücke mit den hinübergehenden Menschen. Die Bewegungen, besonders die der Pferde, sind grotesk wippend, weil die Phantasie sich an ihre Beobachtung aus der Nähe erinnert, während die Wesen, welche die Bewegung ausführen, mit ihrer kleinen körperlichen Wirklichkeit dieser Erinnerung widersprechen.

Ich steige hinauf, um in der Altstadt weiterzuwandern. Die freundliche Leichtigkeit, die sie, von der Schluchtsohle gesehen, hatte, bleibt ihr zwischen den buckligen Mauern, obschon auch hier wie in Algier die oberen Geschosse vorspringen und den Lichtzustrom einengen. Doch sind die Häuser im allgemeinen ein Stockwerk niedriger als in Algier und die Vorbauten scheinen sicherer, weil sie nicht auf Knüppeln, sondern auf vorgekragten Steinen wie auf umgekehrten Treppen ruhen. Was indessen den schönen Maitag unvergleichlich macht, ist der breite, helle Flug der Storchschwärme über der Stadt. Manche schwärmen der Sonne entgegen wie einem Neste. Im schönen Rausche des Lichtes ist mir, wie wenn sie es wären, die mit ihrer Flügelkraft die Stadt emporhielten, nicht neben der Schlucht, sondern über dem Abgrunde, die Stadt samt dem dichten, behaglichen Getriebe in den Gassen. Wenn einmal einer, die Beine steif und schief voran, sich niederfallen läßt, zu Neste, so sieht es aus, als müsse das morsche, tiefgerillte Ziegelgerüst zusammenfallen. Und manchmal läßt sich ein Storch bis auf die Straße nieder und stelzt hinter einem gemüsebeladenen Esel her oder hinter eilig ausschreitenden, grimmigen, turbangeschwollenen Rundköpfen. Er geht auch auf den Fleischmarkt, der gassen- und gassenweit aufgetan ist. Der Zickzackgang zwischen den Ständen ist überspannt von Leinwand, so daß der Weg durch eine einzige labyrinthische Laube führt. In dem langsamen Geschiebe der Käufer bleibt immer noch ein Platz für den langsamen Storch und für die zahlreichen Katzen, weiße und schwarze. Sie klettern mit sauberen Schritten zwischen dem Fleisch herum und nehmen nichts, soviel ich beobachten kann, außer daß sie nach den dicken Fliegen schnappen, die faul und lästig überall herum-

sitzen, selbst auf dem Straßenpflaster, wenn der Menschenstrom sich einmal staut und eine Lücke läßt.

Auch die marktlosen Gassen sind überfüllt, aber wofür immer Raum bleibt, das sind die Elenden und Kranken, die ich gerade hier in Constantine so oft mitten auf der Straße liegen sehe. Eine kinderkleine Frau war in ihrem Leiden, ja in ihrem bloßen Daliegen, tief erschütternd. Sie war schon alterlos. Ganz platt, ganz verzweifelt lag der von zerrissenem Rock verhüllte Knochenhaufen auf den Steinen, denn das Gesicht mit geschlossenen Augen und die Arme mit gespreizten Fingern waren nur noch mit fahlem Leder umspanntes Gebein. Die Sieche lag auf dem Bauche und ihr Körper erhöhte den Sack so wenig, als hätte sie sich in die Erde eingesaugt. Sie bettelte nicht, sie stöhnte nicht, manchmal zitterte sie. Niemand hatte ein Wort, die Füße und Hufe gingen alle schnell vorüber, und das war schlimmer, als hätten sie nach ihr gestoßen. Sie lag nicht hier zwischen den bunten Basaren der brühenden afrikanischen Stadt, sie war wie auf einer Planke einsam in den eisigen Weltraum ausgesetzt, in demütigendem Fanatismus hingegeben der Qual, mit vollem letzten Willen krank und sonst nichts mehr.

Ganze Straßen sind gelb, andere hellblau gestrichen. Halbe Straßen entlang sitzen weißgekleidete Araber in Reihen auf den Hausbänken, als warteten sie auf etwas. Feile Frauen lauern wie überall hinter quadratischen Gitterfenstern, einen vielreihigen Silbermünzenschatz ums Gesicht, so daß dieses wie eingeschirrt aussieht. Aber der Müßiggang verschwindet vor der dichtgedrängten Arbeit in den Gäßchen der quartiers juifs und Perregaux (der Name eines Generals, der 1837 bei der Eroberung der Stadt fiel). Ich sah ein dreistöckiges Schneiderhaus mit mehreren Höfen, deren Galerieabteile zwischen den Holzsäulen anzusehen waren wie unzählige Kasperletheater: auf deren Bühnen, das heißt ein Bein über die Brüstung geschlagen oder beide darauf verschränkt oder den Nacken an die Säule gelegt, führten angeblich zweihundertachtzig Meister die Nadel und wandten die bunten Stoffe auf ihren Knien. So sah ich noch andere Häuser von einem einzigen Gewerbe eingenommen. Pantoffelmacher, Schuster und Sattler sind besonders häufig, und ihre Arbeiten haben Ruhm weithinaus. Kokosnüsse liegen an Straßenecken zu Pyramiden aufgestapelt. Über Constantine geht der ostalgerische Handelsweg aus der Wüste. Getreide und Wolle wird aus der ganzen Provinz hier zu Markte gebracht. Viele Gerber sitzen gegen die Klamm zu. Schläferige Spezereiläden sind in der Gegend der alten Medersa, wo alte Gelehrte begraben und vergessen liegen. Die Mozabiten, die man an ihrer Kleinheit und Gedrungenheit unschwer erkennt, haben die Führung in der Handelsarbeit übernommen und Einheimische vielleicht mitgerissen. Sie haben aus dem Süden —

Ghardaia ist ihr Ursprungs- und Hauptort — Strenge und Reinheit der Lebensführung mitgebracht. Manchmal scheint Verbitterung auf ihren Gesichtern eingeschlafen und hat nun einen säuerlichen Zug um ihren Mund gelegt. Vielleicht sind Verbannte unter ihnen: haben sie ein schweres Verbrechen begangen, so müssen sie bis an den Tod aus der Heimat gehen, aber auch dann, wenn sie Angehörige eines fremden Volksstammes heiraten. Sind sie fort, so gelten sie für tot, allein hohe Geldsummen können einen Loskauf bewirken.

Das jüdische Viertel ist besonders mit Lederhändlern, Silberschmieden und Fleischern besetzt. Viele Leute sollen hier sehr wohlhabend sein. Nach außen indessen geben sie sich für arm. Ich habe in viele dürftige Flure mit schmutzigen Herdstätten und rohen Stiegen hineingesehen. Graubärtige Gestalten mit schwarzen Hängegewändern, spitzen Kapuzen begegnen mir. Es tut wohl, diese sicheren Prophetengestalten zu sehen und diese unverschleierten Frauen, zumal wenn so traumhaft schöne Mädchen darunter sind, wie sie mir ein Glück vor die Augen brachte. Sie haben ihre mittelalterliche Gewandung bewahrt. Die Arme sind nackt, ein loser Gürtel rafft das Kleid ziemlich hoch in Falten, auf dem Kopfe sitzt manchmal eine ziemlich hohe Spitzmütze aus Samt schräg nach hinten, bisweilen von metallischen Ringen geteilt. Der Gesichtstyp ist von dem europäischen sehr verschieden.

Um die Dämmerung möchte ich einen Tanz sehen. Aus zwielichtem Hofe führt eine Stiege auf die obere Galerie und in ein kleines Gemach. Die Abendsonne hat blutrote Schachte in das graue Dunkel getrieben. Ein großes Mädchen kommt, wie alle schwermütig in den Augen, mit langen Wimpern, starkem Munde, wie alle klirrend im Münzenschmuck, Gehänge klettenhaft in den Haaren, an den Armen, an den Füßen befestigt. Sie sieht in ihrer Kleiderlast verwachsen und aufgedunsen aus. Doch die tut sie nun von sich, ein halb Dutzend Röcke, und ist plötzlich schlank.

Sie zündet eine Kerze an und setzt den Leuchter auf den Boden. Die Sonne ist von dem kleinen Lichtchen schon besiegt. Die Flamme bestrahlt ihre bernsteinbraune Haut. Wohlgeformt am ganzen Körper, hat sie besonders schöne Arme und Beine. Die Brüste sind an ihrem Ansatz rings eingezogen, als wäre da ein Reif herumgelegt.

Auf einen Ruf, der wie ein Aufschrei klingt, beginnt hinter der Türe eine Musik. Es sind wieder diese chromatisch auf- und abjagenden Klarinettentöne. Eine schleichende Klage scheint sich zerrend an jubelnden Tönen zu halten und wird mitgeschleift.

Das Mädchen nimmt ein Tuch, strafft es zwischen den Händen, und während sie auf mich zu und dann wieder zurücktanzt, führt sie es am

Körper auf und ab. Ich sitze auf einem niedrigen Schemelchen. Die bissigen Flöhe, die im Teppich und in den Fugen der Estrichkacheln hausen, plagen mich schon. Die Tänzerin dreht in krampfhaft wackelnden Windungen die Bauchmuskeln, macht eine umrührende Bewegung in den Hüften und schüttelt die Brüste. Sie wirft auch das Tuch weg, die Hände zucken nun wie Schlangenköpfe, die sich sterbend aufrichten möchten. Dabei läuft die Tänzerin heran und flieht wieder. Anfangs träge, wird sie hastig und erregt und entzündet den Willen durch Aufrühren des Blutes. Die gewaltsamen Bewegungen schmerzen sie, sie taumelt, muß innehalten und greift mit den Händen an die Brust. Die Fußspitzen haben es schon schwer sie zu heben; doch wenn sie auch nur noch Lastträgerinnen sind, so hat der fast stolpernde Gang doch eine fremde schwere Anmut. Die Augen sehen verwundert und bittend auf die Kerze.

Die Schwermut des üppigen, jungen lebendigen Fleisches rührt mich an. Ich sehe noch einmal im Geiste, was ich vorhin mit Augen sah, die Schlucht und den stadttragenden Felsenturm, ich sehe die ewigen Vögel um die Tänzerin brausen, sehe die Gefangenen des Altertums von dem gewaltigen Piedestal für dieses arme Weib, dem Atlasberge, stürzen, sehe die spielenden Katzen und Störche um sie, sehe nicht mehr die Kammer und die Kerze. Die Tanzende weiß nichts vom Vergangenen. Doch ist es in ihr. Das alles hat als ein fernes geistiges Geschiebe ihre Seele gebildet und sie nun leer gelassen. Ist das Fleisch traurig, so gibt es nichts außer ihm, und das Herz ist leer. Und auf Augenblicke ist für jeden sein trauriges Fleisch die Welt.

Von dem Europäerviertel ist nichts Besonderes zu sagen. Es sieht aus wie eine behagliche süddeutsche Kleinstadt. Viele elegante Offiziere mit eleganten Damen spazieren durch die Straßen. Am windigen Morgen flog die ungepflasterte Place Nemours mit ihrem Staube in der Luft herum, und die arabischen Zeitungsjungen schrien von fünf Uhr an, „la dépêche, la dépêche," als ersöffen sie unter dem weggeflogenen Platze.

Die „Kathedrale der sieben Schmerzen", früher Hauptmoschee, enthält schönen Stuck und schönes Geschnitz. Der Beipalast, jetzt Divisionskommando, prahlt stattlich mit seinen ausgezackten Säulengängen und den Scheinbildern unzähliger morgenländischer Städte, die ungeschickt an die Wände gemalt sind, mit seinen alten Kanonen und mehr oder weniger römischen Altertümern. Auch er versinkt unter den Wogen der herrlichen Baumwipfel in seinen sechs Höfen, und es ist gut so. In den Schaufenstern tragen die Kuchen und Fleischpasteten Tüllhauben, denn es gibt hier viele Fliegen, unzählige würde ich sagen, wäre ich nicht in Wüstenorten gewesen. Der Mücken gedachte ich erst abends, wenn ich die Wunden betrachtete, die ich am ganzen Körper mitgebracht hatte. Ich nahm Chinin, wie es in den Zügen mit arabischen und lateinischen Lettern angeraten ist.

Fast die ganze Zeit in Constantine war ich nicht allein. Ein Mensch befreite sich gleich bei der Ankunft an mich wie ein Schatten. Seiner muß ich noch gedenken. Ich trat in das riesige Hotelzimmer, das ich nie recht gesehen habe. Die Läden waren gegen Hitze und Insekten geschlossen, und die Kerze vergnügte sich mit ihrer Seifenblase aus Licht für sich selbst. Während ich in der muffigen Dämmerung eine Welt von Barock aufgehen sah und nicht wußte, ob es durch die Decke stoßen oder vor Überdrehtheit quietschen wollte, trat er ganz lautlos herein und stand schon vor mir, schlank, kupfern und blatternarbig, mit kleinen seßhaften Augen und wulstigen Lippen von einem gütigen Rosa. Die öffnete er, hob langsam die Rechte, und an der Rechten hob er ernst den Zeigefinger und sagte wie das Schicksal selbst: „Ich bin der Führer!" Der Führer schlechthin, unentrinnbar. Gleichwohl antwortete ich: „Gut, ich brauche keinen Führer." Das nahm er so wenig ernst, daß er nicht einmal den verächtlichen oder hochmütigen Blick übrig hatte, den sonst die Abgewiesenen abschnellen, bevor sie antworten. Er redete, bis alle Pockengruben glänzten und die Augen fieberblank waren, nicht etwa, weil er noch mit mir verhandelte, ob ich ihn nähme, sondern weil er ein Redner war. Cirta hieß ja seit je die Schule der Advokaten. Meine Einwürfe benützte er, ohne irgend Pausen zu machen, nur wie Dispositionspunkte zu wirksamer Steigerung. Seine Stimme blieb gelassen, sein Französisch war geradezu meisterhaft falsch, die Aussprache arabisch angesäuert, und wenn sein Atem zu Ende war, verschwand die Stimme immer in einem näselnden Brei. Die verheißenen Genüsse hielten sich immer zwischen Drohung und Befehl. „Sie werden die ganze Stadt sehen, Franzosen, Juden, Araber, die Post und die Paläste. Sie werden alles sehen, was Sie sehen wollen werden. Ohne mich werden Sie nichts sehen. Sie werden mit mir alle Einkäufe erledigen. Sie werden in die Rhumelschlucht steigen und dort ein Bad nehmen. Zu den Mahlzeiten werden Sie im Hotel sein. Wenn Sie die Ouled Nail und alle Barbareskentänze besuchen, so wird das fast nichts kosten. Die drei schönsten Tänzerinnen von Constantine 20 Franken. Zuviel? Eine 10 Franken, billiger hats noch nie jemand gesehen." Ich habe längst beschlossen, dieses Weltwunder von Führer zu nehmen, dann bin ich ihn wenigstens los. Ich ließ ihn alles machen, was er wollte, um zu sehen, wie weit seine Frechheit ginge. Er ging seiner Wege und erinnerte sich nur manchmal meiner. Er schäkerte mit den Mädchen, ließ sich von ihnen für je eine Zigarette zwei Küsse geben und erteilte ihnen einen gutmütigen Klaps vorher und nachher. Er begrüßte Freunde und setzte sich zu ihnen, in der Schlucht nahm er ein Bad, allerdings nach vorheriger Frage um Erlaubnis. Er sah nach der Uhr und benachrichtigte mich wichtig, daß im Hotel das Déjeuner um elf Uhr genommen würde. In den Geschäften

ſuchte er für mich aus und empfahl; wenn ich nach ſolchen Verſuchen der Bevormundung etwas anderes wählte, ſo ſagte er ſegnend: „Auch das iſt gut.“ Als er müde war, ſollte ich Omnibus fahren, das koſte nur zwanzig Centimes. Es koſtet natürlich zehn. Er kam alle paar Stunden, nach jeder Mahlzeit, in einem anderen Koſtüm. Und er wollte nach Biskra reiſen. Für mich koſtete das wieder nichts. Er werde alles bezahlen, Eiſenbahn, Hotels, Maultiere. Er zöge ein Koſtüm „vrai arabe“ an. Ich würde alles zum halben Preiſe haben. Zum halben? Was iſt die Hälfte von nichts? Nun, von den 52 Franken, die ich ihm geben würde, werde er alles bezahlen. Daß er mich nach Berlin begleitete, das ſtand von der erſten Stunde an außer Frage. — Nun, er iſt unſichtbar wirklich oft hier.

Schließlich grüßte er mich auch in Conſtantine nur aus der Ferne.

Der Abſchied von der Stadt wurde mir ſchwer. Von einem Berg in der Nähe ſah ich es über ihr Abend werden. Es war für mich der erſte Abend mit Wüſtenfarben. Über den ſchwarzblauen, von Lichtern durchlöcherten Häuſern flog eine violettgrüne Flamme auf wie angezündetes Gas, bis an die Grenzen des Raumes in der Höhe. Für einige Minuten wurde das ganz jenſeitige Himmelsleuchten beklemmend. Die Gräſer glommen wie zerſchnitzelte, grünglühende Metallfäden. Die Wolken hatten eine ungeheure Klarheit, zwiſchen Schicht und Schicht war ein ſchwindelnd hoher Zwiſchenraum gelegt. Die einen ſahen wie grüne Watteballen aus, andere waren wie mit ſiedendem rotem und blauem Öle übergoſſen, andere waren feucht und ungemiſcht violett. Es konnte da oben etwas geſchehen, das die Welt zerſtörte. Ich bangte in die Verwandlung hinein, da erloſch ſie plötzlich.

Acht Gedichte aus dem Nachlaß von Chriſtian Morgenſtern

1

O meine Zeit, du tuſt ſo groß –
und haſt mich doch kaum leben laſſen.
Wie läg ich gern in deinem Schoß,
ſtatt ſchon des Todes Hand zu faſſen.
Wie wändte ich den Blick, o du,
ſo gern noch deinen Augen zu.

Ich mußte dich wohl viel beſtreiten
und habe dich doch ſehr geliebt.
Ich weiß, daß es der argen Zeiten
noch andre, noch ganz andre gibt.
Mir iſt von dir kein Leids geſchehn;
du ließeſt mich nur einfach gehn.

So geh ich denn. – Die kleine Lampe
bedurfte edler Narde Koſt . .
Sie ſtand ein Weilchen an der Rampe,
an welcher ihr die Lämpchen goßt,
doch euer Öl war karg und ſchal.
Nun denn! Was tut's? – Ein ander Mal! –

2

Sieh, darum war der Tod dir erſt nach Jahren
geſetzt, – damit du, deinen Weg betrachtend,
ihn wie von einem Gipfel liegen ſäheſt.

Ein Duft und Schleier webt nun, wo du ſpäheſt,
verklärend jeden Schritt, den du gefahren,
und jeden falſchen Tritt gelind umnachtend.

3

Auf den eisbedeckten Scheiben
fängt im Morgenſonnenlichte
Blum' und Scholle an zu treiben . .

löſt in diamantnen Tränen
ihren Froſt und ihre Dichte,
rinnt herab in Perlenſträhnen . . .

Herz, o Herz, nach langem Wähnen
laß auch deines Glücks Geſchichte
diamantne Tränen ſchreiben!

4

Ja, groß iſt, Buddha, groß iſt deine Lehre,
groß, eines Gottes wert, doch nicht die meine.
Ich geh nicht deinen Pfad vom Ja zum Neine,
ich will Mich noch durch aller Schmerzen Schwere.

Ich, Gott, der ich urewig wiederkehre,
will wiederkehren, nicht im bloßen Scheine,
nein, wirklich, wie ich's bin in jedem Steine
und jedem Sterne bis zur letzten Sphäre.

Das aber iſt, was ich mir ſelber ſetze,
und zu erleben ſelbſt durch Hölle wandre:
die Liebe, Mein, des Mannes-und-des-Weibes.

Sie, — meine Seele. Und zu dem dies andre:
Schöpfer zu ſein im Wirbel der Geſetze,
aus Chaos Bildner meines eignen Leibes.

5

(— und Notwendigkeit iſt auch nur ein Kleid.)

Notwendigkeit iſt wie ein Rieſenmantel,
von unſrer Not um Gottes ewigen Leib
geſchlagen —
doch:
er reicht nicht zu,
nicht oben und nicht unten:
Die Sohlen Gottes
wandeln drunter hin,
und drüber ragt, unfaßbar frei,
ſein Haupt.

Notwendigkeit iſt nur der Mantel, den
wir um uns ſelber ziehn, die Todesnot,
in die uns unſer eigen Anſchaun ſtürzte,
von uns zu wenden —
denn die Nacktheit des

Geheimniſſes bringt wie ein Blitz
den Tod.
Doch drunten unſre Sohlen, ungeſehn,
und unſre Scheitel, ungeſehn, die beiden
erreicht kein Mantel mehr.
Dort ſind wir —
frei.

6

Im Auge winterliches Hochgebirg,
im Ohr des Baches Brauſen und des Föhns. . .
Dies und viel andres, ſamt dem Abendſtern,
der abgehellten Luft, der Wolken Jagd,
der Schlitten Läuten und der Hütten Licht —
mit innern Bildern und Empfindungen,
Bewußtem, Unbewußtem, unentwirrbar
in Eins gewoben. . . Ob dein ſelber dich
verwundernd Wunder . . Abgrundrätſel: Menſch. . .

7

Wie vieles muß zugrunde gehn,
damit ein Weniges gedeiht!
So mochten wir die Welt verſtehn,
ſo ward uns alles Leben leid.

Und mancher wurde hart und kalt
und ſprach: ich ſchaue nur ein Spiel,
worin Natur ſich tauſendfalt
gefällt und ewigher gefiel.

Doch nichts vergeht und nichts verdirbt;
denn was da iſt, iſt Geiſt zugleich,
und wo ein Leib dem Blick erſtirbt,
da tauſcht ſein Weſen nur ein Reich.

Zwar vieles geht zugrunde und
nur weniges erſteht; beſteht;
doch ſieh dem „Grunde" auf den Grund:
es iſt Dein Grund, zu dem es geht.

Was unerlöst hinunterfällt
ins „Nichts", was noch „verstoßen Kind",
ist Nicht-Ich-Welt, Noch-Nicht-Ich-Welt,
ist — Grund, drauf, drin, dadurch wir: sind.

Doch einstmals ruhet aller Grund
in uns erlöst von Fluch und Bann
und ist von Gott mit uns im Bund
an Kindesstatt genommen an.

8

Es greift der Gott in uns nach jedem Recht,
das sein ist, —
Schaffen, Ruhe, gleicherweis.
Es mißt der Gott in uns
den ganzen Kreis —
sein in-sich-weltend Innen-Wonnen-Sein . .
sein weltauszeltend Sinnen-Sonnen-Sein . .
Wille, der, Geisteslicht, sein All durchdringt . .
und Stille, die sich dicht in sich verschlingt —
Weltausschwende . .
Weltinsichende . .
Es geht der Odem aus, der Odem ein . .
Es greift der Gott nach jedem Recht,
das sein.

Rundſchau

Über einen neuen Aktivismus

Anmerkungen von Kurt Hiller

In Heft VI, 1 des „Logos", der geiſtigſten unter allen deutſchen Philoſophiezeitſchriften, veröffentlicht Fritz Münch (junger Lehrer der Weisheit zu Jena) einen Aufſatz „Vom Sinn der Tat", deſſen Grundmeinung bis zu einem Grade mit der des „Ziels" übereinſtimmt, daß meine Freude ſich etliche fragend-zweifelnd-warnende, Schiefes nach beſtem Gewiſſen zurechtrückende Randgloſſen ſchwer verhalten kann. Umſo ſchwerer, als der Eſſay, wie üblich, ſtatt in deutſcher Sprache in profeſſorenphiloſophiſcher abgefaßt iſt — ein Brauch, der gewiß allemal zur höheren „Würde" des Geäußerten beiträgt, aber ſelten zu höherer Klarheit. Jammerſchade, daß hierzulande ſelbſt gute Köpfe, ſobald nur Univerſitätsluft ſie beweht, die Not Kants, nicht ſchreiben zu können, ſich (mit gerümpfter Braue) zur Tugend machen . . und dadurch das Aufwärtstempo des Geiſtes in Deutſchland ſchmählich verzögern. Um wieviel weiter würden wir ſein — pflegte Max Steiner zu ſcherzen —, wenn nicht Kant, ſondern Leſſing die Kritik der reinen Vernunft geſchrieben hätte! Wieviel weiter wären wir, wenn unſre beſtallten Philoſophierer, da ſie ſchon nicht ſchöpferiſch genug ſind, um über Kants Schöpfung dem Inhalt nach erheblich hinauszukommen, wenigſtens ſeine Form umſchüfen; wenn ſie, ſtatt den ſchwerfällig-exkluſiven Fachjargon, den der große Königsberger einmal verſchuldet hat, noch zu verböſern, ſich eines deutſchen Stils befleißigten, deſſen Einfachheit ihren Komplikationen, deſſen Eleganz ihrem Scharfſinn, deſſen Luzidität ihrer Tiefe keinen Abbruch tut. Es gibt eine äſthetiſche Deutlichkeit, die dem mathematiſch genaueſten Kopf unter Umſtänden verſagt bleibt, die aber der Könner erzielt, ohne die logiſche Deutlichkeit zu beſchädigen. Wie außerordentlich wäre der politiſche Vorzug einer Diktion, die ſelbſt die verzwickteſten Denkdinge ſo bietet, daß man zum Verſtändnis ihrer kein Stammgaſt der Seminare zu ſein braucht, ſondern nichts als ein Menſch von Hirn! Gerade wer in der Philoſophie weniger das Fachvergnügen eines Klüngels als die erhabenſte Angelegenheit Aller

sieht, muß solchen Stil, muß die Sprache der Neuen Volkstümlichkeit (die nichts Errungnes preisgibt) fordern; und die bestallten Herren könnten in diesem Punkte gar manches von den großen Unzünftigen lernen, ja selbst von mittleren Leitartiklern (— so wie freilich der Leitartikler und, er möge es mir verzeihen, fast durchweg auch der Literat . . vieles denkinhaltlich Unumgängliche getrost bei den Schulweisen lernen dürfte).

Münchs Arbeit sind Variationen über ein Fichte-Thema; er geht von gewissen Zitaten dieses ersten neudeutschen Aktivisten aus. „Nicht zum müßigen Beschauen und Betrachten deiner selbst oder zum Brüten über andächtigen Empfindungen, — nein, zum Handeln bist du da; dein Handeln und allein dein Handeln bestimmt deinen Wert." „Auf mein Tun muß all mein Denken sich beziehen, muß sich als, wenn auch entferntes, Mittel für diesen Zweck betrachten lassen; außerdem ist es ein leeres zweckloses Spiel, ist es Kraft- und Zeitverschwendung und Verbildung eines edlen Vermögens, das mir zu einer ganz anderen Absicht gegeben ist." Münch setzt sich mit Passivismus, Pessimismus, Pragmatismus auseinander, gelangt zu vortrefflichen Entdeckungen über die Zusammenhänge von „Vernunft, Kultur, Ethik" und analysiert schließlich das „aktuelle Subjekt", die „Ideen", die „Tathandlung". Den Extrakt seiner Lehre findet man in der reziproken Begriffsbestimmung, die er von „objektiver Kultur" und „Vernunft" gibt; in folgenden terminologisch nicht ganz einwandfreien, aber wirklich plausiblen Formeln: „Kultur . . . als empirische, zeitliche Konkretion der reinen, zeitlosen Vernunft"; „die Vernunft ist der reine Begriff der Kultur, die Kultur ist die historische Konkretion der Vernunft" (wie prachtvoll unhegelsch!); „Kultur als die Verwirklichung der Vernunft" (will offenbar sagen: als die notgedrungen immer bloß approximative; zeigt der Stand einer Kultur doch an, bis wie weit Vernunft da verwirklicht ward); „die vernunftdurchdrungene Tat setzt ein überzeitliches Postulat in ein zeitliches Resultat um. Sie holt ‚selbsttätig' die Werte vom Himmel auf die Erde herab."

Aber ich habe keinen Bericht zu geben, sondern meine Randnotizen. Hier sind sie; auf schwindelhafte Versuche, sie in ein System zu bringen, verzichte ich. (Tektonik in der Prosa ist sicher schön; doch nur, solange sie nicht durch Betrug erkauft ward.)

Zu Münchs erstem Kapitel:

1. Fichtes Aktivitätslehre stehe, sagt der Jenenser, „in bewußtem Gegensatz zu der in ihrer Grundeinstellung ästhetischen Weltbetrachtung des Griechentums" und sei „ein Produkt des sich auf sich selbst besinnenden Deutschtums". Wirklich? Darf man mit Fug den gerade moralphilosophisch bewundernswerten und vielfach uns nahen Vorsokratikern (übrigens

auch den Nachſokratikern, bis Epiktet), darf man den Meiſtern der Tragödie, darf man vor allem dieſem rigoroſen Politiziſten Platon, der die Dichter aus ſeinem Staate weiſt, „äſthetiſche Weltbetrachtung" vorwerfen? Gewiß, Hellas hatte auch Äſthetiker und Äſthetentheorie; aber wie ſollte der Geiſt, wo er ſo heftig auftritt, wie ers in Hellas tat, nicht polariſieren? Oder heißt etwa die Luſt einer Nation, aus Gold, Elfenbein, Marmor und Erz Spangen, Standbilder, Säulentempel zu zaubern; heißt das Gnadengeſchenk einer Gemeinſchaft Unverkümmerter, die Schönheit des Epheben zu verſtehn; heißt eines formſeligen Südvolks heitre Inbrunſt der Sinne, jene (ſeitdem wie verſchollene) Genialität, Eros und Logos ſtatt als tragiſches Widerſpiel . . in Syntheſe zu erleben (welche Sehnſucht weint hier nicht!), — heißt das „äſthetiſche Weltbetrachtung"? Ein äſthetiſches Sein (partiell) ſchon; aber Betrachtung wohl überhaupt nicht; die Griechen „betrachteten" höchſtens um ſoviel mehr denn andre Kulturſtämme, als ſie auch mehr „handelten". Nein, man muß ſogar ſagen, daß das Verhältnis des Tätigkeits-Koeffizienten zu dem der Betrachtung in Griechenland günſtiger lag als ſonſtwo und -wann; ſchließlich hat dieſe Nation — darüber täuſcht kein Deuter hinweg — die verfaſſungsrechtlichen Kategorien erfunden, ohne die noch gegenwärtig der Staatsmann, der Profeſſor, der Verſammlungsdemagog nicht auskommt. Hellas hat ſie erfunden, gelebt und ſich um ihretwillen zerfleiſcht: darf man ein Volk, deſſen Sprache den Sprachen Europas das Wort „politiſch" geſchenkt hat, ein Volk, das die Republik ſchuf!!, — betrachtſam, ſchönlingshaft, inaktiv ſchelten? Wenn völkerpſychologiſche Verallgemeinerungen an ſich ſchon heikel ſind und im Grunde nie wiſſenſchaftlich, ſo iſt dieſe doch extra unhaltbar. Selbſt Winckelmann, der die Griechen gewiß falſch ſah, . . . ſelbſt der ſüße Thorwaldſen ſah ſie richtiger.

Auf der andern Seite: wie über Gebühr generaliſierend, gerade den deutſchen Geiſt als tätigen hinzuſtellen! Muß ich, weil ich mein Heimatland liebe, in weibiſche National-Eitelkeit verfallen? Muß man, als Philoſoph, durchaus die Mode der erhitzten Mittelmäßigen mitmachen, die von ihrem eignen Volke meinen, es ſei das auserwählte? Ich liebe die Deutſchen, und mir ſcheint: alles an ihnen iſt hervorragend „tätig", nur gerade der deutſche Geiſt nicht. Gerade er zog ſich, ſeit dem Falle Luther wenigſtens, faſt ganz ins Metaphyſiſche und Muſiſche zurück. Wir haben den höchſt aktiven Typus des deutſchen Soldaten, den höchſt aktiven Typus des deutſchen Ingenieurs und Erfinders, des deutſchen Kaufmanns und gewiß des deutſchen Künſtlers (der Töne!); der Typ des deutſchen Revolutionärs und Reformators, deſſen, der Geiſtiges in die Tat umzuſetzen, koexiſtentiellen Träumen Dreidimenſionalität zu verleihen ſucht, . . dieſer Typ fehlt. Sehr charakteriſtiſch, daß der bewundertſte deutſche

Politiker (Bismarck) ein Bejaher der bestehenden Ordnung war — und jeder Oppositionshäuptling, bisher, im Vergleich zu ihm ein Spießer und Stümper. Wir hoffen, wir wollen, wir wissen, daß es anders wird; aber wer ontologisch vom Deutschtum handelt, darf nicht die Zukunft schon mitrechnen. Ist nicht deutsch die Mystik des Insichversunkenseins, von Ekkehard bis Novalis und Rilke; nicht deutsch der Historizismus, der Rückwärtsblick, das Abseitsstehn des „objektiven" Menschen; seine temperamentlose Gründlichkeit; die geist-ertötende Arbeitsteilung im Geistigen und ihre Folge: daß man vor lauter Wegen das Ziel vergißt und jedes Mittel des Mittels blind zum Zwecke setzt? Ist die Verherrlichung dessen, was ist, nicht deutsch; die Emporschraubung der konservativen Gemütsart ins Transzendente; war es ein fremdes Land oder nicht vielmehr Deutschland, wo jener ernste Hanswurst, der lehrte: „was wirklich ist, ist vernünftig", Menschenalter hindurch wie ein Gott gefeiert wurde? Ferner, ist bloßes Tiefsein (ohne Drang zum Umsturz), ist „Weltfrömmigkeit" (also unempöreriſche Haltung, sich zum Passivum ducken, demütige Hingabe ans angeblich Unabänderliche, Gottgewollte), ist die Heiligsprechung des sogenannten „Erlebens" — ist Goethe nicht deutsch? Goethe, dies apolitische, nein, antipolitische Genie; dieser Psycho-Sammler und großartigste Ästhet der Geistesgeschichte? Gewiß: es gab Luther, es gab Hutten; es gab Lessing und Fichte, Stirner und Wienbarg, Lagarde und Nietzsche; aber ist das „der" deutsche Geist? Sind die goetheskeu Typen nur pathologische Abwandlungen seiner? Dies zu vermuten wäre mehr als krampfhaft; man darf keinesfalls das Wesen eines nationalen Geistes abgesehn von aller Erfahrung dogmatisch dekretieren, um dann diejenigen Geister der Nation, auf die das Schema nicht paßt, als in Wahrheit außernational anzuschwärzen. In Fichte hat „das Deutschtum" sich um keinen Grad stärker „auf sich selbst besonnen", als in deutschen Denkern und Künstlern gleichen Ranges und entgegengesetzter Tendenz. (Es sei denn, daß man von den philosophischen Bergen etwas ins Tal steigt, eine quaternio terminorum vornimmt und unter „Deutschtum" plötzlich nicht mehr den Inbegriff der Eigenschaften spezifisch deutscher Geistigkeit versteht, sondern eine aktuelle außenpolitische Aufgabe.) So wahr es vielleicht ist, daß eben in der Doppelseitigkeit des deutschen Geistes, in seiner ethisch-ästhetischen, aktiv-passivischen Polarität, in der Stärke seiner Spannungen zwischen Kühn und Innig, Revolution und Meditation sein Wert, sein Auszeichnendes, seine Göttlichkeit beruhe, so falsch wäre es, ihn als typisch aktiven hinzustellen. Schon, daß gewisse heroische Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts, die das Musterbeispiel tätigen Geistes bilden (wenigstens aus neuerer Zeit) und es bis auf weiteres bleiben, sich nicht rechts sondern links vom Rheine zugetragen haben, schon diese einfache Überlegung sollte genügen.

2. „In deiner Arbeit und nur in ihr offenbart sich dein Wert!" Das ist nach Münch zwar „der demokratische Grundgedanke jeder Philosophie ‚aus Bauernstamm'"; aber ob er zutrifft, scheint trotzdem fraglich. Liegt der Ton auf „offenbart" und bedeutet „Arbeit" lediglich das Nach-außen-stellen, das Objektivieren (im Gegensatz zur bloßen Innerlichkeit, zur seelischen Struktur, zum „Niveau" eines Menschen), so wäre die Entdeckung recht platt, daß das, was innen ist, erst offenbar werde, wenn es sich äußert. Gesetzt also, in der rein passivischen Eigenschaft der Feinheit und Bedeutsamkeit eines Erlebens läge schon „Wert", so würde auch er, weil an psychische Substanz gebunden, kaum anders als durch Symptome erkennbar sein. Aber so trivial meint Münch es gar nicht; er legt, wenn ich recht höre, den Ton weniger auf „offenbart" als auf „Arbeit". Er will passivischen Eigenschaften der Seele — „Tiefe", „Geschmack", „Differenziertheit", „persönlicher Kultur" — den Selbstwert absprechen; nur den aktivischen, scheint es, räumt er ihn ein. Dies wäre fichtisch, dies wäre unsrig, dies wäre Ethos heiliger Zukunft; aber Aktivität ist nicht Laborativität, geistige Tat nicht Arbeit. „Arbeit" schlechthin als den Wert proklamieren, heißt ein freudefeindliches, asketisches, antiparadiesisches Axiom verkünden, das nicht nur der Auffassung des gerade in diesem Punkt so wundervoll menschenhaften Mythos unsres Alten Testaments widerspricht, sondern auch jeder weltlich-philosophischen Begründung entbehrt. Das Hervorbringen von Produkten kann an sich keinen Wert haben; sein Wert richtet sich vielmehr nach dem des Produktes; und da dieser immer nur ein wirtschaftlicher ist, bleibt auch der Wert des Hervorbringens stets wirtschaftlich. Produktion als ethischer Wert — dagegen sträubt sich alle Besinnung. Ist nun diejenige Arbeit, deren in erster Linie gedacht wird, wenn man „Arbeit" äußert, Produktion (samt dem, was drum- und dranhängt), so muß man, mit dieser Einschränkung, sogar sagen, daß „Arbeit" die „Tätigkeit" (nämlich des Geistes für den Geist) hemmt, hindert, unter Umständen ausschließt. Zu wieviel lodernderer Aktivität würde der Proletarier, der Bauer, der Kaufmann oder der sonst an seine „Arbeit" Gekettete möglicherweise gelangen, wenn es ihm nicht an Zeit gebräche und an jener überschüssigen Seelenkraft, ohne welche nichts Außerbürgerliches gelingt und die, wo sie vorhanden, durch „Arbeit" so rasch konsumiert wird. Mithin sollte ein aktivistischer Philosoph die Verwechslung der Begriffe „Arbeit" und „Tätigkeit" getrost konservativen Predigern und Moralpredigern überlassen, die die Tat entweder überhaupt nicht riechen können oder nur dann, wenn sie in eine Wolke von Schweiß gehüllt ist. Ich meinerseits stelle mir den Täter . . nicht schwitzend, doch heiter vor.

Zum zweiten Kapitel:

3. „Die Voraussetzung der bewußten tätigen Mitwirkung an der Ausgestaltung der Welt" sei „die Überzeugung, daß das Ganze des Weltgeschehens einen positiven Sinn hat". Das ist mir zu gesund. Nichts auf der Welt vermag mich zu überzeugen, daß die Welt einen Sinn habe. Welcher sollte es sein? und woraus hätte man ihn zu entnehmen? Aber da er ihr nunmal zu fehlen scheint, wir Menschentiere wenigstens ihn nicht erfassen können, so bleibt uns nur das eine übrig: einen Sinn zu wollen. Zwar keinen des Kosmos, aber einen unsrer subjektiven Existenz. Welchen? Nun den: unser und unsrer Brüder rätselhaftes Hiersein so lieblich zu gestalten, wie nach menschlicher Macht überhaupt möglich. Der Optimismus als ontologisches Prinzip ist demnach unhaltbar, nur als moralisches kommt er in Betracht (als „axiologisches", wie Münch sagt), nämlich als die Tendenz, den Erdenzustand, den man höchst übel antrifft, zum Guten zu bringen. Hierfür ist die Bezeichnung „Meliorismus" geeigneter: wir leben nicht in der besten der Welten, sondern wir wollen die schlechteste besser machen. Wenn Münch lehrt: „Ist die Welt sinnlos . . ., so ist es unsinnig, etwas in ihr zu tun", so leuchtet mir das nicht bloß nicht ein, sondern ich möchte fast umgekehrt meinen: nur wenn die Welt sinnlos ist, hat es Sinn, etwas in ihr zu tun! Denn hätte sie einen Sinn, so würde er sich ohne mein Zutun erfüllen; mein Tun wäre überflüssig! — Wer indes, wie Münch, das Gegenteil denkt, der hüte sich zu argumentieren: „Weil es unsinnig wäre, in einer sinnlosen Welt etwas zu tun, muß sie sinnvoll sein." O, nicht im geringsten! Es wäre a priori durchaus möglich, daß die Welt bar allen Sinnes und obendrein jedes Tun in ihr allen Sinnes bar wäre. Ich möchte gern, daß es sich anders verhielte; und Münch möchte das sicher auch: aber mit dem bloßen Mögen ist nichts bewiesen; dazu haben nicht zweieinhalbtausend Jahre Philosophen in Europa gelebt und gewirkt! — Daß der Satz, die Welt sei ohne Sinn, sich selbst aufhebe, weil diese Behauptung, „um den Sinn ‚wahr' zu besitzen, den ‚Sinn überhaupt', den sie leugnet, implicite voraussetzt", ist scholastische Begriffsspielerei; denn die formale Idee der „Wahrheit" anerkennen involviert keineswegs die Einsicht in irgendwelche materielle Wahrheiten oder auch nur in die Möglichkeit ihrer. Hätte der Mensch nicht die Kategorie des „Sinns", so könnte er am Sinn der Welt nicht zweifeln; aber da er zweifelt, darf man nicht folgern: der Zweifel ist sinnlos, denn er fußt auf der Kategorie des Sinns. Ob dem Geschehen ein Ziel immanent sei, ist Sache des Glaubens; daß wir, falls es da ist, unfähig sind, es zu erkennen, ist Sache des Wissens — desselben Wissens, welches lehrt, daß die formale Idee des Ziels, also auch des kosmischen, in der mensch-

lichen Vernunft vorliegt. Der Sinn „wahr" und der Sinn „der Welt" sind völlig voneinander verschieden; der Sinn der Welt ist der und der (wir wissen nicht, welcher) und hat außerdem die Qualität, „wahr" zu sein. Diese Qualität ist die einzige, die uns von ihm bekannt ist; aber damit, daß der Sinn der Welt „in Wahrheit" der und der sei, wird schwerlich etwas über seinen Inhalt ausgemacht. (Inhalt heißt nicht empirische Erfüllung. Wenn Münch bemerkt, daß allerdings „die inhaltliche Erfüllung dieser Sinnform . . in der Welt, wie wir sie vorfinden, eine unvollkommene ist", so wirft er leider zwei Probleme in einen Topf. Die Frage, welchen Inhalts der Sinn der Welt sei, den wir ihr formal vindizieren, abgekürzt gesprochen: welches der Sinn der Welt sei, — diese Frage hat nichts zu schaffen mit der anderen: bis zu welchem Grade jener Sinn sich in ihr bereits erfahrbar erfüllt habe. A priori ließe sich sowohl annehmen, daß wir den Inhalt des Sinns kennen und die Erfüllung noch nicht ihre unterste Stufe erreicht hat, als auch: daß der Inhalt uns unzugänglich ist und die Erfüllung bereits vollendet. Ebenso kann uns der Inhalt verschlossen und zugleich individuell die Erfüllung versagt sein. Erkenntnis des Inhalts und Vollendung der Erfüllung: das wäre der Traum vom Paradiese, allwo das metaphysische Leid nebst dem physischen abbricht. Man sieht demnach, wie sehr die beiden Probleme getrennt voneinander erörtert werden müssen.)

4. Endlich verrät Münch nun auch, welches er sei, der geheimnisvolle „Sinn des Menschengeschlechts". Er sei: „die geschichtliche Arbeit". Da frage ich aber in aller Ruhe: die geschichtliche Arbeit? Welche denn? Oder sollte Münch etwa dozieren wollen: der Sinn des Geschehens ist . . das, was geschieht —? Dazu würden nicht, zwei Jahrtausende lang und ein halbes, Philosophen in Europa gelebt und gewirkt haben. Aber möglicherweise ist es seine Absicht, aus der Gesamtheit aller Arbeit . . bestimmte zielgerichtete als spezifisch „geschichtliche" Arbeit auszusondern. Dann hieße, der Sinn des Menschengeschlechts sei die geschichtliche Arbeit: „Sinn des Menschengeschlechts ist diese bestimmte, zielgerichtete Arbeit." Indes: nach welchem Ziel gerichtet? — Man sieht, das Problem wird damit nur zurückgeschoben; denn die Behauptung, der Sinn des Menschengeschlechts bestünde in einer Arbeit, die dazu dient, den Sinn des Menschengeschlechts zu verwirklichen, wäre ja ein Zirkulus jämmerlichster Sorte!

Zum dritten Kapitel:

5. Glänzende Kritik des Pragmatismus (W. James, Schiller-Oxford, W. Jerusalem): der zwar als „Voluntarismus" und Aufbäumung gegen den „Primat des Verstandes" gelobt, aber wegen seiner „biozentrischen" Methode, wegen seines Verzichts auf Erkenntniskritik, Geltungsprüfung,

„Untersuchung der logischen Legitimation" mit Recht ein „Münchhausen" genannt wird, „der sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zieht". Münch stellt der philosophischen Anspruchslosigkeit des (ethisch im Grunde ja bloß deskriptiven) Pragmatisten sein Erkenneridеal einer „‚begründet' sein wollenden Welt- und Lebensanschauung" gegenüber. „Sein wollenden" schreibt er und steckt „begründet" in Gänsefüßchen; ihm blieb also nicht verborgen, auf welche Schwierigkeiten eine „Lebensanschauung" (schärfer: eine Wertlehre) stößt, die sich selber den Nachweis erbringen möchte, daß sie begründet sei. Der Pragmatist — der an die Stelle der Rechtfertigung die Erklärung setzt; Grund mit Ursache verwechselt; statt kritisch zu begründen genetisch erforscht — schreitet sicher auf Irrwegen; jedoch der rechtgerichtete Transzendentalobjektivist, der wacker zur „Begründung" strebt, erreicht er denn das Denkziel? Sollte Münch den Unterschied zwischen Münch und Münchhausen vielleicht ein bißchen überschätzen? Er fühlt wohl: hier ist etwas nicht ganz glatt; aber daß der Theoretiker der Tat (nicht etwa der Tätige nur), um überhaupt vorwärts zu kommen, das letzte Begründen durch letztes Beschließen, alles Erkenntnismäßige im Urakt durch Willentliches ersetzen muß, davon schwant ihm, scheint es, noch wenig. Er glaubt, als Kritizist, noch an allgemeingültige „Maßstäbe". (Ich empfehle ihm deshalb zur Lektüre: die rechtsphilosophischen Schriften Gustav Radbruchs, meiner Freunde Kurt Peschke und Felix Somló, und meine eignen. — Münchs Grundart ist liebenswert, aber sie ist vor-skeptisch. Ein Aktivismus, der nicht die Skepsis durchgemacht hat, wird kaum immun gegen sie sein.)

Zum vierten Kapitel:

6. Münch arbeitet mit der „Weltvernunft"; das kann ich nicht gelten lassen. Denn es ist eine metaphysische Hypothese, für die nichts spricht. Menschenvernunft: ja; Weltvernunft: nein! Existiert Weltvernunft, so existiert sie absolut, das heißt un-bezogen auf den Aufnahmeapparat „menschliche Erkenntnis". Über Weltvernunft und absolutes Sein sollte man endlich aufhören nachzugrübeln; schade um Stunden und Anstrengung; der Mensch *muß* hier scheitern; wenn irgendeine Metaphysik aussichtslos ist, dann die teleologische. Was aber die Prinzipien unsrer Menschenvernunft anlangt, so wäre es naiv, sie für „absolute" zu halten. Zwar sind sie (wenigstens die der theoretischen Vernunft) objektiv, das heißt: nicht individuell, vielmehr allgemeingültig; jedoch abgesehen von der Vernunft des Vernunftwesens gelten sie nicht — und was sollte „absolut" wohl sonst bedeuten? Die Prinzipien der praktischen Vernunft dagegen, sobald sie den Bereich des Bloß-Formalen („guter Wille") verlassen und sich mit Inhalt, sei es auch dem generellsten, erfüllen, sind nicht einmal

als objektiv, geſchweige denn als abſolut nachweisbar; ſie gelten, wenn ſchon für mehr als für das Subjekt, höchſtens für den Typus. (Vergleichen Sie: Simmel, „Hauptprobleme der Philoſophie", Seite 25 bis 30.) Dieſe Erkenntnis indes zwingt den tätigen Geiſt keineswegs, relativiſtiſch zu reſignieren; nur der Nichts-als-Erkennende muß (in ethicis), wofern er ſcharf, ehrlich und bis zu Ende denkt, zum Relativismus gelangen; der Wollende darf es ſich leiſten, die Frage nach Subjektiv und Objektiv mutig zu überhören. Aus der Unbegründbarkeit, dem Nie-allgemeingültigſein, der Unobjektivität aller inhaltserfüllten Normen praktiſcher Vernunft folgt nicht, daß die Vernunft, ſondern daß die erkenntnismäßige Methode hier abdanken muß; nicht der Geiſt dankt ab, ſondern die Wiſſenſchaft. (Für welch letztere aber — damit myſtiſches Geſindel hier nicht applaudiere! — andre Throne bereitſtehn.)

7. Immer wieder die Formel vom „kosmiſchen Sinn des Geſamtgeſchehens"! Ihn der Verwirklichung zu nähern ſei Ziel unſrer ethiſchen Leiſtung. Wiſſen Sie, was Sie damit ſagen, Doktor Münch? Sie ſagen damit, daß wir Gott helfen müſſen; während bisher doch immer die Rede davon war, daß Gott uns helfe. Nehmen wir aber keinen „kosmiſchen Sinn" und, vorſichtshalber, auch keinen Gott an, ſo hätten weder wir Gott, noch hätte Gott uns zu helfen, ſondern die Menſchheit ſich ſelber. Und das iſt in der Tat eine Forderung, auf abſehbare Zeit aktueller als jede andere.

8. Logos, Vernunft „beherrſcht" dieſe geſamte, vom Relativiſten ſtets achſelzuckend aufgezeigte Mannigfaltigkeit? „Beherrſcht?" Mir malt ſich die Welt anders. Ich ſehe: nicht Logos und Vernunft — Trieb und Aberſinn beherrſchen ſie. Doch Logos und Vernunft ſollen herrſchen; zwingen wir der Natur, zwingen wir der Kreatur unſern Willen auf! Nichts anderes erſtrebt der Geiſt; daß er als „objektiver" oder gar „abſoluter" ſchon im Gegebnen wohne, kann nur eine Kanaille lehren, die verhindern möchte, daß er als ſubjektiver ſich ausbreitet. Münch, der durchweg wie ein Gegenpol Hegels wirkt, läßt ſich (vielleicht eben darum) bisweilen von ihm anziehen.

9. Der ethiſche Imperativ gelte, wie für Individuen, ſo auch für Völker. Für die Völker laute er: „Herausbildung ihrer nationalen Eigenart". Hier muß — von dem pſychologiſchen Problem, inwieweit eine Volksgeſamtheit als Adreſſatin von Imperativen überhaupt in Betracht käme, zu ſchweigen — die Frage erlaubt ſein, ob man etwas als ſittliche Forderung aufſtellen ſolle (ja könne), was ohnehin, nämlich von Natur wegen, geübt wird. „Herausbildung der nationalen Eigenart" als Poſtulat an Nationen bedeutet moraliſch genau dasſelbe wie . . . „Ausleben" als Poſtulat an Individuen. Der Einzelne, ſoweit er kann, lebt ſeine Individualität aus, das braucht man ihm nicht erſt anzubefehlen; und die Völker

dito. Ist „Eigenart" an sich, Eigenart als solche, von ihrem Was abgesehn und abgesehn von der Beziehung dieses Was zum Geiste, wertvoll? Vielleicht täte die Ethik richtiger daran, wenn sie den Befehl, den sie den Individuen längst erteilt hat: ihre Eigenart etwas einzudämmen, ihre Selbstherrlichkeit mit Rücksicht auf die Anderen, die Brudermenschen, etwas zu beschränken, nachgerade auch den Völkern gäbe. Hier wie dort existiert „Gesellschaft" — um deretwillen der Egoismus, der individuelle wie der nationale (die beide nicht erst angestachelt zu werden brauchen), ethischerweise zu zügeln ist. Daß für Nationen, sofern sie im Verkehr miteinander Individua sind, die entgegengesetzte Sittlichkeit gelten müsse als für Individuen — das wird der Jünger Kants und Fichtes doch kaum im Ernst behaupten wollen.

Zum fünften Kapitel:

10. Vom „biologischen Begriff des Lebens" wird „das Leben im ‚geistigen' Sinne" unterschieden. Sicher mit Recht. Aber in einer derart grundlegenden Betrachtung sollte dieser unendlich problematische und unendlich wichtige Terminus „geistig" nicht ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt, sondern vor seiner Einführung erst definiert werden. Gerade der Aktivist wird schwerlich umhin können, an dem marktgängigen Begriff von Geist strenge Kritik zu üben.

11. „Hingabe an diese überindividuellen, übersozialen, überzeitlichen Ideen": Lehrstuhldeutsch! Ideen sind, streng genommen, nie „überindividuell", vielmehr immer nur in Individuen zu Hause, hoffentlich in recht zahlreichen; daß sie jenseits der Hirnschale, „oben", irgendwo in der Luft schweben, gleich Zeppelinen, ist phantastischer Aberglaube und erinnert an überwundenste Dämonologie. „Übersozial" ist noch phantastischer: wenn schon wirklich nicht an die einzelnen, so bleibt das Geistige doch zumindest an die Gemeinschaft gebunden. Auch „überzeitlich" kann eine Idee nicht sein; sie entstammt der Zeit, ist bedingt durch die Zeit, lebt in der Zeit (je allgemeiner die Idee ist, desto längere Zeit lebt sie) —: diese pompösen Vokabeln eigentlich theologischen Ursprungs, zur Rechtfertigung vornehmer Abseitigkeit, des Moderantismus und besserer Rückwärtserei, jedenfalls eines apolitischen Verhaltens erfunden, sollte der Aktivist lieber vermeiden. Sie riechen muffig, muckerisch, würdig; antiheiter, tagfeindlich, irrevolutionär; als ob das Ich sündhaft und das Heute belangarm wäre. Richtig an der Geschichte ist doch nur: daß gewisse Ideen, und zwar die edelsten, nicht aufs Individuum und aufs Individuelle abzielen, vielmehr eine Vielheit (etwa die Nation; eine quer durch die Nationen gelagerte Rangklasse der Menschheit; oder gar die Menschheit selbst) zum Objekt haben. Solche Ideen sind mithin weniger „überindividuelle" Ideen als . . . Ideen von

etwas Überindividuellem! „Übersozial" freilich und „überzeitlich" kann, meines Erachtens, auch ihr Gegenstand nicht genannt werden; heißt denn Sozietät und Zeit sehr weit spannen — ihnen entschweben? Die sogenannten absoluten Ideen des „Wahren, Guten und Schönen" aber sind leere Hülsen, mit denen niemand etwas anzufangen weiß und die man nachgerade fortwerfen sollte; selbst die Kriegsmetallsammlung zahlt keine fünf Pfennige dafür. Von „ewigen, zeitlosen" Werten zu sprechen, davor (da außer der Zeit überhaupt nichts gedacht werden kann und das, was morgen oder in einem Jahrhundert nicht gleich veraltet, drum doch nicht „ewig" ist) . . . davor sollte der kritische Kopf sich hüten.

12. Rickerts „Vollendlichkeit der Idee in sich selbst" genügt nicht; die Idee muß außerdem noch *außerhalb* ihrer, nämlich im *Raume*, „vollendlich" sein. Sonst bleibt der Geist immer weiter in jener Neben-Welt und Absonderung, die zum Beispiel 1914 zur Katastrophe führte.

Zum sechsten Kapitel:

13. Eine „Tat kann auch in Büchern vorliegen": sehr richtig! Achten wir darauf, daß den europäischen Knaben der nächsten Jahrfünfte kein widrigfalscher Begriff von Tat beigebracht wird. — Aber die Sache mit den „Büchern" hat einen Haken. Hier vermischen sich zwei Antithesenpaare: der Gegensatz „Geisttat — Körpertat" und der Gegensatz „Buch, welches Tat ist, — Buch, welches keine ist". Wann ein Buch Tat ist und wann nicht, über diese unerhört interessante Frage bleibt uns Münch (der als einziges und nicht mal argumentiertes Paradigma des „tat"haften Buches Kants Vernunftkritik anführt) leider die Auskunft schuldig. Ob sein (durch die Gesinnung bedeutender und durch die Probleme intellektuell erregender) Essay, der zwar in abstracto „vom *Sinn* der Tat" redet, aber schließlich nicht zu der aller-aller-allergeringfügigsten konkreten Tat auffordert, auch sich anzugeben scheut oder wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung sie sich würde bewegen müssen . . ., ob dieser Essay selbst eine Tat ist, wage ich nicht zu entscheiden. Konstelliert er die Atome einer Seele um? Bewirkt er, daß ein Mensch fortab anders denkt? Stärkt er einem Zweifelnden das geistige Rückgrat? — Vielleicht dies letzte.

Wenn nicht eine Tat, so ein Tätchen; ihr Urheber mithin: unsres Dankes gewiß. Aber ich möchte beizeiten davor warnen, die Flut dieser herrlichen Bewegung, die zuerst unter Literaten und heilig-wilden Studenten ausbrach, in den Niederungen einer akademischen Landschaft versickern zu lassen, in der man, anstatt (was mit der Feder geschehen dürfte) *weltändernd zu handeln*, „subjektstheoretische Analysen" schreibt.

Das Christentum und Nietzsche

von Ricarda Huch

Es ist äußerst merkwürdig und belehrend, die Äußerungen von Ernst Horneffer über Religion zu lesen, die er in einem Büchlein „Vom starken Leben" betitelt, niedergelegt hat. Sie beweisen nämlich, daß er tatsächlich auf den Boden des Christentums steht, das er im Namen der Nietzscheschen Weltanschauung leidenschaftlich angreift, indem er dem Christentum Ideen zuschreibt, die in Wirklichkeit einer nichtchristlichen Weltanschauung angehören.

Horneffer wirft der christlichen Religion vor, sie schlage den Menschen nieder, indem sie einen Gott lehre, der, als das vollkommene Sein, von den Menschen nie erreicht werden könne, weswegen er ihnen als zürnender Richter erscheinen müsse und nicht erhebend, sondern lähmend wirke. Horneffer will nicht an diesen vollkommenen Gott, nicht an das Sein, sondern an das Leben glauben, welches ein Werden sei, und hält eine Religion ohne Gott für erforderlich.

Es kann fast nicht anders sein, als daß Horneffer sich unter Gott einen allweisen, allmächtigen Mann vorstellt, der auf einem Stern oder jenseit der Sterne thront und von dort aus der Welt Gesetze vorschreibt. Dabei können sich einem natürlich die Haare sträuben, wenn man es mit seiner Einsicht und seinen Erfahrungen in Einklang bringen möchte. Die Bibel lehrt uns aber, daß Gott die schaffende Kraft ist, eben diese schaffende Kraft, von der Horneffer so viel spricht, die er weit über Gott stellt, die Kraft, die, indem sie im Stoffe wirkt, das Leben hervorbringt. Gott ist ein Gott des Lebens, der alles Sterbende sogleich wieder in Lebendiges verwandelt, eine Kraft, deren Wesen Schaffen ist, als solchen verherrlicht ihn namentlich das Alte Testament; auch hat Nietzsche unwillkürlich denselben Ton angestimmt, der durch die prophetischen Männer, die zuerst das Wesen Gottes erkannten, allen Christen als die gotterfüllte Sprache vertraut geworden ist. Eine wirkende Kraft ohne Stoff, auf welchen gewirkt wird; ein Aktives ohne Passives ist nicht möglich. Ein vollkommenes Sein als etwas für sich Existierendes kennt auch der christliche Glaube nicht, nur die Philosophie, die mit abstrahierten Begriffen umgeht, redet davon. Das Christentum kennt nur den offenbarten Gott, der nichts von sich verborgen, sondern sich ganz und gar in die Welt ausgegossen hat, es kennt nur die im Stoffe wirkende Kraft; nach Gott in der Majestät, so lehrt es, sollen die Menschen nicht forschen. Wenn man ein vermeintliches Absolutes oder Vollkommenes Sein als Gott setzt, tut man also gerade das, was das Christentum verbietet. Allerdings ist die Idee Gottes,

die Welt als Ganzes, vollkommen; aber da Gott nur im Stoffe erscheint, kann nichts Erscheinendes, nichts Einzelnes, unseren Sinnen Wahrnehmbares, vollkommen sein.

Erinnert man daran, daß Gott nicht nur der Richter, sondern auch die Gnade sei, so sagt Horneffer, es widerstrebe dem Stolze des Menschen, sich von dieser Gnade abhängig zu wissen; er will, daß der Mensch auf eigenen Füßen stehe und alles sich selbst zu verdanken habe. Wieder muß man hier an ein wesentliches Mißverständnis denken. Kann irgendein Mensch ernstlich behaupten wollen, Geburt, Tod, Begabung, Begeisterung, Kraft hänge von ihm selbst, von seinem bewußten Willen ab? Erfährt nicht jeder Mensch, daß gerade das Höchste, Ausschlaggebende seinem Willen sich versagt, also Gnade ist? Wir können vorhandene Anlagen ausbilden, vorhandene Kraft entwickeln, die Kraft selbst muß uns aber gegeben sein. Wer sich einbildet, selbst alles oder auch nur das meiste, das wichtigste zu vermögen, der rechnet sich selbst die Kraft an, die der geniale, der schaffenskräftige Mensch, dem die Kraft gegeben ist und der deshalb von ihr Bescheid weiß, Gott nennt und von sich unterscheidet, weil sie nicht von seiner Willkür abhängt. Das Unwillkürliche, die schaffende Kraft in uns, empfangen wir von Gott, das heißt, in uns wirkt die schaffende Kraft, die in der ganzen Welt wirkt, auf deren Wirken die ganze Welt beruht. Wer Gott in sich erlebt, glaubt an Gott, von außen erkennt man ihn nur stückweise. Es ist ein Zeichen der Schwäche des Menschen, wenn er aufhört an Gott zu glauben; die göttliche Schaffenskraft ist immer gleich groß; aber der Mensch entfernt sich zu Zeiten so weit von ihr, daß er, weil er nicht mehr von ihr erreicht wird, an ihr zweifelt oder sie verkennt. Folgendermaßen predigt Horneffer, wohlverstanden immer als Sieger Nietzsches:

Ein ringender Schöpferwille ist die Welt. Darum ist die Schöpferkraft die höchste Tugend. Wenn du dich eingesenkt hast in das tiefste Sein, wenn Schöpfersehnsucht auch in deinem Herzen klingt, wenn ein starker Lebenswille in dir flutet, dann hast du die höchste Tugend. Sei Schöpfer mit aller Macht deiner Seele ..... Du bist wie alles Leben nur eine Anlage, eine Möglichkeit, ein Mensch, ein Wille. Züchte diesen Willen zur Tat! Aus dem Schöpferwillen bilde Schöpferkraft, und nicht eine beliebige Schöpferkraft, sondern eben deine Schöpferkraft! Daß nichts auf dem Grunde deiner Seele zurückbleibe ... Ganz mußt du werden!

Ja, wenn aufmunternde Zurufe und zarter Wille Genies, Persönlichkeiten machen könnten, wären sie nicht so rar. Aber so ersprießlich das Wollen auf dem Gebiete der Moral und der Wissenschaft ist, so nutzlos ist es auf dem Gebiete des Schöpferischen, wenn eben die schöpferische

Kraft nicht mitwirkt, so schädlich, wenn es ohne sie etwas ausrichten zu können meint. Wer die Kraft hat, muß allerdings, wie Horneffer sagt, sein Bestes einsetzen, damit das ganze Bild erscheine; aber die Kraft läßt sich nicht erarbeiten und erzwingen, sie gibt Gott aus Gnade dem, der an ihn glaubt. Das ist ja gerade die tiefe, nie genug zu bewundernde Weisheit der Christenlehre, daß sie die Menschen vor Überspannung der eigenen Kraft, des Wollens, warnt und sie auf die Zauberrute des Glaubens hinweist, die ihnen die verborgene Quelle der Kraft eröffnet. „Marta, Marta, du machst dir viel Arbeit und Mühe; aber eins ist not". Christus kommt nicht zu den Phärisäern, sondern zu den Sündern. Er kommt nicht zu denen, die auf ihre eigene Kraft und Tugend stolz sind, sondern zu denen, die sich ihrer Unvollkommenheit bewußt sind und auf Gottes Gnade hoffen. Wie kann doch jemand behaupten, der christliche Gott erdrücke die Menschen dadurch, daß er eine Vollkommenheit von ihnen verlange, die sie nicht erreichen könnten? Er fordert nichts als Glauben, das heißt zeitweises Aufgeben der Selbstsucht, des Selbstwillens, damit er seine Kraft in ihnen wohnen lassen könne. Eben dadurch sind wir ganz — die vorhin angeführte Forderung Hornеffers — daß wir nicht nur selbst wollen, sondern auch Gott in uns wollen lassen; eben um uns ganz zu machen ist Christus, unser Ganzmacher, unser Heiland, erschienen. Horneffer spricht viel von dem Rhythmus des Lebens, den der Wechsel von Unordnung und Ordnung, Gesetzlosigkeit und Gesetz erzeuge. Auch die Bibel kennt diesen Rhythmus, dessen Ursprung im Wechsel von der göttlichen und der menschlichen Kraft besteht, der von Christus, dem Gottmenschen, versöhnt wurde.

Wie ich aus Hornеffers Büchlein sehe, ist es den christlichen Theologen aufgefallen, daß Horneffer im wesentlichen dasselbe, aber als etwas Eigenes, Neues lehrt, was das Christentum längst gelehrt hat. Ich war gespannt zu erfahren, wie Horneffer sich gegen diesen Einwand verantworten würde. Er sagt selbst, ein Theologe habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß das Christentum die Selbstsucht durchaus nicht ausschalte; denn indem es lehre: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, gehe es davon aus, daß jeder eine starke Liebe zu sich selbst habe, und wolle nur, daß man den Nächsten ebenso liebe, seinen Bruder in ihm liebe. Auch Horneffer verlangt ja Opfermut von Menschen neben dem persönlichen Leben, das schließlich Voraussetzung ist.

Was antwortet Horneffer auf den ganz richtigen theologischen Einwand? Der angeführte sei nicht der ursprüngliche Sinn des Satzes, in Wahrheit verlange er weit mehr, er fordere, daß wir mit dem Nächsten zu einer Einheit verschmelzen sollten, daß jede Scheidewand zwischen den Menschen falle. Horneffer setzt also der einfachen, nächstliegenden, in den

Worten selbst liegenden Auslegung eine gewaltsame entgegen und weist jene ab, die doch von Augustin selbst gegeben ist. In dem Gebot: „Du sollst nicht falsches Zeugnis geben gegen deinen Nächsten", sagt Augustin, sei inbegriffen das Verbot, gegen sich selbst falsches Zeugnis abzulegen: „denn die Richtschnur, den Nächsten zu lieben, ist die Liebe, die der Mensch zu sich selbst trägt; da geschrieben steht: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst'". Horneffer befolgt das Verfahren: er schwärzt dem Christentum ein verkehrtes Gedankensystem ein und bekämpft dies, um sich selbst als Prophet eines neuen Glaubens hinstellen zu können. Ich meine natürlich nicht, daß der moralische Nietzsche das Christentum bewußt, systematisch verfälscht habe; sein alles überwiegender Hang, sich einen großen Namen zu machen, verblendet ihn. Es ist gewiß berechtigt, wenn jede Zeit, wenn einzelne Menschen die Wahrheit so darstellen wollen, wie sie sie erlebt haben; aber es geht nicht an, daß man die bereits erkannte und bekannte Wahrheit Lüge nennt, um sich die Erfindung der Wahrheit selbst zuzuschreiben. Christus, der Gott in sich erkannte, war einmal da, alle, die nach ihm kommen, können sich nur mit ihm vereinigen.

Einer von Luthers schlagenden Aussprüchen lautet, es sei nicht Schwäche des Geistes, wenn man die in der Bibel verkündete Wahrheit verkenne, sondern die Schalkheit des Teufels. Die menschliche Selbstsucht vernimmt nicht, was geschrieben steht, sondern nur die eigenen Gedanken und liest deshalb diese aus den Worten der Schrift heraus. Noch merkwürdiger ist es, wenn, wie im Falle von Nietzsche und Horneffer, die eigenen Gedanken mit der Schrift im wesentlichen übereinstimmen, dies aber nicht zugegeben, sondern ein entgegengesetzter Gedankeninhalt in die Schrift hineingelegt und mit den Ideen, die eigentlich die Ideen der Schrift sind, bekämpft wird.

Es ist kaum zu glauben, wie viel Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten sich Horneffer in bezug auf die christliche Lehre zuschulden kommen läßt.

„Das Christentum bestimmt bekanntlich das Urwesen als Persönlichkeit, als eine bewußte Persönlichkeit."

Nein, das Christentum bestimmt Gott als eine Dreieinigkeit von Gott-Natur, Gott-Mensch, Gott-Geist. Er ist die schaffende Kraft, die in der Natur Form, im Menschen persönliche Tat und durch den Menschen hindurchgehend Geist wird. Nur im Menschen wird Gott bewußte Persönlichkeit, nur mit Christus ist er ganz eins geworden.

„Der Glaube an Gott war der Angelpunkt, das Herz des Christentums, wie auch verwandter Religionen, von dem jede religiöse Wirkung ausging."

Nein, durchaus nicht. Der Angelpunkt des Christenglaubens ist der Glaube an Christus, nach dem es sich nennt. Wie kann man vom Christen-

tum sprechen und Christus ganz beiseite lassen? Das Glaubensbekenntnis sagt ausdrücklich, daß Gott Fleisch ward; es ist jene Stelle, der Bach und Beethoven einen so tragischen Ausdruck gegeben haben. Niemand kann behaupten, das Christentum lehre einen Gott, der, als vollkommenes Sein, den Menschen nichts angehe. Grade das Christentum lehrt den werdenden Gott, und grade diesen Punkt bezeichnet Luther als die Scheide zwischen Heidentum und Christentum. Alle Klagen Horneffers darüber, daß der Christengott nicht Leben, nicht Bewegung, nicht Werden sei, was der moderne Mensch doch grade als göttlich empfinde, sind also hinfällig und beweisen nur, daß der moderne Mensch vom christlichen Glauben keine Ahnung habe.

„Man hatte sich so in den Glauben an Gott hineingelebt, daß man Religion überhaupt nicht anders als Glaube an Gott verstand." Religion verbindet die Welt zu einem Ganzen, und das Ganze ist eben Gott. Folglich sind Religion und Gott allerdings unzertrennlich, wenigstens der Gott der Bibel, von dem es heißt: Es sind mancherlei Kräfte, aber nur ein Geist, der da wirket alles in allem.

Was den Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben betrifft, so kann davon niemand berechtigterweise mitsprechen, der den Ideengehalt der christlichen Religion gar nicht kennt. Horneffer sieht auch, allerdings aus anderen Gründen, davon ab und bekämpft, wie er sagt, die christliche Religion aus Religion, weil sie die Aufgabe der Religion, zu beglücken und zu stärken, nicht erfülle. Über die Wirkung des Glaubens kann der moderne Mensch, der ihn nicht hat, natürlich nicht urteilen; indessen braucht er nur einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, um zu sehen, bis zu welchem Grade die Gläubigen von Kraft, Freudigkeit, ja Wundertätigkeit durchdrungen worden sind.

„Gott ist in meinen Augen nicht die Erlösung der Welt. Gott ist in meinen Augen die Entseelung, der Tod der Welt. Gott bedeutet den Inbegriff alles Lebens, aller Vollkommenheit. Entwertet Gott dadurch nicht alles andere Leben? Stößt er es nicht in ein armseliges Nichts hinab? . . . Eine schwere Belastung ist Gott für die Welt. Angesichts seiner Höhe muß alles irdische Wesen hinsterben . . ."

Alle diese und die folgenden Auslassungen, daß Demut die höchste Tugend des Christen sei, daß das Christentum fordere, die eigene Persönlichkeit zu brechen, sind vollständig am Christentum vorbeigeredet, so daß man tief Atem schöpfen muß, eh man es unternimmt, darauf zu entgegnen.

Gott, der die Liebe ist, sollte die Welt entseelen? Gott, dessen Wort die Menschen zu Göttern macht? Man lese doch die Apostelgeschichte und die Briefe des Paulus, um sich zu überzeugen, daß nicht Demut die

höchſte Tugend des Chriſten iſt. Demut Gott gegenüber ja; aber das iſt doch wohl ſelbſtverſtändlich. Soll der Menſch etwa dem Anbetungswürdigen gegenüber nicht demütig ſein? Oder iſt es etwa Horneffers Meinung, daß jeder nur ſich ſelbſt anbeten ſolle? Faſt muß man das fürchten. Wie ſollte ferner Gott, aus dem die Perſönlichkeit fließt, die Perſönlichkeit brechen wollen? Heißt es die Perſönlichkeit brechen, wenn man ſie einem Höheren hingibt, wenn man ſie aus Liebe opfert? Gott bricht ſie nicht, vielmehr gibt er ſie den Gläubigen gekräftigt wieder. Demut vor Gott, Mut für ſich, Liebe und Mitleid für andere, Haß gegen das Böſe, iſt das eine ſchlechte, eine erniedrigende Deviſe? Die Welt nicht fürchten kann nur derjenige, der Gott fürchtet.

„Gott tief empfunden, Gott tief geglaubt, lebend und wirkend in den Menſchen, muß die Menſchen ſich ſelbſt entfremden, muß ihn ſich ſelber haſſen lehren. Er kann ſich ſelber nicht mehr lieben. So wird er auch nichts mehr für ſich tun. Seine natürlichen Kräfte wird er nicht entfalten. Wie er von ſich ſelbſt loskomme, wird ſeine höchſte Sorge ſein.“

Horneffer redet, als ob Wüſtenheilige, Anachoreten, Trappiſten gleichbedeutend mit Chriſten wären, und doch iſt er, war wenigſtens Nietzſche Lutheraner. Hat Paulus, hat Luther ſeine natürlichen Kräfte nicht entfaltet? Daß der durch und durch ſelbſtſüchtige natürliche Menſch ſich haſſen lernt, iſt kein Schade. Ohne Haß keine Liebe. Andrerſeits wird niemand ſich wahrhaft lieben, als der ſich von Gott geliebt fühlt. Gott iſt ja die ſchaffende Kraft, wer ſie hat, liebt ſich; wer nur die eigene, die bewußte Kraft hat, iſt wohl eitel, kann ſich aber nicht lieben, weder ſich noch andere, denn gerade die Kraft der Liebe, Gott, wirkt ja nicht in ihm.

„Kann es nach dem Chriſtentum eine ärgere Sünde geben, als wenn der Menſch ſich ſelbſt vertraut? Er gilt als hoffnungslos verloren, ſobald er nur etwas auf die eigenen Kräfte baut.“ Welche Mißverſtändniſſe! Wird die Kraft, die aus göttlicher Gnade in dem Menſchen wirkt, nicht zu ſeiner eigenen? Es iſt aber die Natur der göttlichen Kraft, nicht vom Willen des Menſchen abhängig, ſondern unwillkürlich zu ſein. Die Religion verbietet uns nicht, auch ſelbſt zu wollen und ſelbſt zu wirken; aber es liegt in unſerem eigenen Intereſſe, die das Höchſte wirkende unwillkürliche Kraft nicht durch übermäßiges Selbſtdenken und Selbſtwollen zu verſcheuchen.

„Einen Mittler, einen Verſöhner, heißt es, habe Gott den Menſchen beſtellt, der ihn Gott nahe bringe . . . Gott gegenüber bleibt der Menſch immer ein Armſeliger. Es bedarf noch der göttlichen Gnade, um ihm endgültig, wirkſam zu helfen. Kann dies jemals den Menſchen ſtolz ſtimmen?“

Die beiden Seelen, die der Menſch in ſeiner Bruſt hat, ſeine tieriſche

Natur und sein denkender Geist, müssen allerdings versöhnt, zur Einheit gebracht werden, und sie werden es in der Liebe. Dies muß allerdings immer so bleiben; wenn der Mensch, um dieser Versöhnung nicht zu bedürfen, seine tierische Natur gewaltsam unterdrücken will, geht er zugrunde. Den Menschen stolz zu machen ist allerdings nicht die Absicht der Religion, sie will ihn im Gegenteil vom Stolz und der Überspannung seiner Kräfte befreien, weil Stolz ihn zugrunde richtet. Durch Stolz ist Nietzsche zugrunde gegangen, Stolz ist die Grundlage der Geisteskrankheit überhaupt. Ein naiver, unbewußter Mensch, der auf Gott vertraut, Gott in sich wirken läßt, kann nicht geisteskrank werden.

„Was ist das Wesen des Religiösen? Was ist seine Hauptwirkung? Woran erkennt man das Religiöse? An dem Begeisternden, Beschwingenden, das in einem Glauben liegt. Diese fortreißende Kraft vermisse ich an dem Glauben vom unpersönlichen Gott."

Sehr richtig. Zur Tatkraft soll uns eben der Held Christus entflammen. Seien wir froh, daß wir Christen und nicht Buddhisten sind. Für die Stolzen, die sich nicht vor einem Höheren beugen wollen, ist allerdings der Glaube an den persönlichen Gott nicht.

„Die Welt muß etwas Lebendiges sein, oder wenigstens das Werk, die Schale eines Lebendigen."

Eben das lehrt die Bibel.

„Aber welcher Art ist dieses Lebendige, das das All erfüllt? Ich glaube, daß es etwas letzten Endes dem Menschen ähnliches Lebendiges ist!"

Wirklich? Eben das lehrt das Christentum, nur ist es etwas ehrerbietiger, Gott habe den Menschen ihm zum Bilde erschaffen.

„Wir können nicht anders, als die Welt nach uns verstehen, nach dem Menschen deuten. Der Mensch ist ein Glied der Welt. Muß er nicht als solches ein Abbild des ganzen Daseins sein? Muß sich nicht in ihm das Allwesen völlig spiegeln?"

Eben, eben. Daß wir Christi Brüder und daß Gott unser Vater ist, das verkündet ja eben das Neue Testament.

„Wir dürfen nicht nur unsere Kraft, unseren Sieg, unsere Höhengefühle in die Welt hinein verlegen, im Ursein wiederfinden, sondern auch unsere Schuldgefühle, unsere Not und unseren Kampf, unser Ringen und Streben."

Allerdings; darum beten wir zum gekreuzigten Gotte.

Das Wort „Gottmensch" steht Horneffer nicht an, er schlägt statt dessen den Namen „Mensch Erlöser" vor. Auch der stammt ja aus der Bibel; wenn es, wie man manchmal kaum umhin kann anzunehmen, nur darauf ankommt, neue, selbsterfundene Namen für eine alte Wahrheit zu finden, so wäre der Zweck nicht einmal erreicht.

„Wohl jene Pflichtliebe zu jedermann hat die alte Religion genug gepredigt . . . Wie aber steht es mit der Wahlliebe?"

Pflichtliebe hat Christus überhaupt nie gepredigt, — er haßt die Pharisäer; und daß er die Wahlliebe kannte, geht daraus hervor, daß Johannes als der Jünger, den der Herr lieb hatte, bezeichnet wird.

So weit geht die sonderbare Verkehrung des Gegebenen durch Nietzsche-Horneffer, daß er behauptet, der Gegensatz zwischen Selbstsucht und Nächstenliebe sei eingebildet.

„Dienst du dir, so dienst du zugleich dem Allgemeinen. Selbstwohl und Gemeinwohl fallen zusammen. Was ist die wahre Selbstsucht? Daß man nach seinem höchsten Werte strebt. Was ist der höchste Wert? Ich sage die Selbstgestaltung, die höchste Tugend, die ich Schöpferkraft nenne . . . Freilich, das setzt einen gesunden Menschen voraus, so wertet nur der heile Mensch, der von keiner Schwäche befallen ist . . . Ihn lenkt nichts ab. Ihn lockt kein schnöder Genuß. Nur der Entartete jagt dem Genusse nach. Der Starke kennt nur einen Genuß: die ganze Tat!"

Ja, Christus, der Heiland, war ein solcher Starker, und nach ihm, in einem großen Abstande, waren einzelne Genies so. Den natürlichen Menschen aber lockt allerdings der schnöde Genuß, der beim Kannibalen sogar im Menschenfleisch besteht. Je natürlicher, je ursprünglicher der Mensch ist, desto mehr ist er geneigt, gewaltsam beiseite zu schieben, was der Ausbreitung seiner eigenen Sphäre im Wege steht. Zweierlei muß immer die natürliche Selbstsucht beschränken: das Gesetz und die Liebe. Nicht deshalb werden die Christen gehaßt und verfolgt, weil sie ein Ideal predigen, das lähmt — das mögen vielleicht die Feinde des Christentums vorwenden, weil sie den wahren Grund ihres Hasses nicht eingestehen wollen — sondern weil sie das Schlechte bekämpfen, die rohe Selbstsucht, die immer in der Welt vorherrschen wird, entweder offen oder unter der unzugänglichen Maske der Moral. In irgendeiner Form wird unter den Menschen stets das Recht des Stärkeren gelten; der Held, der Liebende ist es, der die Schwächeren beschützt, indem er sie stark macht, ihnen seinen Atem einbläst. Mit sozialer Hilfstätigkeit hat das Christentum gar nichts zu tun, wie sie sich ihrerseits auch gar nicht auf das Christentum beruft, sondern auf den Staat oder Moral und Nützlichkeit. Christus hegte das Schwache nicht als solches; er machte Kranke gesund und Tote lebendig, er säte Samen des Lebens aus und ließ ihn aufgehn; das erwachende Leben zu bevormunden, damit gab er sich nicht ab.

Von Menschen, die mit so viel Eifer indische, chinesische und hottentottische Religionen studieren, darf man verlangen, daß sie sich auch mit ihrem eigenen Glauben bekannt machen, bevor sie ihn bekämpfen. Der moderne Mann hält es mit der Religion wie mit der Frau: er liebt nur

die, die er nicht hat, weil er durch die nicht gebunden wird. Mit fremden Frauen und fremden Religionen zu kokettieren ist angenehm erregend und unverantwortlich, und nur dem Starken ist die Last der Verantwortung leicht.

Indessen soll zugestanden werden, daß die mißverständliche Auffassung des Christentums jetzt ziemlich allgemein ist und gewiß auch von vielen Theologen vertreten wird. Was ist die Ursache davon? Merkwürdigerweise daß uns das fehlt, was Horneffer seinem Büchlein als Titel aufgeschrieben hat, um es dem Christentum entgegenzurufen: das starke Leben. Als Christus im Fleisch erschien, gab es starkes Leben, nämlich Gegensatz von guten und bösen Kräften, ja, stärkeres Leben als je vorher oder nachher. Es wäre damals niemandem eingefallen, Selbstsucht zu predigen oder zu persönlichem Leben zu ermahnen; das war selbstverständlich, ebenso zu der Zeit, als die Germanen das Christentum annahmen. Es gab Bestien, braune und blonde, Menschen von schaffender und vernichtender Kraft, es gab Zauberei des Willens, schwarze und weiße Magie. Das Christentum hat die Kraft nicht verdrängt, es beruht auf ihr; wo die schaffende Kraft und die verneinende Kraft, Gott und der Teufel, verschwinden, wird es unverständlich.

Will man irgend etwas für das Schwinden der Kraft verantwortlich machen, so wird man sich an das Alter halten müssen, an die natürliche Entkräftung, der das Lebendige anheimfällt. Wohl der Buddhismus, nicht das Christentum ist eine Religion des Alters; darum sind wir keine Christen mehr.

Ob und wie die Jugend wiederzuerlangen sei, das ist eine zweite schwere Frage. Von dem einen bin ich überzeugt, daß nicht Ermahnen und Antreiben, kein bewußtes Streben zum Wiederjungwerden hilft. Im Schlaf vielmehr, im Nichtdeuten und Nichtwollen erneut sich der in den Geschäften des Tages verbrauchte Mensch; im Tode wird das Erschöpfte zu neuem Leben umgeschaffen. Ereignisse, die die Menschen zu einem vereinfachten Leben, zur Arbeit im Schweiße des Angesichts zwingen, könnten vielleicht, indem sie ihn dem bewußten Leben entfremden, die Quellen unbewußter Kraft wieder eröffnen. Solche Ereignisse aber kann nicht menschliche Absicht, kann nur göttliche Gnade herbeiführen, die ewige Schaffenskraft, die die vergängliche Kreatur wieder ergreifen will.

Goethes Liebe und Ehe

von Arthur Eloesser

Fauſt hat mit Hilfe des Teufels ein kleines Bürgermädchen verführt, das durch ſeine Schuld zur Mutter- und Kindesmörderin wird; er ſieht trotzdem nicht wie ein Liebhaber aus, auch Gounod hat dieſen Geiſt nicht von ſeinem Urquell abgezogen, und wenn Schiller dem Grafen Egmont ſein Mitleid verſagte, dem Fauſt brauchte er keins zu ſchenken, weil es eben nicht verlangt wird. Fauſt kommt durch die Fürſprache Gretchens in den Himmel; ſelbſt dieſe Protektion iſt ihm nicht verdacht worden, und mit welchem katholiſchen Zeremoniell auch ſein Unſterbliches zum weiblich regierten Siebenten Himmel hinaufgeleitet wird, wir ſind nicht gerührt über die Gnade, die ihn annimmt, ſondern wir laſſen ihn vielmehr innerlichſt mit dem Gefühl entſchweben: die da oben mögen froh ſein, daß ſie ſo einen Kerl bekommen haben. Alles was um ihn geſchieht, was überhaupt geſchehen kann, trägt er ja in ſich, und wenn das Ewig-Weibliche nicht zu ſeinen eingeborenen Elementen gehörte, könnte es ihn nicht emporheben. Faſt die Hälfte ſeiner Tragödie hat er mit einem kleinen Mädchen vergeudet, aber was er auch ſonſt noch alles treiben mag, man hat ſchließlich immer die Zuverſicht, daß er die Zeit, die er jedesmal verloren, hinterher irgendwie gewonnen hat.

Fauſt bleibt die produktivſte Figur, die je ein Menſchengeiſt erſonnen, kühner als irgendein Städtezerſtörer, breiter im Schaffen als irgendein Reichsgründer, das Gefäß des Mannes an ſich, in dem alle Hamlet und Manfred und Übermenſchen noch Platz haben, nach den Speerträgern Achill und Siegfried und Cid die Seele des Mannes, ſo wie ſie allein noch möglich war, ſo jung, daß wir ihn ſofort verſtehen, wenn wir leſen gelernt haben, und ſo alt, daß wir ihn nie überwachſen können. Sogar ſeinen Schöpfer hat er an Haupt und Gliedern überwachſen. Den Werther, Egmont, Taſſo, Wilhelm Meiſter, Baron Eduard glauben wir mit ihren beſtimmten Schickſalen, Liebſchaften, Gemütszuſtänden aus Goethes Biographie herausbrechen zu können; Fauſt bleibt überindividuell, auch Goethe gegenüber, und man begreift nicht mehr, daß er *nur* ſechzig Jahre an dieſer Figur geſchaffen hat, die ihm vielmehr begegnet zu ſein ſcheint, als daß er ſie gebildet hätte, und zwar auf den erſten Meißelſchlag in den ungeheuren Proportionen, die ſein ſpäteres Leben mit den letzten Erkenntniſſen noch aufnehmen konnten. Wir datieren faſt alle Goetheſchen Werke, wenigſtens die des Dichters, was er doch nur unter vielem anderen war, nach den Frauen, denen er gerade huldigte; nur der Fauſt hat dieſe ſeeliſchen Marken nicht, und wenn er auch mit der Epiſode Gretchen in die

Breite geht und mit dem Ewig-Weiblichen in die Höhe fährt, es ist die einzige Figur, in die Frauenseelen am wenigsten hineingeschmolzen scheinen und die man sich mit ihrer überwältigenden Gelassenheit immer in den Hintergrund stellen muß, wenn wir Goethes Leben sonst nach den Kapiteln Käthchen, Lili, Lotte, Charlotte bis zu Marianne und Ulrike lesen.

Gefährlich war ihm die letzte Liebe, nicht das Mädchen selbst, sondern das Liebesvermögen an sich, das als letzter Johannestrieb in dem Vierundsiebzigjährigen mit fast zerstörender Gewalt explodierte, aber sonst ist er nie gefährdet, und er ist von keinem Weibe so beherrscht worden, daß er die Weiber je hassen lernte, was Goethe für das Ultra von Galanterie hielt. Denn wer die Weiber liebt, hofft immer noch sie zu besiegen; der Weiberhasser aber hält sie für unüberwindlich. Der Privatmann Goethe hat über die Frauen die saftigsten Bemerkungen gemacht; wenn man sie gehörig auspreßt, reicht der Extrakt, um Strindbergs ganze Liebeshaßtollheit zu bestreiten. Daß sie unproduktiv oder, wie er sagt, keiner Idee fähig sind, daß sie den Männern nur nehmen und nicht geben, daß auch die Gebildetsten mehr Appetit als Geschmack haben, das wußte er alles. Aber als Dichter brauchte er die Frauen; der Mann war für ihn ein Stück Geschichte, die Frau ein Stück Natur, an dem der Schöpfer noch etwas übrig gelassen hatte. Es war seine Bestimmung, von der er wußte, seine angeborene und gepflegte Neigung, in die Ideenlosen Idealität zu legen. Was blieb dem Modernen als auf Bildung harrender Stoff anderes übrig, nachdem die „Ilias" ausgesungen war? Wie ein Mann, der alles geben kann, ohne sich aufzugeben, bekannte Goethe sich aufrichtig und freiwillig zu der Schwärmerei, die der einsame Flaubert verleugnen wollte und die der ökonomische, vorsichtige Ibsen tief in sich hineindrückte. Goethe ist nie auf Abenteuer ausgegangen, aber in dem Drange sich mitzuteilen, sich hinzugeben, fromm zu sein, fand oder erfand er stets das richtige Idol, und erst als er Schiras schon entdeckt hatte, begegnete ihm die lebende Suleika.

Als ich im vorigen Frühling an einem üppig schönen Sommertage zwischen den Hopfengestängen und Weizenfeldern der Rheinebene mit einer Landsturmkompanie von Druſenheim nach Seſenheim marschierte, hörte ich hinter mir einen Elsässer sagen: „Aha, Seſenheim, hier ist der Goethe gewesen!" — „Wer war denn das?" fragte ein Märker. — „Na, das war doch ein Dichter." — „Und was hat er gerade hier gemacht?" — „Der hat hier ein Liebchen gehabt." Das war Goethe fürs Volk; der eine wußte von ihm gar nichts, der andere wahrscheinlich nur, daß er da herum ein Liebchen gehabt habe. Die Droschkenkutscher in Weimar pflegen den Fremden, wenn sie an dem Römischen Haus vorbeifahren, listig und lüstern anzublinzeln, und der Handlungsreisende, der den Sonderdruck des „Tagebuches" in seiner Brusttasche führt, hält den Goethe für den dollen

Kerl, der er selbst sein möchte. Diese Legende vom Don Juan ist oder war ja über die Kreise der Droschkenkutscher und Handlungsreisenden weit hinaufgestiegen bis in die der Gelehrten, Schulmänner, Geistlichen und auch in die von Feuilletonisten und literarischen Lebemännern, aber wenn ich auch keinesfalls mit dem klugen und allzuvorsichtigen Bode („Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken." Berlin, E. S. Mittler), der immer nur das Minimum veranschlagt, an Goethes geschlechtliche Enthaltsamkeit bis zur Ehe glauben kann, das abenteuernde Überfallen und Zugreifen, das unbedenkliche Genießen dürfte seine Sache nie gewesen sein.

Es gibt Goethekenner, eine Menschenklasse, die ich sehr achte, weil wir auf sie angewiesen sind und weil wirklich die tägliche Andacht eines ganzen Lebens dazu gehört, um sich nur in alle Fakultäten seines Geistes und in alle Realien seiner Existenz hineinzufinden. Goethe hat selbst das historische Bewußtsein seiner Persönlichkeit vorweggenommen, er hat sogar die Goethe-Philologie begründet, nicht damit wir seine Biographie schrieben, sondern damit wir ihn unter uns durch fortsetzende Tätigkeit als einen Gegenwärtigen und Schaffenden erhielten. Es gibt keinen Schriftsteller, der so viele Verpflichtungen hinterlassen hätte und der die Jahrhunderte nach ihm zu einer so umfassenden und genauen Testamentsvollstreckung anhielte. Die Goethe-Kenner, zu denen nicht alle Goethe-Philologen gehören, werden noch lange zu tun haben, um allein den Bestand dieser Hinterlassenschaft aufzunehmen, der noch gar nicht abzunehmen angefangen hat, der vielmehr mit unserer Entwicklung, durch unsere eigene Entwicklung nur zu wachsen scheint. Wir müssen von verschiedensten Punkten aus an seiner Imitatio, an seiner Nachfolge tätig sein, und wir bleiben es mit dem Resultat, daß das Gesicht des Meisters, dessen Leben in episch breiter Lässigkeit, auch in Verschwendung und Zerstreuung hinzugehen schien, für uns immer strenger wird. Nur wenn er liebte, wenn der aus entwölktem Felsensaale entrauschte Strom von einer Leidenschaft gepeitscht das „Streben zum Vater hin" vergaß, glaubten wir in dieser Stauung und Enge seiner leichter habhaft zu werden, glaubten wir den Menschen, den Mann näher bei uns, unter uns, beherrscht von derselben Unmittelbarkeit des Bedürfnisses zu finden.

Dürfen wir das mit Recht, dürfen wir diesen leibhaftigen Goethe mit Berufung auf die gleichmachende Not von Instinkt und Bedürfnis so ungeniert und brüderlich in unsere Mitte stellen? Sollte er uns nicht am fernsten sein, gerade wo er uns am nächsten scheint, und wenn wir ihm aus tausend Gebieten jede eigene Erfahrung bringen, nur um ihn zu bestätigen, sollte uns nicht im Bereich des reinen Gefühls seine Imitatio am schlechtesten gelingen? Wir sind ja heute viel öffentlichere Menschen, vom Fürsten bis zum Arbeiter viel sozialere, durch alle möglichen Soli-

daritätsbeziehungen viel enger Umspannte geworden, so daß wir mit einiger Losgebundenheit nur noch in ein Gebiet hinausschlüpfen können, über das der Staat nicht verfügt, in dem die Polizei noch keine Laternen angezündet hat, — in das der Erotik. Aber wir wollen dort im Dunkel gelassen sein, wir bewegen uns da mit der Heimlichkeit von Verbrechern und Abenteurern, und wenn wir Genuß und Befriedigung gefunden haben, stellen wir uns möglichst unauffällig ins bürgerliche und staatliche Leben zurück, als ob wir eine sehr angenehme und kitzlige Sache hinter uns gelassen hätten, die aber unser normales, beamtenhaftes und pflichtenvolles Dasein mit keinen Konsequenzen behaften darf.

Aber gerade auf diesen heimlichen Ausflügen hatten wir Goethe nicht gefunden; er bleibt, auch wenn er liebt, durchaus im Hellen, im Tageslicht, und gerade die Leidenschaft, mit der wir gern unerkennbar und abenteuernd ins Dunkle entweichen, hat ihn mitteilsam, offen, vertrauend und freigiebig gemacht. Wenn sie uns entführt, führte sie ihn in die Welt zurück, und was uns zuschließt, schloß ihn auf. Seine Liebe, immer mehr Leidenschaft als Libido, war edler als die sogenannte edle Scham; sie hatte ein so gutes Gewissen, wie wir es nicht mehr aufbringen können. Goethe trug kein Bedenken, seinem Sohne das „Tagebuch" vorzulesen, und Ottilie erzählt, von welcher ungeheuren Erschütterung die Familie gefaßt wurde, als der Vierundsiebzigjährige die Bekenntnisse der Marienbader Elegie an die kleine Ulrike vortrug, die schon recht ernstlich als ihre Stiefmutter gedroht hatte. Goethes Liebe, des Zynikers, des Frauenkenners und auch -Verächters, war das Stärkste, was er an Idealisierungsvermögen aufbrachte, um sich die Welt wieder jung zu schaffen; jede Leidenschaft war für ihn ein wiederholter Schöpfungsakt, ein williges Versinken ins Urelement des Ewig-Weiblichen und ein glänzendes Aufsteigen aus dem Chaotischen zu einem neugeordneten Kosmos. Seine Liebe, die wir für sein Irdisches halten, war gerade an ihm die transzendentalste seiner Fähigkeiten. „Das Bewußtsein zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche." So schreibt der sechzigjährige Dichter, und dasselbe in den „Wahlverwandtschaften" noch einmal: „Ein solcher Zustand erhöht den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles, was man tut oder vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche."

Diese Sätze klingen wie aus einer entlegenen Vorwelt der Empfindung. Unsere Künstler gebrauchen die Liebe als ein Stimulans, dessen Dosierung mit einiger Ängstlichkeit bestimmt wird. Unsere Schriftsteller ziehen sich mit ihr in eine Opiumkneipe zurück, und während sie zu genießen vorgeben, strengen sie mit aufgerissenen Augen ihre Beobachtung an, um das Geringel und Geschlingel des mystischen Dampfes für ihre okkulten Offenbarungen redigieren zu können. Goethe trank unbeschadet zwei Flaschen

Wein zum Mittag; wir machen uns Sorgen wegen alkoholischer Ausschweifung. Wir können von der Liebe jederzeit zur bürgerlichen Nüchternheit, zur Enthaltsamkeit zurückkehren. Goethe gab sich ihr ungeteilt und unbedenklich hin als einer, der sich nicht verlieren kann, weil ihm die Liebe zur höchsten, seelisch umfassendsten Tätigkeit wird: für den Einsatz der Persönlichkeit ebensoviel Rückgewinn an Weltgefühl, sein stärkster nachschöpferischer Akt der Weltbejahung. Wir haben die Liebe von unserer Sittlichkeit, von unserem Geiste und wohl auch von unserem Herzen vorsichtig getrennt; wir haben uns durch und durch zu Erotikern versachlicht, und wie Goethe meinte, daß die Ilias mit dem fauststarken Heldentum ausgesungen sei, so wird die Omnipotenz des reinen Gefühls, das die Welt im Herzen unterzubringen vermag, uns nur noch als sein ehrwürdig unerreichbarer Heroismus gelten können.

Da wo wir Goethe uns zunächst glauben, wo wir recht kollegialisch und auf gleichem Fuße mit ihm zu stehen meinen, läßt er uns in Wahrheit am tiefsten zurück vermöge seiner Fähigkeit, an ein Gefühl zu glauben, mit dem wir, an dreiundzwanzig Stunden des Tages Skeptiker, in der letzten einen dunstigen und gewaltsamen Aberglauben treiben, vermöge seiner unablässigen Kraft, in die „Ideenlosen" seine Idee zu legen. Jede Frau, die ihm begegnet, hat er als Kunstwerk hinterlassen, als das vollendetste jene Marianne von Willemer, die er so in sich hineinschuf, daß sie ihm mit den eigenen Hafistönen antworten konnte, und wie er vor ihrem Manne kein großes Geheimnis aus seiner Liebe macht, so tritt er in jedem Fall als ein völlig Offener und Unschuldiger auf, weil er immer mehr die Sehnsucht als den Besitz meint. Das Wort „Herz" hatte in der Rousseauzeit eine für uns verloren gegangene Bedeutung, selbst Casanova gebraucht es öfter, als es sich nur der geringste seiner dämonischen Nachfolger von heute verzeihen würde. Besitz, Genuß, heitere Befriedigung des Bedürfnisses hat Goethe nur einmal in den „Römischen Elegien" und „Venezianischen Epigrammen" besungen, die seiner Frau gelten. Christiane blieb eine Wirklichkeit in seinem Leben, auch nachdem er sie besungen hatte, wie sie auch die einzige Frau ist, die in seinen Gedichten als nacktes Modell mit einer bestimmten Körperlichkeit auftritt. Goethe hat sie auch noch später, allerdings nicht mehr antikisch besungen, nach fünfundzwanzigjähriger Ehe und nach ihrem Tode. Trotzdem würden wir diese Milchschwester der Prinzessinnen im Tasso, wie Hermann Grimm sie geistreich nennt, nicht unter den neun Musen suchen, die Goethe in den Sammlungen mit Goldschnitt als seine „Frauengestalten" umgeben. Sie steht abseits von diesem Chor, weil sie ihm Kinder geboren und weil sie für ihn gekocht und gewaschen hat. Sie war eben nur seine Frau.

In einer Höheren Töchterschule soll einmal das Aufsatzthema gegeben

worden sein: Warum hat Faust Gretchen nicht geheiratet? Das Unzulängliche wurde hier aber doch Ereignis, und unter dem Gesichtspunkt der Unzulänglichkeit hat die Mitwelt fast einmütig, hat später auch die Nachwelt Goethes Ehe betrachtet, bis die Schätzung von Christiane sich allmählich hob. Feinschmecker wollten das hübsche dickliche Mädchen aus kleinbürgerlichem Stande und von unverwüstlich kleinbürgerlicher Natur sogar zur Bajadere erheben, und sie buhlten mit der kitzelnden Vorstellung, daß sie vielleicht ihren Mahadöh gehörnt haben könnte. Sie wollten einen komischen Ehemann, so gut wie es der vielbetrogene Napoleon in beiden Ehen war, um ihren Goethe noch etwas menschlicher und in ironischer Vollständigkeit zu haben. Ihre lüsterne Vermutung ist leider durch keinen Beweis, nicht einmal durch die Überlieferung des klatschreichen Weimar bestätigt worden, aber etwas Skurriles, etwas Unwahrscheinliches bleibt immer an der Ehe des Ehescheuen, der als junger Mensch vor der reichen, eleganten und herzlich geliebten Lili davongelaufen war. Wie kam Goethe zu seiner Ehe, die mit einer recht zufälligen Begegnung und mit dem einzigen nachweisbaren Abenteuer seines Lebens im Stile Casanova begann? Es war Charlotte von Stein, die ihn dazu reif machte.

Goethe hat sie nicht besessen, obgleich er fast vierzehn Jahre um sie, für sie gelebt hat. Seine Liebe nährte sich von der Ekstase der Entbehrung. Es ist der typische Fall; Wagner hat ihn in noch späteren Jahren durchgemacht. Stendhals Register hat ein Loch; eine Amour-Privation steht dort nicht verzeichnet. In dieser Art kann nur die Jugend lieben, in diesem Grade nur das Genie. Goethe hat es auf eine Höchstleistung von fast vierzehn Jahren gebracht und sie durch die noch höhere übertroffen, daß er seelisch gesund blieb, daß er nicht eines Morgens wie der wackere Toggenburger als Leiche aus seinem Fenster sah. Von den Tausenden Zettelchen, die er bei Tag und bei Nacht zur Ackerwand hinüber flattern ließ, ist keines welk geworden; man watet in diesen Bekenntnissen wie in einem Blütenmeer von erstem frischem Frühlingsduft. Alle Hindernisse, die einer Vereinigung mit der gesellschaftlich gebundenen kinderreichen Frau entgegenstanden, hat er geachtet, und zwar mit einer Freiwilligkeit, als ob er diese Vereinigung im Letzten gar nicht mehr wünschte. Ganz aus seelischer Kraft erreichte er sie in der Idee, in einer platonischen Atmosphäre. „In abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau!" In dieser Atmosphäre wird ihre Vergangenheit unwirklich gemacht, wird ein ort- und zeitloses Zwischenreich für eine sinnlich-übersinnliche Gemeinschaft erfunden. In einer anderen Welt hätte sie ihm gehören müssen, hat sie ihm gehört. In dieser anderen Welt zwingt er sie zu wohnen, er baut sie, richtet sie ein, schmückt sie, daß es ihr an nichts fehle, und er schenkt sie ihr, da er ihr alles schulden will, um sie wieder von ihr als das getane

Unbeschreibliche, als das Gnadengeschenk des Ewig-Weiblichen zurückzuempfangen. Goethes Liebe will immer dankbar werden, der Schöpfer verwandelt sich in das Geschöpf, um fromm sein zu dürfen. „Es ist mir in deiner Liebe, als wenn ich nicht mehr in Zelten und Hütten wohnte, als wenn ich ein wohlgegründet Haus zum Geschenk erhalten hätte, drin zu leben und zu sterben und alle meine Besitztümer drin zu bewahren." Das Genie liebt immer für zwei, mit einer Großmut, die sich nicht kennt, die in der eigenen verschenkten und zurückerhaltenen Schöpfung immer ihren Lohn findet; das Genie ist am schwersten zu enttäuschen.

Goethe ging nicht nach Italien, um seine Liebe los zu werden; er wollte im Gegenteil diesen ganzen Besitz mitnehmen, wollte ihn seiner Herrin um die erwarteten Erwerbungen bereichert zurückbringen — aber als ein Mann, noch stetiger, noch fester, als ein „Ganzer", wie er sich und ihr immer wieder verspricht. Goethe floh um seiner Gesundheit willen nach Italien, seiner psychischen und physischen — seine zweiundachtzig Jahre dürfen wir mit ziemlicher Bestimmtheit der Wirkung des südlichen Klimas auf dies wichtigste und gefährlichste Stufenjahr des Lebens zuschreiben —, aber Charlotte von Stein bemerkte nur, daß er fliehen konnte, und sie wußte längst vor ihm, daß sie ihn schon an Italien verloren hatte. Bis dahin hatte er nur mit der Natur gelebt; auf dem Boden einer vollendeten Geschichte, einer Kunst gewordenen und in ihren künstlerischen Hinterlassenschaften noch erhaltenen Organisation lernte er die Verpflichtung zur Sachlichkeit, zu der die Mittel bedenkenden Ökonomie, die allein Kultur hervorbringen und erhalten kann. Als er zurückkehrte, fand man den Verschwender sparsam, den bisher unbehutsamsten, mitteilsamsten aller Menschen verschlossen und egoistisch. Die in dem engen Winkel zusammengedrückten Empfindsamen und Schwärmerischen verletzte die neue Gesundheit eines Mannes, der nun in der Wirklichkeit sein wohlgegründet Haus haben wollte.

Er hatte nicht umsonst „unter einem sinnlichen Volke" gelebt, und wie noch öfter traf er die Frau, auf die er gerade vorbereitet war. Heiterkeit, Wärme, Sinnlichkeit, geistige Anspruchslosigkeit fand er in Christiane, und er konnte wieder seine Religion des frommen Dankens üben. Ein Mann, ein Heide schenkte er Italien dem kleinen Blumenmädchen, das sich ihm so schnell ergeben hatte; Christiane wurde eine Römerin, wie er vor seiner Romfahrt Charlotte von Stein zur Griechin erhoben hatte. Dafür wurde die Kleine ausgelacht, verleumdet und er selbst als ein nur noch „sinnliches Wesen" verachtet. In den fast dreißig Jahren, die Goethe mit Christiane verbrachte, ist diese Verbindung ein Ärgernis geblieben; ob die Damen Stein und Schiller ihre Erfindungen über Christianes Trunksucht oder über ihre Tanzsucht und ihren kameradschaftlichen Verkehr mit

harmlosen jungen Leuten machen, das Wort „gemein" kehrt in allen ihren Briefen wieder. Man fand die Sache unappetitlich. Hätte der Geheimrat die Kleine nur verführt, so wäre nach einigem Flüstern und Lächeln alles in Ordnung gewesen. Goethe hat aber nie eine Frau geraubt, und keine seiner Poesien ist ernster, wörtlicher zu nehmen als die vom Blümchen, das er mit allen Wurzeln ausgegraben hat. Goethe übernahm ein „Naturwesen", und er ließ auch dieser beschränkten Existenz „das Gesetz, nach dem es angetreten", ließ ihm neben sich den eigenen kleinen Kreis, um darin wie ein freundliches Gestirn auf- und niederzugehen. Gretchen und Klärchen haben ihren eigenen Haushalt; fast jede von Goethe beschriebene Frau wächst aus einer Idylle. Goethe versucht in Weimar wie ein antiker Hausherr zu leben; er allein steht vor der Welt, und hinter ihm unter seinem Schutze gedeiht das Gynäceum, die Frau mit dem Kinde, mit Schwester und Tante; sie haben ihren eigenen Verkehr mit den Nachbarn, mit den Schauspielern, die Christiane bemuttert, mit Kleinbürgern und Subalternen, die dieselbe Sprache reden und über dieselben Dinge lachen. Wenn der Hausherr arbeitet, kichert es gedämpft aus diesem kleinen Reiche der Weiber und Kinder, das keinen sozialen Rang hat, und wenn der immer rastlose Mann nach Jena oder sonstwohin entweicht, um eine drängende Produktion loszuwerden, geht es an ein gewaltiges Waschen und Reinemachen, an handfeste Arbeit mit aufgeschürzten Röcken und am Feierabend herzhaftes Lachen und Scherzen in Haus und Garten. Wenn Frau von Stein, die Nachbarin von der Ackerwand, abends vorübergeht, ärgert sie sich wahrscheinlich über die gemeinen Stimmen, die aus dem Garten schallen, über die Okkupation des stattlichsten Weimarer Hauses durch dieses Gesindel ohne Herkunft und Klasse.

„Lieber, ich habe heute abend große Lust, Dir noch ein paar Worte zu schreiben. Vor's erste, daß ich heute Deine Fenstervorhänge gewaschen und getrocknet habe, und alles was noch sonsten schmutzig war, die grünen Stühle, die schwarzen ausgebessert habe und daß ich nach aller der vielen Arbeit noch sehr lustig bin und mir alleweil meinen Schatz wünsche. Da Du nun aber nicht da bist, so muß ich mich schriftlich unterhalten. Das Bübechen ist auch sehr vergnügt, wär es aber freilich mehr, wenn das Väterchen da wäre. Aus lauter Hastigkeit möchte ich, wenn es nur einigermaßen anginge, ein Wägelichen nehmen und mit dem Bübechen zu Dir fahren, damit ich nur recht vergnügt sein könnte. Da es aber nicht geht, so will ich sehen, ob ich nicht irgend jemand finde, der mit mir im Garten herumspringt." Das ist ungefähr Christianens schönster Brief, die nun hundert Jahre nach ihrem Tode in allen Ehren als Schriftstellerin auftritt, und in den anderen fünfhundert Briefen wird ungefähr dasselbe stehn. Hans Gerhard Gräf hat ihren Briefwechsel (Rütten und Löning,

Frankfurt a. M. 1916) in zwei schweren Bänden herausgegeben, hat bei der Entzifferung ihrer fabelhaften Orthographie ungefähr denselben Scharfsinn aufgeboten, der zum ersten Erraten der ägyptischen Sprachdenkmäler aufgewandt wurde. Selbst Goethe-Philologen sind nicht ganz sicher, ob eine Notwendigkeit bestand, diesen Briefwechsel herauszugeben, und ob die Pflicht besteht, ihn zu lesen. Mir scheint er im einzelnen so langweilig, wie im ganzen interessant; vor allem beruhigt er mich darüber, daß Goethe diejenige Ehe geführt hat, die ihm am besten bekam, weil sie im engsten Kreise das anspruchsloseste Behagen und, wenn er darüber hinausgriff, die meiste Freiheit gab.

Es war ein Verhältnis, wie es sich Nietzsche als das ihm allein mögliche und unbedrohlichste gewünscht hat, und derselbe Nietzsche hat auch gesagt, was die Weimarer sich nicht gesagt sein ließen, daß es unanständig sei, über die Verhältnisse von Menschen, die man schätzt, zu sprechen und überhaupt nur nachzudenken. Goethe allein, der diese Toleranz für sich nicht fand, hätte sie geübt. „Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an," so lautet eines seiner mächtigsten Worte. „Unsere Kraft, Tätigkeit, Geist und Talent gehören ihr, aber die allgemeinen Forderungen des Sittlichen stelle jeder an sich selbst, und was ihm daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen." Es gibt wohl noch nicht viel Menschen dieser letzten Vornehmheit und wird sie auch nicht geben, so lange die Frauen in der Familie und die Damen in der Gesellschaft herrschen. Was diese Briefe so langweilig macht, das ist ihre Gesundheit. Erst Verliebtheit, enge sinnliche Zusammengehörigkeit, dann hausbackene Gattenliebe mit viel gegenseitiger ehelicher Gesundheitspflege, dann die durchschnittliche Lebensversicherung auf bourgeoisen Familienegoismus, aber dieser fast dreißigjährige Verkehr normalster Gefühle und Interessen ganz ohne Klatsch! In dieser Enthaltsamkeit sind die ungleichen Hausgenossen ganz gleich.

Christiane gehört eben nicht zur Gesellschaft. Wie Goethe sie als seinen Bettschatz, Hausschatz, Küchenschatz aufnimmt, so stellt sie sich selbst nicht unabsichtlich und mit der einzigen hier statthaften Koketterie in diese Ordnung ein, und da auch die primitivste Frau ihre Politik hat, so präsentiert sie sich in diesen Briefen nie anders als mit dem, was sie schützt und wert macht, als kleine Geliebte, Mutter, treue Schaffnerin, das Bübchen im Schoß, in ihrem Garten zwischen Gurken und Kohlrabi und am Waschtrog mit bloßen Armen. Als „Hermann und Dorothea" vollendet ist und Herr Cotta sich mit einer langen Rolle von Doppellouisdoren einstellt, verlangt sie zur Belohnung, weil sie den Mann bei der Arbeit nicht gestört habe, einen „halben Stein Seife". Was gibt es da zu lachen? Eine Dame hätte den Dichter gestört und zur Belohnung trotzdem einen neuen Hut verlangt. Auch nach der Eheschließung wird Christiane keine

Dame, selbst wenn sie nun zu ihrer hohen Befriedigung mit Kutsche und Pferden im Bade auftritt, selbst wenn Goethe sie gesellschaftlich allmählich so weit heraufschiebt, daß man sie wenigstens mit der nötigsten Form respektieren muß. Sie bleibt auch da natürlich, sie zeigt nicht einmal Galle gegen ihre aristokratischen Widersacherinnen, die die „Füchsin", die „dicke Hälfte", die „Blutwurst" in ihren Briefen zu schmähen nicht ablassen können, und von dem einen Fall abgesehen, in dem sie von Bettina von Arnim öffentlich beschimpft wurde, auch als vom Kirchenbuch bestätigte Geheimrätin hat sie ihren Gatten zu keiner Vendetta aufgestachelt. Frauen untereinander sind unweiblich: meint Jakob Wassermann. Goethe ist durch seine Ehe bitter geworden, durch die Erfahrungen, die nur der Ehemann macht, weil er die Frauen in ihren gefährlichen Feindschaften und in ihren häufig noch gefährlicheren Freundschaften beobachten muß. Diesen Kriegspfad, auf den sich die meisten Männer von ihren Frauen zerren lassen, hat ein Goethe nicht zu beschreiten brauchen, aber weil er viel verschweigen und verschlucken mußte, hat er unendlich viel Liebe und Geduld ausgegeben, um seiner Frau das Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Würde in seinem Leben zu erhalten. Nur einmal, als seine nach Jena geschlossene Ehe in der „Allgemeinen Zeitung" bespöttelt wurde, griff er zur Feder. „Ich bin nicht vornehm genug," schrieb er ihrem Verleger Cotta, „daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen; denn ich habe ein ernsthaftes Leben geführt und führe es noch." Auch dieser Brief blieb ein Entwurf; er wurde durch eine verallgemeinerte und geheimrätlich stilisierte Verwahrung ersetzt.

Was haben wir nun von diesem Briefwechsel, von diesem langen gleichmäßigen Austausch ehelicher Zärtlichkeiten und Intimitäten? Aus Goethes eigenen Briefen haben wir schon früher gewußt, mit welcher Wohltat ihm etwa der Karlsbader Sprudel durch den Leib ging, was ihn die Woche dort kostete, daß er im Wiesbadener Kursaal schon für dreißig Kreuzer einen ausgezeichneten Salmen mit Gelee bekam, und daß er in der Blütezeit seines poetischen Verhältnisses zu Marianne von Willemer sieben Zoll lange Krebse aß. Dazu empfangen wir jetzt von Christiane die entsprechenden Bulletins über die Heilskraft des Lauchstädter Wassers, über die Kosten des dortigen Badeaufenthalts, über Theatervorstellungen, Reduten, Vogelschießen, vergnügte Landpartien, Kinderkrankheiten, Geldangelegenheiten und vor allem über die Wirtschaft vom Kleinsten bis zum Allerkleinsten. Daß sie eine verständige, resolute, fröhliche, mutterwitzige und ihrem Gatten auch treue Frau war — was jeder Einsichtige sich schon vorher denken mußte — das wird hier nur durch vermehrte Zeugnisse bestätigt.

Wir haben von diesem Briefwechsel, daß wir Goethe noch einmal kennen lernen, und zwar in jenem niedrigen engen Bezirk, wo nur das Unzulängliche Ereignis werden kann, wo auch der Größte ohne Krone aufzutreten pflegt. Ein Ehepaar, das sich ineinander eingelebt hat, wirkt als Solidarität, als Firma immer komisch, und es ist natürlich, daß in diesem Fall das Übergewicht der Komik nicht auf das Gretchen fällt, das für seinen Faust Strümpfe strickt, sondern auf ihren Helden, der ihr beim Stricken behaglich zusieht und die wollenen Strümpfe mit dankbarem Gemüte aufträgt. Die meisten seiner Briefe könnten auch von Herrn Müller sein, und wenn uns nach einigem Lächeln der Respekt doch nicht ausgeht, so kommt es von der selbstverständlichen Natürlichkeit und Redlichkeit, mit der sich Goethe zu seinem Philisterium bekannt hat. Nicht das Hauptkapital seines Lebens, wohl aber eine unverbrauchbare Fülle von warmer Gemütskraft hat Goethe in das Unternehmen der Ehe gesteckt.

Ein Kerl, der hundertundachtzig Pfund wiegt, hat einmal ein tüchtiger Kriegsmann gesagt, der schon zum Frühstück zwei Flaschen Rotwein trinkt und entschlossen ist, seiner Frau nur auf jede dritte Frage eine Antwort zu geben, der hat die Ehe nicht zu fürchten. Der einfach Brutale findet sich am besten gesichert und nächst ihm wohl der dickköpfige Philister, der sich auf seiner gottgegebenen Hausvaterwürde so zuverlässig wie auf seinem Sofa mit der Schlummerrolle ausruht. Wer vom wunderlichen Wesen der Frauen eine Ahnung gefaßt hat, wer sich nur einmal auf die Entdeckung eingelassen hat, daß die Weiber aus Zuständen bestehen und deshalb schonungsbedürftig sind, der ist für den unbedenklichen Absolutismus des Tyrannen, des Philisters verloren, der braucht einen großen Teil seiner Lebenskraft dazu, um das Problem der Ehe täglich von neuem zu lösen, mit frischem Einsatz an gutem Willen, mit neuen Listen, mit noch unverausgabten Erfindungen, mit der melancholischen Aussicht auf die Wiederkehr des ewig Gleichen, das doch nicht gleich aussehen darf. Es hat seinen guten Grund, daß die ehemaligen Don Juans die besten Schauspieler und damit die erfolgreichsten Märtyrer der Ehe werden.

Goethe war kein Don Juan, überhaupt kein eigentlicher Frauenmann, aber sein Wesen vermochte sich auf die Frauen einzustellen, und er war deshalb nicht imstande, mit ihnen gewaltsam zu fahren. Als einzige Schutzwaffe gebrauchte er Meiden und Schweigen. Wie sehr er sich auf die Natur der Frau verstand, wie wenig er sie übersehen konnte, das zeigt auch dieser Verkehr mit der eigenen, der selbst durch lange Gewohnheit nichts von gutem Willen, von zartem Entgegenkommen verliert. „Gleich schenken, das ist brav," sagt Mephisto. Seine Freude ist es zu schenken, zu überraschen, Bedürfnisse vorherzusehen, und ob es sich um böhmische Spitzen und Granaten, Tischtücher oder Halsketten, neumodische Schals

oder Saloppen handelt, er zeigt sich als Fachmann, der eine Frau anzuziehen weiß, er wird an diesem Kinderkram nicht müde, und man kann wohl sagen, daß nur die Frau, solange sie lebte, ihn von der später sehr deutlichen Alterserscheinung des Geizes bewahrt hat.

Eine Anspruchsvollere als Christiane – in ökonomischer und in seelischer Hinsicht – hätte ihn wahrscheinlich gefährdet. Sie konnte ihn nicht berauben, weil sie keinen Geist hatte, sie konnte ihn weder zu etwas treiben, noch an etwas hindern. Wenn er ihre absehbaren Bedürfnisse befriedigte, wenn er ihr seine herzliche Sorglichkeit erhielt, machte er sie so glücklich, wie sie sein konnte. Wenn sie für ihn sorgte, sein Heim erhielt, seinen Garten bestellte, machte sie ihn so unabhängig, wie er sein mußte. Goethe unterbricht das eheliche Zusammensein, wenn er will; mit dieser Freiheit lebt er so natürlich wie ein Krieger oder Jäger der Vorzeit, der auf Beute geht. Wenn neue Schätze gesammelt sind – nur außerhalb Weimars kann er streng arbeiten – kehrt er entlastet nach Hause zurück, um wieder im grünen Alkoven das Frühstück aus ihrer Hand zu empfangen. Christiane hat von seinen Werken gewiß nicht viel verstanden, aber sie verstand sich auf ihn, auf seine Bedürfnisse, und sie wußte ihn sogar in trüben Augenblicken heiter zu stimmen. Das kann nur der Takt, der schont, aber nicht der Geist, der anstrengt. Ganz gewiß war die Frau, die er in Ehren hielt, für ihn nicht nur die Wirtschafterin, und er macht sogar einige recht rührende Versuche, um einige Begriffe ihres kindlichen Geistes zu erweitern. Manchmal mag er auch ungeduldig geworden sein, aber diese Aufklärungsversuche endeten mit einer lächelnden und billigenden Resignation. „Sollte man wohl glauben, daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgibt und bleibt, wie sie war."

Auch Gretchen wäre bestimmt dieselbe geblieben, wenn Faust sie geheiratet hätte; sie hätte sich ihre Religion nicht rauben lassen und für den guten Mann gebetet, wie es Christiane als junger Schatz und gewiß auch noch als Frau Geheimrätin tat. Goethes Ehe beweist noch einmal im Vergänglichen die Gesinnung des Schöpfers der Gretchen, Clärchen, Dorotheen, Thereſen und Ottilien; er wußte mit der Natur umzugehen, und sie genügte ihm, wie er ihr genügte. Die anderen Frauen, denen er noch begegnete, wurden ihm, wenn er sie besungen hatte, zu Symbolen; sie schwanden nach dem Horizont seines Lebens, blieben dort als Gestirne von mildem Nachglanz stehn. Sie wurden zu Kunstwerken verwandelt, die sie selbst nicht mehr zerstören konnten, wohin sie sich auch von ihm entfernten. Christiane allein bleibt eine Wirklichkeit in seinem Leben und darum das Unzulängliche; ihr rundes Figürchen will sich für uns nicht in Liedern auflösen, so viel Goethe ihr auch geschenkt hat. Und dennoch hat er auch in sie Idea-

lität gelegt. Der Liebende, der Schauende ließ kein Weſen in ſeiner verwirrenden Einzelheit ſich verlieren; „ins Herz zurück!" befiehlt er immer der Welt der Erſcheinung. Chriſtiane gilt die „Metamorphoſe der Pflanzen", und ſo mag er dieſes beſcheidene Exemplar anfänglicher Weiblichkeit als die Urpflanze gehütet haben, von der er nicht wußte, ob ſie eine Idee oder eine Erfahrung war.

Junges Drama

von Albert Ehrenſtein

Wir ſollten uns ſchämen: Was die jüngere und junge Generation an literariſch wertbaren Dramen ſchuf, kann bequem eine Hand in ſich verſammeln, und ob dieſe die wenigen Stücke auf die Dauer wider die Zeit halten darf, ohne den früh ſtaubigen Kram enttäuſcht fallen zu laſſen, iſt eine Frage der Liebenswürdigkeit.

Im epiſchen Revier ruhen die Dinge genau ſo. Weit und breit, was die neuen Leute anlangt, kein durch ſich beſtehender Roman, zurechnungsfähig in Stil und Kompoſition; hie und da diskutable oder reife Novellen — alles andere iſt Lyrik, Skizze oder gar ſchimmelüberzogene Epigonenkonſerve. Der ungleich aufgefriſchteren Lyrik entſchwang ſich das junge, hymniſch, pathetiſch ſteile Sprechdrama.

Im Anfange war Oskar Kokoſchka. Es iſt als ſollte ſie der Bildner ſchreiben lehren. Ihm, dem Maler von Rembrandtſtärke, entſprang nicht nur das Neue in Bild und Zeichnung; ſeiner rauhen, unbeholfene Gebirge ſtammelnden Kehle entwürgten ſich auch, vor zehn Jahren bereits, die erſten Kraftworte einer noch ungeborenen, übrigens ſchwach bevölkerten Bühne. Geſtalten, ſchwankend im Windſturm eigenſten Gemüts, bärenhaft einhertappend im Nebeldunkel, umgeblaſen vom zwieſpältigen Dickichtſchöpfer, dem jedes Leben raſch unter der gutmütig zaudernden Gewalthand ſtirbt, die Tod iſt, weil ſie zu ſtark drückt, im Auftreten ſchon den Hinſturz erzwingt. Kokoſchka iſt Exploſioniſt, ſeine genial kurzatmigen Exploſivakte („Mörder — Hoffnung der Frauen" in einer kokoſchkaillu ſtrierten Luxusausgabe des Sturmverlags, „Dramen und Bilder" bei Kurt Wolff) fanden große Beachtung — ſeitens der danubiſchen Zenſur, die ahnungsvoll ſchon im Frieden dieſe Maſchinenzeit groß fand, ernſt nahm und demgemäß Kunſt verbot, fadenſcheinigen Wiener Amuſeurkitſch geſtattete. Auch in Deutſchland wiſſen wenige die Bedeutung ſeiner Himmel und Erde ineinanderrauſchenden Regenbogen, Waſſerfälle, Expreßdramen.

Sie sind Gefühl, unentschieden im Ungefähren, noch nicht restfrei in letzte Gestaltung gehoben, die kommen wird, bei dem nicht linear konzentrierten, wortmeisterlichen jungen Prager Paul Kornfeld schon da ist.

Wenn selbst ein homerischer Held, Ochsen verzehrend und Feuerwehrmann, satt wird „des Schlafes sogar und der Liebe, auch des Gesanges und fröhlichen Reigentanzes", kann man die Unlustgefühle und Weltmüdigkeiten ermessen, die einem zweiunddreißigjährigen Hans Ulrich Bitterlich von heute angesichts des Fäulnisprozesses „Leben" beschert sind. Dieser im Urleid um sich schlagende Held der (bei S. Fischer erschienenen) „Verführung" des Tragikers Kornfeld lehnt sich hinaus aus seinem Stück: der Erde, sie und ganz besonders der gewaltige Fünfakter seines Schöpfers ist ihm zu eng. Er ist unzufrieden mit seiner Buchform, einem genialen Weltschmerzdrama, stark und bitter wie die impressionistische Skizzenserie „Werther", hätte sich vielleicht lieber ebenfalls episch inkarniert. Der Mann hat unrecht. Vergiftet, schwer verführt vom Schleier der Maja, kann er nun wenigstens die ungeheuere Innenlast monologisch heben, den Stirndruck überschreien, poetisch und elementar. Der Dialog schon jedes Beziehungslosen bleibt Fiktion, Inzucht, Vorbeigerede wie jeder unbestimmte Dialog, der nicht Selbstgespräch ist, Selbstbesinnung. Glücklicherweise hält Bitterlich nur Monologe; sein Schicksal ist unser Schicksal: er vermag sich nur der Liebe (die er zurückstößt) begreiflich zu machen. Die anderen verstehen ihn nicht, taubes Publikum, phlegmatisch besessen von innerer Teilnahmlosigkeit. Das Bankkonto hört nicht die Symphonie der Einsamkeit, das Lied von der Bitterkeit und Melancholie des ewigen Herbstes. Einmal aber gerät das unvorsichtige Bankkonto in Reichweite des Helden, da erschlägt er es, vernichtet in einer Reflexbewegung einen Durchschnittsmenschen, die Fleischwerdung der Dutzendseele, den Bräutigam mit dem dicken Bauch, er erwürgt bärtige Zahl. Gefängnis. Aus dem ihn Direktor und Staatsanwalt befreien wollen. Widerstand des Gefangenen seiner Enttäuschung, den der Hund „Leben" nicht mehr vor die Tür lockt. Monologe, echoartig, flattern wider seinen Schatten: die Mutter, gute, arme, alte Rattenmutter. Bitterlichs unendliche Melodie erschallt; Eitelkeit der Eitelkeiten — alles ist Eiter, Bitterkeit der Bitterkeiten — alles ist bitter. Der Eiter der Erkenntnisse läßt die übersatte Seele nichts Neues mehr verdauen. Er durchzog fliehenden Fußes das rote Meer, und Salzgehalt der Lebensfluten war ihm zu groß. Ein ganz besonders schöner Knochen wird ihm vom Dichter gezeigt: Ruth. Seidenes Himmelstau, ihm von Gott gereicht zur Rettung. Bitterlich, knurrend, sich sträubend, beißt an, der Mädchenknochen läßt nicht los, schleppt den Gehemmten in den Tod. Via Laertes. Die bezaubernd frische Ruth nämlich hat den widerwärtigen, neidischen Dramenbruder Valentin, der diesmal Wilhelm

heißt. Hamlet, durch einen akut metempsychotischen Prozeß in unsere Zeit verdammt, genießt diesmal statt des vergifteten Degen spitzes Roßhaar, getaucht in ein tragisch changiertes Giftfläschchen. Gleichwohl: dies Stück ist und bleibt unabhängig, selbstherrlich vor Innerlichkeit, wild aufblühender Schönheit der Sprache. Romantisch durchstrolcht von einem moralischen Abenteurer, hamlethaften Don Juan, einem Don Werther. Ich nannte etliche Größen der europäischen Dichtung. Hier ist mehr als Widerschein; endlich eigene Gestaltung, eigener hypertrophischer Wuchs, ein sittlicher Prager, der nicht anempfindet, sondern Dichter, Tragödiendichter ist auf eigene Faust. Den ersten Lauf seines Rennens hat Paul Kornfeld gewonnen, durch sich selbst herausgefordert; hoffentlich bleiben die Theaterdirektoren nicht kalte Zuschauer, erwürgenswertes Bankkonto um Kotzebue (oder Strindberg oder Lenz oder wie sonst die entwogten Kornfelder früherer Generationen botanisch benannt sein mögen).

Was Walter Hasenclevers bei Kurt Wolff verlegten „Sohn" anlangt, so richtet sich Degout, Abscheu, Aversion dieses Jünglings gegen einen Teil, Altenteil, gegen den Papa, während Bitterlichs permanenter Welthaß, seine dumpfe Weltangst auf und ums Ganze ging. Der „Sohn" aß den Gram im Schatten eines väterlichen Bartes. Knabe in Matrosenuniform, mit blauer Enthusiastenmütze, die Schuhe sehr bestaubt von Schulausflügen, die er nicht mitmachen durfte schlechter Hausarbeiten wegen, später noch dringender ins Leben erigiert, kämpft mit dem greisen Henker zunächst rhetorisch. Als sich satt geheult die junge Seele, findet sie, daß in einem aktivistischen Vatermordstück von Ethik letzten Endes nicht geredet werden darf, sie exekutiert den Revolver wider die Reitpeitsche. „Wo bleibt das Maschinengewehr?" würde Fürst Scheitel fragen. Aber dieser moderne Serenissimus begnügt sich damit, die Zitate zu verwechseln, er stolpert ein konservatives: „Allons, enfants de la patrie", während er doch εἰς οἰωνος οὐκ ἀμυνεσθαι περι πατρης sagen wollte.

Hasenclevers Macht ist Pathos, lyrische Fülle, definitionssicher differenziert, dialektisch pointierte Leidenschaft, sein starkes Erstlingsdrama ein ihm gehöriger Theaterknall, selbsterraffter Bühnenwurf ohne sonderliche Längen, tief.

Als Dramatiker sind Hasenclever, Kornfeld, Kokoschka handwerksferne Dilettanten aus dem Künstlerdistrikt — Dichter, denen eher zufällig denn absichtlich das Bühnengemäße gelang oder besser: sich akkommodierte. Theaterherr, Komödienstratege von Natur ist Georg Kaiser, sein ist das Reich; zwar nicht, wie er meint „Von Morgens bis Mitternachts", sondern von acht bis zehn, mit Pausen. „Die jüdische Witwe" war biblischer Witz, „Europa" ätherzarttanzende Grazie, „Die Bürger von Calais" das Lied vom braven Mann, siebenmal wiederholt (wodurch Bürgers Gedicht

nicht besser wurde), „König Hahnrei" zersetzender Geist; das neue (gleich allen Kaiserwerken von S. Fischer verlegte) Stück ist Vollendung innerhalb mondäner, unheroisch-heroischer Sphären — obwohl Kaiser nicht sein Leid klagt, dichterisch komprimiert und nicht einmal Hekubas Leid. Dennoch: hier endlich spürt man die wahre Kraft des vom Kulissengeschick minder bevorzugten, noch nicht ganz systematisch konsolidierten, sonst aber durchaus sternheimscher Erfolge würdigen und hoffnungsreichen Konkurrenten des weit bekannteren Schippelerzeugers.

Politische Chronik: Neue Ziele / von Junius

In den Stürmen der Großen Revolution und auf den Trümmern des Friderizianischen Staates fand Johann Gottlieb Fichte die Kraft, das Morgenrot einer neuen Weltepoche zu verkünden, herbeigeführt nicht durch Gewalt oder den Kältetod der Seele, sondern durch die Ausgießung des heiligen Geistes über alles Fleisch.

Auf diese Verkündigung baute er die Mission des deutschen Gedankens in der Welt. Man darf es nie vergessen, daß dieser deutscheste Mann und christlichste Deutsche ihre Begründung mit dem kategorischen Imperativ einer Verantwortung belastete, die über das Nationale unendlich weit hinausgriff und alle Glieder der menschlichen Familie umfaßte. Nur so, durchstrahlt von dem Geist, den keine Erfahrung widerlegen kann, weil er ihr vorauseilt und sie lenkt, würden Staat und Politik und Wirtschaft versittlicht und aus Werkzeugen der Sinnlichkeit Hilfsmittel einer wahrhaft menschlichen Sendung. Unerbittlich streng war dieser Zuchtmeister zur Deutschheit, dem fleischgebundenen Immoralismus in Natur und Geschichte abhold, ein gewalttätiger Cäsar der Idee; aber auf seinen Worttafeln standen an erster Stelle die Gebote der freien Selbstbestimmung, der materiellen und sittlichen Entknechtung, der Erziehung zur Selbstgesetzgebung, die eine Nationaldemokratie begründet. Identität von Kultur und Politik war das Ziel, und die deutsche Geschichte war zu allen Zeiten voll von Persönlichkeiten, die mit einem anderen Ziel vor Augen nicht zu politisieren vermochten. Ich weiß, daß sie nicht direkt Geschichte machen; und Ferdinand Lassalle, der von allen Teufeln des Ehrgeizes und der Eitelkeit geplagte, hat sich zu ihnen zwar gezählt und Fichtes transzendenter Begründung des Sozialismus Lorbeeren gestreut; aber das eigene Bewegungsgesetz von Staat und Wirtschaft führt von der idealen Linie des Fichteschen Glaubens weit ab. Trotzdem gibt der Deutsche das Beste auf,

das er besitzt, wenn er sich nicht immer wieder auf ihn besinnt und zu ihm zurückfindet. Tut er es nicht, so ist er in Gefahr, sich zu verlieren.

Darum hat es mich geschmerzt, daß es Mode war, während die Flut draußen stieg, Woodrow Wilson erst als Idealisten und reinen Toren, dann aber als einen Mann hinzustellen, dem Amtergier und Parteitaktik das idealische Genick gebrochen hätten. In diesen Blättern wurde mehrfach die Moralität des Mannes und des Politikers geprüft, und immer ergab die Analyse, daß er von Herzen und aus Religion Demokrat war, daß für ihn Politik und Moral eine Provinz ausmachen und gerade das Befangensein in puritanischen Glaubensvorstellungen seine Handlungen in dieser Welt der Kompromisse schwankend machte bis zum Schein der Zweideutigkeit: doch die Linie blieb ungebrochen. Die Kommentare über seine Wahlrede in Cincinnati offenbarten wieder, wie wenig man diesen Mann verstehen gelernt hatte, obwohl sie für alle Notleidende unter der Sonne berechnet war und ihnen deutlich sein müßte. Nie, glaube ich, seit Wahlreden gehalten und undifferenzierte Massen politisch eingefangen werden, hat ein Politiker sich und sein eigenstes Selbst so zum Ausdruck gebracht, unverkrümmt durch schielende Rücksichten der Übertölpelung und unbekümmert um den Nutzeffekt von ‚Mittelchen'. Nur ein Punkt in dieser Rede war neu: zu Anfang, nach Ausbruch des Krieges, schien es, als ob Wilson an die Existenz eines Schuldigen glaube, der irgendwie und irgendwann Strafe erleiden müsse. Der Moralist in der Geschichte hatte sein Urteil gefällt, und wir wissen aus der stachligen Antwort auf unseres Kaisers Depesche wegen des völkerrechtswidrigen Gebrauchs der Dumdumgeschosse, daß es für uns ein Schuldspruch war. Seither ist Wilsons Erkenntnis fortgeschritten, er ist von den Brandstiftern zu den ‚objektiven' oder unpersönlichen Ursachen des Brandes vorgedrungen, er sieht die Atmosphäre des Argwohns, die blinden nationalen Egoismen, die aufreizenden und Gifte stapelnden Schutzbünde, die Gewalt der diplomatischen Konventionalitäten, er bekennt sich unfähig, eine einzige Ursache aus der Kette herauszuheben und mit dem Finger auf einen einzigen Übeltäter hinzuweisen. Würde diese Erkenntnis allgemein, so käme der Friede vielleicht bald in Sicht; aber es ist schon für das mißhandelte deutsche Ohr eine Erleichterung, daß sie in der probritischen Umwelt vorgetragen werden konnte. Wurde dieses Neue nicht erkannt oder beachtet, so wurden an das Alte, das pazifistische Bekenntnis, die üblichen verunzierenden Bemerkungen gehängt. Sie wären am Platze, wenn sie über die Banalitäten eines Menschen von gutem Willen nicht hinausgingen, eines Menschen, der nicht weiß, daß der Wille, um gut zu sein, sich bis an die Zähne wappnen, zu Opfern bereit, zu Kampf und Krieg gerüstet sein muß. Dieses Wissen

und den Willen zu dieser Bereitschaft besitzt Wilson: was heute Utopie scheint, kann, ja muß morgen Realität sein.

Es scheint, als ob die Präsidentschaft Wilsons politisches Denken unendlich befruchtet habe, indem es ihn aus dem Lehrhaften hinaustrieb und seine Psychologie des Menschen verlebendigte. Er glaubt nun nicht mehr an die automatische Wirksamkeit ethischer Motive. Er hat die Gewalt des Bösen am Werke gesehen, dem Werk der „Erbsünde". Die biologische Natur des Menschen, seine Animalität, sein ökonomischer Machthunger, sie können nur durch Gegengewichte von gleicher Gewalt eingeschränkt oder, was dasselbe ist, versittlicht werden. Daher seine außerordentlich anspruchsvollen Wehrvorlagen: der die Flottenrüstung betreffende Teil hat besonders in England die gebührende Aufmerksamkeit gefunden. Gleichzeitig aber ist seine mexikanische Politik äußerst zurückhaltend geblieben: der Pazifist lernt von einem Tage zum andern nicht um, obgleich der ferne Beschauer den Eindruck gewinnt, daß die mexikanische Anarchie den starken Arm einer internationalen Polizei benötige und deren Aufgabe naturgemäß der großen Republik zufalle. Doch wie dem sei. Wilson ist nun überzeugt, daß über Gewalt nur durch Gewalt triumphiert werden könne. Mir wurde gesagt, daß die Schriften und die Lehre des berühmten Rechtslehrers an der Leydener Universität, C. van Vollenhoven, auf Wilson den größten Einfluß geübt hätten. Ich kann das nicht nachprüfen: Wilsons Bekenntnisse und Handlungen lassen es denkbar erscheinen. Der Gelehrte glaubt an die reinigende Kraft der internationalen Gesetze und Vereinbarungen, doch so, wie man an die moralisierenden Wirkungen und die moralisierende Prophylaxis der Schule glauben muß. Er besteht darauf, daß das internationale Recht nach allen Richtungen hin und bis in ihre feinsten Verzweigungen ausgearbeitet werde, aber daß man nicht zu warten brauche, bis es die systematischen Ansprüche des Gelehrten befriedige, ehe man den Versuch mache, die internationale Anarchie durch eine zwischenstaatliche Rechtsordnung zu ersetzen. Das Ziel sei: der internationale Gerichtshof auf der einen Seite, eine Exekutive, das heißt eine internationale Polizei, auf der andern, dazwischen der Ausbau und die langsame Kodifizierung der Rechtsmaterie.

Die Friedenskonferenzen sind nach Vollenhoven zur Wirkungslosigkeit verurteilt, wenn sie fortfahren, Verträge zu verfertigen, von denen die ganze zivilisierte Welt — die Diplomaten ihnen voran — offen bekennt, sie kenne nicht einmal ihre wichtigsten Bestimmungen. Woher dieses zynische Prunken mit Ignoranz? Es stammt weniger aus menschlicher Bosheit als aus der Lebenserfahrung jedes naiven Menschen: daß hinter allen Geboten und Verboten, die Interessen berühren, die gepanzerte Faust stehen müsse.

Also ohne internationale Exekutive kann von wirksamer Schiedsgerichtsbarkeit, noch gar von irgendwelcher Rüstungsbeschränkung nicht die Rede sein. Die Großmächte werden niemals zu Rüstungsbeschränkung oder gar Abrüstung sich verstehen, ehe sie nicht erfahren haben, daß die Gefahren, die ihre vitalen Interessen dadurch laufen können, nicht mehr existieren. Daher fahren die verantwortlichen Regierungen fort, zu behaupten, die Wehrausgabe sei eine unvermeidliche Prämie gegen internationale Vergewaltigung, wogegen das Schiedsgericht keinen Schutz gewähre. Das Problem aller Probleme ist daher heute, wie die internationale Exekutive beschaffen sein müsse, um die Beobachtung der internationalen Schiedsgerichtsverträge und des internationalen Rechtes zu zwingen.

Wie der Herr, so der Diener. In dem Jahrbuch 1916 der Carnegiestiftung für internationalen Frieden finde ich das folgende Memorandum Robert Lansings, des Staatssekretärs des Auswärtigen in Washington. Es ist an das amerikanische Institut für Internationales Recht, dessen Mitglied er ist, gerichtet:

3. Januar 1916.

„Bei der ersten Zusammenkunft des Instituts hatte ich die Ehre, auf den unvollkommenen Zustand der Gesetze hinzuweisen, welche die Beziehungen zwischen Kriegführenden und Neutralen umschreiben und bestimmen. Diese Regeln haben sich während der letzten hundertfünfundzwanzig Jahre entwickelt und sind in manchen Fällen von den Gerichtshöfen der verschiedenen Länder verschieden gedeutet worden; es hat sich herausgestellt, daß sie oft unfähig waren, den neuen Bedingungen der Kriegführung sich anzupassen; und es ergab sich, daß der Krieg, meist durch richterliche Entscheidungen, diese Regeln verändert, umgeformt und erweitert hat. So sind die Prisengerichte der Kriegführenden die Interpreten ihrer Rechte und der neutralen Verpflichtungen geworden, und diese Interpretationen erzeugen eine unbewußte Voreingenommenheit, die aus der Überschätzung der Bedürfnisse der Kriegführenden folgt. Die Schriftsteller über internationales Recht haben sich, wenn sie sich mit Neutralität beschäftigten, auf die Entscheidungen dieser Prisengerichtshöfe berufen und verlassen, so daß sie Regeln aufzustellen pflegten, die indirekt nach den Gesichtspunkten der Kriegführenden formuliert waren. Zu diesen Einflüssen, die auf die Regeln über das Verhalten und die Behandlung der Neutralen übergriffen, kommt noch dieses hinzu: internationale Konferenzen und Kongresse haben gewöhnlich den Entwurf der Regeln, die die Rechte der Kriegführenden und der Neutralen betreffen, den Militär- und Marinetechnikern überlassen, die natürlich vom Standpunkt des Kriegführenden die Lösung der Aufgabe versuchen. So haben richterliche Entscheidungen,

Rechtsgelehrte und internationale Vereinbarungen sämtlich die Vorteile auf seiten der Kriegführenden gehäuft und den Rechten der Neutralen wenig Rücksicht geschenkt.

Nun ists, scheint es, Zeit, das Verfahren, wie man das Thema der Neutralität behandeln solle, umzukehren und es vom Standpunkt der Neutralen zu bearbeiten. Ich möchte daher vorschlagen, daß man zum Studium des Problems der neutralen Rechte und neutralen Pflichten einen Ausschuß einsetze, der versuchen soll, scharf begrifflich das Prinzip zu formulieren, das den Beziehungen der Kriegführenden zur Neutralität zugrunde liegt, statt ausdrücklich Regeln zu konstruieren, die das Verhalten einer im Kriege befindlichen Nation zu einer den Frieden bewahrenden bestimmen.

Und ferner möchte ich vorschlagen, daß man gut täte, die Aufgabe in zwei Teile zu zerlegen, wovon der eine die Rechte der Neutralen auf hoher See umfaßt, und der andere diejenigen ihrer Pflichten, die auf territorialer Rechtshoheit beruhen.

Der Rückblick auf die verflossene Kriegszeit macht die gegenwärtige Zeit zum Studium dieser Frage besonders berufen und geeignet; und da das Institut aus Mitgliedern neutraler Nationen zusammengesetzt ist, so ist es besonders geeignet, die Aufgabe unter dem richtigen Gesichtspunkt anzupacken, mit dem bestimmten Vorsatz, die Freiheit der Neutralen vor ungerechtfertigten Einschränkungen auf hoher See und vor der Auferlegung nutzloser Lasten zu bewahren, wenn sie ihre Neutralität zu Lande schützen."

Man kann nicht sagen, daß eine pax britannica, das heißt die sittliche Weltordnung in britischer Hut und machtpolitischer Verwahrung, das Ideal dieser Männer sei. Ich bestreite, daß ihre angelsächsischen Sympathien sich soweit verlieren. Sachlich weicht auch — Theodore Roosevelt von Wilsons oder Tafts pazifistischem Ausgangs- und Zielpunkt nicht ab, der Mann, gegen den wir die stärkste Abneigung und das berechtigtste Mißtrauen haben dürften, selbst wenn seine Schrift ‚Why America should join the allies' mehr Kenntnis deutscher Art und Kunst und mehr Einsicht in die besonderen Gefahren unserer politischen Lage offenbarte. Seit der Präsidentschaftsbotschaft vom Dezember 1904 wiederholt er die gleichen Gedanken und Vorschläge, wie die pazifistische Utopie wirksam gemacht und als beherrschende Lebendigkeit unter die großen geschichtlichen Realitäten gestellt werden könne. Seinem Wesen nach bezweckt der Plan, daß ein internationaler Vertrag für einen gerechten Frieden (peace of righteousness: ein Ausdruck mit biblischer Färbung und von puritanischer Herkunft) bestehe, der jeder Nation ausdrücklich Dinge wie territoriale Unversehrtheit, Ehre und Lebensinteressen zusichere, diese also aus dem Kompetenzbereich des Vertrages stelle, ja, mehr als das, deren Besitz und

Nutznießung garantiere; daß also der Vertrag ausdrücklich davor schütze, törichte Verpflichtungen einzugehen, die nicht gehalten werden können noch sollen. Aber die Hauptsache ist die internationale Exekutive, die Verpflichtung aller Vertragsmächte ‚to put force back of righteousness', das heißt mit ihrer gesamten Wehrmacht die internationalen Verpflichtungen gegen Mißbrauch zu schützen. Er läßt die technischen Schwierigkeiten, die Utopie in die Wirklichkeit überzuführen, nicht gelten, das gemeinsame Interesse aller zivilisierten Völker an der Bezwingung des internationalen Chaos sei zu stark und werde erfinderisch machen.

Aber was geschieht mit der machtstaatlichen Dynamik, den Wachstumstrieben der Staaten, die sich ihrer (bisherigen) Natur nach als Dinge an sich gegeben haben, berufen und gezwungen, entweder zu verkümmern oder sich auszudehnen? Die Antwort Roosevelts auf solche tief ins Wesen von Staat, Nation, Volk, Wirtschaft eingreifenden Fragen ist oberflächlich und aus der überlegenen Ruhe dessen gegeben, der seiner Zukunft unbedingt sicher ist. Um die selbstherrlichen Rechte der Vereinigten Staaten ist Roosevelt, auch wenn er sich gerade in weltbürgerlicher Stimmung befindet, zärtlich besorgt: das Recht, zu bestimmen, wer zum Aufenthalt, zu Bürgerwahl und Geschäft zugelassen werden solle, gehört natürlich zu ihnen. Der stolze Abkömmling der Pilgerväter, die ein freies Menschentum und eine historisch nicht belastete Gesellschaftsform zu begründen auszogen, opfert das erhabene Asylrecht. Für die anderen — durchhaut er den Knoten: er schlägt vor, den status quo in einem gegebenen Augenblick anzusetzen, da eine Rückrevidierung und ein Gutmachen historischen Unrechts ins Chaos zurückwerfen würde. Auf Einzelheiten sei heute nicht eingegangen, sie scharf zu durchdenken, historisch und juristisch zu sichten, das ist nicht Sache dieses magister mundi. Für uns interessant ist die Bemerkung, hätten die internationalen Abmachungen schon bestanden, als der Weltkrieg ausbrach, so wäre Belgien vor deutschem Überfall geschützt und Deutschland wäre von dem Druck befreit gewesen, der sein Dasein vergiftete: Russen und Franzosen könnten, von anderen Nationen unterstützt, eines Tages über das Reich herfallen, es zerschmettern und sein Volk versklaven. Von dieser Sorge könne nur ein Völker- und Friedensbund es befreien.

Nach Wilson sprach Grey und nach Grey Bethmann Hollweg. Daneben und dazwischen Abschwächungen durch Lloyd George und Asquith, mit der Tendenz, den spezifisch englischen Gesichtspunkt der politischen Weltordnung aus ewigen Gesichtspunkten abzuleiten und den kriminalistischen Standpunkt festzuhalten. Danach müßte Deutschlands machtpolitische Dämonie, die die auf Vertragswilligkeit und Menschlichkeit beruhende Nebenordnung der andern Glieder der Völkerfamilie störte, erst

bezähmt und ihr Rechtssubjekt in den Käfig gesperrt werden. Das alte Lied. Aber das neue, getragen von Vernunft und Menschlichkeit und kluger Berechnung der heute noch möglichen Gewinnaussichten, ist mit solcher Stärke noch nie vorgetragen und noch nie mit solcher Inbrunst vernommen worden. Herr von Bethmann Hollweg fand den Mut, den einzigen Weg zu beschreiten, der die Zukunft Deutschlands und der deutschen Mission in der Welt sichern und ihr dauernde Garantien schaffen kann, weil diese dauernden Garantien nie anders als im Einklang mit den führenden Großmächten geschaffen werden können. Es gab keinen Staat in der Welt, in dem der Schiedsgerichtsgedanke und nun gar die Vorstellung der Rüstungsbeschränkung so wenig populär war wie in Deutschland. Das lag nicht an der Härte der deutschen Seele und noch weniger an den ausschweifenden Zielen der offiziellen deutschen Politik, die Schuld lag an dem Druck auf unsre Grenzen und besonders an der Unfertigkeit der machtpolitischen Ordnung in Zentraleuropa, die nur Toren leugnen durften. Nun aber, nach den geistigen und materiellen Kraftproben des Krieges, werden unsere Gegner es nie mehr auf eine Vergewaltigung von Deutschlands legitimen machtpolitischen Ansprüchen ankommen lassen dürfen; und unter dieser nicht ganz selbstverständlichen Voraussetzung, die ein Friede um jeden Preis nie erfüllen kann, hat der Kanzler sich zu dem Gedanken der internationalen Schiedsgerichte bekannt und den Glauben ausgesprochen, daß die Utopie von gestern doch vielleicht die Realität von morgen sein möchte. In diesem Bekenntnis und in diesem Glauben liegt die Rückkehr zum Fichteschen Geist, von dem wir oben sprachen. Es ist der Glaube an den schließlichen Triumph der Vernunft und ihrer Gebote. Es ist der Verzicht auf die Lehre, daß die zerstörende Gewalt der technischen Kriegsmittel von heute aufbauende sittliche Folgen haben könne. Wenigstens ist der Zweifel an der Auslesefunktion dieses politischen Mittels ausgesprochen. Damit ist grundsätzlich die Scheidewand zwischen den politischen Ideologien der Völker durchstoßen. Wenn Herr von Bethmann Hollweg seine Staatsmannschaft krönen will, muß er nun aber auch den Mut haben, den neuen Geist als Fackel nach innen zu lenken und die ersten Schritte zur Neuorientierung zu tun, nicht um der guten Gesinnungen der anderen Völker willen, die ihre eigenen Miseren und Laster in sich tragen, sondern um das Vertrauen dieses tüchtigsten und opferwilligsten Volkes zu erlangen, das endlich das Recht erwerben will, sich selbst zu hören und zuzugehören.

Indem ich dies niederschreibe, trifft die Nachricht ein, daß Woodrow Wilson wieder zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden sei, gegen viele offene und geheime Wünsche, wahrscheinlich auch gegen die Berechnung unserer Gegenspieler. Ich will Optimist sein und

betrachte es als einen Triumph des Rechtsgedankens, als den Sieg einer Persönlichkeit, die von den politischen und geschäftlichen Widerständen sich nicht vergewaltigen ließ. Das neue Amerika ist in Anmarsch, jene Millionen, die von den plutokratischen Beherrschern des Landes in wirtschaftliche und seelische Not gedrängt werden, nachdem der ganze unabsehbare Boden des Riesenkontinentes monopolisiert, das Kapital vertrustet, die Kapitalbildung für die Mehrzahl der Wirtschafter eine Schimäre geworden war. Europäisch gesprochen, wäre dies die Auflehnung der Prärie und ihrer Pionierbevölkerung, die mit Hacke und Karst ausgezogen war, das Land urbar zu machen, gegen das bewegliche Geschlecht derer in und um Wallstreet. Es ist aber zugleich auch die Absage an den Imperialismus nach englischem Muster, an das System, mit Flotten und Heeren der Kapitalausbreitung und Kapitalherrschaft in fremden Erdteilen vorzuarbeiten. Wieviel Konstruktion in diesem Gedanken liegt, wird vielleicht schon die nächste Zukunft zeigen. Aber schon jetzt fühlt unsere Publizistik, deren Urteil über Wilson lange geschwankt hat, daß er ganz und gar nicht den englischen Interessen hemmungslos ergeben ist, weil er die Solidarität der angelsächsischen Kulturgemeinschaft und eine Art sittlich geistiger Gemeinbürgerschaft zwischen den beiden großen Reichen bejaht. Um mit einem Wort sein letztes Ziel zu umschreiben: er strebt nach dem Ausgleich zwischen dem Machtgedanken und dem Kulturgedanken. Es war immer und ist heute mehr denn je das Ziel nicht nur unserer Sehnsucht, sondern unserer unmittelbarsten Opfer. Wilson drückt seine Wünsche in moralistischer Terminologie aus, aber die Triebkräfte sind die ganz realen des erleuchteten Selbstinteresses, das nach den Erfahrungen dieses brudermörderischen Krieges auf wirksamere Weise sich auswirken und rationalisieren muß, als die bisherige zwischenstaatliche Anarchie möglich machte.

Anmerkungen

Ein Lutherbild

Der religiösen Gemütsreaktion gegen den rationalistischen Naturalismus hat sich nun auch die Novellistin angeschlossen, der nach dem Scheiden der Ebner-Eschenbach vielleicht der erste Platz gebührt unter den weiblichen Vertretern des Fachs. Ricarda Huch (Luthers Glaube. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1916) verkleidet sich in die Gestalt des großen Reformators. Gegen diese Auffassung wird sie lebhaft protestieren; sie glaubt uns den echten, den wahren Luther zu schenken, nachdem alle, die ihn darzustellen sich vermaßen, Freunde wie Feinde, ihn mißverstehend, nur Zerrbilder zu bieten vermocht hätten; mir jedoch scheint, sie hat mehr in Luthers Werke ihre Seele hinein als seine herausgelesen. Doch darf man ihr dankbar sein für das imponierende und zugleich ansprechende, herzgewinnende Antlitz, das aus den von ihr zusammengefügten Aussprüchen Luthers hervorleuchtet. Es sind natürlich meist andre, als welche die Döllinger und Denifle, andre auch, als welche die Köstlin und Hausrath für ihre Tendenzmalerei ausgewählt haben; sowohl der zornmütige Titane wie der erbauliche Prediger, Mahner und Tröster kommt zu Worte; nur den an Martial erinnernden Schlammvulkan schließt ihr Zartsinn aus. Aber den metaphysischen Psychologen interpretiert sie hinein.

Wie die Katholiken Luther verstehen und wie ich ihn beurteile, habe ich im zweiten Bande des Jahrgangs 1912 der Neuen Rundschau ausführlich dargestellt. Nach Ricarda besagt sein rechtfertigender Glaube: „daß zwischen Handeln und Sein eine unüberbrückbare Kluft besteht, solange die Handlungen aus dem bewußten Willen fließen, daß ein Zusammenhang zwischen Handeln und Sein nur da ist, wenn die Handlungen aus dem unbewußten Herzen, eben aus dem Sein entspringen, kurz, daß nur die Taten der Seele zugute kommen, die man tut, weil man muß. Alles Guthandeln, das nicht mit Notwendigkeit aus dem Innern fließt, sondern das der bewußte Wille macht, rechnete Luther unter die Werkheiligkeit, eine Vollkommenheit, die nur Schein ist, weil sie auf das Sein des Menschen gar keinen Bezug hat. Er wies alle derartige Handlungen als ungöttlich, d. h. nicht aus dem Sein fließend, aus dem Gebiete der Religion in das Gebiet der Moral, womit nur die Welt, aber nicht Gott zu tun habe; ja er trennte nicht nur die Moral vom Reiche Gottes ab, sondern behauptete und wies nach, daß sie in einem feindlichen Gegensatz zu Gott steht.“ Die Tausende, die gewöhnt sind, in Luther die Wurzel, in Kant die Krone des nachmittelalterlichen Deutschtums zu verehren, werden betrübt sein, zu erfahren, daß die beiden Geistesheroen nicht etwa bloß polare Gegensätze sind, sondern in unversöhnlichem Widerspruche zueinander stehen, und Schiller wird sich von Kant abwenden müssen, statt nur gemütlich zu scherzen:

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu ichs leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Der liberale Katholik aber spricht: nichts Neues, diese Alleingeltung des aus dem innersten Sein, dem Herzen Fließenden,

und diese Autonomie des so gearteten Menschen; Dante, der sich seine thomistische Orthodoxie von Petrus bezeugen läßt, läßt sich am Schlusse des 27. Gesanges des Purgatorio von dem abschiednehmenden Führer Virgil sagen:

Nicht meines Worts noch meines Winks mehr harre,
Denn frei, gerade ist und gesund dein Wille,
Und Unrecht wär's, nicht ihm allein zu folgen;
Drum krön' ich dich zu deinem eignen Papst und Kaiser.

(Perch'io te sopra te corono e mitrio).

Aber freilich vernimmt Dante dieses gewaltige Wort erst, nachdem er den Gipfel des Berges der Reinigung, des Symbols des Bußsakraments, erklommen hat. Der (für die Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe notwendige) Irrtum Luthers bestand, wie oft gesagt worden ist, darin, daß er erwartete, jeder, der die Bibel lese, müsse daraus den Glauben schöpfen, und aus diesem müsse die Liebe samt allen Tugenden fließen (daß für die Praxis die Entgegensetzung von Religion und Moral nicht zu gebrauchen ist, sah er natürlich ein). Und da das nicht der Fall war, da der „Pöfel" das Wesen des neuen Evangeliums in Luthers Rate sah, man müsse den Teufel, der Zweifel an diesem Evangelium errege, mit lustiger Gesellschaft, einem guten Trunke und tapferem Sündigen bekämpfen, was natürlich (wie auch Ricarda zugibt) zur Folge hatte, daß in Deutschland alles drunter und drüber ging, so mußte Luther die Obrigkeit zu Hilfe rufen, daß sie mit Knüppel und Schwert dreinschlage. Heute würde eine solche Lehre und Abschaffung der Kirchenzucht nicht viel Schaden anrichten, weil der eiserne Staatszwang, die strengste Konvention und ein Kampf ums Dasein, in welchem sicherlich unterliegt, wer nicht wenigstens den Schein der Moralität wahrt, einen jeden im Gleise der Rechtschaffenheit und Wohlanständigkeit festhalten, aber in der gemütlichen (manchmal auch recht ungemütlichen) Anarchie des ausgehenden Mittelalters erfreute man sich noch wirklicher Freiheit, und zu den Aufgaben der Reformation gehörte es eben, dieser durch die Aufrichtung des Zwangsstaats ein Ende zu machen.

Daß Religion und Moral nicht bloß zwei verschiedene Mächte, sondern als göttlich und teuflisch einander entgegengesetzt seien, hatten allerdings Thomas von Aquin und Dante noch nicht gewußt, das war wirklich etwas Neues. Mit den Schwierigkeiten, in die diese Entgegensetzung ein gewöhnliches Menschenkind verwickeln würde, kann Ricarda fertig werden, weil sie, (ähnlich wie Jakob Böhme) den Teufel in Gott, und Gott in die Menschenseele verlegt. Daß alles, was da ist, also auch das im Teufel personifizierte Böse und Schlechte, in Gott seinen Ursprung hat, glaube ich ebenfalls, würde es aber als Jugendlehrer und Prediger nicht sagen. Luther war beides, hatte aber auch gar nicht nötig, seine Begriffe von Gott und Teufel zu verheimlichen, denn beide waren ihm äußerlich gegenüberstehende reale Mächte; katholische Mystiker sind der Hegelschen Identifizierung von Gott und Mensch viel näher gekommen. Hätte Luther Metaphysik getrieben, so würde er Leibniz vorgezogen haben, der Gott in seinen „Effulgurationen", den Seelenmonaden, nicht aufgehen läßt, ihm seine eigne, von diesen unabhängige Persönlichkeit wahrt, der Menschenseele aber eine relative Selbständigkeit zuspricht. Ricarda schwankt, ohne einen der beiden Philosophen zu nennen, zwischen Leibniz und Hegel, neigt jedoch mehr dem zweiten zu; wiederholt sagt sie, Gott komme nur im Menschen zum Selbstbewußtsein. Nun begreife ich nicht, wie, abgesehen von dem einen und einzigen Jesus, ein andrer Mensch, der glaubt, in ihm werde Gott sich seiner bewußt, dem Luziferhochmut entgehen

kann. Hegel scheint ihm verfallen zu sein, und seitdem äffen besonders junge Dichterlein den Kathedertitanen nach. Ricarda stellt nämlich dem anspruchslosen Teufel der gewöhnlichen Laster und Verbrechen als vornehmsten den Luzifer oder Satan gegenüber, der sich an Gottes Stelle setzen und zum Zentrum des Universums erheben will.

Man ist überrascht, ihren Satan auch an dem Orte zu finden, wo ihn vor ihr nur die Puritaner gewittert haben. Sie scheint in die Kolonnen getreten zu sein, die jetzt mit dem Schlachtrufe „Dürer, Rembrandt und deutsche Kunst", gegen die Renaissance und die Romanen zu Felde ziehen. „Wunderbar finde ich, im Grunde freilich ganz selbstverständlich, daß zu Christus Zeit auch Satan Fleisch wurde, nämlich in den römischen Kaisern." (Das glaubte nur der Verfasser der Apokalypse, einer ganz jüdischem Geiste entquollenen Phantasie, die anläßlich der neronischen Christenverfolgung in einen christlichen Rahmen gespannt wurde. Die übrigen Schriften des Neuen Testaments zeigen sich dem Römerreiche durchaus freundlich gesinnt, und die Apostelgeschichte hebt die Gerechtigkeit und Humanität römischer Statthalter und Offiziere gegenüber jüdischem Fanatismus geflissentlich hervor.) Ricarda fährt fort: dieser Gegensatz habe sich wiederholt, als in Italien die alte Kunst, in Deutschland die Religion neu auflebte; „auf beiden Seiten waren gewaltige, satanische und göttliche Persönlichkeiten; Renaissance und Reformation stehen in einem unzertrennlichen Zusammenhange." Luther würde sich freuen, zu erfahren, daß sein Glaube, das Papsttum sei vom Teufel gestiftet, noch von einer Seite gestützt wird, an die er wahrscheinlich nicht gedacht hat; sind doch Päpste die Führer und Förderer der Renaissance gewesen.

So ganz hält es übrigens Ricarda nicht mit dem vermeintlich echt Deutschen gegen das Romanische in der Kunst: sie denkt sich Jesus schön und will, daß er schön dargestellt werde, und das ist eine Sache von Wichtigkeit. Wenn Grünewald im alten Athen Bilder gemalt hätte wie seinen durch Mißhandlung schauderhaft zugerichteten Gekreuzigten, würde er von den humanen Athenern bestraft worden sein, und mit Recht. Das Anschauen gemalter Greuelszenen erregt in nicht ganz gesunden Gemütern das krankhafte Verlangen, dergleichen in natura zu sehen, und versucht sie, sich diesen teuflischen Genuß zu bereiten. Schon Dantes Hölle hat die Phantasie der Christenheit verderbt und die Maler zur Darstellung des Grausigen verleitet, und die vielen Höllen-, Fegfeuer- und Märtyrerbilder haben ohne Zweifel dazu beigetragen, im ausgehenden Mittelalter die Justiz und die Kriege immer grausamer zu machen, bis beide sich im Dreißigjährigen Kriege, in den Hexenprozessen und den Hinrichtungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zu einer Orgie des Entsetzens steigerten, welche die Hölle auf Erden verwirklichte. Der preußische Schulrat Karl Adolf Menzel, ein gläubiger evangelischer Christ, hat die Guillotine der Schreckensmänner gepriesen, daß sie den von der sogenannten Justiz verübten Zerstückelungen, Brennungen, Schändungen lebendiger Menschenleiber ein Ende gemacht habe.

Ricardas Buch ist reich an feinen individual- und völkerpsychologischen Analysen und an beachtenswerten, wenn auch nicht durchweg einwandfreien praktischen Gedanken, deren manche sich zu schönen Sentenzen kristallisieren wie: „Ohne irgend eine berauschende Lethe ertrüge der Mensch das Leben nicht, und es strömen ihm zwei Brunnen des Vergessens im Schlaf und in der Liebe;" die Form: Briefe an einen Freund, ihren ungläubigen Herzenskönig, erhöhen die Glut der Lebenswärme, die aus ihm sprüht.

Carl Jentsch

Palma Kunkel

Der Männliche, der auch Knabe, Kind sein kann, — das ist der köstlichste Typus seines Geschlechts, dem man voll Ehrfurcht, Liebe, Rührung und Erschütterung nahen kann: eben voll aller Gefühle in dem Einen Gefühl für das vollendet Lebendige, — auf das es immer im Ersten und Tiefsten ankommt.

Solch ein Mann war Christian Morgenstern! Und Galgenlieder und Palmström und Palma Kunkel, über die hier als letztes dieser Spielwerke Morgensterns zu sprechen ist, — sie stehen zu seinem anderen Werke so, wie das Spiel zur Arbeit stehen muß, wenn es ein bezauberndes und gutes sein soll, das sich mit der Arbeit gegenseitig seltsam bereichert.

Das alles muß man wirklich sehen, wenn man aus Morgensterns Spielweisen alles herausholen will, was in ihnen liegt: Denn nicht bloß ein Spiel ist es, von Einem, der darf und kann; es ist Spiel eines Mannes, ein männliches Spiel, ein menschliches Spiel. Man muß es von hier aus erleben. Dann ist es nicht bloß das graziöse Vertändeln von Wortinhalt und Sinn, von Vorstellungen, Begriffen, Geistigkeiten mit Sinnlichkeiten, von Ernsthaftem ins Scherzhafte, blühend, unerhört frisch und kühn, es ist nicht bloß das alles, obgleich es manchem genug ist; sondern es kommt noch ein Erlebnis vom Männlichen, vom Menschlichen und Lebendigen heraus. Und dieses im Grunde erkannt, gibt es dem Ton des Spiels eine geheimnisvoll tiefe Resonanz, daß man meint, es wäre da ein unerhörtes, hinreißendes Wunder — und schon tänzelt und kobolzt es doch schon wieder dahin, nur als ein Spiel.

Das alles gilt für Palma Kunkel ebenso wie für die Galgenlieder und Palmström; denn sie erweitert nicht eigentlich die Werte, die uns die Galgenlieder zuerst brachten und Palmström noch eindrucksvoller und vertiefter in seinem vag individuellen menschlichen Umriß gab. Diese Silhouette Palmström (und von Korf), persönlich menschlich, fast dramatisch lebendig und doch nur ganz scheinbar (in einer Balance übrigens, die genial geschaffen ist), intensivierte die menschlichen Werte, die in den Galgenliedern unter Hokuspokus allzu versteckt lagen. Zu dieser bewußten oder unbewußten Absicht schuf Morgenstern sich und uns die beiden Freunde, — die wahrscheinlich im Weiteren Personifikationen zweier Wesenszüge von ihm, des spekulativ Geistigen und des Sinnlich-Anschaulichen sind. Walser zeichnete mit Recht und wundervoll diesen bärtigen durch die Brille sinnenden Scheinmenschen auf den Umschlag.

Palma Kunkel aber ist nun nicht Figur! Sie ist mit Palmström verwandt, weil sie nur durch ihn da ist; sie ist der leere Schatten von ihm, der stets vor ihr steht; sie ist leerer Umrißschatten eines Umrisses. Darum durfte niemals Walser sie abbilden, und wenn er es tat, so hätte es mit ganz leerem Gesicht oder sonstwie so geschehen müssen, daß man sie nicht, wie jetzt, irrtümlicherweise für eine neben Palmström oder Korf gleichwertig stehende Figur hält — und dann nicht leicht über die Enttäuschung hinweg (die ungerecht zuerst dem Dichter vorgeworfen wird) zum Erfassen der anmutig feinsinnigen Idee gelangt, die mit Palma angedeutet werden sollte. Die Idee des Plans ist ja bei diesen Büchern so wertvoll wie eins der Gedichte, die sie enthalten!

Das neue Buch ist nicht ein neuer Schritt, und sollte es eben auch nicht sein! Es war eine Hinzufügung zu Palmström (und ward dann noch ein schmerzlich stimmender Nachtrag.) Palma steht weiblich schwesterlich hinter Palmström mit einem Dasein nicht an sich und für sich selbst. Sie steht einmal für ihn ein, als Teil seines Wesens, so, wie ein treues weibliches Wesen einmal an unserer Stelle dem Besucher die Tür öffnet, weil

wir schlafen oder arbeiten, oder so tun als ob.

So ist über Palma, und das heißt auch über das Buch selbst, kaum etwas Neues zu sagen. Es ist fortgesetztes Spielwerk, wie wir es schon kennen und lieben. Es sind in ihm auch Gedichte nachgetragen, die in Erstauflagen der früheren Bücher standen und vom Dichter zurückgezogen wurden, und solche, die für diese Bücher nicht gewählt worden sind. Palma Kunkel, als das Palmström schwesterliche Buch, gibt also: mehr, und das letzte von Galgenlied und Palmström, vom außerordentlichen Spielwerk, diesem männlichen Spiel, dieser Menschlichkeit, —: Christian Morgenstern.

Herbert Mhe

Das Erlebnis der Neutralität

Das Erlebnis der Neutralität ist groß. Es beginnt schon auf dem orangenen Strich, der auf der Karte die Schweiz von Deutschland scheidet. Wenn dieser Strich in Wahrheit auch eine Zone von Himmel, Baum, Bachwasser, Strauch in natürlichen Farben und deshalb nicht sichtbar ist, er wird fühlbar. Fühlbar, wie dem erwachenden Müller ehemaliger Gang und plötzliches Stillstehen der Mühle ist.

Die letzte Kette der deutschen Beamten taucht wohlberechtigte Hände in Koffer, dreht Schlüssel, entkleidet uns und durchsucht Stiefel und Taschen nach Papieren, welche der heimischen Sache schaden. Unklug ist es darüber zu seufzen. Wir erkennen hier dankbar ein schönes Symbol. Indem man uns den etwaigen Plan einer Festung, den Standort einer Truppenabteilung fortnimmt, entpolitisiert man uns ja: ganz rein und ganz nur Mensch, geläutert, gelangen wir hinüber.

Das Erlebnis der Neutralität steigt an, es schichtet sich aufwärts, schräg wie ein Berg. Zuerst entfließt es ganz klein dem Kreuz, dem roten Balken im weißen Felde, der von den Kappen der Schweizersoldaten leuchtet. Es zittert von diesen Säbeln her, die niemals, niemals gegen Anhöhen gezückt waren, auf denen schießende Menschen lagen... Sobald uns ein neuer Wagen aufnimmt, springen, neben der Aschenschale, uns vom Fenster die Buchstaben an: daß wir uns „nicht hinauslehnen" mögen. Nur wir? Nein, in den zwei anderen Sprachen der Schweiz wird um das Gleiche gebeten — — „Il est défendu de se pencher en dehors" und „E pericoloso sporgersi" Wie strömt das durch unsere Augen ins Herz! Wir fühlen: wir haben ein Land betreten, darin auch ein Mensch französischer Zunge oder ein Wesen italienischer Zunge von Staats wegen davor bewahrt bleiben soll, zwischen fühlloser Materie zermalmt sein Blut in ein Unglück zu vergießen ....

Das Gefühl der Neutralität ist das Gefühl reziproken Erlebens. Es ist religiöses Überzeugtsein, daß in dem Augenblicke, da ich geläutert und ohne Haß von Norden her die Grenze beschreite, ein Wesen, mir wie ein Spiegelbild gleich, daß ein Feind, von Feindschaft entsühnt, den Fuß auf Chiasso oder auf Genf setzt. Als Ziffer kann ich es nicht erweisen: aber ich glaube daran. Ich werde, solange ich atme, glauben, daß für jeden Gedanken der Liebe, den ich bei mir zu denken wage, in einem Busen jenseits der Grenze der gleiche Gedanke der Liebe aufsteht. Ich glaube, daß die wohlwollende Freude, mit der ich auf dem Emailleschild die fremden Buchstaben und Worte betrachte, von jenem jungen Feinde geteilt wird, der auf derselben Emailletafel das ihm zuhause verpönte Deutsch liest. Nicht nur der Haß ist epidemisch, gerade mit der Humanität — glaubt mir! — verhält es sich wie mit Wasser in kommunizierenden Röhren. Wagt es in eurem eigenen Herzen die Oberfläche der Güte zu steigern, und sie erhöht sich von selbst in den andern.

Ich dachte das Größte zu erleben, als ich im Anfange, vor zwei Jahren, in das

rauchende Belgien einfuhr. Als, im Kreise um dieses Fahren, die Glocken Brabants zu Brandröte schmolzen, Türme zersprangen und das Eisengebrüll von Mecheln immer wieder die Feuerhand ins stille Brüssel hineintauchen wollte . . . Aber ich habe mich geirrt. Diese Fahrt aus dem Krieg in den Frieden ist viel größer und menschentiefer als damals die Reise vom Frieden zum Kriege. Wenn mich jetzt hinter dem Fall von Schaffhausen der Zug an einer Wiese vorbeiträgt, darauf dreißig junge halbnackte Männer, umwogt von Sonne und Grasgeruch, mit einem schönen ledernen Fußball spielend gegeneinander streiten, so erschüttert mich das heute als ein Beweis von Leben und Macht tiefer als damals eine Versammlung brennender und verwundeter Häuser. . . Und ich darf mich erschüttern lassen! Denn ich fühle ja, reziprok, wie aus einem Spiegel entgegenwehend, auch den erstaunten Neid des Franzosen, welcher klagt, daß nirgends daheim solch eine sorglose Wiese steht, die Erschütterung des Italieners, der an das Blut des Isonzo denkt.

Ich will nicht versuchen, die seelische Steigung zu beschreiben, die heut eine Reise von der Grenze nach Zürich durchläuft. Schiller hat es für mich getan. In den Worten, die, visionär, Max dem Vater Octavio sagt. Den Superlativ des Friedens, des Glücks, enthält seine Schilderung noch nicht: den Superlativ, den ich erlebte, als ich den Zürcher Bahnsteig betrat. Da stand ein französischer Infanterist und legte seine blaugrauen Arme um Frau und Kinder; die Tränen rannen in seinen schwarzbraunen Feldbart nieder. Und zehn Schritte weiter erhielt sich an Krücken der Deutsche und küßte gerührt die Seinen. Dann huben sie ihre Augen auf und erkannten einander als Feinde. Auch die Frauen, die kleinen Kinder, sahen sich groß und bleich ins Gesicht. Aber sie taten sich nichts zuleide. Auch ihre Gedanken blieben rein. In diesen Sekunden wurde — glaubt mir! — die Luft zwischen ihnen allen Choral. Ein „Heil dem Menschen! denn er ist gut" stieg auf und zerstäubte am Bahnhofsgewölbe . . .

Neutralität: der Krieg wohnt nur im Zeitungskiosk. Dreimal täglich rauscht ein Strom von Papier und Partei ins Land, aus Norden, Süden, Westen und Osten. Gegen die Schriften aus Deutschland und Österreich kämpfen der „Temps", „Matin", „Messagero", Löwe und Einhorn der „Daily Mail". Aber — o Wunder! — sie heben sich auf. Wie ein Würfel nur fester wird durch einen gleichmäßigen Druck aller Flächen, so hämmert der vierfach werbende Wind der Presse die Schweiz immer dichter zusammen. Mit einem „Ich lasse mich nicht beirren!" schafft sie das Kunstwerk der Neutralität.

So ist auch der Zeitungskiosk eines der vielen Symbole der Schweiz. Nehmt es hin! Etwas Realeres kann ich nicht sagen. Noch bin ich erst seit sechs Wochen im Lande; obwohl ich doch Tausenderlei erfuhr, glaube ich ganz im Anfang zu stehen. Überlaut schlägt noch mein Herz und errichtet über jeder Beobachtung einen Springbrunn farbigen Fühlens. Noch kann ich kaum sagen, was ich meine; aber ich kann es wohl ahnen lassen:

Die Schweiz ist die mystische Mitte Europas. Sie ist das gesunde Herz kranker Glieder. Das Zentrum alles zuckenden Landes zwischen Flensburg und Palermo, zwischen Warschau und La Rochelle. Sie ist ein Licht, ein Altar, eine Heilung, umflogen vom fiebernden Schreien der Wut. Wer das Glück hat sie anzufassen, der wird gesund. Sie ist eine reinste Wahrsagung der Zukunft, ein guter Spiegel kommender Dinge; sie gibt uns das süßeste Versprechen gleichwie dem Bräutigam eine Braut: daß, wie sie heute Europa ist, einmal Europa Schweiz werden wird.

Kranz von welchem Baume gebührt ihr? Nicht vom Lorbeer oder der Eiche. Sie hat in diesen furchtbaren Läuften wirklich einiges mehr geleistet als ihr veralteter Heros Tell . . . Das hat sie ganz

nebenher erledigt: das Land von Tyrannis frei zu halten. Ihr Hauptwerk aber ist wirklich nicht die starke Rüstung durch General Wille. Von ihr verzeichnet des Menschen Geschichte, daß sie im winterkalten Hause als Einzige den Feuerherd wahrte und daß wir ohne ihr treues Schüren liebloser Eiszeit entgegengingen. Von allen Seiten mit Schelten beworfen — denn jeder mißverstand ihre Güte und argwöhnte sie den andern geneigt — hat sie nur immer festeren Griffs in das Geheul der Schrecken gepackt, Zermalmte und Leidende an sich geborgen. Immer wieder Verständigung ratend, nie erlahmend, oft abgewiesen, in Vorzimmern wartend, trat sie, von keiner Enttäuschung vertrieben, stets aufs neue mit funkelndem Blick vor die mächtigen Herren der Erde. Mit ihrem Diakonissenärmel konnte sie ihnen freilich nicht das Schwert aus erhobenen Händen trotzen — aber tausendmal Einzelgnade hat die Kühne davongetragen. Wo ist der Dichter, der dieses aufschreibt?! — Der uns die „Laus Helvetiae" anstimmt, das übermenschliche Epos der Güte. Er müßte Kenntnis und Maß aller Tränen besitzen, welche die Schweiz getrocknet, dazu die Summe rhetorischer Kräfte, die je in der Dichtung entfesselt waren.

Heinrich Eduard Jacob

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oskar Bie, Berlin.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

AP
30
N5
1916
Bd.2

Neue Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY